Bibl. 9625/T.

Josef Böck-Gnadenau
Wien.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Erstes Heft

№ 1 — 15.

Januar 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler der ausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Cyten. Kritische Diversionen No. 4. 35
Georg Lotz. Vergißmeinnichtblätter. Der Mahler und seine Liebe. Novelle. . . . . 1 ff.
— — Margarethe von Flandern. Historische Erzähl. 81 ff.
Fanny Tarnow. Genovewa Galliot und der Prinz von Lamballe. . . . . 3 ff.
Wunder über Wunder. Nach einer alten Chronik der Stadt Beaucaire. 76
Das verlaßene Herrenhaus. . . . . 49 ff.
Abentheuer in einer Amerikanischen Wildniß. . . 57 ff.
Lehrplan der Wolff-Jülichschen Bildungs- u. Pensions-Anstalt für Blinde. 75
Madame Dübarry in London. 85
Eine Scene des 10ten August 1792. 89
Großmuth. 6
Bagatellen. 23. 34. 46. 71.
Anekdoten Gallerie. 6. 14. 80.
Concert von E. Marxsen. 41
Gedanken. 54
Musikalisches. 55
Dringende Bitte. 55
Literarische Notiz. 71

2. Poesien.

Seite

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

Natalis Lieder
1) Wanderung. 17
2) Altjahrs Abend. 18
— — Ihr Plätzchen. 25
Alexander Sande. Das Eine Blümchen. . . 43
— — Der Geliebte. 59
Winfried. Thyrza. 65
Hugo. Räthsel. 39. 63.

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Fremde.

Berlin im December. 7
Braunschweig im December. 15
Hannover im December. 23
Magdeburg. 31
Berlin im Januar. 63
Weimar den 18ten Januar. 95

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 1 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle. *)

„Da habe ich Dich endlich, wenn gleich nur schwach, wiedergegeben, mein Ideal der Schönheit! Den Rosenhauch Deiner Wange, das feurige Licht Deiner Augen — das holde Lächeln, welches um Deine süßen Lippen spielt — vermag keine Kunst vollkommen hinzustellen! Was mein Pinsel konnte, ist vollbracht. Stürbe ich in diesem Augenblick, ich würde der Welt, wenn auch nur ein unvollkommnes Abbild des Gegenstandes hinterlassen, der der erste, — der einzige Traum meiner Liebe war!“

So sprach der junge Mahler Ludoviko, während sein Blick auf einer unvollendeten Skizze ruhte, und die sanfte Melodie seiner schönen Stimme bis in das Herz eines jungen Mädchens drang, das in einiger Entfernung von ihm vor einem Tischchen kniete und seine Farben bereitete. Er bemerkte sie nicht; täglich daran gewöhnt, in ihrer Gegenwart seine Kunst auszuüben, seinen Träumereien nachzuhängen und sich, seitdem er in dem Hause ihres Vaters wohnte, solche kleine Dienstleistungen von ihr verrichten zu lassen, wofür er ihr dann mit einem freundlichen Lächeln oder einigen höflichen Worten zu danken pflegte, wußte er kaum ob sie zugegen sey, und deßhalb sprach er so laut, wie es seine Gewohnheit war, wenn ihn eine heftige Gemüthsbewegung anregte.

Endlich warf er den Pinsel bei Seite. „Es ist schon gut so, Rosa. Meine Hand ist müde — mein Kopf brennt; ich habe seit Tagesanbruch gemahlt — ich will hinaus und mich an den Ufern des Arno erfrischen.“

„Ganz wohl, lieber Herr!“ erwiderte das Mädchen leise in einem demüthigen Tone, jedoch ohne ihr Auge mit den langen, seidenen Wimpern empor zu schlagen. So wie er aber das Zimmer verlassen hatte, ging mit ihr plötzlich eine unbeschreibbare Veränderung vor. Ihr großes, dunkles, wunderbar schönes Auge flammte, ihre Lippen bebten, ihre Brust hob sich schneller, sie faltete krampfhaft ihre Hände und schlich leise der Staffelei zu, auf der das Werk Ludovikos ruhte. — Aber noch bevor sie dorthin gelangt war, hemmte sie ihre Schritte und blickte ängstlich nach der Thür jenes Gemachs, in welches der junge Künstler getreten war; dann faßte sie Muth,

*) Aus dem Keepsuke.

schlich einige Schritte weiter — stand aber wieder still und bedeckte sich das reizende Antlitz mit ihrem Schürzchen. „Ich wage es nicht — ach, ich wage es nicht," sprach sie traurig vor sich hin, „wenn es nicht mein Bild ist, wie ich es mir diesen Morgen träumte, als sein Blick auf mir ruhte, ach dann — dann bin ich ganz unglücklich! Und wenn es nun mein Bild wäre, wie könnte ich es dann je wagen, das Auge wieder zu ihm aufzuschlagen! Nein, nein! ich will nicht hinblicken, ist gleich die Versuchung recht groß." — Und mit langsamen Schritten das Haupt noch immer nach der Staffelei gewandt, kehrte sie auf ihren Platz von vorhin zurück. Dort harrte sie in Träumereien versunken, bis ein Pochen an die Thür und ein wiederholter Ruf ihres Namens sie aus ihrem Sinnen aufschreckte. Sie öffnete und die derbe, aber hübsche Gestalt eines Schiffers zeigte sich auf der Schwelle.

„Bertholdo," sprach sie, o warum verfolgst Du mich stets? Habe ich doch Deinen mir unwillkommenen Liebesantrag mit Bestimmtheit zurückgewiesen."

„Rosa," erwiderte der Schiffer in einem etwas scharfen Tone, „Dein Vater betrachtet Deine Antwort noch nicht als eine Entscheidung und auch ich thue es nicht. Ich liebe Dich so sehr, ich könnte für Dich sterben, und es macht mich toll, wenn ich, während andre Mädchen singen, tanzen, oder fröhlich den Fluß hinabschiffen, Dich hier grübelnd finde, hier, in dem Zimmer des bleichen Mahlers. Er ist es, der mir Dein Herz abwendig, mich Dir verhaßt macht, er, der Dir von Liebe vorschwatzt, um Dich zu entehren — denn, glaube mir, der Signor Ludovico ist zu stolz, um die Tochter seines armen Wirths zu heirathen."

Bleich und kalt wie der Tod stand Rosa regungslos da, denn während der Rede des Schiffers war der junge Künstler wieder in das Zimmer getreten. Sein Auge schweifte staunend von einem zu dem Anderen und seine sonst blasse Wange erglühte vor Unwillen, ob der abscheulichen Anklage. Endlich seufzte er schmerzlich, trat näher und sprach einige Worte, welche das Schicksal des armen Mädchens vor ihm auf immer besiegelten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genoveva Galliot

und der

Prinz von Lamballe.

Von

Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.) *)

„Mein Vater befahl, daß einer von seinen Hofcavalieren mich begleiten solle. Gehen Sie, mein Prinz, sagte er mir, ich werde heute nicht mit Ihnen schelten. Herr von Fenelon galt mehr als Sie und man hat ihn in seiner bischöflichen Kleidung einer armen Wittwe die Kuh wiederbringen sehen, die ihr entlaufen war."

„Das kleine Mädchen hatte sich nicht an uns herangewagt, und hörte also nichts von dem, was mein Vater sagte."

„Ihre Mutter hatte die Auszehrung, an der sie auch nach einigen Monaten starb. Sie war die Wittwe eines Ackerknechtes, der auf einem unserer Maierhöfe gedient und von einem wüthenden Stier getödtet worden war. Ihr Mann war, wie man in der ganzen Gegend sagte, der ehrlichste und dabei der schönste Bursche gewesen, den es im ganzen Fürstenthum gab; seine Wittwe besaß nichts, als ein Hütte, einen kleinen mit Obstbäumen besetzten Garten, einige Bienenstöcke und einen mit Rocken und Gerste besäeten Morgen Landes. Sie würde mit ihrer Spindel so viel verdient haben, sich und ihre Tochter kleiden zu können — aber die Krankheit verhinderte sie daran. — Entschuldigen Sie diese Umständlichkeit meiner Erzählung — aber sie wird Sie nicht befremden."

„Ich sagte dem Kavalier, der mich begleitete, daß ich mich sehr ermüdet fühle und ihn daher bitte in das Schloß zurück zu gehen und mir meine Kutsche zu senden, die bei dem Fußsteig der nach Fresney — so hieß das kleine Dorf, in dem Genoveva Galliot mit ihrer Mutter wohnte — auf mich warten solle. Ein Louisdor war alles, was ich an Geld bei mir hatte und aus einem gewissen Instinkt des Zartgefühls sagte ich, meine Mutter sende ihr dies Goldstück und werde es ihr auch künftig an nichts fehlen lassen. Sie überhäufte mich mit Segnungen und fragte dann nach dem Namen meiner Mutter. — Diese so natürliche Frage machte mich sehr bestürzt; mich dünkte, meine Antwort könne vielleicht eine Scheidewand zwischen dieser armen Familie und mir ziehen; stammelnd und mit niedergeschlagenen Augen sagte ich, meine Mutter heiße Modena und die Kranke antwortete mir mit matter Stimme, indem sie ihre Tochter ansah: es giebt hier herum so viele Bürger, die wir nicht kennen! — ja, wir wohnen so weit von dem Flecken entfernt, setzte Genoveva mit einem Ausdruck von Dankbarkeit und freundlichem Wohlwollen hinzu, der mich entzückte.

„Genoveva verfehlte nicht mit ihrer Ziege wieder nach dem Felsen von Thymerole zu kommen, und auch ich war schon am folgenden Tage wieder da und von da an alle Tage, bis zum Ende des Herbstes. Ich brauchte nur aus einer kleinen Thüre des Parkes hinauszugehen, um unbemerkt zu ihr kommen zu können. Fast immer kam ich früher als sie und suchte dann Gras und Kräuter für die Ziege, die stets mit vollem Euter heimkehrte. Wir baueten uns aus Zweigen kleine Hütten und Kapellen und pflückten Blumen, aus denen wir Kränze wanden, jene zu schmücken. Da ist Geld für Deine Mutter, sagte ich ihr, und zum Weihnachten, Genoveva, will ich Dir ein goldenes Kreuz schenken. — Und auch ein silbernes Herz? fragte sie freudestrahlend. — Nein, Du sollst auch ein Herz

*) Der Anfang dieses interessanten Aufsatzes wird den neueingetretenen, oder noch eintretenden resp. Abonnenten gratis mitgeliefert. D. R.

von eben so reinem Golde, wie das Kreuz, dazu bekommen! Ich habe Dich so lieb, meine Genovefa, so unaussprechlich lieb, daß ich Dir etwas geben möchte, was ich besitze und alles was ich einst mein nennen werde! — Ich habe Sie auch recht lieb Herr Ludewig, aber, setzte sie betrübt hinzu, ich habe gar nichts, was ich Ihnen schenken könnte. —

„Ich erinnere mich noch eines Tages, wo sie mir einen Strauß gelber Schlüsselblumen gab, den sie für mich gepflückt hatte. Ich habe diesen Strauß noch; er liegt in dem Kästchen, in dem ich meine theuersten Kleinodien aufbewahre, neben einem von der Hand des heil. Ludewig geschriebenen Gebete, einem Splitter des wahren Kreuzes, einem Briefe meines Aeltervaters, Heinrich des Vierten, einem Perlen-Armband, mit dem Bilde meiner Mutter und einer Locke meiner Schwester.

„Gegen Ende des Octobers wartete ich vergeblich bis spät am Abend auf sie; sie erschien nicht und ich kam bei einbrechender Nacht in fieberhafter Aufregung nach dem Schlosse zurück, doch ließ ich mich, wie gewöhnlich zu Bette bringen, stand aber, sobald meine beiden Kammerdiener sich entfernt hatten, wieder auf. Es war erst 10 Uhr; meine Eltern waren mit ihrem ganzen Hofstaat in Rambouillet und im Schloß nur die zu meiner Aufwartung erforderliche Dienerschaft anwesend. Ich nahm mir vor, mein Zimmer so behutsam zu verlassen, daß es von Niemand bemerkt werden könne. Auch würde, wie mich dünkte, im ganzen Schlosse Keiner sich getraut haben, mich gegen meinen Willen, zurückzuhalten. Ich machte mich nie eines tollkühnen, oder kindischen Streiches schuldig; die ganze Dienerschaft meines Vaters liebte mich sehr und fürchtete mich ein wenig; mein Gouverneur spielte mit meinem Instruktor, dem Abbe Florian, Trictrac in meinem Zimmer, welches Beide verhinderte es zu hören, als ich in meinem Schlafzimmer das Fenster öffnete; ich kletterte hinaus und erreichte bald die kleine Pforte im Garten, aus der ich wie ein junger Hirsch ins Freie sprang.

„Es fiel mir gar nicht auf, das kleine Haus, in welches Genoveva und ihre Mutter doch eigentlich schon ruhig hätten schlafen sollen, noch erleuchtet zu sehen. War Genoveva doch nicht am Felsen Thymerole erschienen — wie konnte es mich da noch befremden, wenn alles von dem gewöhnlichen Lauf der Dinge abgewichen erschien.

„Ich stand länger denn eine Viertelstunde vor der Einfassung des kleinen Gartens und starrte die Hütte an. Näher heran wagte ich mich nicht, aber ich war entschlossen, nicht eher von dannen zu weichen, bis ich Genoveva gesehen hätte, und müsse ich auch bis zum Morgen so stehen bleiben. Ich mußte sie sehen, sie sprechen, von ihr hören, warum sie nicht gekommen sey! — o war ich ihr doch jetzt nahe, war sie doch da! Diese Gewißheit stillte mein Herz und dies that mir Noth, denn ich fühlte in meiner Kinderbrust ein Männerherz schlagen und hatte geglaubt, der gewaltige Schlag desselben müsse mich tödten! Jetzt kam es mir vor, als hätte ich nichts mehr zu wünschen, nichts mehr zu fürchten — als bedürfe es, um mich glücklich zu fühlen, nichts als des stillen Verharrens auf dem Platze, wo ich stand, bis zum Anbruch des Tages. —

„Endlich öffnete sich die Thüre der Hütte, eine alte Frau trat mit einer Lampe in der Hand heraus, die sie sorgsam vor dem Erlöschen zu wahren suchte; sie näherte sich der Hecke, hinter der ich stand, um einen Zweig des Gebüsches abzuschneiden. Ein namenloß düstrer Gedanke blitzte durch meine Seele und ich folgte ihr, als sie wieder in die Hütte ging.

(Die Fortsetzung folgt.)

Großmuth.

Am Tage, welcher der St. Bartholomäus Nacht voranging, sah Sieur Rheniers, welcher in seinem Gemache auf seinen Knieen lag, in der Absicht auf diese Weise seinen Tod zu erwarten, seinen Todfeind, den Sieur Vezins plötzlich zu sich eintreten. Er war Lieutnant bei dem Marquis de Villars welcher ihm bemerkt hatte, daß sich jetzt ihm eine passende Gelegenheit darbiete, an seinem Feinde Rache zu nehmen.

Vezins hieß Rhenier aufstehen, gebot ihm Schwerdt und Mantel zu nehmen, ließ ihn außerhalb des Thores ein schönes spanisches Roß besteigen und begleitete ihn 14 Tagereisen weit, bis an die Pforte seines eigenen Hauses, ohne auch nur ein einziges Wort mit ihm zu sprechen. Als er aber dort auf seinem eigenen Grund und Boden Fuß gefaßt hatte, sprach er streng: „ich habe Euch das Leben nicht gerettet, um Eure Freundschaft zu gewinnen, sondern nur um Euch die Gelegenheit zu geben, ehrenvoll zu sterben, wenn sich die Veranlassung dazu darbietet.“

„Mein Leben,“ erwiderte Rhenier in großer Bewegung, „wird sich nie gegen Euch vertheidigen, aber es soll von nun an dazu verwandt werden, Euch gegen Eure Feinde zu schützen.“

„Dazu wird sich die Gelegenheit finden. Wollte Gott alle meine Freunde und Feinde dächten eben so brav.“ — Mit diesen Worten spornte Vezins sein Roß und ließ den Geretteten in völliger Freiheit und unbeschreibbarer Bewunderung zurück.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Roßkamm verkaufte ein Pferd und versicherte, daß es gesund sey und durchaus keinen Fehler habe. Bald aber zeigte es sich, daß der Gaul auf dem einen Auge nur wenig sehen konnte, auf dem andern aber ganz blind sey. — Der Käufer machte Lärm und berief sich darauf, wie der Verkäufer versichert habe, daß das Pferd keinen Fehler besitze. „Nun, hatte ich etwa nicht Recht? fragte der Roßkamm, „das arme Thier ist blind, das ist ja sein Fehler nicht, sondern sein Unglück.“

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im December.

Wie es den Anschein gewinnt, macht das hiesige Königst. Theater gute Geschäfte mit seiner neugewordenen Oper. «Die Jüdin» von Halevy wurde, nachdem das Königliche Theater sie bereits einstudirt, aber wieder zurückgelegt hatte, warum das wissen die Götter! dreimal in einer Woche mit entschiedenem Glücke gegeben. Was die Ausführung vielleicht zu wünschen übrig ließ, ersetzten Züge, Costüm und Pracht. — Ueberhaupt sind wir in der letzten Zeit sehr reich an musikalischen Genüssen gewesen, wozu einheimische und auswärtige Künstler das Ihre beitrugen. Von den letztgenannten bemerke ich Ihnen nur den jungen Pianofortespieler Decker, den Violinisten Hausmann und Madame Cresceini. Die genannte Dame machte hier besonderes Aufsehen. Von unserm Hofe protegirt, mit den besten Empfehlungen versehen, gab die sehr schöne Frau (die beste Empfehlung!) ein Concert, und hatte eine große Einnahme. Ihr Gesang befriedigte indeß unsere Erwartungen nicht, denn hat sie gleich eine herrliche, metallreiche Altstimme und viel Feuer im Vortrage, so fehlte doch durchaus künstlerische Sicherheit. Die anmuthige Frau hatte sich einer besondern Auszeichnung zu erfreuen, der Ritter Spontini führte sie vor und dirigirte die Ouverture seiner Vestalin selbst. — Die Abendunterhaltungen von Moser und Ries erfreuen sich der fortwährenden Theilnahme des Publikums und sind sehr besucht.

Für die Operdarstellungen auf der Königlichen Bühne ist auch ein Stern aufgegangen, Dlle. Jagmann ist nemlich wieder eingetroffen. Sonst fanden nur Darstellungen älterer Opern statt. Mad. Seidler sang unlängst zum hundertsten Male die Agathe im Freischütz — und man denke — die jugendliche Susanne im Figaro. Die Gräfin gab Dlle. Gründahm, den Pagen als Versuch Dlle. Clara Stich, jedoch ohne Erfolg. Die Aufgabe überstieg ihre Kräfte.

Auch im redenden Drama hat diese Bühne nichts Erhebliches dar, nur einer Darstellung des Macbeth müssen wir gedenken, worin unser Rott in der Titelrolle Ausgezeichnetes leistete. Besser aber wäre es gewesen, wenn er in der Scene nach dem Königsmorde, die Stumpfsinnigkeit als Folge seines ersten Verbrechens deutlicher zur Anschauung gebracht hätte, der Moment ist dazu entschieden für den Charakter des Macbeth und hätte von dem denkenden Künstler nicht verabsäumt werden sollen.

Veritas.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Am Donnerstag den 30sten dieses zum erstenmale «Kean» nach dem Französischen des Dumas bearbeitet von B. A. Herrmann. Kean ist ein Schauspiel, so kündigt es sich an auf dem Zettel und will für nichts mehr gehalten werden, am wenigsten für eine Charakteristik. Von dem Kean, den wir aus seiner Lebensbeschreibung und aus der mündlichen Ueberlieferung von Augenzeugen seiner dramatischen Erfolge kennen, von dem ist kaum eine Spur mehr vorhanden. Jedes Große, das etwa dem wirklichen Kean noch hätte entlehnt werden können, ist hier bei Seite gesetzt und nur die flasche Attrack in den Händen des eingeschlafenen Trinkers erinnert uns an eine seiner am wenigsten schätzbaren Eigenschaften. Ich sehe nicht ein, warum man gerade Kean zum Hauptmann dieses gewöhnlichen Machwerks genommen hat, wenn ichts nicht auf Rechnung des Effektes setzte, den der berühmte Name machen soll. Es ist beinahe lächerlich zu denken, daß ein und derselbe Charakter von den verschiedensten Schauspielern ohne Veränderung ihrer Individualität, wie jeder andere Liebhaber gespielt werden kann, — wenn man bedenkt, daß derselbe zugleich einer so markirten Persönlichkeit angehörte. Genug, das Ganze ist nichts als eine gewöhnliche Komödie, ohne einen großen Gedanken und ohne die geringste Charakteristik; Kean schreitet nicht auf dem tragischen Kothurn, sondern tanzt auf dem Französischen Soksus.

Herrn Fehringer war die schwierige Aufgabe zu Theil geworden die Schwächen des Schriftstellers durch Talent zu bedecken; — aber er hat sie nicht gelöst. Nicht gelöst? das ist fast zu viel, denn es ist die Frage ob er sie lösen konnte? Kean's erstes Auftreten wird durch eine ziemlich gelungene Exposition vorbereitet, das Publikum steht wirklich mit Spannung nach der Thür, durch welche der große Schauspieler eintreten soll und siehe da — ein ziemlich junger Mann im modernsten Frack tritt mit dem feinsten Anstande hin und declamirt lange Entschuldigungen, die im Ernste auswendig gelernt erscheinen, ganz in gewöhnlicher Manier her. Ohne Interesse steht man den Mann gehen, dessen Ankunft man mit Spannung erwartet. Das ist nicht die einzige Täuschung des Publikums, welche der Schauspieler zu büßen hat. Kean erwacht nach einer wilden Orgie; man meldet ihm ein Mädchen, von der er aufs heißeste geliebt wird; der er rathen soll, weil sie von einer gezwungenen Heirath bedroht wird. Sie gesteht ihm ihre Neigung zum Theater. Welche Scene! jetzt wird Kean ihr alle Gefahren seiner eigenen Laufbahn und der ihrigen mit einer Feuerzunge schildern, er wird auch seine glühende Begeisterung für die Kunst, deren Jünger er ist, von einem edlen Standpunkte aus, zur Anschauung bringen! Nichts von dem allen, Kean sagt nichts anders, als was jeder Schauspieler von seiner Kunst zu einem jungen Aspiranten sagen würde; er bringt dieselben bausbackenen Bemerklichkeiten vor, die seit einer Ewigkeit eben so nutzlos für das Genie als niederschlagend für den gewöhnlichen Alltagsmenschen gewesen sind. So geht es weiter; Täuschung auf Täuschung; die Scene des Romeo wird fast lächerlich; denn der Einfall ist es an und für sich; der vorgehende kräftige Charakterzug (in der Schenke) sowohl das Herauswerfen Johns als die Parentation an den Lord Melvil, sind nur für einzelne Theile der Zuschauer berechnet und fanden in der höchsten Region den meisten Anklang; Stärke kann und den Schauspieler nicht achtungswurdig machen und die Vertheidigung der verletzten Ehre liegt jedem Ehrenmanne ob; sein Standpunkt in der Gesellschaft sey, welcher er wolle.

(Der Beschluß folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 1ten Januar. „Die Jüdin." Oper in 5 Aufzügen. Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 2 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Genoveva Galliot

und der

Prinz von Lamballe.

Von

Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Genoveva — denn nur diese sah ich im ersten Augenblick — lag vor dem Bette ihrer Mutter auf den Knieen; der alte Pfarrer von Rouvens ertheilte dieser die letzte Oelung. Ich kniete neben Genoveva nieder, die nur einen flüchtigen, höchst gleichgültigen Blick auf mich warf. Ihre Augen hingen an der bleichen Todesgestalt ihrer Mutter — sie war ganz in den trostlosen Schmerz versunken, sie verlieren zu sollen, da sie sich diesen Verlust nie als möglich gedacht hatte. — Der gute alte Pfarrer begann nun die Gebete für die Sterbende herzusagen. Zum Erstenmal sah ich dem Tode ins Auge und der erhabene Ernst seiner Erscheinung überwältigte in meiner Seele jedes andere Gefühl. Der Schauplatz dieses Auftrittes war eine abgelegene, ärmliche Hütte — man hörte den Sturm draußen heulen — die kleinen Fensterscheiben klirrten, die Flamme auf dem Heerde schwankte hin und her — und in der Hütte lag auf schlechtem Lager eine arme sterbende Bäuerin — zwei Kinder, ein Landpriester und eine alte Bauersfrau, waren allein Zeugen ihres Todes und doch dünkte mich, als der Priester sich erhob und mit hoher Würde die Worte sprach: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, verkündige ich Dir Vergebung Deiner Sünden! Schwinge Dich auf, gläubige Seele, zu dem Thron des himmlischen Lebens, wo Dein Heiland Dich erwartet!“ — als öffne sich der Himmel und ich rief mit lauter Stimme: Amen! — Der Pfarrer der meiner bis jetzt noch nicht gewahr geworden war, wandte sich um. — Sind Sie es, Monseigneur? — — Ja, mein guter Vater, antwortete ich, indem ich ihm die Hand drückte, ich bin es. Sorgen Sie für Genoveva, nehmen Sie sie zu sich, Herr Pfarrer; ich bitte Sie innigst darum. — Ich will Ihnen Kostgeld für sie zahlen, aber nehmen Sie sie gleich mit, damit sie hier nicht allein die Nacht zu bleiben braucht.

„Der alte Pfarrer war der einfachste und mildherzigste aller Menschen. „Ich übernehme gerne und zwar ohne alle Vergütung sagte er mir, die fernere Erziehung dieses armen Kindes. Vielleicht wäre ich nicht auf den Gedanken gekommen, sie zu mir zu nehmen; aber die Vorsehung hat Sie, wie ich

glaube, hergeführt um mir die Sorge für Genoveva am Sterbebette ihrer Mutter zu übertragen, deren Seele jetzt im Himmel ist, denn sie war schon ein Engel auf Erden, Monseigneur — das reinste und frommste Herz, das ich je gekannt habe. —

„Genoveva lächelte mir unter einem Strom von Thränen zu; es befremdete sie eben so wenig, als es sie erfreuete, zu erfahren, wer ich war; hatte sie doch schon immer gewußt, daß ich ein Bürgerssohn war, und mehr war ein Prinz in ihren Augen auch nicht.

„Sie wäre gerne bei der Leiche ihrer Mutter geblieben, aber ich ließ sie durch die gute Alte nach Nouvens, nach dem Pfarrhause geleiten, denn der Pfarrer mußte zu einem anderen Kranken gehen, der am entgegengesetzten Ende seines Kirchspiels wohnte. Es kostete Mühe sie zu bereden, diese Hütte, in der noch ihre Wiege neben dem Todtenbette der Mutter stand, zu verlassen, aber ich bestand mit solchem Ernst und solcher Würde darauf, daß die Alte dadurch bewogen wurde, mir zu gehorchen und Genoveva sich darin ergab. Meine Seele war wie umgewandelt; mir lag die Sorge für Genoveva ob; ich war plötzlich ein Mann, ein willenskräftiger Mann geworden und ich kann Sie versichern, daß ich von diesem Augenblick an, d. h. seit meinem vierzehnten Jahre, keinen kindischen Gedanken mehr gehabt habe.

„Als ich mich mit der Leiche allein gelassen fand, war es mir im ersten Augenblick unmöglich, beten zu können; mich dünkte, als hätte ich vorher noch eine andere, eben so dringende und heilige Pflicht zu erfüllen. — Ruh' in Frieden! sagte ich zu dieser bleichen Gestalt, mit den geschlossenen Lippen und dem erstarrten Herzen — ruhe in Frieden! — ich liebe Dein Kind, ja, ich liebe Deine Tochter! sie soll mir heilig seyn! ich will sie lieben und ehren, wie man die Engel des Himmels liebt, mit denen Dein verklärter Geist uns Beide bewachen wird! — — Ich werde sie heirathen! —" ich sprach diese Worte laut, so fest und mit einer so männlichen Stimme aus, daß ich vor dem Ton meiner eigenen Stimme zusammenfuhr, als hätte ein anderer als ich diese Worte gesprochen. — Ich werde Genoveva, Genoveva Galliot. Deine Tochter, herrathen! wiederholte ich. Ich gelobe dies bei dem Bilde des Heilandes, mit dem ich hier Deine Lippen berühre!

„Eine unaussprechliche Rührung und eine heilige Ehrfurcht durchdrangen hier mein Herz. — Ich kniete vor dem Sterbebette nieder, zog das Leichentuch behutsam weg und küßte die harte, rauhe Hand der Todten mit der Ehrfurcht eines Sohnes.

„Arme Susanne, ich habe dir Wort gehalten und Ludwig von Bourbon, Prinz von Lamballe, ist der Gemahl deiner Tochter! — Sie kennen mich nicht, Marquisin; Sie wissen, wie bescheiden mein Vater ist, aber mein Herz und die Einfachheit meines Sinnes sind Ihnen nicht bekannt — ich möchte, wenn ich mich selbst prüfe, zuweilen daran zweifeln, daß in meinen Adern königliches Blut fließt. —

Er erzählte mir nun noch das Leichenbegängniß der Mutter, Genoveva's Erziehung, die Geschichte ihrer Liebe und ihre heimliche. von einem Kapelan des Palais-Royal eingesegnete Vermählung. — Er war also ohne Wissen des Herzogs von Penthievre mit dieser Bäuerin vermählt und zwar mit Hülfe des Herzogs von Orleans, der wohl berechnet hatte, daß die in einer solchen Ehe geborenen Kinder, nie das unermeßliche Vermögen des Prinzen von Lamballe erben konnten, und daß also die Schwester desselben, die Gemahlin des Herzogs von Orleans, zufolge dieser Heirath, die einzige Erbin des Herzogs von Penthievre werden mußte. —

„Sehen Sie nur, bat mich der Prinz, dies sprechend ähnliche Bild meiner Genoveva an und sagen Sie mir, wie sie Ihnen gefällt.

Darauf kann ich Ihnen nicht antworten; ich kann Ihr Verfahren nicht billigen und halte es doch für unnütz, es zu tadeln. Sie wissen übrigens, daß Sie in jedem Fall, auf meine Verschwiegenheit rechnen können. Doch Ihr Vater — Haben Sie Mitleid mit seinem Schmerze — und wenn nun der Herzog von Orleans Ihr Geheimniß verrathen sollte und der König, das Oberhaupt Ihres Hauses, diese arme junge Frau gefangen nehmen ließe, die ich liebe, ohne sie zu kennen, weil ich Sie, Monseigneur, als einen wahrhaften ehrenwerthen Prinzen, als einen ächt französischen Prinzen achte und werth halte — dann was denn? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Es giebt in der Welt Stimmen, die einmal gehört, wir immer wieder und wieder zu vernehmen wähnen, wenn sie uns gleich in unserm ganzen Leben nicht wieder erschallen. Eine solche Stimme war die Stimme Ludovico's. Obgleich er gemeinhin rasch und lebhaft sprach, so besaß doch sein Ton einen Wohlklang, welcher mit seinen übrigen Eigenthümlichkeiten vollkommen übereinstimmte. Wenn seine Züge ruhig waren, schien sein dunkles, schwärmerisches Auge und das bleiche durchsichtige Colorit einen ganz seinen Studien hingegebenen Jüngling zu verkünden; aber wenn er mit Enthusiasmus von irgend einem ihn lebhaft interessirenden Gegenstande sprach, dann glaubte man den Genius seiner heiligen Kunst selbst vor sich zu erschauen; dann flammte sein Auge, dann lächelte sein Mund, dann glühte seine Wange.

„Nicht zu stolz, um Dich zu lieben," sprach er, indem er Rosa's Hand sanft erfaßte, „denn Deine Liebenswürdigkeit

und Schönheit machen Dich jeder Liebe würdig — mein Stern aber leuchtet mir aus einem anderen Lande! — Wenn ich während unseres langen und heiteren Beisammenseyns durch Wort oder Blick Dich zu einem Irthume veranlaßt habe, so verzeihe es mir, ich meinte es nicht so; auch glaube ich nicht daß ich je durch Schmeichelei — — " ✕

„O nein, nein, lieber Herr, Ihr seyd ganz schuldlos," unterbrach ihn lebhaft das hochergluhende Mädchen, „es war Bertoldo allein — "

„Glaube mir, guter Bertoldo," fiel der junge Mahler ein, „Dein Argwohn ist ungegründet, gieb ihn auf und empfange von mir das Versprechen, daß ich Dir Rosas Bild mahlen werde, sobald sie Deine Braut ist." Mit diesen Worten verließ er die Werkstatt. Auf einen gebietenden Wink Rosas entfernte sich auch der Schiffer und nunmehr sank die arme Enttäuschte nieder auf ihre Kniee, faltete die Hände und seufzte: „Es ist vorbei — mein Traum ist vorüber. Ach, ich, ich war zu stolz! Wie konnte ich es wagen, den Signor Ludovico zu lieben? Und doch liebte ich ihn nicht mit einer gewöhnlichen Liebe, die auf Erwiderung hofft, — ich liebte ihn, wie die Lerche den Morgen, wie die Blume die Sonne, — wie der Andächtige seinen Heiligen liebt, so habe ich Ludovico geliebt! — Ach Bertoldo, nimmer kann ich die Deine werden, ich kann es nicht, obgleich es der sehnlichste Wunsch meines Vaters ist, welcher von der Freigebigkeit Deines englischen Herrn, des Lord Altingford, einen so hohen Begriff hegt, daß er eine Goldmine zu Deinen Füßen zu erblicken glaubt." Bei diesen Worten entströmten Thränen ihren Augen, dann blickte sie schüchtern nach dem Bilde, dem der junge Mahler so begeisterte Worte gespendet hatte. „Jetzt darf ich es betrachten," sprach sie, und mit langsamen Schritten näherte sie sich der Staffelei. Das Portrai, auf welches sie schauete, hatte dunkelbraunes Haar, schöngeformte rothe Lippen und stolze und dennoch hinreißend schöne Augen, welche mit einer solchen Wahrheit hingestellt waren, daß die arme Rosa bei dem ersten Anblick derselben zusammenschrack, so, als wenn ihre beglückte Nebenbuhlerin ihr persönlich entgegen getreten wäre.

„Wer bist Du Glückliche?" fragte das liebende Mädchen und neue Thränen entströmten ihren Augen, „wer und was bist Du, die Du ohne Streben das errangst, für dessen Besitz ich Alles hingegeben haben würde, was ich diesseits des Grabes mein nenne!"

Des Weinens müde, machte sich die arme Rosa daran, die Pinsel und Geräthschaften bei Seite zu räumen, aber sie verwandte heute darauf nur halb die Sorgfalt als sonst, und warf sich endlich erschöpft in den alten rothen Armsessel. Nach und nach machte die Natur über sie ihre Rechte geltend, ihre langen seidenen Wimpern sanken auf ihre Augen hinab, und sie entschlummerte endlich sanft wie ein Kind.

Der Ton einer weichen Stimme und eine leise Berührung ihres Armes weckten sie. Sie schrack zusammen, schlug die Augen auf und gewahrte vor sich im Schein der untergehenden Sonne eine Erscheinung, deren Glanz auch ein weniger abergläubisches Auge als das der armen italienischen Jungfrau geblendet haben würde. Es war ihr, als stände das Original von Ludovicos Portrait vor ihr, ein blau sammtner Mantel war leicht über das reiche Atlaskleid geworfen, und ein kostbares Band von Perlen schmückte Hals und Nacken. „Heilige Jungfrau, schütze mich!" rief Rosa, indem sie zu den Füßen der Erscheinung niedersank, „was begehrst Du von mir?"

Das laute Gelächter mehrerer Personen entriß sie indeß schnell ihrer Täuschung; die arme Rosa fuhr beschämt aus ihrer knieenden Stellung empor, und gewahrte vor sich ihren Vater, Lord Altingford (bei dem Bertoldo Beschäftigung gefunden) und einen jungen Engländer, welchen sie Lord Seyton nannten, und der jetzt die junge Dame über den Eindruck, den ihre Schönheit auf Rosa hervorbrachte, mit zahllosen Complimenten überhäufte, worauf jene nur durch ein stolzes Lächeln erwiderte.

Die Ursache ihres Besuchs war bald erklärt. Entschlossen in Bertoldos Boot eine kleine Lustfahrt auf dem Arno zu machen, hatte Lady Clara, indem sie sich vornüberbeugte, ein werthvolles Kreuz von Diamanten ins Wasser fallen lassen. Ohne sich zu bedenken, sprang Bertoldo in den Fluß, gerieth aber unter das Boot und wäre unfehlbar ertrunken, wenn sich nicht plötzlich ein junger Fremder ins Wasser geworfen und ihn gerettet hätte. Dieser Fremde war kein Anderer, als unser junger Mahler Ludovico und da sein Name in Florenz hinlänglich bekannt war, hatte Lord Altingford mit leichter Mühe seine Wohnung aufgefunden, um wie er sich ausdrückte, „die wahrhaft englische Großmuth des jungen Mannes zu belohnen."

Ein Freund der Kunst, auch etwas Gemählde-Kenner, fand Lord Altingford recht viel Wohlgefallen an den Bildern, welche theils vollendet, theils unvollendet die Werkstatt des jungen Mahlers schmückten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Ein einsältiger Landjunker welcher zur Stadt ritt, hatte eine ganze Meile lang einen schlechten holprigen Weg zu passiren gehabt, endlich kam er auf eine kleine nur einige hundert Fuß lange Chaussee. Der ebene Weg gefiel ihm und er ritt die Chaussee mehr als zehnmal auf und ab. Einer seiner Bekannten, der des Wegs daher kam, fragte ihn, was das Hin- und Herreiten bedeuten solle. „Ey," erwiderte der Landjunker, „ich habe lange genug schlechten Weg gehabt und werde ihn auch schon wieder schlecht bekommen, da will ich denn den Guten benutzen."

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Braunschweig, im December.

Seit einiger Zeit sind auf der hiesigen Bühne mehrere neue Stücke erschienen, unter welchen sich außer anderen auch «Die gefährliche Tante» Original-Lustspiel in 4 Akten von Albini auszeichnet, welches am 28ten vor. Monats zum zweiten Male gegeben wurde.

Was das Stück an sich betrifft, so kann man solches, sowohl wegen der ganzen Anordnung, als in Hinsicht der Verwicklung und Auflösung ein gelungenes nennen. Entfernt von jeder Bouffonerie, markirt sich dieses Stück durch den Contrast der Charaktere mit der Situation, und Natur und Wahrscheinlichkeit schließen gleichwol jede Karrikatur aus, kurz der Dichter hat den Zweck — Triumph der Schauspielkunst über Vorurtheil und Abneigung — bei angenehmer Unterhaltung der Zuschauer durch Darstellung der Eigenheiten und Schwächen des menschlichen Herzens auf das befriedigendste gelöst, wozu aber auch das lobenswerthe Spiel unseres Bühnenpersonals beigetragen hat. Herr Gaßmann, der seiner frohen Laune in Heldenrollen den Beifall des Publikums errungen, zeigt sich jetzt in der Darstellung ältlicher Charaktere nicht nur als wohl routinirter Schauspieler, sondern als fertiger Künstler, und gab den Freiherrn von Emmerling mit einem natürlichen, lebenvollen Spiele; Madame Schütz (frühere Dlle. Höffert) gab die edele Mutter auf eine solche anmuthige herzgewinnende Weise, daß sie sowohl als Herr Gaßmann unter verdientem Applause am Schlusse des Stückes gerufen wurden. Aber auch Herr Marx als Banquier Adamsohn und Herr Schütz als Lieutenant von Strachschütz genannten durch ihr nach dem Leben gezeichnetes Spiel, so wie Herr Kettel als Aufwärter Fritz und Herr Krause als Herr von Süßhain, durch richtige Auffassung und Darstellung ihrer Rollen den Beifall der Zuschauer. Nur Herr Feuerstake als Polizeicommissair konnte als Ironie auf diese Klasse der Beamten angesehen werden. Zu bedauern ist, daß das Haus nicht mehr so gefüllt wird, seitdem Mitte vorigen Mts. eine bedeutende Preiserhöhung Statt gefunden hat.

Herr Professor Döbler setzt jetzt hier durch sein Hydro-Oxigen-Gas-Mikroskop die Wunder und Schrecken der mikrologischen Welt schauen, die mit Recht einen jeden in Erstaunen setzen. — Am 27sten d. Mts. ist hier der zweite ordentliche Landtag eröffnet, und die unter anderem vorgelegten Gesetz-Entwurfe über die Gewerbesteuer, die Verpflichtung zum Kriegsdienste und die Landes-Brandversicherungs-Anstalt berechtigen zu den frohesten Erwartungen.

Das in No. 250 der diesjährigen Zeitung des dortigen unparteiischen Correspondenten unter den Kunstsachen besprochene Gemälde von dem Professor Matthäi zu Dresden, den Tod des Herzogs von Braunschweig-Oels darstellend, ist vor einiger Zeit hier angelangt und mehrere Tage in der hiesigen Aegidien-Kirche ausgestellt gewesen. Mögen die Erwartungen vielleicht durch die vorhergegangenen pomphaften Ankündigungen zu hoch gespannt gewesen seyn, kurz, das Gemälde hat hier nicht so angesprochen und die Meisten sind davon nicht in dem Maaße befriedigt worden, als solches nach jener Lobpreisung hätte der Fall seyn müssen. Viele der in zahlloser Menge dahinströmenden hiesigen Einwohner haben die Züge ihres unvergeßlichen heldenmüthigen Herzogs Friedrich Wilhelm auf dem Gemälde nur schwach wiederzuerkennen vermocht, wenn gleich jeder Andere, der den großen Todten nicht persönlich gekannt, sich von dem Ausdrucke in dem Antlitze mächtig ergriffen fühlen müssen. Die Darstellung der Schotten ist als nicht geschichtlich wahr getadelt worden, da solche in dem wiedergegebenen Momente weit entfernt gewesen. Das Gemälde im Allgemeinen betreffend, so haben sich alle Kenner dahin ausgesprochen, daß Herr Professor Matthäi zwar ein guter Portraitmaler sey, als Schlachtenmaler aber einem Courtois, Rugendas, Querfurt, oder — um bei den Zeitgenossen zu bleiben — einem Monten, Schelber, nicht an die Seite gestellt werden könne. Die Bemühung des Schotten, dem gestürzten französischen Kürassier das Bajonnet gerade in den Mund zu stoßen, hat sehr mißfallen; das Pferd des Herzogs ist zu holzern, auch in dem ganzen Farbenton hat man den geschickten Künstler nicht wiedererkennen wollen, und das Format — größere Höhe als Breite — dürfte nur dann zu rechtfertigen seyn, wenn die Bestimmung des Gemäldes, vielleicht als Wanddverzierung, eine andere Wahl nicht zugelassen.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

«Kean.» (Beschluß.)

Herr Fehringer hätte auf jeden Fall besser gethan, die Rolle wärmer zu spielen, auf einen schönen Redeton mehr Aufmerksamkeit zu verwenden und das Ganze etwas bedeutender zu nehmen. Die einzelnen Accent- und die len Sprachfehler abgerechnet, waraus ein eigenthümliches Hinüberziehen eines Worts und Tons in die andern, auffallend demerkbar. Auch das Signal des Anfalls von Wuth, in der Scene des Romeo, war in der alten fehlerhaften Weise, denn es bestand nicht so sehr in dem plötzlich flammenden Auge, den zuckenden Muskeln, mit einem Worte, den Geberden des Zornes, sondern in zwei überlauten Antrittstönen seyen. Hr. Fehringer wurde demnach nach dem dritten Akte gerufen. Eine vorzügliche Darstellung wurde Graf Grimaldi des Hrn. Lenz, der die feinen Manieren mit gemäßigtem Redeton verband. Die Gemahlin des Grafen, diese fade Liebhaberin, (im Original ist der Graf kein Italiener) fand an Madame Lenz keine gute Repräsentantin; Spiel und Vortrag waren viel zu manirirt, und die Entreklang in der ersten Scene mit Kean war nicht deutsch. — Die. Enghaus, als Miß Dawby, war viel zu monoton. — Herr Basson hat die unbedeutende Rolle des Prinzen von Wales; ich hätte wohl den Kean von ihm sehr mögen. Eine, wenn auch kleine, doch schwierige Rolle ist der Souffleur Salomon, mit dem Herr Burmeister nicht recht im Reinen war. Namentlich in den ersten Scenen übertrieb er viel zu sehr. Späterhin war die Art, wie Salomon die Kritiken über seinen Herrn aufnimmt, schon besser. Die übrigen Rollen sind unbedeutend. An Scenerie und Ausstattung ist nichts gewandt und mit Recht, da voraus zu sehen war, daß auch die brillanteste Ausstattung den Werth gar nicht, den Erfolg nur sehr wenig bestimmen kann. Das Haus war ziemlich besetzt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1ten Januar: „Die Schule des Lebens.“ Schauspiel in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 3 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Lieder von Natalis.

1.

Wanderung.

Lieb Vöglein laß dich nieder,
Willst fliegen du mit mir?
Ich habe weite Wege,
Ich fürcht' es schadet dir.

Umfächelt mich ihr Winde,
Wollt ihr wohl mit mir gehn?
Dahin, wohin ich gehe,
Dahin sollt ihr nicht wehn.

Laßt mich nur ganz alleine
Still meines Weges gehn,
Lieb' Vöglein flieg' nur weiter,
Und laß vorüber wehn.

Ich geh' doch nicht alleine,
Es ist nicht weit von hier
Ein himmelschönes Plätzchen,
Da weilt die Theure mir.

Es ist nicht lang' vorüber,
Da hab' ich sie gesehn.
Mir ist, als säh' ich heute
Sie mir zur Seite gehn.

2.

Altjahrs-Abend.

Gruß und Willkommen, liebes Angedenken
Aus einer frühren Zeit!
Da sah man mich die freie Mütze schwenken,
Ich sah nach keiner Maid.

O! es ist anders viel um mich geworden
Und matt, statt feurig, klopft das Herz,
Ich fühle nur den rauhen kalten Norden
Der Heimath Nebel und der Liebe Schmerz.

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Während die beiden englischen Herren die Bilder noch betrachteten und bewunderten, fragte die Dame zu der armen Rosa gewandt, ob sie vielleicht dem jungen Mahler zum Modell diene? „Ach nein, Signora,“ erwiderte die junge Italienerin; aber dieß „Nein“ ward mit einem solchem Ausdrucke von Schmerz ausgesprochen, daß die Aufmerksamkeit der jungen Engländerin unfehlbar rege geworden wäre, hätte das Bild auf der Staffelei, in dem sie jetzt ihr eigenes Conterfey erkannte, nicht jeden anderen Gedanken bei ihr verdrängt. Ueberraschung, Staunen, Triumpf und Verlegenheit mahlten sich in dem Antlitz der jungen, stolzen Brittin; in diesem Moment ward die Thür aufgerissen und Ludovico stürzte herein mit dem freudigen Ausruf: „Er ist gerettet, Rosa, Dein Bertoldo ist gerettet.“ Jetzt erst gewahrte er die Anwesenheit der Fremden, er blickte starr auf Lady Clara und stand nun da regungslos wie eine Statue, mit nassen Kleidern und triefendem Haar.

Sein Erscheinen war übrigens weit entfernt einen ungünstigen Eindruck hervorzubringen. Mit vornehmer Höflichkeit näherte sich Lord Altingford dem jungen Künstler und bot ihm eine mit Gold gefüllte Börse dar. Der junge Mahler aber fuhr zurück, ein stolzer vorwurfsvoller Blick traf den Britten.

„So nehmen Sie doch, junger Mann,“ rief der Letztere, „mit Gold kann man sich manches erkaufen.“

„Manches ja!“ erwiderte Ludovico, nicht ohne Bitterkeit, „manches aber auch nicht; z. B. den Dienst, den ich so eben Bertoldo geleistet habe. Ich wagte mein Leben für das Leben und das Glück Anderer (hier blickte er auf Rosa) für Gold oder Lohn geschah es nicht.“

„Auch war es meine Absicht nicht, Ihnen Ihre edle That zu bezahlen,“ versetzte der Lord, durch das Benehmen des jungen Mannes einigermaßen in Verlegenheit gesetzt, „ich wollte — das heißt, ich möchte gern dort Ihr Gemälde, welches die Tochter Herodes vorstellt, erkaufen.“

„Das Bild ist mir nicht feil,“ erwiderte der junge Mahler, „ich schuf es unter der Aufsicht meines theuren Meisters, der jetzt im Grabe ruht. Jeder Strich in demselben erinnert mich an seine Anweisung, seine Lehre. Ich müßte arm seyn, Mylord, sehr arm, bevor ich mich entschließen könnte, mich von diesem Gemählde zu trennen.“ — Und während er diese Worte sprach, ruhte sein thränenschwerer Blick liebevoll auf dem Bilde.

„Das ist etwas anders,“ versetzte der Lord, „aber ich habe es mir nun einmal in den Kopf gesetzt, ein Bild von Ihnen zu besitzen, ich will ein Gemählde bei Ihnen bestellen. Aber welchen Gegenstand? Laß einmal sehen — — “

„Wenn Sie mir die Wahl des Gegenstandes überlassen wollten,“ bemerkte Ludovico schüchtern, während er bald auf Lady Clara, bald auf ihren Vater blickte.

„Wollen Sie etwa mein Bild mahlen?“ fragte der Britte, welcher den Blick des jungen Künstlers falsch deutete.

„Fast haben Sie mich errathen, Mylord, ich wünschte das Bild der jungen Lady zu mahlen,“ entgegnete Ludovico mit einer ehrerbietigen Verbeugung gegen diese.

Die Einwilligung ward gegeben, der Tag der ersten Sitzung festgestellt und Clara lächelte, als ihr Vater auf dem Heimwege die Frage aufwarf, ob ein so vorzüglicher historischer Mahler auch wohl das Talent besitzen möge, die Aehnlichkeit aufzufassen; auch erwähnte sie weder gegen ihn, noch gegen ihren Begleiter, Lord Seyton, wie sie recht gut wisse, daß der junge Mahler im Stande sey, auch ohne daß das Original säße, ein ähnliches Bild zu fertigen.

Das Portrait der Lady Clara schritt rasch vorwärts und Ludovico verbrachte glückliche Stunden, indem er dem Idol seiner Phantasie so nahe war. — Auch war die junge stolze Brittin keineswegs gefühllos gegen die Vorzüge ihres jungen Bewunderers. Sein schönes Aeußeres, sein einnehmendes Wesen, seine ausgebreiteten Kenntnisse, sein Enthusiasmus für seine Kunst, dieß alles hatte einen außerordentlichen Reiz für sie. —

Ludovicos Gefühle für sie waren dagegen bis zur enthusiastischen Verehrung gestiegen. Die Stelle, auf welcher sie zuerst in seinem Zimmer gestanden, war ihm ein heiliger Ort, er zerschnitt den alten wurmstichigen Fußboden, und legte eine kleine weiße Marmorplatte dorthin, wo ihr Fuß geruht; seine Liebe war fast zur wahnsinnigen Leidenschaft geworden.

Unterdessen aber hatte sich seit dem Tage, an dem es ihr klar ward, daß Ludovico nicht sie, sondern eine andere liebe, der armen Rosa eine tiefe Schwermuth bemächtigt. Aber wer kümmerte sich um die Empfindungen des unbedeutenden Mädchens? Weder Ludovico, ganz seiner ersten Liebe hingegeben, noch ihr Vater, nur mit seinem kleinlichen Gewerbe beschäftigt, noch Bertoldo, von der Natur in einer ihrer derberen Formen gebildet, sahen und verstanden die Gefühle der schönen Leidenden. Auch verlangte sie keine Theilnahme. Von der Schaam niedergedrückt, sich einer Neigung hingegeben zu haben, die nicht erwidert worden, bewachte sie ängstlich einen jeden ihrer Blicke; nur wenn der Abend hereinbrach, und Ludovico noch immer nicht heimkehrte, dann weinte sie bitterlich in ihrem Kämmerchen, oder sie wanderte auch mit einem frischen Blumenstrauße hinaus zu dem Grabe ihrer Mutter, ließ sich neben dem kleinen hölzernen Kreuze nieder und träumte von einer Liebe, welche nur die, die da unten schlummerte, in ganzem Umfange des Worts zu spenden vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genoveva Galliot

und der

Prinz von Lamballe.

Von

Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

„Ich liebe sie," erwiderte der Prinz, „wie ein wahrer Romanenheld, und werde meine Genoveva bis zum letzten Augenblick meines Lebens, von ganzer Seele und von ganzem Herzen lieben. Selbst die Niedrigkeit ihrer Geburt macht sie mir nur noch theurer; wenn ich an die Kluft denke, die bestimmt zu seyn scheint, uns trennen zu müssen, liebe ich sie nur noch zärtlicher und inbrünstiger. Alles was sich auf ihre Familie bezieht, ist mir theuer und werth, ja ehrwürdig geworden. Was werden Sie sagen, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich ihre Aeltern habe ausgraben lassen und daß sie jetzt in der Kirche zu Auet, zwischen dem Mausoleum der Herzogin Diana und dem Sarge Heinrich des Dritten beigesetzt sind? Doch gestehe ich Ihnen, daß ich, wären Genovevas Aeltern nicht so durchaus unbescholten und in der ganzen Umgegend geachtete Menschen gewesen, Anstand genommen haben würde, dies zu thun. Wagte man, sich an die Gattin meiner Wahl und meines Herzens, zu vergreifen, so würde ich mich gegen alle Hindernisse des Standes und des Blutes empören und meiner Pflicht gemäß, meine Gemahlin zu vertheidigen wissen, — aber der König ist kein Tyrann, gnädigste Frau —

„Der Herzog von Orleans aber ein schlechter Mensch, und wenn es sein Vortheil erheischt, gewiß Ihr Verräther.

„Seine Feigheit verbürgt mir seine Verschwiegenheit und überdem kenne ich meinen Vater und kenne auch Sie, Gnädigste; stände man gegen uns auf, um uns zu verfolgen, so würde ich meine Frau zu Ihnen bringen und Sie Beide würden gewiß die ersten seyn, die unsre Vertheidigung übernehmen würden."

„Dem Prinzen von Lamballe wurde das Glück nicht zu Theil, das er von seiner Verbindung mit Genovera gehofft hatte. Die Verpflichtungen, die ihm sein Rang auferlegte, die Schwierigkeit, sich der Beachtung und der Neugierde eines zahlreichen Hofstaates zu entziehen; die Furcht, seinen Vater zu beunruhigen und zu betrüben, und die Gewißheit, daß Genoveva, sobald sie sich in Paris zeigte, durch ihre wundervolle Schönheit, alle Blicke auf sich ziehen würde, hatten ihn bewogen, ein kleines Landhaus für sie einrichten zu lassen, das er in Clamart unter Neudan, von dem Herrn Bourret de Valroche gekauft hatte und das nahe bei dem Schloß seines Vaters in Sceaux Penthierre lag, wohin er so oft wie möglich ging.

„Frau von Saint-Paer, — diesen Namen führte Genoveva nach einem, im Fürstenthum Lamballe gelegenen Lehngut, hatte sich im Anfang ihrer Verbindung glücklich gefühlt und wenn die allerinnigste und hingebendste Liebe vollkommen glücklich zu machen vermöchte, so hätte sie es auch bleiben müssen; doch die Macht der Verhältnisse ist nun einmal im bürgerlichen Leben so fest begründet, daß man ihr nicht Trotz bieten darf, ohne sich Unlust und Kummer zu bereiten. Die Lage des Prinzen zwang ihn oft, 6 bis 8 Tage in Paris oder Versailles zubringen zu müssen, in deren Verlauf er entweder gar nicht nach Clamart kommen, oder höchstens doch nur einige Minuten dort verweilen durfte. Frau von Saint-Paer schrieb jeden Morgen und oft in einem Tage zweimal an ihren Mann und brauchte die Briefe nur auf die Stadtpost zu senden, um sie sicher in seine Hände zu bringen, wogegen es von Seiten des Prinzen die höchste Vorsicht und vieler Umwege und Maaßregeln bedurfte, um ihr zu antworten. Ein Brief, den man in Paris auf die Post gab, kam damals erst am dritten Tage in der Umgegend des Stadtbezirks an den Ort seiner Bestimmung und unter der ganzen Dienerschaft des Hotels Penthievre, war nur ein einziger Diener, dem der Prinz hinlänglich vertrauete, um ihn nach Clamart senden zu mögen. Der Bruder dieses Menschen war der Kammerdiener der Frau von Saint-Paer und der Prinz hatte sich, um diese vor jeder Mißdeutung zu schützen, genöthigt gefunden, ihnen das Geheimniß seiner Lage anzuvertrauen. War dies eine Unbesonnenheit, so war es doch zugleich ein Zeugniß von dem Zartgefühl seines edlen Herzens.

Die sanfte Genoveva sah sich also, seit ihrer Verheirathung gezwungen die, wie es ihr vorkam, unerträglich langen Tage, getrennt von ihrem Geliebten, in der tiefsten Einsamkeit zuzubringen. Sie war nur dem Scheine nach verlassen, aber wie schmerzlich war dieser Anschein für sie! — Zu dem Kummer und der Langeweile gesellten sich auch bald eifersüchtelnde Besorgnisse. — — Ein so schöner junger Mann! ein Prinz! ein erzürnter Vater! eine mächtige, vielleicht unerbittliche Familie! — — Er, allen Versuchungen ausgesetzt — sie, von aller Strenge gewaltthätiger Grausamkeit bedroht! — und dann dies Verlassenseyn — gewiß, sie war vergessen! — — Das unglückliche Kind weinte Tag und Nacht. War ihr Mann abwesend, so weinte sie, weil er nicht da war — kam er, so weinte sie, weil er wieder fort mußte — bekam sie keinen Brief von ihm, so war es gewiß, weil er krank oder gefangen wär, oder sie nicht mehr liebte! Ihr Jammer machte den Prinzen trostlos und er klagte mir oft sein Leid.

„Geduld und Ergebung, sagte ich ihm; man setzt die Verpflichtungen die unser Stand uns auferlegt, nie ungestraft aus den Augen. Hätten Sie die sanfte, unschuldige Genoveva wahrhaft geliebt, mein Prinz, so würden Sie sich von ihr sorgfältig fern gehalten haben, statt ihr mit Ihrem Herzen und Ihrer Hand ein unglückliches Geschenk zu machen. — Prägen Sie es sich oft ein, daß man, wenn man seine

bürgerlichen Verhältnisse verrückt, nie auf ein ruhiges Daseyn Rechnung machen darf. Es taugt so wenig geistig als körperlich für uns, wenn wir das uns angewiesene Element verlassen. Sie haben nur an sich gedacht, mein Prinz; Sie haben geglaubt, einen großmüthigen Beweis wahrer Liebe durch Ihre Verheirathung mit einer Bäuerin zu geben, und doch ist diese Verbindung nur eine höchst egoistische Handlung. Uebrigens sind Sie ein Mann im vollen Sinne des Wortes und obendrein ein so wohl conditionirter Liebhaber, wie es nur je einen gegeben hat, und so ist es ganz in der Regel, daß Sie nur an sich gedacht haben und wohl auch ein Beweis mehr, daß Sie aus königlichem Blut abstammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bagatellen.

Der bekannte Verstorbene befand sich eines Abends in einer großen Stadt, in welcher die üble Sitte herrschte, das Mahl, zu welchem man eingeladen, mit einem Trinkgelde an die Dienerschaft zu erkaufen. Nach eingenommener freundschaftlicher Abendmahlzeit, die diesmal nur aus Beefsteak mit einer Austernsauce bestand, begleitete der Wirth den fürstlichen Todten die Treppe hinab bis auf die Hausflur, wo bereits drei bis vier Bediente standen und dem scheidenden hohen Gaste auf die Hand guckten. Der geistreiche Seelige, welcher sich schon oft über diese böse Gewohnheit laut ausgesprochen hatte, hemmte plötzlich seine Schritte, wandte sich zu seinem Wirthe und fragte lächelnd: „Dort stehn drei Ihrer Bedienten, lieber Freund, sagen Sie mir doch, an wen ich mein Beefsteak bezahlen soll?“

„Das Copiren,“ äußerte sich einst der fürstliche Verstorbene, gegen einen meiner Bekannten, mit dem er das Schauspielhaus nach einer Darstellung verließ, in welcher eine Schauspielerin emsig bemüht war, die große Sophie Schröder zu copiren, „das Copiren ist der sichere Untergang des Talents. Wenn jemand unabläßig hinter einem anderen hergeht, wie kann er je neben ihn kommen, oder ihn gar vorauseilen?“

Schönwissenschaftliche Berichte, aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Hannover, im December.

Am Dienstag den 13ten fand die zweite Darstellung der Oper in drei Akten „Die Macht des Liedes“ statt. Ueber den Werth oder Unwerth derselben kann ich noch nichts sagen, da ich erst bei dieser zweiten Aufführung Gelegenheit hatte, sie zu hören; indessen scheint die Musik ansprechend und es läßt sich vermuthen, daß sich diese Oper auf dem Repertoir halten wird. Es scheint mir indessen, als ob mehrere Proben zu oberflächlich gearbeitet wären, besonders im dritten Akte, mit Ausnahme des Liedes, der Pointe der Oper, das Herr Grey mit Gefühl vortrug. Herr Grey ist ein Sänger wie es wenige in Deutschland giebt, und was man auch über den Verlust seiner Stimme geschrieben haben mag, es ist unwahr. Mag die Stimme früher stärker gewesen seyn, besser gewiß nie. — Unsere Schauspiel-Dichter schreiben oft in ihren Stücken nur lederne Liebhaber, warum sollten also die Operndichter und Tonsetzer nicht auch diese fühlende Methode nachahmen? — Herr Rauscher war zu beklagen, daß er sich mit diesem „Effen quälen mußte.“ Aber man sah auch, mit welchem Widerwillen dieser Sänger sang. — Herr von Sabatzky verarbeitete seine komische Tenorpartie nicht schlecht! — Die Beurtheilung über unsere junge erste Sängerin, Dlle. Stetter, wollen wir uns bis zum nächsten Male aufsparen. Herr Steinmüller hatte in seiner Parthie Gelegenheit, seine wirklich schöne Stimme im vollsten Glanze zu zeigen; schade, daß sie nicht mehr ausgebildet ist. Die Gruppirungen am Schlusse sind von Herrn von Holbein arrangirt und verdienen Anerkennung.

Am Mittwoch den 14ten Dec. sahen wir „Fra Diavolo.“ Ich ging diesmal mit wenig Erwartungen ins Theater, denn bei der vorhergehenden Aufführung dieser alten genugsam beschriebenen und beschrienen Oper wurde dem Zuschauer angst und bange! — Großer Gott! das war damals ein Abend! — Die Comittee kann diesen Ehrenschwank vor Gott nicht verantworten; denn es ist nicht zu glauben, daß die Probe besser ausgefallen seyn sollte als die Vorstellung. Genug, ich ging doch wieder hinein, weil ein Gast auf dem Zettel angekündigt war.

So unwillig und mißvergnügt ich neulich aus dem Theater ging, so zufrieden kehrte ich heute in meine Wohnung zurück. — Herr Rauscher gab den Fra Diavolo wie immer brav im Gesang, aber sein Spiel reicht nun einmal nicht aus für diese Art Parthien, obgleich er heute feuriger als gewöhnlich war; das macht vielleicht weil er einen gewandten Lorenzo zur Seite hatte, nemlich Herrn Hornicke, vom Stadttheater zu Königsberg als Gast. — Das Aeußere dieses jungen Künstlers ist imponirend und er hob diese Parthie, die vom Dichter vernachläßigt ist, durch sein Spiel außerordentlich. — Herr v. Sabatzky konnte sich diesen Lorenzo zum Muster nehmen. —

Im ersten Akte schien Herr Hornicke etwas befangen und seine Stimme trat in Folge dessen nicht stark genug hervor, doch im zweiten und dritten Akt sang er mit voller Kraft. Die Romanze wurde von ihm mit so vielem Gefühl vorgetragen, daß ihm rauschender Beifall zu Theil wurde. Herr H. hat eine gute Manier und Stimme; er wäre demnach eine gute Acquisition für unsere Bühne. — Herr Grey, Lord Kockburn, war heute bei vorzüglich guter Laune. Die Einlage, welche er im dritten Akte zum besten gab, gefiel allgemein. — Dlle. Franchetti Zerline, war ausgezeichnet. Ihre Stimme ist glockenrein und stark. — Dlle. Planer Pamella, war heute um einige Grade besser wie in der vorigen Aufführung. Ihre Stimme ist gut und wenn sie Fleißig ist, so kann sie etwas werden. — Herr Grahn Matteo sang etwas unrein. Herr Günther und Herr Reimer Giacomo und Beppo, hatten sich nicht um ein Haar gebessert; ihre ganze Darstellung war mittelmäßig. Die Chöre waren schwach. Das Orchester wie immer präcise.

Repertorium.

Sonnabend, den 17ten Januar: „Correggio,“ Trauerspiel in 5 Aufzügen von Oehlenschläger.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 4 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Ihr Plätzchen.

Wen der kalte Nord erzogen,
Ach der sucht daheim im Haus
Gerne sich ein warmes Plätzchen
Und da denkt er sich aus Schätzchen
Allerliebste Lieder aus.

Und auch ich, im lieben Stübchen
Weiß ein Plätzchen, ach so traut!
Ach ein Plätzchen, wenn ichs sehe
Dringt zum Auge leises Wehe,
Und im Herzen pocht es laut.

Denn am wärmenden Kamine
Sitzt die Gute ja so gern,
Die ich denke, die ich sehe,
Wo ich gehe, wo ich stehe,
Doch sie ist und bleibt mir fern.

Kommt sie wieder zu dem Plätzchen
O dann wird mir froh und leicht;
Dann ist aus dem kalten Norden,
Mir der laue Süd' geworden
Dem das süße Lied entsteigt.

Natalis.

Genoveva Galliot

und der

Prinz von Lamballe.

Von

Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Herr v. Penthievre klagte mir eines Tages, sein Sohn sey so schwach gewesen sich wieder mit seinem Schwager, dem Herzog v. Orleans zu versöhnen. Er halte dies um so mehr für ein Unglück, da der Prinz nach Mousseaux gefahren sey um dort mit dem Herzog, seinen Gesellschaftern und einem halben Dutzend Freudenmädchen zu Abend zu essen. Ich wollte dies nicht glauben, doch der Herzog von Penthievre setzte noch hinzu, der Prinz sey in einem bejammernswürdigen Zustand nach Hause gebracht worden und habe 48 Stunden lang das Bette hüten müssen. Auch sey er selbst trostlos betrübt und wolle sein Zimmer nicht verlassen. Er erhalte täglich viele mit dem Paststempel Sceaux bezeichnete Briefe und die Krankheit eines seiner Diener, Namens Champagne, scheine ihm sehr peinlich

zu seyn. Champagne sey der Aufseher seiner Reitbahn, sein Pathe, sein Liebling und Vertrauter; auch lasse er sich täglich wohl zehnmal nach seinem Befinden erkundigen.

Ich durfte das Vertrauen des Herzogs nicht erwidern und litt unter demselben Zwang, den er empfand, wenn er es sich nicht vergönnte seinem Sohn die Liebe zu zeigen, die er für ihn empfand; doch ich hatte dem Prinzen die Bewahrung seines Geheimnisses versprochen; ich zitterte, es möge mir dennoch entschlüpfen; mein Gewissen machte mir einen Vorwurf daraus, daß ich es einem so guten Vater verhehlte und dieser innere Streit beklemmte mich so peinlich, daß dem Herzog meine Bewegung auffiel. — Sie verbergen mir etwas! sagte er mir erschrocken und erstaunt. — Sie sind gegen ihren besten Freund nicht so offen, wie Sie es sonst immer zu seyn pflegen.

Sie haben Recht, antwortete ich ihm schluchzend, fordern Sie aber keine weitere Erklärung und sagen Sie Ihrem Sohne daß ich ihn morgen besuchen werde.

Der Herzog v. Orleans hatte, nachdem er seinen Schwager zu einer ungesetzmäßigen Vermählung beredet hatte, auch noch berechnet, daß der Herzog von Penthievre zu altern begann und sein Erbe der Prinz von Lamballe, gerade eben so alt sey, als er selbst, was ihm sehr unangenehm war, da er, wenn der Prinz starb, der einzige Erbe des Herzogs von Penthievre war. Der Herzog von Orleans, von dem man sagen konnte, daß er sich wohlgefällig im Schmutz der empörendsten Gemeinheit wälzte, hatte schon früher alles aufgeboten, den Prinz von Lamballe zum Genossen seiner Orgien zu machen; allein diesen schützte nicht nur seine Liebe zu Genoveva und sein angeborner Widerwille gegen alle Gemeinheit, sondern auch der Abscheu und die Verachtung die er gegen seinen Schwager empfand, gegen alle Versuchung.

Mehrere Jahre lang waren sie völlig entzweyt, was den Herzog von Orleans beunruhigte, da er nicht blos das Gerede der Welt, sondern auch den König fürchtete, den dieser Zwist aufmerksam auf die Ursachen desselben machte. Vorzüglich ärgerte es aber den Herzog, daß sein Schwiegervater es durchaus abschlug, der Vermittler zwischen ihm und dem Prinzen zu werden. Der Herzog von Penthievre wünschte durchaus nicht, daß zwischen ihnen beiden eine Versöhnung statt finden möge, die er höchstens zugeben, aber nie billigen konnte.

Der Herzog von Orleans hatte das Hotel Penthievre mit seinen Spionen umstellt, die ihm von jedem Schritt des jungen Prinzen Rechenschaft ablegen mußten. So gefuhr er denn auch die Liebe desselben zu einem Bauermädchen und bot nun alles auf sein Vertrauen zu gewinnen und alle Hindernisse, die seiner Vermählung mit ihr in dem Weg standen, zu beseitigen. Das junge Paar wurde in seiner Gegenwart und in seiner Kapelle, von dem Allmosenier derselben, dem Abbe Maguire, eingesegnet.

Nicht lange, und seine Spione benachrichtigten ihn, der Prinz fahre nicht mehr so oft nach Clamort und Frau v. St. Paer sey sehr eifersüchtig. Der Herzog, der selbst keines wahren, treuen Gefühls fähig war, schloß daraus, er sey schon seiner Frau überdrüssig und werde sie bald sitzen lassen. Vielleicht war es auch wahr, was man sich später erzählte daß eine wilde Leidenschaft für Genoveva eben so viel Antheil an seinem scheußlichem Benehmen gehabt habe, als sein Haß gegen den Prinzen von Lamballe.

Man hat nie erfahren, durch welche Mittel es ihm gelungen war, den Prinzen zu dieser Abendgesellschaft in Mousseaux zu verleiten. So viel ist gewiß, daß man ihm und Champagné etwas Berauschendes in den Wein gegossen hatte, den sie zu trinken erhielten. — Champagne mußte gleichfalls die Beute der Infamie werden, die man sich gegen seinen Herrn erlaubte, damit diesem zugleich die Mittel geraubt wurden, mit seiner Frau Briefe zu wechseln.

Ich fand den Prinzen, als ich am folgendeu Morgen zu ihm kam, in finstern Gram versunken. Er hatte von Frau v. St. Paer einen herzzerreißenden Brief erhalten. Seit 14 Tagen hatte sie ihn nicht gesehen; unfähig seine Abwesenheit länger zu ertragen, schrieb sie ihm, daß sie zu ihm kommen und ihn im Hotel Penthievre aufsuchen wolle. — Er hatte ihr dies streng und entschieden untersagt und ihr geschrieben, sie setze dadurch seine Ehre aufs Spiel. —

Das haben Sie nicht gut gemacht! rief ich — welche schreckliche Auslegung wird sie diesem Verbot geben!

Die Herzogin von Orleans unterbrach uns hier und ich verließ den Prinzen, tief betrübt und voll Ahnung eines großen Unglückes.

Am andern Morgen schrieb mir Herr von Penthievre, er könne nicht zu mir kommen, weil er seinen Sohn nicht verlassen wolle, dessen Krankheit in ein Nervenfieber überzugehen drohe. Auch werde er für Niemand zu Hause seyn, als für seine Tochter und mich.

Zehn Minuten später trat mein Kammerdiener Dupont ein und sagte mir mit sichtlicher Bestürzung, im Vorzimmer stehe ein jüngerer Bruder des Champagne, der bei Monseigneur, dem Prinzen von Lamballe in Diensten stehe, und lasse mich flehentlich beschwören, ihn vorzulassen, weil sein Gesuch Leben und Tod betreffe! — — Es war der Kammerdiener der Frau v. St. Paer, der mir in Thränen zerfließend, sagte, seine Gebieterin habe sich vergiftet. Er kam aus dem Hotel Penthievre, wo er, wegen den Krankheit des Prinzen, keinen Zutritt zu ihm hatte erlangen können. Da er wußte, welches Band Frau v. St. Paer mit dem Prinzen verband, war er zu mir geeilt, weil er sich nicht selbst an den Herzog von Penthievre zu wenden wagte, und meine vertraute Freundschaft mit ihm kannte. Ich billigte es lobend, daß er zu mir gekommen war und ließ gleich meinen Arzt holen. Nach 20 Minuten stand ich schon mit ihm an Genoveva's Lager.

Ihre Kammerfrau hatte den Kopf verloren und das ganze Dorf herbeigerufen, um ihrer Gebieterin beizustehen. Wir fanden das Zimmer voll neugieriger Zuschauer, die meine An-

kunst nicht wenig verschüchterte und ich benutzte dies, um das Haus von ihnen säubern und einen Priester holen zu lassen.

Gott, gnädigste Frau! Sie sind es! sagte Genovera, als sie meinen Namen hörte und man mich auf meinen Befehl mit dem schönen, sanften Weibe allein gelassen hatte, Sie sind es selbst! Welche unendliche Güte! mehr konnte sie nicht sagen. — Ich hätte mein Leben hingeben mögen, um das ihrige zu retten, aber es war schon zu spät! das Gift, das sie sich, Gott weiß wie! zu verschaffen gewußt hatte, hatte schon ihre Eingeweide verbrannt, sie konnte höchstens noch 6—8 Stunden leben, wie mir der Arzt gesagt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens, nachdem Lady Clara dem jungen Mahler gesessen und die Sitzung eben beendigt war, stritten sich der schon erwähnte Lord Sexton und einige anwesende junge Cavaliere, über den Besitz einiger Rosen, mit denen die reizende junge Engländerin, während sie gemahlt ward, gespielt hatte. Ludovico stand neben seiner Staffelei und richtete einen sehnsüchtigen Blick auf die Blumen, Lady Clara bemerkte es, und lächelnd sprach sie: „glauben Sie wirklich, daß müßigen Gaffern solche Auszeichnung gebühre? Mit nichten, Signor Ludovico hat sie durch sein angestrengtes Morgenwerk verdient, und indem ich ihm die Rosen gebe, verhindere ich zugleich ein Duell zwischen Ihnen meinen galanten Cavalieren." Mit diesen Worten reichte sie die Rosen dem jungen Künstler hin, welcher sie mit einer ehrerbietigen Verbeugung aber mit einer so zitternden Hand und mit einem so glühenden Blick empfing, daß die junge Engländerin fast schon bereuete, was sie gethan hatte.

Einer der anwesenden jungen Italiener bemerkte darauf, indem er das Bild betrachtete, daß dasselbe einen Ausdruck besitze den er fast nie an dem Originale geschauet habe; die Blicke des jungen Mahlers trafen jetzt wieder die seines Modelle, und das Letztere senkte das Auge. Allerdings hätte Ludovico dem Gemählde einen Ausdruck verliehen, welcher sich in den stolzen Zügen der Lady Clara nur selten zeigte. Und wer hätte es ihm verargen können, daß er durch seinen Pinsel seinen Triumpf verewigte, als er gewahrte, daß diejenige, welche sonst stolz auf alles niederschauete, für ihn oft einen seelenvollen Ausdruck hatte.

Als sich Ludovico an diesem Abend zur Ruhe legen wollte, nahm er die Rosen von seiner Brust, drückte sie innig an seine Lippen, und am folgenden Tage prangten sie in einer kostbaren crystallenen Vase, die er zu diesem Behufe für theures Geld erkaufte.

Lord Altingsords Protection verschaffte unserm jungen Mahler bald die bedeutendsten Bestellungen von reichen zu Florenz und Rom lebenden Engländern, und so stieg Ludovicos Selbstvertrauen mit jedem Tage; mit ihm wuchs aber auch seine Leidenschaft für Lady Clara; aber nur ein Gedanke, furchtbarer als der des Todes, der der Trennung, vermochte seiner Brust das Geständniß zu entreißen.

„Wir hoffen daß Sie bald England besuchen werden Signor Ludovico!" sprach eines Tages Lady Clara, „Sie müssen dort hin gehen, sobald Ihre Arbeiten hier beendet seyn werden, ich versichere Sie, es giebt kein Land wo Ihr Talent eine größere Würdigung finden wird."

„Italien besitzt genug Reize für mich — ich habe keinen Wunsch außerhalb desselben," erwiderte schüchtern der junge Mahler, indem er ihr in das schöne Antlitz schauete. Sie waren während dieses Gespräches fast allein, denn der Lord Altingsford war an einem Tische mit Zeitungslesen beschäftigt. Lady Clara warf einen flüchtigen Blick auf ihren Vater und fuhr dann in einem etwas zitternden Tone fort. „Ich spreche aus Eigennutz, Signor Ludovico, wenn ich Sie auffordere, England zu besuchen;" und mit noch leiserer Stimme fügte sie hinzu: „Wir kehren bald dorthin zurück."

„Nach England? Sie wollen wirklich nach England? und schon bald?" rief der junge Mahler und verzweiflungsvoll krampfte er seine Hände in einander.

„Allerdings," erwiderte die junge Brittin nicht ohne Verlegenheit über die Wirkung, welche ihre Worte hervorgebracht hatten, „ich werde Italien vielleicht auf immer verlassen, halten Sie sich aber versichert daß ich nie die glücklichen Stunden vergessen werde, die ich in Florenz verlebte. Bertoldo begleitet uns, er wird ebenfalls Ihrer gedenken!"

Bebend und mit angstvoller Ungläubigkeit starrte Ludovico der reizenden Sprecherin ins Antlitz, er vermochte kein Wort zu erwidern. Lady Clara schauete verlegen auf ihren Vater, er war eingeschlafen, das Zeitungsblatt war seiner Hand entfunken. Plötzlich schien der junge Mahler einen Entschluß gefaßt zu haben, er trat rasch auf die junge Brittin zu, erfaßte krampfhaft ihre Hand und flüsterte, indem er mit thränenschwerem Blick ihr in das Antlitz sah: „Es ist unmöglich daß ich mich getäuscht haben sollte — es ist unmöglich daß Sie mit meinem Herzen nur Ihr Spiel trieben um es zu brechen — unmöglich daß alle die Worte, die Blicke, der Ton mich hintergingen! Ich beschwöre Sie, sprechen Sie es aus, daß Sie mich nur prüfen wollten" — —

„Was soll das heißen Signor Ludovico?" fragte Lady Clara etwas strenger.

„Haben Sie Mitleid," fuhr der junge Künstler fort, „es giebt einen Scherz der auf der Stelle tödten — oder was noch schlimmer — wahnsinnig machen kann! Ich frage Sie jetzt

nicht mehr, werden Sie Italien verlassen, ich frage jetzt nur, werden Sie sich von mir trennen, trennen auf immer! von mir der Sie anbetet? Ist dem so, so sprechen Sie es aus auf einmal! Aber nein! nein! rief er, indem er ihre Hand fahren ließ und die seine auf seine Stirn preßte, „wenn ich so denke was geschah“ — — und die Erinnerung erfaßte ihn so gewaltig, daß er nicht weiter reden konnte und in Thränen ausbrach. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Bagatelle.

In einer alten englischen Zeitung vom Jahre 1777 finde ich folgende merkwürdige Notiz. „Der alte William Douglas und seine Frau sind vor Kurzem gestorben. Er und seine Frau wurden bekanntlich in demselben Jahre, an demselben Tage, in derselben Stunde gebohren. Sie wurden an demselben Tage in derselben Kirche getauft. Blieben stete Gefährten, bis die Natur ihnen die Gefühle der Freundschaft und der Liebe einflößte, und wurden mit Einwilligung ihrer Aeltern in derselben Kirche getraut in welcher sie getauft wurden. Dieß aber sind nicht die einzigen seltsamen Umstände, welche den Lebenslauf dieses außerordentlichen Ehepaars bezeichnen. Sie wußten beide nicht, was bedeutende Krankheit sey bis zum Tage vor ihrem Tode. Sie starben an einem Tage in ein und demselben Bette und wurden in ein und dasselbe Grab gelegt. Mit Kindern hatte sie die Vorsehung nicht beschenkt.“

Wenn das alles vero und nicht bloß hen trovato ist, so kann sich selbst die lebhafteste Phantasie keine bessere Ehestandsharmonie denken.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Magdeburg, im December.

Wir Magdeburger sind in Deutschland eben nicht als Kunstprotektoren bekannt und darin geschieht uns nur recht. Wir leben hier mehr für das Materielle als für das Schöne und Ideale, und wenn man uns über unsre wenige Kunstliebe Vorwürfe macht, so erwidern wir gelassen mit des Dichters Worten: Wir sind ein handeltreibend Volk, mein Königs! und summiren mit vor Freude strahlenden Augen unsre Capitalconti auf. Daß wir aber gegen die Kunst so kalt sind, daran sind auch oft die Künstler, oder die, welche sich so nennen, selbst schuld. Wir sind nicht bloß ein handeltreibendes, sondern auch ein gereiztes Völkchen, und welchem gebildeten Magdeburger kann man es wohl verargen, wenn er nachdem er die Theater von Berlin und Wien — von Paris und London will ich nicht einmal reden, — geschaut, und die Heroen jener Bretter bewundert hat, keinen Geschmack findet an dem miserablen Thespiskarren, den irgend ein anderswo verunglückter Schauspieldirektor nach unserm Magdeburg zu karren für gut findet. Zeigt sich uns etwas Gutes, oder nur Erträgliches, so haben wir hier auch Fuß und Geld das Streben nach Kunst zu unterstützen. Die jetzige Theaterunternehmung des Herrn Beurer, in dessen Abwesenheit Mad. Klingemann das Theaterscepter führt, liefert davon den Beweis. Diese Unternehmung hat freilich uns die jetzt keine Oper gebracht, aber, wenn auch dieser Magnet fehlt und wir uns mit dem recitirenden Drama begnügen müssen, sind dennoch Logen und Parterre oft gut gefüllt, so daß man bei der ökonomischen Verwaltung, der Entreprise eine längere Dauer versprechen kann, als ihren Vorgängerinnen.

Das Personal zählt wirklich recht brauchbare Mitglieder wenn sie gleich nicht auf jener Kunsthöhe stehen, auf die einige Correspondenten sie gerne stellen möchten. Zu den besseren hiesigen Schauspielern gehören die Herren Schuncke und Meyer, so wie die Damen Keller, Haar und Laddey. Weniger gut ist Mad. Schuncke, und als unter mittelmäßig muß ich, trotz meiner Galanterie für das schöne Geschlecht die Damen Hilprecht und Julie Börner bezeichnen.

Ueber das Repertoire sage ich Ihnen heute nichts, es gleicht auf ein Haar dem Repertoir der übrigen deutschen Bühnen, das heißt, es besteht größtentheils aus sogn. Uebersetzungen. So wie ich indeß dem Merkur zu Gunsten Thaliens einmal ein Paar Stunden abstehlen kann, will ich eine Darstellung mit kritischem Blick mustern und Ihnen meinen Bericht einsenden. M.

Hamburg, im Januar.

Zweites Theater.

Unser zweites Theater hat die Reihe seiner diesjährigen Darstellungen angemessen eröffnet. Nach einem recht ansprechenden passenden Prolog, betitelt: „Iris“ und verfaßt von Dem. Jacoby-Feis, dessen Vortrag aber von Seiten der Dlle. Spahn etwas zu leise und ausdruckslos stattfand, ward zum erstenmal gegeben: „Die Liebe im Eckhause,“ Lustspiel in 2 Aufzügen nach Calderon von A. Cosmar. Diese an Verwickelungen reiche, höchst unterhaltende Comodie gehört zu den vorzüglichsten Arbeiten des talentvollen Spaniers und dem Herrn Cosmar gebührt Dank, sie auf die deutsche Bühne verpflanzt zu haben. Seine Bearbeitung beurkundet Bühnenkenntniß und verdient den lauten Beifall der ihr zu Theil wurde.

Die Darstellung dieses Stücks war theilweise gut, theilweise mangelhaft. Herr Börger, welcher zur Freude der Theaterfreunde nach immer auf diesem Theater gastirt, gab den Assessor Tellering und errang durch sein braves Spiel und seinen durchdachten Redevortrag den Preis des Abends. Herr Kläger als Doctor Matthäi dagegen trug viel zu stark auf, so auch Dlle. Spahn als Jenny, welche ihren Humor nicht in den Schranken der Schalkhaftigkeit zu halten wußte. Die sentimentalere Parthie der Pauline ist weniger bedeutend, ward aber von Dlle. Breyther ganz gut durchgeführt. Mad. Spahn gab ihre Dorothea lobenswerth, Herr Landt als Commerzienrath Tippel befriedigte. Sämmtliche Darsteller wurden gerufen.

Nach diesem Lustspiel gab es ebenfalls zum erstenmal eine komische Operette von C. Blum: Mary, Max und Michel. Dichtung, Musik und Darstellung, nichts war zu loben und so wollen wir unsern Lesern mit einem Bericht über diese vorzehlte Darstellung nicht beschwerlich fallen.

Montag, den 9. Januar. „Die Lästerschule, Lustsp. in 5 Aufz., von Sheridan.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 5 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Kritische Diversionen.

4.

Nachdem wir uns unlängst mit dem fürstlichen Verstorbenen beschäftigt haben, kehren wir heute wohl einen Augenblick bei einem andern Nobili der Literatur, bei dem Freiherrn von Gaudy ein. — Dieser freiherrliche Literat erlaubt sich, auf eine ganz eigene naive Weise den Beifall der literarischen Welt sich anzueignen. Mir selber, bei dem sich der Beifall seit längerer Zeit bergehoch angesammelt, ohne daß ich sonderliche Quantitäten davon hätte an den Mann zu bringen gewußt — an Frauen habe ich noch nie dergleichen gebracht, außer an Lady Morgan ein Winziges — mir selber hat der Ehrenmann zu nicht geringem Ergötzen, ein gut Stück entrissen, und zwar neuerdings — um mich auf etwas Specielles einzulassen — durch sein Neuestes: „aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen," das er, gepaart mit einem zweiten Product: die Lebensüberdrüssigen, Novelletten betitelt. — Was doch ein guter Klang nicht thut! Die Novelle ist fast zum Universaltitel bei uns geworden, und wo es, wie hier, ganz und gar nicht mit ihm gehen will müssen es doch Novelletten seyn; also eine Spielart; Bastarde, die die Novelle, Gott weiß in welcher Mesallianoe, gezeugt hat. Es wird, ohne Frage, noch dahin kommen, daß, wenn man von der Gasse heimkehrt, und irgend einem Eclat, einer Rauferei oder dergl. zugesehn, man sieht den Hausgenossen ohne weiteres explicirt hört Kinder, ich muß euch doch eine Novelle erzählen. — Ei so novellirt! — Kann man aber Novelletten schreiben — und ich höre schon im Geiste die Achsen der leipziger Frachtwagen unter ihnen knarren — wie der Freiherr Gaudy, so dispensire man sich getrost von der Novelle, die mit ihrem Gewimmel doch wirklich anfängt lästig zu werden.

Nicht aber „die Lebensüberdrüssigen" sind es, die das Urtheil der Auszeichnung rechtfertigen; denn, abgesehen davon, daß das Sujet einer im Rausche beschlossenen, durch Umstände aber unterbliebenen und nachher belächelten Selbsttödtung per Compagnie, mehrfach, wenn auch mit geringerem Geschick behandelt, durch die Presse in das Gebiet der schönen Literatur überging, so ist der Lebensüberdruß in Wirklichkeit eine Krankheit, die heute mehr wie je gleich einem bösen Geiste unter der Menschheit einherschleicht und Waffen austheilt, zum blutigen Kampfe gegen das arme kleine eigene Herz, und man setzt vergebens einen Harlequin an dieses große Siechbette unserer Zeit. — Nein, aber der putzige Schneidergesell, der neben

dem Wanderbuche auch ein Tagebuch geführt haben will, aus dem uns allerlei schnurrige Fata zugeführt werden, dieser drollige Kauz, der den Humor fortwährend auf der Nadelspitze tanzen läßt, ist es, der, wie er an Deutschlands südlicher Grenze den Staub von seinen Stiefeletten schüttelt, nach Italien zieht, und uns zu einer Novelette verhilft, — für sich einnimmt, und wiederum ist es neben der Form, eine unverkennbar vorhandene Tendenz, die aus dem drollig kausen Zeuge, ziemlich tief versteckt, wie glänzend stechende Aeuglein hervor glitzert, welche dem schmächtigen Dinge einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Seitdem nemlich, wie männiglich bekannt, Herr Nicolai nach Italien verreist war, und von dorten einen bedeutenden Floh heimbrachte, den er seinen Landsleuten in der Heimath in's Ohr setzte, hat's Mannicheinem gejuckt sein Wörtlein mit einzulegen in das allgemeine Welschlandsgeschwätz, und die meisten haben das Land, nach dessen Bekanntschaft Göthe einst so bedeutend in die Welt hinaus fragte, — nicht zu schanden werden lassen wollen. Der Freiherr Schneidergesell Gaudy, scheint anderer Meinung; er hängt dem Citronenlande, wo er immer kann, einen Flecken an, und stichelt aller Orten mit bedeutendem Eifer. Nachdem er mit einem andern, ihm zufällig in den Wurf gerathenen vornehmen Antagonisten als blinder Passagier auf dem Bedientensitze in dem großen Stiefel — wie uns die Karte Italien abbildet — umherkutschirt, dünkt ihn Mailand ein Märzland, Florenz ein Flohrenz und in Rom angekommen dehnt sich der Witz zu Begebenheiten aus, bei denen Thränen, ja sogar Blut fließt, was Einem jedoch ohne bedeutenden Schauer läßt, da diese Ergusse des complicirtesten Liebesjammers alsobald in den Sonnenstrahlen des köstlichsten Humors unmerklich vertrocknen und keine auffallende Spuren zurücklassen. Merkwürdig ist es wie dem Freiherrn die volksthümlichen Terminologieen eines künftigen Schneiderburschen so mundgerecht sind, und wie er in so gar gemüthlich-naiver Manier die abentheuerlichen Seltsamkeiten seines wandernden Nadelhelden damit aufzustutzen weiß.

Ueberhaupt macht sich in den besseren Erzeugnissen unserer schönen Literatur ein dominirendes Prinzip der Agitation bemerklich. Die Muse, die lange genug im geblühmten Großvaterstuhl gehockt, scheint die schönsten Phantasieblumen alle zu Kränzen verwunden zu haben; die Milzsucht ist ihr überdem vom Hocken überkommen; sie sehnt sich hinaus in die lebendigen Blumengärten der Draußenwelt und sie macht sich los und spottet des Zaubers den die Dryade der Hauslinde so lange auf sie geübt. Lange genug rumpelte die Didaktik auf den Knüppeldämmen der Länder, vor allen unsers lieben Vaterlandes einher, und trug die trockne Ausbeute in den moderichten Herbarien zusammen. Seit durch die lachenden Haine ein lächelnder Namensoetter dahinschritt, und die gewonnenen Reisebilder in einem schmucken Rahmen gefaßt in die Hallen der Literatur hinaus hing, haben sich die Paßregister der Polizeien und die Cataloge der Buchhändler gedehnt. Ja was meint man, wenn uns ein Universal-Oeul de Beuf einen Blick in die Pulte federführender Zeitgenossen thun ließe, wie viele Ballen mit Protest remittirter Reisemanuskripte unser Auge übersehn würde? — Ach, nicht jedem ist die Hoffnung grün, und wenn auch diese wohl, doch nicht das Glück; den Meisten verdorret sie ohne Früchte anzusetzen. Aber wo sollten denn auch die armen Buchhändler alle Staats-Gelder aufbringen! —

Cyten.

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle.

(Fortsetzung.)

„Signor Ludovico, das ist eine Sprache die ich nicht hören will, nicht hören darf,“ nahm die junge Brittin das Wort, „bedenken Sie, daß mein Vater zugegen ist. — Was kann ich thun? Seyn Sie versichert unsere Trennung schmerzt auch mich,“ bei diesen Worten traten ihr Thränen in die Augen, und mit einem schwermüthigen Lächeln reichte sie dem jungen Künstler ihre Hand hin. Ludovico erfaßte ihre Hand und blickte sie scharf und forschend an, so als wollte er in ihren Zügen ihre verborgensten Gedanken lesen. „Hören Sie mich an,“ sprach er nach einer kurzen Pause. „Lange bevor ich Sie kannte, lange bevor ich den Wohlklang Ihrer Stimme vernahm waren Sie des Künstlers einzige Liebe — habe ich stundenlang geharrt um Ihren Anblick zu erhaschen. — Ihr Bild ist mit meinem Wesen fest verwebt — es ist die Nahrung meiner Seele — es ist mir eben so nothwendig wie die Luft die ich athme. Ich kann mir kein Leben denken in welchem Sie mir fern ständen! Seit ich Sie kenne, haben Sie in meinem Herzen wie in einem offenen Buche gelesen, ja was noch mehr ist, Sie haben die Sprache erwidert — warum wollen Sie mich jetzt denn verlassen?“ — Werden Sie die Meine, Clara die Meine, im Angesicht der ganzen Welt! Glauben Sie, Ludovicos Weib werde des Luxus entbehren müssen, an den sie gewohnt ist? O, nein! nein! werden Sie die Meine, und ich werde wissen Reichthümer zu erringen! Spangen aus gediegenem Golde sollen die schönen Arme schmücken — ein mit Perlen reich geschmückter Mantel soll Ihre Schultern umwallen — Sclaven sollen Sie bedienen, — Fürstinnen ob Ihres Glanzes vor Bewunderung vergehen!“

Noch stolzer, noch strenger als Ludovico es je geschauet war das Antlitz der Brittin, als sie jetzt mit eisiger Kälte erwiderte: „die Tochter des edlen Hauses der Altingford vermählt sich nicht mit einem fremden Künstler. Sie vergessen, mein Herr, den Unterschied unsers Standes.“

„Dahin also ist es gekommen!“ rief Ludovico; „bin ich deshalb so lange von Ihnen, als Ihres Gleichen behandelt worden, um jetzt durch Worte an meinen niedrigen Stand

gemahnt zu werden. Erfahren Sie aber, daß ich mich um nichts geringer halte als Ihre Umgebung. Wo liegt denn Ihr Uebergewicht? Ist mein Arm nicht so stark, nicht mein Schritt so fest wie der ihre? Rang und Titel kann von Menschen verliehen werden, was ich aber besitze, können mir Menschen nicht rauben, denn es kommt von Gott. Der Tag kann kommen wo Könige und Fürsten froh sein werden, den Mahler Ludovico unter ihren Gästen zu zählen — der Name den Sie jetzt verachten wird vielleicht den Stolz seiner Nation ausmachen. — Erwägen Sie also Ihre letzte Antwort, Lady Clara, tantet sie verwerfend, ist der Stern meines Lebens erloschen — erloschen auf immerdar!"

Liebe, Stolz, verletzte Eitelkeit, und alle Vorurtheile der Gewohnheit kämpften jetzt mit einander in Lady Claras Herz. Zweimal versuchte sie zu antworten, und zweimal erstarben ihr die Worte auf den Lippen, endlich sprach sie mit erzwungener Ruhe, „Um diesem Zwiegespräch ein Ende zu machen, das für uns Beide peinigend ist, benachrichtige ich Sie, mein Herr, daß ich schon seit drei Jahren die Verlobte des Lords Sexton bin."

„Verlobt! verlobt, mit Lord Sexton! unmöglich!" erwiderte der junge Künstler mit einem verächtlichen Lächeln, „Sie treiben einen grausamen Scherz mit mir! Wären Sie mir verlobt gewesen und hätten ihm die Hälfte der verstohlenen Blicke und unterdrückten Seufzer gewidmet, die Sie als seine Verlobte mir spendeten, er wäre längst von meiner Hand gefallen! — Es kann also nicht seyn. — Er hat mich stets mit Freundlichkeit begrüßt, so verfährt man nicht mit einem Nebenbuhler! — Und dennoch " — er schwieg einen Augenblick, dann fügte er in einem Tone der Lady Claras Blut erstarren machte hinzu — „Wiederholen Sie, was Sie so eben sagten und beim ewigen Gott, ich glaube es wird mich von meinem Wahnsinne heilen."

„Ich sagte die Wahrheit, Signor Ludovico, wie sehr Sie auch immer daran zweifeln mögen," entgegnete Lady Clara kalt, „ich ward dem Lord Sexton verlobt, noch bevor ich ihn gesehen — —"

„So fahre hin du Glaube an Liebe und Redlichkeit! so ist denn alles Täuschung hienieden!" Mit diesen Worten wandte sich Ludovico ab, um rasch das Zimmer zu verlassen; aber der Versuch überstieg seine Kräfte, er wandte sich noch einmal zu ihr die er so heiß liebte, warf sich vor ihr auf die Kniee und rief in einem verzweiflungsvollen Tone. „Sprich mein Urtheil zum Letztenmal!" — Bestürzt und unentschlossen gab Lady Clara keine Antwort, da aber erfaßte plötzlich Lord Altingford ihren Arm: „Ausgeartetes Geschöpf," rief er im furchtbaren Zorn, „sprich, was hat diese Scene zu bedeuten? Und Du, wahnsinniger Bube! fort mit Dir aus meinem Hause und laß mich Dein Antlitz nie mehr schauen, fort, bevor ich meine Leute rufe!"

„Ich erwarte die Antwort Ihrer Tochter, Mylord," erwiderte der junge Mahler mit erzwungener Ruhe.

„Die Antwort meiner Tochter," tobte der stolze Britte. „Wagst Du Bube zu glauben, meine Tochter könne sich dergestalt erniedrigen, daß sie für einen Burschen Liebe fühlt, der sein Brod durch die Arbeit seiner Hände verdient. Hinaus mit Dir, soll ich nicht Hand an Dich legen!"

„Vater, Vater, flehte Clara," indem sie den gehobenen Arm des Lords zurück hielt.

„Soll ich gehen oder bleiben?" fragte Ludovico fortwährend mit erzwungener Ruhe.

„Gehn Sie doch, gehn Sie um des Himmels willen," sprach die junge Brittin.

Der junge Mahler stürzte von dannen. — Lady Clara sank ohnmächtig zu den Füßen ihres Vaters zusammen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Genoveva Galliot

und der

Prinz von Lamballe.

Von

Fanny Tarnow.

(Fortsetzung.)

Sie bat flehentlich um den Beistand eines Priesters, aber der Vikar von Sceaux, zu dem man gesandt hatte, kam nicht. Ihr Gemahl, sagte ich ihr, hat zu einem der anderen Priester dieser Gemeinde viel Vertrauen —

Mein Gemahl! rief sie mit furchtbarem Entsetzen.— Sie wissen, daß er mein Gemahl ist! er hat Ihnen gesagt wer ich bin! — O Gott! großer Gott! vergieb mir mein Verbrechen! — er hat es Frau von Crequy, der Freundin seines Vaters vertraut, wer ich bin! — O warum habe ich das nicht gewußt! — Und ich konnte an deiner Barmherzigkeit zweifeln, allmächtiger Gott! vergieb, vergieb mir meine Verblendung und meinen Mangel an Zuversicht zu deiner Gnade! — Nun weiß Jedermann, daß ich mich vergiftet habe! Erbarmen Sie Sich meiner, gnädigste Frau und sorgen Sie, daß mein Leichnam ein ehrliches Begräbniß erhalte.

Unglückliches Kind! sagte ich ihr weinend, fassen Sie Sich in Demuth, Muth und Ergebung; ich werde thun, was ich kann, versöhnen Sie sich noch vor Ihrem Tode mit Gott; bereuen Sie die große Versündigung, die Sie Sich haben zu Schulden kommen lassen! —

Und der Prinz, gnädigste Frau?

Er ist eben so krank, wie Sie.

Ach, desto besser! Wir werden bald wieder mit einander vereinigt werden! — Werfen Sie einen Blick auf diese Briefe, setzte sie hinzu und wies auf zwei Briefe, deren Handschrift ich

auf den ersten Blick unter tausend Handschriften erkennen wollte, und deren Inhalt ich mir noch nicht, ohne Abscheu und Entsetzen zurückzurufen vermag.

Der erste Brief schilderte der anbetungswürdigen Frau v. St. Paer, wie sie der Schreiber nannte, das Betragen des Prinzen, auf die treulosesten und verrätherischste Weise, als den sichersten Beweis seiner unbeständigen Sinnesweise und als Anzeichen eines nahe bevorstehenden Bruches mit ihr, auf den es eben so nothwendig als klug seyn werde, sich vorzubereiten.

In dem anderen, zwei Tage später geschriebenen Briefe, schilderte man das Betragen des Prinzen mit der empörendsten Frechheit. Es war ein Gewebe der schändlichsten Verläumdungen, denen man durch Benutzung von tausend kleinen Umständen den täuschendsten Anschein der Wahrheit zu geben gewußt hatte. Am Schluß desselben war eine ausführliche Schilderung der Orgie der er in Mousseaux beigewohnt und der Folgen, die sie für ihn gehabt hatte. —

Jetzt kam der Vikar. Verlassen Sie mich nicht! rief Frau v. St. Paer als sie sah, daß ich mich entfernen wollte. Bleiben Sie bei mir, gnädigste Frau — bleiben Sie, damit ich nicht in meinen letzten Augenblicken ganz verlassen bin. — Sie können meine Beichte hören. —

Ich muß nach Paris zurückeilen, gute Genoveva, sagte ich ihr, in Thränen zerfließend, aber Sie sollen mich wieder sehen und ich hoffe, daß ich nicht unbegleitet wieder kommen werde. —

Genoveva! Genoveva! hören Sie mich? erkennen Sie meine Stimme! rief ich, als ich nach anderthalb Stunden wieder an ihrem Lager stand. Sie war, nachdem sie die Absolution erhalten hatte, in eine ohnmachtähnliche Betäubung versunken. — Hier ist der Herr Herzog von Penthièvre. — Ich habe ihm alles entdeckt und er hat mir geantwortet: Wie, die Frau meines Sohnes? meines armen, innig geliebten Sohnes! — lassen Sie uns gleich nach Clamart fahren — ich will seine Frau sehen und segnen! —

(Der Beschluß folgt)

Räthsel.

Ihr seht mich ohne Licht bei finster Nacht,
Und in der Nacht bei hellem Tage.
Wißt, daß ich manchen Unfug wage,
Und tolldreist, aber unbedacht,
Selbst meinen Vater oft verjage.
Mein Haus liegt — so ist's hergebracht —
In schiefer oder umgestürzter Lage.
Ob ich von einem Glockenschlage
Zum andern euch gefalle, mißbehage,

Belohne, strafe, entzücke, plage,
Ja, tödte — gilt mir gleich: denn allen ist es kund
Gesetzlos handl' ich, rasch und ohne Grund.
Was ich, von meinem Oberherrn gesendet,
Still unternehme, wirkt und blendet;
Doch spiel' ich oft den Harlekin.
Im Augenblicke, wo mein Daseyn endet,
Könnt ihr erfahren, wer ich bin.

Hugo.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Am Sonnabend den 7. dieses, «Correggio» Drama in 5 Aufzügen von Oehlenschläger. Es kann unsere Absicht nicht seyn, hier des längst ausgesprochenen Streites über den ästhetischen Werth des Correggio, weitläufiger zu gedenken. Genug daß dies Drama in einer solchen Blüthe poetischer Kraft geschaffen ist, wie sie die jetzige Zeit im dramatischen Fache nicht gar häufig befundet. Der warme Zauber Italiener Farbengluth ist über das schöne Ganze gegossen, südliche Weichheit und nordische Kraft in ächt künstlerischer Harmonie, in der schönsten Auflösung, sprechen an die Menschenherzen jeder Zone und geben den Universalstempel der Poesie, dessen unvergängliche Züge jede schöne Seele zu erkennen vermag. Der Einfluß, welchen die öftre Darstellung dieser zarten Dichtung und andrer ähnlicher, auf Darsteller und Publikum haben müßten scheint uns unberechenbar, aber wer mochte es verständigen Bühnenvorstehern verdenken, wenn sie Bedenken tragen ihre Existenz ihrem Kunstgefühl zu opfern. Denn es ist unwidersprechlich wahr, daß die Aufmunterung zu solchen Darstellungen vom Publikum, nicht von der Bühne kommen muß. Freilich giebt es außer der Kalte des Publikums noch ein Hinderniß, nämlich den etwaigen Mangel an befähigten Künstlern, und es fiel uns bei der Ankündigung Correggios einigermaßen aufs Herz, wer unter dem jetzigen Personal für die, zwar ewig frischen, aber doch schon ältren, Blüthen dieser Poesie, so viel warme Begeisterung fühlen möchte, um ein schwieriges Studium, selbst auf die Gefahr hin zu wagen, gegen glühenden Enthusiasmus eine kalte Anerkennung einzutauschen. Denn wir fühlen es dem Künstler nach, welches Gefühl ihn ergreifen muß, wenn er vor diese Dichtung tritt. Wie der Maler vor seinem Raphael, so muß es vor diesem Dichter fühlen und sagen können, «ich fasse dich ich bin auch ein Dichter.» Wohl dem Künstler, dem auch seine Kunst in diesem Lichte, göttlich und groß vor Augen schwebt; er richte getrost sein sehnendes Auge nach der lichten Zukunft hin, die ihn mit den Geistern vereint, denen er sich nahe gefühlt hat. Ich habe kein Urtheil für Doring als Correggio, nur ein Gefühl, eine Begeisterung. Was ich tadlen werde sind nur die Verirrungen der Kunst, wie sie Romano tadelt im Bilde Correggios. Mit dem Gefühl muß der Künstler zufrieden seyn; mit dem Gefühl, das die Quelle ehrt, aus der das Schöne geflossen ist. Ich hoffe kein blindes Auge für die Mängel, aber was mehr ist, ein geweihtes zu haben für die Schönheiten.

(Der Beschluß folgt)

Repertorium.

Mittwoch den 11ten Jan.: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 6 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Concert von Eduard Marxsen.

Jemehr im Gebiete der Kunst die leidige Oberflächlichkeit Raum gewinnt, je häufiger wir täglich sehen, wie selbst die hervorragendsten Köpfe und ausgezeichnetsten Talente auf Kosten des Gediegenen, dem Zeitgeschmacke huldigen, je erfreulicher ist die Erscheinung eines Künstlers, welcher, obgleich er gar wohl weiß, daß die Landstraße des Blendenden am leichtesten zum Erwerbe und zum Beifall der Menge führt, es dennoch vorzieht, den dornenvollen Pfad der wahren Kunst zu wandeln, weil er nur auf diesem Befriedigung für sich selbst finden kann, weil nur dieser Weg allein zu dem Tempel des wahren Ruhmes führt. Daß Eduard Marxsen ein solcher Künstler sey, davon hat er bereits die sprechendsten Beweise gegeben, sowol durch seine trefflichen Tondichtungen, wie auch durch die Concerte, welche er seit einigen Jahren bei uns veranstaltet hat, und die wie jene unwidersprechlich darthun, daß er den Klingklang der Oberflächlichkeit verschmähend, stets das Schöne, Edle und Erhabene im Auge hat. Aber er handelt dabei keineswegs gegen seinen eigenen Vortheil, er bauet an seinem Ruhme wie ein kluger Baumeister, der ein Gebäude für die Dauer aufführen und nicht etwa einen Bau hinstellen will, den der erste beste Hauch des leicht wechselnden Modegeschmacks über den Haufen zu werfen vermag. Auch beginnen ihm schon die Früchte seines edlen Strebens zu reifen. Seine herrliche, auch bei uns aufgeführte Symphonie nach des unsterblichen Beethovens Opus 47, hat die Würdigung aller urtheilsfähigen Musiker Europas gefunden und wird im Laufe dieses Winters in London, Paris, Petersburg, Wien und Leipzig in den vorzüglichsten Musikalischen Instituten zur Aufführung gebracht werden. —

Wenn nunmehr ein solcher Künstler in der Stadt welcher er hauptsächlich sein Wirken gewidmet hat, eine musikalische Unterhaltung veranstaltet, so bedarf es, um derselben einen recht zahlreichen Zuspruch zu verschaffen, gewiß keines Schwalls empfehlender Worte, denn wie würde die Heimath nicht das anerkennen, was das Ausland ehrt, und so beschränken wir uns hier auf die einfache Anzeige, daß das Concert, welches Herr Eduard Marxsen hier im Apollosaal zu geben gedenkt, gegen Ende dieses Monats stattfinden wird, und daß darin lauter neue und großartige Tondichtungen aufgeführt werden sollen. Von der Composition des talentvollen Concertgebers, der auch ein Concert auf dem Fortepiano vortragen wird, wird den Hörern eine Ouverture zum

Shakespearschen Trauerspiel „Romeo und Julia“ so wie eine neue große Symphonie für großes Orchester dargeboten werden. Eine achtstimmige Vocalhymne vom Ritter v. Seyfried und ein Männerchor „Beethovens Begräbniß“ betitelt, werden zur Verschönerung des Ganzen beitragen. Mehrere hiesige ausgezeichnete Künstler haben ihre Mitwirkung zugesagt, und so darf man sich von diesem Concerte wahrlich einen herrlichen erhebenden Genuß versprechen.

D. R.

Das Eine Blümchen.

Wie gern mit duft'gen Blumenspenden
Wurd'st Liebchen Du von mir geschmückt!
Weh mir! nun von des Winters Händen
Sind alle Blümchen abgepflückt.

Nur Eins, das steht wo ganz verlassen, —
Mit mattem Haupt in sich versenkt;
Scheint stillen Leiden zu erblassen,
Wird nur von Thränenthau getränkt.

In seinem Auge ist zu lesen:
In ew'ger Sehnsucht stirbt es hin; —
Bei Dir nur, Dir kann es genesen,
Nach Dir nur steht sein ew'ger Sinn.

Ach aber klag' mit tiefen Schmerzen;
Wohl ist so mild Ihr Angesicht!
Doch Blümlein Du — in meinem Herzen —
Du stehst umsonst: Vergißmeinnicht. —

Alexander Sande.

Genoveva Galliot

und der

Prinz von Lamballe.

Von

Fanny Tarnow.

(Beschluß.)

Seine Frau — stammelte sie tonlos, aber ich war überzeugt, daß sie noch bei Besinnung war und daß meine Worte ihr tröstlich seyn würden; ich wiederholte ihr daher noch lauter: ja, der Herzog von Penthievre ist hier um die Frau seines Sohnes zu sehen und zu segnen.

Sie schlug die Augen auf und blickte uns anfänglich an, ohne etwas zu sagen — aber dann folgte ihr Auge, das sie mühsam offen erhielt, einem Sonnenstrahl, der auf dem diamantnen Ordenskreuz des Herzogs funkelnd spielte. — Ein unbeschreiblich anmuthiges Lächeln verklärte ihr Gesicht. — „Wodurch, —sagte sie, — habe ich so viel Güte verdient? — Vergeben Sie mir, gnädigster Herr! — — Ihr Sohn — — Mehr vermochte sie nicht zu sagen.

„Hat mein Sohn Sie nicht in der Gegenwart Gottes zu seiner Gattin erwählt? hat nicht der Segen der Kirche dies Bündniß geweiht? — Ich segne Sie, meine Tochter, und ich will mit Ihnen und für Sie leben.“ —

Ihre Seele war schon entflohen — und wenn man die himmlische Heiterkeit ihres engelschönen Gesichtes sah, hätte man glauben mögen, sie sey vor Freude gestorben. —

Genoveva Galliot ruht in der Stiftskirche zu Dreux, neben der Mutter des Prinzen von Lamballe, der Prinzessin Marie Therese von Este und Modena.

Ich unterlasse es, so oft ich nach Mousseaux fahre, nie, in Dreux auszusteigen und an ihrem Grabe für sie zu beten.

Die Krankheit des Prinzen war langwierig und qualvoll, aber seine Herstellung noch langsamer und qualvoller. Das Unglück hatte ihn wie Gold geläutert und seine Resignation glich seinem Schmerz. Aus Rücksicht auf die Wünsche seines Vaters und auf die Bitten seiner Schwester, vielleicht auch auf meinen Rath, entschloß er sich, zehn Jahre später, Fräulein von Carignan seine Hand zu geben.

Noch immer sehe ich die Kapelle im Hotel Penthievre vor mir, die man mit Blumen, Teppichen und Tausenden von Kerzen zur Feier dieser Vermählung festlich geschmückt hatte; noch schwebt mir die schöne Gestalt des Prinzen von Lamballe vor, mit den Augen voll Thränen — und diese beiden verlegenen Familien und die Braut, die über die Traurigkeit des Bräutigams weinte! — Er war, als er kurze Zeit nach dieser Vermählung starb, im Sarge nicht bleicher und entstellter, als ich ihn an seinem Hochzeitstage gesehen hatte! —

Der Gerüchte, die bei seinem Tode umliefen, will ich nicht erwähnen. Ich weiß darüber nichts Gewisses und habe mir gelobt, nie etwas Unerwiesenes von dem Herzog von Orleans zu sagen. Frau von Lamballe war die Schönheit, die Güte, die Tugend selbst — allein ihre Anmuth und ihre Engelsgüte konnten die Tiger nicht erweichen, die sie auf dem Altar der Gleichheit zerfleischten.

Sie floh, beim ersten Ausbruch der Revolution, nach Savoyen, doch als sie die Unglücksfälle vernahm, die die königliche Familie betroffen hatten, kam sie nach Paris zurück, um sich die Theilnahme an ihrer Verhaftung als eine Gunst zu erbitten. Sie wurde im Jahr 1792 im Vorhof des Gefängnisses ermordet. — Man schnitt ihr erst die Brust ab und dann den Kopf, dessen schöne blonde Haare, ein Perückenmacher aus der Vorstadt St. Antoine erst frisiren und pudern mußte, ehe man ihn auf eine Pike steckte, um ihn, mit sammt

dem Herzen, das man ihr aus dem Leibe gerissen hatte, als Trophäe umherzutragen. — Frau von Lamballe hatte nie irgend etwas gethan, das ihr den Haß des Volkes zuziehen konnte; sie war aber Philipp Egalites Schwägerin und hatte ein Witthum von 460,000 Livres jährlicher Einkünfte und dies ist wahrlich der einzige Grund, den man anführen kann, um die Ermordung dieser Prinzessin, im Beginn der Revolution zu erklären.

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre schwanden dahin. Ludovico saß allein in seiner Werkstatt, den Blick fest gerichtet auf die kleine Marmorplatte, die er als den Grabstein aller seiner Hoffnungen betrachtete. An dem Abend, nach der furchtbaren Zusammenkunft mit der, welche seitdem Lady Seyton geworden war, war er mit gebrochenem Herzen zurückgekehrt. Er raffte alle seine Gemählde und Skizzen zusammen und verbrannte sie. Die Asche bewahrte er unter der weißen Marmorplatte, über die er ein Tischchen stellte, auf dem die chrostallene Vase mit den verwelkten Rosen stand; sonst war in dem Gemache kein Geräth vorhanden, die Wände waren nackt und bloß. Seine Gesundheit schwand von jener Zeit an, immer mehr und mehr dahin und eine zehrende Krankheit nagte so hart an seinem Körper, daß er zu einem Schatten abgewelkt war.

Als er nun so dasaß, traurig, ermattet und allein, ward ein leiser Schritt vernehmbar und Rosa trat zu ihm ein. Ihr besorgter, liebevoller Blick suchte den seinen. „Wollt Ihr denn heute nicht ein wenig ausgehn?“ fragte sie.

„Ich denke so eben darüber nach, eine Reise nach England zu machen,“ versetzte der Mahler, ohne auf ihre Frage etwas zu erwidern.

„Nach England; Signor Ludovico! Nach jenem kalten feuchten Lande? Bei Eurem leidenden Gesundheitszustande.“

„Ich kann dort eben so gut sterben als hier, und sterben muß ich ja,“ entgegnete der Kranke, „ich möchte gern gleich fort — Deine freundliche Pflege, gute Rosa, werde ich dort zwar vermissen.“

„Heilige Jungfrau! Ihr werdet doch nicht ohne mich reisen?“ fragte das Mädchen.

„Es giebt böse Zungen in der Welt, Rosa,“ sprach Ludovico, „Dein Bertoldo ist in England, die Leute möchten Böses davon sprechen.“

„Brecht mir nicht das Herz, lieber Herr,“ bat Rosa, „seit mein armer Vater starb, giebt es hienieden Niemand, der sich darum kümmert was von der armen Rosa gesprochen wird. Die fremden Leute werden mich für Eure Schwester halten; und wenn nicht, mögen Sie immerhin denken was sie wollen, ich kann Alles ertragen, wenn ich nur bei Euch bin.“

„Nun wie Du willst,“ sprach der Mahler vor sich hin — und Beide unternahmen die Reise nach England.

Ludovico hatte seit seiner Bekanntschaft mit Lady Clara sorgsam die englische Sprache studirt und war jetzt im Stande, die schwersten brittischen Autoren zu verstehen. Er las durchaus nur englische Bücher ja er hatte Rosa diese Sprache so weit gelehrt, daß sie sich mit ziemlicher Leichtigkeit darin unterhalten konnte.

Die Reise, welche mit großer Schnelligkeit fortgesetzt wurde, griff den schwachen Ludovico furchtbar an. In London angelangt, erfuhr er, daß Lord und Lady Seyton sich auf ihrem Landhause zu Richmond befänden. Er miethete in ihrer Nachbarschaft einige Zimmer, welche nach dem Flusse hinausgingen und sandte nach einigen Tagen Rosa an Lady Clara, mit der Bitte, ihm einen letzten Abschied zu gestatten — sein Tod war nahe, und er fühlte daß er leichter sterben würde, wenn er den Gegenstand seiner einzigen Liebe noch einmal gesehen.

(Der Beichluß folgt.)

Vagatelle.

„Als ich eines Tages,“ so berichtet ein Reisender aus Afrika „botanisiren gegangen war und mich, da ich mich ermüdet fühlte, im Schatten des Mais lagerte, zog ich mein Taschenbuch hervor um einige Bemerkungen zu notiren. — Ich fand darin ein auf beiden Seiten beschriebenes Papier, welches nur unbedeutende Dinge enthielt; ich zerriß es und warf die Stücke weg, welche der Wind auf ein benachbartes Feld trug. Bald darauf berührte der Schall vieler Stimmen mein Ohr, und ich hörte, wie der Eigenthümer des Feldes, den Arabern, die er um sich versammelt hatte, erzählte, daß ich schon länger als eine Stunde beschäftigt gewesen sey, Zauberzeichen zu kritzeln, in der Absicht, seine Ernte zu beheren. Mein Bedienter gab sich alle mögliche Mühe, ihnen verständlich zu machen, daß ich ein Reisender und kein Zauberer sey, und wäre ich nicht glücklicherweise einigen der Anwesenden bekannt gewesen, ich würde unfehlbar gemißhandelt worden seyn. Nichtsdestoweniger aber sammelte der Eigenthümer des Feldes, ein Greis, mit einem weißen Barte sorgfältig die Stückchen Papier vom Boden wieder auf, machte mir drohende Gebehrden und warf sie in die Flammen.

Nicht aber in dem fernen Afrika allein huldigt das Volk dem Götzen des Aberglaubens, auch in unserm civilisirten Europa giebt es Gegenden, wo sich der Mensch nicht weniger wahnsinnigen Ideen hingiebt. So herrscht z. B. in Schottland bei den Fischern an der Küste unsern Edinburgh der

Aberglaube, daß sie, wenn sie früh Morgens einem alten Weibe, barfuß, mit großen und breiten Zehen begegnen, den Tag über beim Fischfang kein Glück haben werden, weshalb sie dann oft zu Hause bleiben. Auch nehmen die Fischhändler dort nicht gern das sogenannte Handgeld von einem Käufer oder einer Käuferin mit großen breiten Händen.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Correggio. (Beschluß.)

Wir hätten, was das Neußere des Correggio betrifft, dasselbe allerdings etwas idealischer gewünscht, malerischer. Zwar hat der einfache Künstler alle Bildung nur sich selber zu danken, er kann so galant weder reden noch handeln wie Giulio Romano etwa; aber etwas freier, künstlerischer, adliger konnte er wohl auftreten, als dies in Herrn Dörings ersten Scenen der Fall war. In der letzten Scene Correggios war der Kopf eine schöne Erinnerung an einen rühmlichst bekannten hiesigen Steindruck eines Ecce Homo. Der sanfte, weiche Ton in welchem Döring die Stelle sprach, hatte das Nachahmungswerthe, daß er nie eintönig ward. Wie viel lieber wollen wir die etwaigen Extreme in den Nuancen und das mitunter zu unruhige Hinüberspringen der Töne aus der Tiefe in die Höhe ertragen, als jene beliebte Eintönigkeit mit welcher die hohlen Declamatoren ihre Helden abhaspeln. In Dörings Sprachton ist Leben und Kraft, und Weichheit — die sich aber vor Süßlichkeit etwas hüten muß. Correggio ist gerade dazu geeignet, dem Darsteller Gelegenheit zu geben, alle schönsten und weichsten Töne, die ihm zu Gebote stehen, hören zu lassen. Das D. im Besitze dieser Töne ist, bewiesen Stellen wie in Antonios Monolog im zweiten Akt:

«Er soll es mir noch einmal
— — — — —
So wie sein Tag dort an Lorenzos Grabe'
Das Wort mir sagen und dann — Gute Nacht
Du schöne Kunst! u. s. w.

so wie das Ende desselben Akts:

— — Einmal noch
Noch einmal dann — dann will ich Töpfe malen,

Und am Ende des dritten gleichfalls:

O komm hinein! Ich will ihm danken, weinen,
An meine Brust ihn drücken, selig seyn!

Auf eine Kleinigkeit in dem erst angeführten Monologe Antonios Akt 2, müssen wir noch aufmerksam machen. Herr Döring sprach nemlich statt «Ein fürchterlicher Ton hat mich geweckt»

«ein fürchterlicher Traum» und versetzte später dem Verse zuwider die Worte «Ohne Gefühl, Verstand und Gliedermaaß.» die schon an und für sich gegen die Regel am Anfange einen Trochäus statt des Jambus enthalten, versetzt aber eine störende Härte verursachen. Die schwierige Scene im Bildersaale, im vierten Akt, hätte gewiß noch größere Wirkung gehabt, wäre sie ruhiger genommen. In ihr trat vorzüglich die Unruhe des Tons, der offenbar viel zu hoch ging, hervor; aber schön war das Erblicken der Cäcilia von Raphael:

«Das ist nicht mahlen,
Nein, das ist dichten

und dann —

Das will ich auch!
Dem streb ich nach in meinen besten Stunden.

Und noch schöner die Demuth, die stolze Künstlerdemuth vor demselben Bilde, nach der frohen Aeußerung des erwachten Selbstbewußtseyns:

«Ha, ich bin auch ein Mahler!

Wie gern machten wir Dieienigen, welche am Sonnabend der Vorstellung nicht beiwohnten, noch auf so manches Schöne aufmerksam, aber wir müssen uns mit der Hinzufügung eines Zuges ein schnelles Ende setzen. Die Rede und das Spiel des Antonios Worten:

«Du sollst im Schweiße deines Angesichts u. s. w.

wenn nichts, so zeigten diese Worte, wie tief der Künstler fühlte. Das Sterben Correggios, mag es immerhin unästhetisch seyn, ist hoch poetisch. Döring hat auch hier die Poesie durch seine Darstellung schön verherrlicht. Ungemein ergreifend beschränkte die kurze Aeußerung:

«Der Erde hab' ich ihren Theil gegeben»

des demüthigen Künstlers ganze Ergebung und seinen frommen Sinn.

Herr Döring wurde am Schlusse gerufen.

Wir müssen kurz seyn in Besprechung der andern Rollen. Unter ihnen nennen wir zuerst Herr Gloy als Battista. Seine Maske war sehr gut und sein Spiel gemäßigt. Nur das Outriren des Tons hätten wir vermieden gewünscht, das bis zur Unverständlichkeit ging. Der Michel Angelo des Herrn Lenz sagte uns nicht so ganz zu. Einzelnes war vorzüglich, wie die Scene mit Correggios Knaben, die so rührend und natürlich von beiden Seiten gespielt wurde, daß man kein unbefriedigendes Lachen vernahm, wie sonst wohl bei solchen Scenen. Herr Lenz versprach sich in der Scene mit Antonio und sagte, statt «so niedlich kleine Finger krumm zu drechseln» «rund zu drechseln» was den Antonio wohl nicht betroffen machen konnte. Auch war Herr Lenz bisweilen undeutlich. Giulio Romano ist zwar Rafaels Schüler und Rafael zur Zeit der Handlung 16 Jahre todt, doch konnte er wohl von einem jüngeren Darsteller gespielt werden, als Herr Schäfer ist. Bald schien man das gefühlt zu haben, wie wir aus dem schwarzen Haar und Bart des Herrn Schäfer schlossen. Aber das Feuer fehlte diesem sonst so braven Darsteller, wenigstens das kräftige Feuer, das aus Giulios Reden und Bildern spricht. Herr Löwe ist nun schon das dritte Mal unsers Wissens in dem Fall eine Rolle, nämlich die des Octavio, zu haben, bei der es schwer zu entscheiden ist, ob man ihm zur guten Ausführung Glückwunsch oder Bedauern äußern soll. Mad. Lebrün als Maria, Correggios Gattin, war brav. Dlle. Bleß als Cäcilia war eine liebliche Erscheinung, und Mad. Christiany als Laurette trug ihr kleines Lied recht artig vor. — Das Haus war nicht sehr besetzt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend den 14. Januar: „Verbrechen aus Ehrsucht“ Schauspiel in 5 Aufzügen, von Iffland.

Druckfehler.

Im vorigem Blatte in den «kritischen Diversionen» lese man, vorderste Seite, zweite Spalte, Zeile 2 v. o.: Mesalliance statt Mesallia n o; und Zeile 5 v. o. man sich, statt man sieht.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 7 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das verlassene Herrenhaus.

Nur einige hundert Schritte entfernt von dem Städtchen Vendome, an den Ufern der Loire, erhebt sich ein altes, einsames, vom Wetter verwüstetes Herrenhaus, mit riesigen Giebeln und hohem Dache. Der bis zum Flusse sich hindehnende Raum, der vormals ein Garten gewesen, liegt jetzt trübe da, einer gänzlichen Vernachlässigung preisgegeben; die Bäume, welche von der Scheere der Gärtnerkunst gezügelt, vormals anmuthige Alleen bildeten, breiten jetzt ihre Zweige verworren durch einander aus. Da wo früher farbenreiche Blumen dufteten, schießt jetzt nur wildes Unkraut heroor und die seit zehn Jahren jeder Pflege entbehrenden Obstbäume beugen ihre vormals gabenreichen Kronen, und spenden nur wenige und armselige Früchte. Wenn man aber von dem Gipfel des Berges aus, auf dessen Abhange noch die Ruinen des Schlosses der Herzöge von Vendome sich zeigen, nach jener verfallenen Stätte hinabschauet, drängt sich einem die Ueberzeugung auf, daß hier in früherer Zeit ein Edelmann aus dem alten Regime seine Tage verbrachte, welcher der Pflege seiner Obstgärten und Blumen oblag; auch gewahrt man noch die Ueberreste eines Pavillons, mit seinen Moosbänken und dem kleinen, nunmehr von den Würmern zernagten Tischchen. Das Herrenhaus selbst ist ganz und gar verfallen, die stets verschlossenen Fensterläden halten jede Luft von den verödeten Gemächern fern, während die Feuchtigkeit des Herbstes, der Schnee des Winters und die Dürre des Sommers auf die Außenseite des Gebäudes ihren verheerenden Einfluß geäußert haben. Die Thüren werden nimmer geöffnet und die zu dem Haupteingange führenden Stufen sind mit Gras und Gestrüpp überwachsen. Das an dieser öden Stätte herrschende Schweigen wird nimmerdar unterbrochen, außer von dem Gezwitscher der Vögel, welche unter den Fenstergesimsen zahlreiche Nester gebauet haben und hier in der größten Sicherheit ihr leichtes Leben hinflattern. Am Abend vernimmt man dann und wann auch das Geschrei der Nachteule, welche durch ihre heisere Stimme zu vernehmen giebt, daß sie von diesem verfallenen Orte Besitz genommen; auch regt alsdann, gleichsam wie der Unheil bringende Genius dieses Orts, die Fledermaus ihre dunklen Schwingen, zwischen den Epheuranken, welche sich an den Mauern hoch hinaufschlängeln. Rund um dieses verlassene Herrenhaus herrscht weder Leben noch Heiterkeit, alles hier ist düster, verödet und stumm. Es scheint als ob eine unsichtbare Hand hier überall das Wort „Geheimniß" niedergeschrieben hätte. — Die Geschichte dieses verfallenden Herren-

hauses, welches früher den Namen: „La grande Bretèche“ führte, ist nur Wenigen bekannt und diese Wenigen schaudern vor einem ferneren Eindringen in die dunklen Mysterien dieses Gebäudes zurück. — Hier dasjenige, was ich darüber in Erfahrung zu bringen vermochte.

An einem kalten, finsteren Abend im Herbste des Jahres 1815, als der Notar von Vendome sich schon zur Ruhe legen wollte, rollte rasch ein Wagen vor seine Thür und überbrachte ihm die Aufforderung, sich unverzüglich nach La grande Bretèche zu der Gräfin de Merset zu verfügen. Man glaubte nicht, daß sie den nächsten Morgen erleben werde, auch hatte sie bereits aus den Händen ihres Beichtigers das heilige Sacrament empfangen. Das Gerücht verkündete, daß die Gräfin mit ihrem Gemahl, während der letzten sechs Monate, in dem wunderbarsten Verhältnisse gelebt habe. Sie gestatteten Niemand den Zutritt, und die Gräfin bewohnte ausschließlich den einen Flügel des Schlosses, während ihr Gatte den Anderen inne hatte. Kurze Zeit aber, bevor der Notar an das Sterbelager der Gräfin beschieden wurde, hatte der Graf plötzlich das Herrenhaus verlassen und sich nach Paris begeben, wo er, wie behauptet ward, nach einem kurzen, ausschweifenden Leben, verstorben war. Am Tage nach seiner Entfernung hatte die Gräfin fast das ganze Schloß ausräumen lassen, beinahe alle Mobilien, Tapeten und Gemählde wurden verbrannt oder zerstört und von diesem Augenblicke an verließ sie ihr Zimmer nur noch um der Messe in der benachbarten Kirche beizuwohnen. Sie verweigerte den Zutritt jedem, den Theilnahme oder Neugier in das Herrenhaus führte, und nur ihrem Beichtiger ward ihre Thür geöffnet, dessen Besuche häufig waren und stets lange währten. In dem Städtchen Vendome flüsterte man sich zu, daß auch das Aeußere der Gräfin sich ungemein verändert habe, — aber der undurchdringliche, schwarze Schleier, der bei ihren Kirchenbesuchen ihr Antlitz verhüllte, verhinderte jeden sich zu überzeugen, ob diese Behauptung gegründet sey.

Eine der reichsten Erbinnen in Vendome und noch in der vollen Blüthe der Jugend und Schönheit prangend, war sie die Gemahlin des Grafen von Merset geworden. Die Welt hatte von ihnen stets wie von einem sehr glücklichen Ehepaare gesprochen, obgleich man die Bemerkung hinzufügte, daß der Graf sehr zur Eifersucht geneigt sey. Wie dem nun aber auch seyn mochte, man wußte nichts Gewisses darüber und so gar, wann die Liebenswürdigkeit der anmuthvollen Gräfin ihr alles Herzen. Die plötzliche Veränderung, welche in der letzten Zeit mit ihr vorgegangen, hatte mannichfache Muthmaßungen rücksichtlich der Ursache derselben erregt und man war so gar so weit gegangen, sie einer Geistesverwirrung zuzuschreiben.

Sie lag jetzt auf dem Sterbebette, ohne daß jemand wußte, daß sie erkrankt sey; denn sie hatte jeden ärztlichen Beistand zurückgewiesen, vielleicht weil ihr selbst ihr Zustand zu hoffnungslos erschien, als daß menschliche Hülfe hier hätte von Nutzen seyn können.

Es war fast schon Mitternacht, als der Notar zu La grande Bretèche anlangte, und die hohe dunkle Treppe hinaufstieg. Nachdem er durch eine Reihe geräumiger, leerer Gemächer gekommen war, in welchen sich durchaus kein Geräth befand, so daß sie gänzlich unbewohnt schienen und in ihrer schauderhaften Oede einen unheimlichen Anblick darboten, erreichte der Notar endlich das Zimmer, in welchem die Gräfin auf ihrem Lager ruhte, dessen reiche atlassene Vorhänge einen so tiefen Schatten warfen, daß man die Inhaberin des Lagers kaum zu erschauen vermochte. Ein Lichtstrahl, gesandt von der Lampe, die in der Nähe des Bettes neben einem elfenbeinernen Crucifix auf einem Tischchen stand, beleuchtete indeß das weiße Kissen, welches das bleiche Antlitz der Gräfin trug. Das ganze übrige Geräth im Gemache bestand nur aus einem Lager für die vertraute Dienerin und einigen Sesseln. Obgleich es eine kalte stürmische Nacht war, brannte dennoch kein Feuer im Kamin, wobei die schwarz verhangenen Wände das Grauenhafte der Scene noch vermehrten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1837.

Der Mahler und seine Liebe.

Novelle.

(Beschluß.)

Rosa ging, kehrte aber traurig mit der Nachricht zurück, daß Lady Seyton sich auf einige Zeit nach London begeben habe. Sie verschwieg, daß man ihr berichtet hatte, wie ein glänzendes Fest in dem Landhause des Lords stattfinden werde das auf italienische Weise begangen werden sollte, und zu welchem Lady Clara in London noch einige Einkäufe besorge. „Ich denke,“ bemerkte sie zu Ludovico gewandt, „sie wird schon morgen oder übermorgen zurückkehren.“

„Ach, gute Rosa — morgen oder übermorgen bin ich nicht mehr hier,“ seufzte der kranke Mahler.

Diese Prophezeihung des Unglücklichen schien auch wirklich in Erfüllung gehen zu wollen. Er versank in einen unruhigen Schlummer und mit angstvoll pochendem Herzen weilte Rosa neben seinem Lager. Der schöne Sommertag rückte immer weiter vor, und eben war die sorgsame Pflegerin beschäftigt, einen grünen Vorhang vor das Fenster zu hängen, damit die Strahlen der Sonne ihren Kranken nicht erwecken möchten, als sie plötzlich eine bekannte Melodie vernahm; es war Bertoldos ihr wohlbekannte Stimme, welche eine italienische Barcarole sang. Sie blickte hinaus und gewahrte mehrere mit

Flaggen prachtvoll geschmückte Böte, welche wie zu einer Lustfahrt den Fluß hinabschifften. Sie sah besorgt auf Ludovico, er schlief, aber er lächelte in seinem Schlafe. Die Böte schiften vorüber und die Musik und der Gesang verhallten in der Entfernung. Rosa setzte sich wieder neben das Lager, und bedeckte ihr Antlitz mit ihren Händen. Endlich schrack der Kranke auf und das Lächeln schwand von seinen Lippen. „Laß uns hinaus auf den Arno," rief er verwirrt, „ laß uns hinaus und die Melodien singen, die wir so gern sangen — fürchte nichts Du Geliebte, fürchte nichts, Ludovico ist bei Dir — er der Bertoldo rettete, sollte Dich von der Fluth verschlingen lassen! Sey nicht traurig, mein Leben, lege Dein Haupt an Ludovico's Brust, denn da schmerzt es." — Er breitete seine Arme aus, Rosa erhob sich und näherte sich ihm, als aber seine kalte Hand ihre bleiche Wange berührte, kehrte sein Bewußtseyn zurück. „Ach, Du bist es, Rosa," sprach er mit schwacher Stimme, „welch' ein himmlischer Traum ist verschwunden."

„Ja ich bin es, Ludovico, was begehrst Du?" fragte die Italienerin; in ihrem Herzen aber dachte sie, „ja ich bin es, die Dich geliebt hat von jeher — die ihr Leben opferte um Dir zu dienen, und dennoch — dennoch träumst Du nur von ihr, die Dich verlassen hat.

„Rosa" — sprach der Kranke feierlich, „ich glaube meine Stunde ist gekommen. — War das wirklich Musik, was ich hörte?"

„Ja, lieber Herr," erwiderte die Jungfrau.

„Die Töne riefen mir frühere glückliche Tage zurück. — Es waren Töne aus unserm Lande — aus Deinem Lande Rosa, denn mein Land wird bald jenes Land seyn, wo die Geister weilen. Ich werde das schöne Italien nicht wiedersehen! Weine nicht, Du gutes Kind, weine nicht. Wenn ich aber früher sterben sollte, bis ich Clara noch einmal gesehen— dann bringe ihr jene Crystallvase mit den welken Rosen und sage ihr, die Blumen wären nicht von meiner Seite gekommen, so lange ich noch hienieden geweilt. Geh' und bring' ihr die Botschaft, so wie ich todt bin, — geh' in derselben Stunde, mein Geist wird keine Ruhe finden, bis Du das bewerkstelligt haben wirst, denn meine Liebe für sie war gewaltiger als der Tod. Bringe ihr mein Lebewohl — aber ohne Vorwurf, ohne harte Worte. — Dir gute Rosa — Dir — des Himmels besten Segen!" —

Er sank zurück auf seine Kissen aber noch hatte ihn der Tod nicht berührt, es war nur Erschöpfung. Er athmete, aber er sprach nicht mehr. Mit starren, erloschenen Augen lag er da bis die Glocke vom Thurme herab, die Mitternachtstunde verkündete. Rosa hatte nach einem Geistlichen gesendet, welcher auch noch zeitig genug anlangte, um dem Sterbenden fromme Worte der Religion zuzusprechen.

Als die Ceremonie beendigt war, faßte Ludovico noch einmal nach Rosas Hand, führte sie an seine röchelnde Brust — und verschied. —

Rosa kniete neben dem Lager des Erblichenen nieder, ersuchte den Priester, während ihrer Abwesenheit die Leiche nicht zu verlassen, und ging um Ludovicos letzten Auftrag auszurichten.

Als sie in die Halle des Landhauses trat, schallte ihr Jubel und fröhliche Musik entgegen; überall prangten Blumenkränze, Fußboden und Treppen waren mit köstbaren Teppichen bedeckt, und glanzvoll gekleidete Gäste bewegten sich bunt durch einander. Was begehrst Du? fragte der von Gold strotzende Portier.

„Ich muß sogleich Lady Seyton sprechen," erwiderte sie, die Sache ist von größter Wichtigkeit."

„Du mußt Morgen wiederkommen," mit diesen Worten wollte er sie hinausweisen, da aber erschien zum Glück Bertoldo, welcher ihre ihm wohlbekannte Stimme vernommen hatte. Es währte lange, bevor Rosa ihm den ganzen Zusammenhang der Sache verständlich machen konnte, als er aber erfuhr, daß Ludovico, sein Lebensretter todt sey, brach er in schmerzliche Thränen aus, die Florentinerin hing sich an seinen Arm und Bertoldo führte sie zu Lady Clara.

Die Letztere hatte sich ungemein verändert und der außerordentliche Glanz ihres stolzen Antlitzes beurkundete, daß sie bei ihrer Toilette der Natur durch künstliche Farben zu Hülfe gekommen sey. Mit einem Anflug von Ueberraschung vernahm sie den Bericht von Ludovicos Krankheit, als ihr aber so unerwartet die Kunde von seinem Tode ward, schrak sie zusammen — und sank bewußtlos zu Boden.

„Möge Dein Geist jetzt Frieden finden, armer Ludovico," seufzte Rosa, während sie unbemerkt den Saal wieder verließ, um bei der Leiche zu wachen.

Von jenem Augenblicke an war Lady Clara von einer unbesiegbaren Schwermuth befangen, sie zog sich aus der Gesellschaft zurück und verbrachte ihre übrigen Tage in der Einsamkeit. Rosa kehrte nach Italien zurück, wo ihr liebendes Herz in einem Kloster die Ruhe fand, die aus ihrer Brust gewichen war, seitdem sie Ludovico zum Erstenmal erschauete.

G. L.

Gedanken.

Nicht die morsche Vergänglichkeit des alternden Felsenhaus, die Jahre nicht, daß sie so eilig fliehen, den Menschen nicht, daß er schneller als sie vergeht, nicht das Alles möcht ich beklagen, aber den Sonnenblick auf grünem blumigen Hügel in der göttlichen Natur, daß er so rasch von den Wolken verhüllt wird und mit ihm der Gedanke der Tugend, den er im Herzen erweckte.

Man hat das Leben eine Reise genannt; so machen Geist und Körper sie als Gefährten; der erstere eilt ungeduldig zu

den fernen Hügeln, um Düfte des Himmels zu kosten, wenn der Gefährte sich am nahen Dufte einer Schenke geduldig erlabt. —

Natalis.

Musikalisches.

In der Heroldschen Buchhandlung hieselbst ist zu Weihnacht ein

Liederbuch für die Jugend

erschienen, welches eine Auswahl der vorzüglichsten zwei- und dreistimmigen Gesänge für Schule und Haus, mit Berücksichtigung der darin vorkommenden Feierlichkeiten enthält. — Diese Lieder, welche in allen drei bis vier Hefte füllen werden, sind von J. F. Kayser, dem das Publikum, schon mehrere ähnliche musikalische Lieferungen verdankt, mit Geschmack und vieler Sachkenntniß gesammelt und geordnet, so wie auch von dem wackeren Gesangslehrer am Johanneo, Herrn J. J. Behrens corrigirt und geprüft worden. Letzterer, so wie der Herr Hauptpastor Doctor Schmaltz haben dem Büchlein ein empfehlendes Wort mit auf den Weg gegeben und so ist es denn keiner Frage unterworfen, daß dieses Liederbuch verdientermaßen Eingang finden werde in die Schulen und Familien, um dort zur freudigen Erhebung und angenehmen Unterhaltung mitzuwirken.

Der Notendruck dieses Werkchens ist ausgezeichnet, so wie die ganze Ausstattung höchst sauber und geschmackvoll, so daß dasselbe zu einem Weihnachts- oder Geburtstags-Geschenk allen Aeltern und Erziehern mit vollem Rechte anempfohlen werden kann.

D. R.

Dringende Bitte.

Alle meine geehrten Geschäftsfreunde ersuche ich auf das Dringendste, solche Briefe, die lediglich für mich persönlich bestimmt sind, nur mit meinem Namen, „Herrn L. v. Alvensleben, Privatgelehrten in Leipzig," zu bezeichnen, bei allen Zuschriften an das Theater-Geschäftsbureau der Herren Sturm und Koppe aber meinen Namen durchaus wegzulassen.

Leipzig im Januar 1837.

L. v. Alvensleben,
Redacteur der Theater-Chronik.

Schönwissenschaftliche Berichte, aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Die Sänger und Sängerinnen, Schauspieler und Schauspielerinnen sind bekanntlich Söhne und Töchter des Himmels, Kinder Apollos und verschiedenere Musen, auch verkunden alles an ihnen diese edle Abkunft. Dennoch aber sind die Worte, welche Müllner auf die Tragoden anwandte, auch auf sie anzuwenden

«Doch sie sind Menschen, sie hungern und dürsten,
Und ihr Geschmack ist ihr ärgster Tyrann.»

Die obengenannten Himmelskinder aber sind oft Rebellen, sie wollen die Tyrannei nicht erdulden, sie suchen sich von dem Geschmack los zu machen, weshalb denn auch ihre Leistungen oft geschmacklos werden. Vermögen sie sich aber auch der geistigen Fessel zu entziehen, lastet doch die körperliche auf diesen Götterkindern, die aus ganz anderem Teige geknetet sind, als wir andern Sterblichen, oder sie sind so stark als auf uns wie denn z. B. die Grippe, welche in diesem Augenblick in so vielen Bürgerfamilien ravagirt, auch Apollos, Melpomenens und Thaliens Lieblinge nicht verschont. Die Theaterzettel sind zu wahrhaften Krankheitsbülletins geworden. So ging ich am vergangenen Montag ins Schauspielhaus um Sheridans herrliche «Lästerschule» zu sehen, und mich einmal wieder zurückzuträumen aus dem Opergewirr in die schöne alte Zeit des treffirenden Dramas, aber siehe da, es war wieder ein Mitglied, ich weiß gleich nicht welches, erkrankt, und «Kätzchen von Heilbronn» ward mir dargeboten. «Kätzchen von Heilbronn» mit seinem vielen poetischen Gedanken, aber auch mit der ganzen Absurdität seiner überspannten Grundidee. Mad. Lorz spielte das Kätzchen. Wird das Unweiblicher und Unzarte dieses Charakters durch die Darstellerin nicht gemildert und mit dem Hauche der Poesie überdeckt, wird im Gegentheil, wie heute geschah, das Grelle noch mehr hervorgehoben, so kann das Kätzchen keinen angenehmen Eindruck hervorbringen. — Zur Entschuldigung der Darstellerin muß ich übrigens bemerken, daß der Gegenstand ihrer abgöttischen Verehrung nicht geeignet war, sie zu begeistern. Herr Zängl spielte den Wetter vom Strahl. Wetter, das war ein Strahl!! Haltung und Gebehrden warm steif, der Redevortrag schien einem Deklamirlehrer abgelauscht.

Auch auf die Operndarstellungen scheint die Grippe ringewirkt zu haben; die Aufführung der zur Kassenoper gewordenen «Jüdin,» hat schon einigemale hinausgeschoben werden müssen, es ward dafür «Richard Löwenherz» gegeben, welche Darstellung nur theilweise befriedigen konnte.

Dem Vernehmen nach werden mehrere bisherige Mitglieder der hiesigen Bühne dieselbe um Ostern verlassen. Z. B. Herr Baison, um den es sehr schade ist, weil die guten Liedhaber wenigstens auf der Bühne selten sind, ferner die Herren Burmeister und Boog, deren Brust schon leichter zu ertragen ist. Wen aber ihr Abgang besonders schmerzen sollte, dem rufen wir zu:

Der junge Leny bringt andre Künstler mit
Und für die alten kommen neue wieder.

Repertorium.

Montag, den 16ten Januar: „Voltaires Ferien." Hierauf „Die Bürger in Wien."

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 8 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Abentheuer in einer Amerikanischen Wildniß.

Im Jahre 1811 segelte Herr Roß Cox in Geschäften der Pelzwerk-Gesellschaft von New-York nach der Mündung des Columbienflusses, an der Nordwestlichen Küste Amerikas, wo er und seine Gefährten ihre Operationen beginnen sollten. — Das Geschäft des Pelzeinsammelns ist bekanntlich in Ländern von einem so wilden Charakter, mit solchen Gefahren verbunden, daß kein Krieg irgendwo anders so viel Romantisches darbieten kann. Auf einem Zuge mit seinen Gefährten und einigen gutgesinnten Indianern hatte R. das Unglück vom Schlafe in einiger Entfernung von seinen Camaraden überwältigt zu werden, welche vor seinem Erwachen den Ruheplatz verließen, ohne zu bemerken, daß er zurückgeblieben sey. Dieß ereignete sich am 17ten August und die Folgen desselben mag Herr R. selbst erzählen.

„Als ich," so beginnt derselbe seinen Bericht, „erwachte, es mochte ungefähr fünf Uhr seyn, war rund um mich her alles still und ruhig wie das Grab. Ich eilte nach der Stelle hin, wo wir gefrühstückt hatten, dort war alles öde und leer, Alle waren fort, Niemand war im ganzen Thale zu schauen. Mir schwanden fast die Sinne. Ich schrie nach allen Richtungen hin, so laut ich konnte, bis meine Stimme heiser ward und sich mir die schaudervolle Ueberzeugung aufdrang, daß ich jetzt mutterseelen allein sey, in einem wilden unbewohnten Lande, ohne Pferd, ohne Waffen.

„Da mir kein anderer Ausweg blieb, suchte ich den Weg zu entdecken, den meine Gefährten eingeschlagen hatten; ich gewahrte auch wirklich an der Ostseite des Hügels Spuren von Roßhufen und wanderte eine Zeitlang nach jener Richtung hin, bis ich zu einer Bergreihe gelangte, wo auf dem felsigen Boden keine Spur von Pferdehuf mehr sichtbar war. Ich erklimmte einen der höchsten Berge, von dessen Gipfel ich mehrere Meilen weit in die Runde blicken konnte, vermochte aber weder meine Camaraden, noch eine menschliche Wohnung zu erspähen. Der Abend schritt unterdessen weiter vor und mit Einbruch der Dunkelheit begann ein starker Thau zu fallen. Alle meine Kleidungsstücke bestanden nur aus einem Hemde von Gingham, einem Paar Beinkleider aus Nanking und einem Paar leichter, abgetragener Schuhe. Eine Stunde vor dem Frühstück hatte ich, der Hitze wegen, meinen Rock ausgezogen und ihn auf eines der Lastpferde gelegt, in der Absicht, ihn bei der Abendkühle wieder anzuziehen; mein Gewehr hatte ich

einem unserer Leute übergeben, ja ich hatte selbst nicht einmal einen Hut, denn in meinem Schrecken hatte ich ihn an der Stelle liegen lassen, wo ich aus dem Schlafe erwachte. Links von mir bemerkte ich in einiger Entfernung ein Feld, auf welchem hohes Gras wuchs, ich rauste davon aus, so viel nöthig war, um darauf zu ruhen und mich damit zu bedecken, empfahl mich dem Schutze des Ewigen und entschlummerte. Während der Nacht quälten Träume von warmen Zimmern, bequemen Betten, vergifteten Pfeilen und Klapperschlangen meine angstvoll aufgeregte Phantasie.

„Am 18ten August erhob ich mich mit Sonnenaufgang, ganz durchnäßt und durchfroren, und schritt in der östlichen Richtung weiter. Im Laufe des Tages kam ich an verschiedenen Landseen vorüber, auf denen es von wilden Vögeln wimmelte. Ich wandte mich jetzt etwas nördlich, da erblickte ich plötzlich spät gegen Abend zwei Reiter, welche in einer östlichen Richtung dahinsprengten. — Ihrer Kleidung nach zu schließen, gehörten sie zu unserm Zuge, und ich eilte demnach sofort auf einen Hügel, und schrie so laut ich es vermochte mit einer Stimme, welcher der Hunger noch mehr Kraft verlieh, aber sie ritten weiter. Ich riß darauf mein Hemd herab und wehte damit hoch in der Luft, wobei ich fortwährend jämmerlich schrie — vergebens, sie sprengten ihren Weg fort. Ich rannte ihnen nach, scheuete weder Gesträpp noch Gestein; als ich dort aber anlangte, wohin, meiner Meinung nach, ihr Weg sie geführt haben mußte, hatte ich mich aufs Neue grausam getäuscht. Jetzt war es fast finster geworden. Ich hatte seit dem Mittage des vergangenen Tages nichts gegessen, und war mich, von Hunger und Ermattung erschöpft, verzweiflungsvoll in das Gras, als ich plötzlich ein Geräusch vernahm. Ich wandte mich und erblickte zu meinem Entsetzen eine große Klapperschlange, welche sich in dem Abendschatten abkühlte. Ich hob schnell einen großen Stein auf, schlich mich leise näher und warf ihn mit aller meiner Kraft auf den Kopf der Schlange, so daß diese unter dem Steinblock begraben blieb.

Meine Schuhe waren von dem Marsche ganz dahin und meine Füße sehr geschwollen. Als die Nacht hereinbrach war ich genöthigt, mich nach einer Schlafstelle umzuschauen, auch fand ich bald ein eben so gutes Lager als in der vergangenen Nacht. Meine Anstrengung, das lange Gras auszuraufen, machte meine Hände blutig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Geliebten.

Wie tief Du auch verhüllt in Schleier
Vor mir den Tag, der Dich gebar;
Doch an des Herzens höher'm Feuer
Fühlt ich's: — daß er erschienen war.

Als ob mich nie ein Schmerz getroffen,
Trug ich im Blicke selge Lust;
Wie Himmels Glanz, — ein fröhlich Hoffen
Drang durch die finstre Nacht der Brust.

Ein frisches Reis von edlem Baume
Pflanzt ich in ein erprobtes Land;
Und Du verzeih', wenn ich im Traume
Zu lang vor meiner Hoffnung stand.

Verzeih', wenn ich allein verpräet
Bich bis zum Sonnenuntergang;
Hab' ich zu lange Zeit gebetet —
Ich folgte nur der Seele Drang.

Alexander Sande.

Das verlassene Herrenhaus.

(Fortsetzung.)

Als der Notar sich dem Lager näherte, schrak er zusammen, ob der geisterähnlichen Züge die seinem Blick entgegentraten. Die Gräfin saß fast aufrecht da, von Kissen unterstützt; ihr großes, starres, regungsloses Auge schien schon einer Todten anzugehören; ihr Antlitz war leichenblaß, ihr schönes schwarzes gescheiteltes Haar war bereits mit Grau gemischt, obgleich sie kaum dreißig Jahre zählte, ihre Hände waren abgezehrt und verwelkt. Die Züge trugen noch immer die Spuren vormaliger Schönheit, schwer aber war es sich die Möglichkeit zu denken, daß ein menschliches Geschöpf in einem so erstorbenen Gehäuse noch habe leben können.

Der Notar hatte im Laufe seines Geschäftslebens schon manchen Sterbenden geschauet, aber nie noch hatten dessen Todesjammer, gemischt mit den Wehklagen der Hinterbliebenen, einen so furchtbaren Eindruck auf ihn hervorgebracht, als ihn jetzt der Anblick der leichenblassen Gräfin bei ihm bewirkte. Alles was ihn umgab, bildete eine Scene des Todes, denn auch nicht das kleinste Geräusch unterbrach die schauderhafte Stille des Orts, ja selbst das Athemholen der Sterbenden war nicht vernehmbar. Endlich schien ihr starres Auge sich zu regen, sie machte einen Versuch die rechte Hand zu heben, diese aber sank kraftlos wieder auf die Decke des Lagers zurück; sie wollte reden, aber sie vermochte anfangs keine Worte zu gewinnen, endlich sprach sie, indem sie alle ihre Kräfte sammelte: „Ich habe lange und voll Ungeduld Ihrer geharrt — setzen Sie sich neben meinem Lager — hören Sie mich an, aber unterbrechen Sie mich nicht. —"

Nach einer wiederholten Anstrengung zog sie, jedoch nicht ohne sichtbare große Mühe, unter ihrem Kopfkissen ein versiegeltes Päckchen hervor. „Ich übergebe — Ihnen — hiemit — meinen letzten Willen," stammelte sie alsdann. Kaum aber

waren diese fast nicht vernehmbaren Worte ihren Lippen entflogen, als sie krampfhaft zusammenzuckte, heftig mit der Hand nach dem Crucifix fasste — und verschied. —

Als das Testament eröffnet wurde, fand es sich, daß die Gräfin von Merfet den Notar zu Vendome zu dem Vollstrecker ihres letzten Willens ernannt und ihr ganzes bedeutendes Vermögen, mit Ausnahme einiger unbedeutender Legate, dem Hospitale zu Vendome vermacht hatte. Ihre Verfügungen hinsichtlich des Herrenhauses lauteten höchst seltsam und erregten allgemeines Erstaunen. Das Schloß, sammt dem was dazu gehörte, sollte 50 Jahre lang, von ihrem Todestage an gerechnet, in demselben Zustande verbleiben, in welchem es bei ihrem Ableben sich befand. Alle Gemächer sollten verschlossen gehalten werden und unter keinem Vorwande es irgend jemand gestattet seyn, sie zu betreten. Weder innerhalb des Hauses, noch in den Gärten, sollte auch nur die kleinste Ausbesserung stattfinden, alles sollte während der 50 Jahre verfallen und von der Hand der Zeit verwüstet werden. Waren bis nach Beendigung jener Zeit die Wünsche der Erblasserin aufs genaueste befolgt, so sollte die ganze Besitzung auf den Notar oder dessen Erben als rechtmäßiges Eigenthum fallen; würde das Testament aber nur im Geringsten verletzt, sollte das Herrenhaus sammt allem was dazu gehörte, in den Besitz der nächsten gesetzmäßigen Erben der Gräfin kommen, welche sammt dem Notar mit der Ausführung mehrerer Bedingungen beauftragt waren, die ein Codicil enthielt, dessen Siegel aber erst nach Ablauf der obengenannten Zeit erbrochen werden sollte.

Viele Jahre schwanden dahin und mit ihnen sank das Interesse, welches das wunderbare Testament der Gräfin anfangs hervorgerufen hatte. Endlich ereignete sich indeß ein Umstand, welcher, indem er über die geheimnißvolle Geschichte der Verstorbenen Licht verbreitete, die Neugier, rücksichtlich derselben, wieder rege machte. Ein zu einem benachbarten Kloster gehörender Geistlicher war zu einem sterbenden Weibe, Namens Rosalie Lebas, gerufen worden, um ihre letzte Beichte zu vernehmen. Bei dieser Gelegenheit ward ihm ein furchtbares Geheimniß mitgetheilt, welches er aufgezeichnet hatte und das man nach seinem bald darauf erfolgten Tode unter seinen Papieren fand. Folgende Thatsachen gingen daraus hervor.

Ungefähr sechs Monate vor ihrem Tode fühlte sich die Gräfin sehr unwohl und bezog den von der Wohnung ihres Gemahls entfernt liegenden Flügel. Ihr Schlafgemach ging nach dem Flusse hinaus und hatte Schießfenster, durch welche man über einen sanften Abhang nach der Loire schauen konnte. In diesem Zimmer befand sich ein mit einer Glasthür versehener Alkoven, welcher zur Andachtsstätte diente, nur vier Fuß im Quadrat hatte und in der starken Mauer angebracht war. Einst kehrte der Graf in der Nacht zwei Stunden später als gewöhnlich aus einem Club zurück, in welchem er gewöhnlich seine Abende mit Zeitunglesen oder politischen Gesprächen verbrachte. Die Invasion Frankreichs von den fremden Truppen hatte diesmal den Gegenstand der Unterhaltung ausgemacht, worauf der von derselben schon angeregte Graf zur Billardtafel getreten war und an derselben eine bedeutende Summe verloren hatte. Bei seiner Heimkehr pflegte er Rosalie, die vertraute Kammerzofe seiner Gattin zu befragen, ob die Letztere sich schon zur Ruhe gelegt habe und wenn dieß geschehen war, zog er sich sofort auf sein Zimmer zurück; dießmal aber ging er gratezu nach ihrem Gemache, um ihr sein Mißgeschick zu erzählen. — Der wohlbekannte Schall seiner Schritte hallte in dem Corridor wieder, und in dem Augenblick in welchem er die Hand an die Thürklinke legte, glaubte er ganz deutlich zu vernehmen, daß die kleine Thür des Alkovens schnell zugeschlagen wurde; als er aber eintrat, erblickte er die Gräfin vor dem Camine, in welchem so eben die letzten Kohlen dem Erlöschen nahe waren. Es fiel ihm zwar auf einen Augenblick ein, daß Rosalie die Thür des Alkovens zugeworfen haben könne, der Alkoven aber hatte keinen Ausgang und so erstieg plötzlich bei ihm ein schwerer Argwohn, den er nicht zu überwältigen vermochte. Er schauete seinem Weibe scharf ins Auge und es schien ihm, als ob sie ängstlich bemüht sey, seinem forschenden Blicke auszuweichen.

„Du kommst heute zu später Stunde,“ sprach sie, aber in ihrer Stimme war ein leises Zittern bemerkbar.

Der Graf gab keine Antwort, und gleichsam als solle dadurch sein schwarzer Verdacht noch gesteigert werden, trat in diesem Augenblick Rosalie ins Zimmer. Er schlug die Arme kreuzweis übereinander und ging schweigend im Gemache auf und ab.

„Du scheinst krank? Oder bringst Du mir böse Kunde?“ fragte nach einer kurzen Pause die Gräfin in einem sanften Tone, während die Zofe sich anschickte, sie zu entkleiden. Der Graf beharrte in seinem Schweigen. — „Du magst Dich zur Ruhe legen,“ nahm nach einer Weile die Gräfin zu ihrer Zofe gewandt das Wort, denn sie sah, daß die zusammengezogene Stirn ihres Gemahls etwas Ungewöhnliches verkündete und wünschte dem etwa Unerfreulichen allein entgegen zu treten. —

So wie Rosalie sich hinweggegeben, oder sich wenigstens dem Anscheine nach entfernt hatte, denn sie blieb in der Nähe um zu horchen, trat der Graf von Merfet auf seine Gemahlin zu und sprach in einem Tone, welcher kaltblütig scheinen sollte, dessen Beben aber die Heftigkeit seiner Gemüthsbewegung verkündete: „Dort in jenem Alkoven ist jemand verborgen.“

Die Gräfin blickte ruhig und selbst mit Stolz zu ihrem Gatten auf und entgegnete: „Nein, mein Herr!“

Dieses „Nein“ durchschnitt das Herz des Grafen, denn er konnte ihm nicht glauben, und dennoch war ihm seine Gattin nie schuldloser erschienen, als in diesem Augenblick. — Schon hatte er einige Schritte gethan, um die Thür des Alkovens zu öffnen und sich Gewißheit zu verschaffen, da aber ersaßte plötzlich die Gräfin seinen Arm und hielt ihn zurück.

Sie blickte ihn einen Augenblick mit dem Ausdruck der tiefsten Schwermuth an, und sprach dann mit einer Stimme, die von ihrer heftigen Gemüthsbewegung zeugte: „Bedenken Sie wohl, mein Herr, was Sie thun, finden Sie dort Niemand, muß zwischen uns Alles zu Ende seyn! Alles! Verstehn Sie mich, und auf immer!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Meiner Mütter zähl' ich etwa drey,
Langeweile, Zärtlichkeit und Trauer,
Doch mein Leben ist von kurzer Dauer;
Sein Beginn führt meinen Tod herbei.
Mag auch öfter in mißglückten Ehen,
Im Gespräch, in steifen Assembleen,
Unter Klagen, oder süßen Wehen,
Ich, kein Phönix, wieder auferstehen.
Dennoch bleibt mein Schicksal einerlei.
Leicht ist's, mich zu hören, zu verstehen,
Aber nie gestattet, mich zu sehen.

Hugo.

Auflösung des Räthsels in No. 5.

Traum.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im Januar.

Madame Crelinger ist eine große tragische Schauspielerin, wer möchte das leugnen, aber: Eines schickt sich nicht für Alle! Sie scheint auch als Schriftstellerin glänzen zu wollen, nemlich als dramatische, und damit will's nicht gehen. Neulich hat sie wieder, wenigstens wird sie allgemein als Uebersetzerin genannt, eine Scribesche Fabrikproduction: »Eine Hütte und sein Herz,« auf die königliche Bühne gebracht, welches eben keinen guten Geschmack der Bearbeiterin beurkundet. Die Handlung ist trivial und langweilig. Auch muß sie noch viel schreiben, bevor sie den Dialog wegbekommt; ihre Reden sind zu gezirkt, zu declamatorisch. Eben so werthlos wie das Stück war das Spiel der Dlle. Bertha Stich als Jenny. Ihrem Vortrage, besonders im ersten Akte, fehlten Natur und Wahrheit. Zwei Kleinigkeiten, nicht mehr? Die übrigen Darsteller, namentlich Herr Devrient als Lord und Herr Crüsemann als John Grip wirkten nach Kräften.

Die hiesige Königstädter Bühne hat »Kean« von Alexander Dumas zur Aufführung gebracht, aber nach einer andern Uebersetzung als bei Ihnen gegeben worden, die hiesige ist von Doctor Wollheim, einem Hamburger, wie ich glaube. Die Bearbeitung ist stiefmütterlich, warum aber der Bearbeiter grade dieses Stück gewählt hat, begreifen wir nicht, es ist nur ein sehr mittelmäßiges Machwerk, worin weder von einer interessanten Handlung noch von Charakteristik die Rede ist. Gegeben ward das Stück im Ganzen recht gut, bis auf Dlle. Herbst als Gräfin, welcher durchaus der zu einer solchen Rolle nöthige Anstand fehlte. — Herr Schwanfelder spielte den Kean und leistete in der That mehr, als man erwartet hatte, da seine Individualität sich im Grunde nicht für solche Rollen eignet. — Herr Block bewieß als Souffleur Salomon Lohnswerth: Mäßigung. Mad. Schwanfelder machte aus der unbedeutenden Rolle der Anna Damby, was daraus zu machen war.

Auf diesem Theater gab es auch eine neue Oper, »Das Castell von Ursino« Oper in 2 Akten nach Romani Beatrice di Tenda, Musik von Bellini. Ein schwaches Produkt, ganz ohne Originalität. Die Handlung ist langweilig, die Musik voll Reminiszenzen. Eine junge Sängerin Dlle. Holzel debütirte in der Rolle der Isabella, erregte aber nicht die brillantesten Erwartungen. Ihr Aeußeres ist einnehmend, doch ihre Stimme eben nicht angenehm. Auch fehlt Ausbildung derselben und ihrem Vortrage Wärme. Diese Oper wird sich schwerlich auf dem Repertoir halten.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Diese Bühne ist am Donnerstag den 12ten dieses durch eine niedliche Kleinigkeit bereichert worden; »Voltaires Ferien,« nach dem Französischen von Herrman. Diese kleine Piece ist in der That unterhaltend und verdient den Beifall der ihr zu Theil ward. Die. Enghaus gab den jungen Voltaire mit Fleiß und Gewandtheit, und wenn sich auch heute weder in ihrem Vortrage Dann und wann die ihr eigenthümliche Monotonie zeigte, so war diese doch nicht so vorherrschend, daß ihrer Leistung dadurch Eintrag geschehen wäre. Die junge Künstlerin ward am Schluße hervorgerufen, Wäre übrigens der wirkliche Voltaire in seiner Jugend so schön gewesen wie heute seine Repräsentantin, er hatte unmöglich im Alter so häßlich werden können.

Die Verdeutschung ist gut und fließend, und wenn Herr Hermann fortfährt, mit gleichem Fleiß und Eifer französische Stücke von jenseits des Rheins zu uns herüberzuführen, so haben die deutschen Bühnen an ihm einen zweiten Angely zu erwarten, welches bei dem Mangel an deutschen Original-Productionen als ein Gewinn zu betrachten ist.

Zum Schlusse wurden an diesem Abend Raupachs »Schleichhändler« an uns vorübergeführt, worin Lebrun meisterhafte Darstellung des Tit, uns mit Freude aber auch mit Schmerz erfüllte, wenn wir gedachten, daß dieser vortreffliche Künstler, dem wir seit einer Reihe von Jahren so viele herrliche Genüße verdanken, jetzt bald von uns scheiden wird. Die humoristischen Gebilde welche derselbe mit dem ihm eigenthümlichen Humor vor uns hinstellte, werden auch dann noch in unserer Erinnerung leben, wenn ihn längst ein anderer Wirkungskreis umfangen hält. Wir hoffen, daß die neue Direction darauf bedacht gewesen, in seinem Fache einen würdigen Nachfolger hinzustellen, *) damit die durch sein Austreten entstehende Lücke weniger fühlbar werde.

*) Wohee in der Wüste?

Der gute ehrliche
Gottlieb Koke,
Setzer der Originalien.

Repertorium.

Mittwoch, den 15ten Januar: „Die Nachtwandlerin.“ Oper in 3 Aufzügen. Musik von Bellini.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 9 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Thyrza.

„Was wall'st du Herz, und pochst so sehr,
Und droh'st die Brust zu sprengen?
Was starr'st du, Auge, thränenschwer?
Was horch'st du, Ohr, nach Klängen?"

„Verhallt ist längst der Wonne Lied,
Der Liebe Traum verschwunden. —
Seit Demodat von hinnen schied,
Kann Thyrza nicht gesunden!"

So klagt die Braut an Ufers Grün,
Und eint den dunklen Wellen
Des Waldbachs, die vorüber ziehn,
Den Thränenthau, den hellen.

Sie schöpft mit hohler Lilienhand,
Zu kühlen Fiebers Gluthen,
Und gleitet von des Baches Rand
Hinab in seine Fluthen.

Noch kämpft sie gegen Wogendrang,
Getragen vom Gewande:
Da naht mit lautem Waffenklang,
Ein Heereszug dem Strande.

Ein Jüngling sprengt voran dem Troß, —
Des Mädchens Kraft ermattet;
Sie sinkt, — er sieht's, und lenkt sein Roß
Zum Bach, vom Wald umschattet.

Er stürzt ihr nach, — ergreift ihr Haar,
Und — faßte Thyrzas Locken; —
Der Schrecken, daß es Thyrza war,
Macht seine Pulse stocken.

Kurz war des Wiedersehens Lust,
Nach langer Trennung Leide.
Sie preßt ihn krampfhaft an die Brust —
Und so entschwanden Beide.

Winfried.

Das verlassene Herrenhaus.

(Fortsetzung.)

Ihre Rede — ihr ganzes Benehmen hatten in diesem Augenblick so viel Mitleidvolles, daß der Graf in seinem Vorsatz schwankte. „Nein Josephine;“ sprach er nach einer Pause, „ich öffne jene Thür nicht — welche Ueberzeugung sie mir auch geben möchte, wir wären geschieden. Aber höre mich an. Ich kenne die ganze Reinheit Deines Herzens, die ganze Schuldlosigkeit Deines Wandels! — Ich weiß, Du würdest auf Kosten Deiner Seele keine Todsünde begehen.“ — — Die Gräfin starrte ihn wild an. — „Hier ist Dein Crucifix,“ fuhr der Graf fort, „nimm es! — Schwöre mir vor dem Bilde des Gekreuzigten, daß sich Niemand da drinnen befinde — und ich will Dir glauben!“

Die Gräfin nahm das Crucifix und murmelte leise vor sich hin: „Ich schwöre es!“

„Lauter, lauter,“ rief der Graf, „wiederhole die Worte: Ich schwöre — im Angesicht des Heilands — daß in jenem Alkoven — Niemand verborgen ist.“

Und die Gräfin wiederholte die Worte des Eides mit sichtbarer Gemüthsbewegung.

„Gut so“ — sprach Graf von Merset kalt; und indem er das Crucifix betrachtete, welches die Gräfin so eben aus der Hand gelegt hatte, und das aus Elfenbein und Silber kunstvoll gearbeitet war, fügte er hinzu: „Ich sah dieses Crucifix nie bei Dir, ich wußte nicht, daß Du's besäßest.“

„Ich kaufte es bei dem Juwelier Düvivier,“ lautete die Antwort der Gräfin, „er hatte es von einem Spanischen Kriegsgefangenen erhandelt.“

„So,“ entgegnete der Graf, und nachdem er das Crucifix wieder aufgehängt hatte, zog er die Klingel. Rosalie trat ein. Herr von Merset ging ihr entgegen und führte sie in eine Fenstervertiefung. „Ich weiß,“ flüsterte er ihr zu, „Armuth verhindert allein Deine Verbindung mit Philipp. Du hast erklärt, sein Weib nicht eher werden zu wollen, bis er die Mittel gefunden, in seinem Gewerbe als Maurer, Meister zu werden. Jetzt hör' auf meine Worte — suche ihn auf, schaffe ihn hieher mit seinen Gerätschaften, laß ihn thun, was ich von ihm verlange, und Euer Glück ist gemacht. Vor allen aber reinen Mund gehalten, sonst —“ hier verfinsterte sich drohend seine Stirn.

Rosalie war schon im Begriff das Zimmer zu verlassen, da aber sprach Herr von Merset plötzlich: „Halt — hier ist mein Hauptschlüssel.“ — Und mit einer Donnerstimme, die weithin über den Corridor schallte, rief er darauf: „Louis, Louis!“ — Der vertraute Kammerdiener flog herbei. „Ihr geht alle zu Bett!“ fuhr der Graf in demselben gebietenden Tone fort, und den Diener zu sich heranwinkend, fügte er leise hinzu: „Wenn alles schläft — hörst Du, schläft, benachrichtigst Du mich davon!“

Während aller dieser außergewöhnlichen Anordnungen hatte der Graf seine Gemahlin nicht einen Augenblick lang aus dem Gesicht verlohren; nachdem er seine Befehle ertheilt hatte, trat er wieder zu ihr.

Als Rosalie wieder in das Gemach trat, fand sie das Ehepaar dem Anscheine nach im ruhigen Gespräch.

„Philipp ist hier, gnädiger Herr,“ berichtete die Zofe.

„Er soll eintreten,“ gebot der Graf.

Eine auffallende Blässe überflog das Antlitz der Gräfin, als sie den Maurer gewahrte.

„Philipp,“ nahm Herr von Merset das Wort, „Du wirst unten im Hofe Materialien finden, um die Thür jenes Cabinets zumauern zu können.“ — Und Philipp und Rosalie bei Seite ziehend, fügte er hinzu: „Ihr bleibt diese Nacht hier, — Morgen aber erhaltet Ihr von mir einen Paß und werdet Ihr Euch sofort in eine fremde Gegend begeben, die ich Euch näher bezeichnen werde. Ich gebe Euch 6000 Franken zu Eurer Reise unter der Bedingung, daß Ihr zehn Jahre lang fern bleibt. Zuvörderst aber begeht Ihr Euch nach Paris, wo Ihr meine Ankunft abwarten werdet, dort will ich Euch eine gleiche Summe zusichern, die Ihr nach Ablauf jener Zeit erhalten sollt, wenn Ihr anders meine Bedingungen pünktlich erfüllt habt. Was ich immer in dieser Nacht von Euch verlangen werde, muß auf ewig ein Geheimniß bleiben.“

In diesem Augenblick ward Rosalie von der Gräfin gerufen; der Graf schritt unterdessen im Gemache auf und ab, beobachtete die drei Anwesenden mit scharfen Blicken, sprach aber kein einziges Wort. Philipp traf indessen seine Anstalten, welches einiges Geräusch verursachte, und diesen Augenblick benutzte die Gräfin, während der Graf sich am anderen Ende des Zimmers befand, ihrer Zofe mit einem leisen Hauche zuzuflüstern: „Tausend Franken sollen Dein seyn, fährlich, sorgt Du dafür, daß in der Mauer jenes Cabinets auch nur die kleinste Spalte bleibt.“ — Und in einem scheinbar ruhigen Tone sprach sie, als ihr Gemahl wieder näher kam zu ihrer Zofe: „Geh' Rosalie, geh' und leiste Deinem Philipp Beistand.“ Letzterer hatte bereits sein Werk begonnen.

Der Graf und die Gräfin verharrten Beide in tiefem Schweigen, während die Thüröffnung zugemauert wurde. Als das Werk schon halb vollendet war, benutzte der schlaue Philipp einen Moment, in welchem Herr von Merset sich abgewandt hatte, um, gleichsam wie zufällig, eine Scheibe in der Glasthür einzustoßen. Hiedurch erhielt die Gräfin den Beweis, daß Rosalie ihren Auftrag ausgerichtet habe, sie blickte scharf hinein durch das zersprengte Glas und ihre Blicke fielen, wie die des Maurers, auf das bleiche schöne Antlitz eines Mannes, aus dessen Zügen Muth und Ergebung sprachen; ihr Gemahl hatte ihr jetzt wieder den Rücken zugewandt, und diesen Augenblick benutzend warf sie dem Gefangenen einen einzigen Blick zu, der ihm zu sagen schien: „noch ist Hoffnung vorhanden!“

Es war schon gegen vier Uhr Morgens, als das Werk vollendet war. Philipp ward der Sorge Louis übergeben und der Graf warf sich in einen Sessel, in welchem er dem Anscheine nach entschlummerte, während seine Gemahlin ihr Lager suchte. —

Als Herr von Merset nach einigen Stunden erwachte, nahm er seinen Hut und das Cruzifix, und verließ das Gemach. Ein Strahl der Hoffnung durchzuckte die Gräfin. „Er wird zum Juwelier gehen, — sprach sie zu sich selbst — und nicht so bald zurückkehren.“

Kaum hatte er das Zimmer verlassen, als sie mit großer Heftigkeit die Klingel zog, und mit dem Ausdruck namenloser Angst der herbeieilenden Rosalie entgegenrief: „Ans Werk ans Werk, um Gottes Willen!“ — Und wie wahnsinnig erfaßte sie selbst eine von der Zofe herbeigebrachte Eisenstange und mit einer ihr von der Verzweiflung verliehenen Kraft begann sie das noch nasse Mauerwerk zu durchbrechen. Eine Stimme von innen, deren Schall sie aber kaum vernahm, machte, daß sie ihre Anstrengungen verdoppelte. Schon hatte ein Theil der Mauer nachgegeben, und mit bis zur Raserei gesteigerter Kraft wollte sie eben ihr Werk vollenden, als sie plötzlich ein Geräusch hinter sich vernahm — sich wandte — und ihren Gatten erblickte, welcher todtenbleich und drohend vor ihr stand. Sie schrie nicht — sprach nicht — sank aber bewußtlos zu Boden.

(Der Beschluß folgt.)

Abentheuer in einer Amerikanischen Wildniß.

(Fortsetzung.)

„Am folgenden Morgen, am 19ten August, erhob ich mich noch vor Sonnenaufgang, und wanderte rastlos weiter, während des ganzen Tages nach Osten zu. Anfangs verzehrte mich fast der Hunger, nachdem ich aber eine Strecke gegangen war und etwas Wasser getrunken hatte, fühlte ich mich ein wenig erfrischt. Das Land war noch immer ziemlich flach und der Boden bestand aus brennendem Sande, welcher meine Füße noch mehr verletzte. Die Sonnenhitze zwang mich einige Stunden zu rasten, während welcher Zeit ich mehrere, jedoch vergebliche Versuche anstellte, mir eine Kopfbedeckung zu schaffen. Gegen Abend fühlte ich mich über alle Beschreibung schwach, denn ich hatte nun schon seit 48 Stunden keine Nahrungsmittel zu mir genommen und zur Vermehrung meiner Qual hatte ich ein Nachtlager an dem Ufer eines Sees gewählt, dessen Bewohner gewiß einer königlichen Tafel Ehre gemacht haben würden. Der Schmerz in meinen Händen verhinderte mich, Gras auszuraufen, um mir wie für die vergangenen Nächte ein Lager zu bereiten; so hatte ich also an diesem Abend nichts, was mich vor dem starken Thau schützen konnte.

Am folgenden Morgen, als am 20sten wandte ich mich mehr nordöstlich; auch war heute die Gegend wald- und wasserreicher als bisher. Ich sah viele wilde Gänse, Enten und anderes wildes Geflügel, und in einiger Entfernung auch größeres Wildpret, und Klapperschlangen; ich ward unbeschreibbar vom Hunger geplagt und kaute Gras, welches meine Qual ein klein wenig erleichterte. Spät am Abend langte ich wieder bei einem See an, dessen Fische ich freilich wieder unbenutzt lassen mußte, an dessen Ufer aber viele wilde Kirschenbäume standen, mit deren Früchten ich mich labte. Während der Nacht störten mich das Geheul der Wölfe und das Brummen der Bären unablässig in meinem Schlafe. Als ich mich am folgenden Morgen, als am 21sten erhob, ich hatte mich am Ufer eines Flüßchens gelagert, welches sich in den See ergoß, erblickte ich jetzt an dem entgegengesetzten Ufer eine dem Anscheine nach, tiefe Höhle, aus welcher, wie ich schloß, die schauderhafte Nachtmusik, vermuthlich zu mir her erschollen war. — Ich beschloß nun von jetzt an, täglich nach verschiedenen Richtungen hin, nur kurze Wanderungen zu unternehmen, um irgendwo Hülfe und einen Ausweg aus meiner unglücklichen Lage zu suchen; wenn mir dieses aber nicht gelingen sollte, alsdann dich zu diesem See zurückzukehren, wo ich wenigstens sicher war, Kirschen und Wasser für meinen Hunger und Durst zu finden.

In Folge dieses Entschlusses wanderte ich dießmal nach der südlichen Richtung hin. Ich hatte mich mit einem derben Knittel bewaffnet, womit ich mehrere Klapperschlangen tödtete. Hungrig und durstig kehrte ich spät Abends, ohne irgend etwas entdeckt zu haben, zu dem See zurück, wo ich eben beschäftigt war, Steine aufzuhäufen, um mir eine Art Obdach zu bereiten, als ich plötzlich gewahrte, wie ein Wolf aus der Höhle zum Vorschein kam. Ich hielt es für das Rathsamste, sogleich die Offensive zu ergreifen, hob rasch einen schweren Stein und warf ihn so glücklich, daß er den einen Schenkel des Raubthieres traf und dieses lautbrulend in die Höhle zurückrannte. Ich wartete eine Zeitlang, ob der böse Geist sich wieder zeigen würde, dann warf ich mich auf mein Lager und versank in Schlaf, der aber, wie in der vergangenen Nacht, bald wieder durch das Geheul der wilden Thiere unterbrochen wurde.

Der Dunst des Sees und der starke Thau hatten meine dünnen Kleidungsstücke ganz und gar durchnäßt, so daß ich genöthigt war, sie in der Sonne zu trocknen. Da der Süden sich mir ungünstig erwiesen hatte, wollte ich mein Glück wieder östlich versuchen; ich nahm mein Frühstück ein und wanderte also nach dieser Richtung hin.

(Der Beschluß folgt.)

Bagatellen.

Einen auffallenden Beweiß, wie ein Mensch von ganz niederem Stande sich zu Rang und Reichthum emporschwingen kann, findet man in dem Leben des berühmten Banquiers Tortonia zu Rom, dessen Vater ein Lohnbedienter war. Tortonia selbst, ein kluger junger Bursche, kam anfangs bei einem Juwelier in die Lehre, machte später kleine Geldgeschäfte und ward endlich eine Art von Geldwechsler. — Der Zufall führte ihn dem Cardinal Chiaramanti in den Weg. Nach dem Tode Pius VI. sollte ein Conclave gehalten werden, um einen neuen Pabst zu wählen. Chiaramonti hatte Aussichten erwählt zu werden, aber es fehlte ihm an Geld, um dem Conclave beiwohnen zu können. In dieser Verlegenheit lieh ihm Tortonia einige Hundert spanische Thaler. Chiaramonti ward zum Pabste erwählt, unter dem Namen Pius VII. und aus Dankbarkeit für den ihm geleisteten wichtigen Dienst, ernannte das neue Oberhaupt der Kirche Tortonia zum Banquier des päbstlichen Hofes. Späterhin ward er Marquis, dann Herzog, und ist jetzt vielleicht einer der reichsten Capitalisten in Europa.

Während der Unruhen zur Zeit der Regierung Carls I. kam ein Landmädchen nach London, um dort einen Dienst als Magd zu suchen. — Da sie aber nicht gleich eine Anstellung finden konnte, suchte sie ihr Leben zu fristen, indem sie aus einem Brauhause Bier austrug. Der Brauherr, dem ihr sehr hübsches Aeußeres und ihr Betragen gefiel, nahm sie als Magd in Dienst, und da sie sich fortwährend sanft und anständig betrug, heirathete er sie nach einiger Zeit. Er starb indeß bald darauf und hinterließ sie als junge reiche Wittwe. Die Brauerei ward aufgegeben, und dem angesehenen Rechtsgelehrten Herrn Hyde, die Regulirung ihrer Angelegenheiten übertragen. Hyde, welcher späterhin Graf von Clarendon ward, überzeugte sich von dem großen Reichthum der Wittwe und nahm sie zur Gattin. Aus dieser Ehe entsprang nur eine Tochter, welche später die Gemahlin Jacobs des Zweiten und die Mutter der Königinnen von England, Maria und Anna, wurde.

Literarische Notiz.

Ueber das in der Schlesingerschen Buch- und Musikhandlung in Berlin wöchentlich dreimal erscheinende

Berliner Conversationsblatt,

für Poesie, Literatur und Kritik, XI. Jahrgang,

hat sich bereits Publikum und Kritik so günstig ausgesprochen, daß es zur Empfehlung desselben nur der einfachen Anzeige bedarf, daß dieses Journal auch für die Folge bestehen und der bisherige verdienstvolle Redakteur, Herr Herm. Margraf, fortfahren wird, dasselbe mit Eifer und Fleiß zu leiten.

D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Zweites Theater.

Am Sonnabend den 14ten dieses Monats ward auf dieser Bühne zum erstenmal gegeben, und am Montag den 16ten wiederholt, ein neues Stück, betitelt: »Heute! Zur Erinnerung für meine Freunde und Gönner!« Localposse in 1 Aufzuge, vom Verfasser der Parodie: »Gustav oder der Maskenball.« Der Verfasser dieses Stücks hat die Erwartungen nicht gerechtfertigt, welche seine frühere in mancher Ausicht recht gelungene Parodie des »Maskenballs« bei dem Publikum erweckte. An dieser sogenannten Posse ist nichts gut als der Titel, der gewiß schon manchem dem Vergnügen geweihten Locale Zuspruch verschaffte und auch hier seine Wirkung nicht verfehlte, denn bei der ersten Darstellung war das Haus überfüllt. An dem Stücke wüßten wir auch nicht das Mindeste zu loben. Die Idee, das Domestiken sich in Abwesenheit ihrer Herrschaft einen lustigen Abend machen, ist alt, verbraucht und z. B. in den »verwandelten Weibern« weit besse durchgeführt. Die Witze sind fade und platt und der Gedanke, einen Juden in der Gesellschaft der Hausknechte und Hausfüper die Honneurs machen zu lassen, ist unpassend. Summa, das Ganze ist ein werthloses Produkt, welches gewiß bald vom Repertoir verschwinden und der Kasse keinen Vortheil bringen wird.

Vorher ward das ansprechende Lustspiel: »Ich bleibe ledig,« von Carl Blum gegeben. Die Darstellung war lebendig und in einandergreifend. Besonderes Lob verdient Herr Landt als Hypolit, Herr Reinhardt als Rautenkranz, und Herr Hechner als dessen Neffe. Madame Behnke als des Barons Schwester hatte ihre Parthie richtig aufgefaßt, und gab sie zur Zufriedenheit des Publikums; Demoiselle Spahn dagegen als des Freiherrn Tochter war nicht natürlich genug, Spiel und Rede waren viel zu gesiert. Ein Herr Urban spielte den Gustav Dorner, aber so steif und ungelenk, daß man froh war, als seine Scenen ausgespielt waren.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 21sten Januar: „Die Jüdin," Oper in 5 Aufzügen. Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 10 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Lehrplan der Wolff-Jülichschen Bildungs- und Pensions-Anstalt für Blinde.

Der Zweck dieser Lehranstalt ist: die intellectuellen Fähigkeiten ihrer Zöglinge, so weit es den angestrengtesten Bemühungen erfahrener, von Liebe beseelter und mit unermüdeter Geduld wirkender Lehrer möglich ist, zu entwickeln, und überhaupt den Körper- und Geisteskräften der ihr anvertrauten blinden Kinder eine solche Leitung zu geben, daß dieselben in der menschlichen Gesellschaft eine weniger unglückliche, ja, so viel es seyn kann, eine glückliche Stellung einnehmen. Die Directoren der Anstalt, und eben so die, mit rühmlichem Eifer bisher wirkenden andern Lehrer, leben der Ueberzeugung, daß in jedem, des Augenlichts entbehrenden Unglücklichen der Keim irgend eines bedeutenden Talents, oder doch eine Anlage ruht, wodurch der Blinde in den Stand gesetzt werden kann, weit mehr zu leisten, als ein oberflächlicher Beobachter denken möchte. Es gilt nun, die sehr verschiedenen Fähigkeiten solcher Kinder sorgfältig aufzusuchen, die hervorstechenden Anlagen speciell zu berücksichtigen, und mit Beharrlichkeit jede Individualität zu dem hinzuführen, was sie werden und leisten kann; es gilt, mit verständigem Hinblick auf die äußeren Verhältnisse, den Blinden ein solches inneres Licht aufgehen zu lassen, daß sie keine trostlose Einsamkeit und Absonderung mehr kennen, und selbst um Sehende sich verdient zu machen vermögen.

Was die genannte Anstalt seit sechsthalb Jahren in der Art geleistet hat, ist von dem menschenfreundlichen Publikum Hamburgs mit nachsichtsvoller Güte aufgenommen; was sie jetzt, sich selbst und ihren Gönnern völlig überlassen, leisten wird, mögen die unpartheilichen und liebevollen Zeugen der halbjährig anzustellenden Prüfungen ihrer Zöglinge beurtheilen.

Um die oben angegebenen Zwecke zu erreichen, werden die Schüler der Lehranstalt in folgenden drei Abtheilungen unterrichtet:

I. Zöglinge, deren äußere Verhältnisse, oder deren besonders glückliche Anlagen es erfordern, daß ihnen die möglich größte Geistesbildung gegeben werde.

Gegenstände des Unterrichts sind da. A) Religion, deutsche, französische und englische Sprache, Ausbildung des mündlichen Vortrags, Geographie, Geschichte, Mythologie, Rechnen, Schreiben, Kenntniß der Verhältnisse und Formen des feineren geselligen Umgangs, und alle Arten von Handarbeiten, die sich für Blinde eignen. (Es möge hier die Bemerkung Platz finden,

daß man sich an blinde Kinder schwer versündigen würde, wenn man durch ganz grobe Arbeiten der Art ihnen den Ersatz raubte oder schmälerte, der ihnen in dem zarten Gefühle der Fingerspitzen für die Entbehrung des Auges gegeben ist.)

B) Musik, dahin gehören: a) Theorie (Generalbaß.) — b) Lehre über die verschiedenen Compositions-Gattungen.

C) Physikalische Tonwissenschaft. (Akustik.)

D) Geschichte der Musik.

Unterricht auf der Orgel und dem Fortepiano, der Violine, dem Cello, der Flöte und Guitarre. — Gesang (Solo und Choral.)

II. Gegenstände des Unterrichts der zweiten Abtheilung sind: Religion, deutsche Sprache, (versuchsweise auch die Anfangsgründe anderer neuerer Sprachen) mündlicher Vortrag, Geographie, Geschichte, Rechnen, Schreiben, alle zweckmäßigen Handarbeiten, worunter auch Korb-, Stroh- und Rohrflechten, Nähen, Stricken u. dgl. — Der Unterricht in der Musik besteht in dem Unentbehrlichen aus der Theorie dieser Kunst, im Spielen verschiederer Instrumente und im Choralgesange.

III. Die dritte Abtheilung der Zöglinge wird in Religion, deutsche Sprache, Rechnen, Schreiben, und aller, irgend ohne dauernden Schaden der Kinder thunliche Handarbeiten, unterwiesen.

Die Anstalt nimmt Kinder beiderlei Geschlechts so wohl zur bloßen Theilnahme am Unterrichte, als auch in ganze und halbe Pension an. Pensionaire, die ihr anvertrauet werden, finden die zärtlichste mütterliche Fürsorge von Seiten der Frau Professorin Jülich. Auch die unterzeichneten Directoren, so wie sämmtliche Lehrer, machen es sich zur heiligen Pflicht, zur besten Förderung des physischen und moralischen Wohls der Kinder beizutragen.

Aeltern und Vormünder, die ihre blinden Kinder der Anstalt in engerem oder weiterem Umfange, anvertrauen wollen, werden ersucht, sich an die unterzeichneten Directoren zu wenden, die ihnen jede erforderliche weitere Auskunft zu geben bereit sind.

Hamburg, im Januar 1837.

Dr. H. W. J. Wolff,	Dr. J. W. Jülich,
Hauptpastor zu St. Catharinen	Professor.
und Scholarch.	
(Catharinen Kirchhof No. 26.)	Zuchthausstraße No. 50.)

(In einer bald erscheinenden Schrift des Prof. Dr. Jülich „über blinde Kinder, deren Unterricht und Erziehung" wird dasjenige, was der Raum dieser Blätter jetzt anzuführen nicht erlaubt, umständlich dargestellt werden.)

Wunder über Wunder.

Nach einer alten Chronik der Stadt Beaucaire. *)

Aucussin war der einzige Sohn Garins, Grafen von Beaucaire. Schwach und hochbetagt, vermochte der Letztere seine Besitzungen nicht mehr zu vertheidigen, aber hoffnungsvoll blickte er in dieser Rücksicht auf die heranwachsende Kraft und Tapferkeit seines jungen Erben, der Stolz und die Freude aller seiner Vasallen. Plötzlich aber vernachläßigte Aucussin seinen auffeimenden Ruhm und seine ritterlichen Uebungen, denn er hatte die schöne Nicolette geschauet und schmachtete in Liebe für sie. Diese reizende Jungfrau war in ihrer Kindheit von den Saracenen geraubt und von diesen an einen Edelmann verkauft worden, welcher eine Besitzung des Grafen von Beaucaire zu Lehen trug. Als der bejahrte Garin die Liebe seines Sohnes zu Nicoletten erfuhr, gerieth er gewaltig in Zorn und gab seinem Hauptvasallen den Befehl, die Dirne nach einer solchen Entfernung zu verbannen, daß man nichts weiter von ihr vernehmen könne. Dieses Gebot bekümmerte den Vasallen gar sehr, denn er war gewohnt als Vater an der armen Waise zu handeln und es schmerzte ihn tief, diejenige aus dem Hause fortschaffen zu sollen, die er aus den Händen der Heiden befreiet und als seine eigene Tochter erzogen hatte. Um sich indeß dem Befehle seines Gebieters nicht gradezu zu widersetzen, führte er sie in einen einsam gelegenen Thurm, der von einem Garten, in dem Orangen und Myrthen blühten, umgeben war, in welchem sie unter Blumenduft, ohne Furcht vor Störung, ihre Tage und Nächte verfingen und verträumen konnte. Der Stoff ihrer Gesänge war immer wieder und wieder Aucussin, welcher mit gleicher Treue an ihr hing.

Es war um diese Zeit, daß Bongar, Graf von Valence, welcher schon seit geraumer Zeit mit dem Grafen von Beaucaire im Kampfe lag, den Entschluß faßte, einen entscheidenden Angriff auf die Besitzungen des Letzteren zu machen, für deren Vertheidigung der schwache Greis die Waffen nicht mehr führen konnte, und dessen Stammhalter ihm jetzt keine Besorgniß mehr erregte, weil derselbe statt sich wie früher überall zu zeigen, wo Gefahr vorhanden war, sich jetzt ausschließlich nur beschäftigte, den Ort auszukundschaften, wohin man seine angebetete Nicolette geschafft hatte.

Der alte Graf war außer Stande, sich dem Kriegsstrome zu widersetzen, womit sein Gegner ihn überfluthete, und seine Vasallen wurden kleinmüthig, weil sie an ihrer Spitze keinen tapferen Ritter hatten, bereit sie in die Schlacht und zum Siege

*) Diese in einer alten Chronik der Stadt Beaucaire befindliche Sage hat sich bis auf den heutigen Tag bei den Bewohnern jener Gegend erhalten, und noch immer werden die Schicksale Aucussins und Nicolettens von den dortigen Schäfern in ihren Volksliedern gesungen. D. E.

zu führen. In dieser bedrängten Lage übergab der betagte Garin seinem Sohne sein eigenes Schwerdt und redete in Gegenwart seiner Vasallen also zu ihm: „Meine Vorväter und ich, wir traten stets dem Kriege muthvoll entgegen, jetzt mein Sohn ist die Reihe an Dir, es ist Deine Pflicht jetzt darzuthun, daß Du nicht ausgeartet bist.“

Aucussin aber schüttelte das Haupt und erwiderte: „Wozu der Ruhm und der Sieg! was nutzt mir das reichste Erbtheil, das Ihr mir hinterlassen könnt, mangelt mir Nicolette? Damit man aber nicht sage, daß es Eurem Sohne an Muth gebricht, bin ich bereit, Euren frechen Feind zu züchtigen und ihn zu Boden zu treten, gestattet Ihr mir nur einige Worte mit der Geliebten meiner Seele zu wechseln.“

Garin versprach dieß zu thun und that wohl daran, denn schon vernahm man das laute Gewieher der Schlachtrosse des furchtbaren Bongar, schon trieben die Schäfer ihre Heerden in die Nähe des Schlosses, schon verbreitete sich überall Furcht und Angst.

Da aber erschien Aucussin an der Spitze der Vasallen und seine Worte und sein edles Betragen flößten Ruhe selbst in das kleinmüthigste Herz, er warf sich auf Bongars Heer, überwältigte es und machte den Grafen selbst zum Gefangenen.

Garin trat seinem Sohne entgegen, schloß ihn in die Arme, „jetzt,“ rief er, „will ich darauf bedacht seyn, Deinen ruhmvollen Sieg durch Festlichkeiten zu feiern.“

Aucussin aber schüttelte das Haupt. „Zuvor gestattet mir die wenigen Worte mit meiner Geliebten,“ sprach er. Der alte Graf aber fuhr zornig auf, er war jetzt mehr als je entschlossen, seinen Erben mit einer benachbarten Fürstentochter zu vermählen, und weigerte sich sein Wort zu erfüllen.

Unterdessen war es Nicoletten gelungen, die Wachsamkeit ihrer Wächter zu täuschen und sich vermittelst eines Seiles von den Fenstern des Thurmes hinabzulassen und zu entfliehen. — Ueber Flur und Hain eilte sie von dannen, bis sie endlich als es Tag geworden war, in der Nähe eines Brunnens ihre Schritte hemmte, wo sie mehrere Schäfer gewahrte, zu denen sie folgendermaßen sprach:

„Ihr Söhne des Thals und des Waldes! Eilt zu Aucussin und sagt ihm, daß an dieser Stätte eine weiße Taube weile, die ihn erwarte und Linderung für seine Leiden bringe.“

Als die Liebenden sich trafen, hatten sie einander so viel zu sagen, daß sie anfangs keine Worte finden konnten. Sie sahen ein, daß Flucht allein sie retten könne. — Und sie durcheilten viele Städte und Dörfer, bis sie in eine Seestadt gelangten, wo sie unverzüglich an Bord eines Schiffes gingen, ohne auch nur zu fragen, wohin dasselbe bestimmt sey.

Anfangs ging die Fahrt glücklich, bald aber ward das Schiff von Piraten überfallen. Die Liebenden wurden gefangen genommen und auf zwei verschiedene Schiffe gebracht, welche überdem von einem bald darauf ausbrechenden Orkane getrennt wurden. Dasjenige, welches Aucussin trug, strandete an der Küste der Provence, wo er erfuhr, daß sein betagter

Vater so eben gestorben sey. Die Vasallen sämmtlich huldigten ihm als ihren nunmehrigen Lehnsherrn, und er spendete Gerechtigkeit mit unpartheiischer Hand.

Nicolette war unterdessen nach einem Lande gebracht worden, dessen Beherrscher in ihr seine ihm geraubte Tochter erkannte, zu welcher Entdeckung ein Mahl auf ihrem Arme die Veranlassung gab. Aber was half ihr ein Thron ohne den Geliebten? Sie verkaufte ihre Juwelen und Kleinodien, rüstete ein kleines Schiff aus, schwärzte ihr reizendes Antlitz und schiffte so als Negerin in die weite Welt, um ihren Aucussin aufzusuchen.

Ein günstiger Wind führt auch sie an die Küste der Provence und bald stand sie mit einer Zither im Arm vor der Pforte des Schlosses von Beaucaire. Dort saß auf dem Altane ihr Geliebter, welcher einigen seiner Vasallen so eben die Geschichte seiner Flucht mit Nicolette und ihrer unglücklichen Trennung erzählt hatte. Da trat die vermeintliche Negerin zu ihnen heran mit ihrer Zither: „Wollt Ihr mir nicht gestatten Ihr edlen Herrn,“ sprach sie, „Euch die Abentheuer des ritterlichen Aucussin und seiner getreuen Nicolette vorzutragen.“

Es ward ihr zugestanden, und sie erzählte nunmehr singend, indem sie sich mit ihrer Zither begleitete, die Begebenheit der Liebenden, mit allen jenen kleinen Umständen, welche nur ihr selbst bekannt seyn konnten.— Da schauete Aucussin auf sie mit forschendem Auge — der Blick der Liebe täuscht nie. — „Sie ist es! Sie ist es!“ rief er, indem er freudetrunken in ihre Arme sank.

Der nächste Abend sah sie schon als glückliches Ehepaar, und nach vielen in ungestörter Zufriedenheit verlebten Jahren saßen beide Liebenden, als Greis und Matrone, ihrer Jugendliebe gedenkend, noch an derselben Stätte, wo sie das Schicksal nach mannigfacher Prüfung wieder zusammengeführt hatte.

C. B.

Das verlassene Herrenhaus.

(Beschluß.)

„Bringe Deine Getieterin auf ihr Lager,“ gebot Herr von Merset mit Eisekälte. — Seine Gemahlin war in die Schlinge gegangen, welche er ihr gelegt hatte. Er hatte den Juwelier schriftlich zu sich einladen lassen und dieser erschien jetzt grade in dem Augenblick, als die Gräfin aus ihrer Ohnmacht erwachte.

„Haben Sie dieses Cruzifix von einem spanischen Kriegsgefangenen gekauft, Herr Duoisier?“ fragte der Graf.

„Nein, gnädiger Herr.“ erwiderte der Juwelier, nachdem er es betrachtet hatte, „ich habe dieses Cruzifix nie gesehen.“

„Schon gut, ich danke Ihnen,“ versetzte Herr von Merset; und nachdem der Juwelier sich entfernt hatte, gebot er Louis dafür zu sorgen, daß die Mahlzeiten von nun an in dem Schlafzimmer seiner Gattin servirt würden. „Die Gräfin

ist krank," sprach er, „ich will sie nicht verlassen, bis sie sich besser befindet.

Und vierzehn Tage lang wich der Graf nicht aus dem Zimmer, ließ er seine Gemahlin nicht aus den Augen. Während der ersten sechs Tage ward in dem vermauerten Cabinet dann und wann ein Geräusch vernehmbar, welches das Herz der Verbrecherin mit Entsetzen erfüllte. Endlich packte sie die Verzweiflung, sie warf sich zu den Füßen ihres Gemahls nieder, umklammerte krampfhaft seine Kniee und wollte ihre schwere Schuld bekennen und um das Leben des Eingemauerten flehen, er aber schleuderte sie hinweg und sprach: „Du hast auf jenes Cruzifix geschworen, dort im Cabinet ist Niemand." —

Abentheuer in einer Amerikanischen Wildniß.

(Beschluß.)

„Mein Gang blieb auch heute fruchtlos und so beschloß ich am 23sten August, mein Glück nach dem Norden hin zu versuchen und nicht wieder nach dem See zurückzukehren. Ich übernachtete dießmal an einem Bache und stillte meinen Hunger mit wilden Kirschen und mit der Frucht von Weißdorn, die ich auch hier in großer Menge vorfand. Die Gegend, durch welche ich darauf am 24sten meine ermatteten Glieder schleppte, war weniger waldig. Ich lenkte jetzt meine Schritte nach Norden und Nordosten und litt ungemein an Durst.

So schleppte ich mich unter tausend Beschwerden, hungrig und durstig und aufs äußerste erschöpft, bis zum 27sten August fort, bis ich endlich — wer vermöchte mein Entzücken zu begreifen — frische Spuren von Roßhufen und menschlichen Fußstapfen entdeckte und gegen Abend eine Stelle erreichte, wo in der vergangenen Nacht mehrere Menschen gelagert haben mußten. Rund um ein Feuer, welches noch brannte, lagen halbabgenagte Enten- und Rebhühner-Knochen, über welche ich mit unbeschreiblicher Begierde herfiel. Ich verbrachte diese Nacht im sanften Schlafe neben dem Feuer, ohne von irgend einem nächtlichen Lärmen gestört zu werden.

Am folgenden Morgen machte ich mich erheitert auf den Weg, denn ich hoffte, daß mein Elend jetzt bald enden würde; ich wanderte indeß fruchtlos bis zum 30sten, wo ich endlich gegen Abend das Wiehern eines Pferdes zu vernehmen glaubte. Ich horchte mit namenloser Angst und der gespanntesten Erwartung hin und gewann die Ueberzeugung, daß ich mich nicht getäuscht hatte. Ich drängte mich durch die Waldung, die mich noch umfangen hielt, gelangte endlich auf eine Ebene, auf der mehrere Pferde weideten, und erblickte plötzlich eine freundliche, himmelanwirbelnde Rauchsäule, die mir die Nähe einer menschlichen Behausung verkündete. Gleich darauf wurde ich von zwei indianischen Weibern bemerkt, welche bei meinem Erscheinen erschrocken einer Hütte zueilten, die sich an der entgegengesetzten Seite der grasreichen Ebene befand. Diese Bewegung machte es mir zweifelhaft, ob ich hier eine freundliche oder feindliche Aufnahme finden würde; bald aber ward meine Ungewißheit gehoben, denn im nächsten Moment schon zeigten sich zwei Männer, welche freundlich auf mich zukamen. Als sie meinen beklagenswerthen Zustand gewahrten, trugen sie mich auf ihren Armen in eine bequeme, mit Hirschhäuten bedeckte Wohnung. Mich zu waschen, meine Gliedmaßen zu reinigen und mir einen Fisch zu kochen, war das Geschäft einiger Minuten. Nach einem innigen Dankgebet, hinausgesandt an den Ewigen, der mich aus einer gefahrvollen Lage wieder unter Menschen geführt hatte, genoß ich, mit welcher Eßlust wird man begreifen, die mir vorgesetzte Speise, und entschlummerte alsdann sanft auf dem mir bereiteten Lager. Nach wenigen Tagen schon war ich im Stande, von den wackeren Indianern geführt, die Wanderung nach der Mündung des Columbia-Flußes antreten zu können, wohin ich auch glücklich gelangte und wo mein Wiedererscheinen unter meinen Gefährten die größte Freude verbreitete.

Anecdoten-Gallerie.

Jemand, der in Gesellschaften gern den Spaßmacher abgab, und sich besonders viel darauf einbildete, die Stimmen verschiedener Thiere nachmachen zu können, ward einst aufgefordert, dies Talent zu zeigen, und brüllte täuschend wie ein Ochse. „Da capo, da capo!" riefen mehrere der Anwesenden. Der Spaßmacher leistete Folge und bemühte sich später, auch die Stimmen anderer Thiere nachzumachen; welches ihm indeß nicht so recht gelingen wollte. Da näherte sich ihm ein Herr, den der alberne Spaß zu langweilen begann, klopfte ihm auf die Schulter und sprach ganz trocken: „Ich dächte, mein Lieber, Sie ließen es bei dem Ochsen bewenden."

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 23sten Januar: „Die Räuber." Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 11 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Margaretha von Flandern.

Historische Erzählung.

Ungefähr auf dem halben Wege, zwischen Ostende und Sluys, der ganzen furchtbaren Wuth der Nordsee ausgesetzt, dehnt sich eine lange Strecke öden Ufers hin, welche den gegen sie wild anbrandenden Wogen keinen Damm entgegenzusetzen hat; sondern wie der demüthige Dulder ruhig und ergebungsvoll die Schläge des Schicksals erwartet, dem zornigen Ocean mit seinen schäumenden Wellen, nur seinen bescheidenen gelben Sand entgegen zu stellen vermag. Dort wächst nichts, was das Daseyn erfreulich machen könnte, dort erblüht nichts, was zu schmücken oder zu zieren im Stande wäre. Nur dann und wann wirft das sturmbewegte Meer Muscheln und verschiedenartige Wasserpflanzen heran an das nackte Ufer, welches hier die Dünen genannt wird, und das nur jenen Grad von Erhabenheit besitzt, welcher der Ausdehnung und der Oede angehört.

Man wird leicht begreifen, daß die Zahl der Bewohner einer solchen Gegend nur gering seyn konnte; zwei kleine Dörfer und ein halbes Dutzend zerstreuet liegender Hütten, sind die einzigen menschlichen Behausungen, welche man hier mehrere Meilen weit findet, und zu der Zeit, von der diese unsere Erzählung sprechen wird, waren hier noch weit weniger Wohnungen vorhanden. Seit der Zeit ist es lange, lange her, es war damals, wo in Europa ein anderer geselliger Zustand existirte; wo die Klassen der Menschen von einander durch Schranken getrennt waren, welche die Zeit — die große Todtengräberin aller Dinge — jetzt längst unter dem Staub der Jahre begraben hat. Nichtsdestoweniger waren die damaligen Bewohner jener sandigen Strecke in Tracht, Sitten und selbst im Aeußeren, weniger von den jetzigen verschieden, als man glauben sollte, ja was den Charakter anbetrift, waren sie fast dieselben; die Züge des Ufers, welches sie bewohnten, und das Element, neben dem sie lebten, in sich vereinend, waren sie einfach, natürlich, sanft und demüthig, zugleich aber auch wild, furchtlos und stürmisch wie das aufgewühlte Meer.

Jahrhunderte sind vergangen seit der Zeit, von der ich spreche — wahrlich eine lange Zeit! Dennoch aber gab es auch schon damals in der Welt eben so feurige Liebe, eben so frohe Hoffnungen, eben so bange Besorgnisse wie jetzt. — Die Bande der Heimath und der Verwandtschaft wurden auch damals eben so innig genährt, eben so heilig gehalten, eben so lebhaft vertheidigt wie jetzt.

An einem trüben, kalten, melancholischen Abend, gegen das Ende des Herbstes, blickte einer der Fischer von dem Ufer unsern Scarphout hinaus auf die graue See, die sich vor ihm ausbreitete, und ihre schäumenden Wellen gegen das Ufer sandte. Der Himmel war schwarz und schwere Wolken senkten sich tief herab und einzelne Windstöße verkündeten einen nahen Sturm. Der Fischer selbst war ein hoher kräftiger Mann, sein schwarzes Haar war mit Grau gemischt, seine Gesichtszüge waren derb, aber nicht unangenehm, seine breite hohe Stirn trug tiefe Furchen.

Er stand auf einem kleinen Sandhügel, in der Nähe des alten Schlosses Scarphout, welches damals schon in Ruinen dalag, später aber sammt dem Fleck, auf dem es sich erhob, von den Wellen weggewaschen wurde. In einer möglichst geschützten Bucht vor ihm lagen seine zwei Böte, und hinter ihm unten am Sandhügel, der sich bis zu dem Schlosse hinzog, stand die kleine Hütte, welche ihm und seiner Familie nun schon zehn Jahre lang ein Obdach gewährt hatte.

Da stand er nun und blickte hinaus. Endlich wandte er sich zu einem Knaben, welcher sich neben ihm befand. „Nein, guter Peter, nein! es wird Sturm geben, ich will heute nicht aufs Meer. — Geh, sage Deinem Vater und den Uebrigen, daß ich nicht hinaus wollte. Ich erwarte heute meinen Sohn von Tournai und ich will nicht fort in einer stürmischen Nacht, wenn er auch langer Abwesenheit heimkommt.“

Der Knabe sprang von dannen, einigen anderen niedriger gelegenen Hütten zu, während der Fischer wieder in seine eigene Behausung trat. Das Häuschen bestand nur aus vier kleinen Gemächern; durch die Hausthür trat man sofort in das erste derselben. Das Zimmer war freundlich und sauber, alles darinnen zeugte von Sorgfalt und Ordnung; das reinliche Kochgeschirr über dem Kamin, die blanken Teller und Schüsseln alles beurkundete, daß hier eine verständige Hausfrau regiere, und als der Fischer von Scarphout in seine aufspruchslose Wohnung trat, hieß ihn die wärmende Gluth des Kamins und das angezündete Harzlicht freundlich in dem sauberen Gemache willkommen. Er blickte mit selbstgefälligem zufriedenen Lächeln um sich, und schon im nächsten Moment hielten ihn die Arme seiner Tochter, eines lieblichen Mädchens von ungefähr vierzehn Jahren, fest umschlungen, wobei sie ihre Mutter, die in dem angränzenden Zimmer beschäftigt war, freudig zurief: „Mutter! der Vater fährt heute nicht hinaus auf's Meer!“

Die Mutter, welche früher sehr hübsch gewesen, oder es gewissermaßen noch war, trat jetzt ebenfalls ein und empfing ihren Gatten mit einem herzlichen Kuße. Der Fischer setzte sich zum Kamin, zog die schweren Wasserstiefeln aus und wärmte sich die kräftigen Hände an dem helllodernden Feuer.

Der Wind wehte immer heftiger und heftiger, die See fing an zu heulen, so als ob sie von dem Dämon des Sturms gepeitscht würde, und schwere Regentropfen schlugen durch den Kamin und rasselten gegen die Fenster.

„Das wird eine böse Nacht werden,“ sprach der Fischer zu seiner Tochter, „Emmeline, lange mir dort das fromme Buch vom Gesimms, wir wollen ein Gebet lesen, für die, welche bei diesem Unwetter unterwegs sind.“

Seine Tochter holte hinter dem Küchengeräth ein römisch-katholisches Andachtsbuch heroor, aus dem ihr Vater nunmehr ein Gebet vorlas, während die beiden Weiber neben ihm knieeten.

Und immer heftiger und heftiger wüthete der Sturm, der Regen goß in Strömen herab und die Wogen rollten donnernd über das Ufer hinaus, so als wollten sie die erbebende Hütte von der Erde wegwaschen. Sorgsam schürte Frau Alice, das Weib des Fischers, das Feuer an, und geschäftig bereitete sie die Abendmahlzeit für ihren Gatten und für ihren Sohn, dessen Ankunft sie erwarteten; und Emmeline horchte nach der Thür hin, ob sie in den Pausen zwischen den Windstößen, nicht den Schall nahender Schritte vernehmen könne.

Endlich als der Orkan am heftigsten tobte, ward plötzlich an die Thür der Hütte gepocht, und rasch fuhr der Fischer von seinem Sitze auf, um zu öffnen, indem er freudig ausrief „Da kommt er, das ist mein Sohn!“ — Er riß die Thür weit auf, fuhr aber schnell zurück und fragte: „Wer seyd Ihr?“ Bleich wie der Tod, von Regen und Schmutz durchnäßt, von Ermüdung und von Schrecken erschöpft, schwankte ein ältlicher Mann herein, welcher den, dem Anscheine nach leblosen Körper eines jungen lieblichen Mädchens trug. Die Kleidung der beiden Fremdlinge hatte augenscheinlich vormals weit mehr gekostet, als die ganze Hütte des Fischers werth war, jetzt aber war sie zerrissen und beschmutzt, ja das Kleid des Mannes trug Blutspuren. Er gab durch einen raschen Wink zu verstehen, daß man die Thür verschließen möge, dann legte er seine Bürde auf eine Bank nieder und beschwor die beiden Weiber, welche er jetzt erst gewahrte, für die Bewußtlose Sorge zu tragen. Der Fischer, den augenscheinlich das Erscheinen des Fremden auf einen Augenblick unangenehm überraschte, hatte jetzt seine ganze Fassung wiedergewonnen, er hob das bleiche Mädchen mit seinen kraftvollen Armen von der Bank empor, trug sie in die angränzende Kammer und legte sie dort auf das Bett seines Weibes. Mutter und Tochter blieben bei der Fremden; der Fischer aber kehrte in das andere Zimmer zurück und fragte den Unbekannten in einem etwas barschen Tone: „Nun, was hat das alles zu bedeuten?“

Der Fremde erwiderte nur durch eine Gegenfrage; „Seyd Ihr Walran, der Schiffer von Scarphout? und wollt Ihr mir schwören, mich nicht zu verrathen?“

„Ich bin Walran, der Fischer,“ erwiderte der Befragte, „ich schwöre Euch, was Ihr begehrt.“

„Wolan,“ entgegnete der Fremde. „Ihr beherbergt die Tochter Carls, Grafen von Flandern, ich habe sie mit Lebensgefahr den Mördern ihres Vaters entrissen.“

„Den Mördern ihres Vaters?“ rief der Fischer entsetzt, „ist der todt?“

„Er ward gestern in der Kirche ermordet — in der Kirche zu Brügge. Zum Glück war sein Sohn abwesend und die Tochter ist gerettet, wenn Ihr uns anders die Hülfe leisten wollt, die uns ein junger Mann, welcher so eben unsre Verfolger von unsrer Spur ableitet, in Eurem Namen zugesagt hat.“ —

„Das war mein Sohn!“ rief lebhaft der Fischer. „Sein Verbrechen soll mir so heilig seyn, als hätte ich es selbst gegeben. Doch, wer seyd Ihr?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Madame Dubarry in London. *)

Als wir eines Morgens in London en famille unsern Thee einnahmen, trat eine Dame zu uns ein, elegant gekleidet, ziemlich groß und corpulent. Meine Mutter erhob sich von ihrem Sitze, ging ihr entgegen und nannte sie „Frau Gräfin,“ welches mich nicht wenig in Erstaunen setzte, denn ich fand, daß die Fremde das Ansehen einer hübschen, wohlbeleibten Fruchthändlerin hatte. Es war Madame Dubarry. Ich sah jetzt vor mir jene mächtige Frau, welche einen Choiseul verjagen und aus einem d'Aiguillon einen ersten Minister machen konnte, jene Frau, vor der ein Prinz von Conde, ein Herzog von Orleans, ein Prinz von Conti fast demüthig ihre Kniee beugten.

Madame Dubarry war damals 46 Jahr alt, sie war noch immer schön, besonders frisch, und ihr Teint schien noch wenig von dem Glanze verloren zu haben, der sie früher so verführerisch machte. Nur die Augen lagen etwas tief, und ein Bärtchen, welches einem jungen Lieutenant Ehre gemacht haben würde, entstellte durch einen kleinen Schatten die Oberlippe der Heldin der petits appartemens.

„Meine werthe Madame Touchard,“ begann die Gräfin, „ich flüchte mich nach England mit meinen Diamanten, welche höchstens vier Millionen werth seyn mögen, es ist alles, was von meinem Vermögen übrig ist. Meine Güter sind sequestrirt — selbst mein allerliebster Pacillon de Luciennes, wo — — Nun man muß sich trösten. — Kaum habe ich noch einen Bissen Brod, aber ich bin Philosophin — große Philosophin in der That, meine liebe Madame Touchard. Ich will mich hier in einer zweiten Etage etabliren, und warten bis Herr von Clairfait, Herr von Beaulieu und der Herzog von Braunschweig die französischen Aufrührer zur Raison zurückgebracht haben werden.

„Das kann aber lange dauern, Frau Gräfin,“ bemerkte meine Mutter.

„Er bewahre, das ist in ein Paar Monaten abgemacht — — Sagen Sie mir, giebt es hier in England gute Milch?“

„Treffliche Milch, Frau Gräfin. Wenn Sie gefälligst einmal versuchen wollen.“

„Mit Vergnügen. Denn Sie müssen wissen, ich will auf eine Zeitlang Engländerin werden, da thue ich wohl, mich an den Thee zu gewöhnen. — Nun, wo blieben wir doch? Ja ich sagte Ihnen, daß die Rebellen in Frankreich spätestens in fünf bis sechs Monaten gehängt seyn würden. — Sie haben Recht, das ist eine exellente Milch! — Wie gesagt, gehängt bis auf den letzten Mann. Sie begreifen daß nichts Geringeres geschehen kann.“

„Die Maßregel scheint mir etwas allgemein,“ versetzte meine Mutter, indem sie der Gräfin eine zweite Tasse einschenkte. „Wenigstens, gnädige Frau, bitte ich um Gnade für meinen Mann und meinen ältesten Sohn, die sich zu Paris befinden.“

„Eo, das ist etwas anders, das sind keine Sanskülotten.“

„Ich will nicht dafür stehen, wenn Sie anders darunter jene Franzosen meinen, die ihr Möglichstes thun, die Rückkehr der Herren Beaulieu und Clairfait nach Paris zu verzögern.

„Madame Touchard,“ erwiderte Madame Dubarry, indem sie ein wenig mit den Augen blinzelte, „ich sehe, daß sie auch ein klein wenig Patriotin sind.“

„Ich bin es sogar recht viel, gnädige Frau,“ versetzte meine Mutter, „jedoch im besseren Sinne des Worts. Um es zu beweisen, unterstütze ich hier mehrere Edelleute und Priester, weil sie Franzosen sind.“

„Ja ja, ich weiß, Sie sind die gefälligste Frau von der Welt, man hat Sie mir schon gerühmt — ich komme ebenfalls Ihren Beistand in Anspruch zu nehmen.“

„Ich stehe zu Befehl, Frau Gräfin.“

„Sie begreifen, daß ich, obgleich ich zu Grunde gerichtet bin, Ihre Gefälligkeit doch nicht wegen eines Geldvorschusses in Anspruch nehmen werde, die Ueberreste meines Vermögens schützen mich vor Hunger — — Aber Sie schenken mir fortwährend Thee ein, ich habe schon vier Tassen getrunken.“

„Das macht, gnädige Frau, Sie haben ihren Löffel noch nicht in die Tasse gelegt, das ist in England das veto der Theetrinker. —

„Warum ich Sie bitten möchte, liebe Madame Touchard, das ist, mir behülflich zu seyn, meine Wohnung bescheiden zu möbliren.“

„Mit Vergnügen, gnädige Frau. — Aber erlauben Sie mir die Frage, haben Sie nicht nach England den Zamora, den guten Neger mitgebracht, mit dem der Herr Kanzler sich in voller Amtstracht auf dem Teppich Ihres Zimmers zu wälzen pflegte, um ihnen ein heiteres Erwachen zu verschaffen?“

*) Aus dem interessanten Werke: «Souvenirs d'un demi Siecle par Touchard Lafosse.» Der geistreiche Verfasser gehört einer angesehenen französischen Familie an, welche zu der Zeit, von der dieser Aufsatz erzählt, ein Handelshaus in Paris und London besaß, er befand sich damals, gleich nach dem Ausbruche der Revolution in letzter Stadt bei seiner Mutter, welche den armen ausgewanderten Franzosen große Hülfe angedeihen ließ. D. R.

„Es steckte viel Gutes in dem Burschen," versetzte Madame Dubarry, „aber die Menschenrechte haben ihm den Kopf verdreht, und die Sanskülotten aus ihm einen Citoyen gemacht. Der Neger Zamora, mit dem ich, wie mit einem Mops zu spielen pflegte, trat in die Comité einer Section, als ich Paris verließ."

„Ein Beweis, daß es eben nicht räthlich ist, sich ein Spielwerk mit einer Seele anzuschaffen."

„Allerdings! Mein Mops wenigstens wird sich nie zum Präsidenten einer Section aufwerfen. — Ich kam nach England mit dem kleinen Auguste Vandeniver, dem Sohne meines vormaligen Banquiers. Es ist ein charmanter Junge, der mit einem großen Vermögen auswanderte, um den Edelmann zu spielen."

„Ein gefährliches Spiel, gnädige Frau," bemerkte meine Mutter, „man könnte leicht es für Ernst halten und seine Familie zu Grunde richten."

„Das habe ich dem kleinen August auch gesagt, aber er wollte mir durchaus folgen, und doch taugt er zu nichts — er soll mir eine Ottomane und vier Lehnsessel besorgen, und weiß nicht wo ihm der Kopf steht. — Nicht wahr liebe Madame Touchard, Sie wollen sich damit befassen? — Ich wohne seit drei Tagen im Hotel zum weißen Bären, wo man mir die Augen tüchtig auswischt und doch nur lauter englische Diners vorsetzt — mit denen kaum der Magen eines Portiers fertig werden kann."

Meine Mutter versprach am folgenden Tage für eine andere Wohnung und für die Mobilien zu sorgen, und hielt Wort.

Anecdoten-Gallerie.

Napoleon nahm auf einem seiner italienischen Feldzüge ein ganzes Ungarisches Bataillon gefangen. Der Obrist, ein alter Mann, tadelte laut die französische Taktik und meinte: es sey unrecht, immer nur in den Flanken und im Rücken anzugreifen. Er habe, versicherte er, unter Maria Theresia gefochten und da seyen die Schlachten auf eine mehr systematischere Weise gewonnen worden. „So müssen Sie schon recht alt seyn," bemerkte Napoleon. „Sechzig oder siebzig Jahre," entgegnete der Obrist. „Wie, Sie wissen nicht die bestimmte Zahl?" fragte jener. „Nein, mein General," antwortete der Ungar, „ich zähle mein Geld, meine Hemden und meine Pferde, aber meine Jahre zähle ich nicht, denn die stiehlt mir niemand, auch kann mir keines davon abhanden kommen."

Räthsel.

Ich werde gestochen, gepreßt und geschlagen,
Wenn unter die Hände der Menschen ich falle:
Dann aber geliebt und bewahrt und getragen.
Doch hört es, ihr Mädchen und meidet mich alle:
Je älter ich werde, je mehr ich gefalle.

Hugo.

Auflösung des Räthsels in No. 8.
Seufzer.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Dem Theaterorkus, nemlich der Bibliothek, ist am Sonnabend den 16ten dieses wieder einmal ein altes Iffland'sches Familiendrama entstiegen: „Verbrechen aus Ehrsucht," mit seinem verwerflichen, unästhetischen Grundgedanken, aber auch mit seinem herrlichen Bühneneffekt und seiner trefflichen Charakteristik, welche dem veralteten Schauspiel auch noch jetzt eine günstige Aufnahme verschaffen müssen, wenn für die Besetzung der Hauptfigur nach Gebühr gesorgt ist. Diese aber, nemlich die des ausschweifenden leichtsinnigen Eduard Ruhberg, befand sich heute in den Händen des Herrn Fehelinger, dessen Individualität sich ganz und gar nicht für diese Parthie eignet. Herr F. giebt alle seine Rollen in einer ihm eigenthümlichen Weise, bestimmten und kostigen Manier, welche für manche Charaktere, wie z. B. den Guttenberg, recht gut paßt und den Erfolg sichert, für die Darstellung des charakterlosen, sich bis zum Diebstahl verirrenden Ruhberg aber durchaus nicht taugt, weshalb die Leistung des Herrn F. heute in seiner Nichtigkeit befriedigen konnte, zumal da sie noch obendrein durch die an diesem Schauspieler so oft gerügten Mängel entstellt wurde.

Herr Lenz gab den Commissair Alsden im Ganzen sehr brav, wenn wir gleich der Wahrheit gemäß bekennen müssen, daß er seinen Vorgänger in dieser Rolle, den verewigten Schwarz, eines früheren noch größeren Musters nicht zu gedenken, nicht erreichen konnte. Wir vermißten mitunter Licht und Schatten und die Nüancen, mit denen die erwähnten Mimen ihre Darstellungen zu schmücken wußten. Von den übrigen Darstellern nennen wir noch Herr Schmidt als Rentmeister Ruhberg, und Madame Fischer als Madame Ruhberg, welche beide ihre Aufgaben ganz vortrefflich lösten.

Der verdienstvolle Künstler, unser Herr Jost, hat seine Gastdarstellungen auf dem Theater zu Weimar mit einem glänzenden Erfolge beendigt und erfreut jetzt das Leipziger Publikum durch seine gediegenen Leistungen. Die ausführlichere Notiz, über sein Gastspiel in ersterer Stadt, mußte wegen Mangel an Raum bis zum nächsten Blatte verschoben werden.

D. R.

Repertorium.

Mittwoch, den 25. Januar: „Das neue Sonntagskind." Komische Oper in 2 Aufzügen. Musik von W. Müller.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 12 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Eine Scene des 10. August 1792. *)

Im schaudervollen August des Jahres 1792 hatten die Föderirten zu Paris so eben Herrn von Pomar, Adjudanten des Marschalls von Mailly getödtet und zum Fenster hinausgeworfen. Einer der Wüthriche hielt schon den Säbel gezückt, um den ehrwürdigen Feldherrn selbst niederzustoßen, und dieser schickte sich schon an, den Tod mit einer edlen Resignation zu erleiden, als plötzlich aus der Menge ein Mensch hervorstürzte, den zum Todesstreich gehobenen Arm aufhielt und ausrief: „Halt ein Camarad, schenke mir das Leben dieses Mannes, ich kenne ihn, es ist ein braver Offizier, unter dem ich gedient habe."

„Der gute Mann," erwiderte der Föderirte, „wollte mir so eben seinen kleinen Bratspieß mit dem silbernen Griff durch den Leib jagen."

„Eine schöne Waffe das; ein Schwefelholz würde hingereicht haben, den Stoß zu pariren. Auch lohnt es nicht der Mühe, die drei- oder vier Tage zu kürzen, die der Alte noch zu leben hat."

*) Aus Touchards Memoiren.

„Du hast Recht Camarad! — Aufgestanden, alter Papa seyn Sie fortan ein besserer Patriot." — Mit diesen Worten half der Föderirte dem Marschall auf und übergab ihn seinem Fürsprecher. „Schnell folgen Sie mir, Herr Herzog" flüsterte jetzt sein Befreier dem Greise zu, „seyn Sie unbesorgt, ich bin Picard, ihr vormaliger Reitknecht. Ich stehe für Ihr Leben."

Beide wollten nun zum Schloße hinaus, da gewahrte Picard einen Haufen neuer Insurgenten, welcher sich heandrängte, und rasch entschlossen faßte er den Herzog beim Kragen, stellte sich, als ob er ihn mißhandle, und zerrte ihn wüthend mit sich fort."

„Höllen Element!" fluchte ein blutbefleckter Marseiller, „was hast Du mit dem da vor?"

„Ich schleppe ihn dort unter die Bäume, um ihn mit Bequemlichkeit abzuschlachten," entgegnete Picard mit einem grimmigen Gelächter.

„Soll ich Dir dabei helfen?" fragte jener.

„Du hast mich wohl zum besten, Camarad, der athmet kaum noch."

„Da hast Du recht. Ferner gute Jagd, Pariser!"

„Ich danke Dir, gleichfalls, Marseiller."

Man denke sich die Lage des alten Marschalls, während

dieses Gespräches, obgleich Picard ihm durch einen wiederholten Händedruck zu verstehen gab, daß er nur Comödie spiele.

Endlich erreichte Picard mit seinem vorigen Gebieter den Pont Royal; rasch schritten sie darüber hin und bald befand sich der Marschall wohlbehalten und unversehrt in seinem Hotel.

„Sie sind jetzt gerettet, Herr Marschall," sprach der ehrliche Picard, „Sie sind mir ein guter Herr gewesen, ich habe die Gelegenheit ergriffen, Ihnen dafür meine Erkenntlichkeit zu beweisen. Leben Sie wohl, der Himmel beschütze Sie ferner."

Margaretha von Flandern.

Historische Erzählung.

(Fortsetzung.)

„Ich bin Balduin, Herr von Wawrin," erwiderte der Fremde. „Aber wir haben keinen Augenblick zu verlieren, wackerer Mann. Eine Bande Mörder triumphirt in Flandern. Der Graf ist getödtet — sein Sohn ist zu jung, um ohne fremden Beistand sein Eigenthum wieder zu erobern — seine Tochter ist hier und wird von den Mördern ihres Vaters verfolgt, sie kann hier nicht lange verborgen bleiben — also muß ich in dieser Nacht — noch in dieser selben Nacht darauf bedacht seyn, sie an das fränkische Ufer und in Sicherheit zu bringen, wo ich, als treuer Freund meines ermordeten Herrn, schon Mittel finden werde, seines Sohnes Erbtheil den Verbrechern zu entreißen, bevor ihre Macht sich festgesetzt haben kann. Wollt Ihr es wagen, uns in Eurem Bote fortzuschaffen, so sollt Ihr einen Lohn erhalten, wie er noch keinem Fischer zu Theil geworden."

„Der Sturm tobt gewaltig, der Wind ist schneidend," bemerkte der Fischer, „bevor wir die französische Küste erreichen, würde die zarte Blume verwelkt seyn. Ihr müßt sie hier zurücklassen."

„Die Mörder ihres Vaters würden ihren Aufenthalt erspähen und sie morden," erwiderte Balduin. „Wie, Ihr seyd ein Seemann und fürchtet den Sturm."

„Ich fürchte nichts!" entgegnete der Fischer ruhig, „doch sieh', da kommt mein Sohn! Willkommen Albert, des Himmels Segen über Dich!" — Er umarmte den eingetretenen Sohn, einen bildschönen jungen Mann, mit lockigem Haar, welches aber jetzt von Regen triefte, „Du kommst hier in ein unruhig Haus — lege die schwere Eisenstange vor die Thür, und laß niemand ein, ich will den Fremden hier einen sicheren Zufluchtsort zeigen."

„Niemand soll lebend herein," versicherte der Jüngling, indem er die Thür befestigte; der Vater erfaßte unterdessen eines der Harzlichte und führte den Ritter Balduin durch das angränzende Zimmer, in welchem die unglückselige Margarethe so eben aus ihrer Ohnmacht wieder zu dem Bewußtseyn der furchtbaren Wirklichkeit gelangte. „Sollte ein Versuch gemacht werden, die Thür zu sprengen," flüsterte Walran seinem Weibe zu, „dann komme nur schnell mit der kranken Jungfrau nach auch Albert und Emmeline sollen dann folgen."

Er schritt mit dem Ritter weiter bis in das dritte Zimmer, gab diesem das Licht zu halten, und näherte sich der Mauer, wo das Gebäude zu enden schien. Hier drückte er mit der Schulter gegen einen gewaltigen Stein, und zu Balduins großem Erstaunen wich ein Theil der Wand, und es zeigte sich eine schmale Treppe, die dem Anscheine nach hinab in ein Gewölbe führte. Einige Worte reichten hin, den Flüchtling zu benachrichtigen, daß man auf diesen Gang unter dem Sandhügel weg bis in die alte Schloßruine gelangen könne, und daß es in derselben noch ein einziges bewohnbares Gemach gäbe, welches nur dem Fischer Walran bekannt sey.

„Hier kann das Fräulein bleiben," sprach der Letztere, „mein Weib und meine Kinder sollen für sie sorgen, wir Beide wollen unser Heil auf der See versuchen. Ich bring' Euch sicher nach Boulogna, wenn wir nicht Beide in den Wellen unser Grab finden. Dort könnt Ihr bei dem Könige von Frankreich um Hülfe nachsuchen, damit dieses Land wieder unter seine rechtmäßige Herrschaft komme."

„Nach Boulogne?" wiederholte der Ritter Balduin, „wir wollen lieber nach Calais, ich bin in Boulogne eben nicht geliebt. Einst — ich gestehe es ein — habe ich dem vormaligen Grafen von Boulogne Unrecht gethan — ist er gleich seit Jahren todt, lieben mich doch seine Unterthanen nicht, auch bin ich vor ihrer Nähe gewarnt worden."

„Liebe und Haß währen bei dem Volke nicht so lange," bemerkte der Fischer, „laßt uns immerhin nach Boulogne, dort befindet sich jetzt der fränkische König, wie ein Wandersmann berichtet, welcher vor einigen Tagen hier gelandet; der König, welcher wie man sagt, dort bestimmen wird, wer die längst erledigte Herrschaft von Boulogne erben soll, wird Euch gewiß gegen Eure Feinde beschützen, und Euch behülflich seyn, den Sohn Eures ermordeten Herrn wieder in seine Rechte einzusetzen."

Der Ritter von Wawrin sann einen Augenblick lang nach, dann willigte er ein und auf der Stelle wurden alle Anstalten zur Abfahrt getroffen. Die schöne Margaretha von Flandern, welche sich unter der Pflege der Familie des Fischers wieder erholt hatte, nahm den ihr dargebotenen Zufluchtsort dankbar an, und empfand keinen Schrecken in dem düsteren Gewölbe hinter der Steinpforte, welche sie vor der Welt verbarg. Ueberzeugt, daß sie jetzt in Sicherheit sey, schaute sie nicht einmal um sich in dem Gemache, wohin man sie führte, sondern gab sich ausschließlich den Gedanken hin, an die Ermordung ihres Vaters, an die schreckensvolle Lage ihres Bruders, und an die zahllosen Gefahren, von denen der treue Freund bedroht war, der sie mit wahrhaft väterlicher Sorgfalt vor den Mördern geschützt und hieher geleitet hatte.

Der Ritter blieb bis sich die schwere Steinpforte hinter der Fürstentochter schloß, welche mittelst eines gewichtigen eisernen Riegels von innen jeden Eindringling abwehren konnte; darauf folgte er dem Fischer zum Ufer. Das Boot lag schon bereit und einige treue Camaraden Walrans befanden sich in demselben, um die Gefahren zu theilen. — Der Ritter von Wawrin blickte hinauf zu dem dunklen, sternenlosen Himmel; er fühlte, wie der Wind gegen seine breite Brust schlug, er hörte, wie die Wogen gegen das sandige Ufer donnerten; aber er gedachte seines gemordeten Herrn, der hülflosen Waisen desselben, und rasch entschlossen sprang er hinein in die zerbrechliche Barke, indem er den Fischern gebot, vom Lande abzustoßen.

Die drei kräftigen Männer brachten das kleine Fahrzeug glücklich durch die tobende Brandung und bald darauf war das Boot denen aus dem Gesicht gekommen, welche demselben vom Ufer aus nachschaueten.

Am folgenden Morgen schien das Wetter sich aufklären zu wollen; die Wolken wurden lichter, die Sonne blitzte dann und wann durch das Gewölk, und obgleich die See noch immer stöhnte und sich hob, ward doch nach und nach der Himmel immer heiterer. So war der Morgen, als die unglückliche Margaretha ihre Augen wieder aufschlug, nachdem sie ihren Kummer in einem kurzen Schlummer vergessen hatte. Einige Augenblicke lang glaubte sie, daß alles was ihr begegnet, ein bloßer, qualvoller Traum gewesen sey. Der Anblick des Gemachs aber, indem sie sich befand, führte sie schnell in die schauderhafte Wirklichkeit zurück. Uebrigens bot das Zimmer keinen rohen unangenehmen Anblick dar, die Wände waren noch mit einigen Tapeten geschmückt, die Tische waren mit Teppichen behangen, und silbernes Toilettengeschirr war vorhanden. Die schmalen vergitterten Fenster in den dicken Mauern, die verblichenen Farben der Vorhänge des Bettes, in welchem sie ruhte, und die gewölbte steinerne Decke beurkundeten, daß sie sich in dem Gemache eines verfallenen festen Schlosses befinde, welches vor mehr als einem Jahrhundert Menschen ein Obdach gewährte, in deren Adern ein eben so edles Blut rollte, als in den ihren. Sie erhob sich von ihrem Lager, blickte zum Fenster hinaus, welches auf die noch immer unruhige See hinausging, und gedachte des guten alten Ritters von Wawrin und der gefahrvollen Fahrt, die er um ihretwillen unternommen, wobei, wie die Gebilde eines Traumes, die Gestalten des alten Fischers, seines Weibes, seiner anmuthigen Tochter und seines wahrhaft schönen, dunkelaugigen Sohnes in ihrer Erinnerung auftauchten. Ein leises Pochen an die Thür störte sie in ihren Träumereien, aber der Schrekken hatte ihre Nerven so erschüttert, daß sie fast nicht wagte zu öffnen. Endlich faßte sie indeß Muth und in der geöffneten Thür zeigte sich das lächelnde Antlitz Emmelinens, der

Tochter des Fischers. Den freundlichen Gewohnheiten früherer Tage entrissen, allein in einer wilden rauhen Gegend, war es natürlich, daß Margaretha von Flandern sehr geneigt war, sich anzuschließen, wenn man ihr liebevoll entgegentrat. Emmeline war sanft und freundlich, aber obgleich jünger als sie, doch von einem weit festeren Muthe, denn sie war durch eine strengere Schule gegangen und Margaretha schloß sich bald recht sehr an sie an. Aber es gab noch einen anderen Gefährten ihrer Einsamkeit, dem sie dieselbe Zuneigung nicht vorzuenthalten vermochte, obgleich sie dadurch leicht ihren Frieden gefährden konnte. Jeden Morgen, jeden Abend kam Albert, der Sohn des Fischers, den der Vater zurückgelassen hatte, um der Unglücklichen jenen Schutz zu spenden, den nur ein männlicher Arm darzubieten vermag, mit seiner Schwester zu ihr, und bald verlangte Margaretha, nach diesen Stunden des Beisammenseyns, wie nach den glücklichsten ihres trüben Lebens.

Unterdessen aber kehrte der Fischer Walran nicht zurück; Tage vergingen auf Tage, aber das Boot kam noch immer nicht wieder. Das Weib des Fischers ließ unablässig ihr Auge hinauefschweifen über die See und besragte die heimkehrenden Fischer, von denen keiner ihr Kunde von dem Vermißten geben konnte. Um dieselbe Zeit warfen die Wellen mehrere Planken, Bretter und Ruder verunglückter Fahrzeuge an das sandige Ufer, und düster umwölkte sich die Stirn der früher so glücklichen kleinen Fischerfamilie. Die beiden Camaraden Walrans waren unverheirathet, aber auch ihre Verwandten gaben nach und nach die Hoffnung auf, daß sie zurückkehren würden, und der Priester in der Kirche unserer lieben Frauen zu Blankenberg ward ersucht, Seelenmessen für sie zu lesen.

Margaretha von Flandern, deren Schicksal mit dem der Familie zu Scarphout nur zu innig verwandt war, ward von den Hoffnungen und Besorgnissen jedes Tages in Kenntniß gesetzt, sie hatte ihre Thränen mit denen Emmelinens gemischt, und hatte selbst Alberts Hand gedrückt, indem sie ihn mit einem sympathetischen Gefühle wegen des Verlustes seines Vaters zu trösten suchte.

„Wie bin ich doch unglücklich," sprach sie, „ich bringe Gefahr und Kummer hieher, wo ich eine schutzgewährende Zufluchtsstätte fand."

„Grämet Euch nicht, edles Fräulein," erwiderte Albert, indem er ihre Hand an seine Lippen führte, „wir haben nur unsere Pflicht gethan und bereuen es nicht, obgleich die Ausübung derselben uns unsern theuren Vater gekostet hat. Auch sorgt nicht ob Eures Geschicks, es werden für Euch bessere Tage kommen, unterdessen seyd Ihr hier in Sicherheit und wenn es Noth thut, werde ich Euch bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen wissen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Es kostet eine große Ueberwindung sich eine Wahrheit zu sagen, eine größere, sie zu glauben, und die größeste danach zu handeln.

Dem Ehrgeizigen hält man die Eitelkeit zu Gute, aber der Eitle, ohne Ehrgeiz, wird sich und andern lächerlich und unerträglich.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Weimar, im Januar.

In unserm Weimar, über dem noch immer Schillers und Goethes Genien schweben, und das in Hinsicht wahrer Kunst gewiß keiner anderen Stadt Deutschlands nachsteht, fand in diesen Tagen wieder eine recht erhebende Kunstfeier statt, die Jubelfeier des als Künstler und Mensch gleich geachteten Herrn Durand, Regisseurs der hiesigen Bühne. Es hatte sich zu diesem festlichen Tage eine Gesellschaft von gegen hundert Personen zum frohen Mahle auf dem Stadthause vereint, wo alles mit einander wetteiferte, dem gefeierten Jubilar Huldigung und Anerkennung zu zollen; wie denn auch, nachdem dem Herrn Durand von seinen Collegen ein kostbarer silberner Becher überreicht worden, verdienstvolle Männer, unter anderen, der Hofrath Stephan Schütz, der Consistorial-Director Beiger und Hofrath Niemer, Goethes treuer Lebensgefährte, ihre Gesinnungen in werthvollen Versen aussprachen. Das Gedicht des Letzteren theile ich Ihnen für Ihre Leser mit:

Nimm, theurer Freund, aus treuer Freundschaft Händen
Den Fest-Pokal, den Lied und Dank Dir weiht,
Und gute Götter werden gern vollenden
Was sich daran von frommen Wünschen reiht.

Thalia mög' in Huld sich zu Dir wenden
Und für das Leben, das Du ihr geweiht,
Dem Liebling auch die schöne Dauer spenden
Die nur allein der Muse Gunst verleiht.

Mit rosiger Gesundheit frischem Glänzen
Erneue sie der Jugend Kraftgefühl.
Gewähr' in längsten Lebens weiten Gränzen

Ein reiches Feld für ernst- und heitres Spiel,
Und mit des Ruhmes ew'gem Laub bekröne
Dich jeden Abend jeglicher Kamone.

Bei Gelegenheit dieses frohen Festes hatte ich auch das Vergnügen, die persönliche Bekanntschaft des ausgezeichneten Künstlers, Herrn Jost von Ihrer Bühne, zu machen, der mich durch mehrere Rollen vom Theater aus ungemein ergötzt hatte. Welch' ein bedeutender Ruf diesem trefflichen Schauspieler auch voranging, seine Leistungen haben denselben bei weitem übertroffen, und ihm eine Aufnahme verschafft, wie sie sich hier seit langer Zeit kein Gast zu rühmen hatte. Herr Jost gab hier folgende Rollen: Ludwig den Eilften, Baron Sturz in «Beschämte Eifersucht,» den Pünktlich in «Frauenliebe» und zum Schluß noch einmal Ludwig den Eilften. In sämmtlichen Rollen erwarb sich der treffliche Künstler eine einstimmige Anerkennung, die sich in Ludwig sogar durch stürmisches Hervorrufen aussprach, welches um so mehr erwähnt zu werden verdient, da diese Auszeichnung hier von Oben herab verboten ist, weshalb denn auch das Publikum die Entfernung des Hofes abwartete, um dem seltenen Darsteller auch die seltene Huldigung zu zollen. Begleitet von dem Wunsche, daß der liebe Gast recht bald zu uns zurückkehren möge, ist Herr Jost, der mit Fug und Recht zu den ersten deutschen Bühnenkünstlern gezählt werden kann, bereits von hier nach Leipzig abgereist, wo er dem Vernehmen nach, schon am Sonntag den 28sten dieses als Ludwig der Eilfte auftreten und durch einige Gastrollen auch die dortigen Kunstfreunde erfreuen wird.

So viel von einem lieben Gaste, jetzt von einem bösen, nemlich den Blattern, welche hier allerhand Ravage anrichten, auch unsere erste Sängerin, Mad. Streit, liegt schwer daran darnieder, so daß es in diesem Augenblick schlecht um unsre Oper steht. Auch das Haus, was sonst Göthe gehörte ist nicht davon verschont geblieben. M

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Meyerbeers großartige Tondichtung «Robert der Teufel,» ward am Sonnabend den 21sten dieses wieder an uns vorübergeführt und hatte diese Darstellung heute ein ganz besonderes Interesse, da unsere talentvolle Mad. Pichl nach kurzer Entfernung von der Bühne, wieder darin zuerst und zwar als Isabella auftrat. Die wackere Künstlerin ward von den Anwesenden mit lauten und anhaltenden Beifallsbezeugungen empfangen, hatte sich während ihrer trefflichen Leistung, in welcher sie ihre Gesangsfertigkeit im schönsten Glanze entfaltete, oftmaliger Anerkennung zu erfreuen, und ward am Schlusse einstimmig hervorgerufen; auch die übrigen Mitwirkenden leisteten größtentheils Verdienstliches.

Es geht das Gerücht, daß Madame Pichl zu Ostern unsere Bühne verlassen werde, wir können und mögen aber demselben noch keinen Glauben schenken, denn wie sollten die Bühnenvorsteher nicht alles mögliche thun, eine Sängerin zu fesseln, welche sich seit ihrer Hierherkunft des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hat, und durch Eifer und Studium in jeder ihrer Leistungen darthut, wie sehr ihr die wahre Kunst am Herzen liegt, und wie viel ihr daran gelegen ist, sich in der Gunst des Publikums immer fester und fester zu setzen. Schwerlich dürfte es der Direction gelingen, für unsere Bühne eine Sängerin zu gewinnen, welche die Vielseitigkeit und Bereitwilligkeit der andern obslosen Mad. Pichl in sich vereint, und bald den Romeo, bald die Julia, anderer ähnlicher Beispiele nicht zu gedenken, mit der größten Gefälligkeit übernimmt, und ihre Parthien stets zur größten Zufriedenheit des Publikums durchführt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 28. Januar: „Griseldis," dramatisches Gedicht in 5 Abtheilungen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 13 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Tod des Erben.

Skizze aus der vornehmen Welt.

In dem prachtvollen Gemache herrschte tiefe Stille, denn der junge Erbe der gräflich Saldorfschen Familie lag da vom Fieber geschüttelt, und kannte die Personen nicht mehr, die sich in seiner Nähe befanden. Die furchtbare Entscheidung war ausgesprochen worden, der Erbe einer reichen Grafschaft, großer Titel und Ehren, das schöne verzogene Kind des Glücks sollte seinen Aeltern entrissen — der kalten Erde übergeben werden.

Graf Saldorf schritt im Zimmer auf und ab, von den hohen Fenstern mit den rothseidenen Vorhängen, bis zu der eichenen Thür, mit dem elfenbeinernen Griff und dem bunten, kunstvollen Schnitzwerk. Er hemmte seine Schritte — er blickte den drei Aerzten ins Antlitz, welche ihre Wissenschaft vergebens an dem Kranken erschöpft hatten — und ein kalter Schauder durchzuckte sein Herz. Er gedachte des Jubels, des Glockengeläutes bei der Geburt seines schönen Knaben — seiner ehrgeizigen Hoffnungen — seines Hasses gegen seinen Vetter, der nunmehr sein nächster Erbe werden sollte — und in dumpfer Verzweiflung warf er sich in den prachtvollen Lehnsessel. —

Die Aerzte sprachen unterdessen leise mit einander, und theilten sich, während sie dem Anscheine nach über den Zustand des Kranken berathschlagten, die Neuigkeiten des Tages mit. Von Zeit zu Zeit schwiegen sie, richteten ihre Blicke auf das Lager, und setzten dann ihr Gespräch fort.

In einiger Entfernung von der medicinischen Gruppe, saß die Wärterin des Knaben und untersuchte mit prüfenden Augen das feine Leinenzeug des sterbenden Kleinen, dessen Garderobe der Sitte gemäß, ihr nun bald zufallen sollte.

Neben dem Krankenlager stand die Gouvernante des jungen Erben, eine französische Dame, welche durch Unglücksfälle genöthigt worden, die Stelle als Bonne bei dem kränklichen Grafenkinde anzunehmen. Der Kummer vieler Jahre der Prüfungen war in ihrem Gesicht zu lesen, Ihre Verwandten waren in den Straßen von Paris niedergemetzelt worden, oder unter dem Beile der Guillotine gefallen.

Der Kummer hat mit dem Reichthum etwas gemein, er macht uns selbstsüchtig und weniger empfänglich für die Leiden Anderer. Als sie nun so neben dem Lager ihres sterbenden Pflegbefohlenen stand, gedachte sie des frühen Todes ihrer eigenen Kinder und Thränen stahlen sich über ihre Wangen hinab.

Das Gefühl aber was sie vor Allem beherrschte, war der Gedanke, daß sie schon nach wenigen Stunden ihre vortheilhafte Stellung verlieren, und wieder hinausgeworfen werden sollte in die weite Welt. —

Gab es denn in diesem prunkvollen, goldenen Sterbezimmer kein Wesen, das um den lieben Knaben selbst litt, dessen schwere Athemzüge immer kürzer und kürzer wurden? War der Ehrgeiz seines Vaters, der kalte Eigennutz der Aerzte, die habsüchtigen Berechnungen der Wärterin, das eigene Interesse der Französin, war das Alles, was zwischen seiner Seele und dem Himmel stand? Alles, was von sterblichen Herzen emporstieg, um den Ewigen anzurufen, des jungen Lebens zu schonen, das er vor Kurzem erst verliehen hatte? War denn keine Mutter da, in deren liebendem Herzen im Vergleich zu seinem Daseyn alles Andre nichts galt? Doch, doch!

Bleich und erschöpft, mit thränenschweren, mattgewinten Augen saß die junge Mutter an dem Lager ihres sterbenden Kindes. — Größe, Macht, Titel, Reichthum, Rang, was war das Alles für sie? Leben! Leben! nur wollte sie — sein Leben, welches kein Gold erkaufen konnte. Sie hielt seine heiße Hand in der ihrigen, wagte nicht sich zu bewegen oder zu sprechen; das schwere Haupt des Kleinen ruhte an ihrer Brust, und bitter und schmerzlich lächelte sie, als die Wärterin sich erbot, ihr ihre Bürde zu erleichtern.

Das Tageslicht verschwand. Die Strahlen der unterſinkenden Sonne leuchteten nicht mehr hinein in das Gemach und das Rollen der Wagen in den Straßen ward sparsamer.

Graf Saldorf nährte sich dem Lager, aus seinen etwas harten aber schönen Zügen sprach Verzweiflung. Mit verschränkten Armen blickte er hinab auf seinen sterbenden Knaben, auf dessen Antlitz, seit er zuletzt hingeschauet, der Tod noch tiefer seine Schatten gezeichnet hatte. „Emilie!“ sprach er nach einer Pause zu seiner Gemahlin, „es wird zu viel für Dich, komm mit mir, lege Dich zur Ruhe.“

Die Gräfin schreckte wild auf. „So ist er todt, todt!“ rief sie verzweiflungsvoll, und sich in die Arme ihres Gatten werfend, weinte sie bitterlich. Das Röcheln des sterbenden Knaben rief sie zu sich selbst zurück. Vergebens riethen die Aerzte — vergeblich flehte ihr Gemahl, sie wich nicht von dem Lager.

Endlich nach einer langen Nacht brach der Tag an, und als der erste Strahl desselben in das Zimmer drang, schreckte der Knabe aus seinem krankhaften Schlummer auf und verlangte zu trinken. Man reichte ihm das goldene Gefäß, kaum aber berührten seine trockenen Lippen den Rand des Bechers, als ein wunderbares Lächeln seinen Mund umzuckte, und er mit den Worten: „Mir ist jetzt recht wohl, liebe Mutter!“ entseelt auf sein Kissen zurücksank. Die ohnmächtige Mutter ward bewußtlos aus dem Sterbegemache fortgeschafft, — der Vater beschäftigte sich mit den Anstalten zu einem prachtvollen Begräbniß.

Margaretha von Flandern.

Historische Erzählung.

(Fortsetzung.)

Schon am folgenden Morgen aber hatte sich die Lage der Sachen verändert. — Kaum war die Frühmesse vorüber, als der gute alte Priester selbst in die Fischerhütte kam und dort wie überall große Freude verbreitete. Was aber war die Ursache davon? höre ich fragen. Ach, nur eine Vision! Der Priester erzählte, er habe im Traum den Fischer Walcran wohl und munter geschauet, mit einem Netz in der Hand, in welchem sich eine große Menge von Fischen befunden. — Und dieser einfache Traum war in jener abergläubischen Zeit hinreichend, die Thränen der Trauer zu trocknen und in die schmerzerfüllte Brust Trost zu senken. Albert flog zu Margaretha, um ihr die frohe Kunde mitzutheilen und zwischen Beiden wurden nun Worte der Freude gewechselt — jener Freude, die so leicht den Ausdruck der Zärtlichkeit annimmt. Er kam jetzt noch öfterer als bisher; der alte Priester hatte bemerkt, daß der Jüngling großen Antheil an allen Begebenheiten Flanderns nahm, und er brachte ihm daher täglich Nachrichten in dieser Rücksicht, welche Albert seiner reizenden Schutzbefohlenen mitzutheilen für Pflicht hielt. Er bemerkte auch, daß seine Gesellschaft sie aufheiterte, und daß das Gespräch mit ihm sie von ihrem Kummer abziehe. Bald neigte sich Margaretha fast mehr zu ihm als zu seiner Schwester, denn er wußte von der Welt und den Menschen und den Höfen mehr als jene, und er hielt es für seine Pflicht der einsamen Bewohnerin des verfallenen Schlosses jeden Trost, jede Freude zu verschaffen, die er ihr zu spenden vermochte. Mit jedem Tage wurden seine Besuche häufiger und länger. Dann und wann suchte er ihr Zerstreuung zu verschaffen, indem er sie in Begleitung Emmelines beim Scheine des Mondes in einem Boote hinausruderte auf die See, oder sich mit ihr an dem sandigen Ufer erging. Oder er setzte sich auch mit ihr auf das Gestein der alten Befestigung und suchte ihre Gedanken von der trüben Gegenwart abzulenken, indem er ihr von vergangenen Tagen erzählte, wo die Burg den Scharen der Feinde tapferen Widerstand geleistet, und der Schloßherr mit fröhlichen Gästen in der großen Halle jubelte und zechte.

Tag auf Tag, und Stunde auf Stunde, fühlte die Prinzessin von Flandern, daß sie ihr junges Herz immer mehr und mehr einem Jüngling niedrigen Standes hingab, und dennoch, was sollte sie thun, dem vorzubeugen? Nicht nur, daß Albert in ihren Augen der schönste Jüngling war, den sie je geschauet, nicht nur, daß er sanft, freundlich und liebenswürdig war, er war auch ihre einzige Stütze, ihre einzige Schutzwehr, ihre einzige Hoffnung; ihr Schicksal lag in seinen Händen. Und sollte er es gewagt haben, sie wieder zu lieben? Sie, die Prinzessin des Landes, in welchem er nur ein gemei-

ner Fischer war? Sie wußte, daß er es gewagt hatte. Sie sah es in seinen Blicken, sie hörte es aus jedem Tone seiner Stimme, sie fühlte es in der zärtlichen Berührung seiner kräftigen Hand, die sie auf ihren verstohlenen Wanderungen führte. Und so ging es fort, Tag für Tag, bis Worte gewechselt wurden, die keine spätere Ueberlegung zurückzurufen vermochte, und Margaretha fühlte, daß wenn es der Wille des Himmels seyn sollte, ihres Vaters Land nie wieder an sein Haus gelangen zu lassen, sie freudigen Herzens Rang und Stand entsagen, und dem Sohne des Fischers von Scarphout ihre Hand reichen könne.

Der alte Fischer aber kehrte noch immer nicht zurück. — Tage waren zu Wochen, Wochen zu Monaten geworden, ohne daß irgend eine Kunde von ihm eingelaufen wäre und nach und nach begann man in der Umgegend dem traurigen Gedanken Raum zu geben, daß die Vision des alten Priesters wol nur ein gewöhnlicher Traum gewesen sey. Nicht so aber die Familie des Fischers selbst, welche fortwährend den Ausspruch des Geistlichen als unfehlbar zu betrachten schien; auch kam der fromme Mann täglich nach der Hütte, um Nachrichten von dem Kampfe zu bringen, welcher jetzt in dem Lande wüthete.

Der König von Frankreich hatte sich während dieser Zeit erhoben, um die Rebellen in Flandern zu züchtigen, und den jungen Grafen in seine Herrschaft wieder einzusetzen. — Er hatte seine Vasallen unter seine Fahnen berufen, zwei erfahrne Heerführer ernannt und war mit seinen Truppen in Flandern eingerückt. Zwei oder drei kleine Abtheilungen seines Heeres, waren von dem Hauptcorps getrennt und niedergemacht worden.

Dieß aber reizte den Monarchen nur noch mehr an, und er schwur hoch und theuer, daß er das Schwerdt nicht niederlegen wolle, bis der Tod des letzten der Aufrührer, ihm für den Verlust seiner tapferen Krieger Genugthuung verschafft haben würde. So lautete des alten Priesters Bericht, den Albert sofort seiner Schutzbefohlenen mittheilte, welche ihn mit einem gemischten Gefühle vernahm, denn erfüllte sie auch mit kurzer Freude der Gedanke, daß die Mörder ihres unglücklichen Vaters ihre Strafe erhalten sollten, und daß dann ihr Bruder zum Besitze seines Landes gelangen würde, so verschwand doch schnell diese frohe Stimmung wieder, wenn sie daran dachte, daß sie alsdann auf immerdar demjenigen entrissen werden würde, an dem ihr Herz mit der innigsten Liebe hing. Am folgenden Tage langten indeß neue Nachrichten an, welche Alberts Herz mit Staunen und Betrübniß erfüllten. Burchardt, das Oberhaupt der Mörder des Grafen, hatte wie versichert ward, einen Boten an den König von Frankreich gesandt, und diesem erklären lassen, daß wenn er noch weiter gegen Brügge vorrücke und ihm und seinen Verbündeten nicht einen vollkommenen Verzeihungsbrief sende, aus der Familie des Grafen noch ein neues Opfer fallen solle. „Ich habe," so schrieb der Bösewicht, „die Tochter Carls den Ihr den Guten

nennt, in meiner Gewalt — ich kenne ihren Zufluchtsort, ich halte sie gewissermaßen an der Kette und ich betrachte sie als eine Geissel, deren Blut fließen soll, falls Ihr strenge Maßregeln gegen uns ergreift."

Albert war schmerzlich ergriffen. Wie konnte Burchardt Margarethas Aufenthalt entdeckt haben? fragte er sich selbst. In diesem Falle galt es die Vorschrift seines Vaters zu erfüllen, welcher ihm beim Scheiden geboten hatte, daß er seinen Schützling, falls Gefahr für denselben einträte, sofort übers Meer nach Frankreich schaffen, und dort dem Könige oder dessen Stellvertreter übergeben solle; man kann leicht begreifen, daß die Ausführung dieses Plans, demjenigen schmerzlich fallen mußte, dem jeder Augenblick in ihrer Nähe Wonne gewährte.

Je mehr er indeß über die Lage der Dinge nachsann, je mehr drängte sich ihm die Ueberzeugung auf, daß es geschehen müsse. — Seit drei Tagen hatte man vier bis fünf fremde Segel gesehen, welche in der Nähe der Küste umherkreuzten, und Albert beschloß daher, sich zuvor von der Absicht dieser Fahrzeuge Gewißheit zu verschaffen. Mit einigen seiner jungen Camaraden aus der Nachbarschaft, steuerte er demnach hinaus in die See; unter irgend einem Vorwande näherte er sich einem der Schiffe, fragte wem sie angehörten und erfuhr zu seinem unbeschreibbaren Schrecken, daß sie das Eigenthum des bübischen Burchardt, des Schultheiß von Donadieu wären. Er kehrte sofort ans Ufer zurück, entließ seine Gefährten und eilte nach der Hütte seines Vaters. Dort erfuhr er, daß der König gegen Brügge vorgerückt, Burchardt mit seinen Truppen geflohen sey und von jenem verfolgt, den Weg nach der Küste eingeschlagen habe.

Die Zeit drängte, die Gefahr rückte mit jedem Augenblick näher heran; jeder Schritt, den man um ihr zu entgehen wagen wollte, schien verderbenbringend. Die Flucht zur See war offenbar abgeschnitten; der Zufluchtsort der Prinzessin von Flandern war, wie alles zu verkünden schien, von ihren Verfolgern entdeckt, und wollte man die Flucht zu Lande versuchen, war es ebenfalls wahrscheinlich, daß man in die Hände der Feinde fallen möchte.

Albert beschloß, sich mit der Prinzessin selbst zu berathen, eilte durch den unterirdischen Gang und befand sich bald bei dem schönen unglücklichen Mädchen, dessen Schicksal von der Bestimmung der nächsten Minuten abhing. Er gab ihr von allem Kunde, aber ihr wie ihm, schien es weit gefährlicher, zu fliehen als zu bleiben. „Ich will lieber sterben, als lebendig in ihre Hände fallen," sprach sie, „ach, ich sterbe hier lieber als anderswo, Albert."

„Sie müssen über meinen Leichnam schreiten, bevor sie Euch, erreichen," erwiderte der Jüngling. „Ein Arm, Margaretha hat schon oft Wunderdinge gethan, gelingt es mir, Euch zu beschützen, bis der König anlangt, seyd Ihr gerettet."

«Aber Waffen?" fragte sie, „Ihr habt keine Waffen."

„Doch, doch, Margaretha,“ versetzte Albert, „wir haben Waffen. Niemand kennt die Geheimnisse dieses verfallenen Schlosses als mein Vater und ich. Hier sind Waffen genug. Harret meiner nur einen Augenblick, ich kehre sogleich zurück.“

Nach kurzer Zeit erschien er wieder mit Schild und Helm, einem Schwerdt und einer Streitaxt bewaffnet, aber ohne Panzer, weil, wenn ihn derselbe auch geschützt hätte, er ihn doch verhindert haben würde, den Kampf gegen mehrere Gegner mit Gewandtheit zu bestehen.

„Wenn ich nur,“ sprach er im Eintreten, „Emmeline fortsenden könnte, um einige meiner Camaraden herbeizuholen, wir würden eine ganze Feindesschaar mehrere Stunden lang abwehren können.“

Margaretha erwiderte nichts, deutete aber mit dem Finger durch das Fenster, auf die Sandfläche, auf der sich plötzlich gegen hundert Reuter zeigten, welche in vollem Galopp auf Scarphout zusprengten. Albert sah nun ein, daß es zu spät war, um anderweitige Hülfe herbeizurufen, und überlegte nur, wie im Falle der Noth die Vertheidigung am besten zu bewerkstelligen sey.

(Der Beschluß folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Ein Bosco oder Döbler untergeordneten Ranges, producirte seine Kunststücke in einer Dorfschenke vor einer Anzahl maulaufsperrender Bauern. Nachdem er Wasser in Wein verwandelt, und mehrere ähnliche Zaubereien vollbracht hatte, forderte er einen ihm zunächst sitzenden Bauer auf, ihm einen Kupferdreier einzuhändigen. Der Landmann kuckte den Herenmeister einen Augenblick lang mißtrauisch von der Seite an, endlich aber zog er sein ledernes Geldbeutelchen hervor und reichte ihm das Verlangte hin. Der Taschenspieler nahm den Kupferdreier, machte seinen Hocus Pocus und siehe da in seiner flachen Hand lag statt der Kupfermünze ein großes Silberstück. „Laßt einmal sehen,“ rief schnell der Bauer, indem er das Silberstück rasch zu sich nahm, „wahrhaftig, ein ganzer Thaler!“ sprach er, indem er es betrachtete. Dann ließ er es ruhig in sein ledernes Beutelchen fallen, schob dieses in die Brusttasche und schritt gelassen zur Thür hinaus mit den Worten: „Der soll mir den Thaler nicht wieder in einen Kupferdreier umheren.“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Was der geniale Wenzel Müller im Gebiete der komischen Oper geleistet, ist längst zu allgemein anerkannt, als daß es erwähnt zu werden brauchte. Sein «Sonntagskind» und seine «Schwestern von Prag,» sind Volks-Opern, welche sich mit ihren lieblichen gefälligen Melodien auf dem Repertoir erhalten werden, wenn schon längst manche moderne Oper in Vergessenheit versunken. Es ist daher recht erfreulich, wenn diese Productionen eines wahren achten Humors, dann und wann wieder aufgefrischt werden, und so verdienen die Bühnenvorsteher Dank, für die Aufführung des «Sonntagskindes,» welche am Sonnabend den 26ten dieses vor einem gefüllten Hause stattfand, und was in unsere epidemisch-melancholischen Zeit recht viel sagen will, manches Zwerchfell wohlthätig erschütterte, manches trübe Gesicht zu einem Lächeln veranlaßte. Brav, sehr brav aber wirkten auch, bis auf wenige Ausnahmen, die Darsteller mit, um das humoristische Bild ergötzlich an uns vorüberzuführen.

Herr Schäfer sang und spielte den Hauptmann v. Walter sehr brav und trug besonders die erste Ariette mit Gefühl und Ausdruck vor. Hr Gloy stellte das geisterbange Sonntagskind mit vieler Laune, jedoch ohne Uebertreibung hin. Herr von Heingenfeld (Herr Burmeister) warn früher schon besser an uns vorübergeführt, jedoch war der Fleiß den der Darsteller auf diese Rolle verwandt hatte, unverkennbar. Herr Utz verlieh durch seine schöne volle Stimme der Rolle des Johann einen besondern Reiz. Die Parthie der Clara von Walter erhielt durch Mad. Fischer Bedeutung, und Mad. Christiany sang und spielte das Lieschen ganz allerliebst, auch war ihre Erscheinung sehr angenehm, nur hätten wir ihre Toilette etwas weniger glänzend gewünscht. Mad. Hesse (henriette) that was sie vermochte, konnte aber im Ganzen nicht befriedigen, so wenig als Herr Mentschel als Friseur Jacques. Herr Räder gab den Hausmeister, und wenn wir ihn zuletzt nennen, so geschieht es um das alte Sprichwort: «Ende gut, alles gut,» zu bewähren. Wir haben uns oft genöthigt gesehen zu rügen, daß alle Darstellungen des Herrn Räder mehr oder weniger den Stempel des Gladeale trügen, und um so erfreulicher ist es uns heute berichten zu können, daß er es in diesem Hausmeister gänzlich vermieden hat, die Individualität jener Wiener Carrikatur zur Anschauung zu bringen. Was er uns bot, war ein wahres, naturgetreues Bild, ohne Verzerrung und Uebertreibung. Die Ariette: «Wer niemals einen Rausch gehabt» ward von Herrn Räder mit der ergötzlichen Laune vorgetragen. Seine Leistung fand lauten Beifall und als er am Schlusse hervorgerufen wurde, riefen einige Stimmen: «Hierbleiben!»

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 30. Januar: „Die Jüdin.“ Oper.

Druckfehler.

Im vorigen Blatte, im Theaterberichte, Zeile 10 v. unten lese man; während der Zeit ihres, statt: seit ihres u. s. w.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Zweites Heft

№ 14 — 25.

Februar 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler derausgezeichnetst en Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Georg Lotz. Kann man seine Großmutter heirathen? Schwank. . . . . 193.
— — Margaretha von Flandern. Historische Erzählung. (Beschluß) . . . . . 107 ff.
— — Wer war der Verbrecher? Nach einer mündlichen Mittheilung. . . . . 161.
Maria Norden. Die Ansiedler in Süd-Afrika. Erzählung. . . . . 122 ff.
Die Begegnung. Scene aus dem Spanischen Bürgerkriege. . . . . .
Züge aus Bolivars Leben. . . . . 153.
Scene im Gefängniß. . . . . 145.
Aus den Erinnerungsblättern eines Wanderers. . . . 105 ff.
Mademoiselle Montansier. . . . . 169.
Liebe und Heldenmuth im Orient. . . . . 137.
Mirabeaus letzte Augenblicke. . . . . 177.
Die Grundmiethe. . . . . 118.
Der Componist und sein Verleger. . . . . 158.
Mirabeau in der Nationalversammlung. . . . . 167.
So zahlt man seine Schulden! . . . . . 182.
Ludwig XVIII und Carl der X. . . . . 199.
Anecdoten Gallerie. 127. 151. 159. 175.
Bagatellen. 135,
Literarisches. 110. 119. 135. 184.
Berliner Theater Almanach. . . . . 136.

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

Seite

Lobedanz. Das Alphabet der Liebe. . . . . .
— — Kluge Thorheit. . . . . 188.
— — Werk und That. . . . . 197.
Georg Lotz. Am Begräbnißtage einer edlen Frau den 30sten Januar 1837. . . . . 121.
Hugo Charade. . . . . 143.
— — Logogriph. . . . . 184.
Alexander Sande. Aufschrift auf ein Coeur Aff.

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Fremde.

Berlin. . . . . 119.
Karlsruhe. . . . . 128.
Altona 1 Februar. . . . . 136.
Berlin. . . . . 152.
Dresden. . . . . 176.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 14 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Aus den Erinnerungsblättern eines Wanderers.

Als ich mich vor mehreren Jahren in Italien befand, fühlte ich ein großes Verlangen, die kleine Republik San Marino zu besuchen. — Ich durchstrich das päbstliche Gebiet, erstieg die Apenninen und näherte mich dem adriatischen Meere, in dessen Nähe San Marino gelegen ist. Die Besitzungen dieses kleinen Freistaats erstrecken sich nur über einen einzigen Berg, auf dem die Hauptstadt erbauet ist, und einigen kleinen benachbarten Hügeln.

Noch bevor ich die Apenninen ganz hinter mir hatte, begann der Abend herab zu sinken und ich sah mich genöthigt, in einem Dörfchen zu übernachten, das an einem Abhange dieser Bergkette hing und von wo aus man bei hellem Wetter die Gegend fast bis nach San Marino überschauen konnte. Die guten Eigenthümer des kleinen Wirthshauses waren nicht daran gewöhnt, Gäste über Nacht bei sich zu beherbergen, da ich aber allein war und überhaupt mich zu fügen weiß, beschloß ich dennoch mein Nachtquartier hier aufzuschlagen. Ich überließ es demnach meinem Fuhrmanne, für sich, seine leichte Chaise und sein Paar Maulthiere nach besten Kräften zu sorgen und folgte meinem Wirthe in sein bestes Zimmer. Es blieb mir übrigens keine Wahl, denn das einzige im Häuschen noch übrige Gemach ward von dem armen Manne selbst, seinem Weibe, seinen Kindern, so wie von Kaninchen, zahmen Tauben und anderem Federvieh bewohnt, welche alle zusammen eine einzige Familie auszumachen schienen. — Das Ehepaar mußte vormals recht hübsch gewesen seyn, ihre Züge trugen jetzt das Gepräge der Arbeit und der Mühseligkeiten; in den Engelsgesichtern der Kinder aber glaubte ich die Studien Correggios wiederzuerkennen. Da es schon spät im Herbst und kalt war, ließ ich sogleich ein tüchtiges Feuer anzünden und bestellte ein Abendessen. Man brachte mir Eier, Kastanien, Milch, Brod und Wein, womit ich mich gern begnügte.

Nach beendigtem Mahle ließ ich meine Blicke im Zimmer umherschweifen. In einer Ecke stand ein Bett, und bei dem Scheine einer Lampe gewahrte ich an der Wand eine hölzerne Uhr, neben der ein Rosenkranz und ein Cruzifix hingen; an der entgegengesetzten Wand sah man ein altes Schwerdt, eine Arkebuse und ein Schild. Von der Decke hingen Zwiebeln herab, um zu trocknen, welches einen Gast von zarteren Geruchsnerven gar sehr belästigt haben würde, die ich mir aber

gefallen ließ, um der Familie keine unnöthige Mühe zu verursachen. — Was meine Aufmerksamkeit am meisten auf sich zog, war ein über dem Kamin hängendes Oelgemälde, welches einen Mann, eine Frau und zwei Kinder darstellte. Ihre Kleidung war die, welche die Bauern dieser Gegend in älteren Zeiten trugen. Die eine Hand des Mannes ruhte auf dem Griff eines Schwerdtes, in dem sie zugleich eine kleine Laterne hielt, die Frau hatte ein Cruzifix in der einen Hand; die anderen Hände des Paares lagen auf den Häuptern der Kinder. Die Zeichnung war steif und das ganze Bild verkündete eine ungeübte Hand; das Gesicht des Mannes aber besaß einen Ausdruck, welcher trotz seiner niedrigen Tracht, edel und anziehend war.

Bevor ich mich zu Bett legte, rief ich den Wirth herein, um wegen der Fortsetzung meiner Reise am folgenden Tage einige Fragen an ihn zu richten. Als ich ihm sagte, daß ich nach San Marino wolle, berichtete er mir, daß er in jenem Freistaate geboren und noch immer ein Bürger desselben sey, obgleich er nicht mehr das Gebiet der Republik bewohne. Ich bemerkte ihm, daß ich absichtlich die Reise dorthin unternommen habe, weil ich ihre Unabhängigkeit und ihre Tugenden hochschätze. Seine Augen funkelten bei diesen Lobsprüchen vor Freude, aber bevor er etwas erwidern konnte, fiel mein Blick nieiederdings auf das Bild über dem Kamin, und ich fragte ihn, was es vorstelle. „Das ist unser Held, Signor," entgegnete er, „unser tapferer Held Vincentio Dellambra."

„Ich bin ein Fremder, wie Ihr wißt, und kenne Eure Geschichte nicht," entgegnete ich, „da setzt Euch her zu mir, trinkt von Eurem eigenen Weine und erzählt mir etwas von diesem Eureu Helden.

Nach einigen respectvollen Einreden, nahm mein Wirth an der entgegengesetzten Seite des kleinen Tisches Platz, schenkte sich einen Becher Wein ein, putzte die Lampe, schien etwas nachzudenken und begann dann wie folgt:

(Die Fortsetzung folgt.)

Margaretha von Flandern.

Historische Erzählung.

(Beschluß.)

Es war eine starke massive Mauer da, welche, bevor die überwogende See dieselbe beschädigt hatte, sich rund um das Schloß zog, jetzt dasselbe aber nur noch auf der einen Seite beschützte. — Auf dieser zwanzig Fuß hohen Mauer, ungefähr in der Mitte zwischen der Ruine und der See, erhob sich ein kleiner hervorspringender Thurm und dort hoffte er, daß Margaretha, so lange er lebe, Schutz finden würde, indem er den Zugang von der Landseite her zu vertheidigen gedachte. Er theilte diesen Plan der unglücklich Verfolgten mit, welche statt aller Antwort an seine Brust sank und bitterlich weinte. Er aber küßte die Thränen von der schönen Wange und sprach ihr Worte des Trostes und der Hoffnung zu. —

„Sieh, Du Theure," sprach er, „die See bedeckt bereits den Weg zwischen uns und dem Lande, und wenn Deine Verfolger das Geheimniß des gewölbten Ganges nicht kennen, so können sie nicht zu uns gelangen, bis die Ebbe wieder eingetreten."

Die Reiterschaar befand sich jetzt kaum noch eine Viertelstunde vom Schlosse entfernt; zu Alberts unaussprechlicher Freude aber gewahrte er kaum eine halbe Stunde hinter ihr auf einem Sandhügel eine weit größere Kriegerschaar, welche dem Anscheine nach, mit fliegendem Banner die Reuter verfolgte.

„Das ist der König von Frankreich, unser Retter!" rief er. Die Reuterschaar sprengte indeß näher heran und erreichte des Fischers Hütte, aus der, wie Albert mit Entsetzen sah, seine Mutter und Schwester sofort über den Sand von dannen eilten, um sich durch die Flucht zu retten. Die bewaffneten Männer aber hatten einen ganz anderen Zweck als ihre Verfolgung, und Albert fühlte jetzt daß die Hoffnung auf Margarethas Rettung einzig und allein auf seiner eigenen Tapferkeit beruhe.

„In den Thurm, Margaretha," rief er, „schnell in den Thurm!" und rasch trug er sie mehr, als er sie führte, dorthin, worauf er vor dem schmalen Eingange seine Stellung nahm. Eine neue Seele schien ihn zu beleben, ein neues Licht flammte aus seinen Augen, und mit den zartesten Worten, welche dem Edelsten des Landes Ehre gemacht haben würden, forderte er sie auf, in der Stunde der Gefahr ihre Festigkeit zu behaupten, hinauszuschauen, und ihm genau zu berichten, was sie durch die Schießscharten des Thurmes zu erlugen vermöge.

Jetzt trat ein Moment furchtbarer Erwartung ein. Unterdessen kam das französische Heer immer näher und näher, und deutlich konnte man schon das fränkische Banner erkennen.

Alberts Brust hob sich freudig und er hoffte, den Eingang gegen den hübschen Burchardt, bis der Rächer ihn ereilt haben würde, zu vertheidigen. Er hoffte indeß vergebens, denn der Böswicht kannte den gewölbten Gang gar wohl und hatte nur den Eingang desselben verrammelt, damit die Franken ihm nicht auf demselben Wege folgen konnten.

Schon nach wenigen Augenblicken vernahm man wilde Stimmen in der Ruine widerhallen, und indem Albert und Margaretha sich verborgen hielten, so gut sie es vermochten sahen sie, wie der blutdürstige Schultheiß seiner Beute überall in dem verfallenen Gebäude nachspürte. Näher und näher rückten die Fahnen Frankreichs und seiner Vasallen und noch bevor Burchardt ihren Schlupfwinkel entdeckt hatte, war das Ufer bis eine halbe Bogenschußweite mit fränkischen Reutern bedeckt. Sie waren so nahe, daß man, trotz des Gemurmels der See die Stimme eines Herolds vernehmen konnte, welcher die Rebellen aufforderte sich zu ergeben und ihnen unter

dieser Bedingung bis auf zehn der ärgsten Rädelsführer, vollkommene Begnadigung verhieß. Ein laut schallendes Hohngelächter war die einzige Antwort der Aufrührer, denn grade in diesem Augenblick hatte Burchardts scharfes Auge den Jüngling erspäht und von seinen Bewaffneten gefolgt, drang er jetzt wüthend gegen den schmalen Eingang. Der muthige Albert hob jetzt seine Streitaxt und stellte sich entschlossen zwischen die Eindringlinge und die verfolgte Fürstentochter.

Die Franken konnten ihn sehen, wie er dastand, mit dem halben Körper über der Mauer hervorragend; sie schienen augenblicklich seine Absicht zu errathen, und eine Anzahl von Bogenschützen ward sofort vorwärts geschickt, um ihre Pfeile auf die Bewaffneten zu richten, welche auf den muthigen Jüngling eindrangen. Einige der Rebellen stürzten, als aber Albert um den Eingang zum Thurme zu vertheidigen, mit ihnen in ein Handgemenge gerieth, waren die Schützen genöthigt, mit Schießen inne zu halten, aus Furcht, daß einer ihrer Pfeile ihn selbst treffen könne. Jeder Schlag seiner Streitaxt streckte einen der Aufrührer zu Boden, und so wie unter seinem starken Arme einer seiner Gegner nach dem andern sank, erscholl vom Ufer her ein lautes Jubelgeschrei der Franken. Noch immer aber waren genug übrig, und als sie nun gar Margaretha erblickten, welche außer Stande ihre Angst länger zu bemeistern, aus ihrem Schlupfwinkel hervor nach dem Kampfe geschauet hatte, da verdoppelten die Rebellen ihre Anstrengungen, hoffend, wenn sie nur erst im Besitz der Fürstentochter wären, vortheilhafte Bedingungen zu erzwingen, oder wenigstens ihren Rachedurst in ihrem Blute zu stillen. Nur ein Einziger aber konnte sich zur Zeit nähern und Albert hatte vor sich einen Wall von Todten und Sterbenden aufgehäuft. In diesem Moment zeigte Burchardt hinab in den Schloßhof, wo eine Menge halbvermoderter Planken und Bretter lag, und sofort sprang ein Dutzend seiner Leute hinunter und in wenigen Minuten war eine Art von Gerüst hinter dem heldenmüthigen Vertheidiger Margarethens aufgeführt, welcher, nur mit dem Kampfe vor sich beschäftigt, es nicht bemerkte. Margaretha aber hatte es gewahrt, von Entsetzen erfaßt, stürzte sie auf den Jüngling zu und rief verzweiflungsvoll: „Sie nahen! Sie nahen von der andern Seite! Wir sind verloren!“

Albert blickte sich um und erstarrte. Noch aber war eine Hoffnung übrig. Er schlug den der ihm zunächst stand, zu Boden, schleuderte seine Streitaxt von sich, umfaßte die Prinzessin mit seinem kräftigen Arm, schwang sich mit ihr hinauf auf die Mauer und sprang mit dem Ausruf: „Gott sey mit uns!“ mit ihr hinein in die Fluth. —

Ein lauter Schrei des Entsetzens erscholl vom Ufer her, und der König von Frankreich in Begleitung zweier ältlicher Ritter, sprengte heran bis in das Wasser. — Albert und Margaretha waren schon im nächsten Augenblick nicht mehr zu schauen, im folgenden Moment aber schon tauchten sie wieder auf, und an den Kampf mit den Wellen gewöhnt, schwamm der kühne Jüngling mit Margaretha muthig dem Ufer zu. — Ein lautes Jubelgeschrei erscholl vom Ufer, dem er sich mit seiner reizenden Last immer mehr und mehr näherte. Endlich berührten seine Füße den Boden und jetzt schlug er beide Arme um die Gerettete und trug sie glücklich durch die Fluth auf das Trockene. Hier kniete er vor dem Monarchen nieder, legte seine schöne Bürde sanft auf den sandigen Boden und hielt noch immer ihre Hand gefaßt.

„Zurück, Ihr Herren!“ gebot der König, indem er sich aus seinem Sattel schwang, seinen herbeieilenden Rittern. „Bevor einer von Euch den Jüngling begrüßt, soll er von uns den Gruß empfangen, den er wohl verdient hat. Haltet die Fahnen über uns! Albert von Boulogne, empfange hiemit von unserer Hand den Ritterschlag. Sey stets wie heut, brav, tapfer und treu! Und Ihr, Gräfin von Flandern,“ fuhr er darauf zu Margaretha gewandt fort, „uns will es bedünken, als ob Ihr ihm ebenfalls eine Belohnung schuldig wäret. Wißt Ihr, wie unsre Stromgesetze lauten? Da heißt es, was der Fischer aus der See ans Ufer bringt, ist sein und das von Rechtswegen. Lautet der Spruch nicht also, Graf von Boulogne?“ Mit diesen Worten wandte er sich an einen hochgewachsenen ältlichen Mann, welcher neben ihm stand und in dem wir unsern guten Bekannten, den Fischer von Scarphout wiedererkennen. „Ihr müßt das am besten wissen, denn Ihr seyd zehn Jahre lang Fischer gewesen.“

Der alte Graf von Boulogne, welcher, nachdem er zehn Jahre lang in der Verbannung als Fischer gelebt hatte, weil er von seinen Feinden fälschlich angeklagt, verwiesen worden war, schloß seinen edlen Sohn in seine Arme, und der Ritter von Wawrin legte Margarethas Hand in die des Jünglings, indem er sprach: „Euer sterbender Vater übertrug mir, Euch einen Gatten zu wählen, ich weiß keinen Würdigern, als diesen Jüngling, der für Euch sein Leben kühn gewagt. Zugleich gewährt es meinem Herzen einen Trost, dadurch das Unrecht wieder gut machen zu können, welches ich vor zehn Jahren an dem edlen Grafen von Boulogne, den ich verkannte, ausübte.“ — Margaretha sank wonnetrunken in die Arme ihres Retters; und da wir jetzt glauben, unsre freundlichen Leser, über das Schicksal derjenigen Personen, für welche sie sich in dieser anspruchslosen Erzählung interessiren können, vollkommen beruhigt zu haben, schließen wir diese kleine historische Mittheilung, indem wir noch hinzufügen, daß die Rebellenschaar in der Ruine nach eingetretener Ebbe mit leichter Mühe überwältigt wurde und daß der verrätherische Burchardt auf dem Schaffotte den Lohn für seine Missethaten empfing.

G. L.

Literarisches.

Die geehrten Leser dieser Blätter erlauben wir uns auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche die allseitigste Beachtung aller Gebildeten verdient. Sie führt den Titel:

Triumpf des Glaubens an Unsterblichkeit und Wiedersehen über jeden Zweifel. Ein Buch für Trauernde und Alle, die nach der ewigen Wahrheit forschen. Von Dr. J. Fr. Theod. Wohlfahrt, evangelischen Pfarrer zu Kirchhasel (bei Rudolstadt). Rudolstadt, Druck und Verlag von G. Fröbel. 1836. 239 Seiten gr. 8.

Das Interesse an dem hochwichtigen Gegenstande, womit es diese Schrift, das gelehrten, rühmlichst bekannten Herrn Verfassers zu thun hat, ist in unsern Tagen mit erneuerter Stärke erwacht, hauptsächlich deshalb, weil eine bekannte philosophische Schule, „die ungeschminkte Repräsentantin unseres Zeitalters voll innerer Zerfallenheit und äußerer Kälte," durch hohle Anmaßung sich zu einem gewissen Ansehen emporzuschwingen wußte, und „vermöge dessen sie mit offenem Visir den Glauben an persönliche Fortdauer nach dem Tode als ein Ammenmährchen darzustellen und in ihrem Pantheismus die gänzliche Vernichtung des moralischen Menschen zu decretiren wagen konnte." Mit Recht bemerkt aus diesem Grunde der Verf. gegenwärtiger Schrift, daß, „so lange das Ansehen jener Schule noch nicht gänzlich gebrochen ist, es weder überflüssig noch anmaßend erscheinen möchte, dem betreffenden Gegenstande neue Aufmerksamkeit zuzuwenden." Wir müssen dem achtbaren Verf. das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe eben so gründlich, als scharfsinnig gelöst habe. Das eigenthümliche Verdienst seines Buches besteht aber darin, daß er die Gründe für die höchste Wahrheit auch dem blos Gebildeten anschaulich zu machen, und durch Ansprache an das Gefühl zu „jener frommen Geisteserhebung emporzustimmen" weiß, ohne welche unser Auge für „ahnende Blicke in das bessere Jenseits zu stumpf ist." — Die Schrift zerfällt in 4 Abschnitte, von denen der erste es mit den Einwürfen des Materialismus gegen den Glauben an Unsterblichkeit zu thun hat; der zweite den Materialismus auf seinen eigenen Grund und Boden prüft; der dritte die unerschütterlichen Gründe für den Glauben an Unsterblichkeit vorführt, und der letzte treffliche Gedanken, über Wiedersehen enthält. Ref. verfagt es sich ungern, als Probe einige der schönsten Stellen des Buches herauszuheben, kann aber versichern, daß Styl und Darstellung durchgängig des Verfassers würdig und der wichtigen Sache, um die sich's handelt, höchst angemessen sind. Es verdient diese Schrift, die auch äußerlich sehr elegant ausgestattet ist, ein Buch für jede gebildete Familie zu werden; und man wird sie gewiß nicht unbefriedigt aus der Hand legen! —

* *

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

(Eingesandt.)

Am Donnerstag den 26sten dieses, zum ersten Male: «Das Fräulein vom Lande,» von der Verfasserin des Oheims u. s. w. Nach den Proben urtheilen, die uns bis jetzt aus der Feder dieser Dame zugeflossen sind, die in der Regel den Titel «geistreich» führt, besitzt sie allerdings feinen Weltton genug, — vielleicht viel zu viel, um Lustspiele zu schreiben. Man sieht es daher auch diesen sogleich an, daß sie in Glacé-Handschuhen geschrieben sind, und schwerlich kann man die Einseitigkeit der Phantasie verkennen, die sich nur allzudeutlich hauptsächlich darin ausspricht, daß in allen ihren dramatischen Werken immer wieder jener weiblichen Charakter vor uns tritt, der durch edle Entsagung und das aufopfernde Streben, nur Andre glücklich zu machen, gerade die an den Punkt getrieben wird, schon auf alles Lebensglück für sich zu verzichten, um dann endlich von der allwaltenden Vorsehung in der Person der Verfasserin wider alle Erwartung belohnt und mit einem recht tugendhaften Liebhaber versorgt zu werden. Aus dem Theaterzettel liest man schon die Intrigue des Stücks, die kann auch nach langem Hin- und Herzeren und vielen peinlichen Lagen, das vorhergesehene Ende herbeiführt, «auf das erfüllet werde, wie da geschrieben steht.» Ueberhaupt scheint die Verfasserin trotz ihres Talents und theatralischer Einsicht, das Wesen der dramatischen Poesie verkannt und sich einen angeblich moralischen Zweck vorgestellt zu haben, wodurch sie verleitet wird, uns die Sittlichkeit nur unter der beschränkten Gestalt der häuslichkeit erscheinen zu lassen. Der Mangel an Bewegung wird gedeckt durch eine ganz individuelle Charakteristik, die ein geubter Schauspieler wohl zu einer gewissen Wahrheit aufstutzen mag, die aber an Aeußerlichkeiten klebt, so wie ein schlechter Portraitmahler durch Pockennarben und Warzen die Aehnlichkeit zu erreichen sucht; die Motive und Situationen konnen zuweilen drollig, und launig, niemals aber wahrhaft komisch seyn, weil die immer gegenwärtig erhaltene prosaische Absicht dies verhindert. Die Oeconomie poetisch zu machen, ist nun vollends unmöglich, und sie spielt eine Hauptrolle; wenn Alles fein ausgeglichen wird, indem irgend ein großmüthiger Wohlthäter eintritt, und mit vollen Händen ausspendet, das gefällt den verwöhnten Herzen der Zuschauer ausserordentlich; es ist ihnen zu Muthe, als hatten sie selbst edle Thaten verrichtet, ohne doch in ihre Tasche zu greifen. Der Dichter ist freigebig und hat stets einen vollen Beutel. Alles dieses paßt durchaus auf alle Stücke dieser Verfasserin, die hier zur Aufführung gekommen sind, so wie besonders auch auf das, welches wir hier speciell zu besprechen haben.

(Der Beschluß folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1. Februar: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 15 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Alphabet der Liebe.

Was in solchen schwarzen Augen
Alles doch geschrieben steht!
Neulich hab' ich drin gelesen
Der Verliebten Alphabet.

A. In dem Reiz der schönsten Nymphe
Sucht sich **Amor** ein Versteck,
Schießt von da die scharfen Pfeile
Immer auf den schwächsten Fleck.

B. Jener Arme, dem, getroffen,
Schnell das Bischen Witz vergeht,
Folgt der Schönen mit den **Blicken,**
Wie das Eisen dem Magnet.

C. Wo die Göttin seines Herzens
Ihm verbirgt ein neidisch Haus,
Strömt im **Citherspiel** er seine
Heiße Liebe nächtlich aus;

D. Ist im **Dienste** nie verdrossen,
Den die Schönen so gewohnt,
Wird jedoch anstatt des Dankes
Mit Malicen nur belohnt.

E. Endlich schwillt die Galle; unter
Tausend **Eiden** wird gedroht:
Würde sie ihn ferner hassen,
Gäb' er selber sich den Tod.

F. Aber nein! Es wäre grausam,
Noch so jung, die Welt zu fliehn.
Leben wird er, und den schnöden
Fesseln trotzig sich entziehn.

G. Das beginnt gemach zu wirken:
Denn in unsrer theuren Zeit,
Wo die Freier seltner werden,
Findet Maaß die **Grausamkeit.**

H. Auf dem nächsten Maskenballe
Wird ein **Händedruck** gewandt,
(Aus dem Lehm den Liebeskarren
Zu erlösen) angespannt.

J. Ha, der Liebe mächtige Sonne,
Wie sie durch die Wolken bricht!
Werde, Glücklicher, vor Wonne
Nur zum **Irrenhäusler** nicht!

K. Was ist jener ferne Himmel
Gegen dieses Himmels Lust,
Wenn der Braut beim ersten **Kusse**
Schwindelt an des **Freundes** Brust!

L. Ach, der Brautstand ohne **Zweifel**
Sieht dem Paradiese gleich,
Wenn's nur keine **Lauxen** gäbe,
Daran ist er freilich reich.

M. Zweifel, Eifersucht und **Mißtraun**
Werden allgemach entstehn,
Und der Paradiesesgarten
Wird in Unkraut untergehn.

N. **Nebenbuhler** giebt's in Fülle,
Und es scheint, man sieht sie gern,
Schiebt den Bräutigam bei Seite
Und charmirt mit andern Herrn.

O. P. **Opfer** fordert nun der Strenge,
Jedes frohe Fest zu fliehn;
Mahnet an die **Pflicht** beständig,
Die sie schmiedet nur an ihn.

Q. Mädchen, die es kaum erwarten,
Bis man ihren Brautkranz flicht,
Ach, sie ahnen noch die **Qualen**
Jener armen Bräute nicht.

R. S. Kurzer Wonne folgt die **Reue**,
Ist nicht mehr vor Lieb und Lust,
Daß die tiefen **Seufzer** quellen
Aus der schwerbeklommnen Brust.

T. Doch der Seufzer wird man müde,
Bessre Waffe scheint der **Trotz**;
Und: ich will zum Balle fahren,
Heißt es, ungefäll'ger Klotz!

U. Böses Wort! Auf diese Losung
Regnet's **Unart** beiderseits,
Und das schöne Band der Liebe,
Aufgelöst scheint es bereits.

V. Doch da muß die Dienstfernennung
Eben in der Zeitung stehn.
Weinend sieht sie nun: **Versöhnung!**
Und wer kann da widerstehn?

W. Bald umfaßt der junge Gatte
Nun sein liebevolles **Weib**,
Liebend bilden Eine Seele
Beide nur, und Einen Leib.

X. Ob nun Hymen bis ans Ende
Seine Rosen ihnen beut,
Oder ob sich die Geschichte
Von **Xantippe** wohl erneut?

Y. Das ist nicht so leicht zu sagen.
Ypsilon verharret stumm,
Hängt der ehelichen Liebe
Einen dichten Schleier um.

Z. Darf ich's wagen, ihn zu lüften,
Eh' das Lied zu Ende ist?
Ach, der letzte Buchstab kündet
Leider Nichts als **Zank** und **Zwist**.

Lobedanz.

Aus den Erinnerungsblättern
eines
Wanderers.

(Fortsetzung.)

„Ich brauche Ihnen wohl nicht zu berichten, Signor, daß unsre Republik San Marino, vor ungefähr Tausend Jahren von unserm Schutzheiligen gegründet worden, und unter dem Segen des Himmels und dem Schutze des heiligen Vaters seitdem fortwährend unabhängig bestanden. Im Jahre 1507, ein Jahr bevor das Bündniß von Cambray gegen die Venetianer gebildet ward, beschlossen diese übrigen und ehrgeizigen Handelsleute, nicht zufrieden mit ihren eigenen ausgedehnten Besitzungen und ihrem großen Reichthume, sich auch den Hafen von Rimini und unsern kleinen Berg, sammt dem dazu gehörenden Gebiet, zuzueignen. In dieser Absicht trafen sie kriegerische Anstalten, unter dem Vorwande, es gelte den Türken auf Cypern; nachdem sie aber eine Zeitlang das Adriatische Meer hinabgesteuert waren, schlugen sie mit ihren Galeeren plötzlich eine andere Richtung ein, wandten sich gegen unser Ufer, landeten bei Rimini und nahmen diesen Platz nach einem hartnäckigen, blutigen Widerstande. Was sich ihnen widersetzte mußte über die Klinge springen, die Stadt wurde dem Feuer und der Plünderung übergeben.

„Die furchtbare Kunde hievon gelangte bald nach dem kaum einige Meilen entfernt liegenden San Marino, und die Flüchtlinge, welche aus Rimini durch unsere Stadt kamen, riethen den Bürgern auf ihrer Huth zu seyn, weil die Vene-

tianer in ihrem Siegesübermuthe erklärt hätten, daß sie auch feindlich gegen sie verfahren würden. Unser Volk traf sofort die nöthigen Anstalten. Schlachtvieh und Fourage wurden von der Umgegend herbeigeschafft, Kriegsvorräthe wurden aufgehäuft, die Befestigungswerke wurden ausgebessert, die Gräben wurden gereinigt und tiefer gemacht, eine Botschaft ward mit der Bitte um Beistand nach Rom gesandt, die jungen Männer mußten sich in dem Waffenhandwerk üben, die Greise, Weiber und Kinder wurden in der Stadt nützlich beschäftigt, kurz alles war voller Thätigkeit und Muth, jeder arbeitete, als ob die Sicherheit des Ganzen auf ihm allein beruhe.

„Unter den vielen Eifrigen und Fleißigen aber zeichnete sich keiner so aus als Vincentio Dellambra. Er war der Eigenthümer einiger Aecker Landes am Fuße des Berges, welche er mit seiner eigenen Hand bebauete, und wo er mit seinem Weibe und seinen beiden Söhnen Giuseppo und Vincent höchst glücklich lebte. Er war damals 29 Jahre alt, und obgleich er durchaus keine kriegerischen Erfahrungen besaß, war er dennoch gleich den andern Männern zum Dienst der Republik erzogen worden, und sein Muth und seine Thätigkeit feuerten alles an. Er sandte Weib und Kinder nach der Stadt und arbeitete Tag und Nacht an den Befestigungen, oder unterrichtete die junge Mannschaft in kriegerischen Uebungen.

„Außer der vorzüglichsten Stadt San Marino, welche auf dem Berge liegt, besitzen wir noch zwei wohlbefestigte Plätze auf den niedrigeren benachbarten Hügeln, von denen besonders der eine wichtig ist, wegen der Quelle, welche die Stadt mit Wasser versorgt; auf diesen Stellen wurden mit großer Sorgsamkeit Befestigungen angelegt, sowol um der Stadt das Wasser zu sichern, wie auch um dort ein Außenwerk zu besitzen. —

Der Feind hatte auf seine Vorbereitungen längs der Küste einige Tage verwandt, und so gewannen die Bürger Zeit ihre Anstalten zu vollenden, jetzt aber rückte er mit seiner ganzen Macht heran, und die Unsrigen, die mehrere Ausfälle versuchten, erlitten einen großen Verlust; zwar fochten sie tapfer, aber sie hatten die Uebermacht gegen sich. Bei allen diesen Gelegenheiten war Vincentio der Erste, er vollbrachte unglaubliche Heldenthaten und erhielt viele Wunden, ohne daß indeß darum sein Muth geringer ward.

„Alle diese Anstrengungen aber blieben fruchtlos; der Feind gewann durch seine Anzahl und kriegerische Geschicklichkeit immer mehr Grund und Boden, obgleich ihm jeder Fußbreit durch blutigen Widerstand streitig gemacht wurde. Die Venetianer eroberten die Außenwerke, schnitten der Stadt das Wasser ab, verhinderten jede Verbindung mit denselben, und fingen an Schanzen aufzuführen, von welchen aus leicht eine Bresche in der Mauer bewerkstelligt und die Stadt alsdann mit Sturm genommen werden konnte.

„Die Belagerung hatte jetzt bereits sieben Tage gewährt und die in der Stadt einaeschlossenen armen Menschen waren in die äußerste Noth versetzt. Die Bevölkerung war jetzt noch größer als gewöhnlich, weil viele Landbewohner in der Stadt Schutz gesucht hatten, und der Mangel an Wasser und Mundvorrath wurde schon sehr fühlbar. Außerdem aber wurde bereits ein großer Theil der Stadt durch das feindliche Geschoß in Trümmer gelegt; der nach Rom abgesandte Eilbote war auf seiner Rückkehr von den feindlichen Truppen aufgefangen worden und man beschloß daher einen zweiten abzusenden; die Noth war aufs Höchste gestiegen, denn der Feind rückte mit jedem Augenblick immer dichter und dichter heran, und die Unsrigen waren zu geschwächt, um einen Ausfall versuchen zu können.

„In diesem gefahrvollen Moment war Vincentio die hauptsächlichste Stütze seiner Landsleute, er ertrug alle Drangsale mit der größten Heiterkeit, ermuthigte rastlos seine Camaraden und bewachte unablässig jede Bewegung des Feindes. — Nur äußerst selten, und nur wenn ihn der Hunger allzu sehr drängte, stahl er sich auf einige Augenblicke zu seinem Weibe und seinen Kindern, die er in der Stadt, bei seinem Bruder, untergebracht hatte. Die arme Agnes, welche mehr Weib als Heldin war, drang zwar jedesmal in den geliebten Gatten, seine Besuche zu verlängern, er aber eilte stets, nachdem er in der Eile etwas wenig Nahrung zu sich genommen hatte, wieder auf seinen Posten auf den Wällen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Grundmiethe.

Folgende seltsame Umstände in Betreff des Palastes Apsley-House, der Wohnung des Herzogs von Wellington, sind selbst in England nicht allgemein bekannt, aber vollkommen der Wahrheit gemäß. Als Georg der Zweite eines Tages im Hyde-Park spazieren ritt, traf er auf einen Soldaten, in dem er einen alten Krieger wiedererkannte, der bei Dettingen unter ihm gefochten hatte und mit dem er herablassend ein Gespräch begann. Der König fragte unter Andern, was er für ihn thun könne. „Ew. Majestät," erwiderte der Soldat, „meine gute Frau hat einen Apfelstand am Eingang des Parks, auf freiem Felde, wenn Ew. Majestät die Gnade haben wollten, uns jenen Platz zu schenken, so könnten wir uns dort ein Häuschen bauen und unsern Handel ausdehnen."

Der König bewilligte diese Bitte, der Platz ward geschenkt, die Lage war höchst vortheilhaft und das Geschäft der alten Frau ging gut von Statten. Einige Jahre darauf starb der alte Soldat, und die Schenkung des Platzes ward ganz und gar vergessen. Der damalige Lord-Kanzler durch die Schönheit der Lage angezogen, nahm den Platz in Besitz, um dort einen Palast zu erbauen. Erschrocken, aber nicht wagend sich gegen einen solchen vornehmen Mann aufzulehnen, begab sich die alte Obsthändlerin zu ihrem Sohne, welcher Schreiber bei einem Advokaten war. Er sagte ihr, sie möge sich nur ganz

ruhig verhalten, bis der Bau vollendet seyn würde. Kaum war dieses geschehen, als er vor dem Lord-Kanzler erschien und eine Verfügung für die Eingriffe in die Rechte seiner Mutter forderte. Als der Lord-Kanzler sich überzeugte, daß der Anspruch gerecht sey, bot er einige Hundert Pfund als Ersatz, welche indeß die Alte auf den Rath ihres Sohnes ausschlug, sie bestand auf eine jährliche Grundmiethe von 400 Pfund, welche der Kanzler endlich auch bewilligen mußte und die bis auf den heutigen Tag auf diesem Grundstücke lasten.

Literarisches.

Bei dem allgemein anerkannten Mangel an guten deutschen Bühnenstücken und der wenigen Aufmunterung welche die dramatischen Autoren von Seiten der Bühnenvorsteher finden, bleibt es stets ein Verdienst, wenn ein Schriftsteller diesen Pfad betritt, auf dem er nur wenige Rosen, aber recht viele Dornen zu finden überzeugt seyn kann. So verdient denn auch der talentvolle Herr C. F. T. Lobedanz, dessen Name den Lesern dieser Blätter schon aus mehreren anziehenden Novellen rühmlichst bekannt ist, den Dank des Publikums für die ansprechende Liederposse, welche er unter dem Titel: „Die Patrioten“ verfertigt und in der Verlagshandlung Aue in Altona herausgegeben hat. — Wir empfehlen diese neue dramatische Erscheinung allen Bühnendirectoren und können uns überzeugt halten, daß sie dieselbe recht bald zur Aufführung bringen werden, da sie für das gedruckte Büchlein kein Honorar zu zahlen haben, sondern es für weniges Geld erkaufen können.

D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im Januar.

Der geniale Carl Blum, dem die deutsche Bühne schon manche gelungene Arbeit verdankt und der nicht zu dem Uebersetzertroß gehört, welcher oft rücksichtslos gegen deutsche Sprache und Sitten uns die englischen und französischen Dramen mit ihren Breiten und Längen wiedergiebt, hat aufs Neue bewiesen, daß wahres Dichtertalent in ihm lebt, und daß er selbst zu schaffen vermag. Er hat die Idee des englischen Schauspiels «The Hunchback» welches in mehreren Uebersetzungen bereits auf den deutschen Bühnen existirt, benutzt, um ein neues Drama daraus zu gestalten, welche Arbeit ihm auch recht gelungen, und worin er so glücklich die Fesseln des Originals von sich abgeschüttelt hat, daß das Werk mit Recht als seine eigene Dichtung betrachtet werden kann. Es ist unter dem Titel: «Die Herrin von der Else,» bereits auf der Königl. Bühne zur Aufführung gebracht worden, und hat recht vielen Beifall gefunden. Die Darstellung war im Allgemeinen zu loben, in einzelnen Theilen vortrefflich. So wenig uns Fräulein von Hagn als Grisetdis ansprach, so sehr wir uns genöthigt sahen, das Affectirte und Unwahre dieser Darstellung zu tadeln, so gern gestehen wir heute, daß ihre Durchführung der Helene ganz unbedingtes Lob verdient. Anmuth, Leichtigkeit und feiner Anstand schmückten ihre Leistung und jede ihrer Scenen riß die Versammlung zum lauten Beifall hin. Herr Weiß gab den Walter ebenfalls ausgezeichnet und die Herren Ruthling (Baldrian) Stavinsky (v. Korn), Gern (Buse) und Grua (Gustav) trugen viel zum Gelingen des Ganzen bei. — Die Grippe ist noch hier im vollen Gange, ja nimmt in einzelnen Fällen einen ernsthaften Charakter an; was man aber von dem Besuch der bösen asiatischen Dame erzählt, gehört zu den unwahren Gerüchten.

Hamburg, im Januar.

Stadt-Theater.

Das Fräulein vom Lande. (Beschluß.)

Der, wie schon gesagt, stehende weibliche Charakter leitet auch hier die ganze Intrigue. Eine reiche Gutsbesitzerstochter, die zum ersten Male die Stadt sieht, dient so zu sagen zur Correctionsanstalt für einen jungen, etwas lockern, aber liebenswürdigen Baron, der sich entschließt, um nicht einiger Tausend Thaler wegen arretirt zu werden, diese Landschöne auf sich zu laden. Sie erscheint zuerst als häßliches, abgeschmacktes, unbeholfenes Mädchen, die, incredibile dictu, eine ihr ganz unverblümt dargebrachte Liebeserklärung nicht etwa nicht verstehen will, sondern nicht versteht; bei der näheren Bekanntschaft wird sie hübsch, geistreich, gemüthvoll, zuletzt großmüthig. Sie macht sich allerlei Illusionen über die vermeinte Tugend ihres Anbeters, der auch allmählich Geschmack an ihr findet, und aus einem anfänglichen Freier malgré lui endlich ein aufrichtiger Liebhaber wird. Ein Brief vom Vater, der die Verzeihung und, was die Hauptsache ist, den Wechsel enthält, ist der deux ex machina, durch den der astronomische Vater des Landfräuleins bewogen wird, dem Paare seinen Segen zu geben, mit dem dann das Stück schließt. Zwei andre Personen, ein Freund des Barons von Brandner, Herr von Reinsperg, und die Gräfin, frühere Geliebte des Barons, sind noch ausgesprochenlicher nur als Folie für die Heldin Dorothea da. Der einzige rein, wahr, treu und lebendig gezeichnete Charakter ist nach unserer Ansicht, der des alten gutmüthigen Gutsbesitzers, dessen Herz ganz in Beschlag genommen ist von seiner Mineraliensammlung, dem gestirnten Himmel und seiner einzigen Tochter.

Was die Darstellung betrifft, so können wir kurz seyn. Sie war im Ganzen geeignet, mäßige Forderungen zufrieden zu stellen. Dem. Engshaus, die sich in der letzten Zeit nicht ohne Beifall auf die Heldenrollen gelegt hat, entsprach als Darstellerin der Dorothea ihr Talent für sentimental-weinerliche weibliche Charaktere recht glücklich. Ihr schones Organ wurde diesmal mit mehr Zurückhaltung und Selbstbeobachtung benutzt, als es sonst gewöhnlich der Fall ist. Herr Basson als Baron von Brandner, hatte seine Rolle ausgezeichnet aufgefaßt und führte sie mit vieler Feinheit durch. Madame Lebrün als kokette und boshafte Gräfin war sehr brav. Herr Fehringer konnte um so eher unseren Beifall sich erwerben, als er die zwar nicht eben erhebliche Schwierigkeiten darbietende Rolle des prosaischen Herrn von Reinsperg recht gut memorirt und in sich aufgenommen hatte. Herr Doring erreichte auch in dieser Darstellung eine solche Meisterschaft, daß man immer mehr die Vielseitigkeit dieses seltenen Künstlers bewundern muß. Herr Burmeister als Bedienter des Barons suchte zu sehr, komischen Effect hervorzubringen und verfehlte daher seine Rolle. Madame Fischer als Veronica war ganz an ihrem Platze. Herr Gloy als Wucherer sehr brav. — Das Haus war gut besetzt, schien aber dem Stücke seinen Beifall nicht ungetheilt spenden zu können.

Repertorium.

Sonnabend, den 4. Februar: „Der Landjunker in der Residenz.“ Lustspiel.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 16 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Am Begräbnißtage einer edlen Frau.

Den 30. Januar 1837.

Ach, des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war.

Halt, ihr Träger, wohin wollt ihr,
Mit dem düstern Leichenzug?
Wißt, ihr tragt ein Herz das edel
Für der Menschheit Leiden schlug.

Das auf viele Seelenschmerzen
Balsamreichen Trost gelegt;
Und so manche Erdenwunde
Mit des Mitleids Hand gepflegt.

Hemmt die Schritte! Raubt der Erde
Keinen solchen reichen Schatz!
Ach vergebens! Sie entweichen
Hin zum dunklen Ruheplatz. —

Immerhin denn! Mög' die Hülle
Ruhn am stillen Friedensort;
Was das edle Herz geschaffen,
Lebt in jedem Herzen fort.

Georg Lotz.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Erzählung von M. Norden.

Der leuchtende Strahl der Morgensonne war seit Kurzem hinter dem schilfenen Rohrdache der Hütte eines Capcolonisten hervorgetreten und beglänzte die alpenartigen Einöden der schwarzen Berge, welche sich im Süden der Englischen Besitzung unfern der Küste, ausdehnen. Auf einem mit dichtem Gebüsche umgebenen Abhange des Zurebergs war die den einfachen Lebensbedürfnissen des holländisch-afrikanischen Landbewohners genügende Behausung errichtet und vor ihr breitete sich eine so malerische und großartige Naturscene aus, wie sie der Blick des wißbegierigen Europäers vergebens in seinem

Vaterlande sucht. Unermeßlicher Urwald, dessen wilde Erhabenheit noch nicht durch den egoistischen Kunstfleiß eines civilisirten Pflanzers entweiht worden war, lagerte sich zu beiden Seiten vom Fuße des Zureberges bis an die Seekküste und zwischen dem unabsehbar grünen Meere von Kronen, Stämmen und Zweigen, unterschied man deutlich die Gewinde des Sonntagsflusses, welcher, umkränzt von hellgrünen Weidenbäumen, an eine Schlangenbahn der fabelhaften Göttervelt des Alterthums erinnerte. — Weiterhin gewahrte man die unwirthlichen Gestade der Algoabai und hinter ihnen die unbegränzte und unendliche Fläche des Indischen Oceans. Westlich erhob sich das Riesberg-Gebirge und der seltsam gestaltete Gipfel des Winterhoeks, während im Hintergrunde die steile Vorderseite des Boschbergs-Gebirges, gleich einem ungeheuren, unregelmäßigen Walle, den Gesichtskreis umsäumte.

Unten aber am Fuße des Zureberges breitete sich das Thal des weißen Flusses in einer Strecke von zwei bis drei Meilen aus und die üppigen Ufer desselben boten ebene grasreiche Weideplätze dar. Rechts begränzten diesen Arm des Sonntagsflusses, indem er malerisch durch die Wiesen sich schlängelte, hohe Berge, bekleidet mit immergrünem Waldgehäge, welche wiederum Nebenthäler, in der Sprache der holländischen Colonisten Kloofs genannt, durchbrachen. An der entgegengesetzten Seite waren die Anhöhen niedriger, denen jedoch die rothe, graue und gelbe Farbe der Felsen und Klippen, untermischt mit dem dunkeln Grün des Unterholzes, eine größere Mannigfaltigkeit des Farbenspiels gewährten. An einem der durch den weißen Fluß gebildeten Seen, ungefähr in der Mitte des Thales, unfern des Seguanteichs, lag das Dorf Enon, die zuletzt errichtete Colonie der Herrenhutischen Brüdergemeinde im Caplande. In Gestalt einer tangen Straße angelegt, zeigte es an dem einen Ende Kirche, Schulgebäude und Wohnungen der Missionaire, doch verrieth die ganze Niederlassung noch die Spuren eiligen Aufbaus und noch unvollendeter Civilisation.

Einige Schritte von der Hütte entfernt sah man einen in europäische Tracht gekleideten, jungen Mann stehen, welcher das um ihn her ausgebreitete Schauspiel, das einen unbeschreiblichen Eindruck auf seine reizbare Einbildungskraft machte, mit hoher Aufmerksamkeit betrachtete. Der Charakter feierlicher Erhabenheit sprach sich in der unentweihten Stille aus, welche diesen so großartig geb ideten Erdfleck umgab und die weißen Gebäude des Dorfes, mit den allmählig zwischen ihnen sich sammelnden, zum Theil emsig beschäftigten weißen und farbigen Bewohnern und den hin und wieder aus den Viehhürden, dort Kraals genannt, hervorkommenden Heerden, boten im Gegensatze zu dem Schweigen des in der Nähe sich erhebenden Urwaldes einen so unendlichen Reiz der Lieblichkeit und Gemüthlichkeit dar, daß er auch auf weniger empfängliche Gemüther, als das des jungen Europäers es war, seine Wirkung nicht verfehlt haben würde. Aus seinen Betrachtungen

wurde er erweckt, indem eine zarte Hand seine Schulter berührte und eine Stimme hinter ihm sprach:

„Ermuntern Sie sich, Cameron, es wird Zeit, daß Sie sich ihren philantropischen Träumereien entreißen und mit Ihren Gedanken in die Wirklichkeit zurückkehren.“ Vor einer Stunde schon verließen Sie die Hütte — ich fand es natürlich, daß die nicht gar zu weichen Lager, die unsere müden Glieder gestern Abend aufnahmen, Sie nicht länger als unumgänglich nöthig festhalten. Eine Binsenmatte, mit gegerbten Lammfellen bedeckt und auf den Boden ausgebreitet; eine Abendmahlzeit aus Kartoffeln und Hammelfleisch, zierlich gewürzt und pikant zubereitet mit wildem Honig — alles das steht in der schönsten Uebereinstimmung mit dem aus Pfählen und Schilfrohr errichteten, nicht gar zu fest gebaueten Pallaste, den wir während dieser Nacht haben bewohnen müssen.“

„Schmähen Sie nicht die einfachen Sitten der kleinen Landbewohner der Colonie, Aurelia,“ sprach Cameron ernst sich zu der Dame wendend, welche, gleichfalls in dem nach englischer Mode geformten Reisekleide aus der Hütte hervorgetreten war und ihn auf die erzählte Weise aus seinem Nachsinnen aufgestört hatte, — „lassen Sie uns vielmehr die patriarchalische Gastfreundschaft anerkennen und bewundern, welche jeden, auch den geringsten Landbesitzer treibt, ohne Vergütung irgend einer Art, sich unserer Aufnahme und Bewirthung zu unterziehen, wie weit auch unsere Reise uns in das Innere führen mag.“

„O, auf den köstlichen Wegen, die Sie uns geführt haben,“ fiel das Mädchen spottend ein. „Mit einem Fuhrwerk irgend einer Art würden sie nicht zu passiren gewesen seyn, und die Idee von Bahn, die wir auf einigen fanden, verdanken wir den Fußtritten der Quappas und Antilopen. Sonst sind wir geradezu über Berg und Thal gesprengt, unbesorgt, ob der nächste Schritt vor uns in einen Abgrund uns stürzen oder an eine unersteigliche Felswand uns bringen würde.“

„Gebahnte Wege dürfen wir erst von dem weitern Fortschritte der Civilisation in diesem Lande erwarten,“ versetzte der Jüngling gelassen. „Sie selbst haben gewünscht, einen Anesflug in die Umgegend in der Begleitung Ihres Vaters und der meinigen zu unternehmen; der rüstige Hottentottenbursche, der uns führte, kennt auf achtzig Meilen im Umkreise jeden Fleck, der zu passiren war und die leichten, dauerhaften Pferde dieses Erdstriches sind vollkommen geeignet, uns in diesen Gegenden weiter zu befördern. Auch ist Ihnen diese Reiseart hinreichend aus den gebirgigen Gegenden unsers schottischen Vaterlandes her bekannt, so wie Sie überhaupt Aehnlichkeiten mancherlei Art zwischen diesem und unserm jetzigen Ausenthaltsorte finden werden.“

„Ach ja,“ sagte Aurelia gähnend und warf sich in den weichen Rasen, der sich vor ihren Füßen ausbreitete, „ich erinnere, schon als wir vor einem halben Jahre in der Algoabai landeten, declamirten Sie und manche unserer Begleiter von den Bildern der Hochlande, welche Sie in den Sandstein-

hügeln und felsigten Höhen, die das Ufer umgaben, finden wollten. Wüste und öde, wie die Gebirge Hochschottlands, sind auch die unabsehbaren Thäler und Berge des Caplandes, darin stimme ich von ganzem Herzen ein."

„Oft genug habe ich Ihnen gesagt," fiel Cameron lebhaft ein, „daß die romantischen Vorstellungen, die Sie sich von der Ansiedelung in unserm neuen Vaterlande machten, nur spärlich verwirklicht werden könnten. Auch Sie ergriff der Reiz abentheuerlicher Unternehmungslust, als Sie fröhlich einwilligten, Ihren Vater und mich über den Ocean hierher zu begleiten, doch häufig erinnerte ich Sie, daß Sie in der ersten Zeit fast auf alle Luxusbedürfnisse des civilisirten Lebens würden verzichten müssen, daß unvermeidliche Schwierigkeiten und Entbehrungen sich uns entgegenstellen und wir nach jahrelanger, mühevoller Arbeit erst die reichliche Belohnung unsers unermüdlichen Fleißes sehen würden. Daß Sie dennoch, trotz allen Unbequemlichkeiten, die ich in so reichem Maaße unserer wartend Ihnen schilderte, auf eine gesicherte Lage in der Heimath verzichteten und uns hierher folgten, das, Aurelia, glauben Sie mir, das werde ich Ihnen nie vergessen."

Er beugte sich zu ihr nieder und zog mit Zärtlichkeit ihre Hand an seine Lippen. Sie aber entzog ihm diese und erwiderte lachend:

„Und daß ich Ihnen hundertmal seitdem demonstrirt habe, daß ich, hätte ich mir die wilde Großartigkeit, der erwarteten Naturschönheiten so langweilig, die Schwierigkeiten des Anbaus so sicher zu überwinden gedacht, mit einem Worte, Südafrika so gekannt, wie ich es gefunden habe, ich nimmermehr Schottland verlassen, die Wüste des Weltmeers durchschnitten, der Gluth des Aequators Trotz geboten und in diesem unwirthlichen Lande meinen Wohnsitz aufgeschlagen haben würde. Unzähligemale haben Sie gehört, Eduard, daß ich mit Freuden die erste Gelegenheit benutzen wollte, um dem Caplande mit seinen Wüsten und Einöden Lebewohl zu sagen und nach Schottland zurückkehren zu können."

Eduard wandte sich verdüstert ab. — Nach einer Pause nahm er noch einmal das Wort:

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungsblättern eines Wanderers.

(Fortsetzung.)

„Am Fuße des Berges, auf dem die Stadt San Marino erbauet ist," fuhr mein Wirth in seiner Erzählung fort, „befand sich eine kleine Redoute, welche damals fast nur noch in Ruinen dalag, und von der jetzt keine Spur mehr übrig ist. Dort war der Eingang zu einem unterirdischen Gange, welcher hinauf zu der Stadt führte und in den weicheren Theilen des Berges ausgehauen war. Dieser Gang, der seit langer Zeit nicht gebraucht worden war, war am Eingange mit Gestein überschüttet und mit Gebüsch überwachsen, so daß er der Ausmerksamkeit des Feindes entging. — Der zweite nach Rom gesandte Eilbote war durch diesen Gang hinausgelassen worden, und diejenigen, welche zu diesem Entzweck den Gang reinigten, bemerkten, daß die Verschanzungen der Venetianer nicht weit von dieser Stelle entfernt waren. Unter diesen Arbeitern befand sich auch Julio Gotti, ein geschickter Ingenieur, welcher lange im Dienste der Genueser gestanden hatte. Von der Finsterniß begünstigt, maaß er, so gut er konnte, den Raum zwischen der Oeffnung des Ganges und den Befestigungen des Feindes. Obgleich diese auf einem Hügel aufgeführt waren, überzeugte er sich doch bald, daß derselbe aus zu weichem Grunde bestehe, als daß er der Gewalt des Pulvers Widerstand zu leisten vermöge, und er faßte daher den Plan, unter den Werken eine Mine anzulegen und sie in die Luft zu sprengen.

„Diesen Plan legte er unverzüglich dem Rathe der Sechziger vor. Einige widersetzten sich und meinten, die Explosion könne auch der Stadt Gefahr bringen, aber man überstimmte ihre Einreden und faßte den Entschluß, sogleich zum Werke zu schreiten. Die Sache ward indeß geheim gehalten, um bei den Bewohnern der Stadt keine Besorgnisse zu erwecken. Aus den kräftigsten jungen Leuten wählte man eine Schaar Mineurs, welche unter Gottis und Vincentios Befehle gestellt wurden, und nunmehr rasch das Werk begannen. Es war eine höchst mühselige Arbeit, die ausgegrabene Erde durch den Gang hinauf in die Stadt zu schaffen, aber man war genöthigt so zu verfahren, wollte man einer Entdeckung vorbeugen. In dem Zeitraum von vier Tagen und vier Nächten war das Werk vollbracht und unter dem Hügel ein großer Raum ausgegraben. Zwei folgende Tage wurden verwandt die Anlegung der Mine zu vollenden und den Raum mit Pulver zu füllen.

„Plötzlich aber erhob sich ein unglückseliges Hinderniß, welches alle diese Arbeiten vereiteln zu wollen schien. Die Mine war während der Arbeit trocken gewesen, jetzt aber begann sie sich nach und nach mit Wasser zu füllen; es war fast unmöglich hinein zu gelangen, und da man keine Zündfäden anlegen konnte, beruhte die einzige Möglichkeit, die Explosion zu bewirken, grade zu darauf, Feuer in das Pulver zu werfen.

„In dieser Bedrängniß versammelte sich der Rath am Abend des funfzehnten Tages der Belagerung; die Stadt ward von Hungersnoth gequält, sie lag zum Theil schon in Trümmern, und der Feind, dessen Befestigungen jetzt vollendet waren, wartete nur auf den Anbruch des folgenden Tages, um sein verderbenbringendes Geschoß herüber zu senden, und alsdann den eroberten Platz durch Feuer und Plünderung zu verheeren. — Gelang es im Gegentheil die Schanzen des Feindes zu zerstören, so konnte man hoffen, Zeit zu gewinnen, um eine

Unterstützung von Rom abzuwarten; denn der glücklich wieder zurückgekehrte zweite Eilbote hatte Zusicherungen von Hülfe überbracht. Diese Hoffnung aber war durch das so eben beschriebene Mißgeschick gänzlich verschwunden, und in der trübseligsten Stimmung saß jetzt der Rath beisammen.

„Endlich nahm Vincentio, der zugegen war, zu dem Ingenieur gewandt, das Wort. „Inlio," fragte er, glaubst Du, daß das Pulver in der Mitte des Raumes noch trocken sey?"

„Es ist trocken," versetzte Gotti, „ich selbst bin durchgewatet bis dorthin und habe mich davon überzeugt."

„Würde man Feuer dorthin bringen, würde es sich entzünden?"

„Ohne Zweifel. Wie aber soll das Feuer dorthin kommen, da man keine Zündfaden legen kann? Nur der Himmel kann hier helfen."

„Er wird helfen durch meine Hand," rief Vincentio entschlossen. „Ich, ich schaffe das Feuer dorthin."

„Du würdest nimmer zurückkehren, nimmer!" erwiderte der Ingenieur.

„Immerhin! ich bin darauf gefaßt," erwiderte Vincentio ruhig.

„Ein Gemurmel des Beifalls, des Mitleids und der Bewunderung ward in der Versammlung vernehmbar. Einige riethen noch einen Tag zu warten, Vincentio aber wollte davon nichts wissen. „Hier taugt kein Zögern," rief er, „noch vor dem nächsten Abend würde Eure Stadt in Asche und Trümmern liegen, würdet Ihr zu Sklaven gemacht seyn. Ich kann nicht besser sterben als für unsre gute Sache. Gestattet mir nur eine Stunde, um von Weib und Kindern Abschied zu nehmen; verhehlt ihnen aber mein Vorhaben, ich würde ihren Thränen nicht widerstehen können. Ich gebe mein Leben für Euch hin, Ihr werdet für sie Sorge tragen."

(Der Beschluß folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Ein Pommerscher Edelmann, welcher eben so wohlbeleibt, aber nicht so witzig war als Sir John Fallstaff, pflegte, auf daß seine umfangreiche Person den gehörigen Raum habe, wenn er eine Reise unternahm, in der Postkutsche für sich zwei Plätze zu bestellen. Eines Tages wollte er zum Carnaval nach Berlin und sandte seinen Bedienten nach dem Postamte, auf der Schnellpost zwei Plätze für ihn notiren zu lassen. — Der Bediente kehrte zurück, berichtend, der Auftrag sey ausgerichtet. Als aber der tonnenförmige Edelmann am Abend erschien, um die Reise anzutreten, zeigte es sich, daß in dem Wagen nur noch ein Platz übrig war.

„Was heißt das?" tobte der Pommer. „Ich habe für mich zwei Plätze bestellt."

„Ganz recht," erwiderte bescheiden der Schirrmeister. „Sie haben einen Platz im Wagen und einen vorn im Cabriolet."

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Karlsruhe, im Januar.

Bei unserer Hofbühne geht Alles noch immer seinen alten Gang, es herrscht noch die alte Unzufriedenheit unter den Mitgliedern, die leider durch einen hiesigen Schauspieler, welcher die rechte Hand des Intendanten, Grafen Leiningen ist, herbeigeführt wird. Ein hiesiges Mitglied, ein Schauspieler, in der Theaterwelt überall als ein unruhiger Kopf bekannt, vermag bei aller Verstellung doch nicht seinen wahren Charakter zu verdergen; Schadenfreude blickt stets aus seinen Zügen, wenn er seinen Zweck erreicht, und Mißmuth und Uneinigkeit unter die Mitglieder brachte. Graf L. scheint nur allein seinen Einflüsterungen zu trauen, da er unumschränkt sein ganzes Vertrauen besitzt. Einmal war besagtes Mitglied schon von seiner Höhe gestürzt, und aus seinem Amte entlassen, doch es wußte durch verschiedene Wege seinen vorigen Platz wieder zu erlangen; es möge aber ja nicht glauben, daß es auf demselben ganz fest stehe, es könnte sich fügen, daß sein künstliches Gebäude unerwartet in Trümmer zerfiele.

Demoiselle Schedest welche schon im September 1836 bei uns gastirte, wurde nun für 18 Vorstellungen engagirt, und ist bereits in 4 Opern aufgetreten. Ihre erste Rolle war Romeo, in welcher Rolle sie am meisten excellirte; die zweite war Alice in Robert der Teufel; die dritte im Othello, als Othello, (!) wo sie aber durchaus keinen Effekt hervorbrachte, da überhaupt diese Parthie für keine Dame geschrieben. Herr Haizinger war ausgezeichnet brav als Rodrigo, so wie Mad. Fischer als Desdemona. Die vierte Rolle war die Rosine im Barbier von Sevilla, wo Herr Marder aus Frankfurt am Main, den Barbier jedoch mit keinem glücklichen Erfolge sang. Den 19ten dieses sollte Zampa gegeben werden, aber wegen Unpäßlichkeit der Dlle. Schedest wurde Don Juan aufgeführt. Der Glanzstern in dieser Oper war Mad. Fischer als Donna Anna, wo sie im Gesang so wie auch im Spiel das Höchste leistete; sie wurde zweimal hervorgerufen. Den Don Juan gab Herr Marder mit sehr wenigem Glück. Zerline, Dlle. Burghardt aus Bremen, gefiel. Leporello, Herr Schuhmann, ebenfalls aus Bremen, hat dagegen gar nicht angesprochen, denn er ist ein Sänger, der weder Methode noch Stimme besitzt. — Für heute genug, Nächstens ein Mehreres.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 6. Februar: „Die verwandelten Weiber, oder: Der Teufel ist los." Komisches Singspiel in 2 Aufz. Musik von Hiller und Standfuß.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 17 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Einst sprachen Sie anders — mit mir vereint wollten Sie ein Vaterland und einen heimischen Heerd suchen, wo meine Wünsche Beides finden würden. Als wir zu Leith uns einschifften, gelobten Sie mir, mich nicht zu verlassen, wäre auch der Weg, den ich einschlagen wollte, noch einmal so fern, als ich Ihnen schilderte. Meines Bleibens, wissen Sie, war nicht in Schottland. Die Luft Europas beängstet mich — ich habe im Vaterlande weder auf Freunde noch Gönner zu rechnen.“ —

„Schon die Einförmigkeit der Ueberfahrt,“ fuhr Aurelia mit gedankenlosem Geschwätz fort, nicht beachtend, wie sehr sie dadurch das Innere ihres Verlobten verletzte, „ermüdete mich und ein unheimliches Gefühl beschlich mich, als ich die großen wellenförmigen, mit Gras und Kräutern spärlich bewachsenen Ebenen erblickte, die sich hinter dem Ufer ausdehnten. Die nackten Berge in der Ferne, die umbüschten Ufer des Zwardkopflußes, die Gruppen wollhariger, dunkelgefärbter Einwohner, die lustigen Lehm- oder Schilfhütten, das langbeinige, großgehörnte Rindvieh, die dickschwänzigen, mit Haaren bedeckten Schafe, die wunderliche Sprache der holländischen Colonisten und das noch gräßlichere Kauderwelsch der Hottentotten, machte mir bald bemerklich, daß der Bereich der halben Erdkugel mich von den Hirten Schottlands trennte. Der Reiz der Neuheit verschwand vor der unliebsichen Enttäuschung und so wie ich früher den Augenblick herbeigesehnt hatte, in welchem ich das feste Land von Afrika betreten könnte, so bemächtigte sich meiner nun noch lebendiger der Gedanke, daß ich Gott preisen wolle, wenn ich im Begriff wäre, es auf immer wieder zu verlassen.“

Die Unterredung wurde durch das Heraustreten mehrerer Personen aus der Hütte unterbrochen, so wie zugleich der das Amt eines Dieners und Führers versehende Hottentottenjüngling die Pferde, einfach angeschirrt, nach der Weise des Landes, herbeitrieb. Die Reisenden, zu denen sich jetzt noch ein bejahrter Mann gesellte, dessen frühere Heimath der Kleidung nach zu urtheilen, augenscheinlich überseeisch, und welcher bisher im Gespräche mit den Hüttenbewohnern im Innern der Behausung verblieben war, nahmen mit Dank und Gruß Abschied von ihren gastfreien Wirthen. Der weibliche Theil der Familie derselben war nach Art der englischen Bäuerinnen,

wie man sie zu Ende des vorigen Jahrhunderts sah, gekleidet, der männliche hingegen trug weite aus Ziegenfellen verfertigte Beinkleider, bunte Hemden, Jacken aus Baumwollenzeuge und breiträndrige weiße Hüte. Der Luxus der Schuhe und Strümpfe wurde bei den unverwöhnten Ansiedlern des Caplandes durch lederne Sandalen ersetzt, da sie sich desselben höchstens nur im größten Festtagsputze zu bedienen pflegten.

Das gesunde, milde und kühle Klima Südafrikas erlaubte der reisenden Gesellschaft, im mäßigen Trabe ihren Weg zu verfolgen, doch dehnte sich dieser weiter aus, als man nach dem von dem erhöhten Punkte des Zureberges genommenen Ueberblicke hätte erwarten sollen. Die reine, unverdünnte Luft gewährte eine weite Aussicht und brachte die entfernt liegenden Gegenstände näher.

„Ihr Vorschlag, die Nacht der Ruhe zu widmen," bemerkte Eduard gegen den ältlichen Mann gewandt, „ist nicht so übel gewesen. Unser Gut liegt noch eine Stunde jenseits Enon, fast am Ausgange des Thales. Den Weg in der Nacht zurückzulegen, wäre sehr beschwerlich gewesen."

„Wenn die Frühlingssonne nicht zu heiße Strahlen wirft," entgegnete der Angeredete, „so werden wir es in Kurzem erreichen."

„Frühlingssonne!" rief Aurelia, seine Tochter, „wir müssen hier vom Frühlinge sprechen und sind am Anfange des Octobers! Wunderliches Land, alles ist hier umgekehrt, wenn wir in Schottland den Herbst erwarten, so sehen wir hier den Frühling sich nahen!"

„Die Regenzeit, welche wir als den Winter der tropischen Länderstriche betrachten müssen," fügte Eduard hinzu, „beginnt im Mai und hält bis September an, dahingegen die mildere Jahreszeit den übrigen Theil des Jahres fortdauert."

„Bei allen Betrachtungen über unsere Lage," sprach der Vater Aureliens weiter, „bin ich erfreut, daß wir endlich so weit gediehen sind, als wir jetzt uns befinden. Wenn ich der namenlosen Beschwerden gedenke, welche wir bekämpft haben, von jener Zeit an, als wir die engen Zelte an der Algoabai verließen, wie wir genöthigt waren, uns bisher unbetretene Wege zu bahnen, vergaufwärts durch Gebüsche und Schluchten uns durchzuhauen, über Flüße, Felsenabhänge, Gebirgsklüfte, zu dringen, wie alle männlichen Theilnehmer unserer Unternehmung mit Aexten, Brechstangen, Spitzhauen und Schmiedehämmern unablässig beschäftig waren, die Hindernisse der Natur zu beseitigen, oder den geschehenen Schaden, zertrümmerte Wagen, zerbrochene Geräthe, wieder auszubessern, wie oft mehr als zwanzig Ochsen vor ein Fuhrwerk gespannt werden mußten, um sie dem unergründlichen Schlamme, in den sie versunken waren, sie zu entreißen."

„Oft mußten wir es gestehen," unterbrach ihn Eduard, „daß Todesgefahr uns bedrohte und daß wir, wenn auch nicht um das eigene Leben, so doch um das Derjenigen fürchteten, welches größeren Werth für uns hat, als das eigene."

Ein verständlicher Blick auf Aurelia gab der Rede ihre eigenthümliche Beziehung, doch beachtete diese kaum die freundliche Besorgniß, die sich in derselben aussprach, sondern sagte schnell:

„Und wie wir dann einige Tage unter Zelten, Alle dicht zusammengedrängt, fast wie auf dem Zwischendverdeck des Schiffes, das uns hiehertrug, bivouackirten, der Gottesdienst Sonntags unter dem Blätterdache eines weitragenden Akazienbaums gehalten wurde und Wildpret oder ungezähmte Antilopen und Quaggas in staunender Verwunderung das niegesehene Schauspiel der Versammlung eines Haufens gesitteter Menschen betrachteten und wir die Nachbarschaft der weniger friedlichen Bewohner der Wildniß fürchten mußten, später uns in provisorischen Hütten, ähnlich derjenigen, unter deren Rohrdache wir die letzte Nacht in Gesellschaft der Mosquitos so gemüthlich hinbrachten, uns vergnügten und endlich nach monatelanger Anstrengung, ein steinernes Haus neben unsern schilfenen Palästen sich erhob und das Herrenhaus unsers Gutes genannt wurde; dazu der Mangel an fast aller weiblichen Bedienung."

„Dich haben die außerordentlichen Mühseligkeiten unsers ersten Anbaus hier wenig getroffen, meine Tochter," versetzte ihr Vater Antwort strenge, „denn selbst die Hülfe, die Du uns hättest leisten können, versagtest Du; und der Thätigkeit, die Deinen Kräften und Deinem Geschlechte angemessen gewesen wäre, entzogst Du Dich, um im eitlen Müssiggange der Pein der Langeweile anheimzufallen. Hätte nicht Cameron mir so wacker beigestanden, wahrlich ich hätte eben so gut ohne Begleitung meiner Familie, bloß unterstützt von den in Dienst genommenen Colonial-Hottentotten, das Erbe meiner Väter hier auf diesen Boden hervorpflanzen können."

Aurelia biß sich, getroffen von dem verdienten Vorwurfe, in die Lippen und warf den Kopf in den Nacken. — Eduard, schonend ihre Beschämung übersehend, wandte sich noch einmal an ihren Vater:

„Es ist auffallend, wie sehr die Ureinwohner dieses Landes für Belehrung und Gesittung empfänglich sind, wie gutartig dieser Menschenschlag ist. Es ist noch nicht lange, daß der Hottentotte noch auf gleicher Stufe mit dem Orang-Outang von den übereifernten Europäern gezählt, daß der Kaffer nur als Gegenstand der Furcht betrachtet und der Buschmann für unbezähmbar gehalten wurde, gleich den Thieren der Wildniß, die seine Gesellschaft bilden. Unläugbar ist es, daß diese vernachlässigte Menschenrace größtentheils durch die schmählichen Verfolgungen und Mißhandlungen der Europäer zu dem entwürdigten Zustande herabgesunken ist, in dem sie sich jetzt befindet."

Sein Begleiter zuckte die Achseln. Das Dorf Enon lag nun in ihrem Rücken und sie befanden sich vor einem Gehöfte, vor dessen Vorderseite ein ungewöhnlicher Zusammenfluß von Menschen sich zeigte. Der Eigenthümer desselben, ein schon länger angesiedelter Colonist von holländischem Ursprunge, unterhielt sich mit einem schwarzen Polizeidiener, welcher mehrere

Menschen mit sich führte, deren braune Hautfarbe sie als Eingeborene des Landes bezeichnete. Bald vernahm man, daß einige Kaffern ohne vorher erbetene Erlaubniß des Gouverneurs die Demarkationslinie überschritten hätten, verhaftet worden und dem Gebrauche gemäß, als Sklaven an die weißen Bewohner des Distrikts vertheilt werden sollten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus den Erinnerungsblättern eines Wanderers.

(Beschluß.)

Es war unterdessen spät geworden und Vincentio begab sich zu den Seinigen, um mit ihnen das Abendessen einzunehmen. Sein unglückliches Weib war durch das bereits erduldete Elend schon gewissermaßen in einen Zustand von trüber Gleichgültigkeit versenkt, und er hütete sich wohl, durch irgend ein Wort oder eine Gebehrde ihren Verdacht zu wecken. Sie bemerkte nur, daß er den Kindern nicht wie gewöhnlich liebkoste, welches er unterließ, weil er sich selbst nicht traurte. Als seine Gattin die Kinder brachte, damit sie ihn küßten, bevor sie zu Bette gingen, traten ihm Thränen in die Augen und seine Stimme zitterte; aber er barg sein Antlitz in der Umarmung der Kleinen. Dann nahm er seine ganze Fassung zusammen, schloß Weib und Kinder in seine Arme, verrichtete mit ihnen das Abendgebet und nahm wie gewöhnlich Abschied, um sich, wie er sagte, auf seinen Posten auf den Wällen zu begeben. Die letzten Worte der armen Frau enthielten die dringende Bitte, daß er am folgenden Morgen recht früh zurückkehren möge."

„Daß ich mich aller dieser Umstände so genau erinnere, wird Sie Wunder nehmen, mein lieber Herr," unterbrach sich der Wirth in seiner Erzählung, „diese Geschichte aber wird uns schon, so zu sagen, mit der Muttermilch eingeflößt, damit wir frühzeitig lernen, was wir unserm Vaterlande schuldig sind.

„Vincentio," fuhr er darauf fort, „beichtete nunmehr und empfing die Absolution. Der Geistliche sprach seinen Segen über ihn und über sein hochherziges Vorhaben.

„Es war jetzt Mitternacht geworden, und in Begleitung Gottis, und einiger Anderen seiner Kameraden, begab sich der kühne Vincentio nach der verfallenen Redoute, wo die Mine begann. Jetzt warf der Letztere seinen Mantel von sich, schloß seine Gefährten innig in seine Arme, und sagte ihnen dann auf immer Lebewohl. Darauf nahm er die Laterne und stieg langsam hinab gegen die mit Wasser gefüllte Tiefe. Er hielt die Laterne mit seinen Zähnen und klimmte längs der Felsenwand hin, bis das Wasser so seicht wurde, daß er es durchwaten konnte. Hierüber war fast eine Stunde vergangen und nunmehr gab er seinen Gefährten, durch einen lauten Zuruf das verabredete Zeichen, daß er in der Mitte des mit Pulver angefüllten Raumes angelangt sey, worauf Gotti mit den beiden Uebrigen, für die Seele ihres edlen Camaraden betend, rasch von dannen eilten, um nicht nutzlose Opfer der Explosion zu werden.

„Sie erreichten die Stadt und begaben sich sofort zu dem Rathe, welcher noch versammelt war. — Eine furchtbare Pause, von ungefähr einer Viertelstunde erfolgte, und schon gab man sich der Besorgniß hin, daß Vincentio das Pulver zu durchnäßt gefunden habe, oder sonst auf ein unbesiegbares Hinderniß gestoßen sey. Endlich — endlich krachte es schaudervoll, und ein entsetzlicher Stoß erfolgte, so als ob ein Erdbeben den ganzen Berg über den Haufen werfen wolle. Die Nacht war rabenschwarz, aber die Helle der Explosion beleuchtete alles, so daß man Steine, brennendes Holz, Lavetten und Menschenglieder deutlich in der Luft erschauen konnte. Die Einwohner unserer Stadt, unbekannt mit dem was vorging, rannten in den Gassen in großer Verwirrung durch einander, während, daß ihre Stadt vernichtet sey.

„Unsere Leute waren zu geschwächt, um noch während der Nacht den errungenen Vortheil verfolgen zu können, und sehnsuchtsvoll harrten sie auf den Anbruch des Tages. Dieser erschien, und nun zeigte es sich, daß die feindlichen Befestigungen sämmtlich zerstört und die Besatzung derselben entweder schwer verwundet oder getödtet war. Die Venetianer blieben noch einige Tage, unentschlossen, was sie jetzt beginnen sollten, als sie aber erfuhren, daß Sr. Heiligkeit der Pabst Truppen zu unserer Unterstützung abgesandt habe, zogen sie sich schnell bis an die Küste zurück, wo sie sich unverzüglich wieder einschiffien.

„Es war beschlossen worden, daß eine Deputation des Raths der Wittwe des edlen Vincentio selbst die Trauerkunde überbringen solle, daß ihr Gatte sich für das Vaterland geopfert habe. Die Abgesandten fanden die arme Frau neben dem Lager ihrer Kinder. Die Kunde von dem Tode ihres geliebten Ehemannes, traf sie, so schonend sie ihr auch beigebracht wurde, dennoch wie ein Todesstreich. Sie weinte nicht, sie sprach kein Wort; ja selbst die Thränen und Liebkosungen ihrer Kinder rührten sie nicht; und eben so fruchtlos blieb der Zuspruch der Religion und die Bitten ihrer Verwandten. Sie lag drei Tage lang regungslos da, sie küßte und segnete ihre Kinder, wenn ihr aber jemand ein Trostwort zuflüstern wollte, schloß sie die Augen und schüttelte mit dem Kopfe.

„Nachdem sich der Feind zurückgezogen hatte, wurden Arbeiter angestellt, um den Schutt wegzuschaffen und die etwaigen Ueberreste des armen Vincentio aufzusuchen. Gegen alle Erwartung fand man den Leichnam ziemlich unbeschädigt, vermuthlich weil die Explosion über ihm stattgefunden. Er ward zur Stadt gebracht und öffentlich zur Schau gestellt. Sein Weib wollte durchaus die Staudeshülle des theuren Gatten schauen. Sie starrte einige Augenblicke lang auf den Leich-

nam hin, dann zuckte sie krampfhaft zusammen und schloß die Augen, um sie hienieden nicht wieder zu eröffnen.

„Das treue Ehepaar ward in einen und denselben Sarg gelegt, die Bewohner der Stadt folgten in Thränen dem Leichenzuge. — Die beiden Kinder des patriotischen Vincentios wurden von den Senatoren geführt, auch ertheilte man ihnen späterhin vielfache Privilegien, deren sich ihre Nachkommen bis auf den heutigen Tag erfreuen."

Vagatelle.

In der Schlacht bei Calobozo, in welcher die südlichen Amerikaner über die Spanier den Sieg davon trugen, ward dem General Paez, einem kühnen Mulatten, der sich selbst zum Anführer gemacht hatte, und damals die amerikanische Reiterei commandirte, ein spanischer Offizier gebracht, der zum Gefangenen gemacht worden war. Der Spanier bat um sein Leben, „Wolan," entgegnete Paez, „reite dorthin unter jenen Baum," er deutete auf einen Stamm, welcher sich in ziemlich weiter Entfernung befand, — „dort angelangt, entfliehe so schnell Du kannst," nimm Dich aber wohl in Acht daß ich Dich nicht einhole.

Der Offizier gehorchte. Als er den Baum erreicht hatte, warf er einen Blick hinter sich und sprengte davon so schnell er konnte. Paez verfolgte ihn, hatte ihn bald eingeholt und schickte sich eben an, ihn mit seiner Lanze zu durchbohren, als der Offizier ihm mit vieler Geistesgegenwart zurief: „General Paez besitzt zu viel Edelmuth, um sich eines zufälligen Vortheils über mich zu bedienen. Mein Pferd war ermattet, wenn Sie tauschen wollen, General, hoffe ich mein Leben retten zu können. „Es sey," erwiderte Paez, und unverzüglich schwang sich der Offizier auf das Roß des Generals. Ein entferntes Ziel ward aufs Neue gesteckt, der Offizier ritt dorthin und galloppirte von dannen. Paez aber, welcher das müde Pferd bestiegen hatte, erreichte ihn endlich doch, nachdem er ihn fast zwei Meilen weit verfolgt hatte und durchbohrte ihn mit seiner Lanze.

Literarisches.

Den Freunden der dramatischen Literatur ist in dem so eben in der Th. Bade'schen Verlagshandlung zu Berlin erschienenen:

Berliner Theater-Almanach
auf das Jahr 1837. Zweiter Jahrgang.
Herausgegeben
von A. Cosmar.

eine recht angenehme Novität geboten worden. Das kleine gut gedruckte und sauber ausgestattete Büchlein enthält sieben Pieces, welche sich sämmtlich ganz zur Darstellung eignen, weßhalb dies Werkchen allen Bühnenbibliotheken mit Recht zum Ankauf anempfohlen werden kann.

D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Altona, den 1. Februar.

(Eingesandt.)

Oefterer schon haben wir in unserm Bericht über das hiesige Theater der gelungenen Leistungen des Herrn Behrens und des Herrn Richard erwähnt, — wir werden in Zukunft nichts mehr über sie zu sagen haben, denn Beide sind nach Lübeck gereist. Wer wohl die Ursache dieser plötzlichen Entfernung gewesen seyn mag, das hiesige Publikum oder die Theater-Direktion, wollen wir nicht weiter untersuchen. Genug, unser Verlust ist keineswegs gering. Zum Glück haben die Direktionen des Altonaer Stadt-Theaters in Herrn Schmidt einen Mann gefunden, der bei seinem unablässigen Eifer und Fleiß mit der Zeit die Lücke auszufüllen im Stande seyn wird, die durch Herrn Behrens schnelle Abreise auf jedenfall entstehen mußte. Wie wacker warmentlich dieser junge Künstler als Hans Sachs, den er am Sonnabend den 28ten Januar mit einer Wahrheit und Natürlichkeit darstellte, daß man den talentvollen, dichterischen Schuster in jeder Bewegung erkennen konnte. Zwar half ihm auch theilweise der gute Vortrag seiner Mitspieler, denn Herr Dobbelin, der uns nun leider auch bald verlassen wird, und die talentvolle Mad. Müller thaten ihr Möglichstes, das gelungene Spiel des Herrn Schmidt noch mehr zu heben. Schade, daß dem Stücke ein Prolog voranging, der, wenn er auch in den hiesigen Adreß-Comtoir-Nachrichten sehr passend genannt wird, dennoch höchst unpassend war.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 8ten Februar: „Rochus Pumpernickel." Komisches Singspiel in 3 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 18 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Liebe und Heldenmuth im Orient.

Vor vielen Jahren ward der Schach von Persien eines Tages auf der Jagd von seinem Gefolge getrennt, und gelangte nach mehrstündigem Ritt an das Lager einer herumziehenden Horde. Obgleich der Beherrscher dieser Landstreichern eben nicht zugethan war, und ihnen auch nicht trauen durfte, da er mehrere ihrer Anführer hatte hinrichten lassen, zwang ihn doch der Hunger und seine gänzliche Unbekanntschaft mit der Gegend, sich ihren Zelten zu nähern. Er nahm seine Fassung zusammen, so gut er konnte, ritt näher und verlangte von dem Ersten den er antraf, zu dem Zelte des Anführers geführt zu werden. Vor demselben angelangt, trat ein junges reizendes Weib heraus, unverschleiert, wie es bei diesen Horden Sitte ist, bemerkte ihm, daß ihr Vater alt und kränklich sey und bat den Fremdling abzusitzen und einzutreten. Ihre Lieblichkeit durchdrang das Herz des Schachs wie ein Pfeil. Einige Augenblicke lang verblieb er, sie unverwandt betrachtend, in seinem Sattel, ohne ein Wort hervorbringen zu können. Sie wiederholte indeß ihre Einladung, worauf sich der Monarch, wie aus einem Traume aufgeschreckt, rasch vom Pferde schwang und ihr folgte. Er ward mit großer Gastfreiheit aufgenommen und nach beendigtem Mahle zog er den alten Häuptling bei Seite. „Maschallah!“ sprach er, „Deine Tochter ist schön. Ich bin der Schach, willst Du sie mir geben, damit sie die Sonne meines Harems werde?“

„Das ist unmöglich,“ erwiderte der Greis, „sie ist schon verheirathet. Ihr Mann, ein Mitglied unserer Horde, wird gleich hier seyn — er liebt sie mehr als seine Augen.“

„Ich will ihn zum Statthalter einer Provinz machen, wenn er sie mir überläßt,“ versetzte der Schach, „mein ganzes Herz ist von Liebe gegen sie entflammt!“

„Es kann durchaus nicht seyn,“ entgegnete der Vater, „sie ist der Stern meiner Horde, ihr Gatte ist mein bester Krieger. Ich bin alt — wer weiß wie bald mein Roß und Speer sein Erbtheil seyn werden; ich stehe am Rande des Grabes.“

„Alter Mann!“ rief immer feuriger der Schach, „alles Gold von Persien ist mein, er gebe mir sein Weib und er soll ihr Gewicht in Goldstücken erhalten.“

„Wie, meine Tochter verkaufen! Bei meinem Barte! wärest Du nicht der Schach — — kein Wort mehr davon — ich bin zwar alt, aber mein Blut ist heiß — —“

Der Beherrscher der Gläubigen erinnerte sich jetzt daran, daß er sich nicht in Ispahan befinde, wo jeder Kopf zu seiner

Verfügung stand. Er biß sich auf die Lippen, schwieg einige Augenblicke und erwiderte dann scheinbar zufrieden: „Immerhin denn, Maschallah! Vielleicht hast Du noch mehr Töchter, und wenn auch nicht — ich muß mich darin finden.“

An diesem Abend ereignete sich nichts weiter. Am folgenden Morgen aber langte das Gefolge des Schachs, welches den Gebieter überall aufgesucht hatte, bei der Horde an und betrug sich, da es sehr zahlreich war, mit jener Unverschämtheit, welche der Macht mitunter eigen ist. Jetzt war die Reihe an dem Schach das große Wort zu führen. Er ließ den Greis rufen, welcher sich in seinen Harem zurückgezogen hatte und sprach:

„Ich bin nicht gewohnt mit meinen Unterthanen zu unterhandeln, wenn ich ihnen die Ehre anthun will, ihre Töchter in meinen Harem zu nehmen. Dennoch will ich mich dießmal herablassen, um Deine Einwilligung zu bitten, erkläre Dir aber zugleich, daß ich, verweigerst Du sie mir, entschlossen bin, von der Gewalt Gebrauch zu machen, die mir zu Gebote steht. — Schau her, meine Krieger haben Dein Lager umringt; tritt Dein Eidam mir Deine Tochter gutwillig ab, will ich ihn mit Ehrenstellen und Geschenken überhäufen, wo nicht, soll sein Kopf für seine Widersetzlichkeit büßen. Schaffe Deine Tochter hieher!“

Ihr Ehemann stand in der Nähe. Sein Auge flammte, seine Glieder zitterten convulsivisch, seine Lippen bebten. Endlich — nach einer langen Pause — wandte er sich zu dem Schach und mit angenommener Ruhe sprach er: „Du wirst begreifen, Herr, daß man sich nur mit schwerem Herzen von dem trennt, was man liebt — da es aber der Wille des Himmels scheint, so unterwerfe ich mich. Nur bitte ich Dich, Du wolltest mir gestatten, ihr in Deiner Gegenwart das letzte Lebewohl zu sagen.“

Dieß wurde bewilligt. Das schöne junge Weib erschien, ihr Gatte trat rasch auf sie zu, küßte sie und flüsterte ihr in der Mundart der Horde ins Ohr: „Der Tag ist gekommen, an dem wir getrennt werden sollen. — Hast Du mich geliebt wie ich Dich, so gedenke unserer Verabredung. — Hast Du mich getäuscht — so ziehe hin mit dem Schach.“

„Wie kannst Du zweifeln?“ erwiderte das junge Weib, „ich habe Dich geliebt, wie ich meine Seele liebe. — Gebrauche Deinen Dolch, — im Himmel sehen wir uns wieder!“

Im nächsten Moment stieß er ihr den Dolch in die Brust. Der junge Mann ward auf der Stelle niedergehauen und mit seinem Weibe im Paradiese vereint. Die übrigen Mitglieder der zahlreichen Horde aber warfen sich wüthend auf den Schach und dessen Gefolge, welche sich kaum durch die Flucht zu retten vermochten. Der Schach selbst ward dabei verwundet, und wenn auch seine Verletzung ihn nicht sogleich tödtete, ward sie doch späterhin die Ursache seines Todes.

E. L.

Aufschrift auf ein Coeur-Ass.

Der Regen trieb mich in Dein Haus,
Hab' da ein Herz gefunden;
Wie sieht so roth, so frisch das aus,
So frei von allen Wunden!
Gern tauscht ich's um, wenn's möglich wär',
Mit meinem Herzen, bang' und schwer.

Alexander Sande.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Ha schreckliche Barbarei!“ rief Eduard aus, seinem empörten Gefühle über diese schreiende Verfolgung des Menschenrechtes Worte gebend, „die harmlosen Bewohner dieses Landes, denen wir dankbar seyn müßten, daß sie es uns gestatten, gleich ihnen den mütterlichen Boden zu bewohnen und zu bebauen, fangen wir ein, um sie des schönsten Gutes, das ihnen unsere Habgier noch hat lassen müssen, zu berauben! Können wir nun noch verwundert seyn, wenn sie uns als ihre erbittertsten Feinde hassen?“

„Still, still,“ sprach Fergusson, sein ältlicher Begleiter, „lassen Sie uns sehen, wie diese Scene endigen wird; wir können keine Aenderung in dem lang verjährten Gewohnheitsrechte der Kapcolonisten bewirken, sondern müssen uns in die einmal festgestellten Gesetze der Colonie fügen.“

Der Polizeidiener deutete nun auf einen der mitgeführten Sklaven, einen alten Mann, dessen gebeugter Körper von der Last der Jahre gedrückt zu seyn schien und bemerkte, dieser sey der Anführer des Kafferhaufens gewesen. Gleich nach der Beschlagnahme der Gefangenen aber habe sich dem Zuge ein Weib freiwillig angeschlossen, welches unablässig gebeten habe, sie anstatt des Alten, den sie ihren Vater nannte, fortzuführen und sie die Strafe erleiden zu lassen, die ihm zugedacht sey. Als man, wie natürlich, ihr Geschrei nicht habe beachten können so hätte sie erklärt, sie wolle in jedem Falle das Loos ihres Vaters theilen, sey ihm beständig zur Seite geblieben, bald hülfreich seine wankenden Schritte unterstützend, bald ihm liebreich Trost zusprechend. Sie hatte sich jetzt vorgedrängt, sich vor den Holländischen Colonisten gestellt und begann ihn in der Sprache ihres Stammes anzureden. Cameron und seine Begleiter verließen ihre Pferde und traten näher herzu, so daß sie in der Mitte des Kreises standen, der sich um den Holländer gebildet hatte. So sehr auch die Aufmerksamkeit Camerons durch die vorgehende Scene in Anspruch genommen wurde, so konnte er doch nicht umhin, den seltsamen Gegensatz zu be-

merken, welchen die äußere Erscheinung des Kaffernweibes mit der der jungen Schottländerin bietet. — Aurelia Fergusons Haut war weiß und zart, und ihr von blonden Locken beschattetes Angesicht, wieß, wenn auch nicht regelmäßig gebildet, dennoch, mit den Rosen der Gesundheit geschmückt, einen ungemein lieblichen und anziehenden Ausdruck, wenn nicht jene eigensinnige und spottsüchtige Laune, der sie nur zu oft sich hingab, sich darauf ausprägte. Das Antlitz der Afrikanerin zeigte jene Bronzefarbe, welche das Klima ihres Vaterlandes seinen Eingeborenen verleiht, doch waren ihre Zähne blendend weiß und das kohlschwarze Auge belebte durch seinen eigenthümlichen Ausdruck die ohnehin sprechenden und regelmäßigen Züge noch mehr. Ein kurzer Rock von Antilopenfell, ein Ueberwurf von gleichem Stoffe und ein Tuch von feinerem Leder, um Hals und Schultern gelegt, machte ihre Kleidung aus, auf welche das rabenschwarze Haar, die freie Stirn umgebend, in langen Zöpfen herabfiel.

Mit großer Aufmerksamkeit hatte sie der Rede des Polizeidieners gelauscht und obwohl ihr nicht alle Ausdrücke verständlich waren, so schien ihr doch der Inhalt des Ganzen vollkommen klar zu seyn. Dann richtete sie sich gerade auf und blickte Mynheer van Zoogen, den holländischen Colonisten, mit ihren seelenvollen Augen an. Die Laute ihrer Muttersprache, in denen sie zu sprechen anhob, klangen in der eigenthümlichen Betonung, die sie ihnen verlieh, angenehm und musikreich und obgleich Eduard Cameron, nicht vertraut mit den verschiedenen Dialecten der Kaffernsprache, die Bedeutung der einzelnen Worte entging, so machten ihn doch die anmuthigen und bezeichnenden Gebehrden, die sie hinzufügte, theilweise mit dem Inhalte ihrer Vorstellungen bekannt und ein Gefühl des Erstaunens, fast der Bewunderung, gemischt mit tiefem Mitleiden, ergriff ihn, als die kräftigen und klagenden Töne, deren sie sich bediente, zu seinen Ohren drangen. Einigemale zeigte sie hinter sich, als deute sie auf ihr Geburtsland, dann wies sie auf ihren Vater und richtete Augen und Hände zum Himmel, als wolle sie seinen Schutz für das hülflose Alter desselben erflehen. Dann wieder erhob sie drohend die Hand, als wolle sie die Ungerechtigkeit ihrer Bedrücker anklagen, oder die Rache der zurückgelassenen Freunde ihres Stammes verheißen. Zuletzt stürzten Thränen aus ihren Augen, mit leidenschaftlicher Bewegung warf sie sich vor ihrem Feinde nieder, umfaßte seine Knie und rang die Hände zu ihm hinauf.

Mynheer van Zoogen, gewöhnt an solche Auftritte, beachtete kaum die Verdollmetschung, mit welcher die umstehenden, in seinem Dienste befindlichen Kaffern bemüht waren, ihm die Wünsche ihrer Stammverwandten deutlich zu machen, sondern vertheilte, der erhaltenen Instruction gemäß, die Gefangenen unter die ihn umgebenden Colonisten. Vor der gänzlichen Beendigung des Geschäftes fielen seine Blicke auf unsere Reisenden. Er rief ihnen zu:

„Ah, guten Morgen, Herr Ferguson, Sie kommen wie gerufen, der alte Kerl kommt auf Ihren Theil. — Wenn das junge Weibsbild nicht von ihnen lassen will, so bekommen Sie auch dieses mit in den Kauf.“

„Sie werden doch nicht,“ sprach Cameron zu dem Angeredeten, welcher vortrat, um seine Beute in Empfang zu nehmen, — „von dem barbarischen Rechte Gebrauch machen, welches Ihnen hier so schamlos zugesprochen wird. Auf jeden Fall können Sie die Armen sogleich in ihre Heimath zurückschicken, da Ihnen die Macht gegeben wird, über ihr Schicksal zu entscheiden.“

„O so hören Sie doch auf mit ihren unablässigen Declamationen, die nicht in die Wirklichkeit des Lebens passen,“ rief Ferguson unwillig. „Haben wir nicht lange den Mangel an Bedienung in unserer Besitzung gefühlt, und kosten mir nicht die Dienste der Griquas *) mein schweres Geld? Diese Menschen werden es eben so gut bei mir haben, als anderswo; warum soll ich nicht behalten, was mir gehört?“

„Das Mädchen,“ sagte Aurelia, „scheint lebhaft und anstellig. Gottlob! So werde ich doch endlich meinen Wunsch erfüllt sehen und eine Dienerin bloß zu meinem Gebrauche erhalten. Sie an die Ausrichtung meiner Befehle zu gewöhnen und ihr Aeußeres etwas civilisirter zu machen, soll meine Sorge seyn.“

„Auch Sie, Aurelia,“ versetzte Eduard mit schmerzlichem Vorwurfe, „stimmen mit Ihrem Vater überein und verläugnen das zarte Gefühl für fremdes Leid, welches ich in früheren glücklicheren Zeiten bei Ihnen zu bemerken glaubte? — Ich meinte, Sie würden Ihre Bitten mit den meinigen vereinigen, um Ihren Vater zu bewegen, den armen Gefangenen ihre Freiheit zurückzugeben.“

„Wirklich, Eduard,“ erwiderte diese gleichgültig, „Ihre philantropischen Schwärmereien verleiten Sie oft zu wunderlichen Behauptungen. Muß es nicht Herren und Diener geben in der Welt, und sind diese, auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehenden Naturmenschen nicht ganz an ihrem Platze, wenn sie zur Bequemlichkeit und zum Nutzen höher begabter Geschöpfe verwendet werden? In der ganzen Natur finden wir verhältnißmäßige Abstufung und der Geringere ist immer dem Klügeren unterthan, Unter den Menschen giebt es so gut Racen, wie unter den Thieren, und oft genug haben wir es erläutern hören, daß diese braunen oder schwarzen Ungeheuer, die in den Colonien gebraucht werden, nicht zu einem Geschlechte mit uns Europäern zu rechnen sind, sondern eine Mittelklasse zwischen dem Menschen- und dem Thiergeschlechte abgeben.“

Eduard blickte seine Geliebte groß an und hörte fast erschrocken den Redefluß, der sich so bereitwillig von ihren Lippen

*) Griquas, auch Bastards genannt, sind Abkömmlinge von Europäern und Hottentotten und werden häufig als Untergebene von den weißen Ansiedlern in Dienst genommen.

ergoß. Bitteres Weh durchzuckte sein Herz, als eine innere Stimme ihm das bisher so theure Bild mit einem häßlichen Schatten der Gefühllosigkeit und der Ichsucht verdunkelt zeigte, und schmerzlich rief er aus:

„So haben diese fluchwürdigen Sophistereien auch in Ihr fröhliches, reines Herz Eingang gefunden, Aurelia? Muß ich es hören, daß auch Sie so sprechen, so denken?“

„Nun wahrhaftig,“ antwortete diese gereizt, „nie kann ich es Ihnen recht machen! Ich nehme mich zusammen, um Ihnen einmal recht vernünftig, wie Sie mich immer gern sehen wollen, zu antworten und nun schelten Sie, als ob ich das albernste und fadeste Zeug geschwatzt hätte! Nein, es ist besser, ich bleibe bei meiner Gewohnheit, so trifft mich wenigstens nichts Unerwartetes in Ihrer Erwiderung.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanke.

Wenn das Genie sich einer eigenen Bahn und Richtung vertraut, die mit den Begriffen der Gewöhnlichkeit in natürlichem Widerspruche sind, so kann nur der blinde Enthusiasmus demselben über eine Kluft helfen, vor der die ruhige Ueberlegung zurückschaudern würde.

Natalis.

Charade.

Sehr unnütz bin ich Vierfuß dir,
Trotz der Bequemlichkeit und Zier,
Wenn nicht zu deinem Frommen
Der Füße zwei- bis sechsmal vier
Von beiden letzten Sylben mir
Zu Hülfe kommen

Hugo.

Auflösung des Räthsels in No. 11.

Medaille.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Februar.

Stadt-Theater.

Am 3ten dieses «Emilie Galotti,» Trauerspiel in 5 Aufzügen von G. E. Lessing. Während in der letzten Zeit das hiesige Repertoir durch mannigfache Ereignisse und Krankheiten im Ganzen genommen, ein sehr buntes Fadenspiel daebot, konnen wir nicht umhin, die Idee eine sehr glückliche zu nennen, die uns Lessings Meisterwerk in einer größtentheils neuen Besetzung vorführete. Da über dasselbe als dramatisches Kunstwerk schon vielfach gesprochen und selbst gestritten worden, und man annehmen kann, daß sich nun die Ansichten darüber festgestellt haben, so finden wir es angemessen, diesen Gegenstand nicht weiter zu berühren, sondern vielmehr sogleich zur Darstellung überzugehen. Was die Rollenvertheilung betrifft, so war sie für uns wenigstens neu in den Partien des Heinzen, des Marinelli, der Emilie und des Angelo. In der ersten zeigte Herr Baison, daß er weniger gut solche Rollen zur Zufriedenheit des Zuschauers darzustellen weiß, die seinen Weltton und fürstliches Benehmen erfordern, als die naiveren, gemüthlicheren Parthien, welche, wie z. B. der «Landvieth» oder Herrmann in «Herrmann und Dorothea» recht eigentlich sein Fach zu seyn scheinen. In jeder Rolle erkennt man aber jedenfalls ein sehr eifriges Streben nach Vollkommenheit, wenn wir auch in den höchsten Effecten die Gluth der Leidenschaft nicht selten vermissen. Herr Döring stellte mehr einen Caelos als einen Marinelli dar, und so sehr wir aber die Vorzüglichkeit jener Darstellung mit seinen Bewunderern anerkennen, so können wir doch hier die Erinnerung nicht unterdrücken, daß die obengenannten beiden Rollen durchaus verschiedenartig zu behandeln sind. Herr Döring sprach die ganze Rolle mit halber Stimme, und markirte das Boshafte des Charakters nicht deutlich genug. — Dlle. Enghaus gab die Emilie wie jede andere sentimentale Rolle, mit äußerer Liebenswürdigkeit und nicht ohne waheres Gefühl, aber ihr Spiel war kein Charakterbild. Vorzüglich gut war Mad. Lebrün als Orsina. An ihr sollten, was den richtigen Redevortrag betrifft, alle unsere Schauspielerinnen*) ein Vorbild nehmen. Diese Künstlerin hat den Charakter der leidenschaftlichen Orsina eben so scharfsinnig aufgefaßt, als klar und derebt dargestellt. Herr Lenz als Eduard war heute sehr brav; weniger befriedigte uns Madame Fischer als Claudia. — Ausgezeichnet aber war Herr Jost in der kleinen aber kräftig gezeichneten Rolle des Angelo, und ein lauter Beifall, mit dem das Publikum diesen Abend sonst sehr spaesam war, lohnte schon die erste kleine Scene. Herr Lebeün als Malee Conti sprach sehr gut, nur war seine äußere Erscheinung doch wohl etwas zu handwerksmäßig; so reägt sich wol kein Künstler, selbst wenn seine Kunst nach Brod geht. Das Ganze der Vorstellung war leider duechaus nicht gerundet, und manche Verstoßungsfehler verriethen, daß das Stück auf unserer Bühne nicht heimisch ist.

*) Manche unserer Schauspieler auch!

Der gute ehrliche
Gottlieb Kopke,
Setzer der Originalien.

Zur Nachricht.

Das große Instrumental-Concert des talentbegabten Componisten und Pianisten, Herrn Eduard Marxsen, worauf wir die Musikfreunde Hamburgs in diesen Blättern bereits vorläufig aufmerksam gemacht haben, wird am nächsten Mittwoch am 15ten dieses, Statt finden, und werden diese Blätter nächstens die Eintheilung desselben liefern. D. R.

Repertorium.

Sonnabend, den 11ten Februar: „Das Mädchen von Marienburg.“ Schauspiel von Kotzebue.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 19 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Scene im Gefängniß.

In dem Gefängniß La force zu Paris, wohin auch den Verfasser dieser Zeilen die politischen Verhältnisse auf kurze Zeit gesandt hatten, ward eines Tages ein Gefangener auf einer Tragbahre in den Hof gebracht und in einem Winkel, entfernt von den übrigen Bewohnern des Kerkers, auf ein armseliges Strohlager gelegt. — Der Unglückliche war zum Skelett abgezehrt. — Sein Athmen war kurz und krampfhaft. Er war nur mit einem Hemde bekleidet, welches zerrissen herabhing. Es war ein junger Mann der kaum zwanzig Jahr alt schien; aber seine Züge sprachen von vielem erduldeten Elend. Er redete kein Wort, als er von den beiden Gefangenwärtern zu dem Lager von hartem Stroh getragen wurde, neben welchem die Träger Platz nahmen.

Begierig das Verbrechen des jungen Mannes kennen zu lernen, wandte ich mich an einen der Mitgefangenen mit der Frage, ob er wiße, welcher Mißethat der Kranke beschuldigt sey? —

„Man sagt, er habe Verrätherei anspinnen wollen," erwiderte der Befragte mit einem bedeutungsvollen Lächeln. — Unsere Regierung will nicht, daß man sich in ihre Sachen mische, wer sich damit zu schaffen macht, verbrennt sich die Finger."

„Wessen beschuldigt man ihn denn?"

„Er hat ein Stück geschrieben, und darin von Füchsen und Gänsen geschwatzt, was als Anspielung auf unsre Minister betrachtet worden. — Diese Herren sind empfindlicher Natur und so haben sie ihn ins Gefängniß gesteckt."

„Wie ist das möglich! Er wäre eingesperrt einer vermeintlichen Anspielung in einer Comödie wegen?"

„Möglich! Wenn hier nur jemand nach Verrath aussieht, nimm man ihn beim Kragen. Schreibt er aber irgend dergleichen, gleicht er der Mücke, die sich an der brennenden Kerze versengt, er ist hin. — Tod ist das beste Mittel, eine Zunge zum Schweigen zu bringen."

„Wie lange ist der junge Mann schon eingesperrt?"

„Sieben Monate. Jetzt aber ist er seiner Befreiung ganz nahe." — Bei diesen Worten blickte der Sprecher bewegt auf den Unglücklichen — «er wird bald den Kerkerthüren trotzen und den Händen der Gefangenwärter entschlüpfen."

In dem ferneren Gespräch mit meinem Mitgefangenen erfuhr ich nun weiter, daß der beklagenswerthe Jüngling den Armen einer liebenden Mutter entrissen, und ohne daß man irgend ein Verhör mit ihm anstellte, in das Gefängniß geworfen

worden sey. Es war der armen Mutter nie gestattet worden, sich nach ihm umzusehen, und so war er ohne jede Pflege, ohne jedes Trostwort geblieben. Tief bewegt näherte ich mich jetzt dem Unglücklichen, ich erfaßte seine hagere Hand und sprach: „Sie sind wohl recht krank?“

„Ja wol, ich bin krank — recht krank“ — erwiderte der junge Mann in einem kaum vernehmbaren Tone — „ich bin ein beklagenswerthes Opfer.“ —

„Was soll das Geschwätz,“ unterbrach ihn der eine Gefangenwärter, mit der diesen Menschen eigenthümlichen Grobheit. „Könnt Ihr Eure Zunge nicht im Zaume halten, müßt Ihr zurück in Eure Kammer.“

„Mir scheints Ihr solltet den Kranken mit etwas mehr Milde behandeln,“ bemerkte ich, „habt Acht, daß die Erinnerung an diese Stunde Euch nicht auf Eurem eigenen Todtenbette quäle.“

Der Kerl zuckte seine Schultern, blickte verächtlich auf mich, strich sich den Schnurbart, erwiderte aber nichts. — Ich wandte mich jetzt wieder zu dem Leidenden und fragte ihn, ob er sich durch die Luft etwas erfrischt fühle.

„Es ist schon — zu spät,“ lallte er, „hier ist der Tod — schon geschäftig.“ Er preßte die Hand auf sein Herz. „Es ist heute seit sieben Monaten das erstemal, daß mir gestattet worden, frische Luft zu schöpfen — man brachte mich hieher — damit ich hier — sterben könne. — Ach, Ein schwerer Kummer drückt mich, der, daß ich mein Leben nicht an der Brust ausathmen kann, die mir die erste Nahrung spendete — daß mich nicht ihr Segen auf dem letzten Gange begleiten kann.“

„Gewiß wird man Ihrer Mutter gestatten, Sie in diesem Augenblick zu besuchen.“

„Warum nicht gar,“ fiel der Gefangenwärter ein, „was sollen Weiber hier?“

„Sie irren, mein Herr,“ rief der Kranke, indem er seine letzte Kraft zusammenraffte, „es ist das System unserer Regierung, gegen Unschuldige mit größerer Strenge zu handeln, als gegen überwiesene Verbrecher.“

Die beiden Gefangenwärter sprangen wild empor und schwuren mit einem derben Fluche, daß sie den Kranken sofort in seinen Kerker zurückschaffen würden.

„Ihr bringt mich lebend dort nicht wieder hin,“ sprach der Sterbende, „laßt mich nur noch wenige Augenblicke hier.“

„Nicht eine Secunde länger!“ tobten die Wüthriche und mit ihren groben Fäusten packten sie die Tragbahre. Der Kranke fuhr krampfhaft empor, streckte die dürre welke Hand aus und schrie: „Halt, Halt!“ Da stieß ihn einer der Unmenschen mit geballter Faust vor die Brust — er sank zurück auf sein Lager. Ich neigte mich zu ihm hinab — sein Auge war gebrochen — er war bereits ferneren Verfolgungen entzogen.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Aurelia hüpfte fort zu ihrem Vater, um das neue Eigenthum in Empfang zu nehmen, und Cameron, dem ihr Lachen zum erstenmale gellend und widerlich tönte, trat verletzt zurück und wandte seine Blicke der Gefangenen zu, deren Erscheinung ihn so mächtig angezogen hatte. Diese hatte sich vom Boden erhoben, ihre Thränen getrocknet und in schweigender Resignation sich an die Seite ihres Vaters gestellt, mit kalter Verzweiflung sich ihrem Schicksale unterwersend. Die Gesellschaft setzte ihre Reise fort, während die beiden Gefangenen ihnen folgten und bald war das Gut Fergusons erreicht.

Eduard Cameron hatte sich früher als Literat in Leith aufgehalten. Da ihn aber die Lebensverhältnisse seines Vaterlandes anwiderten, so nahm er gern den Vorschlag Fergusons, eines Gutsbesitzers in der Grafschaft, an, der Auswanderung sich anzuschließen, die dieser nach dem Caplande anzutreten entschlossen war. Der erwachende Strahl der ersten Liebe hatte vor einigen Monaten plötzlich sein Inneres erhellt, als er die liebliche, Herz und Augen bestechende Erscheinung Aurelia Fergusons auf dem Gute ihres Vaters erblickte, und bald verkündete der reizende Mund der Angebeteten, daß seine Gefühle erwidert wurden. Bei der näheren Bekanntschaft mit dem Innern der Erkorenen, welche so oft im Leben erst statt findet, wenn die bindende Fessel im Rausche der Leidenschaft angelegt ist, stiegen leise Zweifel in ihm auf, ob er dieses auch ganz so finde, wie seine feurige Einbildungskraft es bei der einstigen Lebensgefährtin immer sich geträumt habe. Als endlich die engen Verhältnisse der Schiffskreise von allen Gemüthern die Hülle zogen, welche die Gewohnheit des gesellschaftlichen Lebensverkehrs um sie legt, mußte er es sich gestehen, daß Leichtsinn und Flatterhaftigkeit allerdings einen Hauptzug in dem Charakter seiner Braut bilden. Dennoch betrachtete er diese nur als Schatten, welche auch auf dem schönsten Gemälde zu finden sind, rief sich die allgemeine Tröstung zurück, daß kein Wesen auf Erden berechtigt sey, auf Vollkommenheit Anspruch zu machen und daß es bei fortgesetztem Umgange seinem liebreichen Bemühen gelingen werde, Ernst und Tiefe der scherzenden Fröhlichkeit Aurelias zuzugesellen. — Tiefere Verletzungen als auf dem Schiffe erlitt indessen sein reizbares Gemüth auf dem festen Boden Afrikas, als die Beschwerden des Lebens, dem sie entgegengingen, sich zu entfalten begannen. Immer mehr trat die Spottlust und die fast kindische Eigenwilligkeit der Verlobten hervor und das Gefühl bitterer Enttäuschung, obwohl häufig zurückgewiesen und unterdrückt durch die Erinnerung an die glücklicheren Stunden der Vergangenheit, fing

an, seine Zuneigung zu der einst so Angebeteten zu umdüstern und ihm weniger heitere Bilder der Zukunft vorzuführen.

Einige Monate waren nach dieser Begebenheit verstrichen, während welcher die Colonisten sich mehr und mehr in ihrem neuen Wohnorte heimisch machten, den ergiebigen Boden mit Fruchtbäumen und Gemüse bepflanzten, mit Getraide besäeten und die etwaigen Erndten einsammelten. Die neuerlangten Kaffernsklaven zeigten sich dienstwillig, treu und anstellig, und Eduard, welcher in Angora, der braunen Dienerin Aureliens, außergewöhnliche Fähigkeiten zu entdecken glaubte, hatte es zu seinem Geschäft gemacht, diesen durch die Anfangsgründe europäischer Bildung Nahrung zu geben. Er fand für seine Belehrungen einen seine Erwartung noch übertreffenden, fruchtbaren Boden und setzte diese, also aufgemuntert, trotz den Spöttereien Aureliens unverdrossen fort, wofür ihm die freundliche Anhänglichkeit und Ergebenheit seiner Schülerin lohnte.

Um diese Zeit wurde die Ruhe, welche ziemlich lange an den nördlichen Grenzen der Capcolonie geherrscht hatte, durch Gerüchte von kriegerischen oder räuberischen Bewegungen unterbrochen, welche sich die verschiedenen Stämme der Urbewohner Südafrikas erlaubten. An Nachrichten von minder bedeutenden Diebstählen an Vieh war man gewöhnt, da diese auch in Friedenszeiten häufig von den Buschmännern, diesen Jägern der Wüste, welche, theils aus Rache gegen ihre hellfarbigen Bedrücker, theils zur Fristung des von Hunger bedrohten Lebens, auf diese Weise Kunde von ihrem herumziehenden Räuberleben gaben. Diese so schmählich zu Boden getretene Menschenklasse, nahm anfangs die holländischen Ansiedler als willkommene Gastfreunde auf, wurde dann aber von diesen auf eine Weise behandelt, daß das Schicksal der Sklaven auf den westindischen Inseln gegen ihr Loos glücklich zu nennen war. Ueberreste hottentottischer Horden wurden sie allmählich der wildeste und ungesittete aller Stämme Südafrikas und vertauschten ihr harmloses Hirtenleben, — als die Bedrückung und Ausbreitung der Europäer immer zunahm, mit der Ernährung durch Jagd, welcher obzuliegen in den unzugänglichen Gebirgen des Innern ihre einzige Zuflucht blieb. Der Ertrag dieses rohen Lebens, die Beute gelegentlicher Raubzüge, oder in Ermangelung beider Hülfsquellen wilde Wurzeln, Schlangen, Eidechsen, Heuschrecken und Insectenlarven bildeten die Unterhaltsmittel dieser elenden Geächteten. Die Zoolas, ein nordöstlicher Kaffernstamm, wurden durch einen Tambuckihäuptling, Tschaka, der durch Kriegsthaten und Unternehmungslust sich einen bedeutenden Namen unter den Wilden erworben hatte, aus ihren Stammsitzen am Tutugela und Mayotafluße vertrieben, überfielen darauf andere Betschuanenstämme und siedelten sich endlich am Umtotafluße, funfzig bis sechzig Meilen von der Colonie entfernt, an. Um einer möglichen Gefahr späterer Beunruhigung zu entgehen, beorderte das englische Gouvernement eine Truppenabtheilung gegen diese bisher wandernden, nur den Stämmen der eigenen Nation feindlichen, mit der Colonie aber im tiefsten Frieden lebenden, Ficanihorden. Diese wurden von europäischen Soldaten überfallen, niedergemetzelt und die traurigen Reste entweder weiter in das Innere gejagt oder zu Sklaven der Colonisten gemacht.

Als die abendliche Kühlung der Luft die erquickende und balsamische Beschaffenheit wiedergegeben hatte, welche die Hitze des Mittags für einige Stunden in der heißen Jahrszeit zu verdrängen pflegte, hatte sich ein Kreis holländischer und englischer Colonisten vor der Thür der Wohnung Fergusons gesammelt. Mehrere Akazienbäume, deren Vorhandenseyn man klug bei der Erbauung des Hauses benutzt hatte, um einen anmuthigen Platz, der Erholung und Ruhe gewidmet, vor der Fronte zu bewahren, boten ein schützendes Dach und unter diesem hatten sich einige Herren und Damen, nach Anzug und Manieren den gebildeten Klassen angehörend, niedergelassen, das in der Heimath so beliebte Getränk, den labenden Thee, aus den Händen der mit unnachahmlicher Grazie servirenden Aurelia Ferguson zu empfangen. Das Gespräch drehte sich um die jüngst vorgegangenen Ereignisse, um die Vernichtung der Ficanihorden, welche einige der menschlicher gesinnten Europäer nicht billigen wollten, Andere hingegen als nothwendige Maaßregel der Selbsterhaltung vertheidigten. Monheer van Zoogen, der nächste Nachbar Fergusons, ein dicker, kurzer Holländer mit feistem Antlitze, auf welchem Pflegma und Selbstgenügsamkeit unnachahmlich sich ausprägten, hob an:

„Mit diesem schwarzen und braunen Vieh ist einmal nichts Vernünftiges anzufangen. Nur Schläge und Stöße können bei ihnen gebraucht werden, wie Thiere muß man sie behandeln, haben sie doch auch nichts vom Menschen an sich, als die Aehnlichkeit des Gliederbaus, welche sich eben so gut beim Orang-Outang, wie bei diesen Wald- und Bergmenschen findet."

„In vorigen Zeiten," sprach ein anderer Theilnehmer der Gesellschaft, van der Loo genant, ein langer hagerer Mann, mit einem holzartigen Gesichte und brauner Perücke und hüllte sich mit anmuthigem Paffen in die dicken, seinem Munde entquillenden Rauchwolken, „machte man sich aus solchen Kleinigkeiten nichts. Wissen Sie noch, Meerwynden, wie wir in unsern jungen Tagen die ersten Lorbeeren unsers Bürgerdienstes hier in der Colonie errangen? Damals waren wir noch nicht an die Scenen gewöhnt, die hier nicht anders seyn können und entsetzten uns ein wenig über die Art Krieg zu führen, wie sie hier angewandt wird."

„Sie meinen den Streifzug unter dem Capitain Krotz?" antwortete der Angeredete, indem er behaglich schlürfend den erquickenden Trank der Theestaude zu sich nahm. „Wir überfielen einen bedeutenden Buschmannerkraal, schossen und stachen nieder, was lebendig war im Innern und zündeten, um unserer Sache gewiß zu seyn, den Rest an, damit kein Einziger von der Brut entrinne. — Dennoch wußten sich ein halbes

Dutzend Frauen zu retten und da einige unserer Bauern Mägde brauchen konnten, so zeigten wir uns großmüthig, schenkten ihnen das Leben und trieben sie vor uns her. Aber sie konnten nicht schnell genug mit uns fortkommen und auf die Pferde hinter uns sie zu nehmen, war uns zu unbequem. So machten wir denn die Sache kurz und erschossen sie, doch machten sie uns das Ding ein wenig beschwerlich, da sie pfiffig genug waren, unsere Absicht zu errathen und sich so fest um einige von uns schlangen, daß es anfangs nicht möglich war, von ihnen loszukommen und wir also leicht unsere Cameraden mit ihnen erschossen hätten. Endlich waren fünf abgethan, die sechste schwang sich kühn hinter Mynheer van der Loo auf den Rücken seines Pferdes, war auf keine Weise von ihm loszubringen, er mußte wohl oder übel mit ihr forttraktiren und sie dient, wie ich glaube, noch heutiges Tages gut und treu in seinem Hause."

Ein mehrstimmiges Gelächter begleitete die Erzählung und van der Loo sah fast verlegen über die Menschlichkeit, die er sich gezwungenerweise hatte zu Schulden kommen lassen, zu Boden, mit einem derben Fluche versichernd, wenn nicht die Eile des Rückzugs damals so groß gewesen wäre und er sich nur schneller von ihr hätte befreien können, so würden alle Lamentationen des braunen Weibsbildes ihn nicht bewogen haben, sich mit ihr zu belasten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Ein Bauer trat in einem Flecken zu einem Weinhändler ein, um einen Ankauf in Brandtwein zu machen, fand aber den geforderten Preis viel zu theuer; worauf jener ihm mit beredter Zunge weitläuftig auseinander setzte, wie viel der Transport der Waare, der Zoll, die Zinsen u. s. w. betrügen, und endlich seine Rede mit der Betheuerung schloß, daß ein Faß Brandtwein ihm eben so hoch zu stehen komme als die schönste Kuh.

„Ich will gern glauben, daß Ihr Euren Brandtwein eben so viel Wasser gebt, als Euren Kuh," lachte der Bauer, „aber so viel Heu bekommt er doch nicht."

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im Januar.

Eine wahrhaft großartige Bühnenerscheinung war auf unserm königlichen Theater die Aufführung von Glucks «Armida.» Mit großem Prachtaufwand und Fleiß war diese meisterhafte Tondichtung in Scene gesetzt worden, und Fräul. von Faßmann, die nur seit sehr kurzer Zeit diese Parthie studirt hatte, leistete wirklich Bewunderungswerthes.

Herr von Holtei mit seiner Frau ist wieder bei uns eingetroffen, und so wenig ich im Ganzen seine Stücke goutire, so unterhaltend waren mir zuweilen seine Vorlesungen. Sie werden auch jetzt zahlreiche Zuhörer finden.

Auch Ludwig der Elfte von Aufenberg wurde auf dem Königl. Theater zur Aufführung gebracht; obgleich mich Rott in manchen Leistungen wahrhaft enthusiasmirt, so muß ich doch bekennen, daß mir selten eine Darstellung vorgekommen ist, die so durchweg verfehlt war. — Wenn die Hinstellung seinerseits irgend einer Rolle die größte Verläugnung der Individualität bedingt, so ist es die Ludwigs des Elften, wir aber sahen nur Rott nicht Ludwig den Elften in den verschiedenartigsten Theaaterentaltungen. Der wackere Künstler hatte sichtbares Studium auf die Parthie verwendet, der Erfolg aber war kein glücklicher.

Hamburg, im Februar.

Zweites Theater.

Neuigkeiten über Neuigkeiten! heißt es bei diesem Theater; da ist es denn ganz in der Ordnung, daß nicht Alles gut seyn kann. So wurden am Sonntage den 5ten dieses zwei Novitäten gegeben: 1) «Alt und Jung, oder: «Die Hochzeit des Weiberfeindes,» Fastnachtsschwank in 2 Aufzügen, von Freimund Ohnesorgen; und 2) «Herr Dummerich im Monde, oder: Herrschels neueste Entdeckungen,» Posse in einem Aufzuge. Das erste ist ein unterhaltender Schwank, wenn auch dann und wann etwas zu derbe gehalten und noch derber ausgeführt; würde hin und wieder etwas gemildert, so kann dieser Schwank auch noch nach Fastnacht dem Publikum manche fröhliche Stunde bereiten, und das Zwerchfell wohlthätig erschuttern. Alle Mitwirkenden wetteiferten, um eine heitere Stimmung hervorzubringen; besondere Erwähnung aber verdient Herr Kläger als Johann, der seine nicht leichte Aufgabe brav durchführte. Auch Dlle. Breyther als Elise und Herr Landt als Jonathan leisteten Gutes. Herr Kläger wurde einstimmig gerufen.

Die zweite Piece: «Herr Dummrich im Monde» ist eine Posse wobei man zwar nicht lachen aber so recht con amore einschlafen kann — diese stille Vergnügen wird sie auch nur einmal gewährt haben denn — am Schlusse ließen sich einige recht schrillende Töne vernehmen, vermuthlich um die etwa Eingeschlafenen zu wecken und der «Posse» eine sanfte Ruhe zu wünschen.

Den Anfang machte die treffliche Körnersche Posse: «Der Nachtwächter.» Die Aufführung konnte durchaus nicht befriedigen; denn dem armen Dichter wurde arg mitgespielt. Der Tobias Schwalbe wurde von Herrn Göbemann in Berliner Mundart vorgetragen und das passte nicht; denn die Verse verloren dadurch allen Wohlklang.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 13ten Februar: „Der literarische Salon," Lustspiel in 3 Aufzügen von Bauernfeld. Hierauf: „Der Maler von Ostade." Oper in 1 Aufz. Musik von Weigl.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 20 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Züge aus Bolivars Leben.

Es lebt noch jetzt zu Kingston auf der Insel Jamaika eine Madame Emanuel, eine Spanierin, die Gattin Bolivars, oder wenigstens die Gefährtin seiner letzten Schicksale. Diese Dame ist jetzt von mittlerem Alter und besitzt viel Geistesstärke und großen männlichen Muth. Die Wände ihres Salons sind mit Pistolen und Schwerdtern verschiedener Art geschmückt, welche ihr schon gute Dienste geleistet haben. Nach Bolivars Tode ward sie aus dem Reiche verbannt, so sehr fürchtete man ihren Einfluß. Sie lebt zu Kingston in einer fast gänzlichen Zurückgezogenheit. Ihre Unerschrockenheit und Geistesgegenwart retteten dem Bolivar bei mehreren Gelegenheiten das Leben.

In der letzten revolutionairen Verschwörung gegen das Leben des großen Mannes, verdankte derselbe seine Erhaltung nur ihr. Einst, an einem Abend, hatte er sich früher als gewöhnlich zur Ruhe gelegt, da vernahm Mad. Emanuel ein Geräusch unter dem Fenster, dem bald Waffengeklirr, Schießen und der Ruf: „Tod, Tod dem Tyrannen!“ folgte. Sie eilte Bolivar von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen, um aber zu verhindern, daß er seine Waffen ergreife und sich, wie er gewiß gethan haben würde, unverzüglich unter die Rebellen stürze, löschte sie schnell das Licht aus, stieß ein nach dem Garten führendes Fenster auf und zwang ihn, diesen einzigen Rettungsweg einzuschlagen. Kaum hatte sie das Fenster wieder geschlossen, als auch die Mörder schon hereindrangen. Die drei Schildwachen und Obrist Ferguson, der Adjudant des Generals, waren bereits niedergemetzelt worden; letztern hatten sie auf den Stufen des Portico todtgeschossen. Mad. Emanuel setzte sich nun ruhig auf einen Sessel in der Mitte des Schlafgemachs, dessen Thür die Aufrührer zu sprengen suchten, weil sie ihnen den Eingang verweigert hatte.

Als die Rebellen wüthend hereinstürzten, blitzten plötzlich mehr als zwölf Dolche über dem Belte, in welchem sie Bolivar versteckt glaubten. Mad. Emanuel, nur den Zweck vor Augen habend, dem General zur Flucht Zeit zu verschaffen, bemerkte ohne aufzustehen mit der größten Kaltblütigkeit, daß der General noch oben im Hause in seinem Cabinet mit Schreiben beschäftigt sey, indem er, wegen überhäufter Beschäftigung den größten Theil der Nacht zu arbeiten pflege. Die Mörder stürzten dorthin, und als sie niemand fanden, führte die entschlossene Frau sie nach mehreren anderen Gemächern, bis sie endlich, überzeugt daß Bolivar nunmehr in Sicherheit sey, wieder den Weg nach ihrem Schlaf-

zimmer einschlug, mit jener Ruhe, die dem wildesten Barbaren Ehrerbietung einflößt.

Die Rebellen, nachdem sie in den Papieren Bolivars gewühlt hatten, waren schon im Begriff sich wieder zu entfernen, als das Regiment des Majors Whittle, welcher von dem Aufruhr Kunde erhalten hatte, plötzlich in dem Palaste erschien, und nach verzweiflungsvoller Gegenwehr die meisten der Aufrührer gefangen nahm.

Als die Revolution ausbrach, war Bolivar einer der reichsten Eigenthümer des Landes. Als man in ihn drang, sich an die Spitze der Insurrection zu stellen, weigerte er sich anfangs, ließ sich aber endlich bewegen, zog das Schwerdt und schleuderte die Scheide weit von sich. Seine erste Handlung war, einen bedeutenden Theil seines Eigenthums, nehmlich 40,000 Pf. Sterl. auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern; er besaß 700 Sclaven und gab ihnen sämmtlich die Freiheit. Er bildete ein Regiment aus den freigewordenen Negern, welches in dem Revolutionskriege die vorzüglichsten Dienste leistete. Washington handelte weniger großmüthig; beim Ausbruch der amerikanischen Revolution besaß er hundert Sclaven; widmete er nicht einen Einzigen dem Dienst des Vaterlandes? Keineswegs, er hing fest an seinem Eigenthum. Dem edlen Charakter Bolivars ist noch nicht genug Gerechtigkeit widerfahren, es bleibt der Nachwelt überlassen, seine großen Verdienste anzuerkennen und die Undankbarkeit des Landes vergessen zu machen, das ihn zweimal in die Verbannung sandte. Als er einst aus seinem Exil zurückkehrte, ward er von demselben Senate, der nach seinem Blute gedürstet hatte, mit den ausgezeichnetsten Ehrenbezeugungen empfangen. Die Senatoren hielten Reden, in welchen sie die Thaten des Achilles und Alexanders in Vergleich mit den seinigen, tief herabsetzten.

Bolivar hörte das Alles schweigend mit an. — Als aber endlich eine Todtenstille eintrat, und jederman begierig auf die Antwort des Befreiers horchte, nahm dieser, damals ein armer, von Sorgen niedergedrückter bleicher Mann, dem Anscheine nach älter als in der Wirklichkeit, und dürftig gekleidet, das Wort und redete zu dem Senat folgendermaßen:

„Meine Landsleute, als ich mich der Revolution anschloß, war ich jung und reich — sie ist geendet, ich habe meinen Zweck erreicht, aber ich bin darüber alt und arm geworden.“

Als im Jahre 1819 Bolivar sich im Exil auf Jamaika befand, verfolgte ihn derselbe wilde Geist, der ihn verbannte, auch dorthin. Seine Ermordung war beschlossen, aber aus Irthum ward ein Anderer statt seiner getödtet. Ein Herr, bei dem Bolivar an jenem Tage zu Mittag speiste, erzählt in dieser Rücksicht folgendes: Die Gesellschaft war so eben von der Tafel aufgestanden und Herr Hyslop war grade in

einem Gespräche mit Bolivar begriffen, als plötzlich jemand eintrat, berichtend: es sey in dem Hause, in welchem der General wohnte, ein Mann getödtet worden. Bolivar rief sogleich: „Da, da hat man jemand Anders für mich gehalten!“ — Man eilte nach seinem Hause und überzeugte sich, daß diese seine Aeußerung gegründet war. In seinem Schlafzimmer lag ein todter Mann in der Hängematte, und dieser Unglückliche war Bolivars Adjudant oder Commissair; er war an diesem Abend unerwartet zu Kingston angelangt und hatte sich erschöpft und müde auf des Generals Hängematte geworfen. Der Mörder war ein junger Neger, kaum achtzehn Jahre alt, er war von einem Weißen, einem Spanier, zu der Mordthat gedungen worden. Der Letztere wußte sich indeß der verdienten Strafe zu entziehen; und mit der Hinrichtung des Schwarzen glaubte man die Gerechtigkeit abgefunden zu haben.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Das Zerstören der Kraals,“ nahm Herr Ferguson das Wort, „hat wie ich höre, immer seine gewiesenen Wege, die Männer umgebracht, das Bauwerk angezündet, Weiber und Kinder zu Sclaven gemacht und das Vieh fortgetrieben. Es ist eine weise Maßregel der Regierung, häufig solche Streifzüge anzustellen, um den Ueberfällen der Kaffern- oder Buschmännerhorden vorzubeugen. — Die dabei stattfindenden Irrungen können sich leicht ereignen, denn wie leicht verwechselt man nicht eine Horde dieser Wilden mit der andern und trifft dann auch zuweilen eine, auf die es nicht gerade gemünzt ist. Die Ausplünderung und Niedermetzelung läßt sich nicht ungeschehen machen, doch ist es schon sehr viel, wenn man ihnen das Vieh zurückgiebt und eine Entschuldigung wegen des Mißgriffs macht.“

„Erinnern Sie sich noch,“ sagte van Zoogen, indem ein herzliches Lachen, ähnlich einem Geheul, aus seiner Kehle herauf tönte und seine dicken Gliedmaßen erschütterte, „den wunderlichen Kerl, de Clerg, der vor zehn Jahren noch ein guter Nachbar von uns war? Er hatte sich ein nettes Vermögen zusammenverdient, übte die drollige Gewohnheit, die Hottentottensklaven zu verstümmeln; wenn ihm die Laune nicht gut war, so kürzte er ihnen ein Glied, etwa einen Finger oder ein Ohr. Zuletzt aber wollte das Ding nicht mehr gut gehen, er wurde verklagt und mußte eine Geldstrafe geben. Viel war es nun wohl nicht, denn ruinirt hat sie ihn nicht, das weiß ich.“ —

„Cloven in Swellendamm,“ sprach Meerwynden, gleichfalls mit behaglichem Rückblicke auf die Vergangenheit, „ging

es schlimmer. Er hatte zum Zeitvertreibe eine Hottentottin mit einem Kinde auf dem Arm erschossen und mußte zur Strafe mit verbundenen Augen niederknieen, worauf der Scharfrichter seinen Nacken mit dem Schwerdte berührte und er dann aus der Colonie verbannt wurde.“

„Damals war es nichts Seltenes,“ fuhr van der Loo fort, „daß die Bauern, wenn sie ihre Sklaven nicht leiden mochten, diese nach einem entfernten Orte schickten, ihnen unterwegs auflauerten und sie aus einem Hinterhalte todtschossen. — Uebel erging es den nachgebliebenen Angehörigen der Gefallenen, wenn sie Nachforschungen nach den Getödteten oder Klagen über das Geschehene anstellen wollten.“

„O, möge Gott diesen Teufeln, die sich Menschen nennen, vergeben!“ rief Eduard Cameron, welcher im Hintergrunde gesessen hatte und entsetzt bei der Anhörung der mit so kaltem Blute gepfendeten Erzählung der maaßlosen Gräuel, die hier vorgefallen waren oder noch verübt wurden, seine Empörung nicht länger verbergen konnte. Er stieß seinen Stuhl zurück, schlug die Hände zusammen und fuhr heftig fort: „Welche Plagen, die dies Land treffen könnten, Krieg, Seuchen, Hungersnoth und jegliches Erdenübel, wären groß genug, um solche Schandthaten zu bestrafen! Nicht wie Wilde, nein, wie wilde Thiere, werden diese unglücklichen Menschen von ihren Mitgeschöpfen behandelt!“

Ohne Zweifel würde diese Rede spöttische Erwiderungen oder eisrige Gegenrepliken erfahren haben, wenn nicht in diesem Augenblick ein Vorfall sich ereignet hätte, der die Aufmerksamkeit der Gesellschaft anderweitig in Anspruch nahm. — Aurelia Ferguson, die liebliche Wirthin, war von ihrer Dienerin Angora bei dem Geschäfte des Theeservirens unterstützt worden, und diese hatte sich, eine Tasse des siedenden Trankes in der Hand, Master Fergusons genähert, während ihre Gebieterin, nur einige Schritte von dem brodelnden Kessel entfernt, ihr zur Seite stand. Um das letztere Geschirr beschäftigt sah man den alten Sklaven, welcher den Namen Dienstag erhalten hatte und zu leichten Hausdiensten gebraucht wurde, indem er sich bemühte, die Gluth unter dem Kessel anzuschüren, damit das Wasser in demselben kochend bliebe. — Ein leiser Schrei entwand sich plötzlich den Lippen Angoras, da sie einen heftigen Schmerz am Fuße fühlte und hinblickend gewahrte, daß sich während der Gänge, die sie zuweilen von der Gesellschaft entfernten, um diesen und den Knöchel, den sie unbekleidet trug, eine Nachtschlange geschlungen haben mußte und jetzt ihre Anwesenheit durch einen tiefen Biß bemerklich machte. Bei dem zuckenden Schmerz, der ihre Glieder durchfuhr, entglitt die gefüllte Tasse ihren Händen und der Inhalt ergoß sich auf Mr. Fergusons Schooß und Finger, welcher, die verbrannten Glieder zornig empor haltend, von seinem Sitze aufsprang. Der alte Dienstag war bei dem Laut der Stimme seiner Tochter emporgefahren, hatte sogleich die Ursache ihres Schreckes entdeckt und sprang auf sie zu, um sie davon zu befreien. In der Hast vergaß er jedoch das Daseyn

des dicht vor seinen Füßen sich befindenden Gegenstandes, riß den Theekessel um und die siedende Feuchtigkeit ergoß sich in einem breiten Strome über den Boden. Dem Uebelthäter folgte die Strafe seiner Sünde im eigentlichsten Verstande auf dem Fuße nach, denn seine beiden Schwerkzeuge waren dem ersten Andrange der kochenden Wasserflut ausgesetzt, doch leider traf diese zunächst das zarte Füßchen seiner Gebieterin, welche, laut aufschreiend vor Schmerz und Schreck, einige Schritte fortlief, dann aber erblassend auf einen Stuhl sank. Die weichliche, verzogene Europäerin erklärte die fühlbare Pein sogleich für ungeheuer und lehnte sich, tief Athem schöpfend, zurück. —

Die ganze Gesellschaft kam in Allarm. Einige sprangen auf, sich vor dem nahenden, verderbendrohenden Strome zu retten und rissen in besinnungslosem Eifer Tassen und Pfeifen zu Boden, während Andere mit derben Flüchen über die Ungeschicklichkeit der braunen Köhpel Tische, Sessel und Stühle über den Haufen rannten. — Bald sammelte sich Alles, bedauernd oder Rathschläge zur Abhülfe des Uebels ertheilend, um Aurelia, zu der auch, im Schreck um der Tochter größeren Unfall das eigene Leiden vergessend, Ferguson geeilt war. — Eduard war als der Erste zu seiner Braut getreten, überzeugte sich indessen bald, daß die erhaltene Verletzung nicht sehr bedeutend sey, auch nur den einen Fuß getroffen habe und Aurelias Weichlichkeit den erlittenen Schaden unendlich vergrößere. Er eilte in das Haus und beorderte eine Dienerin, eine Griqua, einen Verband von Baumöl zu der Verfügung ihrer Herrin zu stellen, da dieser bald alle Pein des Brandes lindern und die Verletzung heilen würde. Dann ging er wieder zu dem verlassenen Theeplatze und überblickte die Scene der Zerstörung, die sich hier vorfand. Zugleich trafen seine Augen den armen, alten Kaffer, welcher wimmernd am Boden lag, unfähig, sich auf den schwerverletzten Gliedmassen wieder zu erheben, so wie auch Angora, welche wenige Schritte von ihm, fast ohnmächtig durch den Schmerz des Schlangenbisses, zu Boden gesunken war. Erschrocken trat er zu ihr und sagte:

„Mein Gott, Mädchen, hat noch Niemand an Dich gedacht? Du bist bei Weitem die am gefährlichsten Verwundete, wenn Dir nicht schnelle Hülfe geleistet wird, so bist Du dem Tode verfallen.“

Er wollte sie behutsam von der Schlange befreien. Sie aber winkte abwehrend und sprach: „Wenn Du gnädig seyn willst, Herr, so hilf erst meinem Vater. Ich werde es wohl noch eine Weile ertragen können.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Componist und sein Verleger.

Der berühmte Componist Rey begab sich eines Tages zu seinem Verleger, dem Herrn Lemoine, welcher durch die

Herausgabe seiner Productionen bereits große Summen verdient hatte, aber allgemein als eigennützig und als schmutziger Knicker bekannt war. Beim Eintreten zerstieß Rey zufällig eine Scheibe im Laden des Musikhändlers, welcher darüber ein gewaltig verdrießliches Gesicht schnitt und den Künstler etwas frostig empfing. Rey welcher es bemerkte, zog schnell einen kleinen Thaler aus der Tasche und rief: „Ich habe da ein Unheil angerichtet, mein lieber Lemoine, zum Glück aber ist es leicht zu repariren.“ Mit diesen Worten reichte er dem Musikhändler das Silberstück hin. Lemoine, für den jedes Geld eine unbesiegbare Anziehungskraft besaß, nahm das Dargebotene und stammelte: „Ich kann Ihnen aber nicht wieder herausgeben.“

„Ey, das schadet nichts,“ erwiderte lächelnd Rey, „wir wollen unsere Rechnung schon ausgleichen. Was kostet die Scheibe?“

„Dreißig Sous.“

„Charmant! die Sache ist gleich abgemacht, behalten Sie das Dreifrankenstück;“ und somit stieß er schnell noch eine Scheibe ein, daß die Glassplitzen umherflogen. „Sehn Sie, nun sind wir quitt.“

Der Geizhals stand verlegen da. Der talentvolle Componist begab sich rasch hinweg, ohne auch nur ein Wort weiter zu verlieren, und bereicherte von diesem Augenblick an einen andern Verleger mit seinen trefflichen Tondichtungen.

Anecdoten-Gallerie.

Der Bischof Marquis von B. war vormals Obrist eines Husarenregiments gewesen, und erst späterhin zum geistlichen Stande übergetreten, in welchem er sich so sehr auszeichnete, daß seine Vorträge, die er, wie alle Bischöfe, im Chor der Kirche hielt, stets den größten Zulauf hatten. Eines Tages war dabei das Gedränge so stark, daß der geistliche Herr sich in seinen Bewegungen genirt fühlte, weshalb er in seinem Unmuthe darüber, für den Augenblick seine geistliche Würde völlig vergessend, in seinem früheren commandirenden, militairischen Tone der Versammlung zurief: „Tausend Sapperment, Platz gemacht, ich kann ja nicht manövriren.“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Februar.

Stadt-Theater.

Glucks „Iphigenia in Tauris.“

Dieses erhabene Tongemählde des großen Reformators der dramatischen Musik wurde den Musikfreunden am 10ten dieses dargeboten. —

Die Direction verdient den Dank aller Kunstfreunde, daß sie dieses Werk, das wahrhaft classisch, und weder der Zeit noch der Mode unterworfen ist, einmal wieder zur Darstellung gebracht hat. — Gluck schrieb diese Tondichtung in seinem 65sten Jahre und sie wurde 1779 in Paris mit einem Beifalle aufgenommen, der bisher unerhört war; diese Oper entschied den Sieg der neuen Reform gegen die alt-französische und neapolitanische Schule. Auch Gluck verfolgte lange Zeit die alte von allen damaligen Tonsetzern betretene Bahn, wie viele seiner früheren Opern zeigen; aber endlich wagte der geniale Deutsche den Kampf mit dem verderbten Zeit- und Modegeschmack, und Paris, damals in dieser Hinsicht die Schiedsrichterin der civilisirten Welt, war der Schauplatz seiner Triumphe.

«Ich wollte die Musik,» sagt Gluck in seinem Vorworte zur «Alceste,» «auf ihre wahre Aufgabe beschränken: der Poesie zum Ausdruck der «Worte und der Situation zu dienen, ohne diese durch unnütze, über«flüssige Zierrathen und Schnörkeleien der Sänger zu erkalten; das In«strumentenspiel sollte sich nach dem Maaße der Wichtigkeit oder der «Leidenschaft richten, ohne jenen schneidenden Contrast zu bilden zwischen «der Arie und dem Dialog u. s. w.» — Mit treffend und wahr! möchten doch die neuern Componisten, bevor sie ihre Arbeiten beginnen, sich diese Worte tief einprägen. — In Glucks Opern ist das Dramatische, das Recitativ, der Dialog, das Element der Handlung, das Vorherrschende; nur in einzelnen Momenten, wo das Gefühl besonders hervortritt, wird es von arienartigen Cantabiles wohlthätig unterbrochen. Seine Gesänge äußern daher auch nur ihre Wirkung im Zusammenhange der Scenen, aus denselben herausgerissen, eignen sie sich nicht zur Production.

Doch wenden wir uns jetzt zur Darstellung auf der hiesigen Bühne. Was die Ausführung der Hauptpartien betrifft, so konnten wir damit völlig zufrieden seyn, denn die Besetzung war durchweg zu loben. Mad. Walcker, Iphigenia, entfaltete in dieser großartigen Parthie alle Schönheiten ihrer Stimme, auch sang sie mit voller Kraft bis zum Schlusse; die cantabilen Sätze wurden mit einer Innigkeit vorgetragen, die allgemein entzückte. Lauter Beifall wurde ihr zu Theil. — Herr Wurda als Orest und Herr Schäfer in der dankbaren Parthie des Pylades, standen ihr würdig zur Seite. Auch ihnen lohnte lauter Beifall und Herr Schäfer ward nach dem Vortrag der lieblichen Arie am Schlusse des dritten Aktes einstimmig hervorgerufen. Sehr brav wurde das Duett von beiden Künstlern vorgetragen. — Herr Betz als Thoas war in dieser unbedeutenden aber schwierigen Parthie ebenfalls ausgezeichnet. Am Schlusse wurde das Künstler-Kleeblatt: Mad. Walcker, Herr Schäfer und Herr Wurda gerufen.

Die Chöre thaten ihre Schuldigkeit. Das Orchester ehrte das Werk des großen Meisters durch seine treffliche Leistung. — Das Publikum zeigte viele Theilnahme; das Haus war ziemlich besetzt.

Zur Nachricht.

Das zum Mittwoch den 15ten dieses angekündigte Concert des Herrn C. Marxsen, wird Umstände halber erst am folgenden Mittwoch den 22sten dieses stattfinden.

Repertorium.

Mittwoch, den 15ten Februar: Zum Benefiz-Antheil des Herrn Räder: „Der Diamant des Geisterkönigs.“

Druckfehler.

Im vorigen Blatte in dem Bericht aus Berlin, Spalte 152 Zeile 11 v. oben, lese man: Darstellung seinerseits vorgekommen ist, und Z. 12 v. o. Hinstellung irgend statt: Hinstellung seinerseits irgend.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 21 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Wer war der Verbrecher?

Nach einer mündlichen Mittheilung.

Als ich im Jahre 1819 im südlichen Frankreich die Stadt A.. besuchte, brachte mich ein Empfehlungsschreiben auch in das Haus des Kaufmanns R., welcher eben so sehr wegen seines Reichthums, als wegen seiner Gradheit und strengen Rechtschaffenheit allgemein geschätzt und geehrt war. Ich verlebte viele frohe Tage im Schooße dieser wackeren Familie, deren Mitglieder, außer dem würdigen Ehepaare, aus zweien Töchtern und einem Sohne bestanden. Eines Abends, als ich wie gewöhnlich dieß gastfreie Haus besuchte, fand ich die Familie in einer recht verdrießlichen Stimmung um den Kamin vereint, und mit der ihnen eigenthümlichen Aufrichtigkeit theilten sie mir sofort die Ursache ihrer Verstimmung mit. Es war nehmlich dem Herrn R. aus seinem Comptoir eine Rolle mit Hundert Louisdors entwendet worden, und zwar auf so unbegreifliche Weise, daß man durchaus hinsichtlich des Thäters keine gegründete Vermuthung hegen konnte. Der gerichtlichen Behörde war bereits die nöthige Anzeige gemacht worden, aber auch sie hatte bis jetzt nichts ermitteln können, setzte indeß ihre Nachforschungen ununterbrochen fort.

Sechs Monate vergingen, welche Zeit ich größtentheils verwandte, die übrigen Städte der schönen Provence zu besuchen; und als ich endlich nach A. zurückkehrte, erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß der Thäter jenes Diebstahls noch immer nicht entdeckt worden sey. Um diese Zeit hatten sich auch in dieser Stadt jene Jesuiten eingefunden, welche, da sie damals noch nicht unter diesem Nahmen aufzutreten wagten, sich Missionaire nannten, und sich auch hier bereits einen bedeutenden Anhang verschafft hatten. Nur das Haus des Herrn R. war ihnen bisjetzt durchaus verschlossen geblieben, obgleich sie, da er als einer der reichsten und angesehensten Männer der Stadt bekannt war, alles Mögliche versucht hatten, um auch ihn ihrem Einflusse zu unterwerfen. — Herr R. ein Feind ihres Treibens, hatte sich sogar öffentlich gegen sie ausgesprochen, aber seltsam genug, kaum einige Tage nach meiner Rückkehr nach A. schien sich urplötzlich seine Ansicht über die Missionaire geändert zu haben; er äußerte sich vortheilhafter über sie, ja er gestattete sogar dem Abbee G. den Zutritt zu seinem Hause und hatte mehrmals Gespräche mit ihm unter vier Augen.

Eines Tages, als ich mich wieder einmal in dem traulichen Kreise dieser Familie befand, deren Mitglieder dießmal sämmtlich zugegen waren, nahm im Laufe des Gesprächs die geistreiche Madame R. das Wort und äußerte gegen ihren Gatten

unverholen ihr Befremden rücksichtlich seiner plötzlichen Sinnesänderung wegen der fremden geistlichen Herrn. „Ich will Euch gern mittheilen, wie die Sache zusammenhängt, Kinder,“ erwiderte Herr R., „warum sollte ich auch ein Geheimniß daraus machen? gereicht sie doch den wackern Leuten zur Ehre. Hört also: Vor mehreren Tagen ließ sich der Abbee G. bei mir melden, versicherend, er habe mit mir über Geschäfte zu reden. — So ungern ich auch etwas mit ihm zu thun haben mochte, konnte ich doch sein Verlangen nicht zurückweisen. Er erschien und begann ohne Weiteres folgendermaßen: „Es sind Ihnen aus Ihrem Comptoir Hundert Louisd'or entwendet worden, mein Herr. Weder Ihnen noch den sorgsamsten Nachforschungen der Polizei ist es gelungen, den Verbrecher zu entdecken. Was aber Ihnen und der Gerechtigkeit unmöglich blieb, bewirkte die Religion, deren Diener wir sind. Der Sündhafte, welcher jenen Diebstahl beging, ist von unsern frommen Predigten zur Reue über seine That geführt worden, er hat sich in den Schooß der Kirche geflüchtet, mir sein Verbrechen im Beichtstuhle bekannt und mir aufgetragen, Ihnen, dem Beraubten, die Hälfte des Entwendeten wieder zuzustellen, wobei er es auf das Schmerzlichste beklagt, den Ueberrest bereits zur Bezahlung dringender Schulden verwandt zu haben, und also nicht im Stande zu seyn, das Ganze ersetzen zu können.“ — Der Herr Abbee händigte mir bei diesen Worten die funfzig Goldstücke ein, und Ihr werdet begreifen — —

„Der Schurke,“ unterbrach jetzt plötzlich der Sohn des Herrn R. seinen Vater, indem er zu seinen Füßen niederstürzte, „ich, ich bin der Verbrecher! Leichtsinn riß mich zur That — Sparsamkeit setzte mich in den Stand, wieder gut machen zu können — ich übergab im Beichtstuhle ohne mich zu nennen, dem Bösewicht die volle Summe, um sie Ihnen mit der Versicherung meiner tiefsten Reue wieder einzuhändigen. — Er hat die andere Hälfte für sich behalten!

Georg Lotz.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Cameron befahl jetzt der aus dem Hause hervorstürzenden Dienerin, bei dem alten Dienstag dieselbe Heilmethode anzuwenden, welche er schon für Aurelia empfohlen hatte. Dann beugte er sich zu der Kafferin nieder, zog ein Federmesser aus der Tasche und tödtete mit einem raschen Schnitte die Schlange.

„Die Wunde,“ sagte er, „ist nicht unbedeutend und wenn sich Jemand fände, welcher sie aussaugen wollte, so würdest Du schnell und leicht von dem Gifte befreit seyn, armes Mädchen.“ —

Er blickte mit inniger Theilnahme zu ihr empor, sie aber versetzte schmerzlich: „Ueberlaß Angora ihrem Schicksale, Herr. Hier ist Niemand, der einer verachteten Kaffernklarin den kleinsten Liebesdienst erweisen würde. Mein Vater ist nicht im Stande, mir zu helfen, denn er leidet selbst viel — ach, mein Vater, mein Vater!“

Cameron blickte umher und mußte es sich gestehen, daß der Anschein ihre bittere Bemerkung bestätige. Gefühllose, nur vom eignen Schreck sich unterhaltende Angesichter, mit keinem Gedanken des bedrohten Lebens eines Mitgeschöpfes gedenkend, oder über die Tölpelei der braunen Thiere scheltend, oder Ferguson und seine Tochter mit conventionellen Höflichkeiten unterhaltend, boten sich ihm dar und die Thätigkeit der Dienerin war vielfältig durch befohlene Dienstleistungen in Anspruch genommen oder sie war mit der Aufhebung der angerichteten Unordnung beschäftigt.

„Hier gilt kein Zögern,“ sprach er, „wenn Dir nicht augenblicklich geholfen wird, so mußt Du sterben.“

Die Menschenfreundlichkeit des jungen Schotten, vielleicht auch das Gefühl der Zuneigung, welches sich mehr und mehr im Laufe der letzten Monate gegen seine braune Hausgenossin bei ihm festgesetzt hatte, überwand den Ekel oder die Furcht vor eigenem Nachtheil, der ihm aus bereitwilliger Hülfsleistung hätte entstehen können. Er erweiterte die Wunde durch einige Schnitte, damit das Blut reichlicher fließen möge und setzte, trotz des heftigen Widerstrebens der von unnennbaren Gefühlen bewegten Angora, muthig die Lippen an die Oeffnung und sog in langen Zügen das todtbringende Gift heraus.

Indessen war diese aufopfernde Dienstleistung nicht unbemerkt geblieben. Meerwunden und van der Loo hatten nicht ermangelt, mit rohem Gelächter ihre Glossen über sie zu machen. Nun auch hüpfte ein freundliches Dämchen zu der so eben vom ersten Schreck sich erholenden Aurelia und sprach neckend:

„Sehn Sie doch, theuerste Miß Ferguson, sehen Sie doch, welche zärtliche Sorgfalt Herr Cameron anwendet, um Ihnen Ihre Dienerin zu erhalten. Er weiß, wie unangenehm seiner Braut der Verlust einer Sklavin seyn würde, die nun eben erst einigermaßen civilisirt ist und Ihnen so etwas aufwarten kann. Es ist nicht so leicht, eine solche erst wieder zu dressiren.“

Wie durch schweigende Uebereinkunft trennte sich der Kreis der sich bisher theilnehmendermeise um die beschädigten Wirthe gebildet hatte und ließ diesen die Aussicht auf den so eifrig beschäftigten Cameron. Eine seltsame Gruppe wurde in der That durch diesen und die Kafferin gebildet. Die Letztere saß vorgebeugt und aus ihren feuchten Blicken sprach unverkennbar eine Empfindung, welche mehr ausdrückte, als man sonst in ihnen zu sehen pflegte. Der Schotte hielt ihren Fuß in seinen Händen und sein freundliches, etwas gebräuntes Antlitz ruhte auf diesem, während sein dunkelblondes Haupthaar die vorgestreckte Hand der Afrikanerin berührte. Mit Ernst und

Eifer nahm er sich des begonnenen Werkes der Heilung an, unbekümmert um die Menge seiner Zuschauer. Als das Aussaugen beendigt war, nahm er eine Flasche mit Branntewein, welche früher von einigen die kräftige Beimischung zu dem schwachen Getränke der Theestaude liebenden Herren benutzt worden und unversehrt bei dem erlebten Sturme auf die Erde gelangt war und wusch die Wunde mit dem Inhalte derselben aus. Dann nahm er sein Taschentuch heraus und verband sie mit diesem.

Eifersucht, Zorn und die Erinnerung an den so eben erst erduldeten Schmerz bewegten Aureliaš Brust und verkehrten die Empfindungen eines im Ganzen nicht bösartigen, sondern nur leichtfertigen, etwas eigensüchtigen Herzens zu häßlichen, grausamen Bewegungen. Dunkle Gluth überfloß ihr Antlitz und mit Verachtung in Ton und Gebehrde wandte sie sich an ihren Vater:

„Mr. Ferguson, sollen diese böswilligen, tölpelhaften Halbmenschen nicht für ihre Bosheit, die ich Ungeschicklichkeit nennen will, bestraft werden? Sie haben diese ganze Gesellschaft gestört und beleidigt, Sie und mich körperlich bedeutend verletzt — wenn sie leer ausgehen, so werden sie diese Unachtsamkeit bald wiederholen und uns in der Folge noch manche Unannehmlichkeit bereiten.“

„In vorigen Zeiten,“ bemerkte Mynheer van Zoogen gelassen, „pflegte man kurze Justiz mit den Sklaven zu machen. Man schoß ihnen Schrot in die Beine — jetzt aber bleibt uns nur noch das Auspeitschen, es geht nicht so schnell damit.“

„Ich habe schon Befehl gegeben,“ beantwortete Ferguson die Aufforderung seiner Tochter, welcher auch hier die kalte Ruhe, die ihn fast in allen Lagen seines Lebens begleitete, oft aber desto heftigere Bewegungen des Innern verdeckte, nicht verläugnete, „ihnen eine kleine Lehre für die Zukunft zu geben und da sie die Beleidiger meiner ganzen werthen Gesellschaft gewesen sind, so soll diese auch Zeuge seyn, wie ihr Genugthuung geschieht.“

Beifallende Zustimmungen erschallten von allen Seiten. Ferguson ging zu Cameron und sprach, ihn am Arm ergreifend: „Ich danke Ihnen, denn ohne Ihre Sorgfalt wäre mir wahrscheinlich eine gute Sklavin, die ich nun noch lange haben kann, entrissen worden. Allein überlassen Sie sie nun ihrem Schicksale, im Ganzen haben Sie ein Geschäft übernommen, welches Sie besser einem meiner Diener übertragen hätten; auch scheint es mir, als fühlten Sie schon die Folgen Ihrer so unbesonnen übernommenen Anstrengung.“

Eduard sah ihn mit großen Augen an, als verstehe er nicht ganz den Sinn seiner Rede. Er fühlte eine betäubende Mattigkeit und Schlaffigkeit in allen seinen Gliedern, so daß es ihm schwer wurde, sich auf den Füßen zu erhalten. — Die Umstehenden erklärten dies für eine Wirkung des Giftes, welches, wenn auch nur augenblicklich, in seinem Munde gewesen sey, und ertheilten ihm den Rath, sogleich einige Stunden der Ruhe zu pflegen. Er befolgte diesen Rath und ging, fast empfindungslos gegen das, was um ihn vorging, in sein Zimmer, wo er augenblicklich in einen festen Schlaf versank.

Einer der Griquas, ein häßlicher, stark gebauter, brauner Kerl, welcher December genannt wurde, rollte ein schweres Wagenrad herbei, während ein Anderer, den man Herbst rief, eine Sjamboe um den Kopf schwang. Dies war eine Art von Peitsche von Hippopotamushaut und vorzüglich zu dem Gebrauche geeignet, zu dem sie benutzt wurde, da sie zähe, geschmeidig, trotz dem aber fast so schwer wie Blei war. Dieses in der Colonie gebräuchliche Werkzeug sollte auch jetzt zur Rache der erlittenen Unbill von den zornigen Pflanzern auf ihre bebenden Untergebenen angewendet werden.

December legte das Wagenrad auf die Erde und nahte sich auf einen Wink Fergusons Angora, welche, wissend, daß weder Widerstand noch Flehen um Erbarmen die entsetzliche, von dem gereizten Zorne ihrer grausamen Gebieter dictirte Strafe aufsetzen oder hintertreiben würde, ohne irgend ein Wort oder Zeichen des Ungehorsams, mit unbewegten Gesichtszügen, den Kopf zur Erde gesenkt, ihrem Zuchtmeister folgte. Nur als sie unmittelbar an Aurelien vorüberkam, hielt sie einen Augenblick an, erhob den Kopf und richtete das ausdrucksvolle schwarze Auge auf diese, als müsse sie von der zarten, für eignes Leid so empfänglichen Herrin Mitleid für fremden Schmerz und Milderung des harten Urtheils erwarten. Als sie aber auf ihrem sonst so lieblichen und reizenden Angesichte nur die bittern Empfindungen der Wuth und Rache ausgeprägt, als sie die sonst so holden Züge durch die flammende Gluth des Aergers und Hasses verzerrt sah, setzte sie ihren Weg fort, erkennend, daß hier weder Barmherzigkeit noch Verzeihung zu hoffen sey. Gelassen duldete sie, daß die rohen Fäuste Decembers ihre Schultern entblößten und ihre Arme auf dem Wagenrad fest banden; ohne einen Laut der Klage erlitt sie eine Anzahl Schläge, welche das Blut in Strömen ihrem Körper entlockte. Kaum war der erste Strafact vollzogen, als auch Dienstag, noch unfähig, sich ohne fremden Beistand der Füße zu bedienen, herbeigeschleppt wurde, um das Schicksal seiner Tochter zu theilen. Bei diesem Anblick sprach sich Entsetzen in den Zügen des afrikanischen Mädchens aus. Nicht achtend der eignen, tiefen Verletzung des noch blutrünstigen, eben erst bedeckten Nackens, stürzte sie zu den Füßen der Tochter Fergusons und umschlang ihre Knie mit krampfhafter Heftigkeit, indem sie mit tödtlicher Angst rief:

„Herrin, sey gnädig, sey barmherzig! Du hast auch einen Vater, laß den alten Mann nicht so gräßlich peitschen, es könnte sein Tod seyn! O, mein Rücken ist blutig zerfleischt, allein ich duldete willig die unsägliche Pein, denn ich dachte, daß mich allein Dein Zorn treffen sollte, oder wenn es seyn muß, wenn Dein Unwille noch nicht getilgt ist, so laß mich noch erleiden, was Du ihm bestimmt hast, nur rette den alten Mann, rette meinen Vater!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Mirabeau in der Nationalversammlung.

Das Erscheinen Mirabeaus in der Nationalversammlung, als er dort zum erstenmal als Deputirter des Thiersetat auftrat, war höchst merkwürdig. Er der Graf, in der anspruchslosen Tracht, welche den Repräsentanten der niederen Klasse bestimmt worden. Als er an den Sitzen des Adels vorüberkam, wo Alles von Gold und Pracht strahlte, wo die aristokratischen Federn wehten, umzuckte ein verächtliches Lächeln seine Lippen. Einer seiner Freunde, ein Edelmann, näherte sich ihm, als er seinen Platz eingenommen hatte, auf einen Augenblick. „Sie wollen feindselig gegen uns auftreten, Graf," sprach er, „Sie thun Unrecht daran. Haben Sie nicht den Adel verletzt, den Sie jetzt verachten? Wollen Sie daß man Ihnen verzeihe, so lassen Sie den Trotz fahren und bitten Sie um Gnade."

Mirabeau, welcher bisher seinen Freund ruhig angehört hatte, fuhr jetzt heftig auf, seine Augen flammten und er erwiderte in jenem Tone, welcher die größte Aufregung dieses berühmten Redners bezeichnete: „Ich bin hieher gekommen, um Gnade bitten zu hören, aber nicht selbst um Gnade zu bitten."

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Februar.

Stadt-Theater.

Am 15ten dieses zum Erstenmale: «Der literarische Salon.» Lustspiel in 3 Aufzügen von Bauernfeld.

Mit wenigen Worten können wir den geneigten Leser in die Tendenz dieses neuesten Erzeugnisses eines Dichters einweihen, dem wir neben Mangelhafterem manches Gute verdanken, falls ihm nicht der Titel: «literarische Salon,» schon Alles verrathen hat. Eine Apologie auf die alte solide Schule, deren Glanze keine moderne Anfechtung etwas rauben wird, eine Satyre auf das junge Deutschland sind dem ersten Anscheine nach nicht allzuglückliche Vorwürfe für ein Bühnenstück. Doch sind sie nicht ohne Geist aufgefaßt, so daß man diese Satyre, sollte sie nichts Anderes seyn, als eben eine Satyre, wenigstens von dem Standpunkte des Verfassers aus, für gelungen erklären kann, und das Mißfallen, das dieses Lustspiel anderer Orten erregt hat, ist wohl mehr daraus abzunehmen, daß eine Ansicht der neuesten Literatur, wie sie der Verfasser aufstellt, dort in einem höherrn Grade heterodox der allgemeinen Meinung entgegentreten mochte, als es hier der Fall war. — Mäßigen Forderungen in dieser Hinsicht also möchte wohl genügt seyn, weniger aber denen, die wir in dramatischer Hinsicht zu machen für Pflicht halten. Wie gedehnt ist nur zu oft der Dialog, wie gesucht die Situationen, und doch wie alltäglich die ganze Intrigue! Wie locker motivirt ist, um nur eins anzuführen, der Wechsel in den Gesinnungen und Gefühlen der Emilie, wie veraltet die Stellung in der der alte Diener zu seinem Herrn steht; wenigstens im Norden sieht man etwas dem Aehnlichen nur auf der Bühne. Wozu also solche Momente in das Drama versechten, das sich in der Sphäre des täglichen Lebens bewegt, und noch dazu in das vorliegende Lustspiel, das so ganz in das neueste Leben gehört. Wenn wir, was die Charakteristik anbetrifft, zwar manches consequent durchgeführte, dem Leben entnommene Bild hervorleuchten sehn, und wir das des alten Herrn Lampe nur loben können, der, von einem heuchlerischen Zeitungsredakteur beschwatzt, sich eindildet, für die Bildung der Welt sorgen und die Aufklärung befordern zu müssen glaubt, so können wir doch dies nicht auf alle ausdehnen, und wir werden die bedeutenderen einzeln durchgehen, zugleich mit Berücksichtigung der Darsteller. — Herr Jost zeichnet den Charakter des Herrn Lampe mit allem ihm eignen Humor, ohne das Maaß zu überschreiten, was um so mehr anzuerkennen ist, da der Dichter sich mancher zu grellen Farben bedient hat, um das Lächerliche einer solchen Maeronmanie recht kräftig zu zeigen. Auf das Verfehlte in dem Charakter der Emilie habe ich schon oben hingewiesen. Mad. Lenz thut das Ihrige, die Contraste zu mildern, aber nur theilweise gelingt es ihr, uns mit dieser Erscheinung auszusöhnen. Sehr natürlich anmuthig tritt uns die jüngere Schwester Louise entgegen, die kaum die Kinderjahre verlassend, eben durch ihre Jugend geschutzt ist gegen die Anstechungen der modernen Schriftstellerwuth, die ihre Schwester fast mit sich selbst in Zwiespalt brachte. Dlle. Enghaus gab diese Rolle, da sie eben keinen großen Aufwand von genialer Auffassung erfordert, mit kindlicher Natürlichkeit und nicht ohne Anmuth. Doctor Mendemann ist ein Charakter, dem es nicht an Lebenswahrheit im Einzelnen fehlt, obgleich ihm ein scharf gezeichneter Umriß mangelt; Herr Döring carrikirte nicht, was hier so leicht geschehen konnte, nur möchte man die Maske ein wenig gemildert sehen. Ausgezeichnet war die Scene in seinem Bureau mit seinem Schreiber, die überhaupt auch eine von dem Verfasser reich ausgestattete ist. Der Dichter Morgenroth fand einen herrlichen Repräsentanten an Herrn Lebrün, dessen erstes Erscheinen schon, wiewohl im Aeußeren etwas outrirt, uns alle Lächerlichkeit, Großprahlerei, Eitelkeit und Zudringlichkeit des jungen Deutschland mit den buntesten Farben schildert. Eine höchst jämmerliche Figur spielt der Capitain Mannsfeld (Herr Fehringer) ein ganz alltäglicher Liebhaber. Die übrigen Rollen sind sämmtlich untergeordnet, und daher weiter nicht zu erwähnen. — Das Publikum schenkte dem Lustspiel Beifall und ruhete am Schluß nicht eher mit dem Applaus, bis wenigstens ein Theil der Mitspielenden sich noch einmal zeigte.

Hierauf folgte die kleine Weigel'sche Operette: «Der Maler von Ostade,» über welche Darstellung wir schweigen wollen, weil es Dinge giebt, die besser in Nacht verborgen bleiben. Bemerken müssen wir indeß, daß unserm verdienstvollen Herrn Uetz keineswegs der Tadel des Verfehlten trifft, er bewährte sich in der Titelrolle auch heute als wackerer Sänger und Darsteller; aber seine beste Piece ward ihm durch Unsicherheit der Mitwirkenden verdorben. — Herr Nader als Farbenreiber übertrieb zu sehr.

Repertorium.

Sonnabend, den 18ten Februar: „Norma." Oper in 3 Aufzügen. Musik von Bellini.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 22 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Mademoiselle Montansier *)

In der Mitte des Octobers 1789 erklärte Demoiselle Montansier, Directrice der Schauspielertruppe zu Versailles ganz ernsthaft, daß sie, da sich der Hof und die National-Versammlung nach Paris begeben hätten, nicht länger von den Majestäten getrennt bleiben könne. Ohne Zweifel erschien diese Erklärung ziemlich peremtorisch, wenn auch nicht dem Corps Représentatif, doch der Königin Maria Antoinette, welche schon seit geraumer Zeit Dlle. Montansier mit ihrer Gunst beglückte. Die Königin erhielt für ihren Schützling ein kleines Theater, gelegen am äußersten nördlichen Ende der Gallerie des Palais-Royal, und bekannt unter dem Titel: Théatre Beaujolais. Die Auswanderer aus Versailles spielten dort komische Opern und Lustspiele.

Demoiselle Montansier war eines jener Frauenzimmer, welche immer jung bleiben; selbst in ihrem Alter bemerkte man bei ihr noch jene südliche Lebhaftigkeit des Ausdrucks, der Gebehrden, des Geistes und des Coloriti, welche die Kinder der Garonne bezeichnet. Sie war nie besonders hübsch, aber im höchsten Grade einnehmend. Begabt mit jenem natürlichen Verstande, der oft für einen ausgebildeten Geist gilt, schwatzte sie über alles mit verhängtem Zügel und traf so nicht selten das Rechte auf ihrem wilden Phantasiepfade. Stets galante Frau, nie selbst Comödiantin, sprach sie von der dramatischen Kunst wie von der Tugend, das heißt: vom Hörensagen. — Nachdem sie aber das vierzigste Jahr zurückgelegt hatte, sprach sie von der Liebe, wie ein Frauenzimmer deren Erfahrung sich täglich bereicherte.

Im Jahre 1770 traf Dlle. Montansier zu Paris wieder mit dem jungen Marquis de Barras zusammen, ihrem Landsmanne, einem Gascogner im vollen Sinne des Worts, *) denn er schwatzte zwar rastlos von den Schlössern seiner Familie, befand sich aber selbst in derangirten Vermögensumständen. Er schloß sich daher an das Glück der Montansier an, und man muß der Wahrheit gemäß bekennen, daß, so oft sie auch ihre Liebhaber wechselte, sie doch immer eine innige Anhänglichkeit an Barras beibehielt.

Diese Frau konnte mit Recht der Typus eines moralischen

*) Nach Touchard Lafosse: Souvenirs d'un Demi Siecle.

*) Hier irrt der Verfaßer. Barras stammte aus der Provence. G. L.

Chaos genannt werden. Mein Vater, welcher wie ich glaube, auch ein vorübergehender Gegenstand ihrer beweglichen Liebe war, als sie das Theater zu Nantes dirigirte, erzählte mir darüber folgendes: „Von der Thätigkeit der Montansier kann man sich kaum eine Vorstellung machen, so viel Gegenstände umfaßte sie zu gleicher Zeit. Es war die Thätigkeit der Unordnung, sie wollte alles mit eigenen Augen sehen, alles mit eigenen Augen prüfen. Ihr Zimmer war das materielle Bild der Verwirrung ihrer Ideen. Hier sah man bunt durcheinander Modelle zu Costümen und Decorationen, Manuscripte, ausgeschriebene Rollen, neue Partituren, Broschüren und Tagesblätter. Die Montansier versuchte sich auf allen Instrumenten, obgleich sie im Grunde keines ordentlich spielte. — Ihre Wohnung glich dem Laden eines Instrumentenmachers; aber alle diese harmonischen Utensilien dienten zu nichts als höchstens für zwei oder drei Katzen, oder eben so viel Hunde, ein Lager abzugeben. Wenn diese thörichte Frau," fügte mein Vater hinzu, „für irgend ein Instrument eine Leidenschaft faßte, machte sie es, wie mit ihren Liebhabern, sie beschäftigte sich unablässig mit demselben, nur belästigte sie ihre Nachbaren mehr damit, für welche ihre bis zwei, drei Uhr in der Nacht fortdauernden musikalischen Studien wahrhafte Ohrenfolter waren. Eines Tages, als sie mich zum Mittagsessen eingeladen hatte," erzählte mein Vater weiter, „fand ich sie, wie sie mit aufgeblasenen Backen, wie Boreas, in ein Waldhorn bließ, ich war genöthigt die Töne drei Stunden lang anzuhören, die sie dem Instrumente entpreßte, zum großen Leidwesen meines Magens, welcher, weit entfernt, mit dieser schauderhaften Musik zu harmoniren, im Gegentheil gegen die lange Dauer derselben knurrend declamirte."

Demoiselle Montansier war gutmüthig, gefällig, ja selbst verschwenderisch in ihrer Großmuth, ihre Pensionaire waren ihre Kinder, so lange sie selbst Geld hatte, fehlte es jenen nicht daran. Leider machte das Spiel, dem sie mit Leidenschaft ergeben war, es ihr oft unmöglich, ihrem Hange zur Wohlthätigkeit nachzuleben; wenn sie aber bei Casse war, reichte es hin, Schauspieler oder Schauspielerin zu seyn, um Anspruch an ihre Wohlthätigkeit zu haben. Da hieß es denn ungefähr so;

„Ha, bist Du's, mein Junge! Nun was fehlt Dir, Du läßt ja gewaltig die Ohren hängen?"

„Mademoiselle, meine Habseligkeiten — — "

„Ich verstehe, Dein Director hat sie für geleisteten Vorschuß in Beschlag genommen."

„Eine Kleinigkeit — nur funfzig Thaler!"

„Da hast Du sie. Geh und löse Deine Sachen ein. — Doch wohin wolltest Du?"

„Nach Nancy, Mademoiselle."

„Ey da mußt Du noch 100 Francs haben, da sind sie. Nun reise mit Gott, möge Dich der Himmel vor dem Ausspeisen bewahren."

— — Ha, sieh da, Rosamunde; Ich freue mich, Dich zu sehen, Kind! Wie stehts um die Kunst — den Beifall — mit der Liebe? Wie beherrschest Du das Alles?"

„Ach Mademoiselle, ich habe nicht immer die Herrschaft behalten."

„Ich verstehe, Du hast Dich beherrschen lassen, zum Nachtheil für Deinen Geldbeutel und Deinen Ruf."

„Ich kann das leider nicht leugnen."

„Woher kommst Du jetzt?"

„Von Lüneville."

„Und wie viel brauchst Du?"

„Ich wage es kaum auszusprechen."

„Nur heraus damit!"

„Fünfhundert Livres."

„So viel hat mir grade das verwünschte Spiel gestern Abend noch übrig gelassen, da hast Du sie. Besser ich gebe sie Dir als dem Coeur Buben. Aber folge meinem Rath, wähle Deine Liebhaber künftig unter den Stabsoffizieren, wenn Dein Herz auch dabei verliert, wird doch Dein Geldbeutel gewinnen.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Aber die zartgebaute Tochter Schottlands blickte mit feindseligem Hohne auf die Afrikanerin, unendlich erfreut, daß sie diesem verachteten Gegenstande, gegen den sie schon fast seit seinem ersten Auftreten ein undeutliches Gefühl der Abneigung empfand, welches jetzt mit verderbenbringender Klarheit sich plötzlich ihrem geistigen Auge enthüllt hatte, ein bitteres und herbes Leid zufügen könne.

„Glaubst Du, thörichtes Geschöpf," sagte sie erbittert, „daß der alte Tölpel, der gerade mich durch seine Ungeschicklichkeit verletzte, frei ausgehen solle, während Du, die minder Strafbare, Deine Lektion schon empfangen hast? Die doppelte Anzahl Schläge, die Du schon erhalten hast, ist ihm zugedacht und wenn er oder Du noch ein Wort des Ungehorsams verlauten lassen, so lasse ich Euch Beide zu Tode peitschen!" —

Ein herzzerschneidender Schrei, dem ein dumpfes Wimmern folgte, belehrte die Anwesenden, daß der Anfang der Strafhandlung bereits bei dem alten Kaffern begonnen habe. Angora hatte ihren Platz zu den Füßen der ungnädigen Gebieterin verlassen und einige Schritte entfernt das mit den Händen verhüllte Gesicht auf einen Stuhl herabgebeugt. Kein Wort entfloh ferner ihrem Munde, nur bemerkte man, daß hin und wieder ein convulsivisches Zucken ihren Körper erschütterte. Als die Strafe vollzogen war, befahl Mr. Fergu-

son mit gewohnter Ruhe, Dienstag fortzubringen, der unter den Streichen ohnmächtig geworden war, und einige lindernde und heilende Mittel anzuwenden, damit sein Leben, so nützlich und brauchbar dem Haushalte des besonnenen Schottländers, nicht gefährdet sey. Angora erhob sich langsam und folgte dem sich entfernenden Zuge in das Haus, wo ihre kindliche Sorgfalt bei der Pflege ihres Vaters neuen Spielraum fand. Das ganze Ereigniß, obwohl fast alle die würdigen Colonisten der gerechten Bestrafung der Ungezogenheit der kaffernischen Tölpel mit innerem Behagen beigewohnt hatten, störte doch die behagliche Gemüthlichkeit, in der sich die Gesellschaft bisher befunden und diese brach bald auf, ihren gastfreien Wirthen eine baldige Wiederholung ihres Besuchs versprechend.

Eduard Cameron hatte nach dem Erwachen aus mehrstündigem Schlummer die Ereignisse erfahren, die sich während desselben zutrugen und auf die in heftiger Empörung über die grausame Behandlung ihrer Untergebenen Aurelia und ihrem Vater gespendeten Vorwürfe von dem letztern kalte Gemeinplätze, von der erstern aber bittere, anzügliche Erwiderungen erhalten. Wirklich stieg auch in Aureliaś Herzen auf Augenblicke ein leises Gefühl der Reue über die Härte auf, mit der sie ein durch die Umstände herbeigeführtes, im Grunde unbedeutendes Versehen bestraft hatte, doch rief sie sich die mancherlei Ursachen zurück, die ihren Zorn in jener Stunde der Aufregung gereizt hatten, und die Erinnerung an diese gab der nur zu lange schon bestehenden Erbitterung gegen Angora neue Nahrung in ihrem Gemüthe und veranlaßte sie, das bessere Gefühl zu unterdrücken und ihrem Landsmanne auf die erwähnte Art zu antworten. Bei diesem erhob sich später, nachdem das erste Aufbrausen des Unwillens vorüber war, eine Gedankenfolge, welche ihn bewog, sein Inneres zu prüfen. Hierdurch milderte sich die fast feindselige Abneigung, die er gegen seine Braut seit jener Begebenheit fühlte, in einiger Hinsicht. Er mußte es sich gestehen, daß er das lebendige Interesse, welches sich seiner für das Schicksal des kaffernischen Mädchens bemächtigt hatte, bei manchen Gelegenheiten unbewußt geäußert und nun zuletzt gar durch die auforfernde Handlung des Aussaugens der Giftwunde einen überzeugenden Beweis davon gegeben habe. Diese wiederholt bestätigten Bemerkungen konnten einem Mädchen, das seit einem Jahre gewohnt war, sich als seine zukünftige Gattin zu betrachten, unmöglich angenehm seyn und hatten vielleicht die so unbarmherzige Entlarvung ihres Zornes auf die unschuldige Veranlasserin desselben befördert. Im Gefühle seines theilweisen Unrechts gegen die Verlobte, gestaltete sich daher sein Betragen gegen die Kafferin kälter und zurückhaltender als bisher, während er es nicht unterlassen konnte, gegen Aurelia eine finstere Verschlossenheit und Entfernung zu beobachten. Oft auch überließ er sich einem finstern Brüten über die Zukunft, denn verschwunden waren die heitern und farbenglänzenden Bilder,

die er sich einst in derselben geträumt. Immer klarer wurde es ihm, daß er in Aurelia die Eigenschaften nicht fände, die er bei der künftigen Lebensgefährtin zu seinem Glücke für unerläßlich hielt, daß er, verblendet vom Rausche der Leidenschaft das bei ihr zu finden gewähnt hätte, von dem nun auch keine Spur sich darbot und in trauriger Verkörperung verschwand das Ideal oder den nüchternen Wirklichkeit des Lebens, das einst so zauberisch das Bild der Geliebten verklärt und mit unzähligen Reizen geschmückt, ihm vorgeschwebt hatte.

Er pflegte in den späten Abendstunden häufig, ausruhend von den Geschäften des Tagewerkes, die Fenster seines Zimmers zu öffnen, um der kühlen Abendluft den Eingang zu gestatten und sich an dem Anblick der romantischen, vom Mondlicht seltsam erhellten Gegend zu ergötzen. So stand er denn auch eines Abends, als die Mitternacht nicht fern mehr war, mit übereinandergeschlagenen Armen vor der Fensteröffnung, die in der Ferne sich erhebenden, gleich fabelhaften Riesenbildern sich gestaltenden Formen der Berge oder die gigantischen Stämme des Urwaldes, die, überragend jegliches kleinere Gebüsch, den Saum des Himmels zu berühren schienen, betrachtend. Die Bilder der südlichen Hemisphäre stiegen herauf an dem ewigen Dom; das Kreuz erhob sich in seiner unübertroffenen Klarheit, begleitet von dem Phönix, Tafelberg und allen jenen Sternkörpern, die an nördlicher Himmelsgegend dem Auge verborgen bleiben. Sein Blick verlor sich in den unermessenen Räumen, doch wurde er zu den Betrachtungen der Erde zurückgerufen, da er mit schnellem, leisen Schritte die wohlbekannte Gestalt Angoras über den freien Platz, der sich an der einen Seite des Hauses ausdehnte, hingleiten und im Gebüsche verschwinden sah. Mehreremale hatte er bemerkt in der letzten Zeit, daß sie diesen Weg um dieselbe Zeit machte, jedoch war dieses ihm sonst so wenig wie auch heute auffallend gewesen, da er voraussetzte, daß irgend ein launischer Einfall Aureliaś die Dienerin beauftrage, ihr irgend ein Gewächs oder eine Frucht aus dem Walde zu holen und als er nach dem Verlaufe von fast einer halben Stunde ihr Zurückkommen gewahrte, eilig, wie sie gegangen war, schloß er sein Fenster und ergriff ein Buch, welches bald seine Aufmerksamkeit gänzlich in Anspruch nahm.

Angora hatte indessen diesen Gang, wie so manchen früheren zu gleichem Zwecke, verstohlenerweise und nicht ohne besondere Absicht vollführt. Als sie im Schatten des Gebüsches angelangt war, schlüpfte sie fast mit der Schnelligkeit eines Rehes noch eine bedeutende Strecke fort, unbekümmert um die Hindernisse, welche ihr die herabhängenden, blätterreichen Zweige oder häufig aufstoßende Baumstümpfe und Wurzeln in den Weg zu legen schienen, bis sie endlich an einen Platz gelangte, in dessen Mitte ein riesiger Baum seine gewaltigen Zweige zum Himmel streckte. Kaum hatte sie diesen Punkt erreicht, als eine Gestalt von fast gigantischem Bau hinter dem bergenden Stamme hervortrat, welche einem Eingeborenen des Landes gehören mußte. Sein Haar war schwarz, wollig und in

einzelnen Büscheln emporstehend, seine Hautfarbe schwarzbraun und seine Glieder von jener Form, welche auf eine herkulische Leibesstärke schließen läßt. Seine Kleidung bestand aus Thierfellen, doch waren Arme, Brust und Beine unbedeckt, und sein Haupt mit einer Art von bunten Federn versertigter Krone geziert. Als Bewaffnung trug er einen Hasagai, einen leichten, bei den Kaffern gebräuchlichen Wurfspieß, so wie einige blanke, im Gürtel steckende Messer und einen um die Schultern gehängten Bogen nebst einem Köcher mit Pfeilen.

Angora blieb einen Augenblick wie erschöpft von der Eile ihres Laufes wortlos stehen. Der afrikanische Krieger näherte sich ihr und sagte ernst: „Ist Alles bereit? die Tambukkis haben ihre Feuer verlassen und sind fertig mir zu folgen."

„Sobald der Mond am Himmel verschwindet," sprach Angora, „soll Alles bereit seyn. Eine kurze Weile noch muß Mapas mir Frist geben." — „Ich folge Angoras Worten," sprach der Afrikaner in den tiefen und ernsten Tönen, die seiner Stimme eigenthümlich waren, „der große Geist wird den Tambukkis günstig seyn."

Er wollte in das Dickicht zurückschreiten, als er bemerkte, daß Angora noch nicht ihren Platz verließ; daher kehrte er sich um und redete sie an: „Hat die Tochter Huaskar mir noch etwas zu vertrauen?"

„Wird Mapas mein Wort hören und mir eine Bitte gewähren?" fragte Angora, indem sie das sinnend zur Erde gesenkte Haupt erhob. „Es ist Einer unter den weißen Christen der mir Gutes erzeigt hat, wird Mapas ihm die Freiheit geben?" —

Ein zorniger Ausdruck des Hasses und der Verachtung flog über Mapas rauhe Züge und finster rief er mit einer Stimme, welche das Herz seiner Zuhörerin erbeben ließ: „Die weißen Christen müssen Alle sterben, denn Alle sind die Todfeinde der Tambukkis." — Darauf ging er mit großen Schritten in das Gebüsch zurück. Angora seufzte tief und schlug etwas langsamer als sie gekommen war, den Rückweg nach dem Gute ein.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

In einer Gesellschaft in welcher von dem berühmten Luftschiffer, Herrn Green, gesprochen wurde, bemerkte ein etwa allzu naiver junger Mann: „Gesetzt den Fall, Herr Green würde mit seinem Ballon so weit von Europa getrieben, daß er genöthigt wäre, sich auf eine unbewohnte Insel niederzulassen, was für Augen würden da die Eingebornen machen!"

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Dresden, im Februar.

Der talentvolle Burmeister-Lyser, dessen kunstgeübtem Griffel wir schon so manche gelungene Zeichnungen verdanken, hat neuerdings dem Publikum ein sehr angenehmes Geschenk gemacht, durch die

Umrisse nach Darstellungen von Emil Devrient,

welche von ihm entworfen und auf Stein gezeichnet, so eben erschienen sind. — Herr Lyser hat vor mehreren Jahren für Ihre Originalien ebenfalls eine Reihe von Skizzen, gezeichnet nach Darstellungen des verstorbenen aber unsterblichen Ludwig Devrient, geliefert, den Shylok, Franz Moor, Falstaff u. s. w. welche ebenfalls hinsichtlich der Auffassung als werthvoll betrachtet werden können. Hinsichtlich der Ausführung aber übertreffen die Umrisse von welchen hier die Rede ist, jene bei weitem, wie denn das auch nicht anders seyn konnte, da Herr Lyser ein zu wahrhafter Künstler ist, als daß er während des Zeitraums der zwischen diesen seinen beiden Arbeiten liegt, auf der Bahn der Kunst nicht fortgeschritten seyn sollte. Der wackere Zeichner hat in diesem saubern Heftchen, außer dem wohlgetroffenen Bilde des trefflichen Emil Devrient, diesen kapitalen Mimen noch in acht seiner besten Leistungen hingestellt, nemlich als Hamlet, Posa, Lord Harleigh, Leicester, Hans Sachs, König Enzio und Don Cäsar, und ohne der Portraitähnlichkeit zu nahe zu treten, ist es dem verdienstvollen Herrn Lyser gelungen den jedesmaligen Moment, in welchem er Devrient hinstellte, die getreue Charakteristik zu geben, Fast in allen diesen Darstellungen ist unser Devrient — wir sprechen dies «unser» mit wahrhaftem Stolze aus, denn er und seine liebenswürdige Gattin sind nicht blos die Lieblinge unseres Publikums, sondern auch aller der Städte, in welchen sie ihr reiches Talent entfalteten, ist dieser seltene Künstler noch von seinem dortigen Aufenthalte in Ihrem Hamburg bekannt und mit Freuden werden gewiß viele seiner Freunde und Bewunderer sich beeilen, sich im Besitz dieser Umrisse zu setzen, um dadurch wieder an jene Zeit erinnert zu werden, wo Emil Devrient ihnen so herrlicher Genüsse verschaffte. K.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 25sten Februar: „Die Jüdin." Oper in 5 Aufzügen. Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 23 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Mirabeaus letzte Augenblicke.

Nach Touchard Lafosse.

Obgleich Mirabeau sein Ende nahen sah, beschäftigte er sich doch fortwährend mit den wichtigen Angelegenheiten des Staats. „Ach," sprach er zu den zahlreichen Freunden, welche sein Lager umstanden, „ich trage in meinem Herzen die Trauer um die Monarchie, deren Ueberreste den Factionen zur Beute fallen werden." — Dann fuhr er mit dem Ausdruck des tiefsten Schmerzes fort, „wir gehen zu Grunde und werden nicht einmal die traurige Ehre eines Bürgerkrieges haben. Frankreich stirbt an seiner Auflösung."

In diesem Augenblick hob sein Kammerdiener seinen Kopf ein wenig, um das Kissen zurecht zu rücken, da bemerkte er mit mehr Ueberzeugung als Bescheidenheit: „Mein Sohn, Du hältst jetzt den stärksten Kopf Frankreichs in Deinen Händen." Er hatte diese stolzen Worte kaum ausgesprochen, als sich ein ungewöhnlicher Lärm von der Straße her vernehmen ließ.

„Was ist das?" fragte Mirabeau.

„Ein Artilleriepark rollt vorüber," antwortete man ihm.

„Wie?" fragte er, „wäre das schon das Leichenbegängniß des Achilles?"

Sein Arzt Cabanis hatte gehofft, daß die verordnete Arznei seinem Uebel Einhalt thun würde, und fragte den Kranken, ob er noch keine Wirkung spüre.

„Kein sonderliche," erwiderte Mirabeau mit dem ihm eigenthümlichen caustischen Lächeln, „mein Magen gleicht unseren ersten öffentlichen Beamten, er versieht sein Amt sehr schlecht."

Und schnell seine Gedanken wieder auf die politischen Angelegenheiten richtend, rief er: „dieser Pitt ist der Minister der Zurüstungen, er regiert mehr durch das, womit er droht, als durch das was er thut. Wäre ich am Leben geblieben, ich glaube, ich würde ihm etwas zu schaffen und viel Verdruß gemacht haben."

Am folgenden Tage fühlte Mirabeau daß seine Sterbestunde herannrücke. „Mein Freund," sprach er zu Cabanis, „ich sterbe noch heute. Sie sind ein großer Arzt, — aber es giebt einen größeren als Sie, der da den Sturm schafft, welcher alles über den Haufen wirft — das Wasser, welches Alles befruchtet — das Feuer das Alles belebt — er will über die Elemente verfügen, aus denen mein Wesen besteht, um andre daraus zu bilden — —. Ist man erst so weit gekommen,"

fügte der Sterbende mit einem gewissen epicuräischen Gefühle hinzu, „bleibt nur noch eines zu thun übrig, man muß Wohlgerüche um sich verbreiten und liebliche Harmonien ertönen lassen, um sanft hinüber in den Schlaf gewiegt zu werden, aus dem man nicht wieder erwachen soll. Geben Sie mir Ihr Ehrenwort, daß Sie mich nicht unnütze Schmerzen dulden lassen werden, ich will ungetrübt die Gegenwart alles dessen genießen, was mir lieb ist."

Im Laufe des Vormittags wurden die Leiden des Kranken unerträglich; er wollte sprechen, aber seine Zunge versagte ihm den Dienst. Er ergaße eine Feder, die auf seinem Nachtische lag und warf auf ein Blatt Papier das Wort hin: „Schlafen!"

Cabanis stellte sich als verständ er ihn nicht. Da ergriff der Sterbende noch einmal die Feder und schrieb: „Glauben Sie, daß das Verlangen nach dem Tode sträflich sey? — Der Arzt schwieg fortwährend. Der Sterbende schrieb mit noch größerer Lebhaftigkeit, ja mit Ungeduld: „So lange man glauben konnte, daß Opium mir schaden könne, war es recht, ihn mir zu verweigern, jetzt aber, da ich nur durch ein Wunder gerettet werden kann, warum versucht man es nicht? Beeilen Sie sich, ich habe noch Kraft für ein Jahrhundert, aber nicht Muth für einen Augenblick."

„Ihr Wunsch soll sogleich erfüllt werden," sprach der Arzt gerührt, und unverzüglich verschrieb er das Recept eines beruhigenden Mittels.

Nach einer halben Stunde stiegen Mirabeaus Schmerzen aufs höchste und von Qualen überwältigt rief er noch einmal donnernd, wie vormals so oft in den Versammlungen: „Man hat mich hintergangen!"

„Nein, man hintergeht sie nicht," versetzte Cabanis, „das Mittel kömmt sogleich."

„Ach die Aerzte, die Aerzte!!" rief der Sterbende, indem er einen von Zorn und Anhänglichkeit gemischten Blick auf Cabanis warf. „Haben Sie mir nicht so oft versprochen, mich keinen so qualvollen Tod erdulden zu lassen. Soll ich verwünschen, Ihnen vertrauet zu haben?" — —

Bei diesen letzten Worten zuckte Mirabeau krampfhaft zusammen, er schlug das Auge gen Himmel empor und verschied. —

Sobald die National-Versammlung Nachricht von Mirabeaus Tode empfing, decretirte sie eine achttägige Trauer, und am folgenden Tage entschied sie, daß das Andenken eines so außerordentlichen Mannes auch außerordentlich geehrt werden müsse, weshalb seine Staubeshülle nach der neuen Kirche Sainte Geneviève geschafft, und die Bestimmung und der Name dieser Kirche fortan verändert werden solle, indem von jetzt an die Ueberreste der Franzosen, die sich um ihr Vaterland besonders verdient machten, in diesem neuen Pantheon aufbewahrt werden sollten.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Cameron hörte, wie sie die gewöhnlichen Geschäfte, die sie vor dem Schlafengehen zu vollbringen pflegte, ausführte und Aurelias Befehle im anstoßenden Zimmer auf ihre gewöhnliche gelassene unterwürfige Weise ausrichtete. Als sie endlich von der vielfordernden Gebieterin entlassen worden war, trat sie in Camerons Zimmer, um, ihrer Gewohnheit gemäß, sich zu erkundigen, auf welche Art er über ihre Dienstleistungen zu gebieten beabsichtige. Er beantwortete diese demüthige Aufforderung freundlich verneinend und glaubte, daß sie im Begriffe sey, das Zimmer zu verlassen, als er von seinem Buche aufsehend bemerkte, daß sie das bisher gesenkte Haupt erhoben hatte und das glühende, schwarze Auge unbeweglich auf ihn heftete. Verwundert über diese ungewöhnliche Erscheinung sprach er gütig, wie er sich immer gegen die Kafferin zeigte.

„Wünschest Du mir noch etwas vorzutragen, Angora? Wenn es in meiner Macht steht, Dir einen Gefallen zu erweisen, so bin ich gern zu demselben erbötig."

Ein lebhaftes Gebehrdenspiel, wie es nur bei außerordentlichen Gelegenheiten die edlen Züge der Kafferin zu beseelen pflegte, prägte sich auf ihrem Antlitze aus. Zuletzt flog sie zu den Füßen des jungen Mannes, während ein Strom von Thränen ihren Augen entstürzte. Händeringend rief sie:

„Rette Dich, Herr, rette Dich, ich kann Dich nicht sterben sehen!" — „Was willst Du seltsames Mädchen?" sprach Edmund erschrocken über die heftige Gemüthsbewegung, die er bei seiner Schutzbefohlenen gewahrte, so wie über ihre Worte, deren dunkeln Sinn er vergebens deutlich zu entziffern suchte.

„Fliehe, fliehe," rief sie abermals hastig, „diese Hütte der Tyrannen und Mörder wird in Kurzem der Erde gleich gemacht seyn und Tod und Entsetzen hier herrschen, wo jetzt noch Stille und Friede lebt. Aber rette Dich, ehe es zu spät ist, noch kannst Du entkommen!" — „Was bedeuten Deine dunkeln Worte, Mädchen?" fragte der Jüngling aufgeregt, doch immer noch zweifelnd und verwundert.

«Ich sage nichts mehr," versetzte Angora, indem sie sich mit Würde emporrichtete, „Dich allein will ich retten. Dir droht Gefahr, komm, ich will Dir den Weg zur Flucht zeigen.»

Sie ergriff seine Hand und wollte ihn mit sich fortziehen. Er aber widerstand und es verging eine Weile, in welcher sie in ihren Bemühungen fortfuhr, ihn zum schleunigen Verlassen des Hauses zu bewegen, er hingegen durch Fragen und Erkundigungen genauere Nachrichten von dem Ereignisse, welches sie mit so großer Besorgniß herannahen zu sehen schien, einzuziehen suchte.

Endlich richtete sie sich auf, sah ihn groß an und sprach fest: „Ich bin eine Tombukki, Herr, und werde nicht verrathen, was ich zu verschweigen beschlossen habe. Du bist der Einzige in diesem Hause, dessen Leben Werth für mich hat, darum will ich Dich retten, allein mehr erfährst Du nicht von mir."

„So bin ich Dir theuer, Angora?" fragte Cameron, welcher mit Entzücken die lebendige Theilnahme gewahrte, die die Worte und Geberden der Tochter Afrikas für ihn aussprachen, indem er ihre Hand ergriff und ihr zärtlich in's Auge sah.

Die dunklere Hautfarbe der Afrikanerin verhinderte das Sichtbarwerden des Erröthens, welches bei lichterer Farbenzeichnung ihre Wangen bedeckt haben würde. Sie warf einen langen und schwärmerischen Blick, in dem sich eine Welt von Gefühlen spiegelte, auf den jungen Schotten und sank dann noch einmal vor ihm nieder, ergriff seine Hand, drückte sie heftig an ihre Lippen und rief:

„Dein Leben ist mir theurer als das meines Vaters! Du, der Einzige, der Menschlichkeit und Erbarmen zeigte, der die verachtete Sklavin nicht verstieß, gleich wie man die Thiere der Wüste verhöhnt, der Theil nahm an dem Schicksale der armen Angora und nicht zögerte, den giftigen Quell aus ihrem Körper zu ziehen, Du mein Lebensretter und Beschützer."

Ein wildes betäubendes Geschrei erfüllte in diesem Augenblicke die Luft.

„Es ist zu spät!" schrie das Mädchen vom Boden aufspringend und der Thür zustürzend.

Ein tobendes Getümmel wurde in dem Hause hörbar. — Das Gepolter vieler Menschentritte, Kolbenschläge gegen verschlossene Thüren, klirrende Fensterscheiben, angsthaftes Geschrei erschallte. Alles übertönend drang ein Geheulähnliches Gekreisch zu den Ohren Eduards und dieser entsetzenerregende Klang belehrte ihn, daß hier ein Ueberfall der Kaffern gegen die europäischen Niederlassungen ausgeführt werde. In schrecken, voller Klarheit stand jetzt die Ursache der Besorgniß Angoras vor seinen Blicken, allein mit der furchtbaren Gewißheit der bestehenden Gefahr kehrte die ganze Entschlossenheit und Geistesthätigkeit zurück, die einen Hauptzug seines Charakters ausmachte. Er riß einen Hirschfänger von der Wand und beschloß, sein im untern Theile des Hauses gelegenes Schlafzimmer aufzusuchen, um sich seiner Pistolen zu bemächtigen. Indessen fand er die Thür, welche zur Treppe führte, verschlossen und gedenkend des Gegenstandes, den zu beschützen seine erste Pflicht erheischte, trat er in das äußerste Gemach, in welchem Aurelia, bleich und zitternd, keines Wortes mächtig, auf einem Stuhle lag. Sie fuhr empor bei seinem Anblick.

„Eduard!" rief sie entsetzt, was geht hier vor? Werden wir von Feinden überfallen? O diese tückischen Wilden, wie Recht hatten wir, daß wir sie als unsere boshaftesten Feinde betrachteten!"

„Sie haben richtig vermuthet," sprach Cameron, auf das Fenster deutend, durch welches man jetzt die ganze Umgegend mit einem röthlichen Scheine erleuchtet sah und in dieser schauerlichen Helle eine Menge schwarzbrauner Gestalten gewahrte, welche sich im Umkreise des Hauses bewandten und theils hineindrangen, theils das Hausgeräth fortschleppten, oder das Vieh aus den Hürden wegtrieben, oder im Kampfe gegen einzelne Griquas, die sich widersetzen wollten, begriffen waren. „Die Kaffern haben unser Vorrathshaus angezündet und werden in Kurzem das ganze Besitzthum der Erde gleich machen, denn sie werden jeden Boten, den Ihr Vater um Beistand nach Nikenhagen schicken könnte, auffangen und uns also vernichtet haben, ehe noch die Kunde unserer Bedrängniß unsere Freunde erreichen kann."

Aurelia brach in Thränen aus und rang die Hände zum Himmel. „Gott, Gott!" rief sie leidenschaftlich, „was soll aus uns werden! Diese Barbaren werden uns tödten! O daß solch' ein Loos mir werden muß, die ich in Schottland so viele Ansprüche an die Freuden des Lebens zu machen hatte! Wie verwünsche ich jene Stunde, in der ich durch Ihre Vorspiegelungen mich verleiten ließ, ein geschertes, sorgenfreies Dasein aufzugeben, um hier nach einem mühevollen, gefahrumgebenen Zeitlaufe einen schmählichen Tod zu erleiden!"

„Jetzt ist nicht Zeit zu Vorwürfen oder Rechtfertigungen," erwiderte Eduard ernst, bei dem sich zu der Zornesaufwallung über die ungerechten Vorwürfe, die er hören mußte, ein tiefes Mitleid mit der zarten Jugend des Mädchens und bitterer Kummer über das wahrscheinliche, traurige Schicksal, das ihr bevorstehen würde, mischte. „Wir müssen das Unvermeidliche erwarten, doch werden Sie und ich nicht ungerächt fallen."

(Die Fortsetzung folgt.)

So zahlt man seine Schulden!

Der bekannte Revolutionair Danton hatte sich auf dem Marsfelde den Volksbewegungen des 17ten July angeschlossen. Ein Anklagedecret war gegen ihn erlassen worden, aber es gelang ihm, sich der Ausführung desselben durch die Flucht zu entziehen. Zu gleicher Zeit war auch ein Verhaftsbefehl wegen Schulden gegen ihn ergangen; und so sah dieser Ritter der Freiheit seine eigene zwiefach bedroht. Unterdessen hatten sich die Wahlversammlungen gebildet und Danton begab sich dorthin, um auf die Wähler jenen Einfluß auszuüben, der ihm in den Clubbs und öffentlichen Plätzen so gute Dienste leistete. Eben sprach er mit donnernder Stimme in der Mitte einer zahlreichen Gruppe, deren Stimmen er für sich gewinnen wollte, als plötzlich ein Huissier, Namens Damien, mit dem Verhaftsbefehl und dem verfallenen Wechsel in der Hand, in der

Versammlung erschien, sich durch die Gruppe drängte, welche Danton umgab, und sich anschickte, ihn ohne Weiteres zu arretiren. Danton erkannte auf der Stelle den Abgesandten seines Gläubigers, faßte sich schnell und rief mit einer Stimme, welche die Kirche St. Merry erschüttern machte: „Was suchst Du hier, elender Satellit der Chicane?"

„Ich komme im Namen des Gesetzes und der Gerechtigkeit," versetzte der etwas erschrockene Huissier, „ich bin hier von Amtswegen, um Sie aufzufordern, sofort den in meinen Händen sich befindlichen Wechsel — —

„Elender," tobte Danton, „siehst Du nicht, daß Du die Souverainität der Nation beleidigst — —

„Aber mein Herr, es ist heller Tag. Diese Kirche bietet, wenn nicht grade Gottesdienst darin gehalten wird, keinen Zufluchtsort dar, ich bemächtige mich also hiemit Ihrer Person zufolge dieses Verhaftsbefehls, welcher — —

„Zurück Du Kirchenschänder!" donnerte Danton, indem er mit einer geschickten Bewegung dem Huissier die Papiere aus der Hand schlug; „fort, oder ich lasse Dich in Stücke zerreißen, durch dieses Volk, das Du beschimpfst, und dessen herrlichstes Vorrecht Du so frevelhaft verletzt hast. Herbei, Ihr Bürger," fuhr er zu der ihn umgebenden Gruppe fort, „nicht den Danton beleidigt man in diesem Heiligthume, „Ihr, Ihr seyd gekränkt. Befreiet mich von diesem Aristokraten!"

Dieß Wort war hinreichend die Volkswuth zu entflammen, man fiel über den armen Huissier her, packte ihn beim Kragen und schleppte ihn hinaus.

„Auf die Wache mit ihm!" schrien einige, „an die Laterne mit ihm," brüllten Andere.

Zum Glück erschien ein Pikett der Nationalgarde und rettete den unglücklichen Huissier aus den Händen des durch Danton aufgeregten Volks.

„Der Schuldschein, der Verhaftsbefehl!" kreischte der Gemißhandelte der Wache zu, die ihn umgab.

„Marsch, marsch!" gebot die Pariser Patrouille.

„O Gott! der Schuldschein!" jammerte der Huissier.

„Willst Du wol fort," entgegnete der Corporal,, indem er ihm einen derben Stoß mit dem Kolben seines Gewehrs versetzte.

„Man wird mich aber für die Summe verantwortlich machen."

„Desto besser, Du Blutigel!" lachte der Corporal, „da kannst Du wieder hergeben, was Du Anderen ausgesogen hast."

Während man den armen Damien fortschleppte, war Danton, der eine Sache nie halb zu thun pflegte, bemüht, Verhaftsbefehl und Schuldschein zu vertilgen. Unterdessen waren die Stimmen der Wähler gesammelt worden und der Präsident proclamirte Danton zum Deputirten von Paris.

Logogriph.

Ich bin von Stein, bald groß, bald klein,
Und sammle Regenwasser ein.
Zwei Zeichen weg, so schwebest du
Dem Ganzen oft begeistert zu.
Nimm Leser, noch ein Zeichen hin,
So werd' ich selten dein Gewinn.

Hugo.

Auflösung des Charade in No. 18.

Karosse.

Literarisches.

Von einem Heldengedichte, betitelt: „Die Entdeckung von Amerika," ist der erste Theil, welcher die Abentheuer des Columbus bis zu seiner Ankunft in der neuen Welt behandelt, erschienen. Der Verfasser nennt sich Wilhelm Otto, das Büchlein ist in Commission zu haben in der Festschen Verlagshandlung in Leipzig.

Ein Heldengedicht zu schreiben, zu einer Zeit, wo die Lesewelt fast von keinen Gedichten etwas wissen will, in der That ein Heldenunternehmen! Heldenunternehmungen aber müssen nicht allzu genau beleuchtet werden, denn wollte man die Thaten der größten Heroen allzustrenge prüfen, ihre Heldenunternehmungen würden nicht selten zu Pigmäenversuchen zusammenschrumpfen; somit wollen wir denn auch das vorliegende Werkchen nicht vor das strenge Gericht der Kritik ziehen, welche allerdings, besonders rücksichtlich des Versbaues, manches zu rügen finden dürfte, sondern das kleine literarische Schifflein nur ruhig hinaussegeln lassen auf den Ocean der Literatur, und ihm freundliche nachsichtsvolle Leser, aber keine kritischen Piraten wünschen, damit der Eifer des wackeren Schiffsherrn aufgemuntert werde, die übrigen zu diesem kleinen Escadre gehörenden Fahrzeuge, welche sich noch unter Bau befinden, ebenfalls von Stapel laufen zu lassen.

Zur Nachricht.

Wegen plötzlicher Krankheit des Hrn. Kapellmeister Krebs hat das Concert des Herrn Eduard Marxsen neuerdings auf unbestimmte Zeit verschoben werden müssen.

Repertorium.

Mittwoch, den 22sten Februar: Wegen Krankheit mehrerer Mitglieder unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 24 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Begegnung.

Scene aus Spaniens Bürgerkriege.

Als wir uns Tolosa näherten, uneingedenk daß unser Weg uns durch ein vom Bürgerkriege zerrissenes Land brachte, führte uns das Schicksal ein Schauspiel vor, ganz dazu geeignet uns daran zu mahnen. Es war eine Truppe Christinos, welche eine Anzahl Carlisten nach Vitoria escortirte, wo sie erschossen werden sollten. Sie waren Paarweise zusammen gekoppelt, ihre Hände waren ihnen auf dem Rücken gebunden und zu meinem Entsetzen ward mir bald die Ueberzeugung, daß mir eines der Gesichter dieser Unglücklichen nicht fremd sey. Sie hoben, als wir an ihnen vorüber kamen, ihre Häupter nicht empor, das Missgeschick hatte sie niedergebeugt; sie schienen die Schritte zu zählen, die sie zum Tode führten. Ich hielt mein Maulthier an — sah hinab auf die halbnackten Gefangenen, und erkannte auf den ersten Blick einen carlistischen Freund aus Bayonne, den ich, trotz einer kurzen Bekanntschaft, recht liebgewonnen hatte, und dessen Lebensdrama trotz seiner Jugend schon zu Ende gehen sollte.

„Barmherziger Gott!“ rief ich aus, „sind Sie's wirklich?“

Er schlug hastig die dunklen Augen auf als meine Stimme sein Ohr berührte, und als er mich erkannte versuchte er zu lächeln. Ich war im Nu von meinem Thiere, und noch bevor die Christinos dazwischen treten konnten, fragte ich ihn schnell und leise: „Kann ich etwas thun, mein Freund, Sie dieser schrecklichen Lage zu entreißen? Wissen Sie keinen Ausweg? Ich bin bekannt mit dem englischen General und will sogleich einen Eilboten an ihn absenden.“

„Das würde nutzlos seyn, mein lieber Freund,“ erwiderte der Unglückliche, „der König hat sich vor Kurzem geweigert, eine Anzahl Rebellen, die in seine Hände fielen, zu begnadigen, jetzt ist die Reihe an den Letzteren, und sie wollen vergelten. Morgen um diese Zeit ist mir alles vorüber! Reiten Sie weiter, Sie könnten Unannehmlichkeiten erleiden, ich möchte nicht gern einen Anderen in mein trauriges Schicksal hineinziehen — besonders nicht jemand der — — “

Er war nicht im Stande seine Rede zu enden, nicht etwa, daß die Christinos ihn darin gehindert hätten, seine eigenen Gefühle lähmten ihm die Zunge, die Bitterkeit derselben spiegelte sich in seinen Zügen ab. Seine Augen waren mit Thränen gefüllt — er zitterte, „setzen Sie getrost Ihren Weg fort, lieber Freund,“ stammelte er endlich hervor, „überlassen Sie mich meinem Schicksal — des Himmels Segen begleite Sie!“

Ich verließ ihn, ritt zu dem die Escorte commandirenden Offizier und fragte, unter welchen Umständen der Gefangene in ihre Hände gefallen sey. Der Offizier war ein sehr artiger Mann, aber von einem entschiedenen Hasse gegen alle Diejenigen beseelt, welche die Parthie des Prätendenten erfaßt hatten. Man sah ihm deutlich seinen Widerwillen an gegen eine Unterredung mit einem Manne, der sich für einen Carlisten interessirte. Endlich berichtete er mir indeß, daß mein Freund ein geborner Britte, kaum die Pyrenäen passirt sey, als er auch schon mit mehreren anderen Rebellen zum Gefangenen gemacht worden — denn so schalt eine Parthie die Andere — es stand nicht zu erwarten, daß er dem ihm bevorstehenden Schicksale entgehen würde.

Ich wußte, daß der Offizier in dieser Angelegenheit eigentlich nichts thun könne, bat ihn aber um die Erlaubniß, mich noch länger mit meinem Freunde unterhalten zu dürfen, welches er mir zwar höflich, jedoch bestimmt verweigerte; ja, er gab mir zu verstehen, daß ich wohlthun würde, nicht etwa auf mich den Verdacht zu laden, daß ich ebenfalls ein Carlist sey, welches er, wegen meines Antheils den ich an einem dieser verruchten Faction nehme, fast glauben müße. Da ich sah, daß nichts auszurichten war, spornte ich mein Maulthier und langte zu Tolosa weit früher als die Escorte mit den Gefangenen an.

Entschlossen, meinen unglücklichen Freund nicht aus den Augen zu verlieren, bis sein Schicksal unwiderruflich festgestellt seyn würde, warteten wir, bis der Zug vorüber war, in einer Posada und ritten dann langsam nach.

Als wir Tolosa passirt hatten, ging es noch eine Weile auf der Landstraße fort, endlich aber gewahrten wir gegen Abend, wie die Christinos sich mit den bis zum Umfallen ermüdeten Gefangenen in das Wirthshaus eines kleinen Dorfes begaben, das am Abhange eines Berges lag, über den der Weg führte. Bald nach ihnen langte auch ich dort an und saß ebenfalls ab, um wo möglich die Gelegenheit zu benutzen, meinen Freund noch einmal zu sprechen.

Als wir in die Küche traten, fanden wir dort vor dem Heerde mehrere Navareser Bauern, welche von einer langen Reise sehr ermüdet schienen, die Soldaten aber, wie es mir vorkam, mit verdrießlichen Augen betrachteten.

Nur mit Mühe gelang es mir in der überfüllten Herberge etwas zu essen zu bekommen, mein Zweck aber, mit meinem unglücklichen Freunde zu reden, blieb unerfüllt, denn die Christinos beobachteten uns mit der größten Aufmerksamkeit, so daß ich mich endlich genöthigt sah, mich unverrichteter Sache und in der übelsten Laune zu Bett zu legen.

Das Schicksal hatte beschlossen, daß ich meinen Freund nicht wiedersehen sollte. Um Mitternacht ward ich plötzlich durch Flinten- und Pistolenschüße geweckt, die so ganz in der Nähe fielen, daß ich anfangs glaubte, es würde in meinem Zimmer geschossen. Als ich aber zu mir selbst kam und hinausstürzte, fand ich das ganze Haus in Aufruhe. Mehrere der Christinos waren erschossen — die Gefangenen waren entflohn. —

Nichts konnte mit dem Zorn und der Wuth verglichen werden, welche der Gastwirth über diese Flucht an den Tag legte, ich meinerseits hielt mich aber überzeugt, daß er zu derselben thätig mitwirkte und im Grunde seines Herzens Don Carlos, gegen den er freilich die furchtbarsten Verwünschungen ausstieß, als den rechtmäßigen Beherrscher Spaniens betrachtete. Wie glücklich ich war, meinen Freund gerettet zu wissen, vermag ich nicht zu schildern.

Köstliche Thorheit.

Wohl sprechen viele kluge Leut':
Ein Narr ist der Poet!
Ich mache mir nun gar Nichts draus,
Wenn's über mich so geht.
Wenn Du, mein Mädchen, mich verstehst
Und hast den Narren lieb,
Läuft alle Weisheit mir durch's Ohr,
Wie durch ein löchrig Sieb.
Dein Lächeln ist mein Salomo,
Dein Händedruck mein Kant,
In Deinen Armen selig mich
Zu träumen, mein Verstand.
Sprichst Du: „sey immerhin ein Narr,
Ich habe Dich doch gern,"
So bleib' ich Narr und danke für
Den Titel noch dem Herrn.
Sist besser, seyn ein Narr und frey,
Als klug und mißvergnügt,
Und ein Zuweel ist Tollheit, die
Mich in den Himmel lügt.

Lobedanz.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Heftige, wiederholte Streiche fielen gegen die Thür, welche zur Treppe führte und bald war diese zertrümmert. Schwere Schritte stürmten heran und bald donnerten Axtschläge gegen die Zimmerthür, die Cameron verriegelt hatte. Auch diese sprang von einander und er sah die letzte Scheidewand fallen, welche ihn und die Tochter Fergusons von ihren Feinden trennte. Kaltblütig streckte er die leichte Waffe, deren er sich bemächtigt hatte, einem hohen Krieger von athletischer Leibesgestalt entgegen, welcher der Erste der Andringenden vor ihm stand. Mordlustige Streitsucht sprach aus seinen rauhen Zügen, in seinen funkelnden Augen malte sich der Blutdurst der Hyäne und mit lautem Kriegsgeschrei schwang er seinen Hassagai über dem befiederten Haupte. Dann warf er diesen auf die Seite und erfaßte mit beiden Händen eine schwere Keule,

die er in der andern Hand gehalten hatte. Dröhnend fiel das eiserne Gewicht auf Eduards leichten Hirschfänger, so daß die blanke Klinge in viele Stücke zersplittert umherflog und in der wehrlosen Hand des Jünglings nur der Griff der Waffe zurückblieb. Ein zweiter Keulenschlag streifte seine Schulter, da er durch eine rasche Bewegung der Wucht desselben ausweichend den Kopf zur Seite bog. — Betäubt stürzte er zu Boden und mit höhnendem Freudenjauchzen setzte der riesige Kaffer den Fuß auf die Brust des Schotten und erhob das Mordinstrument über dem Haupte, um die Vernichtung seines Schlachtopfers zu vollenden. In demselben Augenblicke sah man eine leichte Gestalt mit athemloser Hast durch das Getümmel der herandringenden Kaffernschaar sich Platz machen und Angora stand neben ihrem Stammesverwandten. Mit einer Kraft, die man ihrem leichten Gliederbau nicht hätte zutrauen sollen, ergriff sie den Arm des Kriegers und hielt den verderblichen Schlag auf, der Camerons Leben endigen sollte, indem sie zugleich leise aber fest sagte:

„Möge Mapas mich hören, ehe es zu spät ist, guten Rath zu ertheilen. Wird er nicht besser thun, diese Weißen zu binden, anstatt sie zu tödten und sie zu unseren Sklaven zu machen, gleich wie wir ihre Knechte gewesen sind."

Mapas ließ den erhobenen Arm sinken und blickte aufmerksam auf die Fürbitterin, welche indessen weder Angst noch Bekümmerniß auf ihrem Antlitze zeigte. Dann sprach er mit bitterem Hohne:

„Die Griquas werden uns dienen, allein wir wollen die Weißen binden und sie mit fortschleppen, damit in der Versammlung der Tombukkis über sie gerichtet werde und sie die Strafe empfangen, die ihnen zugesprochen wird, denn leben dürfen sie nicht, die uns zu Tode gequält haben."

Angora schien sich mit der verlängerten Lebensfrist zu begnügen, die sie für ihre vormaligen Gebieter ausgewirkt hatte. Sie wandte einige Mittel an, um den betäubten Jüngling, so wie die ohnmächtig zu Boden gesunkene Aurelia ins Leben zurückzurufen und überließ es sodann ihren Stammgenossen, für ihre Fesselung zu sorgen. Sorgfältig bewacht von einigen Kaffern wurden sie aus dem Hause gebracht und nach einigen in Abspannung und Entsetzen verbrachten Stunden erfuhren sie, daß sie sich gefaßt halten sollten, ihre Besieger zu begleiten. Nun erst, bei dem heraufdämmernden Morgen, wurde ihnen der ganze Umfang der grauenvollen Zerstörung klar, welche diese Nacht des Unglücks über die ganze Ansiedelung gebracht hatte. Alles Korn, welches geschnitten auf dem Felde stand, war angezündet worden von den Kaffern und verbreitete, im Verein mit den zum Gute gehörigen, brennenden Gebäuden das helle Licht, welches sie schon früher durch die Fenster bemerkt hatten. Große Viehheerden wurden fortwährend von verschiedenen Trupps weggetrieben, während Andere sich der Pferde bemächtigten, diese bestiegen und die Gefangenen in ihre Mitte nehmend den Zug ihrer Genossen, Eduard und Aurelia fanden neben sich noch einen Leidensgefährten, welcher gleich ihnen genöthigt war, im raschen Trabe ihren feindseligen Hütern zur Seite zu bleiben. Eduard erhob das bleiche Haupt, erkannte den Peitschenschläger Herbst und fragte, was aus Mr. Fergusson geworden sey. Der Hottentotte antwortete, der Herr habe beim Anfange des Streites gleich die große Ueberzahl der Feinde und die Unmöglichkeit, ihnen wirksamen Widerstand zu leisten, erkannt und sich deshalb auf die Flucht begeben, um in Enon Schutz und Sicherheit zu suchen.

„Ihr Vater ist ausgezeichnet in der Fürsorge, immer gleich die für seine Person geeignetsten Maaßregeln der Sicherheit und des möglichen Vortheils zu ergreifen," sprach Eduard bitter zu Aurelia. „Er ist so glücklich, seine Gemüthsruhe nie durch die Besorgniß um das Ergehen Anderer stören zu lassen."

„Er hat sein Haus verlassen, ohne an mich zu denken, und Sicherheit für sich selbst gesucht und seine Tochter in den Händen dieser barbarischen Wilden gelaßen," jammerte Aurelia mit Schmerzenstönen.

Cameron fühlte lebhaft die kummervolle Bewegung, welche das Herz der Tochter bei der Nachricht von dem unväterlichen Betragen Fergusons erschüttern mußte und bereute die harten Worte, die er zu der Hülflosen gesprochen hatte. Man hatte nun eine beträchtliche Höhe erreicht und zur Seite blickend gewahrte er, wie man das Dorf Enon durch Wagen, Balken und Bretter zur Vertheidigung verschanzt hatte. Verschiedene Hottentotten und Colonisten sah man dem Orte zueilen um wenigstens Schutz vor Sklaverei und Tod in demselben zu finden. Zugleich erblickte er den Sonntagsfluß, dessen ungewöhnliches Anschwellen jede Passage über ihn so sehr erschwerte, daß es unmöglich war, irgend eine Nachricht nach der Distriktsstadt Rittenhagen gelangen zu laßen und auf diese Weise schleunige Hülfe zu bekommen. Rauchende Brandtrümmer bezeichneten auf verschiedenen Stellen die Oerter, auf welchen früher die rund umherwohnenden Colonisten sich angesiedelt hatten und verwüstete Aecker oder zerstörte Fruchthaine vollendeten das Bild des Krieges und der Vernichtung, das sich rund umher zeigte. Nach einigen Stunden hatte der Zug das Ende der Gebirgsgegend erreicht und jetzt führten einige Kaffern mehrere gezähmte Elephanten herbei, welche hier in der Verborgenheit bereit gehalten waren, um die etwaige Beute an Hausgeräth und sonstigen Sachen auf ihrem breiten Rücken bequemer fortschaffen zu können. Nun aber war es den hülfreichen Händen Camerons nicht länger möglich, die schwankenden Schritte Aurelias zu unterstützen, welche, zum Tode erschöpft von Furcht, Anstrengung und Seelenpein, zusammensank. Mapas, der finstere Anführer der Kaffern, welcher an der Spitze des Zuges ritt, warf einen verächtlichen Blick auf das Bild der Schwäche und Unterliegung unter Beschwerden, die nach seiner Ansicht unbedeutend waren. Er wandte sich zu Angora, welche, begleitet von ihrem Vater, in einiger Entfernung von ihm sich fortbewegte, doch beständig die Bewegungen der Gefangenen mit fast ängstlicher Sorgfalt bewachte und sprach:

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Als der treffliche Mime Preville sich eines Abends als Soldat gekleidet, die Pfeife im Munde auf die Bühne begeben wollte, ward er von der dortstehenden Schildwacht mit um so größerer Hartnäckigkeit angehalten, da der, den sie für einen wirklichen Soldaten hielt, betrunken schien.

„So laß mich doch passiren, Camarad," bat Preville mit schwerer Zunge.

„Ich darf nicht, es ist verboten."

„Das Verbot trifft mich nicht, alter Waffenbruder, sie brauchen mich da drinn."

„Nun ja, Du siehst mir ganz danach aus. Marsch fort mit Dir, wenn Dein Lieutnant Dich so sähe."

„Ich will grade, daß man mich sehen soll — darum eben bin ich hier, drum Freund laß mich hinein."

„Ins Teufelsnamen, nein!" rief die Schildwacht, „das geht nicht, ich käm ins Loch."

In diesem Augenblick fiel das Stichwort und Preville der keinen Moment mehr säumen durfte, schob mit Gewalt die Schildwacht bei Seite, eilte auf die Bühne und spielte mit der gewohnten Meisterschaft. Dem ehrlichen Soldaten stand der Verstand still: Ein Betrunkener unterbrach das Schauspiel, spielte mit und ward stürmisch applaudirt — er glaubte zu träumen. Endlich löste ihm ein mitleidiger Corporal das Räthsel.

„Ist das möglich!" rief er erstaunt, „beim Teufel und wenn er zwanzig Jahre bei uns in der Caserne gelegen hätte, er hätte keinen besseren Soldaten abgeben können."

Man hinterbrachte Preville diese Aeußerung. Rasch trat er zur Schildwacht, reichte ihr einen Thaler und rief aus: „Camarad, Du hast ein Lob über mich ausgesprochen, größer als ich es je vernahm, da hier, trink auf meine Gesundheit!"

„Ich danke, mein lieber Herr," versetzte der Soldat, „aber ich werde mich hüten, mich für das Geld zu betrinken, ich würde selbst trunken den Trunkenbold nicht so herrlich hinstellen, als Sie es nüchtern thaten!"

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Februar.

Stadt-Theater.

Seit Bauernfelds «Literarischem Salon,» worüber sich diese Blätter ausführlich ausgesprochen haben, hat das Stadttheater keine Neuigkeiten geliefert, sondern nur Wiederholungen zur Darstellung gebracht, mit deren Wiedererzählung wir unsere Leser nicht ermüden wollen. Erwähnen müssen wir indeß des Raimundschen Zauberspiels «Der Diamant des Geisterkönigs» welches zum Benefiz des Hrn. Rader wieder aufs Repertoir gebracht worden. — Ueber den ganz eigenthümlichen aber bedeutenden Werth der Bühnendichtungen des verewigten Raimund, haben wir unser Urtheil schon so oft und so bestimmt abgegeben, daß es überflüssig wäre, noch etwas hinzuzufügen. Raimund ist nach unserer Ansicht einer der genialesten dramatischen Dichter unseres Zeitalters, seine Werke haben noch nicht die Anerkennung gefunden, die ihnen gebührt, dieselbe aber wird ihnen späterhin nicht fehlen, und der Nachwelt wird es aufbehalten bleiben, einen Genius zu krönen, den seine Zeitgenossen größtentheils nicht aufzufassen vermochten. Auch als Mime räumen wir Raimund einen hohen Rang ein und nehmen kühn auf die Gefahr hin vielfach anzustoßen, keine Umstände unerholen zu erklären, wie wir überzeugt sind, daß in ihm ein eben so großer tragischer Darsteller lebte als er komischer Schauspieler war. Hätten ihn äußere Mittel, Organ und Gestalt begünstigt, er hätte gewiß auch auf dem Cothurn das Ausgezeichnete geleistet. Wir erinnern z. B. nur an die Scene im Alpenkönig, in welcher er, nachdem sein Gold die Hüttenbewohner vertrieben, allein in der Hütte zurückgeblieben, den in ihm wohnenden Menschenkönig in Worten aussprach, während die Abschiedsklänge der scheidenden Familie in der Ferne verklangen. — Wahrlich, wer hier in der Leistung des Künstlers nicht den echt tragischen Ausdruck erkannte, der dürfte ihn so leicht bei keinem anderen Darsteller antreffen.

Von einem Vergleiche zwischen Raimund und Herrn Rader als Florian im Diamant des Geisterkönigs kann keine Rede seyn. Letzterer ist allerdings nicht ohne Talent für das Komische, aber ihm fehlt, so sehr er der Menge gefallen mag, die eigentliche vis comica, und die poetische Auffassung; seine Gebilde sind stets nur der Oberfläche entnommen. Gern räumen wir übrigens ein, wie es das Bestreben dieses jungen Schauspielers zu seyn scheint, den oft an ihm gerügten Fehler, alle seine Charactere in die Form des Staberle zu kneten, immer mehr und mehr abzulegen, welches neulich ein Hausmeister im Sonntagskinde und jetzt wieder seine Darstellung des Florian auf erfreuliche Weise darzuthun scheint. Sein Bestreben ward von dem Publikum freundlich anerkannt und bewirkte für ihn die Auszeichnung des Hervorrufs. Die übrigen Mitspieler wirkten an diesem Abend nach Kräften.

Zur Nachricht.

Am Sontag, den 26sten dieses, wird zum Benefiz-Antheil unseres verdienstvollen Baritonisten Herrn Uetz, eine Aufführung der beliebten Oper: „Die Jüdin" stattfinden. Dieser wackere Sänger hat sich während seines Hierseyns durch seine gediegenen Leistungen und große Anspruchslosigkeit so gerechte Ansprüche auf die Anerkennung des Publikums erworben, daß dasselbe sich gewiß beeilen wird, dem trefflichen Künstler durch einen recht zahlreichen Zuspruch zu beweisen, daß es wahres Talent und Bescheidenheit zu würdigen weiß. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 25sten Februar: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 25 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Kann man seine Großmutter heirathen?

Ein Schwank.

Theodor von Wernau war das verzogene Kind seiner zu nachsichtsvollen Aeltern, und wuchs also zu einem Jüngling heran, welcher seine Leidenschaften durchaus nicht zu zügeln vermochte. Er vernachläßigte seine Studien, lebte nur für das Vergnügen und hielt sich fast beständig auf dem Landgute seines Großvaters auf, welcher ihn, als seinen einzigen Enkel, noch mehr verzog als seine Aeltern.

Noch bevor er das einundzwanzigste Jahr erreicht hatte, starb sein Vater und da er nunmehr der einzige Erbe seines Großvaters, des steinreichen Freiherrn von Wernau war, ward er demselben noch lieber als bisher. Eine Lehre aber predigte dieser seinem Enkel unabläßig vor, die nehmlich: sich frühzeitig zu verheirathen; und je leichtfertiger Theodor von einer Blume zur anderen flatterte, je eifriger wiederholte der alte Freiherr diesen seinen Lehrsatz.

So ward Theodor fünfundzwanzig Jahre alt, als ihm auf seinem Lebenswege Agnes von Lindau, die reichste Erbin und das reizendste Mädchen dar Umgegend begegnete. Und als der alte Freiherr sah, wie das schöne junge Paar gemeinsam die Fluren durchstrich, oder Abends am Kamine traulich zusammen schwatzte, hoffte er, daß sein Lieblingsplan, seinen Enkel mit Agnes verheirathet zu sehn, nächstens in Erfüllung gehen werde. Aber zwei Jahre vergingen, und wenn Theodors Aufmerksamkeiten gegen das reizende Mädchen sich auch gleich blieben, hatte er doch die Absicht, ihr seine Hand zu reichen, nie durch bestimmte Worte zu erkennen gegeben, ja, wenn ihm eine andere hübsche Erscheinung in den Weg kam, dehnte er nicht selten seine Huldigungen auch auf diese aus.

Der gute alte Freiherr ging bei dieser Lage der Dinge nicht klug zu Werke, er verschlimmerte die Sache, statt sie zu verbessern. Er hätte, statt diese Parthie zu begünstigen, ihr scheinbar Hindernisse entgegen stellen sollen, die Angelegenheit wäre dann schnell zu Ende gebracht worden, denn Theodor liebte Agnes wahrhaft, Agnes aber hatte selbst mit dazu beigetragen, ihn vollends zu verziehen, sie hatte sich zu leicht durch ihn gewinnen lassen, sie hing mit ganzer Seele an ihm und richtete nie auch auf Andere einen Blick, welcher Theodors Eifersucht hätte rege machen und ihn die Augen über seinen eigenen Herzenszustand hätte öffnen können.

Die rastlosen Vorstellungen des Freiherrn über seine Flatterhaftigkeit und die Hartnäckigkeit womit er auf die Verbindung seines Enkels mit Agnes bestand, trieben den Letzteren endlich so weit, daß er die Verheirathung mit dem Mädchen welches er wirklich von Herzen liebte, als ein ihn aufgedrungenes Loos, als ein wahrhaftes Unglück zu betrachten begann. Er vermied von nun an Agnes augenscheinlich, und verbrachte seine meiste Zeit auf benachbarten Landgütern, wo er mit Freunden und Bekannten herumschwärmte und den jungen Schönen die Cour machte.

Der alte Freiherr war in Verzweiflung. Agnes, die eine Waise und seiner Vormundschaft anvertrauet war, bekümmerte sich tief; ihre bleiche Wange sprach nur zu beredt ihren Kummer aus

Der alte Herr suchte sie zu trösten, und gewann über dieß Bemühen sein schönes Mündel immer lieber und lieber; ja, bald konnte er sich gar nicht mehr von ihr trennen und seltsam genug, auch Agnes schien, zumal nachdem er eines Tages eine lange Unterredung mit ihr gehabt, welche sie mit den Worten schloß: «nun wohl, so willige ich ein!» ihre frühere Heiterkeit wiedergewonnen zu haben. —

Einige Wochen darauf fuhr der Freiherr mit seinem reizenden Mündel nach einem seiner entfernt liegenden Landgüter, und als Theodor endlich von seinen Jagdpartheien zurückkehrte, fand er folgendes Schreiben seines Großvaters vor.

Mein lieber Enkel!

„Da ich mich überzeugt habe, daß ich meinen guten Rath „bei Dir nur verschwendete, und daß ich nie die Freude „haben werde, von Dir zu Deiner Hochzeitfeier eingeladen „zu werden, schreibe ich Dir jetzt, um Dir meine Vermählung anzuzeigen und Dich aufzufordern, Dich unverzüglich nach meinem Gute Trauendorf zu begeben, wo „es nur Deiner Gegenwart bedarf, um meine Gemahlin „kennen zu lernen und vollkommen glücklich zu machen

Deinen Dich liebenden Großvater
Arthur von Wernau.

Theodor, auf's Höchste überrascht, machte sich schnell auf den Weg, um dem neuvermählten Paare seinen Glückwunsch zu bringen. Er langte zu Trauendorf an, und ward sofort zu dem Freiherrn eingeführt, welcher mit einem höchst zufriedenen Antlitz in einem prachtvollen Gartensaal saß, und die reizende Gegend überschauete.

Der alte Herr empfing ihn sehr freundlich, erhob sich aber bald von seinem Sessel und rief: „Jetzt Theodor mußt Du Deine Großmutter kennen lernen.“

„Mich verlangt danach, ihr meine Ehrerbietung zu beweisen,“ sprach Theodor.

Der Freiherr begab sich hinaus. Der Neffe, dem die ganze Sache lächerlich vorkam, zerbrach sich den Kopf darüber, welche alte Seele sich entschlossen haben könne, seinem ergraueten

Großvater ihre Hand zu reichen. Er hörte nahende Schritte, eine Hand berührte die Klinke, die Thür öffnete sich, — wer schildert sein Erstaunen! — in einem reizenden weißen Gewande, stand Agnes anmuthiger als je vor ihm. Sie trat lächelnd auf ihn zu, reichte ihm ihre Hand hin und hieß ihn willkommen.

„Großer Gott, ist es möglich!“ rief Theodor, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte und auf das Sopha sank. „Sie die Gattin meines Großvaters!! — Ja, ja, ich habe es verdient, unbesonnener, rasender Thor, der ich war! Wie aber konntest Du in ein solches Opfer willigen, Agnes, Du mußt ja meine Liebe erkannt, gesehen haben! Doch, nein nein, ich habe kein Recht mich zu beklagen, ich allein bin zu tadeln.“

Der alte Freiherr war unterdessen ebenfalls eingetreten. Agnes trat höchst verlegen in ein Fenster, und der erste nahm mit sichtbarem Erstaunen zu seinem Enkel gewandt das Wort: «Was soll das heißen?“ fragte er, „als ich wünschte, daß Du Dich um diese Dame bewerben solltest, weigertest Du Dich, und jetzt, da sie auf immer für Dich verloren ist, jetzt beleidigst Du sie und mich durch eine Liebeserklärung?“

„O, wären Sie nicht mein Großvater — “ rief Theodor heftig, indem er vom Sopha aufsprang.

„Und was würdest Du dann thun?“

„Sie sind einmal mein Großvater, wozu also weitere Reden!» versetzte der junge Mann, indem er bekümmert in seine frühere Stellung zurücksank.

„Beruhige Dich,“ sprach der Freiherr, „füge Dich in das Unabänderliche, denn wenn Du mich im Zweikampfe erschlügest, Du könntest doch nicht meine Wittwe heirathen!“

„Und warum nicht?“ rief Theodor, indem er emporsprang.

„Ich kann, ich muß, ich will — —

„Deine Großmutter heirathen?“

„Allerdings!“ rief Theodor, indem er heftig mit dem Fuße stampfte.

Es war unmöglich, sich länger zu halten, der alte Freiherr und Agnes brachen in ein lautes Gelächter aus, welches Theodors Zorn nur noch vermehrte, bis der Großvater ihm zurief: „So sey endlich vernünftig, Junge, geh' hin zu ihr, es ist nur Scherz, mein Plan gelang wie ich es erwartete, trotz Deiner Narrheit wirst Du ein glücklicher Kerl werden!“

Agnes betheuerte dem Geliebten, daß sie nur nach langem Widerstreben eingewilligt habe, mit ihrem Vormund das kleine Lustspiel aufzuführen. Theodor schloß sie innig in seine Arme, die Angst sie verloren zu haben, hatte ihm gezeigt, wie sehr er sie liebte, und schon nach wenigen Tagen tanzte der alte Freiherr den Großvatertanz auf Theodors Hochzeit mit seinem Mündel.

G. L.

Wort und That.

Wundert's Dich, daß meiner Leier
Saiten nicht wie sonst erklingen?
Brauch' ich doch den Mund zum Küssen,
Wie erlang' ich Zeit zum Singen?
Wird der Kopf, so voll von Reimen,
Ungereimt nicht vor Entzücken?
Und die Hand, die sonst geschrieben,
Brauch' ich jetzt zum Händedrücken.
Was bedeuten noch die Worte,
Wo die Thaten schon begonnen?
D'rum verstummt das Lied der Liebe,
Wenn der Liebe Lohn gewonnen.
Nur, die Keinte mag, die armen
Liebelosen Grillenfänger,
Die die Liebe nie gekostet,
Sind die ew'gen Liebessänger.

Lobedanz.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Die weißen Mädchen sind Lämmer. Angora ist eine Kafferin und allein würdig, das Weib eines tapfern Mannes zu werden, denn sie fällt nicht zu Boden, wenn es Zeit ist, den Pfad der Wüste zu durcheilen."

„Mapas gestatte der weißen Christin, ein Pferd zu besteigen," erwiderte Angora. „Ihre Füße sind des angestrengten Gehens ungewohnt, sie wird die Reise des großen Häuptlings aufhalten."

Mapas winkte einem begleitenden Krieger und bedeutete ihm, Aurelia hinter sich aufs Pferd zu nehmen. Trotz der sorgenvollen Lage, in der sie sich befanden, konnte Eduard nicht umhin, den sonderbaren Abstand zu bemerken, der sich zwischen der verzärtelten Tochter Schottlands und ihrem rauhen Gesellsmanne fand. Dieser gehörte zu den sogenannten wilden Buschmännern und trug die Waffen, welche auch von den Kaffern benutzt werden, jedoch zeigte sich sein Aeußeres in hohem Grade wilder und roher, als man es bei diesen zu finden gewohnt war. — Ein Mantel von Schaaffell bedeckte seine Schultern und machte außer einem Schurz von Leder seine alleinige Bekleidung aus. Das wolligte, dunkle Haar war mit Fett eingeschmiert und mit Eisenerz durchflochten, so daß es gleich Tabacksstengeln um seine kleinen, funkelnden Augen herumhing, während seine Backen roth, gelb und weiß bemalt waren. Da sie Gefahr lief, vom Pferde herabzufallen, wenn sie sich nicht eines Haltes bediente, sah sich Aurelia Fergusson durch die Nothwendigkeit gezwungen, ihre weißen Arme um die Taille des dunkelgefärbten Wilden der afrikanischen Steppe zu schlingen und, nachgebend der Ermüdung, der sie nicht mehr zu widerstehen vermochte, ließ sie das todtenbleiche, unordentlich von den aufgelösteten, goldenen Locken umflogene Antlitz auf seine Schulter fallen, deren schwärzliche Bräune die Marmorfarbe desselben noch auffallender machte. So kummervoll war der Zustand der weichlichen Tochter Fergusons, daß sie sich genöthigt sah, sich an ein Wesen zu schmiegen, welches sie vor Kurzem noch als fast auf einer Stufe mit dem Affen stehend betrachtet hatte; und als Anhalt und Stütze mußte sie sich eines Gegenstandes bedienen, vor dem sie vor wenigen Stunden noch mit Ekel und mißtrauischem Abscheu zurückgeflohen wäre, dessen leiseste Berührung sie als beleidigende Frechheit verdammt und mit der ganzen Strenge geahndet hätte, welche Uebermacht und Herrscherstolz ihr an die Hand gegeben haben würden.

Aus diesen Betrachtungen wurde Cameron durch die Ankunft verschiedener Kafferntrupps gerissen, welche auf anderen Punkten der Niederlassungen Verheerungen angerichtet und gleichfalls Beute und Gefangene mit herführten, nun aber zu ihrem Häuptlinge stießen und sich seinem Zuge anschlossen. — Unter der Schaar der Gefangenen gewahrte Eduard ein klägliches Trio, in dem sich zuerst van Zoogens dicke, unförmliche Gestalt schwer keuchend und bittere Schweißtropfen bei der ungewohnten, schnellen Bewegung, die ihm gleich seinen Leidensgefährten zugemuthet worden war, vergießend, bemerklich machte; von Zeit zu Zeit erhob er den klagenden Blick zu van der Loo's holzartigen, von Zorn und Wuth verfinsterten Zügen, und ließ ihn nach trostlosem Anstarren auf Meerwyndens geistesbleichem Antlitze ruhen, welcher das glotzende, wasserblaue Auge mit dem Ausdrucke gänzlicher Muthlosigkeit und dumpfer Verzweiflung auf der Erde weilen ließ.

Am jenseitigen Fuße der schwarzen Berge bot sich die große Karroo, die erste dürre Steppe an der Grenze des Caplandes, ihren Blicken dar und einige fühlbare Andeutungen ihrer Geleitsmänner ermunterten die Gefangenen, ihren Schritt, wenn möglich, noch etwas zu beschleunigen. Seufzend strengten sie ihre letzten Kräfte an, die Wüste zu durcheilen, da an ihrem entgegengesetzten Ende die Kraals der Tambukkis sich befanden. Diese große Steppe ist eine Art Hochebene, doch ist der Boden nicht dürrsandig, sondern thonartig und hin und wieder begegnen dem Auge einige flache Hügel und die Spuren verschiedener Flüße. Diese waren indessen bei dem Fortschritte der milden Jahreszeit fast ganz ausgetrocknet, so daß die häufig an ihnen sich sammelnden Thiere, das schöngeformte Zebra, das mißgestaltete Gnu, die schlankgebaute Antilope und die helläugige Gazelle, vergebens ihren Durst bei ihnen zu löschen suchten. Auch einzelne Strauße, diese Rosse der Wüste, bemerkte Eduard, so wie andere ihm unbekannte, jedoch durch den Farbenreichthum ihres Gefieders ausgezeichnete Vögel, die

sich aber bei der Annäherung der Menschen scheu in die Lüfte erhoben. In sorgloser Ruhe schritten die majestätischen Riesen der Thierwelt, scharfsinnige Elephanten, umher, hin und wieder in stolzer Erhabenheit ungezähmten Freiheitsgefühles ihre unterjochten Brüder betrachtend, welche von den geübten Händen der Kaffern geleitet, thurmhohes Gepäck auf den ungeheuren Rücken, schwertrabend, ihren Herren den Tribut der Dienstbarkeit bezahlten. — Aus einzeln stehenden Gebüschen blickten zuweilen die wildglühenden Augen des Büffels hervor, als stehe er zum Sprunge bereit, um auf die vorbeiziehenden Menschen loszustürzen. Dann wieder schallte das Geheul der blutdürstigen Hyäne, des buntgefleckten Leoparden, untermischt mit dem Gebrülle des Wälderkönigs oder seines unedleren Verwandten, des Tigers, zu den angsthaft erschreckten Ohren der Europäer, während einzelne Heerden von Elenthieren sich auf den weiten Pfaden zerstreuten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ludwig XVIII. und Carl X. *)

Unter dem Ministerium des Herrn von Calonne bezog der Graf von Provence, späterhin Ludwig der Achtzehnte, die Summe von 13,824,000 Livres und der Graf von Artois, späterhin Carl der Zehnte, 14,500,000 Livres. Kurze Zeit darauf erhielt der Letztere noch einen unbedeutenden Nachschuß von 7,500,000 Livres. Man muß um gerecht zu seyn, einen Unterschied feststellen, rücksichtlich des Gebrauches den diese beiden Prinzen von den erhaltenen Geldern machten. Der Graf von Provence arrondirte damit seine Besitzungen, vermehrte seine Einkünfte, bereicherte seine Bibliothek; und man begriff, daß es ruhmvoll für die Nation war, durch so kleine Gratificationen zu dem Privatvergnügen eines so guten Prinzen beizutragen.

Was aber den Grafen von Artois betrifft, so wurden die dem Volke abgepreßte Summen verwandt, um Spielschulden zu bezahlen, um reizenden Tänzerinnen prachtvolle Equipagen, Diamanten und glänzende Hotels zum Geschenk zu machen.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Millionair fragte einst den Philosophen Sadi, wie es komme daß man die geistreichen Köpfe so oft an den Thüren der Reichen, die Reichen aber nie an den Thüren der Geistreichen sähe. Sadi erwiederte: „das kommt daher, weil die Geistreichen den Werth des Reichthums kennen, den Reichen aber der Werth des Geistes unbekannt ist.“

*) Aus Touchard Lafosses: Souvenirs d'un Demi Siecle.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im Februar.

Wenn von interessanten Neuigkeiten grade nicht allzuviel zu berichten ist, wendet man mit Freuden seinen Blick zu älteren Institutionen, besonders wenn sie das Wohl der Menschheit bezwecken und ihren Gründern zur Ehre gereichen. So stiftete bei uns der verewigte Hufeland dessen Name noch bis in die spätesten Jahre „verehrt werden wird, bei uns bekanntlich eine Anstalt zur Unterstützung nothleidender Aerzte. Welchen reichen Segen diese Saat getragen hat, ergiebt sich aus folgendem: 48 Männer, welche sich der Heilkunst widmeten, sich aber in hülfsbedürftigen Zustand befanden, erhielten im vergangenen Jahre durch diese Stiftung eine Beisteuer von mehr als 2000 Thalern. Das Capital der Anstalt, durch milde Beiträge vergrößert, soll jetzt schon über 20,000 Thlr. betragen. Hierauf aber hat der edle Mann seinen Wohlthätigkeitssinn nicht beschränkt, noch in den letzten Jahren seines Lebens hat er die Summe von 3000 Thaler hergegeben, um als Fond zu dienen, für eine Unterstützungsanstalt für Wittwen inländischer Aerzte. Auch dieses Institut wird gedeihen, wie alles Gute bei uns, und noch in späten Tagen werden die dadurch erquickten Bedrängten das Andenken des edlen Stifters segnen.

Das königliche Theater brachte einige Novitäten, welche Beachtung verdienen, Raupachs Lustspiel «Die elte und die junge Gräfin» und in der letzten Zeit «Die Isolirten,» Conversationsstück von Mekbaupt. Sie kennen meine Meinung über Raupach als Lustspieldichter, diese seine Production hat sie neuerdings bestätigt. Mir sagt seine Art und Weise nicht zu. Sein ewig wiederkehrender Tell, wenn auch in neuer Verkleidung, seine schadenfrohen, ja boshaften Bemerkungen wirkten ganz besonders in diesem Stücke unangenehm. Erfindung kann man ihm nicht absprechen, und das Ganze ist consequent durchgeführt, doch war der Beifall nur sehr mäßig. Die Darstellung war sehr gerundet und brav. Dlle. Bertha Stich gab die schwierige und undankbare Rolle der Gräfin Auguste, in welcher uns der Dichter eine wahre Carikatur hinstellte, mit vielem Fleiß, sie hatte diese Aufgabe richtig aufgefaßt und eben so wiedergegeben. Mad. Greslinger spielte die Gräfin Anna wie man es von dieser trefflichen Künstlerin gewohnt ist; auch Herr C. Devrient als Graf Bunau leistete Verdienstliches.

Ueber die «Isolirten» und Reilstabs «Venetianerin» sollen nächstens einige Bemerkungen folgen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 27sten Februar: Zum Erstenmale, „Das Weib, als Braut, Gattin und Mutter,“ Schauspiel in 3 Abtheilungen; frei nach dem Französischen von Marr.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Drittes Heft

№ 26 — 38.

März **1837.**

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler derausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Carlo Brunetti. Die höllische Extrapost. . . 201 ff.
Georg Lotz. Das Geisterschiff, Novelle nach Capitain Marryat. . . . . 237 ff.
— — Die drei Reisegefährten. . . . . 273.
Maria Norden. Die Ansiedler in Afrika. (Besch) 204 ff.
Fanny Tarnow. Ein Brief aus Bearn. . . . . 249.
— — Einiges über München. . . . . .
Wunderbare Schicksalserfüllung. . . . . 252.
Maria Antoinette und der Bürstenmacher. . . . . .
Merkwürdige Thierhetze in Sernigapatnam. . . . .
Die Rechtfertigung im Ballsaal. . . . . 219.
Entschlossenheit des General Rodil. . . . . 207.
Luftfahrt von London nach Weilburg. . . . . 209.
Schuldann im Jahre 1224. . . . . 221.
Scene aus Spaniens Bürgerkriegen. . . . . 233.
Surrogate . . . . . 263.
Prüfung der Zöglinge in der Wolff-Zülchschen Bildungsanstalt für Blinde. . . . . 242.
Gedanken. 239. 254.
Anecdoten Gallerie. 214.
Literarisches.

2. Poesien.

Seite

Lobedanz. Der Wechsel der Jahreszeiten. . . . 225.
Natalie. Lied. . . . . .
— Das Ufer des Sees von Allan. . . . . .
Ballade. . . . . 265.
L . . i. Allein. . . . . .
Logogrieph. . . . . .
Räthsel. . . . . .
Räthsel. . . . . .

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 26 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die höllische Extrapost.

Scherz von Carlo Brunetti.

In jenen guten alten Tagen, die man mit Recht zurückwünscht, wo noch jeder Edelmann die Macht hatte, über seine eigenen Vasallen Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit nach Willkühr auszuüben, wo Hängenlassen das Geschäft des vornehmen Mannes war, und jeder Feudal-Häuptling Gesetze geben konnte; wo die verfallenen Thürme, welche jetzt nur von Nachtfaltern bewohnt werden, mit tapfern Rittern und schönen Damen bevölkert waren; wo in den Burghöfen, in welchen jetzt nur das Gepfeife des Windes der dort herrschenden Leerheit zu spotten scheint, Waffengeklirr und Trompetenschall widerhallten; wo Zechgelage und Festlichkeiten die Hallen füllten, in denen jetzt nur Oede und Schweigsamkeit herrscht, war der Tapferste der Tapferen der Ritter von St. Omer, wie seine Gemahlin die Schönste der Schönen. Schönheit und Klugheit waren ihr Eigenthum, Muth und Reichthum das seine, und jederman hielt ihn für den Glücklichsten der Sterblichen, er selbst ausgenommen. Wie es nun kam, weiß ich nicht, genug zwischen dem Ritter von St. Omer und einem benachbarten Baron brach ein unversöhnlicher Haß aus; die Geschichte meldet aber nicht, daß des Ritters Gemahlin dieses sein finsteres Gefühl theilte.

Einige nannten den Ritter eifersüchtig, um aber zu beweisen, wie viel Vertrauen er in seine Ehehälfte setzte, beschloß er, mit seinen Vasallen sich dem Kreuzzuge anzuschließen, denn es war grade um diese Zeit, als Peter der Eremit durch Europa zog, um die Christen zum Kampf gegen die Saracenen anzuregen. Jeder verständige Mensch macht ein Testament, und da der Ritter von St. Omer weise berechnete, daß der, welcher da auszieht, Andere um einen Kopf kürzer zu machen, leicht selbst um einen Kopf kürzer gemacht werden kann, so ließ er seinen letzten Willen aufsetzen, nach welchem, im Fall seines Todes sein ganzes Hab und Gut seiner geliebten Ehehälfte zufallen sollte. Wenn er in sieben Jahren nicht selbst zurückkehren oder einen Boten senden würde, sollte es ihr erlaubt seyn, sich nach freier Willkühr einen zweiten Gatten zu wählen, aber mit der ausdrücklichen Bedingung daß sie in keinem Falle dem ihm so verhaßten benachbarten Baron ihre Hand reichen sollte; wonach sie auch zu handeln, feierlich gelobte. —

Als das Testament von dem Burgcaplan, welcher lesen und schreiben konnte, aufgesetzt war, machte der Ritter, der

weder lesen noch schreiben konnte, sein Kreuz darunter und drückte den Knopf seines Schwerdtgriffs auf das dem Pergamente angehängte Wachs, worauf die Edelfrau bitterlich weinte, denn sie sprach: sie vermöge den Gedanken nicht zu ertragen, daß er auf diesem Ritterzuge den Tod finden werde.

Endlich erschien der gefürchtete Tag der Trennung. Die Vasallen und Knechte zogen hinaus aus dem Schlosse und dem Ritter ward durch seinen Pagen die Kunde gebracht, daß sein Streithengst bereit stehe. Die Edelfrau fiel in eine Ohnmacht, aus welcher sie sich indeß bald wieder erholte und worauf der Ritter, nachdem er sie noch einmal umarmt hatte, zum Schloßthor hinausſprengte. Seine Gemahlin erstieg den höchsten der Thürme und schauete von dort dem Zuge nach, so lange sie ihn noch gewahren konnte, dann begab sie sich hinab in den Schloßhof und sprach: „ich bin für Niemand zu Hause, außer für den Baron.“

Unterdessen schloß sich der Ritter von St. Omer den Kreuzfahrern an, erreichte glücklich das heilige Land und vollbrachte dort viele Wunder der Tapferkeit, bis ihn endlich eben ein solches Wunder von Seiten der Feinde, in einen Saracenischen Kerker brachte, wo er auf gar schmale Kost gesetzt wurde. — Sein Muth würde Herzen von Stein geschmolzen haben, da derselbe aber die Steine seines Gefängnisses nicht schmelzen konnte, half er ihm nur wenig.

So saß er eine lange Zeit, und die Erinnerung, welche immer Vergnügen daran findet, alles was uns unangenehm ist, uns immer wieder und wieder vor Augen zu führen, mahnte ihn daran, daß jetzt sieben Jahre vergangen, seit er sein Schloß in den Pyrenäen verlassen habe. Da trat plötzlich eines Tages ein Herr vor ihn, in dem er auf den ersten Blick den Teufel erkannte. Der Ritter bekreuzte sich und wollte von seinem Sitze emporspringen. Die schwarze Majestät aber sprach: „Behaltet Euren Platz, mein lieber Herr! so alte Freunde wie wir sind, müssen mit einander keine Umstände machen.“

Der Kreuzfahrer machte eine höfliche Verbeugung, versicherte aber, daß er sich der Ehre nicht erinnere, seine Bekanntschaft gemacht zu haben.

„Persönlich freilich nicht,“ versetzte der Teufel, „aber Ihr habt mir auf einem und dem anderen Wege schon manchen Dienst geleistet, daß ich Euch Erkenntlichkeit schuldig bin. Ihr wundert Euch, lieber Herr! Habt Ihr mir doch mit eigner Hand dreißig Saracenen, zwei Renegaten und einen Atheisten zugesandt. Zum Dank dafür bringe ich Euch eine Neuigkeit und will Euch einen guten Rath geben.“ — Darauf erzählte der Teufel dem Ritter von St Omer, daß seine Gemahlin, da sie seit sieben Jahren keine Nachricht von ihm erhalten, noch an diesem Abend dem verhaßten Baron ihre Hand reichen werde, wobei er dem Ritter erklärte, daß er bereit sey, ihn sogleich nach seinem Schlosse in den Pyrenäen zu bringen, falls er sich mit ihm über die Bedingungen einigen könne.

Der Antrag regte begreiflich den Ritter von St. Omer mächtig an; aber der Teufel war etwas unverschämt, denn er verlangte für seinen Transport nicht weniger als das Herz und die Seele des Kreuzfahrers.

Der Letztere erwiderte: sein Herz gehöre seinem Könige, seine Seele Gott. Der Teufel machte darauf verschiedene andere Vorschläge, der Ritter aber blieb fest, denn er war der Meinung, daß ein solches Weib keines großen Opfers werth sey. Endlich nahm der Teufel Hut und Stock, sprach: „ich will es auf Eure Großmuth ankommen lassen, gebt mir was Ihr wollt, worauf der Kreuzritter ihm mit großer Schlauheit nur die Ueberreste seiner Abendmahlzeit zusagte.

„Ihr seyd ein hartnäckiger Gesell, doch meinetwegen,“ sprach der Teufel, „hockt auf!“ Und somit bückte er sich, damit der Ritter aufsitzen könne, und vorwärts ging es nun mit Blitzesschnelle nach dem Schlosse in den Pyrenäen, wo ihr Erscheinen alle Schloßbewohner in die größte Verwirrung versetzte. Der Ritter schritt voran, der Teufel folgte. Sie gingen ohne Weiteres nach dem Banquettsaal. „Der Ritter, der Ritter ist wieder da,“ so schallte es von allen Seiten. Auf sprang der Baron, auf sprang die Braut, auf sprangen die Gäste.

Jetzt war die Sache schnell abgemacht. Der Ritter forderte sein Weib zurück, schlug den Baron todt, wünschte der Gesellschaft eine gute Nacht und warf die Tafel, mit allem was darauf stand, über den Haufen, wodurch alle Gerichte so gänzlich verdorben wurden, daß man ihm, als er eine Abendmahlzeit für sich verlangte, nichts vorsetzen konnte, als ein Dutzend Nüsse und eine Flasche Wein. Der Ritter, eingedenk seines Handels mit dem höllischen Extrapostmeister, knackte die Nüsse, aß den Kern und warf die Schalen hinter sich, für den Teufel, und als er den Wein getrunken hatte, warf er auch die Flasche rückwärts über sich. — Der Teufel aber war ein schlauer Fuchs und hatte sich bereits entfernt. Der Ritter von St. Omer zog darauf rüstig seine Stiefeln aus und legte sich zu Bette.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Vergebens indessen späht Eduard, bei dem die Bedrängnisse der Gegenwart dennoch nicht ganz den Sinn für die Merkwürdigkeiten der Natur unterdrückten, umher, um eine Spur von den den Europäern fast fabelhaft erscheinenden Thieren der Wüsten Afrikas, dem Hippopotamus und Rhinoceros, zu erblicken, da diese schon länger begonnen hatten sich so sehr zu vermindern, daß sie von den Landbewohnern selten erblickt wurden. Ueberhaupt schien es, als wenn die Thiere der Wildniß eine freundschaftliche Uebereinkunft mit den un-

cultivirten Gliedern des Stammes geschlossen hatten, welche jetzt ihr Gebiet durchzogen. Die Kaffern und Buschmänner setzten ihren Weg so furchtlos und unbesorgt fort, als wärden sie durchaus nicht von Gefahren irgend einer Art umlauert und die reißenden Thiere sahen ihrem Zuge so gelassen zu, als hätte nie eine feindliche Berührung zwischen ihnen und denselben stattgefunden.

Einige Tage war der Troß so fortgezogen, indem immer nur Halt gemacht wurde, wenn es unumgänglich nöthig war, und immer fühlbarer wurde es den Europäern, wie wenig sie im Stande seyen, in der Ertragung von Beschwerden und Strapatzen mit den Eingebornen des Landes zu wetteifern, als endlich das Gebirge und mit ihm das Ende der Reise sich in der Ferne zeigte. Mit dem anbrechenden Tage erreichten sie den Fuß desselben und wieder prangte die üppige Vegetation in dem glänzenden Farbenreichthum, der ihr auf den begünstigten Stellen Südafrikas so eigenthümlich ist. Herrlich erfrischt vom Morgenthau zeigte sich dieser sonst so oft allen Drangsalen maaßloser Dürre ausgesetzte Landstrich, als sie thalaufwärts ihren Weg verfolgten. Glänzende Thautropfen hingen in den Blüthen und Gräsern der buschreichen Berge und der kräftige Duft des afrikanischen Jasmins, mit seinen weißen Blüthen alternde Stämme umrankend, wechselte ab mit der blauen Glockenblume, die zwischen dem verworrenen Gestrüpp hervorschimmerte, während das Girren der Turteltauben und das Gezwitscher von Canarienvögeln durch die durch eine erquickende Frische geläuterte Luft wirbelte.

Das einstweilige Ziel der Reise war erreicht. In einem weiten Thale erhoben sich einige Kaffernkraals und eine Menge brauner Menschen, Männer, Weiber und Kinder, umringten die Ankommenden mit Geschrei und Jauchzen. Die Gefangenen wurden mit dem rohen Erstaunen begrüßt, welches Naturmenschen ungewohnten Erscheinungen zu widmen pflegen, dann in das Innere der bienenkorbartigen Hütten geführt, sorgsam bewacht und durch einige Lebensmittel erquickt.

Am folgenden Tage wurden sie auf einen vor einer der größten Hütten gelegenen Platz geführt, auf welchem sie eine Anzahl Kaffern versammelt fanden, welche so eben das wichtige Geschäft der Theilung der errungenen Beute unter die Mitglieder der Horde beseitigt hatten und das Ende ihrer Berathung verschoben, um über das Loos der Gefangenen zu entscheiden. Die Griquas und Hottentotten, welche sich dem Andringen der Kaffern feindlich widersetzt hatten, wurden als Sklaven an ihre nunmehrigen Gebieter vertheilt und wohl war es anzunehmen, daß ihnen in reichlichem Maaße die Ruchlosigkeiten vergolten werden würden, welche sie auf das Gebot ihrer Herren oder auch aus eigenem Antriebe an ihren damaligen Untergebenen geübt hatten. Die engere Versammlung bestand aus zwanzig bis dreißig Männern, den Aeltesten des Stammes, welche im Halbkreise herum auf mächtigen Holzklötzen saßen und mit langen Zügen rauchend, finster schweigend, mit dem Anscheine tiefen Nachdenkens zur Erde sahen. In der Mitte der Runde saß der gewaltige Krieger Mapas und ihm zunächst der alte Huaskar, der während seines Sklavenlebens Dienstag getauft, jetzt aber nach der Erlösung von seinem bittern Looße und der Zurückkunft zu seinen Stammverwandten die Schwäche und Hinfälligkeit, die man früher für Anzeichen seiner vorgerückten Jahre gehalten, fast ganz bei Seite gelegt hatte und eine Rüstigkeit und Kraft zeigte, die man ihm nicht hätte zutrauen sollen. Gleich Mapas Haupte war auch das seinige mit einem Federschmuck geziert und diese Auszeichnung gab zu erkennen, daß Beide die Würde von Häuptlingen bekleideten.

Eduard bemerkte, als er in Gesellschaft seiner Leidensgefährten herbeigeführt und von einem Haufen seiner scharfsichtigen Wächter umgeben in die Mitte des Kreises gestellt wurde, daß die Gesichter ihrer Richter finstern Groll und rachsüchtigen Grimm aussprachen und Alle ihre gewöhnliche Bewaffnung an sich trugen. Einige Minuten vergingen in redevoller Spannung, als Mapas sich erhob, seine Pfeife bei Seite legte und das Schweigen brach.

„Männer von Tambukki," sprach der Häuptling mit tiefer und weitschallender Stimme in der blumenreichen Sprache seines Volkes, welche wir hier mit einiger Umgestaltung wiedergeben, „hier sind jene verfluchten Sklaven, die uns aus unserm Lande verdrängt und sich zu unseren Herren aufgeworfen haben. Jede Grausamkeit, mit der ein Geschöpf das andere quälen kann, haben sie seit einem Zeitraume von mehr denn hundert Sommern an uns verübt. Wenn wir friedfertig uns ihnen nahten, so haben sie uns in die Sklaverei geschleppt, jeglichen Uebermuth an uns ausgelassen, unsere Glieder zerhackt, mit Peitschen uns blutrünstig geschlagen und uns ermordet, wenn ihre Lust es sie thun hieß. Mit Waffengewalt nahen sie sich unsern Feuern, wenn wir im tiefsten Frieden mit ihnen leben, überfallen, berauben und tödten uns, schleppen unsere Weiber und Kinder mit fort, auch wenn wir uns nicht widersetzen. Der große Geist hat sie in unsere Gewalt gegeben — was soll mit ihnen geschehen?"

Cameron schauderte bei der Aufzählung alles des Elends, welches die europäische Bevölkerung dieses Landes über die afrikanischen Besitzer gebracht hatte und mußte es sich gestehen, daß alle diese grausenvollen Anklagen auf Wahrheit begründet seyen, indem er mit Entsetzen bedachte, daß ohne Zweifel hier eine grausame aber gerechte Vergeltung des Geschehenen stattfinden sollte. Mapas anfangs so würdevollen und gesetzten Geberden waren zuletzt wild und heftig geworden, seine Sprache erschallte lauter und eindringlicher und verfehlte nicht, den beabsichtigten Eindruck auf die ohnehin so empfänglichen Seelen seiner Zuhörer zu machen, doch nahm er mit dem ruhigen und gelassenen Wesen, wie er es anfangs gezeigt hatte, seinen Platz wieder ein, als der alte Huaskar langsam und feierlich sagte: „Ihnen geschehe, wie sie uns gethan haben. Sie werden sterben!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Entschlossenheit des General Rodil.

General Rodil hatte sich frühzeitig einen ausgezeichneten Ruf erworben, indem er den Krieg in Portugal durch sein bloßes Erscheinen in diesem Lande beendigte. Während seines Feldzugs in Südamerika hatte er große Energie dargethan und bewiesen, daß er kein Menschenblut schonte, sobald es der Erreichung seines Zweckes galt. — Unter anderen erzählte man rücksichtlich seiner Folgendes: Während seiner Vertheidigung des Schloßes von Callao in Peru, worin er mit musterhafter Tapferkeit aushielt, bis die Besatzung selbst alle Katzen und Ratten aufgezehrt hatte, ward ihm eines Tages die Kunde überbracht, daß mehrere seiner Leute von Hunger und Erschöpfung überwältigt, eine Verschwörung angesponnen hätten, den Platz dem Feinde zu übergeben und so ihrem Elende ein Ende zu machen. Rodil versammelte daher am folgenden Morgen die ganze Besatzung, und hielt eine Anrede an sie, worin er erklärte, daß er, da er gesonnen sey, den Platz bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, den Entschluß gefaßt habe, alle diejenigen zu entlassen, welche die Entbehrungen einer Belagerung nicht länger ertragen wollten oder könnten, und daß diejenigen, die zur Uebergabe geneigt wären, nur aus der Reihe hervortreten möchten. Mehr als ein Drittheil der Besatzung drängte sich schnell aus den verschiedenen Gliedern hervor. Rodil gebot ihnen, das Gewehr zu strecken und sich seinen Kriegern gegenüber in Reih und Glied aufzustellen. Es geschah. — Nunmehr commandirte Rodil den Seinigen: „An! Feuer!“ — seinem Gebote ward augenblickliche Folge geleistet, die Abtrünnigen wurden sämmtlich niedergeschossen, worauf Rodil in die Casematten zurückkehrte, überzeugt, nunmehr keinen Verräther unter seiner Besatzung zu zählen.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Februar.

Stadt-Theater.

Das Repertoir, auf welches man sich jetzt eben so wenig verlassen kann wie auf das Wetter, weil die Unpäßlichkeiten der Kinder Thaliens und Melpomenens unablässig Abänderungen darin hervorbringen, hat die parodirende Posse «Zuleri, die Pußmacherin,» wieder einmal auf die Bühne gebracht. Dies beluſtigende Stückchen kann man sich immer dann und wann gefallen laſen, zumal wenn es mit so vielem Humor hingestellt wird, wie an diesem Abend. Vorzügliches Lob verdient Mad. Döring als Zuleri, so auch Herr Raeder als Lizineri und Herr Gloy als Zinneri. Die beiden Ersteren wurden verdientermaßen am Schluße hervorgerufen. — Die Musik wurde vom Orchester mit vielem Fleiße executirt.

Der Posse voran ging das kleine Luſtspiel: «Nach Sonnenuntergang,» welches auch heute beluſtigte, ließ gleich die Darstellung vieles zu wünschen übrig.

Hamburg, den 27. Februar.

In dem am Mittwoch den 1sten März im Apollo-Saal stattfindenden großen Vokal- und Instrumental-Concert des Herrn Eduard Marrſen bietet folgende Eintheilung einen hochst interessanten Genuß dar.

Erſter Theil.

1) Ouverture zu dem Shakespearschen Trauerspiele „Romeo und Julie,“ für großes Orchester, vom Concertgeber.
2) Die Harmonie, Achtstimmige Vocal-Hymne von Ritter von Seyfried.
3) Großes Concert für's Piano mit Orchester von Mozart, vorgetragen vom Concertgeber.
4) Beethoven's Begräbniß, Männerchor mit Orchesterbegl.

Zweiter Theil.

Große Symphonie in C minore, für großes Orchester vom Concertgeber.

1ſte Abtheilung: Allegro energico.
2te „ Andante.
3te „ Scherzo et Alternativo.
4te „ Allegro moderato. Presto agitato.

Die Herren Wurda, Schäfer, Uetz, Gloy, Hoffmann, Krause, Dümon und Ludwig haben die Gesangspartien und Herr Kapellmeiſter Krebs die Leitung des Concertes gütigſt übernommen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1sten März: Unbeſtimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 27 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Luftfahrt von London nach Weilburg.

Es ist vor ganz Kurzem in London eine Broschüre erschienen, welche einen ausführlichen Bericht über die Aeronautische Fahrt von London nach Weilburg im Nassauischen liefert und von dem Herrn Monk Mason verfaßt ist, der in Gesellschaft des Herrn Robert Holland den Herrn Green auf seiner Luftfahrt begleitete. Das Büchlein enthält 60 Seiten, welche manches Interessante darbieten. Hier das Vorzüglichste daraus mit der Bemerkung, daß die Luftfahrt am 7ten November 1836 begann. Unsere freundlichen Leser wollen beachten, daß diese unsere Notizen nicht unmittelbar zusammenhängen, und daß wir dasjenige unerwähnt ließen, was durch die öffentlichen Blätter schon früher über diesen Gegenstand bekannt geworden. D. R.

Der Abend über dem Meere.

Es war 48 Minuten nach 1 Uhr Nachmittags, als wir zum erstenmal das Geräusch der Wellen vernahmen, welche sich tief unter uns am Ufer brachen, und wir hatten jetzt gewissermaßen unsere vaterländische Küste verlassen und uns der gefürchteten Region des Meeres übergeben. Dieser Moment mußte einen gewaltigen Eindruck auf uns machen, zumal da die nahenden Schatten der Nacht die Gewißheit brachten, daß uns der Anblick der Erde nunmehr bald auf längere Zeit entzogen werden würde. Hinter uns dehnte sich die lange Küste Britaniens aus, deren weiße Klippen nach und nach in einer Dunkelheit verschwanden, aus welcher aber bald an verschiedenen Stellen Lichter hervorschimmerten, unter denen der Leuchtthurm zu Dover am meisten glänzte, dessen Helle uns auch noch eine ganze Zeitlang als Leitfaden diente. Unter uns breitete das Meer ohne Unterbrechung sein Wellengewebe aus, und vor uns trat uns eine Wolkenwand entgegen, die sich aus dem Ocean erhob, wie eine feste Mauer, phantastisch geschmückt mit allerhand Gebilden, Thürmen, Batterien und Bastionen; gleichsam als wolle sie unserer weiteren Fahrt gebieterisch entgegentreten, wobei sie uns zugleich den Anblick des Ufers raubte, nach dem wir schifften. Einige Augenblicke darauf drangen wir schon in ihre Nebelgränzen ein, und waren nun eine Weile lang zugleich von der Dunkelheit der aufsteigenden Dünste und der der herannückenden Nacht umgeben. Kein Laut berührte unser Ohr, das Schlagen der Wellen gegen die brittische

Küste war erstorben, und von der gewöhnlichen Wirkung irdischer Bewegung hatte uns unsere jetzige Lage völlig ausgeschlossen.

Die wohlbekannten Lichter von Calais und des benachbarten Ufers glänzten endlich unter uns auf; die vor uns aufgestiegene Wolkenschicht verschwand eben so schnell als sie sich gebildet hatte, und die ganze Küste Frankreichs, mit den zahlreichen Lichtern und den nächtlichen Zeichen der Bevölkerung entschleierte sich plötzlich vor unseren Blicken. Wir hatten in der That das Meer überschifft und glitten jetzt, kaum eine Stunde nachdem wir Englands Küste verlassen, ruhig aber schnell über die unserer gallischen Nachbaren dahin.

Es war grade 50 Minuten nach fünf Uhr, als wir diese Fahrt völlig beendigt hatten und wir befanden uns jetzt 3000 Fuß hoch über der Meeresfläche. Da es unterdessen gänzlich dunkel geworden war, ließen wir an einem langen Strick ein bengalisches Licht hinab, um den Bewohnern unter uns unsere Anwesenheit kund zu thun. Bald darauf hatten wir die Freude Trommelschlag zu vernehmen, ob derselbe aber uns zu Ehren, oder sonst aus militairischer Amtspflicht stattfand, konnten wir damals nicht wissen.

Die Nacht über dem Lande.

Die Nacht war jetzt völlig hereingebrochen, und da wir auf keinen Beistand von Seiten des Mondes hoffen durften, hatten wir nur die verschiedenen Lichtmassen unter uns, die uns als Richtschnur rücksichtlich der Gegend dienen konnten, über welcher wir dahinschwammen.

Der Anblick welcher sich uns jetzt darbot war ein außerordentlicher, denn so weit unser Auge reichte, gewahrten wir nur eine Fläche, aus der überall Lichter emporglänzten, so daß das Ganze Aehnlichkeit mit einem sternenbesäeten Himmel hatte.

So glitten wir mit Blitzesschnelle über einen Theil des Continents dahin, über viele Städte und Dörfer, deren Vorhandensein in der ersten Hälfte der Nacht ihre Beleuchtung verrieth. Unter diesen Lichtmassen zog besonders eine unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung auf sich, und ich vermag nicht die Empfindung zu beschreiben, womit ich hinabschauete auf das Glanzmeer und die durch grade Lichtreihen bezeichneten Straßen und Plätze, in und auf welchen noch eine zahlreiche Bevölkerung, deren dumpfes Gemurmel zu uns herauf erscholl, entweder sich dem Vergnügen hingab, oder der Arbeit oblag. Dieß war die Stadt Lüttich, bemerkenswerth wegen der daselbst befindlichen Eisenwerke, welche den eben beschriebenen Eindruck mit hervorbrachten.

Dieß war das letzte Schauspiel dieser Art, welches sich uns darbieten sollte; denn kaum waren wir diese lichthelle glänzende Region passirt, als uns auch plötzlich die dichteste Finsterniß umhüllte und jeden irdischen Gegenstand unsern Blicken entzog.

Es war jetzt Mitternacht vorüber und die Erde und ihre Bewohner waren der Ruhe hingegeben. Das Licht war erloschen, jeder Schall erstorben. Selbst das Gebell des wachsamen Hundes, welches noch dann und wann das rund um uns herrschende Schweigen belebt hatte, war verstummt. — Von diesem Zeitpunkte an, bis zum Anbruch des Tages schifften wir in dunkler Nacht dahin.

Schreckenerregender Vorfall.

Es war ungefähr drei ein halb Uhr Morgens, als der Luftballon, weil wir, da wir glaubten der Erde zu nahe gekommen zu seyn, ziemlich viel Ballast ausgeworfen hatten, plötzlich mit unbeschreibbarer Schnelligkeit zu steigen begann, so daß er, noch bevor es uns möglich war, seinem ferneren Steigen Einhalt zu thun, schon die Höhe von 12,000 Fuß erreicht hatte. In diesem Augenblick der tiefsten Finsterniß und der Todtenstille rund um uns her, erfolgte plötzlich aus der Maschine über uns eine ungewöhnliche Explosion, begleitet von einem Geräusch, so als ob Seidenzeug raschele, kurz, alles schien zu verkünden, daß der Ballon gesprungen und unser Untergang unvermeidlich sey. In demselben Moment schien es uns auch wirklich als ob die Gondel plötzlich von dem Ballon loslaße und mit Allem was sie enthielt, in den schwarzen Abgrund unter uns versinke. Eine zweite und dritte Explosion folgten, mit denselben schreckenerregenden Anzeichen verbunden; aber seltsam genug, gleich darauf trat wieder die größte Ruhe ein, der Ballon gewann seine frühere Richtung wieder und von seiner unnatürlichen und räthselhaften Bewegung war keine Spur mehr vorhanden. — Dieß seltsame Phänomen ward durch das plötzliche Steigen des Ballons von einer niedrigen in eine so hohe Sphäre veranlaßt, das Sinken der Gondel war Täuschung.

Umfang der Fahrt.

Von London aus machten wir innerhalb 18 Stunden eine Reise von mehr als 500 englischen Meilen. Wir überschifften einen bedeutenden Theil von fünf Reichen: England, Frankreich, Belgien, Preußen und das Herzogthum Nassau, kamen von London über Rochester, Canterburn, Dover, Calais, Ypres, Courtray, Lille, Oudenarde, Ath, Brüssel, das Schlachtfeld von Waterloo, Genappe, Namur, Lüttich, Spa, Malmedy, Coblenz und eine zahllose Menge kleiner Ortschaften und Dörfer.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Sie werden sterben! Ihnen geschehe, wie sie uns gethan haben!“ schallte es im dumpfen Getümmel durch den Kreis und die Mordlust und Rachsucht, die aus den wilden Blicken der Männer leuchtete, gab zu erkennen, welch' einen großen Anklang das Erkenntniß ihres Stammverwandten in ihrer Seele fand. Gleich Todtenrichtern erschienen sie den Schlachtopfern, über welche so eben die Verdammung ausgesprochen war und selbst Eduards Haar sträubte sich empor, als er die schwärzlichen Gestalten aufspringen und mit heftigen Geberden ihren Hasfagai über dem Haupte schwingen sah, als er das wüste Geschrei sich verdoppeln hörte. Aurelia hatte längst alle die gebräuchlichen Aeußerungen ungewöhnlicher Bewegung einer europäischen Schönheit, Ohnmachten, Nervenzufälle u. s. w. erschöpft und setzte daher allen ferneren Schrecknissen nur die dumpfe Erstarrung hoffnungloser Verzweiflung entgegen. Bei dem furchtbaren Anblicke der augenscheinlichen Todesgefahr entramm sich indessen noch ein schwacher Laut des unnennbaren Entsetzens ihren Lippen und sie trat einen Schritt näher zu Cameron hin.

„Aurelia,“ sprach dieser erschüttert und bewegt von Mitleid um das Loos der ihm einst so Theuren, für die er in dieser Stunde der Gefahr einen Theil jener sanfteren Gefühle erwachen fühlte, welche einst das höchste Glück seines Lebens ausgemacht hatten, „unser Schicksal wird bald entschieden seyn. Fassung will ich Ihnen nicht anempfehlen — richten Sie ihre Gedanken auf das Jenseits, wenn es Ihnen möglich ist — die Vereinigung im Leben würde uns nicht beglückt haben — der Tod wird ausgleichen und dem Zwiespalt unsers Innern ein Ende machen.“

Sie neigte einstimmend das Haupt, sah ihn mit einem Blicke an, in dem noch einmal jener holde Strahl glänzte, welcher in früherer Zeit dem beglückten Geliebten daraus entgegen gelächelt hatte und sprach leise:

„Ich danke Ihnen, daß Sie mir verzeihen.“ —

Das Schwirren eines Pfeils, welcher dicht an ihrem Ohre vorbeiflog und ein unmittelbar darauf folgender schwerer Fall nahe an ihrer Seite belehrte sie, daß einer ihrer Gefährten seine Bestimmung auf Erden vollendet habe. Wenige Schritte von ihnen war Meerwonden zu Boden gestürzt und in seiner Schläfe sah man den unheilvollen, tief eingedrungenen Pfeil stecken. Gräßlich verzerrte sich das Angesicht des Holländers, gläsern starrten seine Augen und nach einigen Minuten war sein Todeskampf verüber. Jener Buschmann, welcher gestern für Aurelias Weiterbeförderung hatte sorgen müssen, hatte diese schnelle Justiz vollbracht und, obgleich nicht zugelassen zu der Versammlung der Tambukkihäupter, von fern das tödliche Geschoß, dessen Pfeil noch zur Vermehrung seiner Verderblichkeit in Gift getaucht worden, auf den Feind seines Volkes gerichtet. „Dieses Ereigniß vermehrte noch die Aufregung in dem Kreise der Tambukkis.

„Jenes dicke Geschöpf ist es,“ sprach Huaskar weiter, verächtlich auf van Zoogens aschfarbenes Antlitz zeigend, der Euren Häuptling schmählicher Sklaverei übergab, Tambukkier. Er ist es — “

„Ich will mich loskaufen — fordert eine Lösung, welche Ihr wollt — nichts soll mir zu hoch seyn!“ heulte der todesfurchtsame Holländer, „nur habt Erbarmen, schenkt mir das Leben!“ —

„Hattest Du Erbarmen mit uns, als wir in Deiner Gewalt waren?“ höhnte der greise Häuptling. „Wo sind Deine Heerden geblieben, sind nicht Deine Vorräthe in unsern Händen, haben wir nicht Dein Haus von der Erde vertilgt, welche Schätze hast Du, die Du uns bieten kannst? Er ist es,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „zu dessen Füßen sich die heldenmüthige Angora demüthigte und vergebens um Gerechtigkeit flehte.“

Diese Worte enthielten das Todesurtheil des erbarmungslosen Colonisten. Mit einem raschen Sprunge stand Mopas vor ihm und in der nächsten Secunde zerschmetterte das Gewicht seiner schweren Keule den Schädel des Beleidigers, indem er rief: „Hund, stirb wie Du gelebt hast!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Nach der Affaire von Alassua, als eine Anzahl der Gefangenen bereits erschossen war und die Uebrigen vor den General Zumalacarregui geführt wurden, wahrscheinlich um dasselbe Schicksal zu erfahren, fragte der General ernst die Gefangenen: Warum sie gegen ihren rechtmäßigen Beherrscher die Waffen ergriffen hätten? Die Meisten schwiegen, einer nur unter ihnen erwiderte demüthig und schüchtern: „Ich bin nur meinem Gewerbe nachgegangen, edler Herr, ich bin von Profession ein Barbier, alle meine Kunden ergriffen die Waffen, da ging ich mit um sie nicht zu verlieren und ward Barbier der Compagnie.“

„So,“ lachte Zumalacarregui, „da sollst Du gleich Deine Kunst zeigen, barbiere mich einmal!“ Und mit diesen Worten bot der unerschrockene Mann seinen Hals dem Messer seines Feindes dar, welcher dem General mit solcher Gewandtheit den Bart abnahm, daß er ihn sogleich zu seinem Leib-Barbier ernannte und ihn in seinem Range als Sergeant bestätigte. — Dieser Barbier nannte sich Robledo, es war ein kleines, bleiches Männchen und die größte Memme die man sich denken kann; er rannte jedesmal davon, wenn der Feind sich nur blicken ließ. Der General erfuhr dieß und als Robledo ihn

am nächsten Tage barbierte, bemerkte er lächelnd: „Ich höre Robledo. Du hast Dich bei der letzten Affaire ausgezeichnet.“

„General,“ erwiderte der neue Figaro, indem er die Schärfe seines Barbiermessers auf seinem Nagel probirte, „ich bin ein lebender Beweis, was es für ein wunderliches Ding um die Tapferkeit ist — ich bin davongelaufen, nun ja, aber warum bin ich davongelaufen? Grade als ich mich auf den Feind werfen wollte, fielen meine Augen zufällig auf einen Stein, und da dachte ich daran, ob es nicht weit besser lauten würde, wenn darauf eingegraben stände: Aqui Robledo se escappo, (hier lief Robledo davon) als Aqui Robledo murco (hier ist Robledo erschlagen.)“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Wir haben unsern freundlichen Lesern heute von einem alten geschätzten Bekannten zu berichten, von dem berühmten Instrumentenbauer, Herrn Kaufmann aus Dresden nemlich, welcher bereits vor 18 Jahren auf seinem wahrhaft bewunderungswürdigen Instrumente, dem Harmonichord bei einem großen Andrange des Publikums im hiesigen Apollosaal fünf musikal. Unterhaltungen gab, und durch seine außerordentlichen Leistungen alles zum Staunen hinriß. Dieser in seiner Art einzige Künstler, welcher seine ganze Lebenszeit auf die Erfindung neuer, bisher unbekannter musikalischer Instrumente verwandte, von denen mehrere Exemplare fürstliche Ballaste zu Wien, Petersburg u. s. w. schmücken und von denen auch unsere Nachbarstadt Altona einige besitzt, deren Werth auf mehrere tausend Thaler angegeben wird, befindet sich jetzt auf der letzten Kunstreise, die er auf seiner Erdenwallfahrt zu unternehmen gedenkt, und wird wahrend seines hiesigen Aufenthalts im Apollosaal eine musikalische Abend-Unterhaltung veranstalten, in welcher er selbst auf seinem merkwürdigen Harmonichord, welches jetzt noch mehr vervollkommnet ist, mehrere Musikstücke vortragen und seine übrigen staunenerregenden, mechanisch-akustischen Instrumente, als das Chordaulodion, Symphonion, Salpingion, so wie sein Trompeter-Automat u. s. w., welche sämmtlich durch Mechanismus ertönen, hören lassen wird.

Um die Aufmerksamkeit des Publikums anzuregen, möge diese vorläufige Anzeige genügen, nach dem Concerte des reichbegabten Herrn Kaufmann, welcher von hier nach Copenhagen, Stockholm und Petersburg zu reisen gedenkt, werden wir uns ausführlicher über diese Kunstwerke aussprechen.

Zweites Theater.

Das zweite Theater erfreut sich fortwährend einer allgemeinen Theilnahme aller Klassen des Publikums, eine Belohnung, welche die Umsicht der Direktion und der Fleiß der Schauspieler gar wohl verdient. Am 25sten Februar ist der junge Burton, welcher schon bei seinem letzten Aufenthalte hier sich den Beifall des Publikums in hohem Grade erwarb, in Gesellschaft seines Vaters und jüngeren Bruders wieder erschienen. Am Dienstag den 25sten trat derselbe in einem neuen Stücke The golden Butt, zum zweitenmale auf. Der junge Darsteller hielt alle seine Rollen mit so lebhafter Theilnahme, mit solcher Lust und Beweglichkeit, wie es scheint, daß sich wohl für die Zukunft etwas für ihn hoffen ließe. Aber man muß nothwendig annehmen, daß die zu frühe Anstrengung der Organe, die zu frühe Aufregung des jugendlichen Geistes durch so mannigfaltige Antriebe, vor der Reife sein Talent ertödten werden. So ist es denn freilich, trotz der wirklich naiven Komik, welche durch den Kontrast des Darstellers mit den Rollen entsteht; ein eben so angenehm als unangenehm berührendes Gefühl, dies junge Talent zu bewundern. — Uebrigens sind in den dargestellten Charakteren so sehr alle Bewegungen und Züge dem Leben und der Natur abgelauscht, daß sie unmöglich ihre Wirkung verfehlen können. Die Dorothea Gugile im „goldenen Kalb“ war vortrefflich, und nur daß die Wirkung zu sehr für das Publikum berechnet war, brachte hier, wie in mancher anderen Rolle, eine gewisse Uebertreibung hervor, die sich nur huten muß die hart an der Grenze liegende Unschicklichkeit zu berühren. Der noch jüngere Bruder des jungen Burton war in seiner kleinen Rolle so eingeübt, daß er seine Sachen besser als mancher größere Darsteller machte. Seine Mienen ermangeln jedoch des ungemeinen Ausdrucks und der Beweglichkeit im Gesichte des Bruders. Wir werden, nach einigen andern Darstellungen unter denen wir auch „the spoil'd child“ wünschten, über die Familie Burton wieder zu sprechen Gelegenheit nehmen und wünschen derselben bis dahin, frohen Muth und volle Häuser.

Benefiz der Madame Piehl.

Indem wir das Publikum auf die Darstellung der trefflichen Donizettischen Oper „Anna Bolena“ aufmerksam machen, welche am 8ten dieses Monats zum Vortheil unserer verdienstvollen Mad. Piehl zum erstenmal zur Aufführung gebracht werden wird, regen wir das Interesse desselben nicht für eine gewöhnliche musikalische Abendunterhaltung, sondern für eine Darstellung an, die zum Benefiz einer Künstlerin stattfindet, welche sich des allgemeinsten Beifalls der Kunst- und Musikfreunde zu erfreuen hat, die wir recht lange die Unsrige zu nennen hoffen, und die dennoch, der Himmel weiß durch welche Verhältnisse, unserer Bühne auf immer entzogen werden soll. Der Besuch des Theaters an diesem Abend ist also wie ein Scheidegruß zu betrachten, den wir einer Sängerin bringen, die uns während der ganzen Dauer ihres Hierseyns durch ihre trefflichen Leistungen so oft erfreuete, und die jeder Kunstfreund nur mit Schmerz von einer Bühne scheiden sieht, auf der ihr von Seiten des Publikums so vielfache Beweise der Theilnahme geworden.

D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 4. März: „Die Nachtwandlerin,“ Oper in 3 Aufzügen. Musik von Bellini.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 28 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Rechtfertigung im Ballsaal.

Unter den vielen Festen, welche dem General Dumouriez während seines Aufenthalts zu Paris gegeben wurden, verdient besonders der Ball der Demoiselle Candeille, einer Schauspielerin des Theater Francais, sowol wegen seiner Pracht, als wegen der Scene die sich dort ereignete, erwähnt zu werden. Talma war einer der Anordner dieses Festes; alles war edel und geschmackvoll eingerichtet. David ebenfalls ein Anordner der Festlichkeit, wünschte dabei eine Nachahmung des Antiken; sein Freund, der Tragöde, aber bemerkte ihm, daß man mit dem Tanze der Griechen und Römer fast gänzlich unbekannt sey, und daß auch bei dem Banquet die schönen Pariserinnen in liegender antiker Stellung nichts genießen könnten, ohne daß sie eine schlechte Verdauung zu fürchten hätten. David fügte sich mit guter Miene in den Willen seines Freundes; Roms und Athens Sitten wurden für diesen Ball bei Seite gelegt, sollten aber vier Jahre später in allen Pariser Salons herrschen.

In dem Augenblicke, in welchem man sich auf dem Balle der lebhaftesten Freude hingab, ward dem General Dumouriez berichtet, daß eine Deputation des Clubbs der Jacobiner mit ihm zu sprechen verlange.

„Man lasse sie herein," gebot der General. Nicht wahr, Sie erlauben, Mademoiselle," fügte er hinzu, indem er sich an die Hausherrin wandte.

„Keine Frage, General," entgegnete Demoiselle Candeille.

Und gleich darauf erschienen im Ballsaal die drei Abgesandten der Jacobiner, deren finstere Gesichter und zurückhaltendes, ernstes Wesen mit der Fröhlichkeit der Anwesenden auffallend contrastirten. Diese drei Deputirten waren Marat, Bentabole und Montaut. Der Erstere nahm das Wort: „Wir kommen," so begann der sogenannte Volksfreund, indem er einen düsteren, unheilverkündenden Blick auf Dumouriez richtete, „im Namen des Volks, Deines Souverains, um Rechenschaft von Dir zu begehren, wegen der tyrannischen Gewaltthätigkeit, welche Du gewagt hast an den ehrenwerthen Mitgliedern eines Pariser Bataillons zu verüben lassen."

„Man nennt Sie Marat, nicht wahr," entgegnete Dumouriez, indem er den Sprecher verächtlich mit den Blicken maß. —

„Die guten Bürger duzen sich," fiel Marat in einem brutalen Tone ein.

„Das Duzen ist ein Beweiß der Freundschaft," erwiderte trocken der General, „ich liebe Sie nicht und habe überhaupt nichts mit Ihnen zu reden." Darauf wandte er sich zu den beiden andern Deputirten und fuhr fort: „Obgleich ein Ballsaal grade kein passender Ort ist, um die Gründe der Handlung einer militairischen Autorität auseinander zu setzen, und obgleich ich Ihnen keineswegs das Recht zug stehe, e ne solche Erklärung von mir zu begehren, so will ich Sie dennoch in dieser Rücksicht befriedigen. Die ehrenwerthen Bürger, deren Sie erwähnten, haben zu Rethel vier Emigranten ermordet, welche sich schon zu Gefangenen ergeben hatten; sie haben sie in Stücke zerrißen, nicht etwa aus eigner Gewalt, sondern im Nahmen der Gesetze, die uns beherrschen. Das Dekret vom 1ten October besagt allerdings: daß die Emigranten, welche mit den Waffen in der Hand ergriffen werden, getödtet werden sollen, aber erst nachdem eine aus fünf Mitgliedern bestehende Militair-Commission sie verurtheilte. Keine solche Verfügung ward in der Sache, von der hier die Rede ist, getroffen; die vier Gefangenen wurden ermordet, bevor man noch wußte, ob sie auch wirklich zu den Ausgewanderten gerechnet werden konnten. Ja, man weiß es noch bis zu dieser Stunde nicht," fuhr Dumouriez mit gehobener Stimme fort, „ich befahl daher dem General Beurnonville das Bataillon der Föderirten, in welchem sich die Mörder befanden, zu umzingeln, es zu entwaffnen, seine Fahne der Section zuzusenden, von der es dieselbe empfangen, und alsdann zu begnadigen, wenn er es für gut fände. Die Föderirten warfen sich auf ihre Kniee nieder und lieferten 40 Straßbare aus, worauf die Uebrigen bei der Armee gelassen wurden; sie betragen sich jetzt gut. Was die Uebelthäter betrift, so hat man sich begnügt, sie fortzujagen, sie sind nach Paris zurückgekehrt, um Klage gegen mich zu führen. Einer von Ihnen, Nomens Pallop gehört zum Jacobinerclubb, man hat ihm aufs Wort geglaubt und der vorgebliche Volksfreund, welcher jeden Morgen das Publikum durch sein schmutziges Journal irreführt, hat die Gelegenheit benutzt, um die Feindschaft auszusprechen, die er mir geschworen hat."

„So Bürger ist der wahre Verlauf der Sache, den ich erzähle, damit er der hier anwesenden ehrenwerthen Gesellschaft bekannt werde, — nur deshalb Bürger, verstehn Sie mich recht. — Bürgerin Caudeille," fuhr darauf der General mit völlig verändertem Tone zu der Hausherrin gewandt fort, „ich bin so frei, Sie daran zu erinnern, daß Sie so gütig waren, mir Ihre Hand zu dem nächsten Contretanz zuzusagen."

Die Abgesandten des Jacobinerclubbs zogen sich beschämt zurück. — Die Folge aber zeigte, daß die Jacobiner die Demüthigung nicht vergaßen, welche ihren Deputirten auf dem Ball der liebenswürdigen Schauspielerin des Theaters Francais widerfuhr.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

„Mit Dir aber," rief Huaskar noch einmal, indem er dicht zu van der Loo trat, „mit Dir hat Huaskar eine alte Rechnung abzuschließen. Gedenkst Du jenes Ereignisses, dessen Du so prahlerisch Dich rühmtest, jener Weiber, die aus dem Kraal der Kaffern entflohen waren und Dich und Deine Brüder um das elende Leben ansehten? Unter Euren Streichen wurden sie zu Boden gestreckt — mein Weib war unter ihnen — Mörder von Angoras Mutter — stirb von meiner Hand!"

Die Augen des alten Kaffern glänzten von einem wilden Feuer, hoch erhob er seinen Hassagai und mit durchbohrter Brust sank van der Loo stöhnend zu Boden — späte aber sichere Strafe für den begangenen Frevel erleidend.

Jetzt wandte sich die Erbitterung der Wilden gegen die beiden letzten Schlachtopfer, die sich in ihrer Gewalt befanden. Mapas trat vor und sprach auf sie deutend:

„Diese sind die beiden letzten des verfluchten Geschlechts! laß auch ihnen Gerechtigkeit werden."

Er erhob seine Waffe und wahrscheinlich hätte Eduard das Schicksal van Zoogens getheilt, wenn nicht in demselben Augenblicke ein unvorhergesehenes Hinderniß sich dargeboten hätte. — Angora stand plötzlich vor dem Gegenstand seines Hasses. Sie hatte sich beim Beginn der Berathung hinter die Zweige eines Baumes gestellt, welcher nur wenige Schritte von der Stelle entfernt war, auf welcher sich die europäischen Gefangenen befanden, sprang jetzt hervor und warf sich vor den schottischen Jüngling. Unter dem Anscheine ruhiger Gelassenheit verbarg sie die Aufgeregtheit ihres Innern und sagte kalt:

„Mapas hat gesehen, daß Angora ihm nützlich gewesen ist, wird er ihr nicht einen Sklaven zum Lohn geben?"

Allein das Auge der Eifersucht sieht so scharf in den Einöden Afrikas, wie es in dem Getreibe der Hauptstädte Europas gefunden wird, wenn es den Firniß des gesellschaftlichen Lebens durchdringt. Mapas hatte längst die ungewöhnliche Vorliebe bemerkt, welche Angora, die früher schon bestimmt war, sein Weib zu werden, in ihrem Innern für den Schotten hegte und durch diese Wahnehmung war gerade dieser allein Unschuldige und Reine unter so vielen Verbrechern der Gegenstand seines grimmigsten Hasses geworden.

„Angora wird klug seyn," sprach er finster. „In dem Kraal des Häuptlings wird sie so viele Sklaven finden, als sie es wünschen kann. Die Weißen dürfen nicht leben, alle hat der große Geist in unsere Hand gegeben, daß wir sie tödten, sowohl den jungen, hellfarbigen Tiger, wie auch das Milchgesicht an seiner Seite.

„Der todte Leib jenes blaßen Weibes möge in dem Sande ruhen, den Hunger der Hyäne zu stillen, denn sie veranlaßte den Befehl, Huaskar und seine Tochter zu peitschen und sie verhöhnte die Tochter des Häuptlings, als sie um Mitleid bat!“ fügte vortretend, mit dem Grimme der Erinnerung an die erduldete Schmach in den rollenden Augen und den verzerrten Zügen, der greise Kaffernhäuptling hinzu.

Aurelias Angesicht war längst so blaß, daß selbst der Eintritt des Todes keine Veränderung seiner Farbe hätte bewirken können. — Bei der Todesgefahr die Cameron bedrohte, wurden ihre Züge durch ein krampfhaftes Muskelspiel verzerrt, welches schauerlich gegen die Starrsucht abstach, die über sie ausgegossen zu seyn schien. Als sie nun die Wuthblicke und Mordwaffen ihrer Feinde auch auf sich gerichtet sah, als sie besonders Mapas zornblitzendes Auge und zerschmetterndes Kampfwerkzeug vor sich, als sie Huaskars ingrimmig verzerrte Mienen und seinen geschwungenen Hassagai auf ihre Brust zuckend gewahrte, erneuerte sich dieses heftiger, doch entwand sich kein Schrei ihrem Munde, auch machte sie keinen Versuch, durch irgend eine Bewegung ihrem Verhängnisse zu entgehen. Angora breitete bei dem Anblicke der Aufregung ihrer Feinde ihre Arme schützend über den jungen Schotten und rief, indem sie ein leises Zittern des Tons nicht verbergen konnte:

„Ist Mapas ein Tiger geworden, daß er vergißt, wie der weiße Christ immer gütig gegen Angora gewesen ist und sie von Todesgefahr befreite? Huaskar hat Mapas gesagt, daß Angora von einer giftigen Schlange gebissen wurde. Nie würde sie in des Häuptlings Hütte gehen können, wenn dieser Mann nicht gewesen wäre.“

„Edles Mädchen, laß ab mich zu beschützen,“ sprach Eduard, „Deine Verwandten werden ihren Durst nach unserm Blute nimmer löschen. Sieh' dieses halbtodte Mädchen, sie ist meine Braut; schon um ihretwillen können Deine Landsleute uns nicht verzeihen, ich werde ihr Schicksal theilen und mit ihr sterben, da Du sie nicht wirst retten können.“

Ein seltsamer Ausdruck, gemischt aus Zorn und Trauer, überflog das edelgeformte Angesicht des Kaffernmädchens und eine düstere Gluth brannte gleich einer Flamme in ihrem Auge. Dann senkte sie das Haupt zur Erde, aber nach einigen Augenblicken erhob sie es wieder, ließ einen milderen Strahl unter den langen, feuchtgewordenen Wimpern auf den Jüngling fallen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schulbann im Jahre 1224.

Bei den verschiedenen Urtheilen, welche über das früher in mehreren deutschen Ländern gegebene Gesetz, daß den eingebornen Studirenden den Besuch auswärtiger Universitäten verbietet, auch im größern Publikum laut wurden, dürfte es nicht unpassend seyn, an ein früheres Beispiel zu erinnern, das schon Kaiser Friedrich II. bei der erneuerten Stiftung der hohen Schule zu Neapel gab. Sein bei dieser Gelegenheit erlassenes Ausschreiben, das uns in der Briefsammlung seines Kanzlers Petr de Vineis erhalten wurde, wird auch äußerdem zu manchen Vergleichungen, so wie zur nähern Beurtheilung eines Kaisers beitragen, der als Gottesläugner verdammt, aber selbst durch den päbstlichen Bannstrahl nicht niedergeschlagen wurde; daher eine Uebersetzung davon auch für die Leser dieses Blattes nicht ohne Interesse seyn wird.

„Durch die Gnade Gottes, durch den wir leben und regieren, und dem alle unsre Handlungen gewidmet und zu verdanken sind, wünschen wir in unserm Reiche durch wissenschaftliche Bildung und gelehrte Pflanzschulen mehr Kluge und brauchbare Männer zu bilden, welche durch Kenntniß und Beobachtung des Rechtes Gott dienen, dem alles dient, und durch Handhabung der Gerechtigkeit, deren Aussprüchen sich nach unsern Befehlen alle unterwerfen sollen, auch unsern Beifall verdienen. Wir verordnen also, daß in Neapel, einer der angenehmsten Städte, alle Wissenschaften gelehrt werden und die Studien blühen sollen, damit die, welche nach Unterricht begierig und hungrig sind, in unserm Reiche selbst Befriedigung finden und nicht genöthigt seyen, um sich den Wissenschaften zu weihen, außer Landes zu gehen, und denselben in fremde Länder nachzuziehen. Wir erwarten aber auch Nutzen für den Staat davon, da wir mit besonderer Gunst auf die Vortheile unsrer Unterthanen sehen, welche nun, wie es Gelehrten gehört, die schönsten Hoffnungen fassen, und sich die vorzüglichsten Güter versprechen dürfen, weil eine so edle Beschäftigung nie unbelohnt bleiben kann. Da Gerichtshöfe errichtet werden, so wird der Weg zu Reichthümern, Beifall und Ehre eröffnet. Außerdem rufen wir noch gelehrte Männer nicht ohne Lob und Belohnung in unsre Dienste, indem wir solchen durch ihre Wissenschaft Ausgezeichneten unbesorgt die Verwaltung des Rechts und der Gerechtigkeit überlassen. Es werden sich also auch gern und bald Männer finden, welche den Wünschen der Studirenden Genüge leisten, denen wir einen Aufenthaltsort anweisen, wo es an nichts fehlt, die Häuser schön und geräumig und die Sitten der Einwohner gefällig sind, und wo alle Bedürfnisse zu Wasser und Land leicht herbeigeschafft werden. Auch suchen wir selbst alles auf, was vortheilhaft seyn kann, sorgen für alle Anstalten, trachten nach guten Lehrern, versprechen Güter, und wollen denjenigen, welche es besonders verdienen, Belohnungen ertheilen. Denn so machen wir, daß sie unter den Augen ihrer Eltern bleiben, ersparen ihnen manche Unannehmlichkeiten und überheben sie der weiten Reisen in fremde Länder. Sie haben nun nichts mehr von Straßenräubern zu fürchten, und da sie sonst auf weiten Reisen ihr Geld und Gut verloren, so haben sie nun das Vergnügen, durch unsere Vorsorge ihre Schulen mit weniger Kosten und in kürzerer Zeit durchlaufen zu können. Wir wollen also und befehlen euch allen, die ihr unsre Provinzen regiert, und allen

Vorständen unserer Behörden, daß ihr dieses alles überall öffentlich kund und zu wissen machet, daß unter angedrohter Strafe an Leib und Gut kein Studirender Studirens halber außer Land gehe, noch innerhalb des Reiches irgend einer sich unterstehe, anderswo zu studiren oder zu lehren, und daß diejenigen Landskinder, welche in auswärtigen Schulen sind, von ihren Aeltern unter der angegebenen Strafe nächstens auf das Fest des heil. Michael zurückgerufen werden. Die Bedingungen aber, welche wir den Studirenden gewähren, sind folgende:

„Zuerst werden in vorgenannter Stadt Lehrer und Meister aller Fakultäten angestellt werden. Die Studirenden aber sollen, woher sie auch kommen, sicher reisen, sich aufhalten und zurückkehren, ohne irgend einen Nachtheil für ihre Personen oder Sachen. Für zwei Unzen Goldes jährlich soll den Studirenden die beste Wohnung in der Stadt überlassen, und dieser Preis nie höher gesteigert werden. Alle Wohnungen aber sollen von zwei Bürgern und zwei Studirenden unter dem bestimmten Preise, oder nur bis zu demselben geschätzt werden. Borgen werden den Studirenden besonders dazu bestimmte Leute, so viel als sie nöthig haben werden, und die aufgegebenen Bücher und andre Pfänder sollen, wenn sie Bürgen stellen, zurückgegeben werden. Doch soll der Studirende, wenn er entlehnt, schwören, daß er das Land auf keinen Fall verlassen wolle, bis er das Entlehnte zurückgegeben, seine Schuld bezahlt, oder auf andere Weise seinen Gläubiger befriedigt habe. Das Geliehene soll aber von den Gläubigern nicht zurückgefordert werden, so lange die Studirenden Vorlesungen besuchen. Auch sollen die Studirenden in allen Angelegenheiten unter ihren Lehrern und Meistern stehen. Wer also irgend eine Wissenschaft studiren will, soll sich dazu nach Neapel begeben, und niemand soll sich einfallen lassen, auf auswärtige Schulen zu gehen, oder auch innerhalb des Reiches auf andern Schulen Unterricht zu ertheilen oder zu suchen; und die schon auf auswärtigen Schulen sind, sollen auf das bevorstehende Fest des heil. Michael ohne Verzug zurückkommen. Ueber das Getreide, Wein, Fleisch, Fische und andere Lebensmittel aber setzen wir nichts fest, da die Provinz an allem diesem Ueberfluß hat, und alles den Schülern, wie den Bürgern, erlassen und auch auf Borg gegeben wird.“ N.

vollem Rechte auf das Concert des Herrn Marxsen anwenden, welches nach vielen Hindernissen endlich am 1. März im Apollo-Saale stattfand. — Das Concert eröffnete eine Ouverture des Concertgebers zu dem Shakespeareschen Trauerspiel «Romeo und Julie» die in jeder Rücksicht gelungen und originell genannt werden kann, und die aufgeführt vor der Darstellung der Tragödie im Theater ohnfehlbar die größte Wirkung hervorbringen würde. Die Ausführung war freilich correkt und fleißig, doch schien das Orchester nicht ganz in den Geist der Tondichtung eingegangen zu seyn.

«Die Harmonie.» Vocalhymne von Ritter von Seyfried; eine treffliche und schwierige Composition, wurde von den vorzüglichsten Sängern unsers Theaters lobenswerth vorgetragen.

Großes Concert von Mozart fürs Pianoforte, nach der Kalkbrennerschen Bearbeitung mit eingelegter Cadence, vorgetragen vom Concertgeber. Wir müssen dem verdienstvollen Künstler auch für diese Gabe danken, sie eignet sich ganz dazu, die Virtuosität eines Pianisten zu zeigen. Der wackere Künstler bewies durch die Ausführung, daß er als Clavierspieler auf einer bedeutenden Höhe stehe und daß er, seitdem wir ihn nicht gehört, große Fortschritte auf der steilen Bahn der Kunst gemacht. Lauter stürmischer Beifall lohnte seine ausgezeichnete Leistung.

«Beethovens Begräbniß,» Männerchor mit Orchester-Begleitung, vom Ritter von Seyfried. Dieser Chor nach einem Trauermarsch von Beethoven bearbeitet, ist von ernster ergreifender Wirkung und die Ausführung war sehr gelungen.

In der zweiten Abtheilung wurde uns eine große Symphonie in C minore von der Composition des Concertgebers geboten. Dieß ist die eigentliche Sphäre des so reichbegabten Tondichters; hier entfaltete sich sein hoher Genius in mannigfacher Schönheit und beurkundete die treffliche Schule, worin der wackere Componist sich gebildet. — Der erste Theil, Allegro energico, ist mit wahrer Meisterschaft angelegt und bewunderungswürdig durchgeführt; die Instrumentirung ist höchst wirksam und originell. Im zweiten Theile dieses Allegros ist es von großer Wirkung, wenn die Harmonie das Hauptthema der Fuge aufnimmt und die Saiteninstrumente ein Contre-Thema bringen, aus dem zweiten Hauptmotive des Allegros gewebt. Dieser Satz wurde vortrefflich executirt; ganz besonderes Lob verdient die klare Ausführung der Engführung der Fuge im Coda. Die zweite Abtheilung Andante entsprach ihrer Bezeichnung vollkommen, ein ruhig sich bewegendes Tongemälde; auch hier war die Instrumentirung mit vielem Fleiße gearbeitet; von überraschender Wirkung war am Schlusse die Anwendung des Horns und der Pauken. Der Eindruck den dieses Andante hervorbrachte, war unbeschreiblich. — Dritter Theil: Scherzo et Alternativo. Obgleich wir auch diesen Theil nur lobend erwähnen können, so machten doch die beiden ersten Sätze auf uns einen größern Eindruck. Der vierte Theil: Modarato — Presto agitato, schloß imposant dieses treffliche Tonstück. Der verdienstvolle Concertgeber erndtete stürmischen wohlverdienten Beifall von dem zahlreich versammelten Publikum. — Möge der treffliche Künstler nur recht viele solche gediegene Werke der Musikwelt übergeben, so wird der Dank derselben ihm gewiß seyn.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Concert des Herrn Eduard Marxsen.

«Was lange währt, wird gut!» Dieses Sprichwort können wir mit

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 6ten März: „Der Diamant des Geisterkönigs.“ Zauberspiel von Raymund.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 29 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Wechsel der Jahreszeiten.

I. Frühling.

Knospen schwellen und entfalten
Kräftig sich; aus zartem Keim
Junge Reiser sich gestalten,
Und die Schwalbe kehret heim.

Meine Liebe kleidet wieder
Sich in frisches Hoffnungsgrün,
Heller tönen meine Lieder,
Meines Herzens Blumen blühn.

II. Sommer.

Unter Myrthen, unter Rosen,
Bei des Vollmonds Silberschein,
Bunte Turteltäubchen kosen,
Alles lebt und liebt im Hain.

Wonne lacht auf rosigen Wangen
Und das blaue Auge glüht,
Sanft vom runden Arm umfangen,
Stimm' ich ein in's Liebeslied.

III. Herbst.

Alles welk', nur falbe Blätter
Seufzen todesmatt im Wald;
Draußen tobt ein Regenwetter
Und im Haus' ist's feucht und kalt.

Durch die Zimmer, durch den Garten,
Irr' ich ruhelos umher;
Möchte der Geliebten warten. —
Ueberall ist's öd' und leer.

IV. Winter.

Fest in seine Eisesarme
Schloß der Frost den blauen See:
Hinter'm Ofen winkt der warme,
Aromatisch duft'ge Thee.

Um mich her ein frostig Scherzen,
Zähneklappernd kaltes Wort;
Nur in meinem heißen Herzen
Glüht die Liebe ewig fort.

Lobedanz.

Maria Antoinette und der Bürstenmacher.

Als Ludwig der Sechszehnte und seine Gemahlin auf ihrer Flucht angehalten und nach Paris gebracht waren, mußten sie sich den während ihrer Abwesenheit erlassenen Decreten unterwerfen.

Während der 48 Stunden die der Rückkehr der Königin in den Tuilerien folgten, hielten Tag und Nacht zwei Nationalgarden in ihrem Zimmer die Wache. Sie mußte in ihrer Gegenwart aufstehn und sich zu Ruhe legen, und war demnach genöthigt sich in die Bettvorhänge zu wickeln, um sich an und auszukleiden. Lasayette übernahm es indeß dieser Unanständigkeit abzuhelfen; ein einzelner Nationalgardist mußte in dem Gemache Wache halten, welches an Maria Antoinettens Zimmer gränzte, aber er hatte das Recht, wenn es ihm gut dünkte, den Vorhang zu heben, welcher die beide Zimmer trennende Glasthür bedeckte.

Man kann sich leicht denken, daß die Königin, da sie wußte, daß die Pariser sie nicht liebten, in fortwährender Angst lebte, und daß ihr nur sehr selten die Erquickung des Schlummers zu Theil ward. Als sie einst in einer Nacht wieder nicht schlafen konnte, zündete sie bei ihrer Nachtlampe die Wachskerzen an und begann zu lesen.

Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als wenige Augenblicke darauf der in dem angränzenden Zimmer Wache haltende Nationalgardist die Thür öffnete, eintrat, ohne Umstände die Bettvorhänge zur Seite schob, und auf dem unteren Ende des Bettes Platz nahm. „Ich sehe, daß sie nicht schlafen," sprach er, „da wollen wir mit einander schwatzen, das wird uns besser unterhalten als das Lesen."

Die Königin war ob dieser Dreistigkeit so bestürzt, daß sie anfangs kein Wort hervorzubringen vermochte, weshalb der kecke Gast, der mit der ganzen Schwere seines Körpers auf Maria Antoinettens zarten Füßen saß, der Meinung war, die Königin nehme seine freimüthige Galanterie wohl auf.

Nachdem Maria Antoinette einen Augenblick lang mit sich überlegt hatte, was sie thun solle, begriff sie, daß da der Nationalgardist offenbar nur aus Unwissenheit fehle, eine milde Zurechtweisung hier am passendsten sey. „Mein Herr," begann sie endlich mit einem erzwungenen Lächeln, welches ihr nicht wenig Mühe kostete, „wissen Sie eigentlich, was eine Königin ist?" —

„Allerdings," erwiderte der Bürgersoldat, welcher wenigstens den Hauptgrundsatz der Revolution kannte, „eine Königin ist die Ehefrau des ersten Beamten der Nation."

„Meinetwegen, ich will mich mit dieser Definition begnügen. Aber sagen Sie mir doch, hat nach derselben eine Königin nicht das Recht zu schlafen?"

„Ey freilich, Madame, das Schlafen gehört ja mit zu den Menschenrechten; aber Sie schliefen ja nicht vor einer Viertelstunde, und da glaubte ich, Ihnen einen Gefallen zu thun, wenn ich Ihnen Gesellschaft leistete."

„Ich danke Ihnen, mein Herr," erwiderte die Königin lachend, denn sie war völlig überzeugt, es mit einem ehrlichen Manne zu thun zu haben. — „Kehren Sie jetzt auf Ihren Posten zurück, Sie würden Unannehmlichkeiten haben, wenn man Ihre Abwesenheit bemerkte."

„Da haben Sie recht, Madame," bemerkte der Gardist, „ich gehe schon; aber zürnen Sie mir nicht, ich habe es gut gemeint." Mit diesen Worten schritt der gutmüthige Mann wieder auf seinen Posten. — Am folgenden Morgen erfuhr Maria Antoinette, daß ihr nächtlicher Gast ein ehrlicher Bürstenmacher aus dem Stadtviertel St. Martin gewesen sey, und daß sie sich also über seinen Mangel an höfischer Etikette nicht wundern dürfe.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Mit einer Stimme, die fest war, obwol sie ihres früheren, lebhaften Klanges entbehrte, sprach Angora:

„Angora hat einen Willen. Der hellfarbige Mann und das weiße Mädchen sollen ihre Sklaven seyn."

„Die Weißen sind unsere Feinde, sie Alle sterben, damit sie nicht kommen und uns tödten," schrie wild der riesige Mapas und schwang seine Keule.

„Ich selbst will das blaße Weib durchbohren, die Huaskar peitschen ließ!" fügte dieser mit erhobener Waffe hinzu. Aber Angora umschlang inniger den Europäer, an den sich die vergehende Aurelia geschmiegt hatte und rief:

„Hat mein Vater vergessen, daß Angora eine Leiche seyn würde ohne diesen Weißen, und daß sie die Einzige von Huaskars Töchtern war, die Sklaverei und Elend mit ihm theilte. Erst muß Angora gemordet werden, ehe er stirbt!"

„Hat meine Tochter vergessen, daß ihre Mutter leben würde, wenn nicht die weißen Christen blutgierige Panther wären? Huaskar hat nicht sein Weib vergessen!" Mit diesen Worten zerrte der Alte gewaltsam an seiner Tochter, jedoch

hatte sie den jungen Mann so fest umschlungen, daß es ihm erst mit Hülfe eines Zweiten seines Volkes gelang, ihre umstrickenden Arme zu lösen.

„Gott sey mit Dir, Angora, ich werde als Mann und Christ zu sterben wissen,“ sagte Cameron, mit ruhiger Ergebung und hob die halb niedergesunkene Leidensgefährtin zu sich empor, ohne Zittern den Tod erwartend, der ihm aus den gezückten Spießen der umgebenden, grimmigen Wilden, aus der wildgeschwungenen Keule des wüthenden Mapas entgegenschaute. Angora rang mit ihrem Vater und einigen andern Männern, die sie entfernen wollten und in ihrer durch Verzweiflung gesteigerten Kraft eine schwer zu besiegende Gegenwehr fanden. Da holte Mapas zum Todesschlage aus, die Keule fiel — aber nicht auf die Häupter der Schlachtopfer, sondern hart neben ihnen auf die Erde mit dröhnendem Schalle und die Arme des Häuptlings hingen, von einem unerwarteten, heftigen Schlage getroffen, kraftlos an beiden Seiten herab. Mit einem Schrei des Entsetzens fuhren Alle zurück. Dicht an das Gesicht des Häuptlings hatte ein riesiger Tiger das seinige gedrückt, die scharfklauigen Vorderlatzen auf seine Schultern gelegt, mit den Hinterpfoten sich an seinen Rücken krallend, auf den er mit gewaltigem Satze über die Häupter der Versammelten weggesprungen war. Erstarrt stand Mapas; regungslos hockte die Bestie auf ihm, ihr glühender Athem fächelte seine Wangen, ihre blutrothe Zunge hing langgereckt aus dem offenen Rachen und ihre runden, grimmig funkelnden Augen rollten mit schrecklichem Feuer. Plötzlich erröhnte die Erde von schwerem, gewichtigen Tritte, ein kurzes, dumpfes Grunzen tönte nahe, der Tiger stieß ein langes, gräßliches Geheul aus und war mit eben so schnellem Sprunge von dem Rücken des geängsteten Wilden herab, als er hinauf gelangt war. — Mit Angstgeschrei stob die Menge auseinander, Eduard und Aurelia sahen alle ihre menschlichen Feinde zu beiden Seiten fliehen oder dem Haufen der Weiber und Kinder zueilen, die aus den Hütten hervorstürzten; ungeheure Verwirrung herrschte rings umher, zerstreut liefen die so mühsam erbeuteten Viehheerden auseinander oder setzten mit angsthaften Blöcken und Brüllen über die Umzäunungen, die die Einfriedigungen ihrer Sammelplätze bildeten, denn mit ungezügelter Wuth stürzte ein abermaliger Feind ihres eigenen Geschlechtes auf sie ein. Ein unförmlicher, grauschwarzer Koloß wälzte sich unaufhaltsam heran, wühlte mit seinen beiden Hörnern den Boden auf oder schlug alles Lebendige, das ihm in den Weg kam, nieder mit ihnen, zerknickte mit seinen Säulenbeinen junge Bäume und rannte die leichtgebauten Wände der Hütten des Kraals ein, die zertrümmert hinter ihm zusammenstürzten. Ein Rhinozeros, aufgeschreckt aus seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit und zu solcher Wuth durch eine, ihm tückisch vom Tiger beigebrachte, tiefe Wunde, gelangt, trat jetzt mit vernichtendem Schritte alles zu Boden, was auf seinem Wege lag, den es aus den Klüften des Schneegebirges hierher einschlug. Cameron riß Aurelia hinweg und entging so der Raserei des unbehülflichen Thieres, das nicht im Stande war, sich schnell zu drehen, um sie zu verfolgen, aber größere Gefahr drohte ihnen von dem Tiger, der zum Sprunge bereit saß und die mordfunkelnden Blicke auf die beiden Menschen richtete, die ihm ein willkommenerer Leckerbissen seyn mochten, als das gepanzerte Rhinozeros, dem er nur wenigen Schaden zuzufügen vermochte. Auf einmal aber setzte das Ungethüm über sie hinweg auf den Rücken des Rhinozeroßes und starrte einen zweiten Feind an, der ihm in der Gestalt eines ungeheuren Elephanten entgegentrat. Dieser zeigte bei dem Anblicke jener Beiden lebhafte Unruhe und peitschte mit seinem Rüssel den Boden. Aber sein Zorn wurde durch ein Zeichen der neben ihm stehenden Angora zu wohlthätigem Freundesdienst gegen die beiden Europäer verkehrt, indem er Beide und nach ihnen auch seine reizende Führerin geschickt auf seinen Rücken hob, auf dem sie zu ihrer Verwunderung noch außerdem eine beträchtliche Menge Gepäck fanden, welches aus großen festgelegten Säcken bestand.

Unablässig hatte sich der lebhafte Geist Angoras, seit sie es unmöglich gefunden hatte, die Gefangennahme Eduards zu verhindern, beschäftigt, Mittel zu ersinnen, wie sie ihn befreien oder doch ein härteres Schicksal von ihm abwenden könne. Indessen war jede Erfindung des Scharfsinnes des afrikanischen Mädchens an der Wachsamkeit oder Starrsinnigkeit seiner Hüter gescheitert, nur gelang es ihr, auf den noch immer von ihr gehofften, möglichen Fall des Entkommens ihres Lieblings einen Elephanten in der Nähe bereit zu halten, der ihm bei seiner Flucht behülflich seyn könne. Die Umstände, welche das Eindringen der beiden wilden Ungeheuer begleiteten, ließen sie die Möglichkeit erkennen, ihren nur noch durch die Hoffnung der Verzweiflung festgehaltenen Plan auszuführen und aus der äußersten Noth mit schneller Geistesgegenwart ein Rettungsmittel aus derselben ergreifend, benutzte sie das Riesenthier zur schnellen Weiterbeförderung. Klug alles bedenkend hatte sie eine Last Reis noch von der Beute des vorhergegangenen Tages auf seinen Rücken gelassen, damit ihm dieses nebst kleineren, unterwegs anzutreffenden Pflanzen, auf der eiligen, anstrengenden Reise zur vollkommenen Labung diene.

Noch setzten die beiden wilden Thiere ihren Kampf fort, doch sammelten sich allmählich die verstreuten Kaffern wieder, um Maaßregeln zur ferneren Schützung ihres Eigenthums zu treffen und das Siegende mit vereinten Kräften zu bekämpfen, um beider Feinde sich zu entledigen, als schon die fliehenden Europäer ihrem Gesichtskreise entschwunden waren. Mit unglaublicher Schnelligkeit setzten diese ihren Weg fort, da die weiten Schritte des Elephanten sie immer einen bedeutenden Raum weiter brachten. Die Gedanken, die sie während derselben beschäftigten, waren verschiedener Art und ließen sie in Einsylbigkeit verharren; Angora leitete theils durch Liebkosungen und Schmeichelworte, theils durch ein spitziges Eisen, mit dem sie die Fläche zwischen seinen Ohren berührte, das ge-

zähmte Thier. Auch unter dem Schweigen der Nacht rasteten sie nicht, da die Kafferin immer noch die Verfolgung ihrer Landsleute fürchtete. In bedeutend kürzerer Zeit als sie sie auf dem Heimwege zu den Kaffernkraals gebraucht hatten, legten sie jetzt den Weg durch die große Karroo zurück und kaum waren zwei Tage und eine Nacht vergangen, als sie nur eine kurze Strecke mehr von dem Fuße der schwarzen Berge entfernt waren. Nun aber war es durchaus unumgänglich nothwendig, dem Elephanten eine längere Frist zur Ruhe zu geben, da es zu befürchten war, daß er sich weigern würde, weiter zu gehen, wenn man seine Kräfte über die Gebühr anstrengte. So entschlossen sich denn unsere Reisenden, auf ihrem Pfade auf einige Stunden einzuhalten und erwählten eine Stelle, die man ihrer anmuthigen Lage wegen eine Oase in der Wüste hätte nennen können, zum einstweiligen Ruheplatz. Am Fuße eines der flachen Hügel, die man zuweilen in der großen Karroo antrift, zog sich ein. Gebüsch hin, welches einigen Schutz gegen die brennenden Strahlen der Sonne gewährte und einen Rasen beschattete, der an der einen Seite eines Flußes emporwucherte, den die Hitze noch nicht ganz ausgetrocknet hatte. Kaum hatte der gelehrige Elephant auf ein Zeichen seiner Führerin die auf seinem Rücken befindlichen Personen mit seinem Rüssel auf die Erde gesetzt, als er an den klaren Quell eilte und in langen, durstigen Zügen die ersehnte Labung einsog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Das Cabinet optischer Täuschungen, welches Herr Martin seit langerer Zeit dem Publikum zur Ansicht aufgestellt hat, verdient wohl, daß man einige Zeit auf seine Besichtigung wende, und wir verfehlen nicht, unsere geneigten Leser, die seinen Besuch bisher versäumt haben sollten, auf dasselbe aufmerksam zu machen. — Von den Gegenständen, welche diese Anstellung aufzuweisen hat, haben sich die Automaten sicherlich der lebhaftesten Theilnahme und des ältesten Ruhmes zu erfreuen. Sie sind nämlich schon von der heiligen Hermandad im vorigen Jahrhundert auf lange Zeit ihrer Wirksamkeit beraubt, weil man ihre Fertigkeiten für die Wirkung übernatürlicher Kräfte hielt. Sind nun gleich die Fähigkeiten des Zeichners weniger als die der Klavierspielerin, vrailtet, so verhalt doch die letztere durch ihre Größe und das künstliche Athemholen einen größern Anschein von Natürlichkeit. Beide aber, wie auch das schreibende Kind, lesiten Bewundernswerthes. Der Hund wird von denin der hintern Abtheilung des Saales befindlichen Merkwürdigkeiten bei weitem der mehrsten Aufmerksamkeit gewürdigt und verdient dieselbe in einem eben so hohen Grade als die etwas zu pomphaft angekündigten Blumenschatten. Auch das Diarama, dem größeren in Paris nachgebildet, verdient Aufmerksamkeit. Das Hydro-Oxigengasmikroskop enthaltet natürlich hier nicht alle die Wirkungen, welche der Herr Professor Döbler in dem großen, eigends dazu bestimmten Saale hervorbringen konnte, giebt indes doch einen sehr guten Begriff von den durch dasselbe gesehenen Gegenständen. Das übrige Gezeigte ist mehr gewöhnlicher Art und wie auch die weiße Dame mehr als Zugabe zu betrachten. Wünschenswerth wäre eine etwas bessere Einrichtung in der Aufstellung und im Zeigen der Sachen. Da der enge Raum und die sich für jedesmal zusammendrängende Masse der Zuschauer die Einzelnen am genauen Betrachten verhindern. Man wird, sobald man nur für Sachen dieser Art einigen Sinn mitbringt, gewiß die Zeit nicht bereuen, welche man an den Besuch des Cabinets gewandt hat, wozu auch die Freundlichkeit des Herrn Martin, als Besitzer, einen großen Theil beiträgt.

Stadt-Theater.

Der Herzogl. Braunschweigische Hoftheater-Regisseur, Herr Marr, hat einen Bock geschossen, *) einen dramatischen nehmlich und ihn uns am 31ten Februar unter dem Titel: Das Weib als Braut, Gattin, Mutter oder Gott weiß was sonst noch, von der hiesigen Theater-Direction auftischen lassen. — Das saure Gericht aber wollte dem Publikum nicht munden, der Bock wurde unter Zischen und Pfeifen zu Grabe getragen. Da man nun bekanntlich von Todten nur Gutes sagen soll, wir das aber hier nicht können, so ziehen wir es vor, ganz darüber zu schweigen, wünschen daß Herr Marr in seiner dramatischen Uebersetzungsjagd in der Folge glücklicher seyn moge als dieselmal und fügen nur noch ein Paar Bemerkungen über die Darsteller dieser verfehlten Piece hinzu.

Madame Lenz als Marie zeigte in ihrer Darstellung zu viel Absicht und stellte das Ganze zu gespreizt und ohne Wahrheit hin. Herr Baison (Charles d'Arbel) führte diese Parthie nicht konsequent genug durch. Wir hören das dieser junge Künstler nach Ablauf seines hiesigen Engagements zum Gastspiel nach Berlin gehen werde, wir rathen ihm wohlmeinend, in der Wahl seiner dortigen Rollen behutsam zu seyn und den Landwirth und ähnliche Parthien zu wählen, da ihm dort auf dem Cothurn für jetzt noch keine Lorbeeren erblühen dürften. Herr Döring zeichnete den Forestier vorzüglich und naturgetreu und vermied sorgfältig eine allzu scharfe Markirung. — Madame Lebrün gab die Madame d'Horbigny mit der dieser wackeren Künstlerin eigenthümlichen Feinheit; Herr Fehringer dagegen schien den Meleourt nicht mit Lust zu spielen. Dlle. Pleß als Cecilie war eine sehr liebliche Erscheinung und spielte ihre kleine Rolle recht niedlich. Herr Benz als Graf von Story war oft unverständlich.

*) War's der Erste?

Der gute ehrliche
Gottlieb Koke,
Setzer der Originalien.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 5ten März: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 30 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Scene aus Spaniens Bürgerkriegen.

„Ich war," so erzählt ein englischer Offizier im Dienste des Don Carlos, „am Morgen mit einigen Reutern abgesandt worden, um Vedetten auf einer Anhöhe auszustellen, von der man die Landstraße von Estella zu Los Arcos überschauen konnte. Da es ein trüber naßkalter Tag war, ließ ich ein Feuer anzünden, aber der Wind war so scharf und durchdringend, daß ich dennoch ganz erfroren war. Gegen Abend erhielt ich den Befehl zur Rückkehr, nachdem ich acht bis zehn Stunden auf meinem Posten zugebracht hatte. Es war stockfinster geworden, und aus der Art und Weise mit welcher wir von der vorgerückten Garde angerufen wurden, bemerkte ich bald daß sie von einem jungen französischen Offizier von den Garden commandirt wurde, welcher zu meinen vertrauten Freunden gehörte.

Charles Vicomte von Barrez war der älteste dreier Brüder, deren Vater einer der entschiedensten Carlisten des südlichen Frankreichs war. Gleich im Anfange des Krieges sandte er mit jenem ritterlichen Gefühl, durch das sich die alten französischen Edelleute auszeichnen, seine drei Söhne mit seinem Segen nach Spanien, um für einen Bourbon zu fechten, der für seine Krone kämpfte, vielleicht auch erwartend, daß ein glücklicher Erfolg die gesunkene Hoffnung derselben Familie in Frankreich neu beleben würde. Der junge Barrez war in seinem Vaterlande Artillerie-Lieutnant gewesen, beim Ausbruch der Revolution aber, welche den legitimen Thron stürzte, hatte er auf der Stelle seinen Abschied verlangt. Da wir zu jener Zeit nur zwei kleine Feldstücke besaßen, und es also im Artilleriedienst noch nichts zu thun gab, war er einstweilen bei den Garden angestellt worden. Alle drei Brüder, welche ich sämmtlich sehr gut kannte, waren im Heere sehr beliebt, und zeigten große Tapferkeit, der älteste aber zeichnete sich sowol durch ein höchst einnehmendes Aeußeres, als auch durch reichhaltige Kenntnisse vor seinen Brüdern ganz besonders aus.

Obgleich erst 27 Jahre alt, hatte er schon viel von der Welt gesehen, weshalb er von allen seinen Cameraden als ein höchst angenehmer Gesellschafter betrachtet ward. Sein Sinn war übrigens ernst und contemplativ. — Da er der älteste Sohn einer alten Familie war, hatte er es für seine Pflicht gehalten, das Schwerdt für eine Sache zu ziehen, die er für eine gerechte und heilige hielt, jedoch schien ihm im Ganzen das Kriegsleben nicht zuzusagen, und es war mir immer, als habe er sich nur ungern seinen wissenschaftlichen Studien und der Nähe seiner geliebten Mutter und seiner

theuren Schwestern entzogen. Er bewieß zwar stets den größten Muth, aber die Gräuel- und Schreckensscenen von denen wir täglich Zeugen seyn mußten, empörten sein Gefühl und schienen einen unvertilgbaren trüben Eindruck auf ihn zu machen. — Obgleich strenge und pünktlich in Allem was den Dienst betraf, ward er dennoch von allen seinen Untergebenen geliebt.

Der Posten zündete ein Feuer an, die Soldaten setzten die Gewehre zusammen; hier sollte Barrez die Nacht zubringen. Nachdem ich ihm berichtet hatte, daß es dem Feinde gelungen sey, sich bei Los Arcos zu vereinen, und daß wir wahrscheinlich am folgenden Tage eine Affaire haben würden, schieden wir. —

Ein oder zwei Stunden später, als ich mich erwärmt und durch Nahrung gestärkt hatte, beschloß ich, da ich keine Lust zum Schlafen spürte, noch einige Stunden bei ihm zuzubringen, um ihm die Zeit zu vertreiben. Ich hatte meinen Bedienten vorausgeschickt, mit allem was nöthig war, einen Punsch zu bereiten. Barrez aber schien sehr schwermüthig, welches mich Wunder nahm, da eine bevorstehende Schlacht, an deren glücklichem Erfolge wir seit dem 27sten October nicht mehr zweifelten, ihn stets lebhaft anzuregen pflegte. Wir plauderten von unserm Vaterlande, das gewöhnliche Lieblingsgespräch der Soldaten im Feldlager. So ward es zwei Uhr Morgens als wir auseinandergingen. Beim Abschiede versicherte er mich noch einmal, daß er seiner jetzigen Lebensweise so recht von ganzem Herzen überdrüßig sey, zumal da es um die Sache Carls des Fünften gut stehe. Alles was er für sich wünsche, sey demnach eine Wunde, aber eine bedeutende, damit er mit Ehren in sein Vaterland zurückkehren könne. — Aus seinem ganzen Gespräch schien ein düsteres Vorgefühl hervorzugehen. Um ihn aufzuheitern, bemerkte ich beim Abschiede, „wir werden uns gewiß einmal in London treffen," — er hatte nehmlich geäußert, daß er mein Vaterland zu besuchen wünsche, — „dort wollen wir über unsre Drangsale und unsre Strohlager lachen."

„Möglich," sprach er und schüttelte das Haupt. — „Morgen giebt es eine Schlacht," fuhr ich ihm die Hand reichend fort, „wir wollen den Feind behandeln, wie bei Vitoria, auf Madrid marschiren und dann über die Pyrenäen heimkehren."

„Und sollten wir nicht den Sieg erringen," bemerkte Barrez trüber, „möchte ich doch eine Wunde erhalten, und wenn sie auch tödtlich wäre. — Ich bin des Lebens recht müde." —

Wir schieden und — auf immer! — Die Wunde die er suchte, ward ihm am folgenden Tage, es war eine tödtliche!

Lied.

Ist mir's doch, als ob ein Strom uns trenne,
An der Ufer Jedem blüht ein Baum,
Von den Zweigen klagen Nachtigallen
Ihrer Liebe kurzen Frühlingstraum.

Ach die Kränze streu' ich in die Wogen,
Und doch weiß ich, daß Dich keiner trifft,
Und vergebens such' ich nach dem Kahne
Der mich hin zu Deinem Ufer schifft.

Grüßt euch Lieder unsrer Nachtigallen
Von den Zweigen grüßt euch immerhin;
Fließet fort, ihr Wellen, die uns trennen
Und die Kränze und die Thränen d'rin.

Natalis.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Auch Aurelia und Eduard lagerten sich in das Gras und der Letztere begann jetzt, sich in feurige Danksagungen gegen seine Retterin zu ergießen, während die erstere, allmählich zum Bewußtseyn der günstigen Veränderung ihrer Lage gelangend, gleicherweise versuchte, ihrer vormaligen Sklavin einige Laute der Erkenntlichkeit zu stammeln. Diese aber antwortete wenig auf ihre Reden, sondern verbarg das Gesicht in den Händen und blieb eine Weile abgewendet sitzen. Plötzlich schien es, als wenn ihre Aufmerksamkeit durch ein außergewöhnliches Ereigniß in Anspruch genommen werde. Sie horchte hoch auf, blickte unverwandt in die Ferne, sprang auf, lief eine Strecke vorwärts, horchte noch einmal und legte endlich sich auf die Erde niederlassend, das Ohr auf den Fußboden. Die Europäer vermochten nicht zu entziffern, was ihrer Führerin so unvermuthet aufgefallen sey, da ihre Augen und Ohren nirgends die Spur eines lebenden Wesens außer dem behaglich sich der Ruhe überlassenden Elephanten im Umkreise gewahrten und Eduard erhielt auf seine Frage, ob sie die Annäherung ihrer Landsleute vermuthe, ein schweigendes Kopfschütteln zur Antwort. Dann kehrte sie auf ihren alten Platz zurück und verharrte abermals längere Zeit in der Stellung, die sie schon früher eingenommen hatte. Auf einmal erhob sie sich und trat dicht vor Aurelia hin, welche die Anzeichen ungewöhnlicher Bewegung auf ihrem Antlitze bemerkte. Ihre Gestalt schien höher geworden zu seyn, ihre Blicke sprachen fast beredter als der Mund und bezeichnende Geberden würden den Inhalt ihrer Rede auch ohne Worte verständlich gemacht haben. In

schottischer Sprache, deren Gebrauch sie sich während ihres Aufenthaltes auf dem Gute Fergusons angeeignet hatte, richtete sie ihre Worte an sie:

«Mädchen, von dem Augenblicke an, als ich durch die unbarmherzige Willkühr Deiner Freunde aus einer freien Kafferin, aus der Tochter des Häuptlings, in eine verachtete Sklavin der Weißen verwandelt wurde, fühlte ich nur Haß und Erbitterung gegen unsere Tyrannen und sann unablässig auf Mittel, meinen Vater und mich aus ihrer Gewalt zu befreien. Willig unterwarf ich mich allen Dienstleistungen, die Du von mir fordertest, immer hoffend, daß einst der Tag der Erlösung und Rache kommen würde. Ich führte ihn herbei diesen Tag, denn Wochenlang schon vorher war ich im Einverständniß mit den Tambukkis, die nur eine Gelegenheit erwarteten, ihre Rache an ihren Feinden zu kühlen. Ich öffnete ihnen die Thüren Deines Hauses und auf diese Weise war es ihnen leicht hineinzudringen und Euch zu überwältigen.“

„Das habe ich vermuthet,“ versetzte Aurelia leise.

„Weib,“ fuhr Angora fort und düsterr flammte ihr Auge, „als ich vergebens zu Deinen Füßen lag, als ich die Schmerzenslaute hörte, welche die von Dir gebotenen Geißelhiebe dem gequälten Körper meines Vaters entlockten, da schwur ich in meinem Herzen, nicht zu rasten und zu ruhen, bis ich Dich einen Theil jener Pein hätte fühlen lassen, die Du mir bereitetest — denn ich haßte Dich — mehr als alle Deine grausamen Landsleute — mehr als alle Weiber der Erde!“

Sie warf einen Blick auf Cameron und nur zu klar war es diesem, daß die Abneigung der beiden Mädchen gegen einander, in ihrer beiderseitigen Zuneigung zu ihm begründet sey und die Furcht, in der andern die begünstigte Nebenbuhlerin zu erblicken, diese immer verstärkt und zur höchsten Erbitterung angefacht habe.

„Ich bin in Deiner Gewalt,“ hauchte Aurelia zusammensinkend, vernichte mich — räche Dich! Du bist die Einzige von uns, die die Führung des Elephanten versteht — besteige ihn und laß mich hier in der Wüste verschmachten oder gieb ihm ein Zeichen, daß er mich zu Boden schlage!“

„Dieser Jüngling,“ sprach die Afrikanerin, indem sie einen Schritt näher zu Eduard ging, ihre Hand auf seinen Arm legte und zugleich der Ton ihrer Stimme sanfter wurde, „ist es, um dessenwillen ich Dir verzeihe. Für ihn ist mir kein Opfer zu groß, er sprach, daß Du ihm werth seyst, daß er sterben werde mit Dir, wenn ich Dich nicht rettete, ich habe für Dich gethan, was ich konnte — und nun gedenkt der armen Angora, die fern von Euch ihr Leben beschließen wird!“

Aurelia brach in Thränen aus und Eduard, übermannt von den verschiedenartigsten Gefühlen, die seine Brust bewegten, im herben Kampfe zwischen der Pflicht gegen die Anverlobte und der Neigung zu der Fremden, die er lebendiger als jemals früher in sich erwachen fühlte, wandte das Haupt ab und seufzte tief.

„Freude wird mir nicht werden in der Hütte des Tambukkihäuptlings,“ sprach die Kafferin weiter und ihre Hand zitterte, „denn zuviel habe ich von den Künsten gelernt, die ihr über das Meer zu uns gebracht habt, um noch an dem rohen Leben meiner Stammfreunde Vergnügen zu finden, allein ich bin dem Mapas zum Weibe bestimmt worden durch den Willen meines Vaters, lange schon ehe ich Euch sah. — Meines Beistandes werdet Ihr ferner nicht mehr bedürfen, um zu den Eurigen zu gelangen, denn wenn mich nicht Alles trügt, so vernahm mein Ohr vor Kurzem das Stampfen von Rossen und das Geräusch von Stimmen, die in der Sprache der Weißen einander zuriefen.“

Wirklich bestätigten diese Worte sich auf der Stelle, denn in der Ferne erblickten die Europäer jetzt eine Abtheilung Capsoldaten, welche aus einem am Fuße der schwarzen Berge gelegenen Walde hervorkamen und deren Annäherung durch die schärferen Sinne des afrikanischen Mädchens früher war bemerkt worden, als die ungeübteren der Schottländer sie hatten erkennen können. Diese waren zur Verfolgung der Kaffern ausgesandt worden, durchstreiften das Land in der Absicht, diesen die etwaige gemachte Beute abzunehmen oder die fortgeführten Colonisten aus ihrer Gewalt zu befreien und trafen auf diese Weise auf die Gesellschaft unserer Reisenden. Als Cameron kein Zweifel mehr über das in Kurzem erfolgende Zusammentreffen mit seinen Landsleuten übrig blieb, fand er endlich Worte und sprach mit mehr Leidenschaftlichkeit, als sich für den Verlobten einer Andern ziemte:

„Angora, theures Mädchen, warum willst Du uns verlassen? Gewiß wird Dir kein freundlicher Empfang von den Deinen werden, denn sie werden zürnen, daß Du Dich ihrem Willen widersetztest. Mapas wird eine andere Tambukkierin finden, die besser für ihn paßt, Deinen hohen Werth versteht er nicht zu würdigen. Für Deinen Vater hast Du gethan, was die höchste Aufopferung der Kindespflicht erheischen kann, Du sagtest selbst, daß ihm noch mehrere Töchter geblieben wären, über die er zu gebieten habe. Bleibe bei uns, laß uns Dir beweisen, daß wir Dich als unsern Schutzgeist, als einen Engel des Himmels, dem wir zu immerwährender Dankbarkeit verbunden sind, betrachten!“

Angora aber verhüllte das Angesicht und sprach mit einer Stimme, die aus einem verfallenen Grabe heraufzuschallen schien: „Mein Vater gebietet über mich — ich muß zurück zu Mapas — Du bleibst bei dem weißen Mädchen!“

Die Sprache versagte ihr, sie wandte sich um und ging auf den Elephanten zu, welcher auf ihren Wink sich erhob und sich zu weiterer Reise bereit zeigte. Cameron folgte ihr und ergriff ihre Hand, mit trüben Blicken schauten Beide sich an und Trauer beschattete ihre Züge.

„Lebe wohl,“ sprach Angora endlich, „lebe glücklich und vergiß der armen Angora — ich gehe in Mapas Hütte!“

„Und ich,“ murmelte Eduard, krampfhaft ihre Hand preſſend, „werde der Gatte eines ungeliebten Weibes und

nimmer werde ich den Gedanken an Dich aus meinem Herzen verbannen können."

Sie riß sich los und gelangte in Kurzem auf den Rücken des Elephanten, mit welchem sie den Rückweg zur Heimath einschlug und ihren Schützlingen Zeit ließ, neue Pläne für die Zukunft zu fassen, doch überließen sich diese einem düstern Schweigen, welches die Geschwätzigkeit der Soldaten wenig zu brechen vermochte. Als einen fernen undeutlichen Punkt nunmehr erblickte Cameron das riesige Thier mit seiner kostbaren Last — auch dieser verschwand — mit ihm war es dem jungen Schatten, als risse ein Theil seines Herzens sich gewaltsam von ihm los — voll bittern Kummers wandte er den Schritt zur ferneren Heimreise und legte diese mit der Tochter Fergusons in der Begleitung des Militairs ungefährdet zurück.

(Der Beschluß folgt.)

Gedanke.

Es giebt heilige Augenblicke im Leben; die Sünde tritt nicht in das Daseyn und eine sanfte Reue kündet die schönere Zukunft an. Welch ein Ton aus dem Innern dann! er tönt wie des Frühlings erster Liebeston nach dem langen, starren Winter; muß die Seele nicht göttlich seyn, wenn eine Saite in ihr schlummerte, wie diese ist? O der Himmel ist in jeder Brust, aber es sind wenige heilige Minuten, in denen er geahnet und gefühlt wird. N.

Logogriph.

Geheiligt durch das alte Recht der Völker,
Tonkünstler, Bote und Soldat,
(Wiewol ich nie den Arm zum Kampf erhob),
Hab' ich der Zeichen neune. Nimm die ersten fünf;
Den Helden siehst du, der in finstrer Wasserschlacht
Castiliens Sieger war, und Albions,
Und glorreich starb den Tod für's Vaterland.
Die letzten fünf erinnern dich an jenen
Verkündiger des Heils, der demuthsvoll
Beginnt die Reihe stolzer Kronenträger,
Der sich Europa tief im Staube beugte.

Hugo.

Auflösung des Logogriphs in No. 23.

Cisterne.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Zweites Theater.

Auf dieser Bühne drängt eine Posse und eine Parodie die andere; da sie aber fast alle aus derselben Feder sind, erblicken die alten Witze, die Kraft- und Kern-Surogate der ältern Stücke auch wieder in den neuen. — Merkwürdig wirklich ist die Einführung dieser Stücke bei dem Publikum, drei Tage hintereinander werden sie par force annoncirt, und das Publikum mag nun wollen oder nicht, es muß sie genießen oder — doch wenigstens zahlen!

Die neue Parodie «die Sündin» welche am 4ten, 5ten und 6ten März dem Publikum vorgeführt wurde, ist mit einem Worte sehr langweiliger Art; am besten sind noch die Namen der Personen parodirt und die beschreibende Charakteristik auf dem Zettel erregt die Neugier. Man kann freilich nur geringe Ansprüche an solche ephemere Erscheinungen machen, denn sie werden zu schnell gearbeitet, aber etwas mehr ließe sich doch leisten, als uns hier geboten worden. Eine Parodie soll belustigen aber nicht langweilen; die Hauptmomente des zu parodirenden Stückes müssen so kurz wie möglich wiedergegeben werden; eben so kann mit der Musik verfahren werden; einige Bruchstücke davon sind hier zwar verwendet, jedoch unpassend und Musik aus andern Opern mit Gassenhauern vermengt, füllt die Lücken aus: — mit einem Worte, ein so zusammengewürfeltes Machwerk kann nicht amüsiren. —

Die Darstellung kann man nur gelungen nennen, denn den meisten Mitgliedern, theilweise gebornen Hamburgern, fällt es nicht schwer, sich die Charaktere der darin vorkommenden Personen anzueignen und naturgetreu wieder zu geben. Das Publikum hatte sich zahlreich eingefunden, schien aber nicht befriedigt, denn die sonst hier so reichlich gespendeten Beifallsbezeugungen erfolgten nicht.

Vorher wurde Kotzebues «Seelenwanderung» gegeben, worin Herr Gödemann als Schauspieldirektor Pfiffering excellirte und vielen Beifall erndtete.

Zur Nachricht.

Die musikalische Soiree des verdienstvollen Herrn Kaufmann aus Dresden, von welcher in diesen Blättern schon vorläufig die Rede gewesen ist, wird am Montag den 13ten dieses im Apollosaale stattfinden und um 7 Uhr Abends beginnen. Die Kunst- und Musikfreunde haben sich davon einen wahrhaft außerordentlichen Genuß zu versprechen, denn der wackere Künstler wird nicht nur auf seinem berühmten Harmonichord mehrere Piecen vortragen, und seine übrigen mechanischen musikalischen Kunstwerke hören, sondern er wird auch alle diese seine Instrumente in Verbindung unter einander und mit Gesang spielen lassen, und so dem Publikum in der That etwas Neues hier noch nie Gehörtes darbieten. D. R.

Repertorium.

Sonnabend, den 11ten März: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 31 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Allein.

Warum denn traurig seyn,
Steht doch die Eich' allein
Auf kahler, dürrer Haide!
Sie grünt und wurzelt fest,
Das Vöglein baut sein Nest,
Auf ihr, in stiller Freude!

Warum denn traurig seyn,
Blüht doch die Ros' allein
Am starren Felsenrande!
Der Wand'rer pflückt sie ab
Trägt sie entzückt hinab
Zum lieben Heimathlande.

Warum denn traurig seyn,
Die Kunst ist auch allein
Im kalten todten Leben! —
Ob sie den Himmel giebt
Wie sie der Himmel liebt
Und Engel ihr entschweben.

Warum denn traurig seyn,
Lebt Gott nicht auch allein
Im großen Weltenraume?
Und stillt doch bangen Schmerz,
Legt uns an's Vaterherz,
Weckt bald uns aus dem Traume! —

L . . . i.

Prüfung der Zöglinge
der
Wolff-Jülichschen Bildungs-Anstalt für Blinde.

(Eingesandt.)

Dem theilnehmenden Menschenfreunde bot sich am Sonntage den 26sten Februar durch das stattgefundene Examen der Zöglinge der obengenannten Anstalt ein erfreulicher Genuß dar. Wenn gleich beim Eintreten dieser Augenlosen in den gedrängt vollen Saal die Anwesenden schon von tiefer Weh-

muth ergriffen wurden, so senkte doch das, durch die Geistesbildung ihnen gewordene, heitere Antlitz der Kinder ein beruhigendes Gefühl in die Brust eines Jeden. — Und als nun, nachdem die Prüfung durch den erhebenden Choral: „Eine feste Burg ist unser Gott ꝛc.“ gesungen von sämmtlichen Zöglingen der Anstalt, eingeleitet worden, Herr Doctor und Pastor Wolff ein Religionsexamen über die Schöpfung hielt, da erfreueten die innig gesprochenen rasch erfolgenden Antworten der Kinder die Zuhörer. — Das irdische Licht ist ihnen verschlossen, aber das Licht der Wahrheit ist ihnen aufgegangen, das zeugten ihre Erwiderungen, welche mit jener Wahrheit der Empfindung gegeben wurden — die nur den schönen Blüthen eines ächt religiösen Gemüthes angehören; das zeugte ein späterhin von Betty Dahlström gesprochenes passendes Gedicht von Herrn Rath Ludwig. Tiefe des Gefühls, Innigkeit und fromme Hingebung lag in den Worten der armen des Augenlichtes Entbehrenden und allgemeine Rührung verbreitete ihr Vortrag! — Wie gefühlvoll und correct spielten nicht sechs Zöglinge der Anstalt die Ouverture aus Sargino; ein gleiches Lob verdient der Solo-Gesang von Emilie Leilich und späterhin das Duett gesungen von denselben und Betty Dahlström, welche Piecen sich sämmtlich der lautesten Anerkennung der Versammlung zu erfreuen hatten.

Es ist des Referenten Absicht nicht einzeln durchzugehen, was in diesem Examen geleistet und gezeigt worden. Jeder Unbefangene aber muß eingestehen, daß das Bewundernswürdige geboten wurde. — Die Lehrer scheinen in der That sämmtlich von einem Geiste beseelt, und haben jeder in seinem Fache ein großes Verdienst um die Anstalt. — Daher die umfassenden Kenntnisse der Kinder. — Herr Doctor, Pastor Wolff hielt noch eine Prüfung in der französischen Sprache und erfreutete die Zuhörer dadurch zugleich mit einer kleinen Probe seiner höchst sinnreichen Lehrmethode. — Frau Prof. Jülich examinirte die blinden Zöglinge in der Mythologie, wobei dieselben recht hübsche Kenntnisse entfalteten. — Herr Ohmstedt hielt eine Prüfung im Rechnen und Herr Prof. Jülich gab durch mehrere von den Kindern vorgetragene Musikstücke, — so auch durch ihr fertiges Wissen der Bibelsprüche, worin Herr Denicke sie examinirte, aus.

Mehrere wissenschaftliche Gegenstände konnten offenbar aus Mangel an Zeit — (die Prüfung währte länger als drei Stunden) nicht vorgenommen werden, und wir hoffen daher, die armen blinden, uns so liebgewordenen Kinder zu einer andern Zeit auch in dieser Rücksicht zu vernehmen. — Eine große Anzahl menschenfreundlicher Besucher mußte diesesmal, weil der schon überfüllte Saal keinen Einlaß mehr gestattete, zurückkehren, daher sprechen wir gewiß den Wunsch Vieler aus, daß die nächste Prüfung in einem größeren Locale stattfinden möge. R.

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Fortsetzung.)

Der Ueberfall der Kaffern des Gutes Fergusons stand mit mehreren feindseligen Berührungen in Verbindung, die sie um dieselbe Zeit gegen andere Punkte der Ansiedelung ausführten, doch hatten sie diese nur, wie fast immer sonst, unternommen, weil sie aufs höchste gereizt und durch wiederholte Ungerechtigkeiten erbittert worden waren. Die der weißen Bevölkerung zu Hülfe geschickten kleineren Truppenabtheilungen vermochten es nicht, die in der ganzen Gegend verstreuten Tambukkischwärme so schnell zu überwältigen, wie es zur Sicherung des Eigenthums der Colonisten nothwendig gewesen wäre. So sahen denn diese sich genöthigt, ihr Besitzthum größtentheils im Stiche zu lassen und in der Districtsstadt Ritenhagen Zuflucht zu suchen. Das Dorf Enon wurde von allen seinen Bewohnern verlassen und Herr Ferguson war einer der Ersten, welcher Ritenhagen erreichte, seinem alten Grundsatze folgend, stets zuerst das für seine eigene Person Ersprießliche in Ausführung zu bringen. Nach dem Abzuge der Bevölkerung wurde Enon gänzlich von den Kaffern verwüstet und zerstört und was in Gärten und Feldern nicht schnell vernichtet werden konnte, von Elephanten zertreten.

Kurze Zeit später trafen auch Eduard und Aurelia mit ihrer Begleitung in Ritenhagen ein und Herr Ferguson zeigte eine aufrichtige Freude, daß er seine Tochter und ihren Verlobten unversehrt wieder begrüßen konnte, da es ja geschah, ohne daß ihm dadurch zu großer Nachtheil entstanden wäre. Einige Wochen hatten sie sich hier aufgehalten, theils sich beschäftigend, durch Hülfe der zu ihrer Verfügung gestellten Truppen einen Theil ihres Eigenthums zurückzuerhalten, theils Pläne für ihr zukünftiges Leben entwerfend. So stand Eduard eines Tages in finsterem Brüten über sein Lebensloos, welches ihm herbe und freudenlos erschien, vor sich hinstarrend. Eine schwere Last beengte seine Brust und verschwunden war der heitere Lebensmuth, der ihn sonst gelehrt hatte, von jeder Widerwärtigkeit die möglichst angenehmste Seite aufzusuchen und die Gedanken an sie durch fröhliche Erwartung kommender freundlicher Genüsse zu verscheuchen. Da nahte sich ein leichter Tritt und Aurelia Ferguson trat in's Zimmer. Sie schien sehr bewegt, Thränen glänzten in ihren Augen und in ihrer Hand hielt sie ein Kästchen.

„Ich komme von meinem Vater,“ sagte sie weich, „und habe mit ihm über meine Zukunft Abrede genommen. Er will nach Europa zurückkehren, ihm ist der Aufenthalt in diesem Lande durch die erlittenen Bedrängnisse verleidet. Ich bin entschlossen, ihm zu folgen.“

Ein Laut des Erstaunens entrang sich dem Munde Camerons.

„Nur zu deutlich fühle ich," fuhr sie fort, „daß ich nicht geeignet bin, ein Leben der Anstrengung und Entbehrung zu führen, wie die nächsten Jahre es uns, die wir auf's Neue allen Mühseligkeiten der Ansiedelung uns unterziehen müssen, bringen werden. — Längst habe ich erkannt, daß Sie und ich nicht zusammen passen, Eduard, daß Sie im Stande wären, eine Andere mehr zu lieben als mich. Darum löse ich das Band, was uns vereinigte, Sie brauchen eine Gattin, die Ihnen nicht bloß angenehm, sondern auch nützlich ist und eine solche Ihnen zu verschaffen, habe ich meine Sorge seyn lassen, werden Sie glücklich und weihen Sie Angora alle jene Sorgfalt und Zuneigung, die Sie einst für mich hegten."

Sie öffnete bei diesen Worten die Thür des anstoßenden Kabinets und führte ihre vormalige Sklavin dem jungen Schotten entgegen. Sprachlos vor Staunen und Entzücken hob sich Eduards Brust. Erfüllt sah er den Wunsch seiner Seele, den zu bekämpfen und überwinden er heldenmüthig beschlossen hatte und blickte bald auf die Tochter Schottlands, bald auf die Afrikanerin, deren Hand er an seine Brust preßte, indem er einige Fragen hervorstammelte, wie denn dies Alles möglich gewesen sey.

„Schon bei unserer Trennung in der Wüste," erwiderte Aurelia, „erhob sich der Gedanke in mir, daß ich vielleicht ein Mittel finden könne, Mapas zu bewegen, auf seine Rechte auf Angora zu verzichten, doch verschwieg ich ihn, da ich erst erwarten wollte, ob es mir möglich seyn würde, ihn zur Ausführung zu bringen."

Sie öffnete das Kästchen, das sie in der Hand trug, zog ein kostbares Geschmeide heraus und fuhr fort:

„Diesen Schmuck hatte mein vorsichtiger Vater mich bewogen, hier in unbezweifelter Sicherheit in dem Gewahrsam eines Freundes zu lassen, damit uns, auch wenn unsere Niederlassung zu Cnon ein Unglück erlitte, noch immer ein Ausweg als letzte Zuflucht bleibe. Einige wenige dieser Steine habe ich in der Capstadt zu Gelde machen lassen, da ich beabsichtigte, für den Betrag derselben so viele Viehherden zu kaufen, daß Mapas durch ihren Besitz für immer der reichste Häuptling aller Stämme Südafrikas werden könne. Mit der Botschaft, diese als Lösegeld Angoras anzunehmen, sandte ich einen Hottentottenjüngling, der sich für Geld und gute Worte willig finden ließ, diesen mißlichen Auftrag auszurichten, nach dem Kaffernkraal. Die Tambukkis sind nicht so schwierig wie die Männer die aus Schottland kommen, auch ist solche Lockung wohl selten einem Kaffern geboten worden; über Erwartung schnell fügte sich, einige erhobene Schwierigkeiten von Huaskars Seite ungerechnet, der große Häuptling in unsere Wünsche, meine braune Freundin legte auch keine Hindernisse in den Weg und so hat denn der Austausch gestern am Fuße der großen Karroo stattgefunden. Die Freude, Ihnen eine Ueberraschung zu bereiten, mein Freund, behielt ich mir vor und ließ deshalb tiefes Geheimniß über dem ganzen Entwurfe ruhen, bis eine glückliche Vollendung ihn gekrönt haben würde."

„Aurelia, Engel! Wie habe ich Dich verkannt!" rief Cameron feurig, sie in seine Arme schließend. „Edles Mädchen. Du bist die Schöpferin meines Glückes geworden!"

Angora preßte wortlos ihre Hand an ihre Lippen.

Aurelia Fergusson war ein Mädchen, wie Schottland und mit demselben alle übrigen Länder Europas sie zu Tausenden hervorbringen. Von reizendem Aeußern, im Unglück verzagt und vernichtet bei dem Eintritte großer, unerwarteter Widerwärtigkeiten, übermüthig im Glück und dann zuweilen boshaft aus verletzter Eitelkeit, indessen nicht ohne gute Eigenschaften und fähig, den Werth der Großmuth zu erkennen und zu belohnen, wenn die Macht dazu ohne große, eigne Aufopferung in ihrer Gewalt war. Die edle Hingebung Camerons zu ihrer Unterstützung und Rettung hatte sie gerührt, Angoras Hochherzigkeit sie erschüttert und es war in ihr der Gedanke lebendig geworden, sich selbst in eine angenehmere Lage zu bringen und nebenbei den ihr wohlbekannten Wünschen Beider zuvor zu kommen. Deshalb zerhieb sie den Knoten, den zu lösen sie nicht vermocht hatte und bewirkte auf diese Weise das Zweckmäßigste, was sich unter den gegenwärtigen Umständen thun ließ. Ihr natürlicher Frohsinn erwachte wieder bei dem Anblicke des Glückes, als dessen Schöpferin sie sich mit Stolz betrachten konnte und scherzend sagte sie zu Cameron:

„Sehen Sie meine Handlungsweise nicht in einem gar zu verklärten Lichte, mein Freund, sondern bedenken Sie, daß nicht weniger die Sehnsucht nach Schottland, als der Wunsch, Sie glücklich zu sehen, mich antrieb, so eigenmächtig über sie zu verfügen. Auch denke ich," fuhr sie fort, mit einem wohlgefälligen Blick auf den gegenüber hängenden Spiegel, der ihr liebliches Angesicht wiedergab, „daß ich noch wohl in Schottland mein Glück machen werde, da es hier in Afrika so schmählich in Trümmern gefallen ist."

Eduard gab lächelnd seine Beistimmung in ihre Erwartungen zu erkennen.

„Angora, gutes Mädchen," sprach die Tochter Fergusons weiter, indem sie diese, über deren Wange Thränen perlten, freundlich zu sich zog, „sey nicht zu erkenntlich gegen mich. — Ich hatte Dir schweres Unrecht gethan und Du vermehrtest meine Schuld durch Deine Großmuth noch in's Unendliche — auch Ihnen, Cameron, bin ich hoch verpflichtet — nun bin ich Euch Beiden wieder gefällig gewesen, das ist Alles. Einige Tage muß Du nun noch unter meiner Obhut bleiben, ich hoffe, wir wollen uns besser vertragen als früher. Meinen Sie nicht auch, Eduard?"

(Der Beschluß folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Stadt-Theater.

Shakespears bisher unerreichter Genius ist am 8. dieses in seinem Hamlet wieder einmal auf unsere Bühne heraufbeschworen worden, und wir wollen, ohne über die herrliche Dichtung selbst Längstgesagtes zu wiederholen, der Aufführung dieser Tragödie einige unpartheiische Worte widmen. Die Darstellung des Hamlet durch Herrn Bäison isoon einem andern Berichterstatter in diesen Blättern früher beifällig besprochen worden, wir müssen aber bekennen, daß wir uns der Ansicht des damaligen Referenten keineswegs anschließen können, sondern den Hamlet ganz und gar für eine Aufgabe halten, welche für jetzt noch außer dem Bereiche des Herrn Baison liegt. Fleiß und Anstrengung, den sehr schweren, fast an ergründlichen Charakter seiner Rolle würdig darstellen zu wollen, waren bei diesem jungen Künstler zwar unverkennbar und dürften die beharrliche Ausdauer und ein ernstes Studium, vielleicht recht bald das eifrige Streben mit glücklichem Gelingen krönen; bis jetzt aber ist es noch ein Suchen; ein — grade in dieser Rolle gänzlich zu vermeidendes — Haschen nach Effekt. Freilich darf sich Herr B. in Folge dieser Effekthascherei des Beifalls der Menge versichert halten, wie denn auch der Erfolg so manches Verfehlten den Beweis stellt; als dahin gehören: der Monolog Act 3 Scene 7 (im Original Schlußscene des 4ten Acts) von dem Herr B. die Schlußworte mit fast gellender Stimme herausschrie, statt dieselben, in Folge der gemachten Reflexionen, mit überzeugender Ruhe, voll glaubigen Vertrauens das martenden Gefühls in seiner Brust jetzt bald entboden zu werden, fest und ernst sich selbst zu sagen. Der darauf folgenden Scene mit Ophelia mangelte die eigentliche Würze — die Lichtseite der ganzen Scene, die Ironie, die hier durchaus nicht fehlen darf, gänzlich; so dargestellt wie von Herrn B. ist das Bild grau in grau gemalt. Künstelei und rohe Kraft können wohl die Menge verblenden, werden aber den Kenner, den Denker stets kalt lassen, wenn nicht gar mit Unwillen erfüllen. — Will Herr B. dereinst den Hamlet seinen gelungenen Parthien beigesellen, so leiste er unserem wohlgemeinten Rathe Folge, dieser herrlichen Rolle ein genaues Studium zu widmen. Tritt sodann die Parthie durch den Fleiß des Herrn B. geläuterter hervor, so halten wir uns überzeugt, daß derselbe nicht allein das oft sehr störende, gezogene «Ah» vermeiden, sondern auch das Lachen vor den Worten: «Seyd ihr tugendhaft?» mit dem ironischen Ausrufe «Haha!» vertauschen und dem Charakter des Helden mehr Seelenadel, Stolz, Ironie, ja selbst Satyre beimischen wird. Jede einzelne Scene zu besprechen, verbietet uns leider der Raum und wir begnugen uns damit nur noch zu bemerken: daß die Rede Hamlets «Nun, seht ihr, welch ein nichtswürdiges Ding ihr aus mir macht?» ꝛc. (Act 4, Scene 6) mit weniger Kraft! hingegen mit weit mehr Seelenadel vorgetragen werden muß; denn Hamlet ist weit entfernt, den faden Hofleuten Rosenkranz und Güldenstern zu imponiren, sondern er will sie mehr durch Ueberlegenheit des Geistes in die Schranken der, bereits überschrittene, Ehrerbietung zurückweisen. Die Schlußscene des 4ten Actes — nach welcher dem Darsteller gerechter Beifall gezollt wurde — würde, weniger laut von noch größerer Wirkung und ergreifender gewesen seyn. Herr B. der durch so manche gelungene Leistung die schönsten Proben seines, nicht minder schönen Talents, uns gegeben, wird bei seinem sichtlichen Streben, dem Ziele gewiß sehr nahe rücken, um so gewisser als die Natur den jungen Künstler mit Vorzügen so reich beschenkt hat.

Der verbrecherische König Claudius wurde von Herrn Jost mit so künstlerischer Wahrheit hingestellt, daß wir uns, namentlich während der Unterredung mit Laertes im letzten Acte, eines geheimen Schauders nicht erwehren konnten. — Der Polonius ist eine treffliche Rolle unseres Herrn Schmidt; jedes Wort, jede Bewegung wahr. Nur die Farbe der Kleidung schien uns zu lebhaft gewählt. — Nicht minder gut wurde von Herrn Lenz der Geist dargestellt. Dieser fast klanglose Ton in dem Rede-Vortrage, die ganze Ruhe des Wesens zeugten von der gründlichen Auffassung der Rolle. — Madame Lenz als Ophelia hatte zwar einzelne gute Momente — wohin wir z. B. das fürsliche Ueberreichen der Veilchen an Laertes und die Abschiedsgrüße zählen; die liebeathmende Ophelia aber vermißten wir gänzlich, mithin ging die erste Hälfte der unverzeichlichen schönen Rolle uns verloren. — Mad. Fischer (Königin Gertrude) dürfte unsere Ansicht, daß sie ihre Rollen richtig auffaßt und treu wiederzugeben vermag, — Herr Glo y (Horatio) spielte beifallswürdig, — Das Spiel des Herrn Zängl (Laertes) war in einzelnen Momenten durchdacht und lobenswerth. Daß wir den Abschied von seiner Schwester (Act 2 Scene 1) wo er derselben bei den Worten «Lebt wohl!» recht galant den Handschuh an der linken Hand gekußt, nicht mit unter die gelungenen Momente zählen, erlauben wir uns Hrn. Zängl offen zu bekennen. Wenn Laertes auch erst ganz kürzlich aus Frankreich zurückkehrte, so dünkt uns dieß Galanterie, — wenn auch ächt französisch — doch hier ganz unpassend; ein Kuß auf die Stirn der Schwester wäre richtiger gewesen: der Abschied galt ja für längere Zeit — Sehr ungern nur vermißten wir die Scene auf dem Kirchhof. Herr Lebrün — der als Fortinbras nicht an seiner Stelle war — würde den Todtengräber, unserer Ansicht nach, gewiß classisch dargestellt haben. Die Ränge waren leer, die Gallerie hingegen war sehr gut besetzt.

Hamburg, den 9. März.

Wir machen das geneigte Publikum aufmerksam auf eine Darstellung, welche am Mittwoch den 15ten dieses in unserm zweiten Theater, zum Benefiz des talentvollen Herrn Börger stattfinden und aus folgenden drei Piecen bestehen wird: 1) „Der Paria," Trauerspiel in 1 Acte von Michael Beer. 2) „Für einander geschaffen," Lustspiel in 2 Acten von Costenoble. 3) „Bruder Hamburger, oder: Blume und Schmetterling," Localposse in 1 Akt. — Herr Börger, welcher durch sein treffliches Darstellungstalent den Besuchern dieses Theaters schon so manchen erfreulichen Genuß verschaffte, wird in dem erstgenannten Drama die Rolle des Gadhi geben und durch seine wackere Leistung dem vortrefflichen Stücke gewiß noch mehr Interesse verleihen. Mögen die Theaterfreunde dem verdienstlichen Beneficianten durch recht zahlreichen Zuspruch beweisen, daß sie das wahre Talent zu schätzen wissen, es möge sich auf der ersten oder zweiten Bühne zeigen. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 13ten März: „Der Schultheiß von Brügge."

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 32 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Ein Brief aus Bearn. *)

St. Sauveur. Im Juny 1836.

Lassen Sie es sich nicht befremden, theure Fanny, von dem Freunde, der wie Sie glauben:

An Neuschottlands felsichtem Gestade
Im Labyrinthe menschenleerer Pfade

zu vergessen sucht, was er nie sein nannte und doch ewig als verloren beklagen wird, einen Brief aus den Pyrenäen zu erhalten, aus dem Vaterlande Heinrich des Vierten. Was mich drückte, war mit meinem ganzen Daseyn so fest verwachsen, wie die Rinde mit dem Baum; ich sehnte mich nach Einsamkeit und habe sie hier oben hoch im Gebirge gefunden, wie ich sie nur immer in den Wildnissen der neuen Welt zu finden vermocht hätte. — Was mich in Europa zurückgehalten, was mich hieher geführt, war mein Zusammentreffen mit C., den ich am Abend vor dem zu meiner Abreise bestimmten Tag in Paris traf. — — —

Das Andenken Heinrichs des Vierten giebt seinem Geburtslande eine Weihe, gegen deren Reiz so leicht kein Mensch ganz unempfänglich ist. — Noch findet man in dem Charakter der Bearner die Grundzüge des seinigen wieder: Freimüthigkeit, Geist, Ritterlichkeit, Edelsinn und heitre Lebenslust. Bearn selbst ist ein schönes, interessantes Ländchen; es scheint zwischen dem Ocean und den Pyrenäen liegend, eigens dazu geschaffen in unsrer Seele die verschiedenartigsten Empfindungen zu wecken; die Sonne giebt ihm die Früchte und das Feuer des Südens, aber die Nachbarschaft der Schneeberge und ihre Nebel mildern seine Hitze; furchtbar schön an den Felsengestaden seines Golfs, sind die Gipfel seiner Gebirge grosartig und erhaben, seine Hügel lieblich und seine romantischen Thäler überaus anmuthig. Der Bearner ist nicht so träge, wie sein Nachbar, der Spanier; er ist heiter und wohlgemuth, nimmt das Leben sehr leicht und ist so beweglich, wie die vom Winde berührten Blätter eines Baumes, sprudelnd wie die Quellen und Bäche seines Landes, die über tausend Kiesel so hurtig dahin rollen.

Es ist jetzt bei den Franzosen Mode, Bearn zu besuchen, wie es bei Ihnen in Deutschland Mode ist nach Salzburg zu reisen. Im Monat July strömt ganz Frankreich hier zusammen. Diese Reisenden sind zum kleineren Theil Kranke, die

*) Mitgetheilt von Fanny Tarnow.

in den hiesigen Heilquellen Genesung suchen; die Mehrzahl von ihnen besteht aber aus Geschäftsmännern, die sich hier erholen wollen und Schriftstellern, die hier ihre Phantasie und ihre poetische Schöpfungskraft neu zu beleben, und ihren Geist, den die feuchte und egoistische Pariser Atmosphäre verstimmt hat, hier wieder rein zu stimmen hoffen. Unter diesen sind viele junge Männer, die sich gerne angezogen, angeregt und interessirt fühlen möchten, gleichviel wodurch — sie wundern sich in ihrem Alter schon so abgestumpft, schon so fertig mit sich und Anderen zu seyn. — Auch jene Art von Reisenden fehlt hier nicht, die nur reisen um den Ort zu wechseln und deren unbedeutendes Leben sich unbedingt, und aller selbstthümlichen Kraft ermangelnd dazu bequemt, sich der herrschenden Mode hinzugeben und sie maschinenartig mitzumachen. Wenn die schöne Jahreszeit die Gesellschaftssäle verödet und die schöne Welt aus einander stäubt, so geht man in die Bäder, wo es für die Frauen wieder Bälle und Anbeter giebt und wo ganz Europa wie zu einem Congreß zusammenströmt.

Das Badeleben kommt mir immer wie ein Waffenstillstand vor, den man mit dem täglichen Leben und mit den Alltagsverhältnissen abschließt; ein Daseyn, auf die Dauer von sechs kurzen Wochen beschränkt; ein kleiner Strudel von neuen Bekanntschaften, ephemeren Romanen und schnell geschlossenen Freundschaften, für die es keine andere Bürgschaft giebt, als die Sympathie die sie knüpft. — Wie Wenige giebt es, denen aber ein solcher Strudel nicht volle Genüge gewährt! —

Sie, meine Freundin wissen, wie ich zu dieser sogenannten großen Welt stehe und daß ihre Vergnügungen es gewiß nicht sind, die mich hier festhalten. Aber die Gegend ist so schön, das Gebirge so großartig! Ein heimathlicher Zug *) zieht mich von Spitze zu Spitze, immer höher hinauf und noch höher! — Auf jede neu erstiegene Höhe bin ich stolz, wie auf eine Eroberung; ich athme freier — ich fühle mich einer schweren, drückenden Bürde entlastet und denke mitleidig an die, die sich da unten, tief unter mir, mit Nichtigkeiten und unedelen Schmerzen abmühen. — Meine Seele regt die Fittige; sie fühlt daß droben ihre Heimath und sie ihr näher ist. —

Die Mehrzahl der Reisenden durchstreift Bearn so schnell, daß sie in den Einwohnern wohl ein Volk erblicken, das in Tracht, Sprache und Physiognomie sich von allen übrigen Franzosen scharf absentirt; aber das ist auch alles, was sie bemerken. Der Bearner ist kein Franzose, doch eben so wenig ist er Spanier. Seinen Nachbarn, den Gascognern und den Bewohnern von Bigorre gleicht er auch nicht und würde es übel aufnehmen, wenn man ihn diesen zugesellen wollte; er spricht seine Geringschätzung alles dessen, was jenseits der Gränzen seines Landes ist, ganz unverholen aus. Dieser volksthümliche Stolz ist vielleicht noch ein Nachklang der ruhmwürdigen Tage, wo Bearn ein unabhängiger Staat war, und seine Männer an der öffentlichen Verwaltung des Landes Theil hatten und sich in den Kriegen gegen die Mauren in Spanien und die Engländer in Guyenne Ruhm und Ehre erstritten.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Der Verfasser ist ein Schwede, ein Herjedhaler.

Wunderbare Schicksalserfüllung.

Ein Abend, noch trüber und finsterer als er sich an der Küste von * * im östlichen Schottland, im Monat November gemeinhin einzustellen pflegt, war von einer rabenschwarzen Nacht gefolgt worden. Der Wind heulte rund um die grauen Mauern von Moray Tower, nicht in jenen abgebrochenen heftigen Stößen, welche, indem sie die Gewalt des Sturmes draußen verkünden, bei dem am wärmenden Kamine Weilenden das Gefühl behaglicher Sicherheit hervorrufen, sondern in jenem dumpfen, wehklagenden Tone, welcher selbst den Glücklichen mit Schwermuth erfüllt; das Herz des Einsamen, Verlassenen und Bekümmerten aber scharf durchschneidet. Die Wellen des Meeres rollten dumpf gegen die Felsen und vermehrten das Schaudervolle der Scene.

Das Schloß Moray Tower war mit seinen an der Küste gelegenen großen Besitzungen durch Erbschaft an Charles Mortimer, den damaligen Laird von Moray gekommen, welcher aus einer alten Familie abstammend, reich und angesehen, umgeben von seinen armen Bauern, es vorzog, seine Tage in der Größe seiner fast trüben Einsamkeit zu verleben, als sich in die große Welt zu mischen, welche sich um seine Macht und seine Ansprüche nur wenig kümmerte. Auch hatte er dazu noch bessere Beweggründe: er liebte sein Eigenthum und seine Unterthanen, und das war für Beide von großem Nutzen.

Lady Margaretha, Mortimers Gattin, horchte an jenem Abend dann und wann hinaus nach dem Geheule des Windes und dem Rauschen der Wogen, gleichsam als wolle sie besorgt erforschen, ob sich in dem Tosen des Orkans nicht etwa auch hilfeverlangende Stimmen vernehmen ließen; denn in solchen Nächten und bei solchem Unwetter, hatten sich, zumal in dieser Jahreszeit, an dieser felsigen Küste schon oft Unglücksfälle ereignet.

Endlich trat sie ans Fenster, öffnete den schützenden Laden und schaute hinaus, aber nichts als die dunkle wildbewegte Nacht trat eine Weile lang ihrem forschenden Blick entgegen. Plötzlich aber flammte es hell am Himmel auf, das tobende Meer, die felsige Küste, alles ward einen Augenblick lang sichtbar, wurde aber im nächsten Momente schon wieder durch die tiefste Dunkelheit verhüllt. Gleich darauf zeigte sich die Helle wieder, sie kam augenscheinlich nicht vom Meere her, sondern stieg in einer dunkelrothen Gluth an der südlichen Küste empor. Die Flammen schlugen hoch auf, durchdrangen feurigen Schlangen gleich den himmelanwirbelnden Rauch, sanken

wieder, schienen zu erlöschen, zeigten sich aber im nächsten Augenblick mit vergrößerter Heftigkeit wieder, so daß die ganze Gegend umher von ihrem verheerenden Glanze beleuchtet wurde.

„Wache auf, Mortimer!“ rief Lady Margaretha zu ihrem Gatten gewandt, welcher im Lehnsessel eingeschlummert war, komm hieher ans Fenster, schau hinaus und sage mir, was ist da, von wo aus diese Flammen aufsteigen. Schnell, schnell, es ist keine Täuschung! Sieh, wie selbst das Zimmer hell wird.“ — Und wirklich ward, während der Schloßherr sich von seinem Sessel erhob, das Gemach von dem fernen Feuer wunderbar beleuchtet.

„Was liegt denn da im Süden,“ fragte Mortimer, indem er rasch die Klingel zog. „In jener Richtung giebt es keine menschliche Behausung; Castle Dune liegt mehrere Meilen weit ins Land hinein.“

„Schau doch nur, wie die Funken fliegen, wie der Wind das brennende Holz fortpeitscht,“ rief Margaretha. „Ewiger Gott, schütze das Leben derer, die dort in Gefahr schweben!“

„Das Feuer ist mehrere Meilen von hier entfernt,“ bemerkte ihr Gatte, „wessen Eigenthum dort zerstört wird, vermag ich nicht anzugeben; auch können wir in dieser Entfernung keine Hilfe leisten.“

Lady Margaretha starrte nun sprachlos in die Gluth, bis das Feuer endlich nachzulassen schien. „Die Flammen sinken, sprach sie, ihre Hände faltend, „es wird dunkler, Gott sey gelobt, das Feuer scheint gelöscht.“

Unterdessen hatte der Schloßherr das Gemach verlassen, um zu sehen, ob es nicht möglich sey, den Leidenden Hilfe zu bringen, er kehrte indeß bald zurück, versicherte wiederholt, daß die Entfernung jeden Beistand von hier aus unmöglich mache, und äußerte wie er, da in jener Gegend durchaus kein Haus sey, vermuthe, daß Schleichhändler dort gelandet und mit dem Feuer so unvorsichtig umgegangen wären, daß sie die Waldung in Brand gesteckt hätten. Da jetzt die Flammen gänzlich erloschen waren und in der Umgegend alles ruhig blieb, pflichtete Lady Margaretha dieser Ansicht ihres Gatten bei, und beschloß sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen und am folgenden Tage nach der Stelle zu fahren, wo sie das Feuer erblickt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Ansiedler in Süd-Afrika.

Von M. Norden.

(Beschluß.)

Cameron und Angora stimmten freudig bei. Bald nachher gab die Letztere dem Drängen Aureliaß nach, welche noch vor ihrer Abreise nach Europa sie als die Gattin Camerons sehen wollte. Dieser blieb noch einige Zeit mit seiner jungen Frau in Rietenhagen und benutzte diesen Zwischenraum, die schon so glücklich begonnene europäische Bildung bei ihr noch mehr zu vervollständigen. Im October desselben Jahres begaben sich abermals mehrere Weiße, begleitet von einer größeren Anzahl Hottentotten, auf den Weg nach dem weißen Flusse, um sich in der nun beruhigten Gegend auf's neue anzusiedeln. Bei dieser Unternehmung ermangelte Angora nicht, die ihr von Aurelia zugeschriebene Tüchtigkeit in der Praxis des Landlebens an den Tag zu legen und Eduard fand bei den Mühseligkeiten des Anbaus eine immer bereite Gehülfin. Enon erhob sich schöner aus seiner Asche und bald blühte die ganze Gegend wieder, als habe nie ein Feind den zerstörenden Fuß auf ihr Gebiet gesetzt.

Nach dem Verlaufe einiger Jahre zeigten sich die Tambukkis geneigt, dem Christenthume einigen Eingang in ihre Horde zu gewähren und der edle Cameron faßte die schönsten Hoffnungen, als er um diese Zeit auch die Erfüllung eines seiner feurigsten Wünsche für Menschenglück erwarten konnte, indem durch ein vom Mutterlande erlassenes Gesetz er die Befreiung der Hottentotten-Stämme von der Sklaverei der Weißen ins Werk gesetzt sah. Diese Verordnung ging der im Jahre 1834 erlassenen, großherzigen Maßregel der Erlösung der Neger vom Sklavenjoche in den sämmtlichen Colonien Großbrittanniens voraus und bald äußerten sich auf dem Boden des Caplandes die Folgen dieses würdigen Beschlusses, indem dieses höchst gutmüthige, nur durch Jahrhunderte langen Druck etwas entartete Volk, sich schnell emporrichtete und fast unmittelbar nach erlangter Freiheit den weisesten Gebrauch von der erhaltenen Unabhängigkeit machte. Kenntnisse und Einsichten verbreiteten sich allmählich und sie begannen, nicht nur für den nächsten Augenblick, sondern auch für die weitere Zukunft zu leben.

Der Kampf der Engländer mit den verschiedenen Kaffernstämmen um Herrschaft und Vertilgung, Besitz oder Vertreibung, hat in der neuern Zeit abermalige Auftregung erhalten und gehört zu den großen Fragen, deren Lösung einer vielleicht noch fernen Zukunft aufbehalten ist.

Gedanke.

Das Kind ging mit der Mutter durch den blumigen Garten und sah die Sonne im Mittagsglanz; und wenn das geblendete Auge wieder zu den grünen Büschen irrte, erschienen ihm die Zweige voll farbiger Früchte und die kindische Hand streckte sich sehnend darnach, sie der Mutter zeigend. Glückliches Kind! schien das wehmüthige Auge der Mutter zu sagen; greife immerhin nach dem bunten Blendwerk; des Lebens Pfade sind dunkel und farblos, doch eine Sonne steht darüber, die dem geblendeten Auge die dumpfe Oede schmückt; aber weide Dich nicht zu lange am strahlenden Himmelsglanze, sonst schließt sich Dein Auge in eine dunklere Nacht, als jemals Deine Pfade umhüllte.

Steht nicht die Liebe am Himmel des Daseyns eben so schön? aber schließe das Auge bald vor dem entzückenden Schimmer

und sieh das dunkle Thal durch eine Thräne der Entsagung in dem sanften Schatten liegen, der das Auge nicht täuschen und schwächen kann. R.

Räthsel.

Klein bin ich zwar, allein die kleinen Wesen
Sie wirken mehr oft, als der größern zehn,
So ward ich winzig Ding auch auserlesen,
Um dem Geschmacke hülfreich beizustehn.
Die sich dem Publikum lebendig zeigen
Für blankes Geld, — sie kennen meine Macht;
Auf meinen Ruf hinab zur alten Nacht
Sieht man Akteur, Musik und Drama steigen.
Ich sing' im Chor ein Lied zu Gottes Ehre;
Dem Kern des Fußvolks geh' ich froh voran,
Und komm' ich oft auch schrecklich in die Quere,
So halt ich doch der Schlauheit Opfer an.
Drum haben mich zu ihrem Friedensmacher
Der Völkerschaften viele längst bestellt.
Durch mein Attachement an ihn geprellt
Ergrimmt der Neuling in dem Kreis der Lacher.
Wenn du in Geßners Schäferwelten stehest,
Ich fehle nicht dem Tanz auf grünem Plan;
Wenn einsam du durch düstre Wälder ziehest,
Ich künde schaurig nahe Räuber an.
Gesellschaft bin ich oft, des Seemanns Freude,
(Auch bring' ich ihm im tollsten Sturm Befehl).
Die Damen sehn zu mir gewaltig scheel,
Was außer ihnen reizt, winkt ihrem Neide.

Hugo.

Auflösung des Logogriphs in No. 30.

Trompeter.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Stadt-Theater.

Es ist uns über die Darstellung des «Hamlet» am 8ten dieses, welche im letzten Blatte ausführlich besprochen worden, noch ein Bericht aus einer anderen ebenfalls geschätzten Feder mitgetheilt worden, den wir, da der Gegenstand bereits abgehandelt worden, zurücklegen mußten, woraus wir aber nicht umhin können, folgende Punkte mitzutheilen, weil sie für die Wiederholung dieser Tragödie eine Beachtung verdienen. Sie lauten folgendermaßen:

— — — Ein Hauptzug, den wir in der hier gegebenen Bearbeitung dieser Tragödie vermißen ist der, daß Hamlet nach Entdeckung des Planes, den sein Oheim mit Englands Hülfe gegen ihn ausführen will, seine Begleiter und Jugendfreunde Rosenkranz und Güldenstern, durch Nachmachung falscher Briefe in die Falle, die ihm selbst gestellt war, lockt. Es ist dies schon deshalb ein sehr wichtiger Zug, da einige ungünstigere Beurtheiler Shakespears in ihm, als den Charakter des Hamlet verzerrend, einen Hauptgrund zum Tadel haben finden wollen. Auf unserer Bühne nimmt man keinen Anstand, den Hamlet zwar den Auftrag zur Reise zu geben, ihn aber nicht wirklich abreisen zu lassen; man nimmt ferner keinen Anstand, dem Publikum die ganze Kirchhofs-Scene zu entrücken, eine Scene, die abgesehn von ihrem fast verschwenderisch gestreuten Witzesblüthen, schon darum gar nicht entbehrt werden kann, weil sie die wichtigsten Beiträge zur Charakterisirung des Hamlet liefert. Zum Verständniß des Stückes konnte daher wohl Niemand kommen, als der, mit dem unverfälschten Original bekannt, dieses gleichsam zur Ausgleichung der Verstümmelungen benutzte, die uns der Torso bot. — — —

Zu der am 9ten dieses zum Benefiz-Antheil des Herrn Gloy stattgefundenen Darstellung, hatte derselbe nicht etwas ganz Neues, wie es seit längerer Zeit gebräuchlich ist, sondern ein Stück aus der guten alten Zeit gewählt, nemlich das überall bekannte komische Singspiel: «Der Zinngießer.» — Dieses Stück hat immer noch seine bedeutenden Vorzüge vor manchen neueren Erzeugnißen. — Der Witz darin ist gesund und die Charaktere sind, wenn gleich etwas veraltet, doch treffend gezeichnet. Der Dialog in dem politischen Clubb war etwas modernisirt und die Verhandlungen drehten sich um die jetzigen Zeitereignisse, fanden aber, obgleich mancher guter Witz darunter war, eben keinen rechten Anklang bei dem Publikum.

Herr Gloy als Meister Breme gab diesen über die politischen Angelegenheiten seine eigenen ganz vernachläßigenden Zinngießer mit vielem Humor, vorzüglich in den Scenen als vielgeplagter Bürgermeister. Herr Raeder als Heinrich trug zwar zu stark auf, wirkte aber auf das Zwerchfell der Zuschauer. Der Witz mit den telegraphischen Depeschen über die Beschäftigungen der Frau Meisterin war zwar neu, aber ziemlich flach. — Mad. Fischer als Frau Breme und Mad. Christiany als Louise waren lobenswerth. — Herr Meinschel als Meister Ehrlich sang seine kleinen Piecen ziemlich gut. Die Uebrigen genügten. — Am Schluße wurden Meister Breme und sein Heinrich hervorgerufen; Herr Gloy dankte und sprach den gutgemeinten Vorsatz aus, dem Publikum, vereint mit Herrn Raeder, noch manchen vergnügten Abend verschaffen zu wollen.

Vorher ging: «Die Quäker,» Schauspiel in einem Aufzuge von Kotzebue, welches recht brav gegeben wurde. Besonders gut waren Dlle. Enghaus als Maria Milfort, Herr Gloy als Walter Milfort und Herr Lenz als General Howe.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 15ten März: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 33 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff. *)

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Erster Abschnitt.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts sah man in der Nähe der an dem rechten Ufer der Schelde, der Insel Walchern fast gegenüber gelegenen kleinen, aber befestigten Stadt Terneuse, vor einigen anderen, fast noch niedrigeren Wohnungen, ein kleines aber sauberes, nach dem Geschmacke jener Zeit erbauetes Häuschen. Die äußere Vorderseite war vor einigen Jahren dunkel orange angestrichen, Fenster und Fensterladen aber waren hellgrün gemahlt. Bis zwei oder drei Fuß über der Erde war es abwechselnd mit weißen und blauen Schindeln bedeckt. Ein kleiner Garten hielt das Gebäude umschlossen, und war von einer niedern Ligustrum-Hecke umzäumt und durch einen Graben geschützt, der zu breit war, um leicht übersprungen werden zu können. Ueber den Theil desselben, welcher sich grade vor der Hausthür befand, führte eine schmale Brücke, mit einem verzierten eisernen Geländer, zur Sicherheit der Hinüberschreitenden. Die vormals so hellen Farben aber in denen das Häuschen geglänzt hatte, waren jetzt verblichen; Symptome eines raschen Verfalls waren in den Fenstervertiefungen, an den Thüren, und an anderen hölzernen Theilen des Gebäudes zu gewahren; und manche der blauen und weißen Schindeln waren ausgefallen, ohne daß sie ersetzt worden wären. — Daß man dieser kleinen Wohnung früher die größte Sorgfalt gespendet hatte, war eben so augenscheinlich, als daß sie jetzt vernachläßigt dalag.

Das Innere des Häuschens bestand, sowol unten wie oben, aus vier Abtheilungen; zwei größeren nach vorne, die beiden kleineren nach hinten. Die Zimmer nach vorn konnten übrigens nur im Vergleich zu denen nach hinten groß genannt werden, denn sie hielten nur 12 Fuß im Quadrat und hatten jedes nur ein Fenster. Der obere Raum war wie gewöhnlich zu Schlafkammern bestimmt; die unteren kleinen Zimmer wurden jetzt nur zum Waschhause und zur Polterkammer benutzt, während eines der vorderen zur Küche diente und mit Börter

*) Ich beeile mich, meinen freundlichen Lesern hiemit meine Verdeutschung der so eben in England erst theilweise im Druck erschienenen neuesten interessanten Novelle des geistreichen und berühmten Schriftstellers Capitain Marryat, vorzulegen. G. L.

versehen war, von denen die metallenen Küchengeräthe hell polirt wie Silber herabglänzten. Der Fußboden war ungemein sauber und rein, so daß man dreist etwas hinlegen konnte, ohne Furcht es zu beschmutzen. Ein starker Tisch von Tannenholz, zwei Stühle mit hölzernen Sitzen, und ein kleines leichtes Bett, welches von dem oberen Raum heruntergeschafft war, machten das ganze Geräth aus. Was das andere vordere Zimmer an Mobilien etwa enthalten mochte, wußte man nicht, denn seit fast siebzehn Jahren hatte kein menschliches Auge hineingeschauet, weil es seit jener Zeit, selbst für die Bewohner des Häuschens fest verschlossen war.

In der Küche, welche wir so eben beschrieben haben, erblicken wir jetzt zwei Personen, eine Frau, welche höchstens 40 Jahre zählen mochte, von Leiden und Kummer aber niedergedrückt schien. Sie war offenbar vormals sehr schön gewesen; noch waren Spuren davon vorhanden, die edle Stirn und das große dunkle Auge; aber ihre Züge hatten etwas Welkes, Abgezehrtes, so daß sie fast durchsichtig erschienen; wenn sie ruhig saß, zogen sich auf ihrer Stirn tiefe Furchen, und das gelegentliche Zusammen ihrer Augen deutete fast auf Wahnsinn. Es schien, als ob in ihrer Brust ein tiefer, unheilbarer, hoffnungsloser Gram wohne, der auch nicht auf einen Augenblick lang aus ihrer Erinnerung weichen wollte. Ein chronischer Druck, fest eingeprägt, so daß ihn nur die Hand des Todes wegnehmen konnte. Sie trug die Wittwenhaube jener Zeit, und war sauber und sehr reinlich gekleidet, obgleich ihre Kleidungsstücke schon sehr abgetragen waren. Sie saß auf dem kleinen Bette, dessen wir erwähnt haben, und welches offenbar hieher geschafft worden war, um ihr bei ihrem schwächlichen Gesundheitszustande eine Bequemlichkeit zu gewähren.

An dem Tische von Tannenholz, in der Mitte der Küche, saß die zweite im Zimmer anwesende Person, ein starker blühender Jüngling, von 19 bis 20 Jahren; sein Antlitz war anmuthig aber kühn, sein Körper kräftig bis zum Uebermaaß. Sein Auge verkündete Muth und Entschlossenheit, und als er so dasaß, mit den Füßen unherschlenkernd und ein Liedchen trällernd, war es unmöglich den abenteuerlichen, unbändigen Charakter in ihm zu verkennen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Bearn.

(Fortsetzung.)

Seit 40 Jahren fabrizirt man nun schon in Frankreich Charten und Verfassungen und wirft bald Freiheit, bald Despotismus, oder Zügellosigkeit mit in die Wagschale, um den Ausschlag zu geben und schon vor länger denn 800 Jahren gab sich Bearn, mit gesunder Vernunft und starker Tüchtigkeit, ohne alles Geräusch und Aufsehen, eine so freie und edle Constitution, daß vielleicht kein Volk in der Welt je eine bessere gehabt hat.

Dem Herrscher war Ansehen und Gewalt gegeben, den Kopf hoch tragen und seine Herrscherwürde behaupten zu können; aber doch mußte er von jedem Fehlgriff, jeder Unthat dem höchsten Gerichtshof, dem sogenannten Cour Majeur Rechenschaft ablegen.

Die Bearner besaßen gleichfalls große Privilegien, aber der niedrigste ihrer Vasallen konnte sie vor den Cour Majeur laden und sie waren verpflichtet, ihm Genugthuung zu geben und das, wenn er es forderte, mit den Waffen in der Hand.

Die Thäler und Gebirge sandten ihre Hirten, die Städte und Burgen ihre Bürger zu der Versammlung, die über Krieg und Frieden rathschlagte und die Auflagen ausschrieb. Dieser Landtag besprach und entschied alle Angelegenheiten des Landes, die für die Mitglieder desselben Interesse hatten.

Wenn die Beherrscherinnen von Bearn — denn die Bearner waren zu ritterlich gesinnt, als daß sie das falsche Gesetz bei ihnen Geltung erhalten hätte — heirathen wollten, so wählten die Deputirten durch Stimmenmehrheit den Gemahl, der ihr Fürst werden sollte und wogen die Verdienste der Freier und die Vortheile die eine Verbindung mit ihnen, dem Lande versprach, ruhig und reiflich mit einander ab.

Während der Dauer des Landtages aßen die Deputirten der Thäler an der Tafel ihres Monarchen; sie saßen in ihrer Würde als freie Männer an der Königstafel und verschönerten das Mahl durch die Poesie ihrer Gebirge.

Noch jetzt zeichnen sich die Hirten der Thäler Aspe, Ossau Barrelous durch den Stolz ihres Anstandes und ihrer Haltung aus; man sieht es ihnen an, wie hoch sie sich halten; der Stab, den sie führen, ist für sie mehr als ein Hirtenstab, denn ihre Väter bedienten sich desselben, wie die Ritter ihrer Schwerter, um ihre Streitigkeiten zu schlichten und sie einem Gottesurtheil zu unterwerfen.

Die Verfassung mußte wohl gut sein und Jeder mit ihr zufrieden seyn, denn die Fürsten und Unterthanen liebten sich treu und herzlich, ohne Hofschranzerei und Wachtparaden. So blieb es auch, bis Heinrich der Vierte den Juwel des Fürstenthutes Bearn, der Krone der französischen Könige einfügte.

Nach Heinrichs Willen sollte Bearn von Frankreich unabhängig bleiben. Er ließ ihm seine alte Verfassung und wachte von Ferne über seine Wohlfahrt. Der Besieger der Ligue gedachte seines Vaterlandes stets mit Liebe — vielleicht auch zuweilen mit bedauernder Sehnsucht, denn es giebt Stunden, die auch den Ruhm von seinem Zauber entkleiden.

Der Bearner Dialect klingt in dem Munde der Frauen sehr lieblich; er eignet sich ganz vorzüglich zu Scherz und Neckerei und ist so pitoresk, wie die Einbildungskraft der Menschen, die sich seiner bedienen. — Auch halten die Einwohner ihre Sprache sehr in Ehren; sie allein wurde am Hofe zu Pau gesprochen und noch vor hundert Jahren bediente man sich ihrer zu allen öffentlichen Verhandlungen. Die höheren Classen der Gesellschaft bedauern es, daß sie nicht mehr gebräuchlich ist;

wenn man aber einen originellen Gedanken schnell und treffend aussprechen will, nimmt man immer zu einem Ausdruck der Bearner Sprache seine Zuflucht und auch die Dichter des Landes machen sich den Muthwillen und die liebliche Anmuth derselben, noch zu Nutzen.

Es ist schwer die heutigen Bearner zu schildern; man muß sie in drei Classen theilen. Zu der ersten gehören die Hirten, die die größere Hälfte des Jahres einsam in den Gebirgen zubringen, sie haben für die Schönheit der erhabenen Naturscenen um sie her, ein offenes Auge und ein offenes Herz und in ihren ernsten Zügen und sinnigem Blick mahlt sich der Widerschein dieser Eindrücke. Sie führen ein patriarchalisches Nomadenleben und sind auch so gastfrei wie die alten Patriarchen. Der Reisende findet unter ihnen treue und sichere Wegweiser, deren Zuneigung er sich schnell gewinnen wird, wenn er mit ihnen in der Bewunderung ihrer Berge sympathisirt.

Muthig kämpfen diese Hirten noch oft mit den Raubthieren und scharmützeln mit den Hirten der benachbarten Länder um den Besitz einer Quelle, oder eines Weideplatzes. Im Herbst kommen sie von den Höhen herunter, von denen der Schnee sie vertreibt und wenn dieser auch die Thäler zu füllen beginnt, kehren sie in ihre Hütten zurück und der Winter vergeht ihnen unter Spiel, Tanz und Gesang. Alle ihre Hochzeiten werden auch in dieser Jahreszeit gefeiert.

Die Landleute in der Umgegend der Bäder Bareges, Eauxteres und St. Sauveur sind durch die vielen Fremden und den Reiz des Geldgewinnes verdorben. Will man den ursprünglichen Charakter der Bearner kennen lernen, so muß man die Landleute in der Umgegend von Pau und Oleron in ihren Wohnungen aufsuchen; sie sind reich; ihre Dörfer sind von Marmor und Schiefer erbauet; an Festtagen sieht man sie in Sammet und Seide gekleidet. Es ist ein schöner Menschenschlag — aber sie sind hochmüthig und das mitunter bis zur Unverschämtheit. Einen Unterschied des Ranges erkennen sie nicht an und wenn sie irgend Jemand den Vorrang lassen, so geschieht dies nur aus Höflichkeit. — Ihr Leben ist in der Regel nur ein einziger langer Festtag.

Ganz von ihnen verschieden sind die Landleute in dem Bezirke von Viebil, an der Armagnac gränzt; sie bewohnen ein phantastisch von steilen Felsen durchschnittenes, unfruchtbares Thal; aber trotz ihrer Armuth sind sie eben so stolz wie die erstgenannten. Allüberall hört man sie ein Volkslied singen, dessen Inhalt in einer protzlichen Uebersetzung folgendermaßen lauten wurde:

„Ob ich gleich arm bin und nur in einer kleinen
„Hütte wohne, ziehe ich mein abgetragenes Bärret
„doch dem schönsten Federhute vor.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Schicksalserfüllung.

(Fortsetzung.)

An der öden Stätte, wo sich die Flammen von Morey-Tower aus zeigten, stand eine armselige kleine Hütte, die Wohnung eines Fischers, welche seit seinem Tode, er fand ihn in den Wellen, von seinem Weibe und seiner Mutter bewohnt wurde. Als Redwood das Grab in dem Elemente fand, auf dem er gelebt und das ihn dreißig Jahre lang ernähret hatte, erwartete sein Weib ihre Niederkunft. Der Tod ihres Mannes traf die Unglückliche allzu gewaltig, und bald nachdem sie einem Knaben das Leben gegeben hatte, schied auch sie aus einer Welt, die ihr keine Freude mehr bieten konnte.

Die alte Großmutter erzog den jetzt ganz ihrer Sorge anheim gefallenen kleinen Enkel mit vieler Zärtlichkeit, aber sie war schon hochbetagt, die Mühseeligkeiten des Lebens hatten ihre Kräfte erschöpft und so war sie für das Erziehungsgeschäft nicht geeignet. Die Hütte lag einsam und allein, und so blieb der armen Alten um sich und den kleinen Redwood zu ernähren kein anderes Mittel als zu spinnen, Schellfische am Ufer aufzusuchen und den Fischern beim Ausbessern ihrer Netze Beistand zu leisten. Dennoch aber wuchs das Kind blühend und gesund zum muthigen Knaben heran, seine großen blauen Augen wurden von schwarzen Wimpern beschattet, seine Zähne glichen Perlen, und eine reiche Lockenfülle umwallte ihm das blühende Antlitz. Niemand aber kümmerte sich um die Schönheit des armen Knaben, und nur die alte Großmutter hing mit inniger Liebe an ihm, sie beschäftigte sich unabläßig mit ihm und als er kaum vier Jahr zählte, konnte er schon die Geschichten verstehn, welche sie ihm erzählte. So entwickelte sich der Geist des Knaben auf wunderbare Weise; er wußte recht viel, ohne auch nur einen Buchstaben zu kennen, denn die gute Großmutter war in dem Alphabete nicht recht bewandert. Unerschöpflich aber war ihr Vorrath von Sagen und Legenden, und so prägte sie nach und nach dem Knaben einen Hang zum Romantischen ein, eben so wild und bewegt, als ihm ihre abentheuerlichen Mittheilungen aussprachen.

Ein Jahr schwand nach dem anderen dahin, nach und nach ward die gute, alte Joanna so schwach und kränklich, daß es ihr ohne den Beistand des kleinen, nunmehr achtjährigen Redwood unmöglich gewesen wäre, das Nöthige für ihren Bedarf herbeizuschaffen, auch begannen ihre geistigen Kräfte immer mehr und mehr zu schwinden, so daß sie oft, zumal zur Nachtzeit, wenn der Schlummer sie nicht erquicken wollte, wilde, abentheuerliche Geschichten vorbrachte.

Zu einer Nacht, als der Knabe auf seinem harten Lager eingeschlafen war, erwachte er plötzlich, denn er fühlte die welke Hand der Großmutter, wie sie ihm über das Antlitz fuhr. Als er sie fragte, weshalb sie nicht schlafe, lächelte sie und sagte, sie habe mit ihm zu reden. Der Kleine war stets bereit, zuzuhören, und so setzte sie sich zu ihm und begann von

alten Zeiten zu schwatzen; der Knabe hörte ihr bald mit der größten Theilnahme zu, denn sie erzählte ihm etwas, was ihn selbst betraf. Sie sagte ihm, daß seine Mutter einen Monat vor seiner Geburt eine Wahrsagerin aus dem Norden aufgefordert habe, ihr das Schicksal des Kindes kund zu thun, was bald das Licht der Welt erblicken würde, worauf die Sybille den Ausspruch that, daß wenn sie einem Knaben das Leben geben würde, derselbe dreimal steigen und dreimal wieder fallen würde, führe die dritte Crisis nicht seinen Tod herbei, würde er ein großer Mann werden. Sie prophezeite, daß diese Begebenheiten in seinem neunten, achtzehnten und siebenundzwanzigsten Jahre stattfinden würden, und fügte hinzu, daß sein Steigen und Fallen vom Feuer begleitet, daß Wasser aber der Schauplatz der Schmach und der Ehre für ihn seyn werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Surrogate.

Von jeher suchten die Menschen Surrogate in geistiger und körperlicher Hinsicht. Ein Surrogat des Freyes war Betrug; — der Klugheit, Arglist; — der Wohlthätigkeit, Empfindelei; — der Gelehrsamkeit, Pedanterey; — der Philosophie, Sophisterey. — Nicht besser sind die deutschen Gewürze, Kummel, Anis, als Surrogate der indischen Gewürze; ferner, der ganze Kram von Kaffee-Surrogaten, von den Cichorien an bis zum Spargel- und Hanfsamen.

Mag der Hanfee einer Frau Pfarrerinn, die ihn vor mehreren Jahren in einem öffentlichen Blatte anpries, noch so sehr schmecken, er ist kein Kaffee; alle mögliche ..... ee sind kein Kaffee; alle möglichen Rinden, selbst in Peru, sind keine China-Rinde; noch weniger sind und können es europäische seyn; das Klima fehlt.

Seit dem Heere von Surrogaten, die für den Hopfen vorgeschlagen wurden, braut man schlechtes, ja schädliches Bier; nun kommt die Reihe, leider! auch au — Arzneymittel.

Alles Suchen von Surrogaten sollte, wenigstens bei Arzneymitteln, verboten seyn, und doch begünstigen sie manche Jünger der Hygea. Einigen von Aerzten angestellten Untersuchungen sieht man es aber auch recht eigentlich an, daß sie nicht unbefangen untersuchten, und daß sie nur fanden, was sie finden wollten.

Höchstens mag die Entschuldigung gelten:

Verkündiger des Surrogats!
Ihr wollt die Wahrheit nicht verletzen;
Denn bloßes an die Stelle setzen
Ist ja begreiflich kein — Ersatz.

N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Stadt-Theater.

Die Darstellung der Mozartschen herrlichen Oper: «Figaros Hochzeit,» am 18ten dieses, war nicht bloß deswegen für alle Kunst- und Musikfreunde eine erfreuliche Erscheinung, weil uns in dieser Tondichtung, nachdem sie ein Jahrlang geruht, einmal wieder die ganze Zauberwelt der unvergleichlichen Melodieen des unsterblichen Componisten erschlossen wurde, sondern sie ward auch darum von Herzen willkommen geheißen, weil unser trefflicher Ueß, der leider nur zu oft in seiner nicht würdigen Parthieen beschäftigt wird, dadurch endlich einmal Gelegenheit hatte, sein großes Gesangstalent und seine schöne frische, volle und markige Stimme in ihrem ganzen Umfange zu entfalten. Wahrlich wir glauben nicht, daß der Part des Figaro je auf unserer Bühne vollkommener durchgeführt worden, als an dem obengenannten Abend von dem dermaligen Inhaber dieser Rolle, welcher auch im Betreff des Spiels durchaus befriedigte. Mit welchem Leben, welcher Wärme wurden von dem braven Sänger nicht die beiden Arien im ersten, so wie die im letzten Acte executirt. Wahrlich, wen dieser Gesang nicht zum Entzücken hinriß, dem ist die Welt der Töne verschlossen. — Der wackere Sänger fand aber auch eine laute, gebührende Anerkennung, alle seine Pieceen wurden von einem stürmischen Beifalle gekrönt, aus dessen Aufrichtigkeit deutlich abzunehmen war, wie sehr es der Wunsch der Kunst- und Theaterfreunde ist, den als Mensch und Künstler gleich geachteten Sänger recht lange für unsere Bühne erhalten und ihn oft in dem Besitz von Rollen zu sehen, in welchen er, wie in der heutigen, Gelegenheit hat, darzuthun, welch ein schätzenswerthes Mitglied unser Theater an ihm besitzt.

Unser Mad. Biehl, die wir leider bald nicht mehr die Unsrige nennen werden, gab die Gräfin recht brav, und trug ihre beiden Arien mit der ihr eigenthümlichen Virtuosität vor. Ein lauter, freundlicher Empfang bei ihrem Auftreten bewieß der wackeren Künstlerin, wie werth sie einem Publikum ist, das sie nur mit Bedauern von unserer Bühne scheiden sieht.

Madame Walder sang die dankbare Rolle der Susanne vorzüglich gut, ließ aber leider im Spiel viel zu wünschen übrig.

Madame Christiani gab ihren Pagen im Spiel und Gesang ganz allerliebst. Sie sang rein und correct, und spielte mit dem gehörigen Muthwillen. Diese junge Sängerin scheint sich überhaupt immer mehr und mehr in die Gunst des Publikums hineinzusingen und zu spielen.

Was Herr Wolterecк als Graf leistet ist bekannt. Was den Gesang anbetrifft ist er sehr brav; seinem Spiele aber fehlt durchaus der gräfliche Anstand.

Herr Glov als Bartolo und Madame Fischer als Marcelline waren ergetzliche Figuren und spielten mit Lust und Liebe.

Das Bärbchen ward von Dlle. Kupfer recht anmuthig dargestellt, schade daß das kleine Aricttchen wegblieb, um so mehr, da die junge Darstellerin recht musikalisch seyn soll. — Herr Mentschel hatte in Abwesenheit des Herrn Schäfer den Basil übernommen und seine Leistung darf deshalb seiner strengen Kritik unterworfen werden.

Repertorium.

Sonnabend, den 18. März: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 34 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Ufer des Sees von Allan.

Ballade. *)

An dem Saum des See's von Allan
Zu der schönen Frühlings Zeit,
War des Müllers schöne Tochter,
Wohl die schönste Maid.

Sie zur Braut begehrt ein Krieger,
Und sein Wort besiegte sie,
Keine am Gestad' von Allan,
War so froh wie sie.

Zu dem Saum des See's von Allan,
Kam der braune Herbst daher;
Da sah ich des Müllers Tochter,
Aber froh nicht mehr.

Denn der Sommer bracht' ihr Kummer,
Und der Krieger brach den Eid,
Trauriger am See von Allan,
War wohl keine Maid.

An dem Saum des See's von Allan,
Deckte Schnee den starren Wald,
Und man sah des Müllers Tochter,
Und der Nord blies kalt.

Doch des Müllers holder Tochter,
Galt wohl Frost und Kummer gleich:
An dem Saum des See's von Allan,
Lag sie todt und bleich.

Natalis.

*) Dieses liebliche, aus dem Englischen übertragene Lied ist das letzte, welches die verewigte Malibran in England vortrug, wo es wahrhaft furore machte. Die höchst ansprechende Composition von C. E. Horn ist mit deutschem und englischem Text bei den Herren Schubert und Niemeyer hieselbst zu haben. D. R.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

„Geh' nicht zur See, Philipp, o versprich mir das, mein liebes, liebes Kind," bat die Frau, indem sie ihre Hände faltete.

„Und warum soll ich nicht zur See, Mutter?“ fragte der Jüngling rasch, „was soll ich hier länger thun? Verhungern! — Beim Himmel, so weit ist es fast gekommen. Ich muß etwas unternehmen, für mich und für Euch! Was soll ich sonst beginnen? Mein Oheim Vandrennen hat sich erboten mich zu sich zu nehmen, und mir guten Lohn zu zahlen. Da lebe ich glücklich am Bord und mein Verdienst reicht hin, Euch daheim zu ernähren.“

„Höre mich an, Philipp, höre mich an. Ich werde sterben, wenn Du mich verläßt! — Wen habe ich in der weiten Welt als Dich? Ach mein Kind, mein theures Kind, wenn Du mich liebst — und ich weiß, daß Du mich liebst, Philipp, so verlasse mich nicht! — Willst Du aber durchaus fort von mir, so geh' wenigstens nicht zur See.“

Philipp gab ihr keine augenblickliche Antwort, er pfiff leise ein Liedchen, die Mutter weinte.

„Ist es etwa, weil mein Vater in der See ertrank, daß Ihr so dagegen seyd?“ fragte er endlich.

„Ach, nein — nein — nein!“ rief die schluchzende Frau. „Wollte Gott — —“

„Was, Mutter, was?“ unterbrach sie heftig Philipp.

„Nichts, gar nichts! — Gott, mein Vater, sey barmherzig!!“ stammelte die Mutter, während sie von ihrem Sitze auf dem Bette hinabsank auf ihre Kniee, in welcher Stellung sie andächtig betend eine Zeitlang verblieb. Endlich nahm sie ihren vorigen Sitz wieder ein und ihr Antlitz war jetzt ruhiger als zuvor.

Philipp, welcher unterdessen schweigend und gedankenvoll dagesessen hatte, nahm jetzt wieder das Wort. „Seht Mutter, Ihr verlangt, ich soll bei Euch am Lande bleiben und — verhungern, wahrlich, eine harte Bedingung! Hört nun einmal was ich Euch zu sagen habe. Das Zimmer hier gegenüber ist verschlossen, so lange ich zu denken vermag — warum, wollt Ihr mir nicht sagen. — Einst hörte ich Euch aber sagen, als wir kein Brod und auch keine Aussicht auf die Rückkehr des Oheims hatten — Euer Geist war damals verwirrt, Mutter, wie er es wol mitunter zu seyn pflegt — —

„Nun Philipp, was hörtest Du mich damals sagen?“ — unterbrach ihn die Mutter mit bebender Angst.

„Ihr sagtet, Mutter, dort in dem Zimmer läge Gold, das uns vom Untergange retten könne und dann schriet Ihr und weintet und sagtet, Ihr würdet lieber den Tod vorziehen. Sprecht also jetzt, Mutter, was ist in jenem Zimmer dort und weshalb ist es seit so langer Zeit verschlossen? — Ich muß das wissen, oder — ich gehe zur See.“

Bei dem Anfange dieser Rede Philipps, saß die Mutter bleich und regungslos wie eine Statue da, nach und nach aber regten sich ihre Lippen wieder, ihre Augen glänzten, sie preßte ihre Hand fest auf ihre Brust, so als wolle sie eine dort tobende Angst gewaltsam niederdrücken. Endlich senkte sich ihr Haupt und ein Blutstrom entstürzte ihrem Munde.

Philipp sprang zu ihrem Beistande hinzu, verhinderte, daß sie zu Boden sank und legte sie sanft auf das Ruhebett. „Ach, Mutter, Mutter, was ist das?“ jammerte er endlich in namenlosem Schmerze.

Eine ganze Zeitlang war die Mutter außer Stande, ihm etwas zu erwidern, sie wandte sich zur Seite um nicht zu ersticken und das ihrem Munde entströmende Blut röthete den blendend weißen Fußboden.

„Liebe, liebe Mutter, sprecht doch, wenn Ihr könnt, was kann ich thun?“ jammerte der Jüngling, „allmächtiger Gott, was ist das?“

„Der Tod, mein Kind, der Tod!“ lallte die arme Frau, indem sie in einen Zustand von Bewußtlosigkeit versank.

Von unbeschreibbarem Schrecken erfaßt, stürzte Philipp jetzt hinaus, um die Nachbaren herbeizurufen, seiner Mutter Beistand zu leisten; einige eilten herbei und als der Jüngling sie um die Leidende beschäftigt sah, flog er von dannen zu einem Arzte, dessen Wohnung in einiger Entfernung lag; er nannte sich Herr Poots, ein kleiner erbärmlicher Geizhalz, aber bekannt als geschickt in seiner Wissenschaft. Philipp fand ihn daheim und verlangte, daß er ihm sogleich folgen solle.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Bearn.

(Fortsetzung.)

Im Bezirk Biebill findet man wenig Dörfer, sondern die Häuser liegen einzeln, unter Bäumen zerstreut — jede Wohnung ist mit einem Garten voll blühender Rosen umgeben, den ein Quell durchströmt. Mit welchem Vergnügen sehe ich oft, von einer Höhe herab, den Rauch aus allen diesen Hütten aufsteigen; wie lebendig und ländlich ist das Getümmel um sie her! hier hört man das Gelächter der jungen Mädchen, das Jubeln der Kinder — die Hähne krähen, die Heerden brüllen, die Hunde bellen — man giebt sich dem Wahn hin, hier eine Freistätte schuldlosen Glückes gefunden zu haben.

In Bearn gilt noch das Recht der Erstgeburt; der älteste Sohn erbt das Besitzthum und die jüngeren wandern aus, sich ein anderes Obdach zu suchen. Jedem Bewohner dieser Gegend ist vorzüglich daran gelegen, ein eigenes Haus zu haben und wenn ihm, nachdem er sich ein Stückchen Land, 6 Fuß lang und 6 Fuß breit gekauft, auch nicht ein Heller mehr übrig bleibt, so fordert er seine Nachbarn auf, ihm zu helfen. Man sammelt die Steine auf, die allenthalben umherlagen, gräbt Lehm aus, und baut nun schnell und recht hübsch eine Wohnung auf, in der man, wie in jeder andern, leben und sterben kann. Von außen bekleidet man sie mit Kalk und stopft sie wie ein Vogelnest mit Moos aus und nun wird sie mit einem

Schmauß eingeweiht. Der junge Mann ist so froh wie ein König! Um ihn aber ganz glücklich zu machen, muß er nun auch ein kleines, unermüdliches Pferd haben, auf dem er die Berge hinauf und hinunter, im vollen Galopp reiten kann. — Hört er den Schall eines Tambourins oder einer Geige, so eilt er hin, tanzt die Nacht durch, wirft sich wieder auf sein Pferd, singt aus voller, freier Brust seine Volkslieder, daß es weithin von Hügel zu Hügel schallt und findet, wenn er wieder nach Hause kommt, oft nur ein Stück trockues Weisbrod, zur Stillung seines Hungers. Aber er läßt es sich gut schmekken, lacht sich selbst mit seiner Armuth aus, spottet der Menschen die sich so viel Sorge machen, da das Leben doch so kurz ist und macht sich in seinen Gedanken über die Reichen lustig und zuweilen wohl auch über den Herrn Pfarrer.

Wo er morgen etwas zu essen hernehmen soll, kümmert ihn eben nicht. Es wird sich schon ein Verdienst für ihn finden — und wenn das nicht, bittet er sich irgendwo zu Gaste. Doch nimmt der Aermste unter ihnen kein Almosen an; er ist höchst sinnreich ein Geschenk aufzufinden, mit dem er die Gabe, die man ihm reicht, zu erwidern sucht. Er bringt Einem einen Blumenstrauß, Haselnüsse, Champignons oder sonst etwas. Steht ihm nichts von allen diesem zu Gebote, so arbeitet er für Einen oder übernimmt eine Besorgung und das mit einer so freundlichen Gutherzigkeit! Es freuet ihn, seine Schuld abzutragen, aber man sieht ihm dabei an, daß er der empfangenen Wohlthat eingedenk bleiben wird.

Der Bewohner von Viebill liebte von jeher seine Gutsherrn; es fand zwischen ihnen, wie in Schottland, ein Verhältniß statt, das auf gegenseitiges Wohlwollen und gegenseitige Dienstleistungen gegründet war. Die Herren mußten freundlich, großmüthig, zugänglich seyn; sie mußten die Vertrauten, die Aerzte, die Schiedsrichter und die Schatzmeister ihrer Vasallen seyn und die Grundzüge dieses Verhältnisses haben sich bis auf unsre Zeit erhalten. Die hiesigen Landleute sind noch zu ihrer Gutsherrschaft gerade so gestellt, wie es vor der Revolution der Fall war; sie bringen ihnen von den Früchten ihres Gartens, von dem Ertrag ihrer Felder den Zehnten dar, und bedienen sich noch immer, bei Ablieferung desselben, der alten Formel: „Ich stehe bei Tag und bei Nacht, zu Fuß und zu Pferde zu Euren Diensten und will für Euch, wenn's Noth thut, durch's Feuer gehn!“

Der Bearner liebt Sagen und Mährchen über alles — Wenn er seine Freunde am Abend um das Feuer von Castanienholz versammelt sieht, das auf seinem Heerde brennt und sie ihm bei einem Glase selbstgebauetem feurigen Weines und beim Scheine des lodernden Kienspans, seine Castanien aushülsen helfen, so fehlt es dabei gewiß nicht an Erzählungen von den Abentheuern ihres guten Heinrichs auf seiner Jagd im Walde von Coaroze; oder an Geschichten von den Mauren und von König Artus, und von Hexen und Zauberern. Es ist mir so gut geworden, solche Erzählungen zuweilen mit anhören zu können und ich habe es bewundern müssen, wie unerschöpflich diese Menschen an beißenden Einfällen und witzigen Anspielungen sind, sie sprudeln ordentlich davon über.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Seit geraumer Zeit ist den Musik- und Kunstfreunden keine so außerordentliche und merkwürdige Erscheinung dargeboten worden, als die musikalische Abendunterhaltung des verdienstvollen Herrn Kaufmann aus Dresden, welche am Montag den 13ten dieses im Apollosaal stattfand und die sich einer zahlreichen Versammlung zu erfreuen hatte. Bei manchem Musikfreunde war das, was der oben erwähnte wackere Künstler auf seinem berühmten Harmonichord zu leisten vermag, noch in der Erinnerung (denn vor achtzehn Jahren ließ sich Herr K. hier auf diesem Instrumente hören) und auswärtige sowol wie hiesige Blätter hatten durch ihre vielversprechenden Ankündigungen die Erwartungen gespannt. Diese Erwartungen sind aber noch bei weitem übertroffen worden, denn was Herr K. auf dem obengenannten Instrumente leistete, was er uns in seinen musikalischen Automaten darbot, ist so merkwürdig, daß es in der That an das Unglaubliche gränzt.

Hier ein kurzer Bericht über die verschiedenen Instrumente und dessen was sie zu Gehor brachten:

1) Symphonion.

Dieses bewunderungswürdige Instrument besteht aus einem Flügelfortepiano, Flote, Klarinette, Türkischer Musik ꝛc. und führt mehrstimmige Musikstücke aus. Höchst überraschend, ja unbegreiflich und unbeschreiblich, ist der in Wahrheit fein nüancirte Vortrag desselben, die zartesten crescendos und decrescendos und, was noch mehr sagen will, ritardandos und accellerandos werden nicht vermißt; letztere sind deshalb um so mehr zu bewundern, da hier eine mathematische Berechnung nicht ausreichen kann. — Die Variationen für die Flote mit Begleitung des Pianoforte und der übrigen Instrumente, fanden den größten Beifall, sie mußten auf stürmisches Verlangen wiederholt werden. Eine Auszeichnung, die manchen Solospieler hoch beglückt haben würde — hier aber nicht dem Ausführenden, sondern dem Meister desselben galt.

2) Chordaulodion.

Ein dem Symphonion ähnliches aber einfacheres Kunstwerk. Es scheint sich weniger für ein großes Local zu eignen, auch ist das in demselben enthaltene Pianoforte nicht von so schönem und kräftigem Tone, als das des Symphonions.

3) Harmonichord.

Der äußeren Form nach ein aufrechtstehendes Flügelfortepiano. Die Behandlung desselben aber hat große Schwierigkeiten, da der Ton nicht gleich bei dem Niederdrücken der Tasten, wie beim Pianoforte, durch Hammerschlag, sondern durch Reibung hervorgebracht wird und dennoch die pianos, fortes ꝛc. mehr noch, wie bei irgend einem andern Tasten-Instrumente vom Anschlage abhängen. — Mit großer Virtuosität und äußerst zart und seelenvoll trug Herr Kaufmann einen «Chor a[1]

nebst Cavatine von Haydn» und «Canto Religioso von Morlacchi» ab, wie denn auch die Begleitung zum Gesange den gebildeten Musiker bezeichnete. Herr Hoffmann sang ein Lied von Beethoven und eine Arie von Haydn recht wacker. Seine Stimme ist frisch und sonor.

4) Salpingion.

Ein Trompeterwerk mit Pauken. Bei der Ausführung des «Hallelujah» aus dem Messias von Händel, hätte man glauben sollen, daß nicht neun Trompeten, sondern wenigstens dreimal so viel in Thätigkeit gewesen waren. Mit größter Reinheit und Deutlichkeit ward dieses so combinirte Musikstück vorgeführt und dabei mit solcher Ungezwungenheit und Natürlichkeit, daß man das Maschinenwerk belebt glaubte.

5) Trompeter-Automat.

Brachte das noch nie Gehörte, nemlich Doppeltöne auf einer Trompete.

Bei dem Finale, durch Zusammenwirken sämmtlicher Instrumente ausgeführt, schien das Trompeter-Automat die Aufmerksamkeit besonders auf sich zu ziehen.

Möge der stürmische Beifall und die laute Anerkennung, welche dieser musikalischen Abendunterhaltung zu Theil geworden, den trefflichen Künstler veranlassen, uns mit noch mehreren eben so genußreichen Soiréen zu erfreuen.

Stadt-Theater.

Am 13ten dieses zum Erstenmale: «Der Schultheiß von Brügge,» Schauspiel in fünf Aufzügen, nach dem Englischen von J. N. Lenz.

Das erste Drama der Engländer leidet fast durchgängig, ja selbst bei seinen größten Meistern an einem Fehler, der von dem etwas unbedeutenen Charakter dieser Nation herrühren mag. Es zeigt sich überall ein gewisser Mangel an Gewandtheit in der Anordnung. Sie sind trotz mancher ächt dramatischen Grundidee, im Einzelnen, in Scene und Dialog nicht bühnengerecht. — Wir haben diese Erfahrung auch an der obengenannten Tragodie bestätigt gefunden. Bertulph, ein geborner Leibeigner, aber von der freisten, großartigsten Gesinnung beseelt, hat sich durch eine gewaltige Thatkraft zu der Würde eines Schultheißen aufgeworfen, wodurch er nicht nur dem regierenden Grafen der Nachste ist, sondern auch diesen fast ganz in seiner Macht hat, die er zur Beglückung seiner Mitbürger und besonders zur Erleichterung des Zustandes der Leibeigenen anwendet. Er findet seinen Untergang, indem sein Gegner Thankmar, ein ränkevoller Bösewicht, der in des Schultheiß Abwesenheit ein sehr tyrannisches Gesetz gegen die Leibeigenen bei dem schwachen Fürsten durchgesetzt hat, das Geheimniß der Leibeigenschaft Bertulphs entdeckt. Ich führe nur so viel von dem Inhalte an, um zu zeigen, daß nach unserer Meinung Herr Lenz ein Versehen beging, indem er diesen inneren Zusammenhang zerriß, dadurch daß er dem Ganzen einen anderen Schluß anfügte. Im Original-Trauerspiel endigt Bertulph, nachdem er den Grafen erschlagen, als anerkannter Leibeigner zwar, aber mit dem stolzen Bewußtseyn der inneren Freiheit. In den Worten: «Ich bin kein Sklave,» der der Sterbende noch ausbaucht, liegt der erste und letzte Zug dieses Charakters, dies ging verloren, indem der deutsche Bearbeiter Bertulph zuletzt als wirklich freier Mann wieder-bietet, eine höchst unwahrscheinliche Täuschung durch den alten Philipp angiebt, den Grafen leben, und, mit Einem Worte, das Ganze als Schauspiel endigen läßt. Obgleich wir nun zwar der Meinung sind, daß Herr Lenz in dieser Aenderung wohl hauptsächlich auf unser Publikum Rücksicht nehmen mochte, das gern Alles, «in Wohlgefallen aufgehen» sieht, selbst wenn die poetische Gerechtigkeit darunter leiden sollte: so glauben wir doch, daß er hierin zu weit gegangen sey, indem außer Bertulph namentlich auch der Charakter des Fürsten eine ganz andere Richtung dadurch erhält. Im Uebrigen zeigte sich Herr Lenz gewandter in der buhnengemäßen Anordnung, als der brittische Dichter, und verdient daher das Lob eines selbstständigen Bearbeiters.

Nun zur Darstellung! Wir beginnen mit der Titelrolle: Herr Lenz erwarb sich in derselben reichlichen Beifall, in den wir kein Bedenken tragen einzustimmen. Er zeichnete mit warmem Pinsel und nahm seine Farben von der Palette der Natur, so verfährt er nicht immer, denn er trägt oft Farben auf, deren Wahl gerade an ihrer Stelle und deren Bestimmung im Zusammenhange mit dem Ganzen man nicht ganz einsieht. Herr Lenz wurde nach dem dritten Akt und am Schlusse des Stückes gerufen, welche letztere Auszeichnung wohl mehr ihm als Verfasser galt. —Madame Lenz (Constanze) hat sich dagegen unsern Beifall nicht erworben. Uebertreibung, Haschen nach Effekt, oft zu großer Pathos sind die Fehler, die wir am wenigsten bei der Darstellung eines so reinen, unschuldbauchenden Charakters vergeben können. Eine Ausnahme müssen wir jedoch machen: es war die Erzählung von dem Blümchen Constanze (1ter Akt, 2te Scene) die alles Lob mit vollem Rechte verdiente. Wir können aber nicht umhin zu bemerken, daß der Vortrag der vorhergehenden Erzählung durchaus mißlang und allen Effekt verfehlte. Madame Lenz genoß nicht desto weniger nach dem dritten Akte die Auszeichnung des Hervorrufs, und erschien mit Herrn Fehringer. — Herr Fehringer (Bouchard) konnte uns heute durchaus nicht befriedigen, er trug viel zu stark auf; wir müssen aber, um unsre Unparteilichkeit zu bewähren, erwähnen, daß Herr F. heute eben keine Herstöße gegen die deutsche Sprache machte.

Herr Jost zeichnete den fügen, abgefeimten Bösewicht mit solcher Wahrheit, die dem Zuschauer die Haare zu Berge stehen machte. — Eine genialeer und zugleich fleißigere Darstellung gab es an diesem Abend nicht, als die des alten Philipp durch Herrn Döring. In Maske, Haltung, Ton der Stimme ganz den neunzigjährigen Greis zu zeigen, und doch nicht einen Augenblick den neunzigjährigen Schurken zu vergessen, dies ist eine Aufgabe, der nur ein großes dramatisches Genie gewachsen ist, und — Herr D. ließ wenig zu wünschen übrig. — Wurde er nicht gerufen, sowar dies wir ein erneuerter Beleg, daß Eines und dasselbe seltner den wahren und unbestechlichen Verehrer der dramatischen Kunst und zugleich die Menge anspricht. — Herr Schäfer (Graf Carl) leistete Gutes; nur fehlte die äußere Würde des Fürsten, — Die übrigen Rollen sind von zu geringer Erheblichkeit, als daß wir sie hier weitläufig besprechen sollten. Nur das Eine wäre allenfalls hervorzuheben, daß Herr Löwe (Gautier) durch seine ganze äußere Erscheinung mehr den modischen Gecken, als den Ritter aus dem zwölften Jahrhundert blicken ließ.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 20sten März: Kein Schauspiel.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 35 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die drei Reisegefährten.

Der geistreiche Thomas Moore hat in seiner interessanten Lebensgeschichte Lord Byrons mehrere jugendliche Streiche seines Helden unerwähnt gelassen, welche, wie alles, was diesen großen Dichter betrifft, der Vergessenheit entrissen werden sollten. Zu diesen gehört auch folgender:

Es ist allgemein bekannt, daß der junge Dichter einen Lieblingsbären besaß, mit dem er in einer innigen, fast unzertrennlichen Freundschaft lebte.

Eine der größten Belustigungen Sr. Herrlichkeit bestand darin, sich mit seinem zottigen Gesellschafter herumzuboxen.

Einst mußte Lord Byron plötzlich nach Nottinghamshire reisen. Er bestellte in einer Postkutsche zwei Plätze für „die Herren Byron und Braun.“ Es war eine finstere Novembernacht; die beiden Freunde langten in Lombardstreet in einem Miethwagen, kurz vor acht Uhr, der bestimmten Zeit an. Die Thür der Postkutsche ward auf Verlangen Sr. Herrlichkeit geöffnet. Byron drückte seine eigene Reisemütze dem Herrn Braun auf den Kopf und schob ihn in den Wagen, sprang darauf selbst hinein und ließ seinen Reisegesellschafter neben sich Platz nehmen, so daß dieser fast einem Quäker in einem braunen Oberrocke ähnlich sah. Sie nahmen den ganzen hinteren Sitz ein und es hatte sich so gefügt, daß Lord Byron und Herr Braun die einzigen Passagiere waren, welche von dem Posthause abfuhren.

Zu Islington kam indessen ein dritter Passagier dazu, es war ein ehrsamer Spießbürger, ein Schneider, und also eine saubere Reisegesellschaft für den jungen geistreichen Lord.

Kein Wort ward im Wagen gewechselt, bis derselbe Highgate Hill hinanfuhr. Welche Marter mußte ein solches Schweigen für einen alten geschwätzigen Schneider seyn! Meister Zwirnknaul konnte seiner Zunge jetzt nicht länger gebieten: „eine fatale Nachricht, das — heute in den Zeitungen — der Teufelskerl, der Bonaparte —“ begann er zu seinen Reisegefährten gewandt.

Ein lautes Schnarchen des Herrn Braun war die einzige Antwort, welche auf den Angriff des Schneiders auf den großen Helden erfolgte.

Meister Zwirnknaul schüttelte verdrießlich den Kopf gegen den seiner Meinung nach Schlafenden und wandte sich zu seinem Reisegesellschafter in der anderen Ecke, welcher sich aber ebenfalls stumm wie ein Fisch verhielt; „der ist nun gar taub — eine verwünschte Reisegesellschaft das —“ dachte der kleine Schneider, und mit gehobener Stimme begann er aufs Neue:

„Eine recht finstre kalte Nacht das, mein Herr!“ — Lord Byron konnte nur mit Mühe sein Lachen unterdrücken, gab aber keine Antwort. — Jetzt riß dem Meister von der Nadel die Geduld, er wollte schwatzen, es koste auch was es wolle; und sich zu dem ihm gegenübersitzenden Herrn Braun wendend, suchte er, um ihn möglichst aufzuwecken, mit den Fingern dessen Rockknopf, fand aber nichts als einen rauhen Pelz. — „Der Tausend — ein schöner warmer Reiserock,“ meckerte der Schneider, aber nur ein tiefes Brummen und Schnarchen des Herrn Braun, diente ihm zur Erwiderung. Nun fest überzeugt, daß es ihm doch nicht gelingen würde, seinen Reisegefährten Rede abzugewinnen, ward der Kleiderkünstler des Dinges überdrüßig, schenkte seiner Zunge einen Feiertag und entschlief.

Auroras Frühstrahl kuckte bereits hinein in den Wagen, als der Schneider zu nahmenlosem Schrecken erwachte, denn der erste Anblick der ihm entgegentrat, war der gewaltige Kopf des Bären, welcher sich, da er im Schlafe das Haupt hatte sinken lassen, ganz nahe an seiner Gurgel befand. „Herr du mein Gott,“ schrie er, „der Herr im warmen Reiserock ist ein leibhaftiger Bär! Halt, Kutscher, halt, Hülfe, Rettung! ich will hinaus! hinaus!“ — Und mit aller Kraft, deren er fähig war, stieß er die Wagenthür auf und hinaus stürzte er mit einem einzigen gewaltigen Sprunge, so daß Lord Byron und sein Bär im alleinigen Besitz des Wagens blieben, indem der Schneider durch seine Vorstellungen wieder in den Wagen zu bringen war, sondern seinen Sitz oben auf demselben nahm.

Die Postliste, auf welcher sich die Namen Byron und Braun befinden, ist noch jetzt vorhanden, und dieser jugendliche Schwank des edlen Lords wird auf jener Landstraße noch oft den Reisenden erzählt. G. L.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Ich werde kommen, nun ja,“ erwiderte gedehnt der Medicus, „aber Mynheer Vandendecken, wer wird mich bezahlen?“

„Mein Oheim, so wie er nach Hause kommt.“

„Euer Oheim, Schiffer Vanbrennen? Ey, der ist mir schon seit langer Zeit vier Gulden schuldig; auch kann ja sein Schiff untergehn.“

„Er soll Euch die vier Gulden bezahlen, und Euren jetzigen Besuch auch,“ entgegnete Philipp fast in Wuth, „während Ihr zögert, stirbt meine Mutter.“

„Ich kann jetzt aber nicht kommen,“ versetzte Mynheer van Poots, „da fällt mir eben ein, daß ich das Kind des Herrn Bürgermeisters zu Terneuse besuchen muß.“

„Hütet Euch, Mynheer van Poots,“ tobte der Jüngling glühend vor Zorn, „Ihr habt hier nur die Wahl: Wollt Ihr gutwillig mit? oder soll ich Euch fortschleppen? Ich lasse nicht mit mir spaßen.“

Mynheer Poots erschrack nicht wenig, denn Philipp Vandendeckens Entschlossenheit war in der ganzen Gegend bekannt. „Ich will ja kommen, nun ja,“ sprach er, „versteht sich, sobald ich kann.“

„Ihr müßt gleich mit, auf der Stelle, Ihr elender, alter Geizhalz,“ wüthete der Jüngling, indem er den kleinen Medicus beim Kragen packte und ihn mit sich zur Thür hinauszerrte.

„Mord! Mord!“ kreischte Poots, während Philipp ihn ungestüm mit sich fortschleppte. Als er aber gewahrte, daß sein Entführer nicht nachließ, rief er ergrimmt. „Ihr schnürt mir ja die Kehle zu, so laßt mich doch los, ich will ja mit gehen. Noch diesen Abend sollt Ihr für Euren Frevel im Gefängniß büßen. Und was Eure Mutter betrift — so will ich nicht — — nein, nein! ich will nicht!“

„Hört mich an, Mynheer Poots,“ erwiderte Philipp, indem er ihn losließ, » so wahr ein Gott im Himmel ist, geht Ihr nicht ruhig mit, ermorde ich Euch auf der Stelle; und wenn Ihr für meine arme Mutter nicht Euer Bestes thut, erdrossele ich Euch dort. Ihr wißt, daß ich mein Wort halte, darum seyd verständig und kommt ruhig mit. Ich sage Euch, Ihr sollt bezahlt werden, gut bezahlt und müßte ich meinen Rock verkaufen.“ —

Diese letzte Bemerkung Philipps wirkte vielleicht mehr als seine Drohung, und so beschloß denn endlich Mynheer Poots, gutwillig mitzugehen, erstens, weil Philipp versprochen hatte, ihn zu bezahlen und zweitens, weil er es nicht anders konnte.

Nachdem dieß abgemacht war, eilten Beide, so sehr sie konnten nach dem Häuschen der Kranken, welche sie noch immer unter den Händen zweier Nachbarinnen fanden, die ihr die Schläfen mit Weineßig rieben. Sie hatte ihr Bewußtseyn wieder erlangt, konnte aber nicht sprechen. Poots gebot, sie hinauf ins obere Stockwerk zu schaffen und zu Bett zu bringen, er flößte ihr saure Tropfen ein und eilte dann mit Philipp fort, um die nöthigen Arzeneyen herbeizuschaffen.

„Laßt dieß Eure Mutter augenblicklich einnehmen,“ sprach Mynheer Poots, indem er dem Jüngling ein Medicinfläschchen einhändigte, „ich will jetzt zu dem Kinde des Bürgermeisters, später frage ich wieder bei Euch nach.“

„Ihr hintergeht mich doch nicht?“ versetzte Philipp mit drohendem Blick.

„Nein, Mynheer Philipp,“ erwiderte der kleine Medicus, „auf Euren Oheim Vanbrennen würde ich nicht zählen, aber Ihr habt mir Euer Wort gegeben und ich weiß, ich kann mich darauf verlassen.“ In einer Stunde bin ich wieder bei Eurer Mutter — Ihr aber versäumt jetzt keine Zeit.“

Philipp flog nach Hause. Als die Kranke die Arzenei genommen hatte, hörte der Blutsturz völlig auf, und nach

einer halben Stunde konnte die Mutter schon wieder leise reden. Als der kleine Doctor zurückkehrte, untersuchte er den Zustand der Kranken und begab sich dann mit ihrem Sohne hinab in die Küche.

„Mynheer Philipp," sprach der Medicus, „ich habe mein Bestes gethan, aber ich darf Euch nicht verhehlen, wie ich nur wenig Hoffnung habe, daß Eure Mutter ihr Lager wieder verlassen wird. Sie kann noch ein oder zwei Tage leben, aber nicht länger. — Es ist nicht meine Schuld, Ihr könnt mir's glauben."

„Nein, nein! es ist der Wille des Himmels," sprach Philipp sehr traurig.

„Und Ihr werdet mich dennoch bezahlen, Mynheer Vandendecken?" fragte der Arzt nach einer kurzen Pause.

„Ja doch, ja!" erwiderte wie aus einem Traume aufschreckend, Philipp mit donnernder Stimme. Nach einem kurzen Schweigen nahm der Medicus aufs Neue das Wort: „Soll ich denn morgen wiederkommen, Mynheer Philipp? Ihr wißt, das kostet Euch dann wieder einen Gulden; es ist nutzlos, Euer Geld und meine Zeit zu verschwenden." —

„Kommt morgen wieder! Kommt jede Stunde. Schreibt an, was Ihr wollt! Ihr sollt bezahlt werden," rief Philipp mit einem Blick tiefer Verachtung.

„Wolan, wie es Euch gefällt. Sobald sie todt ist, ist ja dies Häuschen sammt dem Geräthe Euer, Ihr werdet dann alles verkaufen. Ja, ja, ich werde kommen. Ihr werdet ja Geld vollauf haben. Ich möchte auf das Häuschen wohl das erste Gebot thun."

Philipp erhob rasch seinen Arm, so als wolle er den Mynheer Poots zu Boden schlagen, welcher sich schnell in einen Winkel zurückzog. „Nun nun —" stammelte er, „ich meine: erst wenn Eure Mutter begraben ist."

„Geh Elender, geh," rief Philipp, indem er sein Gesicht mit den Händen bedeckte, und auf das blutbefleckte Ruhebett niedersank. —

Nach einigen Augenblicken aber raffte er sich wieder auf und kehrte zu seiner Mutter zurück, die er um vieles besser fand, worauf die Nachbarinnen, von ihren häuslichen Geschäften abgerufen, Beide allein ließen. Von dem Blutverluste erschöpft, schlief die Kranke mehrere Stunden, während welcher Zeit sie Philipps Hand nicht fahren ließ, der ihrem Erwachen angstvoll entgegenharrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Schicksalserfüllung.

(Fortsetzung.)

Diese Prophezeihung seines künftigen Geschicks machte den Kleinen ganz und gar munter, und noch lange schwatzte er mit der alten Großmutter darüber. Es war unterdessen in der Hütte stockfinster geworden, denn das kleine Feuer auf

ihrem Heerde war gänzlich erloschen und ein Licht besaßen sie nicht. Endlich verirrten sich die Ideen der Matrone immer mehr und mehr, sie hörte auf zu sprechen und der Knabe versank in einen festen Schlaf. Als er am folgenden Morgen erwachte, sah er zu seinem Erstaunen, daß das Bett der Großmutter leer war; sie lag neben seinem Lager ausgestreckt auf dem Fußboden, — ihre Glieder waren steif und kalt, die Augen lagen starr in ihren Höhlen — sie war todt. —

Nie noch schien ein Morgen auf ein verlaßneres Wesen herab, als an diesem Tage auf den kleinen nun ganz verwaisten Redwood — nie noch wurden Hände schmerzvoller zum Gebet gefaltet, als jetzt von dem unglücklichen Kleinen neben dem Leichname seiner Großmutter. Während des ganzen Tages erscholl der verzweiflungsvolle Jammer des Knaben in der niederen Hütte, deren rauchgeschwärzte Wände allein sein Wehklagen vernahmen und es zurückgaben. Vergebens streichelten seine Händchen die todtenblaße Wange der Hinübergegangenen, die er in seiner kindischen Hoffnung noch immer zum Leben wieder zu erwecken gedachte. Endlich warf er sich trostlos auf den Boden und brach in ein so herzzerreißendes Jammergeschrei aus, daß davon Alles hätte erweckt werden müssen, nur nicht die Todten.

Die Elemente allein sympathisirten mit dem Trauernden. Mit Einbruch der Nacht erhob sich draußen ein Sturm, daß die Wände der kleinen Hütte fast zusammengestürzt wären. Dann und wann machte die Natur zwar ihre Rechte geltend und senkte einen kurzen Schlaf auf den beklagenswerthen Kleinen Dulder herab, immer aber schreckte er wieder auf und alsdann trat ihm die schauderhafte Wirklichkeit mit allen ihren Schrecken entgegen.

So vergingen zwei grauenvolle Tage, da vermochte der arme kleine Redwood den Anblick der Leiche nicht länger zu ertragen und nach einem schmerzvollen Nachgrübeln schien er zu einem Entschlusse gelangt. Er holte aus einem Winkel der Hütte die Fischernetze seines verstorbenen Vaters hervor, breitete sie sorgsam über den Leichnam aus, häufte rund um denselben dürres Reis auf, zündete es an und verließ dann die Hütte, um in einiger Entfernung die Leichenfeier mit anzuschauen, die er der Entseelten bereitet hatte.

Das Feuer griff mit Schnelligkeit um sich, die brennbaren Materialien, aus denen die Hütte bestand, wurden erfaßt und bald stürzte das brennende Dach zusammen; die Flammen aber griffen rasch weiter um sich, ein scharfer Seewind peitschte sie gegen die Fichten, welche sich in der Nähe der Hütte befanden und bald standen alle Bäume rings umher in helloderndem Feuer. Der furchtbare Brand aber flößte dem Ueberlebenden keinen Schrecken ein, er zog sich nur so weit zurück, daß ihn die Flamme nicht erreichen konnte.

Der Anblick der Feuersbrunst aber rief andere Personen nach dem brennenden Schauplatze; nur mit Schwierigkeit konnten sie den Bericht von dem was vorgegangen, aus dem kleinen Redwood herausbringen, welcher bei dem Anblick der

fremden Menschen die Flucht ergreifen wollte, und der nur mit Mühe bewogen werden konnte, einem von ihnen für den übrigen Theil der Nacht in seine Wohnung zu folgen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Brief aus Bearn.

(Fortsetzung.)

Die Sitten sind nicht strenge, sondern im Gegentheil sehr leicht. Höchst selten sieht man ein Mädchen an seinem Hochzeitstage mit der jungfräulichen Brautkrone geschmückt, aber sie machen sich auch nichts daraus. Eben so leichtsinnig sind sie im Punkt der Religion. Die Bearner waren erst katholisch, dann protestantisch und wieder katholisch und zwar in Verlauf weniger Jahre und ohne Umstände damit zu machen. Jetzt spotten sie über die Dogmen ihrer Kirche und sind so ungläubig, wie es die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts wären. Und doch — geschieht es nun aus Ehrfurcht gegen das Herkömmliche, oder spricht sich das innerliche Bedürfniß eines religiösen Glaubens darin aus — genug dies muthwillige Völkchen beträgt sich bei Taufen, Hochzeiten und Begräbnißfeierlichkeiten sehr ernst, und strömt zu den Feierlichkeiten der heiligen Woche und des Tages Allerseelen herbei. Am Weihnachtsabend singt es, um Mitternacht, wenn Messe gelesen wird, andächtig vor der Krippe knieend, die geistlichen Gesänge mit und bei dem Klange des Angelus verstummt die lustigste Unterhaltung und alles entblößt ehrfurchtsvoll das Haupt. Die Einwohner sind auch große Liebhaber von Processionen und Wallfahrten; unsere Vorfahren hielten es so, sagen sie, und diese aus vergangenen Jahrhunderten zu ihnen tönende Stimme, hat für sie die Heiligkeit des vom Sinai erschallten Gebotes.

Alles dies gilt nur vom Volke; die höheren Classen der Gesellschaft, die sich durch Reichthum und Geburt auszeichnen, gehen, wie überall, nach Paris, um dort zu hohem Preis, Kenntnisse und Erfahrungen einzusammlen. In solchem Verkehr wird man abgeschliffen und das ursprüngliche Gepräge verliert sich. Möge aber der eigentliche Bearner noch lange seine eigenthümliche Physiognomie behalten; die geistigen Züge derselben sind: Kühnheit, Frohsinn und verschwenderische Freigebigkeit; die physischen: eine Adlernase, eine hohe Stirne und dunkle Augen, die nicht sowol feurig als glänzend sind. — Im Ganzen kann man ihn einer leichten, hin und her hüpfenden Flamme vergleichen, die eben so wenig mit einer lodernden Fackel, als mit dem Ausbruch eines Vulkans zu vergleichen ist. —

(Der Beschluß folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Zweites Theater.

Der 15te März brachte auf unserm zweiten Theater zum Benefiz des verdienstvollen Herrn Börger eine recht interessante Darstellung dreier verschiedenartiger Pieçen:

1) «Der Paria,» Trauerspiel in 1 Akt von Michael Beer.
2) «Sympathie, oder: für einander geschaffen,» Lustspiel von Carl Lebrün.
3) «Bruder Hamburger, oder: Blume und Schmetterling,» Local-Posse von Auguste Jacobi-Feld.

Trauerspiele gehören eigentlich nicht in die Sphäre dieser kleinen Bühne, wenn aber die Hauptpartie so ausgezeichnet dargestellt wird, wie an diesem Abend der Gadhi von dem Benefizianten, so kann man sich die Aufführung eines Dramas wie No 1. recht wohl gefallen lassen. Herr Börger löste seine schwierige Aufgabe als ein ächter Künstler und stellte das ihm von dem der Welt zu früh entrissenen, trefflichen Dichter vorgezeichnete Bild mit einer Wärme und einer Wahrheit hin, welche ihres Eindrucks nicht verfehlen konnten. Ganz besonders gelang dem Darsteller die schöne Erzählung, welche sich, so wie alle seine Scenen, von Seiten des sehr gefüllten Hauses des lautesten Beifalls zu erfreuen hatte. Herr Börger verläßt den Vernehmen nach jetzt diese Bühne, um sein schönes Talent in einem größern Wirkungskreise zu entfalten; unsere besten Wünsche folgen ihm, so wie unser Dank für die währhaften Kunstgenüsse, die er uns gewährte. — Herr Kläger gab den Benasfar, war aber unter mittelmäßig.

No. 2 hat recht drastische Scenen, besonders im ersten Akt, in welchem Herr Meyer als Gärtner Amor recht Gutes leistete, er zeichnete die Einfältigkeit naturgetreu, auch war seine Maske gut gewählt. Der zweite Akt erschien uns matter, woran aber wohl die Darsteller der beiden Liebhaber schuld seyn mochten. Herr Rottmayer (Christian) und Herr de Marchion (Gabriel) sind im strengsten Sinne des Worts noch Anfänger, und müssen noch fleißig studiren, bevor sie im Stande seyn werden, Rollen dieser Art gehörig aufzufassen. — Herr Land als Gutsbesitzer Raschwitz, genügte, die Damen Breyther und Spahn führten ihre Rollen lobenswerth durch.

No. 3, ist eine wenn gleich etwas stark aufgetragene, doch recht ergötzliche Posse. Die Verfasserin beurkundet Talent für gerglichen Bühnenarbeiten, und wird, wenn sie so fortfährt, unfehlbar noch manches Gute leisten. Die Darsteller spielten mit vielem Fleiß, ganz vorzüglich war Herr Göbemann als Carl Senf.

Repertorium.

Mittwoch, den 22sten März: Kein Schauspiel.

Zur Nachricht.

Des Charfreitags wegen kann der Umtausch der Mappen meines Journal-Cirkels erst am Dienstag den 28sten dieses wieder stattfinden.

Georg Lotz.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 36 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Es war gegen ein Uhr Morgens, als die Wittwe erwachte. Sie hatte ihre Sprache so ziemlich wieder erlangt und redete ihren Sohn folgendermaßen an:

„Mein lieber, guter Sohn, habe ich Dich doch hier wie einen Gefangenen festgehalten.“

„Mein eigner Wille hielt mich hier zurück, Mutter, ich verlasse Euch jetzt nicht, bis Ihr wieder ganz wohl und auferstanden seyn werdet.“

„Das Philipp werde ich nie wieder seyn. Ich fühle daß der Tod mich ruft; und ach, mein Sohn, wäre es nicht um Deinetwillen, wie gern würde ich diese Welt verlassen. Ich habe schon so lange gelitten — und schon lange — lange um den Tod gebeten.“

„Und warum das, Mutter?“ fragte Philipp etwas gradezu, „ich habe doch stets das Meinige gethan.“

„Das hast Du, mein Kind, das hast Du, möge der Himmel Dich dafür segnen! Oft sah ich, wie Du Deine Heftigkeit zügeltest — wie Du Dir Gewalt anthatest, um meiner Gefühle zu schonen. — Noch vor einigen Tagen konnte selbst der Hunger Dich nicht verlocken, Deiner Mutter ungehorsam zu seyn. — Du mußt mich für wahnsinnig gehalten haben, Philipp, daß ich Dir so lange widerstrebte, ohne Dir einen Grund anzugeben. Jetzt will ich reden, Philipp, sogleich —“

Die Kranke wandte ihr Haupt ab, so als wolle sie Kraft sammeln, weiter zu reden, dann fuhr sie fort:

„Ich glaube, ich bin zu Zeiten wahnsinnig gewesen, Philipp, nicht wahr? Gott weiß, es lastet ein Geheimniß auf mir, das mich wohl wahnsinnig machen konnte. Es hat Tag und Nacht mein Herz bedrückt, meine Seele gefoltert, meinen Geist verwirrt — jetzt endlich hat es, dem Himmel sey Dank, diese sterbliche Hülle überwältigt, der Schlag ist gefallen, Philipp — ich weiß es. Ich möchte nur noch so lange leben, um Dir alles erzählen zu können, Philipp — und doch möchte ich es auch wieder nicht — es wird Dein Gehirn verwirren, Philipp, wie es das meinige verwirrte.“ —

„Mutter,“ sprach der Jüngling in einem ernsten Tone, „laßt mich dieß tödtende Geheimniß wissen, ich beschwöre Euch darum. Mag es den Himmel oder die Hölle betreffen, ich fürchte nichts. Der Himmel wird mir nichts Böses zufügen und dem Satan trotze ich.“

„Ich kenne Deinen muthigen Sinn, Philipp, Deine Seelenstärke. Wenn irgend jemand die Last einer solchen furchtbaren Geschichte tragen kann, so bist Du es. Mein armes Gehirn war zu schwach für dieselbe; jetzt aber ist es klarer, und ich fühle, es ist meine Pflicht, Dir alles zu offenbaren.“

Die Wittwe schwieg während sich ihre Gedanken mit dem beschäftigten, was sie mitzutheilen hatte. Einige Minuten lang perlten ihr Zähren über die eingefallene Wange hinab; endlich schien sie Entschlossenheit und Kraft gesammelt zu haben.

„Philipp, es ist von Deinem Vater, daß ich mit Dir zu reden habe,“ begann sie. „Man glaubt allgemein — daß er — in der See — ertrank.“

„Und ist dem nicht so, Mutter?“ fragte Philipp erstaunt.

„Ach nein! nein! nein!“

„Aber er ist schon lange todt, Mutter?“

„Nein — ja — und dennoch nein — “ sprach die Wittwe, indem sie ihr Antlitz mit den Händen bedeckte.

Ihr Gehirn hat sich aufs Neue verwirrt,“ dachte Philipp; endlich aber fragte er: „Wo aber ist er denn, Mutter?“

Die Wittwe raffte sich auf — ein Schauder durchzuckte ihren ganzen Körper — und in einem geisterähnlichen Tone erwiderte sie: „Lebendig im jüngsten Gericht! — “

Das arme Weib sank, nachdem sie die letzten Worte ausgesprochen, auf ihr Kissen zurück, und bedeckte ihr Haupt mit der Decke, so als suche sie sich selbst vor ihrer eigenen Erinnerung zu verbergen. Philipp war in eine solche Bestürzung versetzt, daß er nichts zu erwidern vermochte. Eine kurze Pause erfolgte, endlich brach Philipp, unfähig, die Angst die ihn folterte, länger zu ertragen, das Schweigen, indem er mit leiser Stimme bat: „das Geheimniß, Mutter! — das Geheimniß, um Gotteswillen!“

„Ich kann Dir jetzt alles offenbaren, mein Sohn,“ erwiderte die Mutter in einem feierlichen Tone. „Höre mich also aufmerksam an. Deines Vaters Temperament glich nur zu sehr dem Deinigen — möge sein trauriges Geschick Dir, mein theures Kind, als Lehre dienen! Er war ein kühner Waghals und, wie jedermann versichert, ein trefflicher Seemann. Er war nicht hier geboren, sondern in Amsterdam — aber er wollte dort nicht wohnen, weil er noch immer der katholischen Religion anhing. Die Holländer sind, wie Du weißt, Philipp, nach unserm Glauben Ketzer. — Es sind jetzt siebzehn Jahr oder mehr, daß er in seinem schönen Schiff, „der Amsterdammer,“ mit einer werthvollen Ladung nach Indien segelte. Es war seine dritte Reise nach jener Weltgegend, Philipp, und würde wenn es Gott gefallen hätte, seine letzte gewesen sein, denn er hatte das gute Schiff von seinen Ersparnissen erkauft, und eine Reise noch würde ihn zum reichen Manne gemacht haben. — Ach, wie oft sprachen wir davon, was wir nach seiner Rückkehr beginnen wollten, und wie trösteten mich diese Pläne über seine Abwesenheit — denn ich liebte ihn von ganzem Herzen. — Er war stets liebevoll und freundlich gegen mich, und wenn er fort war, sehnte ich mich stets unbeschreiblich nach seiner Heimkehr. Das Loos des Weibes eines Seemanns ist nimmer beneidenswerth. Viele Monate lang ist sie einsam und allein, beobachtet sie den Docht der Kerze — horcht sie auf das Geheul des Windes, — hat sie trübe Ahnungen und böse Träume, — und endlich Schiffbruch und Wittwe. — Er war schon sechs Monate fort, Philipp, und noch hatte ich ein ganzes langes trauriges Jahr zu harren, bis ich ihn zurück erwarten konnte. Eines Abends — Du mein theures Kind warst bereits entschlummert, — Du warst meine einzige Freude, mein einziger Trost in meiner Einsamkeit — ich hatte Deinen Schlaf bewacht, Du lächeltest und lalltest nur halb verständlich das Wort: Mutter! — drückte ich einen Kuß auf Deine Lippen — kniete nieder und flehte den Segen des Himmels herab auf Dich und auf ihn — weit entfernt auch nur zu ahnen, daß er grade um jene Zeit so furchtbar, so schaudervoll verflucht sey.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Merkwürdige Thierhetze zu Seringapatnam.

Aus einem älteren französischen Werke.

Der Verfasser dieses gehaltreichen Werkes, der sich von 1771 bis 1777 am Hofe des berühmten Hyder-Aly-Khan als französischer Geschäftsträger aufhielt, gibt unter mehreren anziehenden Schilderungen auch folgende von den Kämpfen zwischen dem Tiger und einem andern in jenen Gegenden einheimischen Thiere, welches er le Siagzoste nennt, und dessen auch Wahl in der Erdbeschreibung von Ostindien (II. 813) unter dem Namen Schiahgoulch, Schwarzohr, Jagd-Luchs, oder Felis Caracal erwähnt. Der Caracal ist gewöhnlich 14 bis 16 Zoll hoch; sein Fell ist seidenartig, und dem des langhaarigen Zobels ähnlich; seine Muskeln, seine lebhaften und schnellen Bewegungen verkündigen Kraft, seine feurigen Augen List und Schlauheit. So zahm er gegen Menschen und friedliche Thiere ist, so wüthend und unerschrocken zeigt er sich im Kampfe gegen Tiger, Hyänen, Wölfe und andere wilde Thiere, die er auf eine ganz eigene Art zu überwältigen weiß.

Hyder-Ali-Khan war ein leidenschaftlicher Freund der Tigerhetzen; bald waren es Menschen, bald Elephanten, bald Bären, die er ihnen gegenüberstellte. Zur Abwechslung wählte er auch den Caracal.

Ein sehr hohes und starkes Garn wurde auf dem Schloßplatze von Seringapatnam aufgestellt. In der Mitte des Kreises errichtete man ein Gerüste auf welches die Käfiche mit den Tigern gestellt wurden. Man öffnete die Thüren derselben

den, und ließ den Tiger einige Zeitlang auf dem Kampfplatze herumlaufen, um seine durch die Einsperrung verlorene Kraft und Thätigkeit wieder zu sammeln. In dem Augenblicke, da er von seinem Auf- und Abgehen ermüdet stille stand, um Athem zu schöpfen, ließ man auf der ihm entgegengesetzten Seite das Thier, das mit ihm kämpfen sollte, durch das Garn hinein. Der Anblick des Feindes, besonders des geschmeidigen, gewandten und ein kreischendes durchdringendes Geschrei erhebenden Caracal's, zieht sogleich die Aufmerksamkeit des Tigers auf sich — Brüllend und voll Muth stürzt er mit heftigen Sprüngen darauf los. Sobald er dem Caracal nahe gekommen ist, kauert sich dieser mit dem Bauche zur Erde nieder, und unwillkührlich springt der Tiger über ihn weg. Mit einem schnellen Seitensprunge rafft sich der Caracal wieder auf, nachdem er sich durch einen Purzelbaum umgewendet hat, ergreift mit den Vorderpfoten den Schwanz seines Gegners und erklettert in dem Augenblicke, da der Tiger den Schwanz erhebt, den Rücken desselben. Hier klammert er sich mit seinen langen, starken und spitzigen Klauen ein, indem er das Genick des Tigers zerbeißt und zerfleischt. Kein Vertheidigungsmittel bleibt dem Gepeinigten, als sich auf dem Boden herum zu wälzen, um den Feind zu nöthigen, daß er seine Beute wieder fahren lasse. Der von seinem Posten vertriebene Caracal springt ab, und ist mit vier Sätzen schon weit genug entfernt, um sich zu einem neuen Gange fertig machen zu können. Es währt nicht lange, bis dieser beginnt; dann wiederholt der Caracal seine vorigen Künste, und nach dem vierten oder fünften Anfalle hat er den Sieg über seinen riesenmäßigen Gegner erfochten, welcher todt oder sterbend auf dem Kampfplatze bleibt. Diesen Sieg hat der Caracal mit einigen unbedeutenden Quetschungen erkauft, die er, während sich der Tiger auf dem Boden wälzte, erhielt. Zufrieden, seinen Feind zu Grunde gerichtet zu haben, überläßt er ihn seinem Schicksale, nachdem er noch einige Augenblicke auf ihn gelauert hat, um sich von seinem Tode zu verschern. N.

Ein Brief aus Bearn.

(Beschluß.)

Mit der Politik beschäftigt sich der Bearner zum Zeitvertreib und ist weit mehr geneigt die Pariser auszupfeifen, als ihnen Beifall zuzuklatschen. Während der ganzen Dauer der Revolution haben sich die Bearner von ihren Gräueln rein erhalten und während in den benachbarten Provinzen das Blut stromweise verflossen wurde, fielen in Bearn nur 2—3 Opfer. Man kündigte hier den Schlössern keinen Krieg an und ein Volk, das immer seine Würde behauptet hatte, brauchte auch jetzt kein Wiedervergeltungsrecht zu üben.

Auch im Jahr 1830 fand in Bearn keine Angeberei statt, kein Bemühen, einen Mitbürger von seiner Stelle zu verdrängen, um sie selbst einzunehmen. Die Gutmüthigkeit und Harmlosigkeit des Volkscharakters bewährte sich auch hier.

Jeder Landmann kann hier lesen, schreiben und rechnen, und unter den jungen Leuten findet man ein Interesse an Lecture und Wissenschaft, das ihren Vätern ehemals fremd war. Vor diesem war man mit dem angebornen Geiste, mit seinem gesunden Menschenverstande zufrieden und gab sich nicht noch viele Mühe, ihn besonders auszubilden — man zog die Waffenübungen den Wissenschaften vor und der ruhmvolle Herrscher, den wir Schweden Bearn zu verdanken haben, beweiset, daß ein Sohn dieser Felsenthäler, auch noch in unsern Tagen sich einen Thron zu erkämpfen wußte.

Auch findet man hier sehr schöne Stimmen; Bearn ist ein Land des Gesanges — durch alle seine Thäler hört man süße Melodieen und reizende Lieder schallen. Nur muß es sich keine industrielle Notabilität einfallen lassen, dies Ländchen besuchen zu wollen; hier giebt es keine Eisenbahnen, keine Dampfmaschinen, keine Musterschulen des Ackerbaues — nichts gar nichts von allem diesem! Die Einwohner verlassen sich auf die Wohlthaten des Himmels und sind mit diesen zufrieden.

Sie sehen, meine Freundin, daß ich dies Ländchen lieb gewonnen habe und hier das finde, was ich jenseits des Meeres aufsuchen wollte. Einsamkeit, unverbildete Menschennatur und Sicherheit vor den politischen Aufregungen unsrer Zeit. Ich werde diesen Sommer die Geschichte dieses Volksstammes studieren, die reich an ächt dramatischen Zügen von Muth und Freiheitsliebe ist. Möge ich in Bearns Felsenthälern finden, was ich in den Hauptstädten Europas vergeblich suchte! —

Oskar v. G.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Stadt-Theater.

Der Cothurn ist bekanntlich die Region, in welcher für die Mitglieder unsers Theaters keine Kränze grünen, und wir schreiten daher stets nur ungern zu dem Berichte über eine Trauerspieldarstellung derselben. Unsere Regensentenansicht reicht uns indeß gebietend die Feder hin und so mögen hier einige unpartheiische Worte über die am Sonnabend den 18ten dieses stattgehabte Darstellung des Schillerschen »Don Carlos« Platz finden.

Herr Lenz (König Philipp) mag wohl im Geiste seiner Rolle gewesen seyn — daran zweifeln wir nicht, denn er ist ein verständiger Künstler — war aber nicht vermögend, durch seine heutige Leistung uns vergessen zu machen, daß Herr Lenz vor uns steht. — Nur sein erstes Auftreten (Act 1, Sc. 6.) war gelungen zu nennen; hier ließ Herr L. Argwohn und Mißtrauen gerade nur so stark hervorscheinen, daß den scharfen Blicken Albas und Domingos allein diese Schwäche — worauf sie sodann ihr Gebäude gründen — nicht entgeht. Die Rede: »Dies graue Haar ze. ward von Herrn L. mit Eiseskälte und so erschütternd war gesprochen, daß wir uns eines unheimlichen Gefühls nicht erwehren

konnten; spätershin hatte Herr L. noch einige gute Momente, wohin namentlich der Monolog im dritten Akte Sc. 5 zu zählen ist.

Mad. Lebrun (Elisabeth) stellte die tugendhafte, selbst einen König Philipp mit Ehrfurcht erfüllende, Königin mit einer solchen Wahrheit dar, daß ihr unstreitig der Preis des Abends gebührt. Die Rede: «Marquisin, wen beweinen Sie so.» ward so innig, so herzlich gesprochen, daß viele Augen der Anwesenden sich mit Thränen füllten. Nur erlaube Mad. L. uns, sie darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Thränen bei den Worten: «Den König haben Sie erzürnt ꝛc. nicht mich ꝛc.» etwas zu zeitig flossen, denn nicht sowohl die Trennung von ihrer Hofdame (deren künftiges Asyl die Königin mit den Worten: «In meinem Frankreich» wischt man solche Thränen mit Freuden ꝛc.» bezeichnet), als die — in Folge der eben angeführten Worte — mit erneuerter Macht wieder auflebende Sehnsucht nach dem Lande, wo sie zufrieden ja, glücklich war, bewegt das Herz und Gemüth der sanften Königin in einem so hohen Grade, daß sie ihrem Schmerze in Thränen Luft macht. Abgesehen von diesen kleinen Mißgriff war Madame Lebrun Meisterin ihrer Rolle.

Herr Baison (Don Carlos) war im ersten Akte etwas zu matt, denn ist sein Gemüth auch in Folge seiner unglücklichen Liebe gebeugt, so darf die angeborne südliche Gluth doch nicht vermißt werden. Die Scene mit der Königin konnte daher nicht ansprechen. Auch mocht sich Herr B. gerade in dieser Scene wie im 3ten Auftritte des 3ten Aktes eines Verstoßes schuldig, den wir nicht ungerügt lassen dürfen. In beiden Scenen läßt Herr B. Hohn und Ironie durchblicken und zwar dem König gegenüber bei den Worten: «Das ist was anders — dann Sire, dann Vergebung ꝛc.» und bei den Worten: «Recht, in Deutschland war es! da kennt man Sie!» — in der Scene mit Herzog Alba. — Carlos ist frei von Falschheit.

— — «Heißes Blut
Ist seine Bosheit, sein Verbrechen Jugend.
Schlimm ist er nicht, schlimm wahrlich nicht — wenn auch
Oft wilde Wallungen sein Herz verklagen,
Sein Herz ist gut —

Die 2te Scene des 3ten Aktes war das Beste was Herr B. heute leistete. Die Stelle: «O mein Gott! Bin ich nicht weiter ꝛc.» war sogar ausgezeichnet zu nennen; weniger gelungen dahingegen der Ausruf: «O jetzt umringt mich, gute Geister!» — indem der Darsteller zu wenig den Kampf der Seele dem Auge des Zuschauers veranschaulichte. Herr Baison muß noch vielen Fleiß auf die Uebergänge von Wuth in Wuth oder Schmerz, kurz überhaupt in alles was Leidenschaft heißt, verwenden, um seinen Scenen Wahrheit zu verleihen. Es ist nur ein kleiner Schritt von der Darstellung eines heftig bewegten Gemüthes bis zur Uebertreibung; dies gilt namentlich in Bezug auf die Leistung des Hrn. B. im 5ten Akte, wo er die Rede: «Sie waren ihm nicht gleichgültig» und namentlich die Worte: «Seht dichter! Für mich ist er gestorben!» (die gleichsam zur Rechtfertigung seines heftigen Betragens gegen seinen Vater, mit Ironie und Würde an die Versammelten gerichtet werden müssen) mit einer solchen Hast herausschrie, daß viele der schönen Worte gänzlich verloren gingen; wodurch der Künstler seiner Leistung schadete. Noch berührte es uns unangenehm, Herr B. in Momenten wo der heftigste Affekt die Brust zu sprengen droht, mit weitgeöffnetem Munde Athem schöpfen zu sehen, indem durch das laute Schlucken die Illusion gestört wird. Doch sind dies Mängel, welche Herr B. bei seinem bedeutenden Talente und seinem wahren Eifer für die Kunst, gewiß recht bald beseitigt haben wird. Sein Carlos verspricht für die Folge etwas Gutes; seine heutige Leistung schon fand aufmunternden Beifall. Herr B. wurde am Schlusse des Stückes gerufen.

Herr Fehringer gab den Posa mit edler, ungezwungener Körperhaltung; seinem Spiele aber mangelte die Begeisterung, weshalb die Hauptscene im dritten Akte selbst zu matt und monoton wurde; die ganze Scene wurde zu sehr gedehnt, die Construction gewaltsam zerrissen, die schöne Rede: «Ja, beim Allmächtigen! Ja — Ja — Ich wiederhol' es. Geben Sie, was Sie uns nahmen, wieder ꝛc.» dagegen dergestalt überhastet, daß von richtigen Vortrag gar keine Spur vorhanden und dem Schnellsprecher am Schlusse der Rede gerade nur noch so viel Athem übrig geblieben war, die Worte: «Geben Sie Gedankenfreiheit!» — mit größter Anstrengung heraus zu stöhnen. — In dieser wie auch in der 2ten Scene des ersten Aktes betonte Herr F. unrichtig und zwar:

«Denn jetzt sieh' ich als Roderich nicht hier
Nicht als des Knaben Carlos Spielgeselle —»

im dritten Akte aber: «Ich kann nicht Fürstendiener seyn. In der 12ten Scene des vierten Aktes versündigte Herr Fehringer sich gegen die Grammatik, er sprach:

«Verhaftsbefehl, den Eure Majestät
In meinen Händen niederlegen ꝛc.»

Die Schlußscene des vierten Aktes, der Königin gegenüber, wurde von Herrn F. sehr gut, die Scene im fünften Akte vorzüglich gut ausgeführt; hier beseelte Wärme und Gefühl den Vortrag unsers Posa.

Madame Lenz (Prinzessin Eboli) führte diese schwierige Parthie was die erste Hälfte derselben betrifft, lobenswerth durch. Die neunte Scene im zweiten Akte wurde von Mad. L. besonders gut dargestellt; wie ihr denn auch der Theil der Rolle bei weitem besser gelang, wo der Verstand, nicht das Gefühl vorherrschend ist. — Mißlungen dagegen nennen wir den vierten Akt ihrer Eboli; hier zeigte Madame L. mehr eine Rasende als eine von Qual und Gewissensbissen reuige Büßerin. — Mit etwas mehr Ruhe, selbst mit zitternder Stimme vorgetragen, würden die Worte: «Rache — Liebe — Raserei — Ich hasste Sie ꝛc.» von ergreifender Wirkung gewesen seyn. In der nächstfolgenden Scene mit der Herzogin von Olivarez können wir mit der Ansicht der Mad. Lenz — welche bei Einhändigung des Ordenkreuzes an die Olivarez, dasselbe an die Lippen preßt — uns nicht befreunden; eine fast gänzlich bewußtlose, mechanische Ueberreichung des Kreuzes scheint uns die richtigere Art zu seyn.

Herr Jost zeichnete seinen Herzog Alba — diesen finstern, menschenfeindlichen Tyrannen — mit etwas zu schwachen und zu bleichen Tinten; wodurch auch die Leistung dieses so wackern Künstlers — wider Gewohnheit — in Schatten trat. Daß Herzog Alba der Königin, mit entblößtem Schwerte, in ihr Zimmer folgt — Act 2 Scene 6 — können wir durchaus nicht billigen. — Unsers Dafürhaltens müssen die Schwerter beider Kampfenden unmittelbar vor den Worten des Infanten: «Versöhnung, Herzog ꝛc.» — der Scheide zurückgegeben werden.

Graf Lerma hatte in Herrn Clov einen würdigen Repräsentanten gefunden. Herr Burmeister, Domingo, befriedigte. Mad. Jüngst (Page der Königin) führte ihre kleine Rolle recht lobenswerth durch.

Das Haus war nur schwach besetzt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 25sten März: Kein Schauspiel.

Des Festes wegen wird das Montagsblatt mit dem Gewöhnlichen ausgegeben.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 37 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Einiges über München. *)

Den 14ten October besuchte ich, so berichtet Mrs. Jamson in ihren Reise-Skizzen, vom Mahler Roeckel geleitet, die Allerheiligen-Kapelle, an der gebauet wird. Sie ist und wird Fresco auf Goldgrund **) gemahlt und ist reich und schön; die Mahlerei vereint den byzantinischen mit dem altitalienischen Verzierungsstyl. In der Wirkung, dem Ausdruck des Ganzen, mahnt sie mich an das Innere der St. Markuskirche in Venedig, aber das Einzelne ist großartiger aufgefaßt und in einem höhern Kunststyl ausgeführt. Die Pfeiler und Säulen sind von Marmor, die Wände werden mit einer Art von Mosaik aus verschiedenen Marmorarten bekleidet werden, und Verzierungen in Relief, bunte und farbige, stehen in gutem Einklang zu einander. Die Decke besteht aus zwei Kuppeln. In der ersten ist das alte Testament dargestellt, in der Mitte der Schöpfer, um ihn her die sechs Schöpfungstage. In einem weitern Kreis, der jenen umgiebt, ist der Bau der Arche, die Sündfluth, das Opfer Noahs, und der Bund der Verheißung dargestellt. In den vier Ecken sind die Colossalfiguren der Patriarchen, Noah, Abraham, Isaak und Jacob, in sehr großem und strengen Styl dargestellt. Die zweite Kuppel gehört dem neuen Testamente an. In der Mitte steht der Erlöser, um ihn vier Gruppen von Cherubin, drei in jeder. Wir standen auf dem für die Mahler errichteten Gerüst, nahe genug, die auserlesene Schönheit und den verschiedenen Ausdruck in diesen Köpfen zu bewundern, was, wie ich fürchte, von unten gesehen, verlieren wird. In dem Kreis herum sind die Apostel, in den Ecken die vier Evangelisten, als Gegenstück der vier Patriarchen in jenen. In den Bogen zwischen den Kuppeln ist die Geburt Christi, und andre Scenen aus Christi Leben. *) In den äußersten Endbogen wird die Kreuzigung dargestellt werden.

Heinrich Heß ist der Mahler, hoch berühmt im historischen Fach, dem die Leitung des Ganzen anvertraut wurde. Er mahlte damals an der Geburt Jesu, auf einem abschüssigen Stuhle, auf dem Rücken liegend. Trotz der Gefahr, die sein Werk durch das Trockenwerden des Kalks erleiden könne,

*) Mitgetheilt von Fanny Tarnow.

**) Nicht jedes einzelne Gemälde ist auf Goldgrund. D. E.

*) Gedacht als Gesicht, als Weissagung für das alte, als Erfüllung für das neue Testament. D. E.

stieg er doch herab, um uns die Idee des Ganzen zu erklären. Ich bewunderte den Ausdruck des edelsten Gefühls in manchen Figuren; und besonders in der Gruppe die er mahlte, die schöne Einfalt; aber ich zeigte auch meine Verwunderung über die Composition. *) Die Darstellung des allmächtigen Vaters ist nur in einem dunkleren, harmloseren Zeitalter zu entschuldigen, wo nur durch die Sinne auf die Denkkraft der Menschen zu wirken war, und nur zu ertragen, wenn Michel Angelo uns die große Gestaltung des Allmächtigen auf den Flügeln des Windes ruhend, gab, in der Schöpfung Adams. Aber in unsern jetzigen vernünftelnden, nachdenklichen Zeiten, ist es gewagt diese Pfade zu betreten, auf denen der kühne Genius, von blindem Glauben geführt, ohne Furcht walte, weil er ohne Zweifel war. Die schauende Religion gehört der Poesie zu, die glaubende der Mahlerei. Ich war überrascht von der wunderbaren Stattlichkeit der Verzierungen und Einfassungen, welche die heiligen Gegenstände ausschmücken, sie sind weder griechisch, noch gothisch, noch Arabesken, sondern nur aus einfachen Zügen und Linien, in jeder erdenklichen Form besteheud und in jeder Art reiner Farbe. Man möchte sie byzantinisch nennen, wenigstens erinnerten sie mich an das, was ich in den alten Kirchen von Venedig und Pisa gesehen.

Das liebenswürdige, offene Wesen des Professor Heß, gefiel mir sehr. Er hat lange in Italien gelebt und spricht die Sprache dieses Landes gut. Er sagte mir, daß er sich zwei Jahre lang mit den Zeichnungen und Entwürfen für diese Kapelle beschäftigt habe, und während der zwei letzten Jahre täglich hier mahle, und in noch zwei Jahren und einem halben fertig zu werden hoffe, also sieben Jahre zu dem großen Vorwurf brauche. Er hat vier Schüler, oder Beistände, außer denen, die blos die Verzierungen mahlen.

Der schöne öffentliche englische Garten, ist größer und abwechselnder als die Kensington-Gärten, denn die Bäume haben als eine jüngere Anpflanzung, noch nicht den mächtigen Wuchs dieser. Ein Arm der oft sehr ungestümen Isar rauscht durch, zierliche Brücken, luftig gespannt, führen darüber. Des Sonntags ist der Garten während des Sommers sehr von den Münchner Bürgern besucht, die hier tanzen, und sich in den Kaffehäusern und Restaurationen gütlich thun. **)

Die Freude, die Schechner-Waagen und die Meoil-Lalande neben einander singen zu hören, wurde mir dadurch verkümmert, daß die Versammlung in den Logen sehr laut war, obgl. ich die Damen versicherten, daß sie die Musik leidenschaftlich liebten. Die Schechner mit ihren gehaltenen Tönen däuchte mir einer Lerche, die Meoill mit ihren Trillern und Läufen, einer Nachtigall zu gleichen. Die Schechner ist weder schön, noch besitzt sie theatralische Grazie, noch erinnerte sie uns an die tragische Königin Pasta, die kaiserliche Syrene, welche ihre Identität mit der unsrigen in ihrem Becher voll zaubrischer Töne goß, — aber die Schechner-Waagen betritt die Bühne wie eine vornehme Dame, der Beifall oder Tadel gleich ist, und doch wieder mit ungemeiner Bescheidenheit. —

Kurz, ich sah noch nie eine Schauspielerin, die solch unmittelbares und unwiderstehliches Gefühl der Achtung, des Antheils, für sich als Frau einflößt; denn man mag sagen was man will, der sittliche Charakter einer Sängerin, oder Schauspielerin, ist nicht ohne Einfluß bei dem Verhältniß des Publikums zu ihr. Die Gesangsmethode der Schechner-Waagen ist einfach und würdig, ihre Stimme volltönend und gebildet, zuweilen ist sie ein wenig träge, aber nie erzwungen und geziert, in den Gluckschen Opern soll ihr Gesang und Spiel unvergleichlich seyn. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Unter den seitdem fertig gewordenen Bildern zeichnet sich besonders das zu der Stelle: «Laßt die Kindlein zu mir kommen,» durch ungemeine Lieblichkeit aus.

**) Des Donnerstags, wo Musik unter den chinesischen Pavillon ist, ist der Garten am vollsten.

*) Leider hat die herrliche Sängerin wegen Kränklichkeit die Bühne verlassen.

Wunderbare Schicksalserfüllung.

(Fortsetzung.)

Als Lady Mortimer am folgenden Tage in das der Brandstätte zunächst gelegene Fischerdorf fuhr, und sich dort nach den näheren Umständen der Feuersbrunst erkundigte, welche sie am vergangenen Abend so sehr erschreckt hatte, drängten sich die Weiber und Kinder der, um ihr Tagewerk zu verrichten auf das Meer hinausgefahrenen Fischer, um den mit dem Wappen der Familie Mortimer geschmückten Wagen. Sie erzählten alles und noch mehr als sie wußten, und schilderten mit lebendigen Worten den Knaben, der auf so seltsame Weise die ganze Gegend in Schrecken gesetzt hatte. Lady Mortimer ließ sich zuerst nach der Brandstätte, dann aber nach der Wohnung derjenigen führen, welche das Kind bei sich aufgenommen hatten. Sie fand ihn ruhig, wenn gleich traurig, und wenn sie auch durch das Aeußere des Knaben sich für ihn eingenommen fühlte, sprach sie doch sein Benehmen höchst unangenehm an.

Der kleine Redwood allein mit seinem Grame unter fremden Menschen, schien einem eigensinnigen Stumpfsinne hingegeben; nichts destoweniger aber nahm ihn Lady Margaretha mit sich nach Moray-Tower, wo sie gebot, ihn in ein Bett zu legen. Am folgenden Tage schon war er kräftiger und lebendiger. Von ihrem liebevollen Betragen gewonnen, sprach er von der Pflegerin die er verloren hatte und erzählte seine ganze kleine Lebensgeschichte mit allen Umständen.

Lady Margaretha hatte sich mit Herrn Mortimer, einem Wittwer, verheirathet, welcher nur einen einzigen Sohn hatte.

Ihre Ehe war zu ihrem großen Kummer kinderlos geblieben und sie hegte keine besondere Zuneigung für ihren Stiefsohn, welcher seit seinem sechsten Jahre auf die Schule gesandt worden, und ein leichtsinniger Knabe war, der sich um seine Stiefmutter, wie überhaupt um sein Vaterhaus, nur wenig bekümmerte. Lady Margaretha faßte sofort den menschenfreundlichen Plan, den kleinen Redwood zu sich zu nehmen und für seine Erziehung zu sorgen; und mit leichter Mühe gelang es ihr, dazu die Einwilligung ihres Gatten zu erhalten, welcher sich überhaupt stets bereitwillig in ihre Wünsche fügte.

Bald sollte sie auch für ihre Wohlthätigkeit belohnt werden, denn der Knabe schloß sich schon nach kurzer Zeit innig an sie an und übertrug auf sie die ganze Liebe, welche er bisher für seine Großmutter gehegt hatte. Der Kleine war gewissermaßen stolz auf seine Abhängigkeit von seiner Wohlthäterin, er freuete sich des Gedankens, daß er dieselben alles einer Frau verdanke, für welche er mit Freuden sein Leben hingegeben haben würde. Lady Margaretha ihrerseits nannte ihn nicht anders als: ihr liebes Pflegekind, und wenn sie bei einem Streite zwischen ihrem Stiefsohn und dem kleinen Redwood die Parthie des Letzteren nahm, und man die Meinung äußerte, daß der Erstere ihr doch näher sey als der Letztere, erwiderte sie: „Georg ist der Sohn meines Gatten, der verwaiste Knabe aber ist das Kind meines Herzens!“ Dieß alles aber machte auf den Sohn des Hauses keinen besonderen Eindruck, überdem liebte er den kleinen Philipp Redwood als seinen Spielgefährten; wenn er ihm dann und wann weh that, bereuete er es jedesmal bald darauf, im nächsten Moment aber wiederholte er die Verletzung.

Der kleine Redwood vergaß übrigens in dieser neuen Lage seine frühere keineswegs, und in der Mitte der Vergnügungen, welche ihn zu Moray-Tower umgaben, gedachte er oft der Sagen und Legenden, welche ihm seine alte Großmutter erzählt hatte, wenn sie, während draußen der Sturm die Hütte umtobte, mit ihm vor dem wärmenden kleinen Feuer saß. — Besonders erinnerte er sich auch des wunderbaren Berichts den sie ihm in der Nacht ihres Todes mitgetheilt hatte, und er fragte sich oft, ob er das, was sie ihm damals gesagt, als die warnendrn Worte einrr Sterbenden, oder als die Irrreden einer Geisteeverwirrten betrachten solle. Er rief sich in sein Gedächtniß zurück, daß er damals neun Jahre zählte und daß das von ihm angezündete Feuer die Ursache ward, daß Lady Margaretha von seinem Daseyn Kunde erhielt und ihn menschenfreundlich bei sich aufnahm. — Dieser Umstand war allerdings auffallend und wäre er in dem Aberglauben seiner Kindheit auch ferner auferzogen worden, er würde fest an die Prophezeihung der Wahrsagerin geglaubt haben; die bessere Erziehung aber hatte bereits viele seiner Vorurtheile beseitigt, und das Leben trat ihm mit so hellen Farben entgegen, daß er jenen wahrsagenden Worten nicht so ganz unbedingt mehr vertrauete.

Seltsam genug aber, nach neun folgenden Jahren ward

der arme Redwood seiner treuen Beschützerin beraubt. Lady Margaretha starb nach einer langwierigen Krankheit. Philipp war nicht von ihrem Siechbette gewichen, und er folgte ihr zu Grabe mit einem Schmerze, welcher nur durch den Gedanken gelindert ward, daß die Verewigte jetzt der qualvollen Leiden enthoben sey, die sie in der letzten Zeit erduldet hatte.

Lady Margaretha hinterließ ihr eigenes kleines Vermögen, nehmlich ein jährliches Einkommen von 300 Pfund ihrem geliebten Pflegesohn. Herr Mortimer stand zu jener Zeit für denselben in Unterhandlung, rücksichtlich einer Anstellung in der Armee und forderte den Schützling seiner verstorbenen Gattin auf, bei ihm auf Moray-Tower zu bleiben, bis er seinen neuen Lebensweg antreten könnte. Während dieser Zeit ward der Schmuck, das Silbergeschirr und andere Gegenstände, welche zu dem persönlichen Eigenthum der Verstorbenen gehörten, nachgesehen, und bei dieser Gelegenheit fand man, daß ein Paar kostbare Ohrringe von Diamanten, 1000 Pfund an Werth, fehlten. Da bemerkte Georg Mortimer, vielleicht ganz absichtslos, daß Philipp wissen müsse, wo sich die Juwelen der Verewigten befänden, da er während der letzten drei Monate die einzige Person sey, welche nicht von ihrem Lager gewichen. Diese leichtsinnig hingesprochenen Worte verbreiteten sich durch das ganze Schloß, und kamen endlich auch dem zu Ohren, den sie betrafen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Postmeisterin von Nonancourt.

In Nonancourt, einer kleinen Stadt jenseits Dreux, trug sich vormals eine besondere Begebenheit zu, die ihren Platz in der Geschichte zu finden verdient. Als der brittische Gesandte, Lord Stair erfahren hatte, daß der Prätendent, der sich, als er nach Frankreich geflüchtet war, in Chaillot verborgen aufhielt, es verlassen sollte, um nach der Bretagne zu gehen, sich von da nach Schottland einzuschiffen, und an die Spitze der Parthey der ihm dort noch Anhängigen zu stellen, wandte er sich an den Regenten, Herzog von Orleans, mit dem Verlangen, diesen unglücklichen Prinzen, wenn er durch Chateau-Thierry käme, in Verhaft nehmen zu lassen. Der Regent, der heimlich gern die Unruhen in Schottland unterstützt hätte, und doch sich gern den Anschein des Eifers für den König Georg geben wollte, ertheilte in Gegenwart des Gesandten seinem Gardemajor Contades den Befehl, dem Wunsche des Lords ein Genüge zu leisten. Contades Scharfblick errieth indessen den geheimen Sinn des Herzogs, und ging den dritten November 1715 mit dem festen Vorhaben ab, den zu Verhaftenden nicht da zu finden, wo er zu suchen war.

Stair, seinerseits in den Herzog Mißtrauen setzend, entschloß sich zu einem „ungesetzmäßigen Kraftschritte.“ Er stiftete einen gewissen irländischen, in französischem Dienste be-

städtlichen Obristen, Namens Douglas, an, der sich mit drei handfesten Mördern bei Nonancourt in Hinterhalt legen mußte. Bei ihrer Ankunft erkundigten sich diese Männer mit so vieler Hitze bei der Postmeisterin des Orts: ob nicht eine Chaise mit einem Reisenden durchgefahren sey, daß sie dieser Madame l'Hopital, einer Frau von vieler Klugheit und Entschlossenheit, verdächtig wurden. Da überdem schon sich eine Nachricht von der Reise des Prätendenten, seitdem er aus Bar verschwunden war, im Lande verbreitet hatte, schien die Unruhe dieser Männer, die man bald für Engländer erkannte, ihre üble Absichten zu verrathen: auch entdeckte sich's nachher, daß es drei gemiethete Böswichter wären, die für ihre Familien, im Fall sie ergriffen und hingerichtet würden, sich eine Belohnung ausbedungen hatten. Die Postmeisterin versicherte sie also: es sey keine Chaise durchgekommen, und wenn eine käme, würde es für die Reisenden unmöglich seyn, ohne frische Pferde vorzulegen, weiter zu fahren. — Douglas, nachdem er eine lange Zeit an der Thür gewartet, ritt darauf mit einem seiner Gefährten nach der bretagnischen Heerstraße zu, und ließ die beiden andern in dem Posthause.

Madame l'Hopital, ohne einen Augenblick zu verlieren, schickte sogleich durch den Hinterhof ihres Hauses einen Postillon nach dem Wege von Paris zu, die besagte Chaise nach dem Hause einer andern Frau, die ihre Freundin war, zu bringen. Indeß der eine der Auflauer sich aufs Bette geworfen hatte stand der Andere Schildwache an der Thüre; allein sie trug es einem ihrer getreuen Postillons auf, ihm zuzutrinken, bis er herauf ist würde. Darauf schloß sie die Thüre der Kammer des Eingeschlafenen zu und schickte nach der Marechaussee, welche kam und die beiden Engländer, wie sehr sie sich auch auf den Schutz des Gesandten beriefen, gefangen nahm. — Man antwortete ihnen: sie müßten so lange in sicherem Gewahrsam bleiben, bis sie es bewiesen, daß sie dem Gesandten angehörig wären. — Unterdessen kam der Prätendent an, und wurde in das von Madame l'Hopital gemählte Haus gebracht, wohin sie sich begab, und ihm von dem Vorgefallenen Nachricht abstattete. — Der Prinz läugnete nicht, wer er sey, blieb aber versteckt in Nonancourt, bis gegen die beiden andern, die vorausgeritten, Sicherheitsmaßregeln für ihn getroffen worden waren.

Douglas, der Wind davon bekam, kehrte eiligst nach Paris zurück; und wenige Tage darauf ging der Prätendent, als ein Geistlicher verkleidet, aus seinem Versteck-Orte wieder ab. Er gab der Postmeisterin einen Brief an die aus England vertriebene Königin, zu der sie nach St. Germain ging, und sie von der sich zugetragenen Begebenheit unterrichtete. Die Fürstin beschenkte die edelmüthige Frau mit ihrem Bildnisse, und der Prätendent schickte ihr gleichfalls das seinige zu; die beschränkten Umstände, in denen die Mutter und der Sohn sich befanden, verstatteten ihnen keine größeren Erweise ihrer Dankbarkeit. Madame l'Hopital, zufrieden, eine gute Handlung gethan zu haben, forderte auch nicht einmal von dem Regenten die Wiedererstattung der von ihr gehabten Unkosten. Sie lebte noch zwei und zwanzig Jahre in diesem Postdienste, dem ihre Nachkommenschaft auch noch ihr vorsteht. N.

Literarisches.

Die Freunde der englischen Literatur machen wir auf das in der Bran'schen Buchhandlung in Jena so eben erschienene interessante Werk aufmerksam:

British modern Theatre. Vol. III. cont. 1) Atonement, or the God-daughter. A Drama in two acts, by John Poole, Esq. — 2) The school fellows. A Comedy in two acts, by Douglas Ferrold.

Charade.

Mein Erstes, eine Zier der Veste
Und Schutzwehr, lieben der Soldat,
Selbst die Gefangnen, mehr die Gäste:
Doch liegt es auch um manche Stadt.
Beim Zweiten werdet ihr in Schiffen oder Wagen
Zu Land, zu Wasser, in der Luft
Mit Unlust oder Wohlbehagen,
Schnell oder langsam hingetragen.
Zum fernen Ziel des Ganzen ruft,
Um Sünd' und Teufel zu verjagen,
Hier Schwärmerei, dort Frömmigkeit,
Nun seltner, als vor Luther's Zeit.

Auflösung des Räthsels in No. 32.

Pfeife.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 27sten März: „König Lear," Trauerspiel in 5 Aufzügen von Shakespear.

Dienstag, den 28sten: „Die gefährliche Tante," Lustspiel. Hierauf: „Die Frankfurter Messe," Posse.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 38 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Die Wittwe hielt einen Augenblick lang inne, um Athem zu schöpfen. Philipp konnte kein Wort hervorbringen. Seine Lippen waren wie gelähmt, seine Augen waren starr auf seine Mutter gerichtet, während er ihre Worte verschlang.

„Ich ließ Dich allein, mein Sohn," fuhr die Kranke endlich fort, „stieg die Treppe hinab und begab mich in jenes Zimmer, welches, seit jener grauenvollen Nacht nicht wieder eröffnet worden. Ich setzte mich nieder und las — denn der Wind bließ stark und wenn der todt, kann das Weib eines Seemanns selten schlafen. Mitternacht war vorüber und der Regen stürzte herab. Eine ungewöhnliche Furcht bemächtigte sich meiner — mir bangte, ich wußte nicht wooor. Ich erhob mich, tauchte meine Finger in das heilige Weihwasser und bekreuzte mich. Ein heftiger Orkan umtobte das Haus und erschreckte mich noch mehr. Ich hatte ein schmerzliches Vorgefühl — da warf plötzlich ein Windstoß die Fenster und die Fensterladen in das Zimmer, und verlöschte das Licht, so daß ich mich in gänzlicher Finsterniß befand. Ich schrie vor Furcht laut auf — suchte indeß meine Fassung wieder zu gewinnen — und schritt dem Fenster zu, um es wieder zu verschließen, als ich plötzlich durch die Oeffnung — denke Dir mein Entsetzen, Philipp — Deinen Vater — — ja ja, Deinen Vater eintreten sah."

„Barmherziger Gott," murmelte Philipp, in einem kaum vernehmbaren Tone.

„Ich wußte nicht was ich davon denken sollte — er war im Zimmer, und obgleich rund um mich die dichteste Finsterniß herrschte, konnte ich doch seine Gestalt und seine Züge so deutlich erkennen, als ob es heller Mittag gewesen wäre. — Die Furcht riß mich von ihm zurück — die Liebe zu ihm trieb mich ihm entgegen — ich blieb demnach auf der Stelle wo ich stand, wie gefesselt stehen. So wie er im Zimmer war, hatten sich die Fenster und Fensterläden von selbst wieder geschlossen, und das Licht brannte wieder wie zuvor — nun glaubte ich einen Geist vor mir zu schauen und ohnmächtig sank ich zu Boden."

„Als ich mein Bewußtseyn wieder erlangte, fand ich mich auf meinem Ruhebette — eine kalte — Hu! — eisig kalte, — triefende Hand, hielt die meine gefaßt. Dieß beruhigte mich einigermaßen und ich vorgaß die übernatürlichen Anzeichen,

welche sein Erscheinen begleitet hatten. Ich glaubte, daß ihm ein Unglück zugestoßen und er heimgekehrt sey.

„Ich schlug meine Augen auf, gewahrte meinen lieben Gatten und warf mich in seine Arme. — Seine Kleider waren kalt und durchnäßt — mir war es, als hätte ich eine Eismasse in meine Arme geschlossen. Nichts aber kann die Liebe eines treuen Weibes erschüttern, Philipp. — Er ließ sich meine Liebkosungen gefallen, aber er erwiderte sie nicht — er sprach nicht, sah aber unglücklich und gedankenvoll aus. Wilhelm, Wilhelm!" rief ich, „sprich doch, Vandendecken, sprich doch nur, um Gotteswillen, sprich zu Deiner treuen Catharina."

„Ich will — „erwiderte er feierlich — „denn meine Zeit ist kurz."

„Nein, nein, Du darfst nicht wieder zur See, " erwiderte ich; „Du hast Dein Schiff verloren, aber Du bist doch gerettet — habe ich Dich doch wieder!:"

„Nicht also, " — lautete die dumpfe Antwort — „aber höre mich an, denn meine Augenblicke sind gezählt — Ich habe mein Schiff nicht eingebüßt, Catharina — aber ich habe Alles verloren. Antworte mir nicht, sondern höre mir zu. Ich bin nicht todt — aber auch nicht lebendig. Ich schwebe zwischen dieser Welt und der Welt der Geister. — Horch auf meine Worte:

„Neun Wochen lang suchte ich den stürmischen Elementen zum Trotz das Cap zu umschiffen, jedoch vergebens. Ich fluchte fürchterlich. Neun Wochen länger kämpfte ich rastlos gegen widrigen Wind, da strömten Gotteslästerungen über meine Lippen — furchtbare Gotteslästerungen! Mein Schiffsvolk wollte, daß ich nach der Tafelbai zurückkehren sollte, aber ich weigerte mich — ja was noch mehr ist, ich beging einen Mord, zwar absichtslos — aber ich war doch ein Mörder. — Der Steuermann widersetzte sich mir, und forderte die Uebrigen auf, mich zu binden. Ich that einen gewaltigen Stoß nach ihm und traf ihn so unglücklich, daß er über Bord stürzte und von den Wellen verschlungen ward. Selbst dieser Schreckensvorfall erschütterte mich nicht, ich schwur bei der heiligen Reliquie, dem Splitter des heiligen Kreuzes, den Du um Deinen Hals trägst und den ich um theures Geld erkaufte, daß ich, trotz Sturm und Wetter, trotz Himmel und Hölle, meinen Willen durchsetzen wolle, und sollte ich bis zum Jüngsten Gericht mich den Wellen entgegenstellen.

„Dieser mein Eid ward unter Donner-Gebrüll, Blitz und schwefelschwangeren Feuergüssen niedergezeichnet. Der Orkan warf sich wüthend auf das Schiff — die Segel flogen in Fetzen umher — Wellenberge fluteten über uns hin — und in einer schwarzen, tief sich herabsenkenden Wolke las ich mit feurigen Buchstaben geschrieben die schaudervollen Worte: „Bis zum Jüngsten Gericht! — —

„Horch auf meine Worte, Catharina! meine Zeit ist kurz. Eine einzige Hoffnung bleibt mir noch, und um ihretwillen ward es mir gestattet, hier zu erscheinen. Nimm dieses Schreiben (er legte einen versiegelten Brief auf den Tisch) lies es, Catharina, und rette mich, wenn Du kannst.. Lies es — und nun lebe wohl — meine Zeit ist abgelaufen! — "

„Wieder fuhren Fenster und Fensterladen auf — wieder erlosch das Licht — und in die Finsterniß hinein verschwand seine Gestalt. Ich fuhr empor und stürzte mit wildem Jammergeschrei und vorgestreckten Händen ihr nach bis zum Fenster — da aber schloß sich dieses wieder — das Licht brannte — ich war allein!"

„Barmherzigkeit, mein Gott, mein Gott! — Ach, mein Gebirn — mein Gehirn — Philipp, Philipp!" rief jetzt die arme Frau, „verlaß mich nicht — weiche nicht von mir — nein — nein — ich beschwöre Dich!" —

Während dieses Ausbruchs der Angst hatte sich die Unglückliche wie wahnsinnig erhoben, sie stürzte in die Arme ihres Sohnes und hielt ihn fest umschlungen. Einige Minuten lang blieb sie bewegungslos in dieser Stellung. — Diese lange Ruhe machte Philipp angst. Er legte sie sanft auf das Lager, da sank ihr Haupt zurück — ihre Augen waren gebrochen — die Wittwe Vandendecken hatte ausgelitten.

So viele Seelenstärke auch Philipp Vandendecken besaß, war er doch wie niedergedonnert, als er gewahrte, daß seine Mutter ihren letzten Athemzug ausgehaucht hatte; eine Zeitlang stand er da vor dem Lager, das Auge starr auf die Leiche gerichtet, in einem an Stumpfsinn grenzenden Zustande. Nach und nach erlangte er indeß sein Bewußtseyn wieder, er raffte sich zusammen, drückte der Entseelten die Augen zu, faltete seine Hände und ließ seinen Thränen freien Lauf. Er preßte einen innigen Kuß auf die kalten Lippen der Verstorbenen und zog alsdann die Vorhänge um das Bett zusammen.

„Arme Mutter," sprach er traurig, indem er dieß Geschäft verrichtete, „endlich hast Du Ruhe gefunden — aber Du hast Deinem Sohne ein bitteres Erbtheil hinterlassen!"

Und als er seine Gedanken auf die Vergangenheit richtete, durchwirbelte die furchtbare Erzählung sein Gehirn. Er preßte beide Hände gegen die heiße Stirn, suchte seine Phantasie zu beschwichtigen, damit er im Stande sey zu überlegen, welche Maßregeln er zu ergreifen habe. Er fühlte, daß er sich seinem Grame nicht hingeben dürfe. Seine Mutter ruhte in Frieden — aber sein Vater — wo war der? —

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über München.

(Fortsetzung.)

Im Kunstvereine stellen die jungen Künstler ihre Gemählde, Sculpturen und Kupferstiche aus, welche Einrichtung in mehreren deutschen Städten sich vorfindet. Da sie öfters mit den ausgestellten Gegenständen wechseln, so ist's mannichfaltig

genug. Ich sahe dort keine außerordentliche, aber viele gefällige Gemählde, unter andern eine Folge von kleinen Bildern, aus Victor Hugo's Notre Dame genommen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit, durch den Gegenstand und durch die Ausführung auf sich zogen. Der Mahler Conder ist ein junger Franzose, der hier sich auf seiner Reise aus Italien nach Paris aufhält, und wie man sagt, in der Pinakothek beschäftigt werden wird. In den Zeichnungen zu Notre Dame ist das größere Mittelstück die Scene zwischen Phöbus und Esmeralda, als jener von Frollo erstochen wird, der Stoff ist nicht benutzt, wie er es seyn könnte, das Licht ist zersplittert, und obendrein Tageslicht, nicht das der Lampe. Auch müßte der Mönch im Schatten stehen, und nur so eben, ein geheimnißvolles Schreckbild, dem Zuschauer bemerklich werden. Esmeralda ist nicht das zarte, fast aetherische Geschöpf des Romans, sondern ein derbes italienisches Landmädchen; das ganze Bildniß läßt kalt, was bei dem Gegenstand kaum möglich scheint. Die kleinen einfassenden Gemälde sind besser, besonders das wo die Büßende ihr Kind umarmt, und der Aufruhr vor Notre-Dame. Derselbe Künstler hatte noch einige Gemälde ausgestellt, auf schlagende Wirkung berechnet, als Chilperich und Fredegunde, welche die junge Königin Galswinde erdrosseln, mit schauderhafter Geschicklichkeit und Wahrheit gemalt. Der Geschmack am Gräßlichen, welcher jetzt die herrschende Mode in der französischen Kunst und Literatur ist, spricht nicht für die französische sensibilité, so verliert sie sich auch in das Wort stellen, denn die Empfindung kann nicht groß seyn, die solcher ungewöhnlicher Reizmittel zu ihrer Belebung bedarf.

Gesang von kunstreichen Dilettanten hört man hier viel, So hat der Mahler Zimmermann eine herrliche Baßstimme, Mignons Lied: „Kennst Du das Land" von ihm vorgetragen, ist hinreissend. Josephine Lang, mit der anständigen, an, spruchslosen Miene, in der beim ersten Anblick niemand die verborgene Muse eher ahnet, als bis sie sich an den Flügel setzt und ihre eignen schönen und originellen Compositionen, in einem ihr ganz eigenthümlichen Styl vorträgt, ist eine geborne musikaliche Natur, sie übt ihr seltnes Talent mit eben so viel Gefälligkeit als Bescheidenheit aus.

Bei dem Herrn von Eichthal sah ich ein köstliches Gemälde der Baronin Electrina von Freiberg, der Schwester meines Freundes, des Kapellmeister Stunz. Das Bild ist eine Madonna mit dem Kinde, der lieblichste Gegenstand für eine Frau und Mutter! Doch dies abgerechnet, hat das Bild an sich Vorzüge, die mich ergriffen, die meisterhafte Zeichnung der Hände der Jungfrau, der Hände des Kindes, die überraschende Zartheit des Farbenauftrags, die Reinheit und Sanftheit der Töne, und vor allen der Ausdruck, die Innigkeit des Gefühls, sind wahrhaft bewundernswerth. Frau v. Freiberg gab das Bild ihrem damals noch nicht erblindeten Vater, der es dann verkaufte. Bei ihrem Bruder habe ich noch andere Proben ihrer Mahlerei gesehen, unter denen der wunderschöne Kopf eines seiner Kinder, in altitalienischem Styl gemahlt, mich besonders entzückte. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Schicksalserfüllung.

(Fortsetzung.)

Redwood, welcher sich dadurch auf das tiefste verletzt fühlte, begab sich sofort zu dem Schloßherrn und erklärte demselben daß er käme, um ihm auf immer Lebewohl zu sagen; er wollte durchaus für diesen seinen Entschluß keine Gründe angeben, wieß alle Fragen und Vorstellungen in dieser Hinsicht zurück, und weigerte sich selbst das Vermächtniß seiner Wohlthäterin anzunehmen. Mit einer heftigen Gemüthsbewegung, welche er unter einer scheinbaren Ruhe zu verbergen strebte, sprach er noch einmal seine Dankbarkeit gegen Herrn Mortimer aus und eilte von dannen. —

Es ist wahrscheinlich, daß Philipp Redwood sein Vaterland verließ und in den Seedienst trat, denn lange Zeit hörte man nicht das Mindeste von ihm. Einige Jahre darauf ward der Krieg erklärt; überall fanden Trennungen statt, und in der allgemeinen Bewegung ward der junge Redwood ganz und gar vergessen.

Es scheint indeß, daß sein Talent und sein Muth sich einen Weg durch die zahllosen Hindernisse bahnte, welche ihm, dem armen unbekannten Abentheurer, entgegenstanden, und verdiente Anerkennung fanden, denn im Jahre 18 — ward ein schönes Schiff „der Seefalke" geheißen, vom Capitain Redwood befehligt. Auf diesem Schiffe befanden sich drei englische Offiziere, welche gefangen gewesen, aber ausgewechselt worden waren, und einer von ihnen war — Georg Mortimer. Die Zeit hatte die dereinstigen Spielgefährten so verändert, daß sie sich als einander völlig fremd entgegentraten. Mortimer hatte wirklich seinen früheren Jugendgefährten ganz und gar vergessen, während Redwood sich keineswegs geneigt fühlte, eine Bekanntschaft zu erneuern, die bei ihm nur schmerzliche Empfindungen erweckte. Er hielt also mit den drei englischen Offizieren wenig oder keine Gemeinschaft.

Die Reise war schon ihrem Ende nahe und Redwoods Schweigsamkeit hatte bisher jeder Erkennung vorgebeugt, aber das Schicksal hatte beschlossen, daß er nicht unerkannt bleiben sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im März.

Stadt-Theater.

Die letzte Vorstellung vor Ostern, am 19ten dieses brachte nach langer Ruhe den Musikfreunden Cherubinis treffliche Tondichtung: «Der Wasserträger.» Diesen Genuß hatten wir der Bereitwilligkeit des talentvollen Herrn Uetz zu verdanken, der an diesem Abend die für einen hohen Tenor geschriebene Parthie des Grafen Armand übernommen hatte, dieselbe recht lobenswerth durchführte und uns so neuerdings Gelegenheit gab, sein vielseitiges Talent zu bewundern, indem er, obgleich er als Baritonist bei unserer Bühne engagirt ist, auch Baß- und Tenorparthien mit günstigem Erfolge executirt, wobei der Gefälligkeit gedacht werden muß, womit dieser wackere Sänger, als ächter Künstler nur das Ganze im Auge habend, stets bereit ist, da auszuhelfen, wo es Noth thut.

Die Constanze wurde von Mad. Piehl recht gut gesungen.

Mad. Christiany als Marzelline war allerliebst, auch in den Ensembles war ihre Stimme heute von guter Wirkung.

Herr Mentschel als Anton genügte an diesem Abend durchaus nicht, selbst Cherubinis herrliche Composition war nicht im Stande ihn nur in etwas zu begeistern; die vortreffliche Romanze im ersten Akt, wurde durch den Vortrag des Herrn Mentschel um sehr Wirkung gebracht. Im zweiten Akte, in der Scene mit den Soldaten, kam fast kein reiner Ton zu Gehor und das den Gesang begleitende heroische Spiel desselben wurde lächerlich; laute Zeichen des Mißfallens ließen sich vernehmen.

Herr Gloy spielte seinen Michelli ganz gut, im Gesange blieb indeß manches zu wünschen übrig. Er wurde am Schluße hervorgerufen. Die Uebrigen genügten.

Die Chöre wurden an diesem Abend sehr mangelhaft executirt. — Das Orchester war lobenswerth.

Vorher ging das Lustspiel: «Voltaires Ferien,» welches durch das gute Spiel der Dlle. Enghaus das Publikum ergötzte; sie wurde am Schluße gerufen. Auch Herr Döring als Marquis und Madame Lebrün als Ninon d'Lenclos leisteten Vorzügliches.

Zweite musikalische Abendunterhaltung des Herrn Kaufmann.

Hamburg, den 25. März.

Der verdienstvolle Künstler, Herr Kaufmann aus Dresden, welcher vor einigen Wochen durch seine herrlichen bewunderungswürdigen Kunstwerke das Publikum im Apollosaal entzückte, hat den Bitten vieler Musikfreunde nachgegeben und es wird nunmehr eine zweite Soiree desselben am Dienstag den 28sten dieses im Saale des Logenhauses auf der großen Schaubahn, nach folgender, höchst interessanter Eintheilung stattfinden:

Erster Theil.

1) Ouverture von Mozart — Symphonion.
2) Marsch aus Idomeneo von Mozart — Salpingion.
3) Choral und Adagio von Spontini — Harmonichord.
4) Variationen von Herz — Chordaulodion.
5) „Kennst du das Land" von Beethoven, mit Begleitung des Harmonichord, gesungen von Hrn. Hoffmann.
6) Ouverture aus der Oper „Tell" von Rossini — Symphonion und Trompeter.

Zweiter Theil.

1) Halleluja aus dem Messias von Händel — Salpingion.
2) Duett aus Lodoiska von Cherubini — Harmonichord und Symphonion.
3) Arie aus Arur von Salieri — Chordaulodion.
4) Variationen für die Flöte von Fürstenau — Symphonion.
5) Finale aus Bellinis „Die Familien Capuleti und Montecchi" —

Dritter Theil.

1) Varsovienne — Chordaulodion.
2) „Die Sehnsucht" von Kreutzer, mit Begl. des Harmon. gesungen von Herrn Hoffmann.
3) Tänze von Bochmann und Strauß.
4) Finale, durch Zusammenwirken sämmtlicher Instrumente ausgeführt.

Wenn sich die Theilnahme des Publikums so allgemein und so laut ausgesprochen hat, wie bei den Leistungen dieses ausgezeichneten Künstlers, dann wird es unnöthig, dieser seiner zweiten musikalischen Soiree einen recht zahlreichen Zuspruch zu wünschen. Die einfache Anzeige derselben wird hinreichen, den Saal zu füllen. D. R.

Hamburg, den 29. März.

Die heutige Darstellung der trefflichen Donizettischen Oper:

„Anna Bolena"

verdient nicht nur die ganze Aufmerksamkeit des Publikums, weil es die erste Vorstellung dieser Tondichtung auf unserer Bühne und der Ertrag derselben für unsere verdienstvolle Madame Piehl bestimmt ist, sondern, ihr gebührt auch deshalb ganz besondere Beachtung, weil es die Letzte Rolle ist, in welcher wir diese geschätzte Künstlerin zu bewundern Gelegenheit haben werden. D. R.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Lbl. 9625/II

B9 37

Josef Böck-Gnadenau
Wien.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Viertes Heft

№ 39 — 51.

April 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler derausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Carlo Brunetti. Sybilla. Venetianisches Genrebild. . . . . 346.
Georg Lotz. Das Geisterschiff. Nach Capitain Maryat. (Fortsetzung.) . . . . . 306 ff.
— — Eine Scene aus Spaniens Bürgerkriegen 313.
Fanny Tarnow. Einiges aus München (Forts.) 309.
Der Sterndeuter. . . . . 310.
Blätter aus der Reisemappe eines Reisbaren. . . . 349 ff.
Der Circassier. . . . . 353.
Die sechste Kunstausstellung in Hamburg. . . . . 385 ff.
Wunderbare Schicksalserfüllung (Fortsetzung.) . . . 325.
Die Mitternachtsmesse in der Sixtinischen Capelle. . 329.
Der Sprachkundige. . . . . 342.
Der heilige Johannes, kein Theater Liebhaber. . . . 358.
Anecdoten Gallerie. 310. 359. 382.
Literarisches. . . . . .
Kleinigkeiten aus Walter Scott Leben. . . . . 406.

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

Seite

Mathias. Die Farben von Helgoland. . . . . 305.
E. von Uslar. Lied an die Geliebte nach Victor Hugo. . . . . 321.
S: Dänische Bilder
No. 1) Möen. . . . . 346.
2) Fredensborg. . . . . 361.
3) Frederiksborg. . . . . 369.
H: Einfall. . . . . 375.

Auswärtige Notizen.

Hannover Ende März. . . . . 311.
Braunschweig den 10ten März. . . . . 391.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 39 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Farben von Helgoland.

Weiß ist der Sand! Aus glänzenden Krystallen
Baut sich des wilden Meeres Uferrand. —
Die Stimmen wüster Leidenschaft verhallen
Wo sie der Wahrheit ehr'ne Mauer fand.
Der reinen Wahrheit glänzende Gestaltung
Sie giebt allein der Menschenseele Haltung.

Roth ist die Klippe! Fest auf Lieb' gegründet,
Ruht wie auf Fels des Menschenglückes Bau,
Wo wahre Liebe Herz an Herzen bindet
Lacht heitrer selbst des Himmels Azurblau.
Kannst Du Dein Seyn im Pilgerleben gründen
Auf Liebe, wird Dir nie das Glück entschwinden.

Grün ist das Land. Mit heiterm Hoffnungsschimmer,
Lockt es den Schiffer weg vom stürm'schen Meer.
Sinkt unter uns des Lebens Schiff in Trümmer,
Strahlt Hoffnung tröstend noch von Jenseits her;
Es winkt beseeligend dem Sturmesmüden
Der langersehnten Heimath stiller Frieden.

Das sind des heil'gen Landes Farbenzeichen,
Sinnvoll gab sie ein Gott dem Felsenland.
Die von der Wahrheit Pfade nimmer weichen,
Die fröhlich wandeln an der Liebe Hand,
Sie dürfen hoffnungsvoll den Blick erheben
Und furchtlos seyn, wenn selbst die Felsen beben.

Mathias.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Er rief sich die Worte seiner Mutter zurück: „Nur eine einzige Hoffnung ist geblieben" — also war doch noch eine Hoffnung vorhanden! Sein Vater hatte einen Brief auf den Tisch gelegt, war dieses Schreiben noch dort? Aller Wahrscheinlichkeit nach; seine Mutter hatte gewiß nicht den Muth gehabt, das Schreiben zu berühren. Es war Hoffnung in diesem Briefe und 17 Jahre lang hatte er unerbrochen dagelegen!

Philipp Vandendecken beschloß daher das geheimnißvolle Zimmer zu untersuchen — er wollte auf einmal das Schlimmste erfahren. Sollte er es jetzt gleich vollbringen, oder bis zum Tagesanbruch warten? — Aber der Schlüssel, wo war er zu finden? Seine Blicke fielen auf einen alten japanischen Kasten, welcher in dem Zimmer stand. Nie hatte seine Mutter ihn in seiner Gegenwart eröffnet. Möglich, daß der Schlüssel dort verborgen lag. Rasch in allem was er that, nahm er das Licht um den Kasten näher zu untersuchen, aber er fand das nicht, wonach ihn verlangte. Er durchstöberte die Schubfächer, sie waren sämmtlich leer. Es fiel ihm ein, daß in dem Kasten vielleicht verborgene Fächer enthalten seyn könnten, er suchte danach, jedoch vergebens; endlich zog er alle Schubfächer heraus, hob den Kasten auf und schüttelte ihn, da verkündete ihm ein Geklapper in einer Ecke, daß der Schlüssel dort aller Wahrscheinlichkeit nach verborgen läge. Unterdessen war der Tag angebrochen und Philipp faßte nunmehr den Entschluß, die Rückseite des Kästchens zu sprengen. Er eilte zur Küche hinab, holte ein altes Messer und einen Hammer, und lag nun da auf seinen Knieen, um sein Vorhaben zu bewerkstelligen, als er plötzlich fühlte wie eine Hand auf seine Schulter gelegt ward.

Der Jüngling schrak zusammen; er war so ganz mit seiner Arbeit beschäftigt gewesen, daß er das Geräusch nahender Schritte nicht vernommen hatte. Er blickte auf und gewahrte den Pater Seysen, den Geistlichen der kleinen Gemeinde, welcher seine Augen ernst auf ihn gerichtet hielt. Der wackere Mann hatte von dem gefährlichen Zustande der Wittwe Vandendecken Kunde erhalten, und sich mit Tagesanbruch aufgemacht, um ihr geistigen Beistand zu spenden.

„Was heißt das, mein Sohn," begann er, „fürchtest Du nicht den Schlummer Deiner Mutter zu stören? Willst Du noch, bevor sie im Grabe ruht, Dich in Besitz ihres Eigenthums setzen?"

„Ich fürchte nicht die Ruhe meiner Mutter zu stören, guter Vater," versetzte Philipp, indem er sich aus seiner knieenden Stellung erhob, „denn sie schläft in Frieden bei den Seeligen. Auch will ich sie nicht bestehlen" — nicht Gold ist es, was ich suche, ich suche einen Schlüssel, welcher, wie ich glaube, lange in diesem Kästchen verborgen lag, das ich nicht zu öffnen vermag."

„Deine Mutter ist bereits hinübergegangen, sagst Du, mein Sohn? Und das ohne den Segen unserer heiligen Kirche zu empfangen! Warum hast Du mich nicht rufen lassen?"

„Sie starb plötzlich, frommer Vater — ganz plötzlich — vor zwei Stunden, in meinen Armen. Aber ich fürchte nichts für ihre Seele — thut es mir gleich leid, daß sie Eurer Trostworte entbehren mußte."

Der Priester zog langsam die Vorhänge des Bettes bei Seite und betrachtete die Leiche. — Er besprengte das Lager mit Weihwasser, und mehrere Minuten lang bewegten sich seine Lippen zum Gebet. Dann wandte er sich wieder zu Philipp.

„Warum aber warst Du so geschäftig, mein Sohn! weshalb verlangt Dich denn so sehr nach dem erwähnten Schlüssel? Der Tod einer Mutter sollte kindliche Thränen bei Dir hervorrufen und Dich zum Gebet für die Ruhe ihrer Seele veranlassen. Deine Augen aber sind trocken, und Du liegst einem gleichgültigen Geschäfte ob, obgleich die Hülle noch warm ist, in der ihr Geist lebte. Das gezieme sich nicht, Philipp, sprich, welche Bewandtniß hat es mit dem Schlüssel, den Du suchst?"

„Frommer Vater, ich habe keine Zeit zu Thränen, keine Zeit zum Wehklagen. Ich habe viel zu vollbringen und mehr zu denken, als meine Gedanken zu umfassen vermögen. — Daß ich meine Mutter liebte, wißt Ihr ja."

„Aber der Schlüssel, Philipp, der Schlüssel?"

„Es ist der Schlüssel zu einem Gemache, welches seit vielen Jahren nicht eröffnet wurden, ich muß — ich will es erschließen — selbst wenn — — doch frommer Vater, ich darf Euch nicht mehr offenbaren — — darum verzeiht mir — ich muß den Schlüssel haben."

„Ich habe oft von jenem verschlossenen Zimmer gehört — so wie daß Deine Mutter keine Ursache dafür angeben wollte, ich habe sie deshalb befragt, stets aber nur eine ausweichende Antwort erhalten. — Wenn ich dann von Amtswegen in sie drang, bemerkte ich, daß sich ihre Gedanken verwirrten, weshalb ich es für meine Pflicht hielt, mit meinen Nachforschungen inne zu halten. Eine schwere Bürde lastete auf dem Herzen Deiner armen Mutter, mein Sohn, aber sie weigerte sich unabläßig, dasselbe durch eine Beichte zu erleichtern. Sprich, hat sie Dir vor ihrem Tode ihr Geheimniß offenbart?"

„Ja, frommer Vater."

„Würde es Dir nicht Erleichterung und Trost bringen, wenn Du mich davon in Kenntniß setzest, mein Sohn, ich könnte Dir mit Rath und That beistehen."

„Ich wollte, frommer Vater, ich dürfte Euch das Geheimniß anvertrauen und Euch um Euren Beistand ersuchen, denn ich weiß, Ihr forscht nicht aus Neugier, sondern aus einem edleren Beweggrunde. Aber noch weiß ich selbst nicht, ob das was mir meine sterbende Mutter offenbarte, Wahrheit, oder nur ein Gebilde ihrer verwirrten Phantasie war. Sollte es wirklich Wahrheit seyn — würde ich gern die Bürde mit Euch theilen — aber nur wenig Dank würdet Ihr mir für die schwere Last wissen. — Wenigstens jetzt noch nicht kann ich es Euch offenbaren. — Ich muß mein Werk vollbringen — muß jenes verhängnißvolle Zimmer allein betreten."

„Und Du fürchtest Dich nicht?"

„Ich fürchte nichts, frommer Vater, ich habe eine Pflicht zu erfüllen — eine furchtbare; aber ich bitte Euch, fragt nicht weiter — denn gleich meiner armen Mutter fühle ich, daß das Berühren dieser Wunde meine Vernunft verwirren könnte."

„So will ich nicht weiter in Dich dringen, Philipp. Vielleicht kommt die Zeit, daß ich Dir meine Dienstwilligkeit beweisen kann. — Leb also wohl mein Kind! Ich muß Dich aber noch wiederholt mahnen, mit der lärmenden Arbeit inne zu halten, denn ich muß die Nachbarinnen herbescheiden, damit sie für die Leiche der verewigten Mutter sorgen, deren Seele, wie ich hoffe, bei ihrem Gotte ist.“

Der Priester blickte auf Philipp, er bemerkte, daß die Gedanken des Jünglings anderswo waren, und daß aus seinen Zügen ein wunderbarer Ausdruck sprach. Der wackere Mann schüttelte das Haupt und begab sich hinweg.

„Er hat recht,“ sprach Philipp, als er wieder allein war, indem er den Kasten wieder an seine frühere Stelle brachte. „Einige Stunden Verzug können nichts ausmachen, ich will mich niederlegen — mein Kopf glüht.“

Philipp begab sich in die anstoßende Kammer, warf sich auf sein Lager und versank gleich darauf in einen festen Schlaf, dem Unglücklichen gleich, der sich vor seiner Hinrichtung verzweiflungsvoll der letzten Ruhe hingiebt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über München.

(Fortsetzung.)

Mit ihrem Bruder, dem Herrn Capellmeister Stunz und dessen Frau besuchte ich Frau v. Freiberg auf ihrem Landsitze in Thalkirchen. Wir rollten an den Ufern der raschen ungestümen Isar hin, die Gebirgskette der Tyroler Alpen immer im Auge behaltend. Die Aufnahme bei der reich begabten Frau war herzlich. Sie findet noch immer Zeit, ihr Talent auszuüben, so eine zärtliche Mutter sie auch ist. Auf der Staffelei stand das Bild ihrer Schwägerin, nebst deren Kind, das letztere ist besonders gelungen, wie sie überhaupt in Abbildungen von Kindern sich auszeichnet, die ihrigen dienen ihr zu Modellen. —

Das noch nicht vollendete Bildniß ihres Mannes sprach deutlich, daß es von amore gemahlt ist; es athmet Geist und Charakter. Ein Amorskopf und ein pfeifender Knabe, sind ganz im italienischen Geist gedacht, die Geburt Johannis des Täufers, ist ein wunderbar ausgeführtes Bild. Ein Blick in eine Mappe mit Skizzen und unvollendeten Zeichnungen erhöhte meine Achtung für ihr Talent. Die vorzügliche Künstlerin erinnerte mich an Sofonisba Angusciolo, aber die Färbung der Deutschen dünkt mir anders und stummer als die der Italienerin.

Die herzliche Liebe der Ehegatten, die spielenden Kinder, die häusliche Behaglichkeit, die doch so gar nichts von dem zurecht gemachten des englischen comfort hatte, machte mir den kurzen Aufenthalt überaus angenehm. Beim Abschied, als ich die schönen Tinten des Abendhimmels sah, der eine röthliche Farbe trug, und auf den Spitzen der Tyroler Alpen in einen dunkel purpurrothen Rand verlief, in dem Arm der Isar, an dem das Haus liegt, der glänzende Himmel, die dunkeln Gebirgsmassen, die schon in unbestimmten Schatten sich darstellenden Bäume, als ich alles dies sich abspiegeln sah, da meinte Herr von Freiberg, ich werde den Anblick nicht vergessen, und also auch ihrer nicht, eine Meinung, die keiner Bestätigung bedarf.

Auch in der schönen Gemälde-Gallerie des Herzogs von Leuchtenberg, die jeden Montag und Donnerstag Morgen den Beschauern geöffnet wird, befindet sich ein Bild der Frau von Freiberg, die Marien am Grabe des Erlösers. Die Sammlung enthält an 150 Gemälde in zwei Zimmern vertheilt, im ersten sind die Gemälde der jetzt lebenden oder doch neuern Künstler. Ein anmuthiges Bildchen von Heinrich Heß, Glaube, Liebe und Hoffnung, unter der deutschen Eiche sitzend, ist einfach und gefühlvoll. Von seinem Bruder, Peter Heß, von Wagenbauer, Jacob Dooner und den Quaglio's, zeigt derselbe Raum würdige Leistungen. Die französischen Bilder gefielen mir nicht, Girodets Ossian und die französischen Helden im Elysium sind eine Musterkarte aller Arten von Ziererei. — Aprianis Bildniß des mit Lorbeer gekrönten Napoleon, und ein zweites von ihm, wo er als Kaiser thront, mit jedem Kennzeichen seiner Würde und Macht und von der Victoria und dem Frieden umgeben ist, giebt dem Denker Ursache zu ernsten Betrachtungen.

Unter den Gemälden der alten Meister sind vorzügliche Stücke. Bronzinos berühmtes weibliches Bildniß, dort unter dem Namen der Laura des Petrarka bekannt, kann in seiner steifen förmlichkeit keine Aehnlichkeit mit jener Vielbesungenen haben; das bleifarbige Colorit, die scharfen Umrisse, erhöhen noch die Kälte und Strenge des Gesichts. Eines der schönsten Bilder der Sammlung ist Murikos Madonna mit dem Kinde. Solche Bilder sind nicht zu copiren, sie setzen den Kupferstecher in Verlegenheit, von ihnen gilt der Ausspruch: Etwas wirklich Schönes ist eine Freude für immer. Welcher Unterschied in der himmlischen, begeisterten Schönheit der Madonna dem auffliegenden Engel, und den schelmischen zerlumpten Bettlerknaben desselben Meisters in der königlichen Gallerie! Solche Vielseitigkeit kann einem den Kopf wirre machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Garrik ward eines Tages von einem Geistlichen befragt, wie es doch wohl komme, daß eine Versammlung im Schauspielhause oft von irgend einer Darstellung bis zu Thränen gerührt würde, da die Schauspieler doch nur Dichtung veranschaulichten, während die Geistlichen Sonntag auf Sonntag über Gegenstände der unläugbarsten Wahrheit predigten,

ohne daß ihre Zuhörer auch nur im geringsten bewegt würden. Er erwiderte: „das kommt daher, weil die Schauspieler die Dichtung so hinstellen, als ob sie Wahrheit, Eure Geistlichen die Wahrheit aber so vortragen, als ob sie bloße Dichtung sey.“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Hannover, Ende März.

Lange Zeit erschien kein Bericht aus hiesiger Stadt in Ihrem geschätzten Blatte, und ich beeile mich das Versäumte nachzuholen; ist auch nicht gerade viel von Erheblichkeit zu berichten, so verlangen wir Hannoveraner denn doch, daß von uns gesprochen werde.

Anfangs dieses Monats hörten wir endlich als Neuigkeit, was auf andern selbst weniger bedeutenden Bühnen längst zu dem Alten gezählt wird, was schon als Parodie in Ihrem Hamburg hinlänglich abgedroschen ist, nemlich Aubers «Maskenball.» War es nun, daß Jahr und Tag schon davon gesprochen worden, daß die Erwartungen allzuhoch gespannt waren — genug die Musik hat nicht durchgängig angesprochen. Den Schaulustigen dagegen war ein weites Feld eröffnet. Es war alles für die Ausstattung geschehen, was geschehen konnte (uns Hannoveranern sind die Flügel in dieser Hinsicht ziemlich beschnitten) und Glanz und Maskenzüge, und Decorationen und Costüme, brachten allgemeinen Jubel hervor. Herrn von Holdein wurde laute Anerkennung, ja man rief ihn einstimmig hervor. (Wir Hannoveraner sind auch dankbar!) Die ersten Aufführungen ließen, was den Gesang betraf, viel des Mangelhaften und wenig des Gelungenen erkennen, nachher glichen sich die Unebenheiten so ziemlich aus.

Der Barbier von Sevilla wurde am 10ten März zur Aufführung gebracht — lassen Sie mich schweigen von dieser durchweg verfehlten Darstellung. In der Stummen von Portici feierte Herr Rauscher als Masaniello wieder einen wahren Triumph; er scheidet bald von uns, sein Verlust wird schwer zu ersetzen seyn.

Der Gastrollen einiger jungen Damen will ich mit wenigen Worten gedenken, eine Dlle. Dichter gastirte hier als Leonore, als Christine und als Base in «Das war ich.» Sie zeigt hübsches Talent und Theatergewandtheit, aber etwas Bedeutendes kann sie nicht leisten, darum wäre ihr Engagement für eine Bühne wie die Unsrige eben nicht wünschenswerth.

In dem Lustspiel: «Die unterbrochene Whistpartie» sahen wir eine angehende Kunstjungerin, eine Dlle. Evers aus Hamburg, sie machte hier als Emilie in dem genannten Stück ihren ersten theatralischen Versuch — und in der That, wenn man das berücksichtigt, leistete sie das Mögliche, ja man vermißte selbst eine gewisse Sicherheit auf dem Theater nicht, welche sonst erst langjährige Uebung gewährt. Sie erhielt lauten Beifall, ist aber gewiß bescheiden genug, denselben nur als Aufmunterung zum ernsten Fortschreiten auf der betretenen Bahn zu betrachten.

Von der Schülerin wendeten wir uns so gern zur Meisterin, aber siehe da! damit ist's nichts. Fama hatte uns Fr. von Hagn angemeldet; sie setzt aber ihr Gastspiel in Braunschweig fort und kommt vor der Hand nicht. (Arme Hannoveraner!) R.

Hamburg, im März.

Der Besuch der Seiltänzer- und Pantomimengesellschaft der Herren Gebrüder Price und Lehmann, welche in dem vormaligen Apollo-Theater ihre unterhaltenden Darstellungen geben, gewährt dem Kunstfreunde eine angenehme Abwechselung. Terpsichore, die heitere lachende Muse, beut hier den Schaulustigen reiche Gaben dar. Ihre Lieblingstöchter, Flora und Rosa Price (geb. Levins), sind die personificirten Grazien, Anmuth und Leichtigkeit bezeichnen jede Bewegung. Demoiselle Josephine Winther zeigte so viel Virtuosität in dem schönen Fahnentanz, daß ihr die lauteste Anerkennung zu Theil wurde, eben so schön tanzte sie den Fandango. Herr James Price ergötzte als Komiker das Publikum in den Pausen mit wahrhaft überraschenden Productionen. —

Die zweite Abtheilung brachte den Schauenden ein Divertissement von Herrn Laurencon «Monlinet oder die Müller,» welches sich durch überraschende Coups vor vielen andern Pantomimen auszeichnet. Herr Laurencon als Müllerbursche war vortrefflich.

In der dritten Abtheilung: «Flora und Zephir,» machten die Geschwister Winther mit ihren Productionen auf dem doppelten Seile wahrhaft furore, stürmische Anerkennung belohnte ihre Anstrengung.

Den Beschluß des Ganzen machte: «Der goldene Traum, oder: Cassander der Geizige,» Pantomime von Levin. Ist sie gleich von geringerem Gehalte als die erstgenannte, so hielt sie doch die Zuschauslein der Versammelten in steter Bewegung und ergötzte ungemein. Besonders zeichneten sich Herr Adolph Price und Herr Laurencon aus; sie ernteten lauten Beifall.

Zwei anmuthige liebliche Kinder Mathilde und Adelaide Lehmann, dienen noch zur Zierde dieser ausgezeichneten Gesellschaft, der wir für ihre seeneren Darstellungen einen so zahlreichen Zuspruch wünschen, wie er denselben bisher zu Theil geworden, und wie ihn ihr eifriges Streben, dem Publikum etwas recht Ergötzliches und Erheiterndes darzubieten, im vollen Maße verdient.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 1sten April: Unbestimmt.

Zur Nachricht.

Da ich einen der bisherigen Herumträger der Mappen meines Journal-Cirkels und der Originalien, von Heute an aus meinem Dienst entlassen habe, so ersuche ich, falls bei einem Theile meiner resp. Abonnenten wider Erwarten durch den neuen Besorger ein Irthum entstehen sollte, mich gütigst schleunigst davon in Kenntniß zu setzen, und sich augenblicklicher Abhülfe versichert zu halten.

Hamburg, den 30. März 1837.

Georg Lotz.

Dammthorstraße No. 22. Parterre

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof. No. 27.)

No. 40 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Eine Scene
aus
aus Spaniens Bürgerkriegen.

Das Schlachtfeld war verlassen; die Plünderer der Todten, von El Pastors Truppen verfolgt, wandten ihrer Beute den Rücken. Die Nacht breitete ihren verhüllenden Schleier über die Verwundeten und Erschlagenen aus. Da wo der Kampf am meisten gewüthet hatte, lagen die Körper noch aufgehäuft wie sie gefallen waren. Ein junger Dragoneroffizier von den Christinos, erschöpft von dem Blutverluste, den ihm ein Säbelhieb zugezogen, lag unter den Leichnamen begraben. Erfrischt von der Nachtkühle und der schärfen Bergluft, erwachte er wieder zum Bewußtseyn. Froh mühsam unter dem Haufen von Todten hervor, und strengte seine schwachen Kräfte an, um seine Flucht zu bewerkstelligen. Die wohlbekannte Spur, der seine kühne und kriegerische Division erst vor einigen Stunden gefolgt war, bedurfte keiner Sonne um von ihm wieder aufgefunden zu werden.

Einen mühseligen Weg hatte der Verwundete bereits zurückgelegt, als ihm plötzlich das Bellen eines Hundes die Nähe einer menschlichen Wohnung verkündete. Er folgte dem Schalle und die größte Anstrengung brachte ihn endlich zu der ersten Behausung eines kleinen in einem Defilee einsam gelegenen Dörfchens. Ein lautes Lachen schallte von drinnen heraus und berührte unangenehm das Ohr des armen, verwundeten Wanderers, welcher hier die Gastfreiheit in Anspruch nehmen mußte. Vor einem großen Feuer saß ein Bauer mit seinem hübschen, jungen Weibe und dem Dorfpfarrer. „Alle, Alle hingeopfert!“ Und bei diesen Worten flammte das Antlitz des Pfarrers, aber wahrlich von keinem gottseeligen Feuer. „Die ruhmvollen Waffen des gesegneten Carlos werden immerdar siegreich bleiben, denn seine Sache ist die der heiligen Kirche.“ — Der Bauer bekreuzte sich mit tiefer Ehrfurcht.

„So sterbe jeder Abtrünnige!“ fuhr der Geistliche fort — da ward plötzlich durch ein schmerzliches Stöhnen von außen die Aufmerksamkeit des Kleeblatts rege gemacht. Der Bauer sprang rasch von seinem Sitze empor, erfaßte die stets bereit liegende Escopeta und schickte sich an die Thür zu öffnen.

„Gente de Paz,“ war die schwache Antwort auf seine Frage: wer draußen sey. Der Bauer stieß die Thür auf und gewahrte vor sich die schlanke und hübsche Gestalt eines Cavallerieoffiziers der so eben geschlagenen Christinos.

Der einfache Bergbewohner fühlte, erkannte er gleich in dem Hülfesuchenden einen Feind seiner Sache, dennoch in diesem Augenblicke, daß ein verwundeter, wehrloser Landsmann sein Mitleid in Anspruch nehme. Der Pfarrer dagegen empfing den jungen Offizier mürrisch und mit sichtbarem großen Verdruß; ein Betragen, welches das junge Weib zu ihrer Richtschnur zu nehmen schien, denn auch sie runzelte die Stirn. Die Gastfreiheit ward indessen dem Angekommenen zugestanden, seine bescheidene Bitte um ein Nachtlager wurde bewilligt, und ihm gestattet, seine müden Glieder in dem oberen kleinen Raume der Hütte auszuruhen.

Die laute Lustigkeit, welche vorhin schon bei dem verwundeten Flüchtling eine böse Ahnung erweckt hatte, ward jetzt bei dem Pfarrer durch ein Brüten über Rache verdrängt. — Anfangs beschloß er den flüchtigen Anhänger Isabellens, den das Schicksal ihm in die Hände lieferte, selbst zu vernichten, dann; seinen Plan dem arglosen Bauer mitzutheilen, damit dieser die That vollbrächte. Das junge Weib war, wie man sich im Dorfe in's Ohr flüsterte, eine fleißigere Besucherin des Beichtstuhls, als es die gewöhnliche Andachtsübung erforderte; ihres Beistandes hielt sich demnach der Geistliche versichert.

Als nunmehr der verwundete Offizier sich auf sein armseliges Lager geworfen hatte, begann der Priester halbflüsternd die Abscheulichkeiten herzuzählen, der sich die Anhänger der Königin schuldig gemacht hätten, wobei er den Fluch über jeden aussprach, der sich ihrer Sache angeschlossen, und damit endigte, daß er erklärte, wie nur durch die gänzliche Vertilgung dieser Bösewichter für die ganze Nation die Gnade des Himmels zu erringen sey.

Unterdessen hatte sich, wie gesagt, der unglückliche Offizier auf sein Lager gestreckt. Der Fußboden auf dem er ruhte, hatte verschiedene Spalten und Oeffnungen, so daß das Licht von unten heraufschimmerte. Er versuchte vergebens Ruhe zu gewinnen; der boshafte Ausdruck im Antlitze des Geistlichen, der kalte Empfang des Bergbewohners und seines Weibes, verfehlten ihres Eindrucks auf ihn nicht, und düstere Gedanken nahmen Besitz von seiner Seele. Die Schmerzen seiner Wunde regten seine Phantasie noch mehr an und ließen furchtbare Gebilde an ihm vorübergleiten. Dann und wann schlossen sich zwar seine Augen, im nächsten Moment aber schon schreckte er angstvoll wieder auf, so als ob sich ihm die Schritte eines Feindes naheten.

Endlich berührte das Flüstern des Kleeblatts sein Ohr — ein kalter Schauder durchrieselte seine Gebeine. — Er beugte sich tief hinab zu einer Spalte, durch welche der Lichtschimmer zu ihm heraufdrang. Da gewahrte er, daß der Geistliche dem Bauer und seinem Weibe so eben den Segen ertheilte; wobei der Bergbewohner ein scharf geschliffenes Messer in der Hand hielt, und die Absolution für eine beabsichtigte Mordthat empfing. Hierauf hüllte sich der Priester in seine schwarze Capa, warf noch einen deutungsvollen Blick nach der Decke des Zimmers und verließ die Hütte.

Mit der Gegenwart seines Gewissensrathes aber, schwand auch die Entschlossenheit des Bergbewohners und das Messer entsank seiner Hand. Allein ein anderer Rathgeber war noch zugegen und die erlöschenden Kohlen auf dem Heerde zeigten die ganze Wuth einer Furie. Aus Furcht vor seiner Ehehälfte erfaßte der Bauer das Messer aufs Neue.

Isidro Imnaz, Conde de Nunez, so nannte sich das Opfer, dessen Tod beschlossen war, hatte ihr Treiben mit angesehen, bis das Erlöschen des Feuers auf dem Heerde seine ferneren Beobachtungen verhinderte. Er hatte endlich gehört, wie das Weib ihren Mann flüsternd zu der Missethat anregte, und er vernahm jetzt den leisen Schritt des Mörders auf den Stufen der Leiter, die zu seiner Lagerstätte führte. — Ein schwacher Schimmer des Mondes, welcher grade durch eine Spalte des Daches sich hereinsenkte, ließ ihn die Oeffnung im Fußboden, durch die er heraufgelangt war, wiederfinden. Er hob die Planke und die Gestalt des Missethäters stand vor ihm. —

Selbsterhaltung giebt auch dem Furchtsamsten oft verzweiflungsvolle Mittel an die Hand; der Mann von persönlichen Muthe aber überschauet die Gefahr mit ruhigem Blick und erfaßt alsdann den rechten Weg zur Rettung. Groß war die Gefahr, in welcher der unbewaffnete Gast schwebte — Gedanke und That aber waren bei ihm eins. Er warf sich auf den Mörder noch bevor dieser von der Leiter herauf festen Fuß gewonnen hatte, packte ihn bei der Gurgel und drückte dieselbe so fest zu, daß derselbe nicht schreien konnte; während er ihm mit der andern Hand das Messer entriß, und ihn die Leiter hinabstürzte. Am Fuße derselben stand das Weib, ebenfalls mit einem Messer bewaffnet, um das blutige Werk zu vollenden, und kaum war der Körper in den dunklen Raum hinabgestürzt, als die Furie, um das Gebot des Priesters ganz zu erfüllen, blutdürstig hinzusprang und den Kopf vom Rumpfe trennte.

Bewaffnet mit dem Stahl, welcher bestimmt war, ihn zu vernichten, sprang Imnaz jetzt die Leiter hinab, fand die Thür, stürzte zu der Mordhöhle hinaus und suchte anderswo einen sicheren Zufluchtsort, der Furie es überlassend, beim Anbruch des Tages die schaudervolle Entdeckung zu machen, in wessen Blut sie ihre mörderische Hand getaucht habe. G. L.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Während seines Schlafes waren die Nachbarinnen angelangt und hatten zum Begräbniß der Wittwe alles Nöthige vorbereitet. Sie waren ganz leise zu Werke gegangen, um

den Sohn nicht zu erwecken, denn sie hielten den Schlaf derjenigen heilig, dieZu Leiden erwachen sollen. Nachmittags stellte sich, unter Anderen, auch der Doctor Mynheer Poots ein; er wußte bereits um den Tod der Wittwe, da er aber grade eine Stunde übrig hatte, sprach er doch ein, denn er konnte ja dann einen Gulden mehr anschreiben. Er durchschritt das Zimmer wo die Leiche ruhte, trat in Philipps Kammer und schüttelte ihn beim Arm. —

Philipp erwachte und gewahrte den Arzt vor seinem Lager.

„Nun Mynheer Vandendecken," begann der herzlose kleine Mann, „es ist also vorbei. Ich wußte das vorher, und ich erinnere Euch daran, daß Ihr mir jetzt zwei Gulden schuldig seyd. Ihr versprach, sie redlich zu bezahlen und ich hoffe, Ihr werdet Euer Wort halten. Zwei Gulden also sind für meine Besuche, anderthalb Gulden für die Arzenei, macht zusammen drei und einen halben Gulden, versteht sich, wenn Ihr mir das Fläschchen wieder zurückgebt."

Philipps Gedanken, welche, als der Doctor ihn aufgeschreckt hatte, anfangs wild umherschweiften, begannen jetzt sich zu sammeln. „Ihr sollt Eure drei und einen halben Gulden haben, sammt dem Fläschchen, Herr Poots," sprach er, indem er sich von seinem Lager aufrichtete.

„Ich weiß, daß Ihr mich zu bezahlen gedenkt, wenn Ihr könnt. Aber nehmt an, Mynheer Philipp, es kann eine Zeitlang darauf hingehen, bevor Ihr das Häuschen verkauft. — Möglich, daß sich nicht gleich ein Käufer findet. Nun bin ich nie gern hart gegen meine Nebenmenschen gewesen. Ihr habt kein Geld, also hört auf meinen Vorschlag. — Eure Mutter trug ein Etwas um ihren Hals. — Es hat für Niemand Werth als für einen guten Katholiken — Um Euch nun aus Eurer Verlegenheit zu helfen, gebt mir das Ding und wir sind quitt. Ihr habt mich dann bezahlt und die Sache ist abgemacht."

Philipp hörte ihn ruhig an; er wußte, was der kleine Geizhalz wollte, die Reliquie, die seine Mutter um ihren Hals trug — jene Reliquie, bei der sein unglücklicher Vater den schanderhaften Eid schwur. Er fühlte, daß er sich von derselben nicht für eine Million Gulden trennen könne.

„Fort aus diesem Hause!" rief er plötzlich, „fort auf der Stelle; Eure Forderung soll bezahlt werden."

Mynheer Poots aber wußte gar wohl, daß die goldene Einfassung der Reliquie weit mehr werth war, als seine geringe Forderung, und daß solche heilige Gegenstände noch immer theuer bezahlt würden. Er hatte sich demnach, als er durch das Zimmer schritt, in welchem die Leiche ruhte, bereits aus eigner Willkür in den Besitz des Kleinods gesetzt, und er hatte es auf seiner Brust verborgen, als er erwiderte: „Ich denke, mein Antrag ist nicht zu verwerfen, mir scheints, Ihr solltet ihm Gehör geben."

„Ich sage Euch, ich will nicht," rief Philipp zornig.

„Wolan, so werdet Ihr es wenigstens in meinen Händen lassen, Herr Philipp. Ihr werdet begreifen, daß das nicht mehr als recht und billig ist. Ich will mein Geld nicht verlieren. Wenn Ihr mir meine drei und einen halben Gulden sammt dem Fläschchen bringt, sollt Ihr das Ding zurückerhalten."

Philipps Wuth kannte jetzt keine Gränzen mehr, er packte Mynheer Poots beim Krugen und warf ihn zur Thür hinaus. „Fort mit Euch auf der Stelle," tobte er, „oder — — "

Philipp brauchte seine Drohung nicht zu beenden, denn der kleine Geizhals war mit einer solchen Schnelligkeit fortgeeilt daß er die Treppe halb hinabstürzte. Er hinkte jetzt über die über den Graben führende kleine Brücke dahin, fast wünschend, daß er die Reliquie nicht mit sich genommen hätte, aber er ward zu schnell verabschiedet, als daß er sie wieder an Ort und Stelle hätte legen können, selbst wenn dieß seine Absicht gewesen wäre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, Ende März.

Die zweite musikalische Abendunterhaltung des talentbegabten Herrn Kaufmann fand am Wien dieses im Logen-Saale statt. Ein zahlreiches und gebildetes Publikum hatte sich dazu eingefunden, um zu sehen und zu hören, wie weit der menschliche Geist es auch in dieser Hinsicht zu bringen vermag. — Eine ausführliche Schilderung der von Herrn Kaufmann erfundenen und verfertigten künstlichen Instrumente haben wir unseren Lesern bereits bei der Beurtheilung der ersten musikalischen Abendunterhaltung des seltenen Künstlers vorgelegt. Das Programm war auch dießmal sehr reichhaltig und interessant. — Das Symphonion eröffnete mit der Ouverture aus Titus diese zweite Soiree, dann folgte ein Marsch auf dem Salpingion aus Mozarts «Idomeneo»; hierauf trug Herr Kaufmann auf seinem trefflichen Harmonichord einen Choral und Adagio von Spontini vor; sein Vortrag war so ergreifend, daß man den melodieenreichen Gesang zu hören wähnte; die Variationen von Herz auf den Chordaulodion machten ebenfalls einen angenehmen Eindruck. Die Ouverture aus Rossinis «Tell» von dem Symphonion und Trompeter-Automat ausgeführt, verdient Bewunderung, der Trompeter setzte sehr exact ein. — Das Halleluja von Händel auf dem Salpingion macht zwar dem Verfertiger viele Ehre der großen Schwierigkeiten wegen, die dieses Musikstück darbietet, doch kann es dasselbe nicht so im Geiste der Composition vortragen; auch war die Wirkung dieses Instruments in diesem Saale zu stark. — Eine sehr glückliche Wahl des Herrn Kaufmann war das herrliche Duett aus Cherubinis «Lodoiska» für Harmonichord und Symphonion; schwerlich dürfte ein zweites Musikstück in diesem Charakter aufzufinden seyn; die klagende Parthie des Florestan wurde von Herrn Kaufmann vortrefflich auf dem Harmonichord vorgetragen und die muntere Polacca des Barbel vom Symphonion ausgeführt. Die Variationen über «Das klinget so herrlich» für die Flote von Fürstenau, wurden von dem Symphonion so trefflich executirt, daß die Piece einstimmig da Capo verlangt wurde.

Herr Hoffmann sang Gothes Lied: «Kennst du das Land» Musik von Beethoven, und Schillers «Sehnsucht» von Kreutzer, echt brav; nur ist der Uebergang der Stimme in die höheren Töne noch nicht geregelt genug; in den Mitteltönen ist die Stimme von gutem Klang; doch glauben wir, daß dieselbe sich mehr für den Bariton eigne.

Schade, daß diese zweite Soiree nicht auch in dem klangvollen Apollo-Saal stattfinden konnte. *) Der lauteste und allgemeinste Beifall lohnte dem wackeren Künstler. Auch die Zuvorkommenheit, mit welcher Herr Kaufmann Jedem, der es wünscht, die Construction seiner Instrumente zeigt und erklärt, verdient eine dankende Anerkennung.

*) Am Mittwoch den 5ten April wird eine dritte musikalische Soiree des Hrn. Kaufmann und zwar dießmal wieder im Apollo-Saal stattfinden. D. R.

Stadt-Theater.

„Anna Bolena," Große Oper in 3 Aufzügen, nach dem Italienischen des Felix Romani, in Musik gesetzt von Donizetti. *)

Diese längst erwartete Oper wurde am 31sten März zum Benefiz der talentvollen Mad. Pixis gegeben, welche in dieser Condschtung zum Erstenmale auf unserer Bühne erschien. Es wurde vorher zu viel zum Lobe dieser Oper gesagt, die Erwartungen wurden auf das Höchste gespannt, sie konnten daher nicht befriedigt werden. Wir glauben den Ausspruch thun zu können, daß das zahlreich versammelte Publikum ohne Ausnahme unbefriedigt das Haus verlassen hat.

Donizetti ist nicht der Componist für den im Norden Lorbeeren blühen, im Süden, in Italien, wo ihm italienische Kehlen zu Gebote stehen, mag vielleicht diese Musik mehr ansprechen; im Allgemeinen aber hat Donizetti auch in seinem Vaterlande als dramatischer Componist nur wenig Glück gemacht. Simon Mayr in Bergamo und später Pater Mattei in Rom waren seine Lehrer. Er widmete sich anfänglich der Kirchenmusik, und studirte zu diesem Behufe die Werke älterer classischer Meister. Der glänzende Erfolg, dessen sich die beliebten neueren dramatischen Compositionen erfreuten, bewog auch ihn diese goldene Straße zu wandeln, wo, wie er glaubte, auf eine leichtere Weise Reichthum zu erwerben sey. Er schrieb schnell hintereinander mehrere Opern und Farcen. Allein wußte er auch gleich im fangs einigewirksame Theatereffekte in seinen Compositionen hervorzubringen, so verstand er doch nicht eigentlich dramatisch zu schreiben; die Schuld davon trägt wohl einzig und allein sein zu schneller Uebergang vom Kirchen- zum Theater-Style. —

Das Gedicht «Anna Bolena» von Romani ist für die Composition geeignet, d. h. es zeichnet die Charaktere nur in Umrissen und läßt soviel dem Componisten Raum genug zur weiteren Färdung und charakteristischen Darstellung der einzelnen Züge des ganzen Bildes; Donizetti hat indeß hierin bald zu wenig bald zu viel gethan. — Er wollte nicht weichlich wie ein Nachahmer Rossinis erscheinen; zur Aeußerung von Kraft aber, in der Bellini es ihm zuvorgethan, fehlen ihm die nöthigen Mittel, und so erscheint er als dramatischer Componist offenbar als eine Zwitternatur, die im Herkulen und Nachahmen die Stoffe zu ihrem, wie vorauszusetzen, nur ephemeren Leben suchen muß; in keiner Gestalt aber den Eindruck erreichen wird, den zu erreichen sie beabsichtigt. — Eins ist an Donizetti zu rühmen; eine gewisse Leichtigkeit, mit welcher er Fremdes und Eigenes zusammen zu reihen weiß, und daß er sich bei den mancherlei Reminiszenzen nicht sonderbar geberdet, um diese mit den furchtbarsten Tonmassen und gewaltsam hervorgezogenen Originalsätzen zuzudecken, ist ein Vorzug, den er vor vielen andern neuern Componisten voraus hat. — Die in dieser Oper vorkommenden Reminiszenzen sind großtentheils Bellinis Werken entnommen. Auf diese Weise giebt nun Donizetti auch manche angenehme Melodie; charakteristisch schön aber und bestimmt im Ausdrucke ist keine. Seine Instrumentation ist nicht grade überladen, aber doch noch viel zu voll und figurenreich, um den Vocalparthien nicht zu schaden. Daß Donizetti in Folge dieser Oper zum Professor des Contrapunkts an dem Conservatorium zu Neapel ernannt worden, ist ein Zeichen, daß auch in jener berühmten Schule, aus der die großen Meister hervorgegangen, die in dem acht classischen Style so Vortreffliches leisteten, die neu-italienische Oberflächlichkeit sich eingenistet hat.

(Der Beschluß folgt.)

*) Gaetano Donizetti, Professor des Contrapunkts und der Composition am königl. Conservatorium zu Neapel, geb. 1796 in Bergamo (nicht wie es an andern Orten heißt 1793 in Rom.)

Unser talentvoller Tenorist, Herr Schäfer, ist von Cassel seiner Vaterstadt, wo er, da sein dortiger Aufenthalt diesmal zu kurz war, um sein Auftreten auf der Bühne zu bewerkstelligen, in einem Concerte sang, welchem Ihro Königl. Hoheit die Frau Kurfürstin beizuwohnen geruhten, wieder zu uns zurückgekehrt und am Sonntag den 26sten dieses als Don Octavio im Don Juan zuerst wieder aufgetreten. Der wackere Sänger, welcher zu dieser Parthie ganz Vorzügliches leistete, wurde von der Versammlung auf das Herzlichste begrüßt und nach der großen Arie im dritten Akte, die er voetrefflich vortrug, stürmisch und einstimmig hervorgerufen.

Musikalisches.

Jedem Musikfreunde wird es höchst erfreulich seyn zu erfahren, daß der Meister Bernhard Romberg, den Bitten seiner vielen Freunde nachgebend, den Entschluß gefaßt hat, sich einmal wieder in einem von ihm veranstalteten großen Vocal- und Instrumental-Concerte hören zu lassen. Dasselbe wird am Sonnabend den 15ten April im Apollosaale stattfinden, und bedarf diese musikalische Abendunterhaltung gewiß weiter keiner Empfehlung, da der Name des herrlichen Meisters, dem Gallieus Hauptstadt längst das Prädikat „Kaiser des Violoncells" ertheilte, vollkommen hinreicht, dem was er den Kunstfreunden darbieten wird, einen recht zahlreichen Zuspruch zu verschaffen. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 3ten April: „Die Verwandtschaften," Lustspiel in 5 Aufzügen von Kotzebue.

Herr Brüning, vom königl. Theater zu Dresden: Anton, als Debütrolle.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 41 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Lied an die Geliebte.

(Nach V. Hugo.)

Singst Du Abends süße Lieder,
Liebchen, mir im Arm,
Giebt mein Herz Dir Antwort wieder,
Leise, liebewarm.
Jene Zeiten sich beleben,
Da ich glücklich war . . . .
Singe nur, mein süßes Leben,
Singe immerdar!

Lachst Du, spielet auf der Wange
Liebe Dir und Scherz;
Nimmer schleicht die giftige Schlange
Argwohn in mein Herz.
Wer dem Scherze noch ergeben,
Ist der Falschheit baar . . . .
Lache nur, mein süßes Leben,
Lache immerdar!

Wenn Du sanft, im nächtigen Düster
Schlummerst, schuldlos schön,
Lausch ich Deines Traum's Geflüster,
Deines Athems Weh'n.
Leichte Hüllen nur umschweben
Deiner Reize Schaar . . . .
Schlummre nur, mein süßes Leben,
Schlummre immerdar!

Spendest Du mir Liebesworte,
Freudig glaub' ich Dir;
Seh' des Himmels gold'ne Pforte
Offen über mir.
Blickst Du zärtlich, fleh' mein Beben,
Holdes Augenpaar . . . .
Liebe nur, mein süßes Leben,
Liebe immerdar!

Diese Worte, sie umfassen
So mein ganzes Seyn.
Alle Schätze will ich lassen,
Nicht die Liebe Dein.

Alles was uns glücklich machen,
Was bezaubern kann . . . .
Ist Gesang und fröhlich Lachen,
Schlummer, Liebeswahn!

Constantin von Uslar.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Die so eben stattgehabte Unterredung lenkte übrigens wie natürlich Philipps Aufmerksamkeit auf die Reliquie, und er trat zu der Leiche seiner Mutter, um das Kleinod zu sich zu nehmen. Er zog die Vorhänge bei Seite, suchte nach, die Reliquie war verschwunden. „Himmel, sie ist fort, fort!“ rief der Jüngling im höchsten Zorne. „Die Nachbarinnen sind schuldlos, der Dieb ist kein Anderer als der elende Poots. Aber ich will das Kleinod zurückhaben, und wenn er es verschluckt hätte — und wenn ich ihm Glied für Glied vom Körper lösen sollte.“

Philipp flog die Stiege hinab, stürzte aus dem Hause und eilte ohne Rock und Hut der einsam gelegenen Wohnung des Doctors zu. Die Nachbaren sahen ihn, als er rasch wie der Wind an ihnen vorüberfuhr, sie staunten und schüttelten die Köpfe. Mynheer Poots hatte noch nicht den halben Weg zu seiner Wohnung zurückgelegt, denn er hatte sich im Sprunge von der Treppe den Fuß beschädigt. Ahnend was erfolgen könne, falls sein Diebstahl entdeckt werden würde, hatte er oft hinter sich geblickt, und mit Entsetzen gewahrte er jetzt Philipp, welcher seine Spur verfolgte. Vor Angst fast außer sich, wußte er kaum was er beginnen sollte; seine Schritte zu hemmen und das Gestohlene zurückzugeben, war sein erster Gedanke, aber die Furcht vor Wandendeckens Heftigkeit ließ ihn diesen Vorsatz wieder aufgeben, und so beschloß er seine Eile zu verdoppeln, um seine Wohnung zu erreichen und sich dort gewissermaßen zu verschanzen, wo er denn bessere Bedingungen zu erlangen hoffte.

Er beeilte sich demnach so sehr er konnte; seine dünnen Beine trugen ihn rasch über die Flur dahin. Aber Philipp, den die Flucht des Doctors völlig überzeugte, daß er der Verbrecher sey, verdoppelte seine Schnelligkeit und hatt' das Wild welches er jagte, bald erreicht. — Als er kaum noch hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt war, vernahm Mynheer Poots hinter sich den Schall von Philipps Schritten und Todesangst erfaßte ihn.

Immer näher und näher kam der Verfolger, so daß er endlich sogar dessen Athemzüge vernahm. Nur noch einige Schritte weit war Philipp hinter ihm und schon streckte er die Hand aus, ihn zu erfaßen, als Poots endlich von Schrecken überwältigt zu Boden sank, so daß sein Verfolger, der seinen Lauf nicht so plötzlich hemmen konnte, über ihn hinstürzte. — Dieß rettete den Doctor, denn noch bevor Philipp sich wieder aufraffen konnte, war er auf den Beinen und in sein Haus geeilt, dessen Thür er schnell hinter sich verriegelte.

Philipp war indeß fest entschlossen, wieder zu dem Besitz seines wichtigen Schatzes zu gelangen, und wild blickte er um sich nach Mitteln, sich den Eingang in das Haus zu verschaffen. Aber da die Wohnung des Doctors einsam gelegen war, so hatte er alle mögliche Anstalten getroffen, um sich gegen Einbruch zu schützen. Die Fenster unten waren fest vergittert und mit Laden versehen, während die im oberen Stockwerke zu hoch waren, um durch dieselben hineingelangen zu können.

Wir müssen hier bemerken, daß Mynheer Poots zwar als ein geschickter Arzt, aber auch als ein hartherziger, gefühlloser Geizhals allgemein bekannt war; niemand durfte seine Schwelle betreten, auch fühlte sich niemand geneigt dazu. Er war eben so isolirt von anderen Menschen als sein Haus von anderen Wohnungen, man sah ihn nur in den Gemächern der Krankheit und des Todes. Worin seine häusliche Einrichtung bestand, wußte niemand. Als er sein jetziges Haus zuerst bezog, pflegte ein altes gebrechliches Weib die Bestellungen anzunehmen, welche ihm als Arzt überbracht wurden; diese Alte aber ruhte seit einiger Zeit im Grabe, und seitdem nahm Mynheer Poots entweder die Aufträge selbst an, wenn er zu Hause war, oder das Klopfen der Besteller an der Thür, blieb, wenn er nicht zu Hause war, gänzlich unbeantwortet. Man glaubte daher allgemein, daß der alte Mann ganz allein wohne, weil er zu geizig sey, irgend eine Bedienung zu bezahlen. Philipp war ebenfalls dieser Meinung; und sobald er also seinen Athem wiedergewonnen hatte, sann er über einen Plan nach, nicht nur das ihm gestohlene Eigenthum wieder zu erlangen, sondern auch an dem Diebe Rache zu nehmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über München.

(Fortsetzung.)

Die königliche Gallerie, die jetzt in München und Schleißheim, hat viele und gute Gemälde. Sir Josua Reynolds sagte einmal, man könne über Rubens nicht urtheilen, wenn man nicht seine Werke in Antwerpen und Düsseldorf studiert habe. Das erkannte ich an, als ich seine Bilder hier sah, die meistens von Düsseldorf herüber kamen. Der Sinn für den kühnen Mahler ging mir in Antwerpen auf, wo ich in der Mahleracademie ein Bild von ihm sah, die heilige Theresia, die vor Christus kniet, und für die Seelen im Fegefeuer bittet. Die Anordnung ist sehr einfach, im obern Theil des Bildes ist der Heiland und die heilige Nonne. Unten hat der Mahler statt der vielen gequälten Seelen und Flammen, und Teufel mit Ofengabeln, blos einige Köpfe, wie von unten sich erhe-

bend, erblicken lassen. Adam, Eva, Maria Magdalena, sind kenntlich. Welcher Ausdruck in diesen Geschlechtern! Aus Adams Zügen spricht das tiefste Elend, trostloser ewiger Jammer aus den der Eva, sie verbirgt das Gesicht in ihrem Haar; in Magdalenen ist die Betrübniß mit dringendem Anflehen und Hoffnung gemischt, während ein Engel mitleidig die Hand nach ihr ausstreckt, als wolle er ihr helfen aufzustehen. Auch er richtet den flehenden Blick nach oben, zu dem Erlöser.

In der Münchner Gallerie befinden sich 88 Gemälde von Rubens, von denen einige zu seinen vortrefflichsten Leistungen gehören, z. B. das leuchtende Bild, Castor und Pollux, welche die Töchter des Leucippus entführen, voll eines reichen Lebens, voller Bewegung, den Sturz von Sanneharibs Heer, Rubens und seine erste Frau, in Lebensgröße, in einem Garten sitzend, das wundervolle Bild der Amazonen-Schlacht, die Begegnung Jacobs und Labans, das große Familienbild des Grafen von Arundel und seiner Gemahlin, mit dem Zwerg Robin, den Skizzen zu den Scenen aus dem Leben der Maria Medicis. — Seine Gruppe von Knaben mit Früchten und Blumen, stellt die reichste lieblichste Farbenharmonie auf, die es nur für das Auge geben kann, in dem erstaunenswürdigen Bild der herabgeschleuderten Engel, ist eine unendliche Mannigfaltigkeit der Form, Stellung und des Ausdrucks sichtbar, man bedürfte eines ganzen Tages, um es durch zu studieren.

Man kann mit einem Mißfallen an Rubens anfangen, wie es mir selbst begegnete, und doch damit endigen, ihn zu bewundern. Es ist wahr, daß er meistens üppig, oft roh und sinnlich. — Seine Bachanalien sind nicht wie Poussinische, die classische Sinnlichkeit der Götter, sondern der trunkne Jubel der Thiere, das Erhabene in der Bestialität, noch empörender durch den Glanz, den ausschweifenden Ueberfluß der Farbe. Das Physische triumphirt in allen seinen Gemälden, bis zur Wildheit getrieben. Sein Kindermord befleckt meine Einbildungskraft, gewiß ist das nicht der Beruf der Kunst.

Bei alledem ist er der Titan der Mahlerei, er hat für seine irrdischen Gebilde Licht und Feuer vom Himmel geholt, sie zu beleben.

Rubens war ein Mahler, wie Dryden ein Dichter, in ihren Frauen ist eine ungesittete plumpe Thierheit, so wie in den Männern die Thierheit denkend und thätig ist. — Der eine taucht seinen Pinsel, der andre seine Feder in Sonnenstrahlen und Donnerwolken, und vergreift sich furchtlos an Gegenständen, denen kein anderer ohne Zittern sich zu nähern wagt. In beiden sehen wir die seltsamste Verbindung der gewöhnlichsten gemeinsten Wirklichkeit, mit den prächtigsten Färbungen der Poesie, den luftigsten Gestalten der Einbildung. Beide hatten dieselben Neigung für Allegorie und handhabten sie mit gleichem Erfolg. Beide haben ein reiches Erfindungsvermögen, und mit dieser wunderbaren Fruchtbarkeit, die gleiche wunderbare Leichtigkeit der Ausführung, Wahrheit; und Größe und männliche Kraft, verbindet sich mit Ungeschmack und Gemeinheit. Beide waren nicht die Lieblinge der Frauen und können es nicht seyn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wunderbare Schicksalserfüllung.

(Fortsetzung.)

Seine Verdienste als Offizier und Seemann, waren oft der Gegenstand des Gespräches, und man erschöpfte sich vielsach in eitlen Muthmaßungen über seine Geburt und seine Familie. Eines Abends, als sie sich zwar noch auf dem Meere, jedoch schon im Angesicht der Küste befanden und auf günstigen Wind warteten, um auf das Land zuzusteuern, fragte einer der Gefährten Mortimers, mit dem jener in der Kajüte saß und trank, wie er es früher schon oft gethan. „Wer, zum Henker! mag dieser Capitain Redwood seyn?“

„Bei meiner Ehre! jetzt kann ich Euch sagen, wer er ist,“ entgegnete Mortimer. „Ich habe ihn erst heute so recht genau betrachtet; es ist ein Bursche, der in meines Vaters Hause erzogen worden und Reißaus nahm, weil man ihn im Verdacht hatte, einige Juwelen der Lady Margaretha stibitzt zu haben.“

„Wirklich! Ist das möglich? Hat er die Diamanten gestohlen?“ fragten die Offiziere durcheinander. Mortimer aber gab keine Antwort — denn plötzlich that sich die seinem Sitze gegenüber befindliche Thür auf, und er gewahrte ein flammendes Augenpaar und eine drohend gegen ihn geballte Faust, welche aber eben so schnell wieder verschwanden, als sie sich seinen Blicken gezeigt hatten. — Die Offiziere schauten sich einander verlegen an; Mortimer suchte dem was er gesagt eine andere Wendung zu geben, Niemand aber hörte auf ihn — und schon nach einigen Augenblicken suchte ein jeder seine Hängematte.

Gegen zwei Uhr Morgens warf der Seefalke die Anker aus und auf denselben schien alles ruhig. — Da aber blitzte plötzlich ein Lichtschimmer durch die Cajütenthür des jungen Mortimer und Redwood stand vor ihm. Es war jetzt nicht mehr der Capitain des Seefalken, sondern der Philipp Redwood aus früherer Zeit, finster und furchtbar, wie er sich schon früher in den Augenblicken des Zorns gezeigt. Mortimer fühlte, daß er einen Vorwurf verdiente, und stammelte eine Art von Entschuldigung hervor, indem er versicherte, er sey berauscht gewesen. Aber Redwood entgegnete: „Ich verlange keine Entschuldigung, Herr Mortimer, stehn Sie auf und folgen Sie mir, wenn Sie anders“ — dieß fügte er zögernd hinzu, „der Ehre dessen vertrauen, den Sie geschmäht haben.“

Georg Mortimer kleidete sich schnell an und folgte dem Capitain auf das Verdeck. — Sie stiegen die Schiffstreppe hinab, und nahmen Platz in einem Boote, welches schon

bereit lag. „Aus Ufer,“ gehet der Capitain den Ruderern, und nach wenigen Augenblicken befanden sich die beiden Jugendgespielen am Lande, an einer einsamen, menschenleeren Stelle.

(Der Beschluß folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, Ende März.

Stadt-Theater.

«Anna Bolena.» (Beschluß.)

Die Ouverture ist unbedeutend und ohne Charakter; auch die Introduction ist nur matt gehalten. — Die Romanze des Smeton (Mad. Christiany) hat eine angenehme Melodie, aber die Kraft der Sängerin reichte hier wohl nicht ganz aus. — Recitativ und Duett, Johanna Seymour und der König (Dlle. Unald und Herr Wolterecк) hat einige gelungene Stellen, wohin wir vorzüglich den Schluß zählen. In dem gleich darauf folgenden Duett zwischen Percy und Rochefort (Mad. Walcker und Herr Uetz) ist besonders die Parthie des Percy hervorgehoben und von großer Wirkung, die noch bedeutender seyn wird, wenn diese Parthie erst von der klangvollen Tenorstimme des Herrn Wurda vorgetragen werden wird; denn so brav Madame Walcker ihren part auch behandelt, die ursprüngliche Tonlage geht doch verloren. — Ein Quintett schließt den ersten Act, worin gleichfalls die schönsten Stellen aus Reminiscenzen bestehen.

Der zweite Act beginnt mit Recitativ und Cavatine des Smeton, die von Mad. Christiany recht gut gesungen wurde. — Das Duett, Anna und Percy (Mad. Diehl und Walcker) wurde brav executirt; und müssen wir der Mad. Diehl das Zeugniß geben, daß sie, obgleich die Parthie der Anna eine Sängerin von bedeutender physischer Kraft verlangt, sehr vielen Fleiß darauf verwendet hatte. — Das Finale hat wieder einige recht gelungene Stellen, in der Parthie des Königs und der Anna.

Der dritte Act beginnt mit einem Chor der Damen, hier kann man aber mit Recht sagen, mit Musik von Bellini, denn Donizetti hat wenig Antheil daran. — Das Duett, Anna und Johanna, ist die beste und wirkungsvollste Piece der Oper und wurde von Mad. Diehl und Dlle. Unald ausgezeichnet durchgeführt. — Auch das Terzett (Anna, Percy und der König) wurde von den Damen Diehl und Walcker und Herrn Wolterecк recht gut gesungen. Die Scene zwischen dem König und der Johanna bietet gleichfalls noch manches Gelungene dar, doch treten alte Bekannte uns zu oft entgegen. — In dem Finale ist das Gebet der Anna von guter Wirkung. — Daß man die Festes klange zu der Krönung der neuen Geliebten Heinrichs hört, während Anna noch mit dem Tode ringt, macht einen unangenehmen Eindruck und ist überdrein ein geschichtlicher Schnitzer, denn Heinrich vermählte sich erst am folgenden Tage, nach dem Tode der Anna Bolena, mit deren Gesellschaftsdame, Johanna Seymour. — Die Chöre waren recht brav, auch das Orchester lobenswerth. — Gerufen wurden: Dlle. Unald, Mad. Walcker und am Schlusse Mad. Diehl. — Die Aufnahme dieser Oper war im Ganzen sehr lau.

Am 30sten dieses trat der bisherige Mitdirector unserer Bühne, Herr Lebrün, in «Richards Wanderleben,» einem stets gernegesehenen Lustspiele, leider zum letzten Male vor uns auf. Die lange Zeit, während welcher der treffliche Künstler eine der vorzüglichsten Zierden unserer Bühne war, macht es unnöthig, sein Lob in diesen Zeilen noch weiter auszuführen. Herr Lebrün ist noch aus der schönen Zeit, in welcher Hamburgs Bühne noch Schule und Muster für die Bühnen andrer Städte war. Er hat sich von jeher die Liebe und den Beifall des Publikums zu erhalten gewußt, und noch an diesem letzten, für uns so wehmüthigen Abende, einen ehrenden Beweis dieser Zuneigung erhalten. Schon bei seinem ersten Auftreten empfing ihn ein stürmischer Beifall, und sein Abschied wurde von einem dreifachen Lebehoch begleitet. Der Lohn des Künstlers besteht ja in dieser augenblicklichen Anerkennung, in der das Urtheil über die ganze Vergangenheit seines Strebens liegt. Die Ruhe, in welcher der verdienstvolle Künstler späterhin seine Tage zu verleben gedenkt, wird durch die Erinnerung an vergangene Triumphe und auch an diesen letzten versüßt werden, wir wünschen ihm einen langen glücklichen Genuß derselben!

D. R.

Unsere Bühne hat nicht bloß durch den Abgang des Herrn Lebrün einen bedeutenden Verlust erlitten, sondern wir müssen leider berichten, daß auch der treffliche Jost sich veranlaßt gesehen hat, von dem hiesigen Theater zu scheiden, für den Augenblick ein unersetzlicher Verlust! Jost und Lebrun waren unbestreitbar zwei der hauptsächlichsten Stützen unsers redenden Dramas, welches wahrlich nunmehr auf recht schwankenden Füßen steht. Es ist indeß zu hoffen, daß die neue Direction bemüht seyn wird, für würdige Stellvertreter zu sorgen.

Musikalisches.

Wir machen die Freunde der Tonkunst aufmerksam auf das Concert, welches die rühmlichst bekannte Clara Wieck, am Sonnabend den 8ten dieses, im Apollo-Saal geben wird. Was diese junge ausgezeichnete Virtuosin auf ihrem Instrumente zu leisten vermag, ist bei uns noch in zu guten Andenken und zu allgemein anerkannt, als daß wir zur Empfehlung dieser musikalischen Abendunterhaltung noch etwas hinzuzufügen brauchten.

D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 5. April: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 42 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Mitternachtsmesse

in der

Sixtinischen Capelle. *)

Am 24sten December begaben wir uns um 7 Uhr Abends in die Sixtinische Capelle, wo wir eine ungemein freundliche Aufnahme fanden, und von einem Beamten empfangen wurden, welcher uns zu den Sitzen führte, wo die Chefs der religiösen Orden Platz nehmen, wenn sie die Sixtinische Capelle besuchen. Es war jetzt keiner von ihnen anwesend, statt ihrer aber hatten sich eine Menge Engländer eingefunden; denn hier trifft man überall auf Engländer, welche rücksichtslos laut lachen, alles verspotten, sich über alles aufhalten, kurz sich so betragen, als befänden sie sich in einem von ihnen eroberten Lande. — Noch waren zugegen: ein russischer Fürst in einem gestickten Kleide, ein Gesandschaftssecretair eines nordischen Hofes, einige französische Künstler, zwei schmutzige Kapuziner, drei bis vier Abbees und mehrere junge Leute aus verschiedenen Ländern, welche, trotz der Heiligkeit des Orts, von Bällen, Schauspielen und schönen Frauen mit einander plauderten.

Unsere Damen waren weniger glücklich als wir. Man führte sie hinter ein Gitter, welches ihnen keineswegs angenehm war. Dieses Gitter theilt die Sixtinische Capelle in zwei Hälften, so daß sich auf der Seite des Altars ein ziemlich großer Raum befindet. — Im unteren Theile rechts stehen Bänke mit grünem Tuche bedeckt, für die Frauen, denen der Zutritt in das Chor ein für allemal untersagt ist. Einem alten Gebrauche zufolge dürfen die Frauen nur mit einem schwarzen Schleier und in einer Kleidung von derselben Farbe die Capelle betreten; jetzt verfährt man nicht mehr so strenge, das schwarze Kleid ist nicht mehr durchaus nothwendig, der schwarze Schleier aber wird, wie man uns versicherte, noch immer verlangt; auch hatten sich unsere Damen damit versehen. Sie überzeugten sich indeß bald, daß dieß nicht nothwendig gewesen wäre, denn mehrere ihrer Nachbarinnen trugen weiße oder grüne Schleier, oder auch gar keine.

Die Musiker des Pabstes erfreuen sich eines großen Rufes, ich weiß wahrlich nicht, warum. Ich war nicht wenig begierig, die berühmten Musici mit den kleinen Mädchenstimmen zu hören, welche für den sogenannten Engelchor der päbstlichen

*) Aus dem neuen interessanten Werke: Voyage de Paris a Naples, par A. Jal.

Capelle gebildet werden. Die Gelegenheit bot sich mir jetzt dar und ich weiß nunmehr, woran ich damit bin. Die Stimmen der Castraten gefielen mir eben so wenig als die seltsamen Töne der Harmonika, die einen nur geringen Reiz für mich besitzen. Außer dem Anfange des Chors, welcher recht hübsch klang, hörte ich nichts besonderes. Wenn man die schöne Musik vernommen hat, welche zu Paris executirt wird, kann man der in der Sixtinischen Capelle keinen Geschmack abgewinnen. — Uebrigens waren keine Instrumente da, um die Stimmen zu begleiten. Ein junger französischer Geistlicher, der mir mit den im Vatikan herrschenden Gebräuchen sehr bekannt schien, sagte mir, daß wenn der Pabst selbst die Messe hält, nie Instrumentalmusik stattfinde.

Was die Musikstücke anbetrifft, die zur Feyer des heutigen Tages ausgeführt wurden, so werde ich mich, nach dem was mir mein Abbee in dieser Rücksicht mittheilte, wol hüten meine Meinung auszusprechen. Dieser Geistliche erzählte mir mit vieler Zuversicht, daß einige der heutigen hier executirten Piecen schon in dem Tempel Salomos gesungen, und daß andere von dem heiligen Ambrosius selbst componirt worden. Ich habe einen gewaltigen Respect vor dem heiligen Ambrosius und dem Könige Salomo, und ich schweige deßhalb über ihre musikalischen Verdienste und über den Eindruck, den diese Werke auf mich hervorbrachten.

Ein Cardinal, von mehreren Geistlichen umgeben, stand vor dem Altar und präsidirte bei der heiligen Handlung. Zehn andere Cardinäle, in Mänteln die mit Hermelin besetzt waren, hatten auf einer Bank links in der Capelle neben dem päbstlichen Throne ihre Plätze eingenommen. Unter ihnen befand sich auch Lambruchini, die Farbe seines Gewandes spielte etwas ins Röthliche, und unterschied sich dadurch von den Uebrigen; auch war es aus Wolle gefertigt, statt daß die Gewänder seiner Collegen aus Seide bestanden. Das kam daher weil er ein Mönch ist, und die Cardinäle, die irgend einem klösterlichen Orden angehören, sich als Zeichen der Demuth stets in Wolle kleiden.

Etwas höher über den Cardinälen, sah ich wie die Schleppenträger Ihrer Eminenzen ihre Plätze einnahmen. Diese armen Teufel sind größtentheils Priester und eigentlich nur Bediente, auf welche nicht die geringste Rücksicht genommen wird. Wenn der Cardinal daher schreitet, folgt der Schleppenträger dicht hinter ihm, die Schleppe seines Mantels in seinem Arme tragend; setzt sich die Eminenz, ordnet der Schleppenträger den Mantel um sie, worauf er dem Cardinal das Barret abnimmt und es auf seinem Schooße aufbewahrt. Wenn der Cardinal fährt, befinden sich sein Almosenier und sein Secretair oft bei ihm in dem Wagen; der Schleppenträger aber darf nur in einem zweiten Wagen folgen.

Eine Menge von Geistlichen in rothen Gewändern, einige Canonici von St. Peter, in ihren mit weißem Pelzwerk verbrämten Roben, die Noble-Garde des Pabstes und die Schweizer des Vaticans en grand costume, bildeten den übrigen

Theil der Versammlung, die bei dem Anfange der heiligen Handlung zugegen waren.

Gegen 10 Uhr als die Messe eben beginnen sollte, langte der Pabst mit seinem Gefolge an. Geistliche, welche die Attribute seiner Würde trugen, schritten vor ihm her. Der Träger des Kreuzes nahm sogleich seinen Platz links neben dem Throne ein, der, welcher den Hut trug, stellte sich rechts. Der Hirtenstab ist aus gediegenem Golde verfertigt, der Hut zum Theil aus Sammet, reich mit Gold gestickt. — Endlich erschien der Pabst, das Haupt mit der goldenen Mitra geschmückt; von seinen Schultern hing ein breiter und langer Mantel von weißer Seide, reich mit Gold und Silber gestickt, herab. Eine zahllose Menge von Geistlichen schritten theils vor ihm her, theils neben oder hinter ihm, und trugen die Schleppen und die Seiten seines Mantels, und Gott weiß, was sonst noch Alles. —

Nach einem kurzen Gebete vor dem Altare, nahm Gregor der XVI. seinem Platz auf dem mit Silberstoff überzogenen Throne ein. Die zum heiligen Sitze führenden Stufen blieben seinetwegen leer; die päbstlichen Beamten nahmen Platz darauf, indem sie dem heiligen Vater den Rücken zuwandten; gleichwie während der Handlung, die der Messe voranging, der dienstthuende Cardinal-Bischof und die ihm Beistand leistenden Priester, dem Altar den Rücken zugekehrt hatten. Dieser Gebrauch, so ganz ohne Facon, den Heiland am Kreuze und seinen Stellvertreter auf Erden zu behandeln, setzte mich in Erstaunen.

Die Feier der Messe selbst bot nichts bemerkenswerthes dar; ich hatte mir von der Pracht des römischen Ritus einen ganz andern Begriff gemacht! Der sogenannte Ehrencardinal empfing von dem vor dem Altar dienstthuenden Cardinal, einen Kuß, den er der Hand des Pabstes überbrachte, welcher ihn der Bank der Cardinäle sandte; der Erste gab den Kuß dem Zweiten, und somit ging es fort bis zum Letzten.

Hiemit endete eine Feierlichkeit, von der ich mir weit mehr versprochen hatte, und deren letzter Theil, ich meine den Kuß, den die ehrwürdigen Herrn Cardinäle unter sich circuliren ließen, mir ein Lächeln entlockte, das ich nicht zu unterdrücken vermochte.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Die Thür war stark und so fest verwahrt, daß Philipp kein Mittel sah, sie zu sprengen. Einige Minuten sann er nach; während dieser Zeit legte sich in etwas seine Heftigkeit und er fand, daß er schon zufrieden seyn würde, wenn er sein Rachegefühl opfernd, nur die Reliquie wieder bekomme. Er rief demnach mit lauter Stimme: „Ich weiß daß Ihr mich

hören könnt, Mynheer Poots; gebt mir zurück, was Ihr mir geraubt habt und ich will Euch kein Leids zufügen. Wollt Ihr das aber nicht, so sollt Ihr es mit Eurem Leben büßen. Ich weiche nicht von der Stelle."

Diese Rede ward von Mynheer Poots allerdings ganz deutlich vernommen; der kleine Geizhals aber hatte sich von seiner Furcht erholt, und da er sich jetzt in Sicherheit wußte, konnte er sich nicht entschließen, das Geraubte gutwillig wieder zurückzugeben; er gab also keine Antwort, hoffend daß Philipps Geduld sich erschöpfen und daß er endlich, indem er einige Gulden opferte, im Besitz der Reliquie bleiben würde, die er um einen hohen Preis zu verkaufen gedachte.

Da Philipp durchaus keine Antwort erhielt, gerieth er in Zorn, und beschloß zu Maßregeln zu greifen, die seiner Meinung nach nicht fehlschlagen konnten. — Nicht fern von dem Hause lag trockenes Holz aufgehäuft, und in seiner an Wuth gränzenden Aufregung beschloß der Jüngling, mittelst desselben das Haus anzuzünden, und so, wenn er auch das Kleinod nicht wieder erlangte, doch wenigstens furchtbare Rache zu nehmen.

Er trug Stroh, Spähne und Holz herbei, und häufte es vor der Hausthür auf, bis diese ganz bedeckt war. — Dann schlug er Feuer mit dem Feuerzeuge, welches jeder Holländer stets in der Tasche trägt, und zündete das Stroh und die Spähne an. Die Rauchsäule wirbelte hoch hinauf bis an das Dach, während die Flammen unten zu züngeln begannen. Die Thür ward von dem Feuer ergriffen und Philipp jubelte laut über den glücklichen Fortgang seines Unternehmens.

„Jetzt elender Räuber der Todten — armseeliger Dieb, jetzt sollst Du meine Rache fühlen!" schrie Philipp, so laut er konnte, „bleibst Du im Hause, so verzehrt Dich die Gluth — kommst Du heraus stirbst Du von meiner Hand. Versteht Ihr mich, Mynheer Poots? — Versteht Ihr mich!"

Kaum waren diese Worte den Lippen des Jünglings entflogen, als plötzlich das, von der Hausthür am weitesten entfernte Fenster des oberen Stockwerks aufgestoßen wurde.

„Da ha! jetzt kommt Ihr und wollt unterhandeln, ich aber will von nichts hören," hohnlachte Philipp — hier aber hielt er schnell inne, denn er gewahrte am Fenster ein Etwas, das er für eine Erscheinung hielt. Statt der garstigen Gestalt des kleinen Geizhalses, erblickte er die himmlischen Formen einer Jungfrau, schön und anmuthsvoll, wie sie die Natur nur in ihren glücklichen Momenten zu schaffen vermag: ein engelgleiches Mädchen von ungefähr 16 bis 17 Jahren, das trotz aller Gefahr, von dem es bedroht wurde, vollkommen ruhig schien. Ihr langes schwarzes Lockenhaar umwallte das reizendste Köpfchen, ihre Augen waren groß und dunkel, hatten aber einen ungemein sanften Ausdruck. Ihre Züge trugen ein in der That heiliges Gepräge, und als sie so dastand, ruhig und gefaßt, umwirbelt von Rauch und Flammen, hätte man glauben können, eine Märtyrin zu schauen.

„Was beginnst Du, wilder junger Mann? Warum sollen die Bewohner dieses Hauses durch Dich den Tod erleiden?" fragte sie mit großer Ruhe.

Einige Augenblicke lang blickte der Jüngling zu ihr hinauf, ohne daß er eine Antwort zu geben vermochte; dann erfaßte ihn der Gedanke, daß er im Begriff stehe, in seiner Rachsucht das lieblichste Geschöpf der Welt dem Tode zu weihen. Er dachte jetzt nur noch an die Gefahr, von welcher sie bedroht war, und schnell entschlossen, griff er in die brennenden Scheiten und schleuderte sie von dem Hause fort nach allen Seiten hin, so daß jetzt nichts mehr dem Gebäude schaden konnte als die vom Feuer erfaßte Hausthür, welche aber, da sie aus starken eichenen Planken bestand, noch nicht viel gelitten hatte; eifrig warf er Erde darauf, so daß sie schnell in einen nur noch rauchenden Zustand versetzt wurde. Während dieser thätigen Maßregeln Vandendeckens beobachtete das junge Mädchen ihn schweigend.

„Jetzt ist alle Gefahr vorbei, Jungfrau," sprach Philipp, „Der Himmel behüte mich, daß ich ein so kostbares Leben opfern sollte. Ich wollte nur an Mynheer Poots Rache nehmen." —

„Und welche Ursache zu einer so furchtbaren Rache kann Mynheer Poots Euch gegeben haben?" fragte die Jungfrau gelassen.

„Welche Ursache, Jungfrau? — Er kam in mein Haus — beraubte eine Todte — entriß der Leiche meiner Mutter eine unschätzbare Reliquie."

„Beraubt die Todten! — Unmöglich! — Ihr thut ihm Unrecht, junger Mann."

„Nicht doch, Jungfrau, nicht doch! — Ich sprach die Wahrheit. Und diese Reliquie, verzeiht mir, muß ich wiederhaben, ach, Ihr wißt nicht, wie viel daran hängt."

„So wartet, junger Mann," versetzte das Mädchen, „ich kehre sogleich zurück."

Philipp harrte einige Augenblicke lang in Gedanken und Bewunderung versenkt. Ein so holdes Geschöpf im Hause des Mynheer Poots! Wer konnte sie seyn?

Während er noch so nachsann, ward er aus seinen Träumereien durch die Silberstimme der Jungfrau geweckt, die sich wieder am Fenster zeigte und in ihrem schneeweißen Händchen das schwarze Band hielt, woran die oft erwähnte Reliquie befestigt war.

„Hier junger Mann, ist was Ihr begehrt," sprach sie, „es schmerzt mich, daß mein Vater eine That beging, welche wol geeignet war, Euer Rachegefühl hervorzurufen. Da habt Ihr Euer Eigenthum zurück und nun begebt Euch hinweg." Mit diesen Worten ließ sie das Kleinod vom Fenster herabfallen.

(Die Fortsetzung folgt.

Wunderbare Schicksalserfüllung.

(Beschluß.)

„Hier, nahm jetzt Redwood das Wort,“ „hier an dieser Stelle ward ich geboren. Hier ward prophezeiht, daß mein sieben und zwanzigstes Jahr mir unheilbringend seyn würde, und ich werde also wahrscheinlich diese Stätte nicht wieder verlassen. Es war eine Nacht wie die gegenwärtige, als ich hier war, hilf- und freundlos, wild aufgewachsen wie alles rund um mich her. Ich ward in Ihres Vaters Haus geführt und ward dort mit Wohlthaten überhäuft. Meine Schuld dafür habe ich abgetragen, indem ich Ihrer schonte und für das von Ihnen gesprochene Lügenwort keine Genugthuung forderte. — Ich warf mich aufs Neue in die weite Welt, wie früher ohne Namen, ohne Freund, neuerdings schwang ich mich empor, da drängten Sie sich zum zweitenmal in meinen Weg! Sie haben meine Ehre an einem Orte geschändet, an welchem man mir bisher nur Ehrerbietung und Unterwerfung zollte. — Sie haben mich am Bord meines eigenen Schiffes beschimpft — eine Verläumdung ausgesprochen, welche vielleicht auch von denen gehört worden, die mir unbedingte Achtung und Gehorsam schulden. — In jenem Augenblick hätte ich Sie auf der Stelle tödten können! Jetzt aber bin ich ruhiger und ich biete Ihnen die Hand zur Versöhnung und zum Frieden, bevor ich Ihnen erkläre, wie diese unsre Zusammenkunft enden muß.“

Mortimer ergriff bereitwillig die ihm dargebotene Hand des Capitains und versicherte, daß er wünsche, seine Beleidigung auf irgend eine Weise wieder gut zu machen, welche ihn in der guten Meinung des Gekränkten wieder herstellen könne.

„In diesem Falle,“ versetzte Redwood in einem dumpfen aber entschlossenen Tone, indem er ein Paar Pistolen aus der Brusttasche hervorzog und sie seinem Gegner hinhielt, „wählen Sie und zielen Sie gut, denn fehlen Sie, wird meine Kugel Ihr Herz treffen. Erinnern Sie sich, daß ich Sie gewarnt habe — und jetzt zur Sache!“

Er drückte das Pistolenpaar in die Hand seines Gegners, warf Hut und Rock von sich und stand nun da mit übereinander geschlagenen Armen starr und regungslos, wie eine Statue. Mortimer wählte die Waffe, zählte die Schritte ab, nahm in der gehörigen Entfernung seine Stellung ein und — drückte ab. — Seine Kugel durchbohrte das Herz Redwoods, welcher auf derselben Stelle todt zu Boden sank, wo ihm vor 18 Jahren seine wahnsinnige Großmutter in ihrer Todesnacht jene Prophezeihung mitgetheilt hatte, die auf so schauderhafte Weise in Erfüllung gehen sollte.

Hugo.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

«Rubens in Madrid,» Original-Schauspiel in 5 Aufzügen von Charlotte Birch-Pfeiffer, eröffnete das neue Theaterjahr; von dem wir wohl berechtigt sind, viel des Interessanten und Zweckmäßigen zu erwarten, da der Ruf, der dem neuen Director, Herrn Mühling vorangeht, ihn als einen erfahrenen, thätigen und gewandten Bühnenvorsteher angekündigt hat. Wir bedauern daher um so mehr, daß die Wahl des Stücks für den ersten Abend nicht unbedingtes Lob verdient. Die Verfasserin, von der schon zahlreiche Uebertragungen, so wie auch eigne Compositionen nicht ohne Glück uns vorgeführt wurden, besitzt unleugbar dramatisches Talent und viel Vertrautheit mit theatralischem Effekt. — Und so konnen wir auch diesem neueren Originalschauspiele die Vorzüge nicht absprechen, die aus diesen Eigenschaften entspringen. Eine die Aufmerksamkeit spannende Intrigue, freilich ohne befriedigende Lösung, so wie manche interessante Situationen sind fast die einzigen Eigenschaften, die die Verfasserin vor manchen anderen dramat. Schriftstellern unserer Zeit auszeichnen; aber, was man stets bei ihr vermißt: Charakterzeichnung, innerer nothwendiger Zusammenhang und Charakter des Ganzen, dies ist zu unerläßlich wichtig, um durch jene Vorzüge auch nur im Geringsten entbehrlich gemacht zu werden. Diese Probe besteht kein Stück von dieser Verfasserin, wiewol wir fast das zur Beurtheilung vorliegende noch für eins der besten ihrer eignen Produkte zu erklären, nicht ganz ungeneigt waren. Poetischer Aufschwung fehlt zwar in allen, doch scheint es als ob die und da die Gedanken wie die Sprache wenigstens über die Schranken der ganz phantasielosen Alltäglichkeit sich gemagt hätten, man bemerkt dieß auch sogleich das Bleiern der Schwingen, das den Flug wieder zur Erde zieht. Die Aufnahme von Seiten des Publikums war lau und nicht unzweideutig, und wir sind der Meinung, daß «Rubens in Madrid» nur noch einigemale über die Bühne gehen und dann spurlos verschwinden werde, um so mehr, da die Darstellung nicht der Art war, um es für lägere Zeit zu halten. — Herr Ehringer gab die Rolle des Rubens, über deren ersteren Theil wir schweigend hinweggehen können, da sie ziemlich im Charakter einer gewöhnlichen Liebhaberrolle gefallen ist. bei der es Herr F. denn auch an Stoßseufzern und leidenschaftlichen Ergüssen nicht fehlen ließ. Erst dadurch, daß Rubens sich entschließt, um seine Dame zu malen, seinen alten Lehrer van Dort zu spielen, erhält die Rolle etwas originelleres Leben. Aus anderen Stücken z. B. dem Verschwender, ist uns hinlänglich bekannt, wie wenig glücklich Herr F. in dergleichen Travestissement sich zu bewegen weiß. Ein stärkerer Bart, eine etwas steifere Haltung des Körpers und ein trockenweises Herausstoßen der Rede, sind aber nicht hinreichend, um das zwar rustige aber hohe Alter zu verzeichnen. Außerdem schien uns das Costum unpassend gewählt, denn Rubens, der aus den Niederlanden, also aus einem feuchten und kühlen Clima kommt, erscheint in Spaniens Hauptstadt in Pelzstiefeln, Pelzmütze u. s. w. — Dlle. Enghaus (Donn Elena) schuf aus ihrer Rolle was sie konnte. — Herr Döring (Don Enrico) lieferte eine kräftige, bestimmte und richtige Zeichnung. Die Herren Raeder, Schaser, Gloy, Burmeister, Lenz, leisteten Gutes, jedoch sollte durchaus noch das prompte Zusammenspiel, Schließmüssen wir die so wenig geschmackvolle Ausstattung der Villa Rubens rügen, die von einem niederl. Maler sich am wenigsten erwarten ließe.

Sonnabend, den 10. April: „Die Schachmaschiene.“
Herr Brüning: Carl Ruf.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 43 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Euer Vater, Jungfrau, Euer Vater? Ist er wirklich Euer Vater?“ fragte Philipp, indem er über den Anblick des Mädchens vergaß, die Reliquie vom Boden aufzuheben.

Die Jungfrau wollte sich vom Fenster entfernen, ohne eine Antwort zu geben, Philipp aber bat: „Bleibt, Jungfrau, bleibt noch, bis ich für mein wildes Beginnen Eure Verzeihung erfleht habe. Ich schwöre bei dieser heiligen Reliquie,“ — er hob sie vom Boden auf und preßte sie an seine Lippen, „daß ich, hätte ich gewußt, daß irgend ein schuldloses Wesen in diesem Hause weile, die That nicht unternommen hätte, und daß ich mich jetzt innig freue, daß kein Schaden geschehn. Aber noch immer ist Gefahr vorhanden, Jungfrau; die Thür muß entriegelt und die glimmenden Stellen müssen gelöscht werden, sonst könnten sie sich aufs Neue entzünden. Fürchtet nichts für Euren Vater, Jungfrau, und hätte er mir auch tausendmal mehr Unrecht zugefügt, Ihr würdet jedes Haar auf seinem Haupte beschützen. Er kennt mich, und weiß, daß ich mein Wort halte. Gestattet mir also den Schaden wieder gut zu machen, den ich angerichtet, dann gehe ich sogleich hinweg.“

„Nimmermehr, traue ihm nicht,“ rief plötzlich die Stimme des Monheer Poots von innen.

„Doch, doch! ich traue ihm,“ versetzte die Tochter, „seine Dienste sind uns nothwendig. Was vermöchte ein schwaches Mädchen, mit ihrem noch schwächeren Vater in dieser gefährlichen Lage? Oeffnet daher die Thür, damit das Haus nicht gefährdet werde.“ — Darauf rief sie hinab zu Philipp gewandt: „Der Vater wird sogleich die Thür öffnen — und ich will Euch für Eure freundlichen Dienste danken. — Ich traue Eurem Versprechen.“

„Ich habe noch nie mein Wort gebrochen, Mädchen,“ erwiederte Philipp, „aber Euer Vater muß sich beeilen, die Flammen brechen wieder aus.“

Die Thür ward von der zitternden Hand des Monheer Poots geöffnet, welcher gleich darauf schnell die Treppe wieder hinaneilte. Daß Philipp die Wahrheit gesprochen hatte, lag am Tage. Viele Eimer Wasser war er genöthigt zu schöpfen und zu leeren, bevor das Feuer völlig gelöscht war. — Während seiner Arbeit zeigten sich weder Vater noch Tochter.

Als alles sicher gestellt war, schloß der Jüngling die Thür und schauete neuerdings zum Fenster hinauf, die reizende

Jungfrau erschien wieder in demselben und Philipp gab ihr jetzt die Versicherung, daß keine Gefahr mehr vorhanden sey.

„Ich danke Euch, junger Mann,“ versetzte sie, „ich danke Euch recht sehr! Ihr habt Euer übereiltes Betragen vollkommen wieder gut gemacht.“

„Versichert Euren Vater, Jungfrau, daß jedes feindselige Gefühl gegen ihn in meiner Seele völlig verschwunden ist, und daß ich in einigen Tagen zurückkehren werde, um meine Schuld abzutragen.“

Das Fenster schloß sich, und Philipp schauete noch einen Augenblick lang hinauf, dann schlug er langsam und gedankenvoll den Weg nach seiner Wohnung ein, weit angeregter als er hiehergeeilt war, wenn auch von einem ganz verschiedenartigen Gefühle erfaßt.

(Ende des ersten Abschnitts.)

Der zweite folgt nächstens, gleich nach dem Erscheinen des Englischen Originals.

G. L.

Einiges über München.

(Fortsetzung.)

In dem Genius von Rubens und Titian giebt es ebenfalls Aehnlichkeiten; die Verschiedenheiten gründen sich auf den Unterschied zwischen Flandern und Venedig. Beide waren Mahler von Fleisch und Blut, von Natur Dichter, durch Umstände Coloristen, durch Temperament und Erziehung großartige Geister, wissenschaftliche Männer, von feinster Lebensart, Liebhaber des Vergnügens und des Ruhms. Das größere Gefühlsvermögen, die Grazie, die Verfeinerung und die Erhebung in den Titianischen Schöpfungen, verdanken sie den poetischen und ritterlichen Geist seiner Zeit und seines Landes. Die Feinheit des Geschmacks in der damaligen Literatur, wirkte auch auf die bildenden Künste ein. Was die Färbung betrifft, so sehen wir in Rubens Gemälden das starke Tageslicht eines nordischen Himmelstriches, in den von Titian die brennenden Sonnenstrahlen eines südlichen Himmels, durch nothwendigen Schatten gedämpft, der erst die Gegenstände sichtbar macht. Rubens Gluth lebte in den Farben des Regenbogens, die Gluth von Titian badete sich in dem Abend-Himmel; der eine blendet, der zweite wärmt. Was kann unähnlicher seyn als die Helene Formann des einen, und la Mantò von Titian, und doch fesselt uns und entzückt uns nicht in beiden das ungetheilte Gefühl des Lebens, des selbstthümlichen Naturells? Titian verehre ich, seine Männer sind Gewalten, seine Frauen sind zur Liebe geschaffen. Welche Feinheit des Verstandes, gemischt mit Gefühl und Leidenschaft, ist nicht in seinen Köpfen! Und dagegen in denen des Rubens, welche Energie des Verstandes, welch mächtiges Leben! Aber welch ein wunderbar begabter Mensch war auch der Mann Rubens. Er sprach fließend sieben Sprachen, war in manchen Wissenschaften tief eingedrungen, einer der vollendetsten Diplomaten seiner Zeit. Ehe er des Morgens zur Palette griff, ließ er sich vorlesen, oder las selbst schöne Stellen aus alten Dichtern.

Wie Rubens, so tragen auch andere Mahler in ihre Bildnisse etwas von der eigenen Individualität über, so Velasquez ritterliches Wesen, großherzige Beschaulichkeit. — Welche tiefe Empfindung liegt im Giorgiom, in Guido eine aetherische Grazie, bei Vandyk begegnet man vornehme Anmuth und Stattlichkeit, bei Rembrandt selbstständige Originalität. Dieser Rembrandt, ist er nicht ein König des Schattenreichs? Wie ein alter Zauberer lebte er in düstrer Höhle und verschloß sich dem Himmelslicht, sein Dunkel mit alten hagern Geizhälsen, mit wunderlich gekleideten Magiern und Astrologen bevölkernd, und aus diesem Dunkel rief er zauberisch, Lichtfunken, Goldblitze hervor, und machte sichtbar, was bei jedem andern Auge als dem seinen, in ewige Schwärze getaucht schien. Je länger man seine Hintergründe betrachtet, je mehr man Gegenstände darauf wahrnimmt, sie gewinnen Form und Farbe, wir reiben uns die Augen, und zweifeln, ob das was wir sehen, das Verdienst des Mahlers, oder das unsrer Phantasie ist.

Von allen großen Mahlern ist Rembrandt vielleicht am wenigsten verstanden, um ihn ganz zu würdigen, muß man nicht allein sich Künstlerschaft und Kunstliebhaberei einbilden, man muß sie wirklich besitzen, und obendrein Dichtersinn. Was so gewöhnlich an Rembrandt geschätzt wird, ist ein bloses Uebereinkommen, eine Mode. Von den hier befindlichen Bildern von ihm ziehe ich Christus der im Tempel lehrt, und die Bildnisse des Mahler Flink und seiner Frau vor.

Vandyk ist hier in seiner ganzen Glorie, mit 39 Gemälden. So berühmt auch die schwarzgekleidete Frau des Bürgermeisters, so oft dies Portrait in Lebensgröße auch gestochen ist, kommt es dennoch nicht der unaussprechlichen Anmuth des Bildnisses in Devonshirehouse bei. Ausgezeichnet ist ferner der lieblich blickende Kopf, mit den goldnen Locken und der zarten Farbe, der Lady Maria Ruthven, des Künstlers Frau, die auf der Theorbe spielt.

Das vorzüglichste der Gallerieen in München und Schleißheim wird in Zukunft die Pinakothek bewahren, die in einem Hauptgebäude mit zwei Flügeln, von Backsteinen mit grünlichem Schimmer erbaut, worauf die Friese, Geländer und Architraen von einem marmor Gran, in Stein künstlich gearbeitet sind, schon von Außen eine gute Wirkung hervorbringt und dem Auge eben so wohlgefällig ist, als die Einrichtung dem Verstande.

Um das Dach lauft eine Balustrade von Stein, mit Colossalfiguren von berühmten Meistern. *) Ein öffentlicher Garten wird um das Gebäude angelegt, er wird schattige Gänge, Blumenbeete, Brunnen, Urnen und Statuen enthalten. Die Pinakothek

*) Die unvergleichlichen Modelle dazu im Kleinen, in Thon, sind in Schwanthalers Werkstatt zu sehen.

besteht aus einem Stock zur ebenen Erde, und in einem aufgesetzten Stockwerk, und wird in sich fassen: Eine etrurische Vasensammlung, Mosaiken, alte und neue von denen sich vortreffliche Exemplare hier befinden; Handzeichnungen, Kupferstiche, die hiesige Sammlung ist eine der reichsten in Europa — eine Bibliothek in Bezug auf die Künste, nebst den Oertlichkeiten für die Behörden, die Copisten und Leser, auch einen Reservesaal für künftige Bemerkungen.

In den 50 Fuß langen Empfangssaal sollen die Bildnisse in ganzer Figur und Lebensgröße der Stifter der Münchner Gallerie aufgehängt werden, des Pfalzgrafen Johann Wilhelm, des Kurfürsten Maximilian Emanuel von Baiern, des Herzogs Karl von Zweibrücken, des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Baiern, des Königs Maximilian Joseph und dessen Sohns Ludwig von Baiern. Die Decken und Friese sind künstlich und reich mit Sculpturen auf Goldgrund verziert, unter der Leitung des Bildhauers Mayer. Die Gallerie oder Loggia, welche an der Südseite des Gebäudes hinläuft, und von fünf und zwanzig hohen Bogenfenstern erleuchtet wird, öffnet sich den Fenstern gegenüber in zehn Thüren nach den eigentlichen Gemälden, so daß man gleich von außen in den einen und andern kommen kann, ohne die sämmtlichen Räume zu durchgehen. Die gewölbten Decken dieser Säle haben prächtige Arabesken, Bildnisse der berühmtesten Mahler und Gruppen, die sich auf die Geschichte der Kunst beziehen, alles in weißem Relief auf Goldgrund. Hinter den Sälen sind in 23 Cabinetten die kleinen Gemälde aus den verschiedenen Schulen aufgehängt. Dort sind die Verzierungen gemahlt, nicht von Stuck. Der erste Saal mit drei Cabinetten ist für die Schöpfungen neuer und noch lebender Künstler. Der zweite mit vier Cabinetten ist der altdeutschen Schule bestimmt. Der dritte, vierte und fünfte Saal gehört nebst neun Cabinetten den Niederländern und Holländern; Rubens hat einen Saal für sich allein. Der sechste ist für spanische und französische Meister, und der siebente und achte mit drei Cabinetten faßt die Italiener.

In der Loggia aus deren hohen Fenstern man einen so schönen Blick auf die Tyroler Alpen hat, sind an der entgegengesetzten Wand 25 abgesperrte Räume, auf die Weise der sogenannten Rayhaels, die in Kuppeln und Lunetten, Scenen aus den Leben der Mahler enthalten. — In der ersten Kuppel bezieht sich das Gemälde auf den Bund der Kirche mit den Künsten, nach A. W. Schlegels Gedicht. — „Die zweite stellt die Kreuzzüge dar, als Ursprung der Wiederbelebung der Künste. In der folgenden wird die Madonna des Cimabue im Triumphzug nach der Kirche Maria Novella gebracht, schlägt Angelico da Fiesole das Erzbischofthum von Florenz aus, entwirft Michel Angelo den Plan zur Peterskirche, wird der todte Raphael von seinen Gönnern und Freunden betrauert, u. s. w. Die italienischen Mahler beginnen mit Cimabue und endigen mit den Carraccis, die niederländischen und deutschen mit van Eyk und endigen mit Rubens. Am Ende der Gallerie ist ein allegorisches Bild, König Ludwig, der von der Poesie zu den Mahlern und Dichtern eingeführt wird. Den Plan im Allgemeinen zu der Gallerie hat Cornelius entworfen, aber Zimmermann den Entwurf ins Bestimmte gebracht, wie im Großen so im Kleinen. Seine Pläne führten andere, z. B. Hiltensperger aus Ulm aus, vielleicht zu sorgfältig für Frescomahlerei, die nicht nahe gesehen wird. Der dabei beschäftigte Bildhauer Mayer hat auch, nebst Bandeln, zum Theil nach Angaben des Professor Eberhard, eine Ausstellungsgruppe von 15 Figuren für die Glyptothek verfertigt, wo jede Gestalt eine Arbeit des Bildhauers vorstellt, als das Modelliren, in Marmor hauen u. s. w. Die Modelle sollen in sehr weißen Marmor ausgeführt werden, wovon vor wenig Jahren ungeheure Blöcke, ohne Flecken und Risse, nur von etwas grobem Korn, in Tyrol aufgefunden wurden.

(Der Beschluß folgt.)

Der Sprachkundige.

Den zahllosen Uebersetzern, welche mühsam und wahrlich oft schauderhaft genug Werke aus dem Englischen und Französischen ins Deutsche hinüberzerren, und sich dennoch auf ihre Arbeiten, bei denen der Geist der deutschen Sprache und der Geschmack der deutschen Lesewelt nur selten von ihnen beachtet wird, gar gewaltig viel einbilden, möge nachfolgende kleine Notiz zur Nachricht dienen, die ich in einem 1836 zu Paris erschienenen interessanten Werke, betitelt: Voyage de Paris a Neaple, Etudes de moeurs de marine et d'arts par A. Jat fand. Diese Notiz betrifft den Abbee Mezzofanti, Kanonikus der St. Petrskirche, Bibliothekar der Bibliothek des Vatikans. Der geistreiche französische Verfasser des obengenannten Werkes berichtet rücksichtlich des sprachkundigen Abbees folgendes:

„Als ich mich zu dem Abbee Mezzofanti begab, war er in einem Gespräch mit einem Araber begriffen. Er führte jetzt die Unterhaltung zugleicherzeit mit diesem und mit mir. Darauf traten ein Russe und mehrere Engländer ein, und er begann nunmehr mit diesen ein Gespräch, welches übrigens die Unterredung mit uns nicht unterbrach. Eine Viertelstunde später fand er sich in eine sich durchkreuzende Unterhaltung verwickelt, die in fünf bis sechs verschiedenen Sprachen geführt wurde, denn es war auch noch ein alter polnischer Geistlicher, welcher sich in lateinischer Sprache ausdrückte und ein gelehrter Sache dazu gekommen, der kein Wort italienisch verstand und sich auch nicht zu geniren brauchte, weil es ihm wohlbekannt war, daß der Abbee Mezzofanti deutsch eben so fertig und elegant spricht, als er sich in 35 anderen Sprachen auszudrücken vermag. Nichts in meinem Leben hat bei mir mehr Erstaunen erregt, als dieses Sprachlabyrinth, welches wahrlich mit dem des Thurms zu Babel verglichen werden konnte, und bei dem ein einziger, mit einer ungemeinen Sprachkunde begabter Mann bereitwillig und freundlich den Dollmetscher machte.

Hugo.

Literarisches.

In der Planschen Buchhandlung (Louis Nitze) in Berlin ist so eben erschienen.

Taschenbuch
für
ernste und heitere Poesie.
Eine Auswahl deutscher Gedichte
von
Adolph Glaßbrenner.
Erstes und zweites Bändchen.
Sauber geheftet, auch in Seide gebunden mit Goldschnitt.

Trotz der großen Masse von Sammlungen ähnlicher Art, wurde die obenbenannte doch sogleich nach ihrem Erscheinen mit einer seltenen Theilnahme aufgenommen, und bereits in mehreren Zeitschriften als die beste und geeignetste empfohlen, daß große Publikum mit den schönsten Gedichten unsers so poesiereichen Vaterlandes bekannt zu machen. Der Name des Verfassers, Geschmack und Mannigfaltigkeit der Auswahl, reizende Form, elegante Ausstattung und ungemein billiger Preis: alle diese Eigenschaften reihen dies Werk den besten dieser Art an. —

Das erste Bändchen z. B. enthält Zwei und achtzig der trefflichsten älteren, neueren und bisher noch ungedruckten Gedichte, theils Lieder, theils Declamationsstücke; an den letzteren sind aber namentlich das zweite und dritte Bändchen reich. Die Verlagshandlung bittet alle verehrten Dichter, ihr durch Buchhändler-Gelegenheit neue Producte der bezeichneten Art einzusenden, und wird dieselben an den Herausgeber befördern.

R.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Es schien bisher der Grundsatz der früheren Vorsteher unserer Bühne vor dem festen Engagement eines neuen Mitgliedes, dasselbe dem Publikum in einigen Gastrollen vorzuführen und wir gestehen, daß wir diese verständige Handlungsweise in jeder Rücksicht als höchst zweckmäßig gebilligt haben. 1) Weil das neue Mitglied nicht in die unangenehme Lage gebracht ward, längere Zeit vor einem Publikum zu wirken, dem es nicht gefiel. 2) Weil den Theater- und Kunstfreunden dadurch kein Darsteller aufgedrungen wurde, der ihnen nicht zusagte, und endlich 3) weil durch Befolgung dieses Grundsatzes die Direction vor dem Nachtheil geschützt wurde, auf längere Zeit ein Mitglied unter dem Personale zu zahlen, von dem sie keinen Nutzen ziehen konnte.

Die neue Direction scheint in dieser Rücksicht nach einem anderen System verfahren zu wollen, indem die ersten Rollen der Demoiselle Tomaselli vom Theater zu Brünn und des Herrn Brüning von der Dresdner Bühne nicht als Gast- sondern gleich als Debütrollen dem Publikum angekündigt wurden. Es läßt sich von der Umsicht der Bühnenvorsteher erwarten, daß sie zu diesem Verfahren ihre guten Gründe hatten, aber wir müssen unverholen bekennen, daß wir dieselben nicht errathen können und daß wir der Meinung sind, daß wenigstens die Aufnahme der Dlle. Tomaselli, am Mittwoch den 5ten dieses als Rosine im «Barbier von Sevilla» eine weniger ungünstige gewesen wäre, wäre diese junge Sängerin, als Gast und nicht gleich als engagirtes Mitglied annoncirt worden. Wir überlassen es den geschätzten Bühnenvorstehern diese Bemerkungen zu prüfen und fügen jetzt noch einige Worte über die Leistung der Dlle. Tomaselli als Rosine hinzu.

Die junge Sängerin ward wahrscheinlich aus dem oben angeführten Grunde von dem Publikum nur mit Kälte empfangen; ihre Cavatine im ersten Akt fand verdienten Beifall, ja einige Stimmen aus dem Parterre forderten sogar die Wiederholung. Das Duett mit Figaro ging dagegen spurlos vorüber. Jetzt waren alle Erwartungen auf die Musikstunde gerichtet; die Sängerin trug ein unbedeutendes italienisches Produkt vor, was ohne Wirkung blieb und bleiben mußte; einige Zeichen des Mißfallens ließen sich vernehmen.

Die Stimme dieser Sängerin ist ein Mezzo-Sopran von recht bedeutendem Umfange, sie ist nicht ohne Kraft und die junge Künstlerin besitzt ziemliche Kehlfertigkeit; dieß alles aber reicht durchaus nicht hin, falls uns Demoiselle Tomaselli Madame Pichl ersetzen soll. *)

Die übrigen Mitwirkenden leisteten an diesem Abend Vorzügliches. Herr Ueß war in der Titelrolle ganz auf seinem Platze und erndtete wohlverdienten Beifall. Herr Schäfer als Almaviva trug seine Parthie ausgezeichnet gut vor. Herr Sloy als Bartolo und Herr Wolterecck als Basilio waren bei gutem Humor und ergetzlen.

Ueber das Talent des Herrn Brüning, welcher am Montag den 5ten dieses als Anton in den «Verwandschaften» auftrat, wollen wir unser Urtheil verschieben, bis er sich in bedeutenderen Rollen producirt haben wird. In der obengenannten Parthie war sein Spiel durchdacht und wahr, ob er aber auch im Stande seyn wird, auf unserer Bühne das Fach des ersten Liebhabers auszufüllen, für welches er, wie wir hören, engagirt ist, läßt sich nach diesem Naturburschen nicht entscheiden und muß aus seinen späteren Leistungen hervorgehen. Er fand übrigens eine aufmunternde Aufnahme und ward gerufen.

Unter den jetzt hier anwesenden dramatischen Künstlern befindet sich auch Herr Meyer, bisher Regisseur des Theaters zu Cöln und Aachen. Derselbe wird während seines hiesigen Aufenthalts in einigen Gastrollen auftreten, wovon sich die Theaterfreunde einen angenehmen Genuß zu versprechen haben, da dem Herrn Meyer im Fache des Feinkomischen wie auch in Heldenrollen ein ausgezeichneter Ruf vorangeht.

Herr Marr, welcher das Hoftheater zu Braunschweig verlassen hat, wird ebenfalls zu Gastrollen erwartet.

*) Der Berichterstatter irrt sich hierin. Dlle. Tomaselli ist, wie wir aus sicherer Quelle wissen, keineswegs bestimmt das Fach der Madame Pichl auszufüllen. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 10. April: „Die Jüdinn.“ Große Oper in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jurgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 44 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Dänische Bilder.

I. Möen.

Aus tiefem Meeresgrunde steiget
Ein wunderbarer Fels empor!
In heil'gem Staunen alles schweiget
Und es verstummt der Sänger Chor.

Die blendend weißen Felsenhöhen
Erheben stolz sich in die Luft!
Und dunkle Riesentannen stehen
Am Abhang mancher finstern Kluft!

Dort starren schroffe Felsenwände
Und in der Tiefe braust das Meer.
Am Gipfel hier zieh'n sich Gelände
Um Buchenhayne freundlich her.

Doch einer von den Felsen ragte
Hoch zu den blauen Wolken hin,
Und feierlich der Schiffer sagte:
„Das ist der Stuhl der Königinn."

Der Thron ist leer; schon lange zieret
Ihn keine fürstliche Gestalt;
Nur Aeolus dort wild regieret
Und schmerzlich seufzt der Buchenwald.

Ja wären mein die Felsenhöhen,
Der Thron sollt' nie verlassen seyn;
Und Wunder müßten viel geschehen,
Zög meine Königin dort ein.

S.

Sybilla.

Venetianisches Genrebild.

„Coloni, mein treuer Diener," sprach Signor Marcorando, „ich bedarf Deines Beistandes, zuvor aber sprich, kannst Du ein Geheimniß bewahren?"

„Habe ich je Euer Vertrauen getäuscht, edler Herr?" fragte Coloni mit der Bedeutsamkeit eines Menschen, der von seinem Gebieter mit einer geheimen Mittheilung beehrt wird.

„Ich hatte Unrecht, Deine Treue nur einen Augenblick lang zu bezweifeln,“ fuhr der Signor fort, „zur Sache also: Graf Golesko hat es gewagt, mir die Hand seiner Tochter, die ich zur Gemahlin begehrte, zu verweigern.“

„Hat er das wirklich gewagt?“ fragte Coloni; und entschlossen seine Bereitwilligkeit, auch die schwärzeste That zu vollführen, darzuthun, fügte er hinzu: „dann, ja dann muß er sterben.“

Dieß war es grade, was der Signor verlangte; er wollte der Schönen ihren einzigen Beschützer rauben.

„Meinst Du, daß er das verdient, Coloni?“ fragte er flüsternd. „Willst Du mir Beistand leisten, fürchte ich mich nicht, meine Hand mit dem Blute eines solchen Elenden zu beflecken.“

„Ein glücklicher Umstand begünstigt Euer Vorhaben, verehrter Herr,“ versetzte Coloni nach einer Pause, „der Graf sucht grade jetzt einen Kammerdiener, mit Eurer Erlaubniß will ich mich ihm antragen, und Euch alsdann berichten, wann sich die Gelegenheit darbietet.

„Theuerster, bester Vater,“ flehte die schöne Sybilla, „verweilt an diesem Abend nicht zu spät im Pallaste des Dogen; Gerüchte sind im Umlauf, daß Verräther nach Eurem Leben trachten; denkt, geliebter Vater, an Eure hilflose Sybilla,“

„Mein liebes Kind,“ erwiederte der Graf Golesko, „ich habe Dir einen Plan mitzutheilen. Bevor ich zurückkehren kann, wird meine ganze Dienerschaft im Schlafe ruhen; und ich weiß noch nicht, was ich von dem einschmeichelnden Lächeln meines neuen Dieners Coloni zu halten habe. Wenn Du also hörst, meine gute Sybilla, daß ich einen Kieselstein an das Fenster Deines Gemachs werfe, dann gehe hinab zur Pforte und schiebe den Riegel zurück. So kann ich hineingelangen, ohne von jemand bemerkt zu werden. Mein Ausbleiben zu so später Stunde, würde denen die nach meinem Leben trachten, eine nur zu günstige Gelegenheit darbieten, und eine Begleitung darf ich nicht mit mir nehmen, da mich ein wichtiges, geheimes Geschäft zu dem Dogen ruft.“

„Mein gnädiger Gebieter,“ sprach Coloni, indem er zu Marcorando ins Zimmer trat, „ich bringe gute Kunde. Der Graf begiebt sich an diesem Abend zum Dogen und kehrt erst nach Mitternacht zurück. Ich horchte an der Tapetenthür des Salons, um zu hören, welche Befehle er seiner Tochter Sybilla ertheilte. — O Herr! sie ist schön, sie ist werth, Gebieterin Eures Herzens zu seyn! Der Graf hat, der Teufel weiß wie, erfahren, daß man ihm nach dem Leben trachtet, er fühlt vielleicht, daß er den Tod verdient hat. Er hat seiner Tochter anbefohlen, die Pforte zu entriegeln; sie allein weiß, daß er so spät ausbleiben wird. Erscheint also, mein edler Herr, gegen Mitternacht vor der Pforte, Ihr werdet dann Gelegenheit haben, Euren Dolch blutig zu färben und den Verbrecher zu bestrafen. Nach vollbrachter That werft einen Kieselstein gegen das vierte Fenster rechts und die reizende Sybilla ist die Eure, ich stehe Euch für Alles.“

Alle Glocken Venedigs hatten bereits die Mitternachtsstunde verkündet und Thränen perlten über Sybillens bleiche Wange hinab, als sie der Rückkehr ihres theuren Vaters harrend, einsam in ihrem Gemache saß. „Er kommt noch immer nicht,“ seufzte sie tief auf; nicht etwa daß sie sich ermüdet gefühlt hätte, aber eine furchtbare Ahnung beschlich sie, daß ihr geliebter Vater unter dem Dolche eines mitternächtlichen Banditen gefallen sey. „Ha, der Kieselstein! dem Himmel sey Dank.“ Sie flog hinab zur Pforte, ihre Hand zitterte als sie den Riegel berührte. Aber der Gedanke, daß es die Sicherheit ihres Vaters betraf, ermuthigte sie — der Riegel flog zurück.

Das Licht eines italienischen Mondes beleuchtete eine hohe, in einen langen schwarzen Mantel gehüllte Gestalt. „Theurer, theurer Vater!“ flüsterte Sybilla.

„Jetzt bist Du mein, mein auf immer!“ rief die Stimme des verhaßten Marcorando. Sybilla riß sich von ihm los und würde das ganze Haus in Aufruhr gebracht haben, hätte Coloni mit einer Lampe in der Hand, ihr nicht den Weg vertreten.

„Keinen Schritt weiter,“ gebot Sybilla dem sich ihr nähernden Marcorando, „keinen Schritt weiter, oder die Rache meines Vaters wird Euch treffen!“

„Die habe ich nicht mehr zu fürchten,“ hohnlachte der Schändliche, „Golesko weilt nicht mehr unter den Lebenden: Du bist mein, unwiderruflich mein!“

„Nimmermehr,“ schrie Sybilla. „Zurück von mir,“ gebot sie von Verzweiflung erfaßt. — „Nimmermehr wird Gewalt mich zwingen —“

„So folge mir gutwillig, reizende Sybilla,“ sprach Marcorando, in einem weicheren Tone, „entfliehe mit mir, alle Hindernisse sind beseitigt, schenke mir Dein Herz und — —“

„Halt ein, Böswicht, Mörder meines Vaters,“ unterbrach ihn heftig die Venetianische Jungfrau, indem sie ihm mit großer Gewandheit den noch mit dem Blute ihres Vaters befleckten Dolch entriß und ihn sich selbst bis an das Heft in die Brust stieß, „Du willst mein Herz, da nimm es, es steckt an der Spitze Deines Dolches.“

Carlo Brunetti.

Blätter
aus der
Reisemappe eines Reizbaren.

Die Erfahrungen von den Drangsalen eines Reisenden, der, zumal wie ich, mit einem reizbaren Temperamente begabt ist, hatten mich nach einer Fahrt von London nach Dieppe und von Dieppe nach Paris, zu dem festen Entschlusse geführt, meinen Wohnsitz vor der Hand in der Hauptstadt Frankreichs aufzuschlagen; das Schicksal, in der Gestalt eines französischen Arztes aber, den ich, ich weiß nicht gleich bei welchem Uebel, zu Hülfe gerufen hatte, schickte mich nach Italien. So groß auch mein Widerwille war, mich den Gefahren einer solchen Reise zu unterwerfen, so blieb mir dennoch keine Wahl, wollte ich nicht sterben, denn so hatte es mein medicinisches Orakel prophezeiht; und so zog ich die ferne Gefahr der nahen vor.

Mannigfach waren die Leiden und Drangsale, welche mir bei meinem gereizten Nervenzustande unterwegs entgegentraten; aber ich will mit der Herzählung derselben den freundlichen Leser nicht ermüden, sondern mich begnügen, demselben ein Abenteuer zu erzählen, welches mir in einer Nacht in einer Herberge unfern Terracina oder Bergamo begegnete, genau weiß ich eigentlich selbst nicht mehr wo; den Wald aber, wo mein Wagen zusammenbrach, erinnere ich noch recht gut, es war eine wilde Waldung voller Bäume, und das Gebäude war eine verfallene Ruine, in der Mitte einer ganz verödeten Gegend und fern von jeder menschlichen Behausung, kurz grade solch ein Ort, wie ihn sich die Romanschreiber für den Schauplatz ihrer ärgsten Mordthaten aussuchen.

Das lebendige, gutmüthige Gesicht meines Postillons, den ich erst auf der letzten Station bekommen hatte, beruhigte mich eine Zeitlang hinsichtlich der Oede des Weges, als aber der Abend hereinbrach und wir uns noch weit von dem Orte befanden, wo wir zu übernachten gedachten, begann ich mich nicht ganz behaglich zu fühlen. Ich beobachtete jetzt meinen Führer genauer, und bemerkte, daß er seine Pferde nicht so antrieb, wie er es wohl hätte thun können. Zuweilen pfiff er auch auf ganz besondere Weise, und wenn ich ihm zurief, daß er doch rascher fahren möge, pfiff der Schurke nur noch lauter als zuvor. Dieß war mir denn doch zu arg, und da ich ihm den Vormand nehmen wollte, mich nicht verstanden zu haben, schrie ich so laut ich konnte: Jeronimo! He Jeronimo! hörst Du denn nicht?"

„Si Signor," erwiderte er, indem er sein Pferd anhielt und sich in seinem Sattel zu mir umwandte. Der Verräther! Jetzt hielt er gar still, vielleicht damit der Räuber, der ganz gewiß hinter einem Baume lauerte, desto besser auf mich zielen konnte. — Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nicht ein Pistol abgedrückt, aber ich war so wüthend, ich hätte den Kerl niederschießen können. Wirklich zog ich auch schon das Pistol hervor und hielt es bereit.

„Treib die Pferde an und fahre schneller," gebot ich, „es gilt Deinem Leben! Hörst Du Bösewicht! laß den verdammten Trab und treibe Deine Pferde zum Galopp an, willst Du diese Nacht mit gesunden Gliedern schlafen."

„Diavolo, seyd Ihr denn krank, Signor?"

„Sehr krank — recht sehr krank, treib die Pferde an, so als ob der Satan hinter uns wäre."

„Santa Maria," kreuzte sich der Postillon, „will der Herr nicht zuvor einen Schluck aus meinem Fläschchen thun, ich führe stets einen kleinen Vorrath mit mir."

Er war wirklich im Begriff sich aus dem Sattel zu schwingen, unter dem Vorwande mir Beistand zu leisten. Ich sah daß kein Augenblick zu verlieren war, denn nun war es mir ganz klar, daß er nur Zeit zu gewinnen suchte, damit seine Schandgenossen recht bequem über mich herfallen könnten. — Verzweiflungsvoll hob ich das Pistol, indem ich ihm mit donnernder Stimme gebot, die Pferde sofort zu der größten Schnelligkeit anzutreiben, widrigenfalls ich ihm eine Kugel durch den Kopf jagen würde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Einiges über München.

(Beschluß.)

Der bekannte und beliebte Bildnißmahler Stieler war eben damals beschäftigt, zwei junge Mädchen, für eine Portraitsammlung schöner Zeitgenossinnen zu mahlen, die eine ein hiesiges Dienstmädchen von 17 Jahren, mit silbernem Ringelhäubchen und seidenem Mieder mit silbernem Gespinne, hatte an Unschuld, Reinheit und himmlischer Schönheit, den Ausdruck eines Engels von Raphael, und ihr Ruf soll damit übereinstimmen. Die Tochter einer Gemüsehändlerin ist vielleicht noch schöner, wie denn überhaupt die Frauen und Mädchen der niederen Stände in München von der schönsten Gattung sind, die ich in Deutschland sah.

Der König befahl dem Leo von Klenze, den Plan zum Königsbau nach diesem seinen Willen einzurichten. „Bauen Sie mir einen Pallast, in und an welchem, weder von innen noch von außen, etwas ist, das einer flüchtigen Mode angehört, der Pallast sey nicht allein für mich, eben so wohl sey er für mein Volk, für die Nachwelt; die Decorationen daran seyen glänzend und dauerhaft, so daß er nach einem oder zwei Jahrhunderten dem Auge noch eben so wohlgefällig erscheinen möge als jetzt."

Das Volk in München ist nicht allein gut aussehend und gut angezogen, sondern auch gesellig und gutherzig. Die Vereine für gesellschaftliche oder wohlthätige Zwecke, sind von einer für die Größe des Orts, fast unglaublichen Zahl. Jeder Stand, jedes Gewerbe hat seinen Verein, und es mag hier kaum Jemand geben, der nicht ein Mitglied von einer oder mehreren Gesellschaften wäre.

Die jungen Künstler in München, die eine zahlreiche Verbrüderung ausmachen, gaben sehr elegante Bälle und Concerte, zu denen in der Folge auch andere Personen als die Familien und Freunde der Mitglieder eingeladen wurden. Der Kreis dehnte sich aus, die Bälle wurden glänzender und glänzender, selbst der König und die königliche Familie beehrten sie mit ihrer Gegenwart. Wohlwollende und überlegene Männer von Ansehen gelangten zu der Ueberzeugung, daß die meisten der theilnehmenden jungen Leute bei solchen Vergnügungen ihre Mittel überböten, und daß es räthlich sey, den Ueberfluß zu dämmen. Man ordnete deshalb einen Ball und ein Abendessen im höchsten Maasstab an, als Fest für die Künstler. — Das Billet jeder Dame enthielt den Namen des Herrn, dessen besonderem Schutz und Verbindlichkeit sie für den Abend anvertraut war, und zwar waltete ein so richtiger Takt dabei ob, daß Keiner mit dem Loose unzufrieden gewesen seyn soll. Es waren an drei Tausend Personen gegenwärtig, und trotz dem, daß das Fest mitten im Februar gegeben wurde, bekam doch jede Dame von ihrem Herrn einen Strauß frischer auserlesener Blumen, die aus allen Gewächshäusern, Meilenweit in der Runde, herbeigeschafft wurden. Die Gesellschaft bestand aus gemischten Elementen, aber dennoch herrschten Eintracht, Anstand und Frohsinn. Das Fest erreichte den gewünschten Zweck, die jungen Künstler gaben nach wie vor Bälle, recht heitere und lustige, aber nicht mehr so kostspielige, so überfüllt mit Gästen.

Der Liederkranz besteht aus Musikern und Dilettanten, die eigne und fremde Musikstücke spielen und singen, und vortrefflich eingeübt sind, wenn die Versammlung eine öffentliche ist. An solchen nimmt ebenfalls der König Theil, er sowohl als seine Gemahlin und seine Kinder unterreden sich liebreich mit den Anwesenden, was den englischen Reisenden auffällt, denn ihnen ist die vertrauliche Weise der Stellung des Herrschers zu seinem Volke fremd, sie möchte auch für England nicht die passende seyn.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Die zweite Debütrolle des Herrn Brüning fand am Donnerstag den 6ten dieses Statt. Derselbe hatte dazu den Hinko in dem Birch-Pfeifferschen Schauerdrama gleiches Namens gewählt. — Der junge Künstler zeigte auch heute, daß er über seine Darstellung nachgedacht hatte, bewieß daß es ihm an Talent nicht gebricht, und hatte mehrere gute Momente. Im Ganzen aber trug seine heutige Darstellung wohl etwas das Gepräge einer kleiner Bühne, er trug im Allgemeinen viel zu stark auf, überschrie sich nicht selten und spielte überhaupt viel zu sehr auf Effekt. Kurz es fehlten seinem Vortrage die gehörige Mäßigung und jene Licht- und Schattenpunkte, ohne welche wir eine dramatische Leistung kein Kunstprodukt nennen können. Die nächste Rolle des Herrn Brüning wird der Carl Ruf in dem trefflichen Lustspiele «Die Schachmaschine» seyn. Wir sind in der That begierig darauf, wie er diese Aufgabe, die so ganz verschieden von seinen beiden früheren Rollen ist, lösen werde. Da Herr Brüning zu seinen drei ersten Debütrollen drei so ganz von einander abweichende Charaktere gewählt hat, so scheint es, als wolle er vor unserm Publikum seine Vielseitigkeit beurkunden; es ist aber um die gerühmte Vielseitigkeit oft ein närrisches gewagtes Ding, Studium verschiedener Fächer zu gleicher Zeit zersplittert das Talent, und es will uns bedünken, daß eingedenk des alten Sprichs «Eines tauget nicht für alle,» unsere jungen Darsteller weit besser thun würden, anfänglich ihre Kräfte und Anstrengungen einem Fache ausschließlich zu widmen. Nur wenn man den Geist concentrirt und ihn auf einen Punkt richtet, vermag er wahrhaft Bedeutendes hervorzubringen.

Herr von Lavallade, bis jetzt im Fach jugendlicher Liebhaber auf den Cölner und Aachner Bühnen mit Glück beschäftigt, wird am Dienstag als Alamir in Schenks trefflichem Drama «Belisar» als Gast auftreten und läßt der günstige Ruf, welcher diesem jungen Künstler vorangeht, das Beste hoffen.

Musikalisches.

Die allgemeine Theilnahme welche die musikalischen Abendunterhaltungen des Herrn Kaufmann aus Dresden gefunden, hat denselben veranlaßt, vor seiner Abreise von hier noch eine

Vierte und letzte Soiree

zu veranstalten, welche am Mittwoch den 12ten dieses ebenfalls im Apollosaal stattfinden wird. — Hier die Eintheilung derselben.

Erster Theil.

1) Ouverture aus Titus von Mozart — Symphonion.
2) „Freude schöner Götterfunken" von Naumann — Salping.
3) Choral und Adagio von Mozart — Harmonichord.
4) Chor aus der weißen Dame von Boieldieu — Chordaul.
5) Arie aus dem Freischütz „Und ob die Wolke" von Weber, mit Begleitung des Harmonichord, gesungen von Dlle. Unald.
6) Ouverture aus „Alcina" von Weigl — Symphonion und Trompeter-Automat.

Zweiter Theil.

1) Marsch aus Bertha von Bretagne von Rastrelli — Salp.
2) „Mein Blümchen" Lied von Georg Lotz, comp. von C. Marrien, mit Begleitung des Harmonichord, gesungen von Herrn Ueß.
3) Variationen für die Flöte von Fürstenau — Symphonion.
4) Duett aus Lodoiska von Cherubini — Harm. und Symph.

Dritter Theil.

1) Sicilienne aus „Robert der Teufel" — Chordaulodion.
2) Ständchen von F. Schubert, mit Begleitung des Harmon. gesungen von Dlle. Unald.
3) Duett aus „Don Juan" von Mozart — Symphonion.
4) Finale durch Zusammenwirken sämmtlicher Instrumente ausgeführt.

Mittwoch, den 12. April: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 45 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Circassier.

Von einer wahrhaften Reiselust erfaßt, brach ein junger russischer Cavalier von Rußlands Hauptstadt auf, um den Kaukasus zu besuchen. Sein Weg führte ihn über Moskau und Woronesch südlich nach dem Gebiete der Donischen Kosaken. Er gelangte glücklich über die damals noch unwegsamen Pfade und erreichte endlich ungefährdet den See von Asoph.

Bisher lag der Weg offen vor dem jungen Fürsten. Aber nun näherte er sich den Wüsten Kabaïs, hinter welchen sich die asiatischen Berge erhoben und wo fremde Horden hausten, denen ein Russe nicht trauen durfte. Hundert Kosacken vom schwarzen Meere bildeten die Escorte des fürstlichen Reisenden; und mit ihnen zog er dahin über Seen und endlose Ebenen, bis endlich die Gipfel des Kaucasus sich finster in der Ferne zeigten. Die Natur schien sich jetzt wieder zu beleben. An die Stelle der bisherigen Oede und Dürre trat jetzt die erhabene Eiche und der blühende Fruchtbaum. Der Wind wehte frisch von den Bergen her, und schattenspendende Wolken milderten die Hitze.

Das Land welches jetzt vor ihnen lag war Circassien. — Tausende von Russen, wenn eine solche Zahl zusammen zu bringen gewesen wäre, hätten damals den Räubersinn ihrer Nachbaren nicht im Zaume zu halten vermocht. „Diese Menschen," sprach Ostroloff, so nannte sich der junge Fürst, zu dem ihn begleitenden Leibarzt, „müssen besänftigt, aber dabei durch meine Reuter in Furcht gehalten werden. Ich muß dem Oberhaupte dieser Horde eine Botschaft senden."

Die Unterhandlungen wurden sofort eröffnet und schon nach einigen Stunden war ein Tractat abgeschlossen, vermittelst dessen dem jungen russischen Fürsten durch einen feierlichen Eid die größte Sicherheit gelobt wurde. Wirklich schickte sich derselbe schon an, seinen Weg fortzusetzen, als plötzlich ein Kosackenoffizier vor ihm erschien und ihn um ein kurzes Gehör bat.

„Mein Prinz," begann der Offizier, „dieser Schwur reicht nicht hin, er ward in Circassien abgelegt, einem Lande, verrätherisch und treulos. Jenseits des Gewässers ist Euch Sicherheit gelobt, Ihr müßt darauf bestehen, daß sie Euch auch diesseits zugesichert werde."

Aber auch diese Schwierigkeit ward bald beseitigt. Drei angesehene Circassier verließen mit ihrem Gefolge sogleich ihre Böte und erklärten sich willig bereit, den verlangten Schwur zu leisten. — Sie waren mit Bogen, Pfeilen, Pistolen und Säbeln bewaffnet. Der Eid ward feierlich abgelegt und die

Kosacken waren nunmehr der Meinung, daß der Fürst jetzt ruhig seinen Weg fortsetzen könne.

Tscherzaman, einer der Oberhäupter, welche den Treuschwur abgelegt hatten, war Ostroloffs Wirth am Abend des ersten Tages seiner Anwesenheit auf dem circassischen Gebiete. Es war der Vorabend seiner Hochzeitsfeier mit Iva, einer Fürstin seines eigenen Stammes, ein Weib von außerordentlicher Schönheit. Von der Kunde angezogen, daß ein Fremdling, von Kosacken begleitet, in ihr Land gekommen sey, begab sie sich an Ort und Stelle und sah jetzt zum erstenmal einen Großen der Nation, gegen welches sie das Gefühl der Feindseeligkeit schon mit der Muttermilch eingesogen hatte. Diese Empfindung veränderte sich nicht, als sie den Moscovitischen Prinzen mit seiner kriegerischen Schaar erscheinen sah. Ganz anders aber waren die Gefühle des jungen Russen. — Das dunkle Seidenhaar der jungen Fürstin, ihr schwarzes schönes Auge, ihre unendlich reizenden Züge waren zu außerordentlich und von zu großer Schönheit, als daß der nordische Fremdling die Gewalt derselben nicht hätte empfinden sollen. Rasch war seine Leidenschaft angeregt, rasch war sein Entschluß gefaßt. „Dieß Weib soll meine Sklavin werden," rief er aus. Aber der junge Russe vergaß, daß er sich mit seinen Kosacken in der Mitte von Tausenden befand. Während der ganzen Nacht dachte er nur an Iva.

Gegen Mittag des folgenden Tages ertheilte Fürst Ostroloff den Befehl die Reise fortzusetzen; es lag am Tage, daß er dieß Gebot nur wider Willen gab. Jetzt fand plötzlich eine unerwartete Scene statt. — Kaum, hatte er sich mit seiner kleinen Schaar auf den Weg gemacht, als er sich unerwartet von einer so großen Anzahl Circassier umgeben sah, daß an seinen Widerstand zu denken war. — Der Häuptling der Circassier strengte wüthend zu ihm heran und verlangte mit ihm zu reden. Ostroloff fügte sich darin mit scheinbarer Ruhe, aber sein Auge senkte sich zu Boden und seine Hand zitterte.

Tscherzaman wandte sich jetzt zu seinen Gefährten, den übrigen Häuptlingen. „Haben wir nicht geschworen, diesem Fremdling ein freies Geleit zu geben, Ihr Fürsten?" fragte er. —

Eine bejahende Antwort erfolgte. „Wolan," fuhr Tscherzaman verächtlich fort, „so ist der Russe sicher mit seiner Kosackenschaar. Erfahren muß er aber, warum wir ihn so behandeln. Herbei Kabu!" — Und zu einem Jüngling gewandt der sich ihm näherte, sprach er: „Kennst Du den Fürsten Ostroloff?" —

„Der Fürst weiß, daß ich ihn diesen Morgen mit der Fürstin Iva sprechen sah."

„So sprich, was hast Du vernommen?" fragte Tscherzaman rasch.

„Der Russe," fuhr der Jüngling fort, „forderte die Fürstin auf, ihn nach dem Kaucasus zu begleiten, und schwur ihr Sklave seyn zu wollen."

„Und wie lautete Iyas Antwort?" fragte der circassische Fürst mit sichtbarer Bewegung.

„Die Fürstin entgegnete, daß sie sich lieber wie eine Sklavin an die Perser verkaufen lassen, als das Weib eines Moscoviten werden wolle."

„Wolan," fuhr Tscherzamen fort, indem er sich zu dem jungen Russen wandte. „Du magst nicht gewußt haben, daß die Fürstin Iva meine Verlobte ist, und daß wir morgen unsere Hochzeit feiern werden, aber Du hättest die circassische Fürstin in ihrem eigenen Lande respectiren sollen, Russe!" — Er schwieg heftig angeregt, weil seine Gefährten ihre Pfeile auf die Sehnen ihrer Bogen legten. „Nicht doch — Ruhe!" gebot ihr Häuptling ihnen, worauf er den Russen zurief: „Was schwingt Ihr Eure Lanzen, Kosacken? Was vermögt Ihr Wenige gegen ein ganzes Volk? Seyd unbesorgt, der von uns geleistete Eid schützt Euren Gebieter, möge er seinen Weg fortsetzen und in der Folge klüger handeln. Der Circassier handelt nicht treulos — aber treibt ihn nicht aufs Aeußerste."

Ostroloff schwer verletzt ob dieser Rede, konnte seiner Leidenschaftlichkeit kaum gebieten; die Gebehrden der bewaffneten Circassier aber waren keineswegs zweifelhaft, so daß selbst der Tapferste bedenklich werden mußte. Er biß sich daher in die Lippen und zog sich mit scheinbarer Höflichkeit zurück. Schon nach wenigen Stunden zog er friedlich dem Gebirge zu.

(Der Beschluß folgt)

Blätter
aus der
Reisemappe eines Reizbaren.

(Fortsetzung.)

Die ausgesprochene Drohung wirkte. Der Postillon erwiderte nichts, fuhr aber im vollen Galopp weiter, über Stock und Stein, so daß ich mit jedem Augenblick fürchtete den Hals zu brechen, und einsah, wie ich nur eine Gefahr gegen die andere vertauscht hatte. Vergebens schrie ich: „Halt! halt!" jemehr ich schrie, jemehr trieb er mit Peitsche und Sporen die Pferde an, bis endlich krachend die Achse zusammenbrach und der Wagen mit mir umschlug. Zum Glück ward ich nicht sehr beschädigt, ein Paar leichte Contusionen war alles was ich davon trug und die Freude die ich darüber empfand, mich wieder auf festem Grund und Boden zu befinden, tröstete mich gewissermaßen über meinen Unfall. Der schelmische Postillon, ich muß es gestehn, schien übrigens sehr um mich besorgt, er brachte vielerlei Entschuldigungen hervor, damit sind die Italiener bekanntlich sehr freigebig, und als ich mich nun einigermaßen erholt hatte und über meine jetzige Lage nachzudenken anfing, fühlte ich mich neuerdings von schreckenvollen Besorgnissen erfaßt.

Ich befand mich in der Mitte einer dichten Waldung, mein Wagen war zerbrochen und lag da, ohne daß ich hoffen konnte, ihn schnell wieder hergestellt zu sehen. Die Nacht brach immer mehr und mehr herein, und weit rings umher war kein menschliches Wesen zu schauen, als der Postillon, gegen den ich das größte Mißtrauen zu hegen die gerechteste Ursache zu haben glaubte. Da ich indeß niemand anders hatte, sah ich mich genöthigt mit ihm zu berathschlagen.

„Nun Jeronimo?“ fragte ich, „was jetzt anfangen?“

Er zuckte zweifelhaft die Schultern.

„Ich weiß wahrlich keinen Rath,“ — hob er nach einer kleinen Pause an. — „Doch Santa Maria! Wie konnt ich auch meinen alten Freund Giuseppe vergessen! Er wohnt hier ganz in der Nähe, in den Ruinen eines alten Jagdschlosses, und obgleich er eigentlich keine Gäste beherbergt, kann ich Euch doch eine freundliche Aufnahme versprechen. Wir haben hier im Walde beim Mondlicht schon manchen Schwank ausgeübt.“

Bei diesem Vorschlag stieg mir das Blut zu Kopf. Was konnte wahrscheinlicher seyn? Ein absichtlich zerbrochener Wagen — mitten in einem dunklen Walde — eine verfallene Herberge — wo der Räuber Spießgeselle wohnt — wohin der Reisende geschleppt wird, um niedergemetzelt zu werden! Alle diese Schreckensgedanken durchkreuzten mein Gehirn. — Der Verräther! Gleichsam als wolle er meiner noch spotten, verzog er seinen Mund zu einem höhnischen Lächeln, als er auf seine Schelmenstreiche im Mondlichte anspielte, so daß der größte Einfaltspinsel seine schändliche Absicht durchschauet haben würde. Ihm in die Mörderhöle zu folgen, war schauderhaft, und ich erklärte ihm demnach mit großer Entschlossenheit, daß ich Willens sey bis am Morgen zu bleiben wo ich mich befände.

«Du kannst,“ sprach ich, „auf einem der Pferde bis zur nächsten Post reiten und schleunig die nöthige Hilfe herbei schaffen,“ und die Wahrheit zu gestehen, ich hatte in meiner Angst den Entschluß gefaßt, mich gleich nach seiner Entfernung tiefer in den Wald zu flüchten, denn ich wußte nur zu gut, daß er, machte er sich wirklich auf den Weg, es nur geschehen würde, um mit seinen Spießgesellen zu meiner Vernichtung zurückzukehren. Da ich hartnäckig auf meinem Entschluß beharrte, blieb dem Böswicht keine andere Wahl, als sich in meinen Willen zu fügen oder Gewalt zu brauchen, und das Letztere wagte er denn doch nicht, vermuthlich, weil er keine andere Waffen bei sich führte als das Messer an seinem Gürtel, während ich mit Schießgewehren versehen war.

Wirklich schickte er sich auch schon an aufzubrechen, als plötzlich ein schrillendes Pfeifen rechts aus der Waldung her erscholl und ein großer Fanghund aus dem Dickigt hervorsprang.

„Sieh da, der Karo!“ rief mein Postillon, „wo der ist, ist auch der Giuseppe nicht weit. Heda, Giuseppe, Giuseppe! hieher!“ Und wirklich erschien alsobald der Gerufene. Es war ein riesiger hoher Gesell mit einer Jagdflinte auf dem Rücken, in der Tracht eines Jägers, zwei andere Hunde folgten ihm und umschnüffelten mich mißtrauisch. Dann sprangen sie auf Jeronimo zu und begrüßten in ihm augenscheinlich einen alten Bekannten.

Ich sah jetzt nur zu deutlich ein, daß jeder Widerstand fruchtlos seyn würde. Die Uebermacht war zu groß und ein einziger Blick auf Giuseppe überzeugte mich, daß er eben so kühn als kräftig sey; mit schweigendem Entsetzen hörte ich daher die Vorschläge an, welche die sauberen Spießgesellen rücksichtlich meiner vorbrachten.

„Ja, ja!“ rief Jeronimo, „das wird böß Wetter geben — dort steigen schwarze Wolken auf, der Sturm wird bald ausbrechen, der Himmel stehe uns bei!“ — und der Schurke schlug ein Kreuz, so als ob er der frommste Mensch auf diesem Erdboden sey.

„So sporne Dein Roß um so mehr,“ gebot Giuseppe, „ich werde unterdessen für den Signor hier Sorge tragen, Du weißt ja, er ist bei mir gut aufgehoben.“

Konnte etwas deutlicher seyn? Lag es nicht am Tage? Man hätte ganz vernagelt seyn müssen, hätte man nicht den schauderovollen Sinn dieser Worte verstanden. Diese Sprache war um so klarer, da der Sprecher eine gewiße Treuherzigkeit dabei affectirte. Ich sah augenscheinlich die Gefahr in der ich mich befand, mir blieb aber kein Mittel mich vor derselben zu schützen.

„Da kommt das Unwetter schon,“ rief Jeronimo, „es fallen schon große Tropfen. Ich muß mich beeilen. Gute Nacht, Giuseppe! Gute Nacht, Signor! Lange bevor Ihr erwacht, werde ich zurück seyn.“

Lange bevor ich erwache! Ja, ja, ich verstand! Es bedurfte nicht des bedeutungsvollen Blicks des Schurken, noch des Lächelns seines Spießgesellen, um mir ihren ganzen Mordanschlag klar vor Augen zu führen. Das war abgemacht: einmal in Schlaf versenkt — sollte ich aus dem Schlafe nicht wieder erwachen. — Und trotz dieser verbrecherischen Absicht konnten die Missethäter lachen und Scherz treiben!

(Die Fortsetzung folgt.)

Der heilige Johannes kein Theater-Liebhaber.

Die Leidenschaft mit welcher Philipp IV. sich seinem Hange zu dramatischen Darstellungen hingab, gehört zu den Eigenthümlichkeiten dieses Monarchen. Die Festlichkeiten dieser Art welche er im Jahre 1637, also grade vor 200 Jahren, zur Feier der Wahl Ferdinands zum Könige von Ungarn, eines Neffen des Kaisers und Schwager Philipps, veranstalten ließ, kosteten mehr als 12,000,000 Realen, oder circa 700,000 Thlr. Schauspiele, Feste und Stiergefechte folgten 12 Tage lang auf einander, ja in einem Augenblick der Laune gebot der Monarch, auf Flößen und Böten auf dem großen See von Buen-Retiro ein Thea-

ter zu erbauen, mit Decorationen, Scenerei, Beleuchtung, Zelten und anderen nöthigen Dingen, damit die Gesellschaft dort den Abend des St. Johannis-Tages festlich begehen könne. Der heilige Johannes aber muß denen kein Theaterliebhaber seyn, er vermerkte das Ding übel, und sandte plötzlich aus einem Winkel des Guaderama-Gebirges einen so heftigen Sturmwind, daß das ganze Theater mit allem was dazu gehörte, über den Haufen geblasen und es den Schauspielern und Zuschauern überlassen wurde, sich aus dem Wirrwarr aus Ufer zu retten, so gut sie es vermochten.

Anecdoten-Gallerie.

Als neulich die berühmte Miß Ellen Tree, bei allen hiesigen Theaterfreunden noch im lebhaftesten Andenken, in New-York die Rolle der Julia gab, erkrankte plötzlich der Künstler, in dessen Händen sich die Parthie des Romeo befand und ein anderer, weniger bedeutender Schauspieler mußte diesen Charakter statt seiner durchführen. — In der berühmten Balkonscene als Julia vom Balkon herab die Frage aussprach: „O Romeo, Romeo, warum bist Du Romeo?“ rief plötzlich eine derbe Stimme aus dem Parterre: „Cy nun, weil der Andere krank geworden.“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Von unserm trefflichen ersten Tenoristen Herrn Wurda ist seit einiger Zeit in diesen Blättern nicht die Rede gewesen, theils, weil er durch Unpäßlichkeit auf einige Wochen von der Bühne fern gehalten wurde, theils weil die Berichte über die Debüts der neuengagirten Mitglieder den den Theaternotizen in diesen Blättern gewidmeten Raum ausschließlich in Anspruch nahmen. Wurda ist indeß zu sehr und mit Recht der Liebling unseres Publikums, zu sehr die Zierde unserer Oper als daß wir seine spätteren Leistungen unerwähnt lassen sollten.

Nach seiner Wiederherstellung trat der verdienstvolle Sänger am Freitag den 31. März zuerst wieder als Eleazar in der Oper «Die Jüdin» auf. Ein anhaltender, stürmischer Empfang der Versammlung bewieß dem talentvollen Künstler, wie allgemein die Freude über sein Wiedererscheinen war und ein zwiefacher einstimmiger Hervorruf that ihm die Anerkennung kund, die man seiner herrlichen Leistung zollte.

Nachdem der wackere Sänger darauf am Mittwoch den 5ten dieses in der musikalischen Abendunterhaltung des Herrn Kaufmann aus Dresden, zwei Lieder mit seiner herrlichen Stimme meisterhaft vorgetragen, erschien er am 6ten dieses wieder auf der Bühne als Elwin in Bellinis Oper «Die Nachtwandlerin» in welcher er schon im vorigen Jahr neben der lieblichen Piris alle Kunstfreunde enthusiasmirte. Seine heutige Leistung stand seinen früheren in keiner Rücksicht nach, ja wir möchten behaupten, daß der Vortrag und die Stimme dieses verdienstvollen Künstlers an Ausdruck, Silberklang und Fülle noch bedeutend gewonnen habe. Schon nach dem zweiten Akte ward er, sammt Madame Walcker stürmisch hervorgerufen, auch ward seine schöne Arie im 3ten Akte da Capo verlangt.

Madame Walcker (Amina) sang und spielte, kaum sie uns gleich die anmuthige Franzilla nicht vergessen machen, in den beiden ersten Akten vorzüglich gut, später aber sanken, was bei dieser wackeren Sängerin leider nur zu oft der Fall ist, ihre Kräfte und ihre Leistung ward bedeutend schwächer.

Madame Döring gab heute den Part der Lise zum erstenmal; sie hatte, dem Vernehmen nach, diese Rolle rasch einstudiert, und verdient daher ihre wackere Leistung um so mehr Anerkennung. — Die übrigen Mitwirkenden genügten.

Die dritte Rolle, welche Herr Brüning zu seinem Debüt gewählt, ist eine der dankbarsten, welche das Bühnenrepertoir im allgemeinen aufzuweisen hat. Es war die des Carl von Nuf in dem trefflichen Lustspiel «Die Schachmaschine.» Dieser Charakter ist auf unserm Theater von vielen ausgezeichneten Darstellern an uns vorübergeführt worden, und mehr oder weniger haben alle darin gefallen, eben weil die Rolle so dankbar ist. Von den meisten Repräsentanten des Carl v. Nuf aber, nur von unserm verewigten Herfeld nicht, ward eine Seite dieser Bühnengestalt vernachlässigt, die des Cavaliers nehmlich; ein Fehler, von dem wir selbst unsern, oder vielmehr leider nicht mehr unsern, in dieser Rolle sonst so ausgezeichneten Lehrer nicht ganz freisprechen können, der sich auch in der Darstellung des Hrn. Brüning sichtlich offenbarte, obgleich im Uebrigen seine Leistung eine recht verdienstliche war. Zu seinen besten Scenen gehörte unstreitig die, in der der ausgelassene, stets auf tolle Streiche sinnende Carl den Philosophen spielt. Wir konnten noch mehr solche gelungene Momente hervorheben, doch reiche es hin zu berichten, daß über das Ganze eine Harmonie ausgegossen war, die selbst mittelmäßige Einzelheiten leichter übersehen ließ. Herr B. ward am Schlusse des vierten Aktes gerufen. — Wenn wir nun zu den übrigen Darstellern übergehen, so nennen wir billig zuerst neben dem emporstrebenden glücklichen Talent, den ausgebildeten reifern Künstler Herrn Döring, der den Grafen von Balken mit wahrhafter Virtuosität durchführte. Wie herrlich nüancierte er z. B. in seinen Unterredungen mit der Baronin Ring, besonders bei der Versicherung, er habe einen Plan! Dieses weise Heimlichthun war von unbeschreiblicher Wirkung, denn man sah nicht bloß den einfältigen, hintergangenen passiven Pinsel, sondern einen noch weit lächerlicheren, der mit einer Art von innerem Triumph sich für einen klugen und schlauen Kopf hält. Von nicht minderem Erfolg war die letzte Scene des letzten Aktes. — Nicht übel war Mad. Marschall als Baronin Ring, nur fehlte der Anstand der Edeldame. Herr Schmidt als Baron war portrefflich. — Mad. Lenz als Sophie war zwar schelmisch aber nicht fein genug. Die weniger glänzende Parthie der Julie ward von Dlle. Pleß mit sichtlichem Fleiße durchgeführt. — Herr Lenz spielte den alten Nuf, einige Gedächtnißlücken abgerechnet, mit Freiheit und äußerer Gewandtheit, welches Lob wir heute auch Herrn Löwe ertheilen können.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 15. April: „Der Schneider und sein Sohn.“

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 46 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Dänische Bilder.

2. Fredensborg.

Wir wandelten in Waldeskühle,
Gar traulich Hand in Hand dahin.
Im Herzen freundliche Gefühle
Genossen wir mit reinem Sinn.

Es neigte sich der Tag auch heute,
Schon glänzten Sterne in der Höh',
Und plötzlich tönte sanft Geläute,
Vom Dorfthurm über Esroms See.

Da schwieg Gesang in Waldeswipfeln,
Der See ließ keine Wellen sehn,
Und hinter grünen Bergesgipfeln
Sah'n wir die Sonne untergehn.

Von holder Dämmerung geleitet
Erreichten wir die Ruhebank;
Vor uns der See still ausgebreitet,
Und fernher noch die Glocke klang.

Der letzte Ton war nun verklungen!
Nur Sabbathstille um uns her;
Wir hielten innig uns umschlungen,
Das Herz hatt' keine Worte mehr.

Wir schwelgten lang in heit'rem Frieden
In seeliger Vergessenheit. —
Dann sind wir reich beglückt geschieden
Von dieser Gottesherrlichkeit.

S.

Blätter

aus der

Reisemappe eines Reizbaren.

(Fortsetzung.)

Ich weiß nicht warum, aber ich fand mich etwas erleichtert, als Jeronimo seinem Pferde die Sporen gab und bald darauf aus unserm Gesichtskreise verschwunden war; nicht etwa daß ich mich versucht gefühlt hätte, meine Kräfte mit denen

des Giuseppe zu messen, das Resultat eines solchen thörichten Unternehmens lag ja klar am Tage, aber ich sah doch ein, daß ich mehr Hoffnung hatte, mich durch die Flucht aus den Händen eines statt zweier Feinde zu befreien, und deßhalb folgte ich geduldig meinem Führer.

Nachdem wir uns fast eine halbe Stunde durch die verwachsenen Pfade des Waldes gewunden hatten, gelangten wir auf einen etwas freieren Platz, auf dessen Mitte sich ein großes verfallenes Gebäude erhob.

„Das da, Herr, ist meine Wohnung," nahm jetzt Giuseppe das Wort, „ich kann nicht viel Rühmens davon machen, denn sie ist gar sehr verfallen, das Innere aber ist bequemer als man glauben sollte, auch ist Raum genug vorhanden. — Stände das Gebäude der Landstraße näher, könnte ich leicht eine Herberge darin anlegen — nun es leistet auch so seinen Nutzen." —

Diese letzten Worte murmelte er vor sich hin und sie bedurften wahrlich keiner Auslegung.

Als wir den Raum betraten, der zugleich zur Küche, zum Wohnzimmer und Gott weiß, zu was sonst noch diente, stand der Tisch für das Abendessen gedeckt, und um meinen Argwohn zu bestätigen, lagen ein Dutzend Messer und Gabeln bereit, obgleich die Familie meines Wirthes nur aus vier Personen bestand: nehmlich aus ihm, seinem Weibe, seiner Tochter und einer rothhärigen achtzehnjährigen Dirne, die er Bettina nannte. Der scharfe Blick Giuseppes gewahrte schnell was in mir vorging, denn einen Augenblick lang umschattete sich seine Stirn; er war indeß zu sehr an Verstellung gewöhnt, als daß er seinen Zügen gestattet hätte, seine Gefühle längere Zeit zu verrathen. Die Wolken schwanden schnell wieder aus seinem Gesicht und mit scheinbarer Gutmüthigkeit schickte er sich an, den Eindruck zu verwischen, welchen wie er sah, die Anstalten zum Abendessen bei mir erweckt hatten.

„Ihr staunt," sprach er, „den Tisch eines armen Mannes für so viele Personen gedeckt zu finden, allerdings sind wir nicht gewohnt, oft Gäste bei uns zu sehen, die Sache verhält sich folgendermaßen: Ich erfuhr daß der Secretair unseres Grafen hier im Gebirge jagen würde, und da wollte ich ihm und seinen Leuten eine Höflichkeit erzeigen. Wir armen Teufel, die wir weder Geld noch Land besitzen, müssen uns die großen Herren der großen Herren zu guten Freunden halten."

„Haben wir denn den Besuch noch zu erwarten?" fragte das Weib.

„Nein, Mutter," erwiderte Giuseppe, „der Wind ist plötzlich nach Norden umgesprungen, er wird vor Morgen nicht eintreffen." Dieser Grund schien der Frau einzuleuchten, bei mir aber brachte er eine ganz andere Wirkung hervor. Was um des Himmels Willen konnte der Nordwind mit der Jagd des Secretairs zu schaffen haben? Giuseppes Antwort hatte gewiß eine geheime Bedeutung, welche nur die Frau verstand.

Trotz meines Bemühens, meine Gefühle zu verbergen, durchschauete Giuseppe dennoch den Schleier, womit ich meine

Angst zu verhüllen strebte; er that indeß, als halte er mein bleiches Antlitz für eine Folge meines Unfalls im Walde. — „Couragio, Signor!" rief er, „der Fall kann Euch doch keinen Schaden zugefügt haben, denn Eure Glieder sind ja ganz geblieben — was den Schreck betrifft — den wird ein Becher Wein schon vertreiben. — Und wenn Ihr Hunger spürt, wird eine schmackhafte wilde Ente — — Nicht wahr, Mutter, die setzest Du uns vor."

„Ey freilich!" rief die Frau, „auch steht ein Hase bereit sammt Rebhühnern." —

„Desto besser, das wird Euch das Blut schon wieder in die Wangen jagen," unterbrach sie der Böswicht, indem er seiner Frau bedeutungsvoll zulächelte. — Um Zeit zu gewinnen, suchte ich die Verbrecher durch Freundlichkeit zu täuschen und äußerte, wie ich besorgt sey, daß mein Aufenthalt in ihrem Hause ihnen Unbequemlichkeiten verursachen würde.

„Auch nicht die geringste," entgegnete Giuseppe, „Ihr seht ja es steht ein Abendessen für 12 Personen bereit, freilich, was das Bett betrifft, so ist das etwas anderes. Wir haben zwar Zimmer genug, aber sie sind sämmtlich so verfallen, daß selbst eine Ratte kaum einen Augenblick darin verweilen würde, wüßte sie anderswo nur ein Loch ihren Kopf sicher unterzubringen. Da ist freilich das blaue Zimmer."

„Das blaue Zimmer — das blaue Zimmer?" fielen ihm Frau und Tochter in die Rede.

„Ihr seyd Narren — ausgemachte Narren!" rief Giuseppe erzürnt.

„Ich wundere mich über Dich, Giuseppe," bemerkte die Frau, trotz der bedeutungsvollen Blicke ihres Mannes, „Du siehst doch, wie der junge Herr schon ohnehin so furchtsam ist, wenn ihm nur gar der Geist erschiene, wir fänden ihn am Morgen todt."

„Dummes Weibergeschwätz, ' brummte Giuseppe, und zu mir gewandt fuhr er fort, „ich wollte Euch die alberne Geschichte vorenthalten, damit Ihr ruhig schlafen könntet — nun aber ist es aus damit, Ihr würdet in dem blauen Zimmer keinen Schlaf finden — ob ich gleich glaube, an der ganzen Sache ist kein wahres Wort."

Ich schauete auf die Frau und ihr Blick bestimmte mich sogleich. „Ich danke guter Freund," sprach ich, „ich thue besser daran Euch reinen Wein einzuschenken, als einen Muth zu erheucheln, der mir leicht fehlen könnte, wenn ich desselben am meisten bedürfte. Die Lebenden fürchte ich nicht — " ich betonte bemerkbar diese Worte — „mit Gespenstern aber, gleichviel ob sie mir in schwarzen oder blauen Zimmern erscheinen, mag ich nichts zu schaffen haben. Wenn Ihr anders also nichts dagegen habt, will ich hier im Lehnstuhl vor dem Feuer, die Nacht zubringen."

Dieser Vorschlag schien nicht in Giuseppes Kram zu passen, er warf einen zornigen Blick auf seine Frau wegen ihrer Einrede, dann nahm er sein früheres, freundliches Wesen wieder an. „Nicht doch, Signor," sprach er, „wir müssen besser für

Euch sorgen. Bettina kann das Lager meiner Tochter theilen und Ihr mögt in ihrer Kammer schlafen."

„Jetzt gerieth Bettina in Verwirrung; ihr Gesicht erglühte, ward aber plötzlich wieder leichenblaß, sie sagte indeß kein Wort und da Giuseppe ihr den Rücken zugekehrt hatte, bemerkte er es nicht. Ich wußte nicht, wie ich ihr Benehmen deuten sollte. Sollte ich in ihr eine Beschützerin gefunden haben? Und wenn dieß der Fall war, stand es auch in ihrer Macht, mir Beistand zu leisten? Sie war von nun an meine einzige Hoffnung, und ich beschloß, sie nicht aus den Augen zu lassen; aber es schien, als ob der schlaue Giuseppe meinen Plan durchschauet hätte, denn während des Abendessens, das nunmehr aufgetragen wurde, beobachtete er uns scharf, auch war sein Benehmen gegen Bettina strenge und Mißtrauen verkündend. Ich bauete indeß darauf, daß sie mich nach meinem Schlafzimmer führen würde, und hoffte alsdann einen Rettungsplan mit ihr verabreden zu können, wenn sie anders, wie ich nicht zweifelte, mir zu helfen bereit sey. Diese meine Absicht ward indeß durch die Dienstfertigkeit der Frau vereitelt, welche, unter dem Vorwande, daß es die Ehrerbietung gegen ihren Gast so verlange, sich anschickte mir selbst vorzuleuchten. Ich bemühte mich, ihr ihre Höflichkeit auszureden, da aber erklärte sie ganz unverholen, wie sie gar wohl bemerkt habe, daß zwischen Bettina und mir allerhand Blicke gewechselt worden, weshalb sie es nicht für gerathen halte, uns allein zu lassen. Ich war also genöthigt nachzugeben, denn ein fernerer Widerstand würde die Missethäter überzeugt haben, daß mir ihr Mordanschlag klar geworden. ich mußte befürchten, daß sie alsdann die Catastrophe sogleich herbeiführen würden, während sie jetzt wahrscheinlich beschlossen hatten, mein Einschlafen abzuwarten und ich vielleicht bis dahin, durch irgend einen unvorhergesehenen Zufall gerettet werden konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Circassier.

(Beschluß.)

Einige Monate waren bereits vergangen, und Tscherzaman war seines Weibes Iva noch keineswegs überdrüßig; im Gegentheil, ihre gegenseitige Liebe schien mit jedem Tage zu wachsen und nichts gewährte dem Häuptling mehr Freude, als wenn seiner Favoritin Geschenke dargebracht wurden.

Eines Abends, als der Fürst vor der Thür seines Zeltes lustwandelte, in seinen kostbaren rothen Pantoffeln, auf die er als das Geschenk eines benachbarten Paschas großen Werth setzte, ward als ein Beweis der Achtung für die Bewohner des Zeltes, ein Schaaf von außerordentlicher Größe dorthin gebracht. Der Fürst empfing die Gabe mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit; das Benehmen des Gebers aber hatte so etwas Absonderliches, daß es ihn stutzig machte. —

„Bist Du ein Circassier, Freund?" fragte der Häuptling, indem er den Fremdling forschend betrachtete, „Deine Tracht ist die unsrige, aber — — — " Der Fürst hielt inne, der Fremdling verbeugte sich schweigend und zog sich so schnell zurück, als es die Ehrerbietung gegen einen Häuptling gestattete. „Das bedeutet nichts Gutes," bemerkte Tscherzaman zu Iva gewandt, der das Seltsame in dem Antlitze des Fremdlings ebenfalls aufgefallen war. Er ergriff schnell seinen Säbel, griff zu Bogen und Pfeilen und waffnete sich, um jedem etwaigen plötzlichen Angriffe zu begegnen. Aber rund um ihn herrschte der tiefste Friede, und als die Nacht hereinbrach, legte er sich furchtlos wie er war, mit den Seinigen ruhig nieder.

Iwas Schlummer war in dieser Nacht indeß keineswegs ungestört. Sie träumte von dem raschen Anrücken feindlicher Reuterei und fuhr endlich heftig erschreckt aus ihrem Schlafe auf. Sie sprang von ihrem Lager empor, lugte zum Zelte hinaus und erblickte eine Anzahl Reuter, welche sich langsam näherten. Dieß war kein Traum mehr. Sie weckte ihren Gemahl welcher mit seinen wenigen Getreuen schnell auf den Beinen war. Die Kosacken aber, denn diese waren es, sprengten jetzt mit eingelegten Lanzen rasch gegen das Zelt heran, so daß alles die Flucht ergriff, der muthige Tscherzaman ausgenommen. Ganz allein stellte er sich seinen Feinden entgegen und viele Wunden empfing er in der Vertheidigung seines Weibes und seiner Freiheit. Aber Säbelhieb auf Säbelhieb folgte, bis er endlich ruhmbedeckt zu Boden sank, und von den Siegern jenseits des Flusses geschleppt wurde. Auch die Fürstin Iva ward gefangen mit hinweggeführt, und kaum bedarf es wohl noch der Bemerkung, daß diese Räuber die Kosacken des Fürsten Ostroloff waren.

Als der Circassier sich aus der Bewußtlosigkeit wieder erholt hatte, in die er durch den Blutverlust versunken war, fand er sich in einer dunklen Hütte, auf einem armseligen Lager von Kosacken umgeben. Iva, deren Anhänglichkeit an ihrem Gatten, selbst von diesen Barbaren respectirt wurde, saß traurig ihm zur Seite. Ihre schönen, wenn gleich bleichen Gesichtszüge aber, verkündeten den heftigsten Zorn, so wie daß die Zeit gekommen sey, in welcher sie einen Beweiß ihrer Entschlossenheit abzulegen gesonnen. Der Fürst Ostroloff näherte sich jetzt, schalt daß man die Gatten beisammen gelassen hatte, und gebot, sie auf der Stelle zu trennen und Iva nach seinem Zelte zu bringen. Anfangs zögerten die rohen Kosacken und als der sterbende Häuptling sein Antlitz hob um noch einen Blick nach der Gefährtin seiner Leiden zu senden, schauderten sie unwillkürlich vor dem verhaßten Auftrage zurück. Dem Befehle ihres Gebieters aber mußte Folge geleistet werden, und endlich schickten sie sich an, denselben ins Werk zu richten, als plötzlich ein junger Kosack aus ihren Reihen hervorsprang, seine Lanze schwang und einen augenblicklichen Aufschuß verlangte. Bestürzt ob dieses Benehmens ihres Camaraden hemmten die Kosacken ihre Schritte, und als der russi-

sche Fürst nach der Ursache ihrer Zögerung fragte, trat Romilow, so nannte sich der Jüngling, kühn vor seinen Gebieter. Vor Wuth schäumend fragte Fürst Ostroloff nach der Ursache dieser Widerspenstigkeit, worauf der Jüngling furchtlos erwiderte: „Tyrann, Du wolltest dieses Weib schänden, vernimm, es ist meine Schwester! Ich bin ein Circassier, ward von den Kosacken am schwarzen Meere zum Sklaven gemacht; mein Muth aber sprengte meine Fesseln, und dieselbe Todesverachtung soll Ina vor Schande retten.

„Elender! den Säbel gezogen in meiner Gegenwart!“ tobte Ostroloff. „Hauet ihn nieder auf der Stelle!“ — Er winkte gebieterisch mit der Hand, und näher traten die Kosacken, um sich des Verurtheilten zu bemächtigen.

„So muß es denn seyn,“ donnerte Romilow, indem er auf seine Schwester zustürzte, welche noch immer ihren sterbenden Gatten umfangen hielt. „Lebe wohl Ina, lebe wohl Tscherzaman. Und mit Blitzesschnelle zog er ein Pistol hervor. „So, verhaßter Moscovit, rächt sich ein Circassier,“ rief er, und im nächsten Moment lag der junge russische Fürst in seinem Blute gebadet da. — Die Kosacken warfen sich auf den Jüngling und hieben ihn auf der Stelle nieder. Ina hatte der Schrecken getödtet, sie lag entseelt neben dem Sterbelager Tscherzamans, welcher mit dem Ausruf: „Ich sterbe gern, wir sind gerächt!“ bald darauf seinen Geist aushauchte.

Hugo.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Debütrollen über Debütrollen! Wer zählt die Völker, wer die Namen? In Gottes Namen denn, wenn es denn durchaus Debütrollen seyn sollen, also:

Erste Debütrolle des Herrn von Lavallade als Alamir in Schenks Tragödie «Belisar.»

Es ist, wie wir es auch schon früher bei den Debütrollen des Herrn Brüning erklärt haben, nicht unsere Absicht, gleich nach den ersten Darstellungen fremder Künstler ein bestimmtes Urtheil über ihr Talent zu fällen, es ist da zu viel auf Rechnung der Unbekanntschaft mit einer fremden Bühne und der Befangenheit vor einem fremden Publikum zu stellen, als daß man im Stande wäre, gleich im Anfange über den neuen Darsteller eine klare Rechnung zu ziehen und so mögen denn auch über den Alamir des Herrn von Lavallade für heute nur einige Andeutungen genügen. Der noch sehr junge Darsteller scheint ein recht hübsches Talent zu besitzen, jedoch hat er sich besonders vor Meinerlichkeit, falschem Pathos und unrichtiger Betonung zu hüten, von welchen Mangeln seine heutige Leistung nicht ganz frei war, auch war in seinem Vortrage eine gewisse Gezwungenheit bemerkbar, welche wir indes gern, wie gesagt, auf Rechnung einer Befangenheit stellen, die um so verzeihlicher war, da der junge Künstler als Debütant angekündigt worden. Im dritten, vierten und fünften Akte war Herr von Lavallade unstreitig weit besser als in den beiden ersten, in denen zumal im zweiten Akte in der Scene mit Irene seinem Spiele und seinem Vortrage Wahrheit mangelten. Die Wiedererkennung Belisars im vierten Akte dagegen gelang dem jungen Künstler vorzüglich und wohlverdient war der laute Beifall, der ihm hier gespendet wurde.

Für heute beschränken wir uns rücksichtlich des Talents dieses neuen Mitgliedes unserer Bühne auf diese wenigen unvorbehaltenen Worte; in der Folge werden wir seine Leistungen speitller besprechen.

Daß die ganze Individualität des Herrn Lenz sich nicht für den Cothurn eigne, haben wir schon vor zwanzig Jahren und seit zwanzig Jahren ausgesprochen und sein Belisar liefert neuerdings wieder einen Beleg dieser unserer Behauptung. Wenn die Unmöglichkeit seinem Gesicht mannigfaltigen Ausdruck zu verleihen, wenn ein etwas polterndes Organ, hin und wieder Gedächtnißmangel und Unverständlichkeit einem Darsteller so storend in den Weg treten, wie bei Herrn Lenz so sollte derselbe auf das tragische Gebiet Verzicht leisten, und sich auf Rollen des bürgerlichen Dramas beschränken, worin er sowohl in Anstandspaethien, wo es auf eine edle und schöne Repräsentation ankommt, wie auch im Gebiete der Komik recht Ausgezeichnetes zu leisten vermag.

Die Irene der Madame Lenz war viel zu materiell, — wir wurden wider Willen zurückgeführt zu einer früheren Zeit unseres verstorbenen Dramas, und mußten der Künstlerin Therese Peche gedenken, welche leider viel zu kurze Zeit als hellstrahlendes Gestirn an unserm Theaterhimmel glänzte.

Mad. Fischer als Antonina und Herr Doring als Justinian leisteten Vorzügliches; die Uebrigen waren wenigstens nicht storend.

Die Opernfreunde harren fortwährend sehnsuchtsvoll auf die Ankunft der vielberuhmten und vielbesprochenen Dame: Schröder-Devrient.

Musikalisches.

Auf vieles Verlangen zahlreicher Kunstfreunde hat sich der verdienstvolle Künstler Herr Kaufmann aus Dresden entschlossen, vor seiner Abreise von hier noch einmal seine herrlichen Instrumente hören zu lassen und zu dem Ende noch eine Fünfte Musikalische Soiree zu veranstalten, welche am Mittwoch den 19ten dieses ebenfalls im Apollosaal stattfinden wird, und über welche die öffentlichen Blätter seinerzeit das Nähere mittheilen werden.

Hamburg, den 11. April.

Der, in Folge eines von dem Parlamente erlassenen Gesetzes, in London bestehende „Verein über das Eigenthumsrecht dramatischer Producte“ hat Herrn John Miller in London zu seinem Agenten erwählt, und alle Stücke brittischer Autoren sind demnach, von jetzt an, nur von demselben zu beziehen. Damit aber die deutschen Uebersetzer sich leste schneller in den Besitz dieser Werke setzen können, hat Herr Miller den als Englischen Sprachlehrer rühmlichst bekannten Herrn James R. Andrew hieselbst zu seinem Agenten für Deutschland ernannt, so daß also alle Anfragen und Bestellungen dieserwegen an denselben gerichtet werden können.

D. R.

Montag, den 17ten April: „Die Stumme von Portici.“ Oper in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 47 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Dänische Bilder.

3. Frederiksborg.

Es hat der König Christian
Erbaut ein stattlich Schloß,
Als er auf seiner Siegesbahn
Einmal der Ruh genoß.

Er hat's erbaut aus rothem Stein
Mit Thürmen schön geziert,
Und in den tiefen See hinein
Der Grundstein sich verliert.

Manch hohen Saal schmückt eitel Gold
Und Purpur deckt die Wand,
Und Teppiche sind aufgerollt,
Aus fernem Morgenland.

Des Königs einfach strengem Sinn
Gefiel nicht solche Pracht,
Und nur zur Lust der Königin
Hat er sie ausgedacht.

Ihm selbst genügte ein Gemach,
Das Königsschmuck nicht ziert,
Auf schlichtem, hartem Lager lag
Er, der den Scepter führt.

Dort sann er für des Volkes Glück,
Für Dänemarks Ehr' und Ruhm,
Und dankend hob sich mancher Blick
Nach diesem Heiligthum.

E.

Der Sterndeuter.

Die Geschichte giebt nicht genau an, in welchem bestimmten Jahre, oder Jahrhundert, der ehrwürdige Khalfad in Ispahan glänzte. Er war halb Arzt, halb Sterndeuter, das heißt: ein Mann, welcher die Himmelskörper auslegte und von den Reichen dagegen volle Börsen und kostbare Kleidungsstücke, von den Aermeren aber Honig und Tauben empfing. In einer der engsten Gassen dieser Stadt schauet man noch bis auf den heutigen Tag ein einfaches Häuschen mit einem hervorspringenden Balkon und kleinem Thurme. Hier wohnte und stu-

dierte der weise Mann und noch jetzt wird das Haus: „Der Thurm des Sterndeuters“ geheißen.

Ausgedehnt und verschiedenartig waren die Fähigkeiten des begabten Khalsads. Die Leichtgläubigsten seiner Besucher waren überzeugt, daß er die Macht besitze, die Geister der Abgeschiedenen und Abwesenden zur Stelle herzubeschwören und erzählten die wunderbarsten Geschichten in dieser Rücksicht.

Khalsad war von ganz niedriger Geburt, er war der Sohn eines Wasserträgers, aber sein Ansehen war größer als das irgend eines seiner Zeitgenossen, ja sein Einfluß stieg endlich sogar so sehr, daß er es einst wagte, sich dem Wunsche des Königs zu widersetzen, und die glänzenden Anerbietungen ausschlug, die ihm gemacht wurden, unter der Bedingung, daß er seine Wohnung in dem Pallaste aufschlage, wo die Favoritin ihrer Niederkunft harrte, um wie man hoffte, dem Reiche einen Erben zu schenken.

„Der König,“ sprach er kurzweg, „mag sich einen anderen Weisen suchen, welcher ihm das Schicksal seines Erben prophezeit wie es ihm gefällt, nicht aber wie die Sterne es verkünden.“

Ungefähr einen Monat vor der erwarteten Niederkunft der Königin wanderte der weise Mann einst Nachts allein auf dem Dache seines Hauses umher. Als er tiefen Ernstes hinaufschauete auf die Tafel der Zukunft, welche über seinem Haupte ausgebreitet lag, angefüllt mit Milliarden Inschriften vom menschlichen Wohl und Weh, die er so trefflich zu enträthseln verstand, glaubte er zu gewahren, daß die Gestirne des Schicksals in dieser Nacht heller strahlten als gewöhnlich. Noch schauete er aufmerksam hinauf, da erschienen plötzlich in verschiedener Richtung zwei neue leuchtende Körper, der eine schoß wie es schien, von dem Dache des Pallastes empor und verdunkelte mit seinem hellstrahlenden Glanze alle anderen Gestirne in seiner Nähe, während der andere sich langsamer über jener Gegend der Stadt erhob, wo die ärmere, arbeitende Klasse wohnte. — Aber so wie das Licht des Letzteren immer strahlender wurde, ward das des Ersteren immer schwächer und schwächer. Sie näherten sich einander, plötzlich aber senkte sich vom Monde her eine weiße Wolke herab, welche die weiteren Pfade der beiden neuen Himmelskörper verschleierte.

Khalsad begab sich hinab in sein Studierzimmer, neben dem sich ein kleines Cabinet befand, welches außer ihm noch von keinem menschlichen Fuße getreten worden war. Das Cabinet war ganz finster, in dem Zimmer aber brannte nur ein einziges Licht, welches das unscheinbare Geräth nur schwach beleuchtete. „Ihr gewaltigen unsichtbaren Mächte,“ sprach er, „weshalb verbergt Ihr Euch zum erstenmale vor mir? Giebt es noch irgend ein Opfer, irgend ein eifriges Streben, womit ich von Euch eine klarere Kenntniß Eures Willens erringen kann?“

Während er diese Worte sprach, ward in der dunklen Kammer ein Geräusch vernehmbar, so als ob sich dort gewaltige Schwingen regten, auch hörte es sich an, als ob der Fußboden mit mehreren schweren Füßen betreten würde. Khalsad beugte sich bis tief zur Erde, um das Gespräch zweier Stimmen zu vernehmen, welche in einem Streite begriffen schienen. — Ihre Töne aber waren seinem Ohre fremd, ihre Worte ihm unverständlich. Die Stimmen wurden indeß immer lauter und lauter und äußerten sich endlich mit einer solchen Heftigkeit, daß das Zimmer erdröhnte und die astronomischen Instrumente fast durch einander geworfen wurden. Nach und nach aber wurden die Stimmen wieder schwächer, bald flüsterten sie nur noch mit einander und endlich war es, als ob sie sich auf Schwingen fortbewegten. Von Ungeduld und Neugier fast verzehrt, ersaßte jetzt Khalsad die Lampe und stürzte in das Cabinet; dort war keine Spur des Besuchs vorhanden, auf der in der Mitte stehenden Marmortafel aber lagen zwei Ringe, von einem bleichen und weißen Metall, worauf unbekannte Charaktere eingegraben waren. Khalsad that sein Möglichstes sie zu enträthseln, vergebens; und während er noch damit beschäftigt war, erscholl plötzlich ein Pochen an seine Thür und ein lautes Jubelgeschrei des Volks draußen.

So wie die Thür geöffnet wurde, drängte sich eine Schaar königlicher Diener herein, von dem Oberkämmerer vorgeschritten. Sie trugen brennende Fackeln und hatten ihre Ceremonienkleider nur zur Hälfte angelegt, offenbar, weil die Eile, womit sie fortgesandt worden, sie verhinderte, sich völlig damit zu bekleiden. Unter den Ankömmlingen befanden sich auch einige aus dem Volke, welche sich neugierig mit hereingeschlichen hatten.

„Der Beherrscher,“ nahm jetzt der Oberkämmerer das Wort, indem er dem Sterndeuter einen kostbaren Brillantring und eine goldgefüllte Börse überreichte, „der Herrscher verlangt Deine Gegenwart, ehrwürdiger Khalsat. Er begehrt, bei dem Andenken an Eure alte Freundschaft, daß Du Dich unverzüglich nach dem Palaste begiebst, die Königin gebar vor einer Stunde — — beim Allah! das Volk ist unerträglich,“ rief er sich selbst unterbrechend, „fort mit Dir, Tochter eines Hundes, oder Du sollst die Bastonade fühlen. Werft sie hinaus!“ Die der diese Anrede galt, war ein armes altes Weib in der armseligsten Tracht; sie schien ungemein erstaunt über die große glänzende Gesellschaft, in welche sie gerathen war. „Werft sie doch hinaus!“ wiederholte der Oberkämmerer.

„Halt,“ gebot Khalsat, „Du vergißt, daß Du Dich in der Wohnung eines Mannes befindest, dem Rang und Ehrenstellen grade so viel gelten, als die Glasstücken, womit das Kind auf der Straße spielt. Begieb Dich hinweg, Du Diener eines stolzen Königs, Du sollst erfahren, daß ich noch stolzer bin als er, und daß das Verlangen dieses armen Weibes, wenn sie anders ein solches auf dem Herzen hat, von mir eben so geachtet wird, als das seine, obgleich sie mir keinen Ring und keine Goldbörse gebracht hat. Sprich zuerst, gute Frau, was suchst Du hier?“

Aisa, das Weib eines Bäckers, denn so geringen Standes war sie, wagte anfangs nicht auf die Aufforderung eines so angesehenen Mannes etwas zu antworten, endlich brachte

sie eine Menge Entschuldigungen wegen ihrer Zudringlichkeit hervor, ihre Tochter, berichtete sie, sey vor einer Stunde Mutter geworden, und ein Traum habe ihr geboten, sich zu dem weisen Khalfad zu begeben und ihn zu bitten, ihr das Schicksal des neugebornen Kindes zu deuten.

Vergebens tobte der Oberkämmerer ob einer so unzeitigen Herablassung des Sterndeuters; dieser hörte ihren Bericht ruhig bis zu Ende an, und versprach sogleich das Horoscop des Kindes zu stellen.

„Berichte Deinem Herrn," sprach er alsdann zu dem Oberkämmerer, „daß ich die Sterne eben so gut von meinem Thurm als von seinem Pallaste aus, entziffern kann, ich werde deßhalb nicht zu ihm kommen. Er möge aber morgen um diese Stunde zu mir schicken und ich werde seinem Boten überliefern, was er wünscht, Sage ihm auch, daß das Auge des Weisen nicht durch Gold zu blenden, daß seine Zunge nicht durch Honigworte zu beschwichtigen ist."

Der Oberkämmerer bat, drohte, schalt. Khalfad aber blieb unerbittlich, und entließ ihn, nachdem er den Inhalt der von dem König erhaltenen Börse an das Gesolge seines Abgesandten vertheilt hatte.

Während der nächsten 24 Stunden blieb Khalfad unsichtbar. Der König ließ seine Thür mit Drohungen und Vorstellungen belagern, vergebens. In der folgenden Nacht aber zu derselben Stunde überreichte er der Bäckers Wittwe und dem Oberkämmerer jedem ein versiegeltes Beutelchen von egyptischer Seide, dem Aeußern nach sich einander vollkommen ähnlich, auch richtete er an den königlichen Boten nicht mehr Worte, als an die arme Frau. „Diese Beutel," sprach er, enthalten den Willen des Schicksals in Betreff der Neugebornen. Bindet sie um den Nacken der Kinder und bewahrt sie wohl. Allah sey mit Euch! — Die Zukunft wird sich Euch schon offenbaren, ohne meine Prophezeihung."

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter
aus der
Reisemappe eines Reizbaren.

(Fortsetzung.)

So wie die Alte den Rücken gewandt hatte, verschloß und verriegelte ich sorgsam die Thür, und schickte mich an, das Zimmer zu untersuchen, um zu erforschen, ob noch irgend ein anderer geheimer Eingang vorhanden sey, mit.elst dessen die Mörder mich überfallen konnten.

So ängstlich ich indeß auch suchte, ich konnte nichts dieser Art entdecken, und das gewährte mir einige Beruhigung. — Nicht wissend, was für Vorsichtsmaßregeln ich sonst noch ergreifen sollte, bis die Gefahr in bestimmter Gestalt hervortreten würde, beschloß ich endlich, dem Feinde auf keinen Fall den Eingang zu gestatten; mit diesem Vorsatze zog ich das Licht vom Fenster zurück und warf mich in einen neben dem Bette stehenden Lehnstuhl, nicht um zu schlafen, sondern um mich wach zu halten und bereit zu seyn, jedem Angriffe nach Möglichkeit zu begegnen.

Der Zufall vereitelt indeß oft die am klügsten angelegten Pläne; der verrätherische, weichgepolsterte Lehnstuhl hatte mich trotz meiner Vorsicht, schon nach einer halben Stunde in einen sanften Schlaf gewiegt, aus welchem ich durch ein Geräusch geweckt ward, dem ähnlich, als wenn Kieselsteine gegen Glas geworfen werden. Ich raffte mich schnell auf, war aber von den Bettvorhängen so bedeckt, daß ich das was vorging sehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. — Wer beschreibt mein Entsetzen, als ich bei dem schwachen Schimmer der Lampe, die ich in den Kamin gestellt hatte, ein menschliches Antlitz dicht vor dem Fenster gewahrte. Bevor ich mich von meinem Schrecken genugsam erholen konnte, um einen Entschluß zu fassen war das Fenster schon geöffnet und der Eindringling hatte eins seiner Beine bereits hineingeschoben. Ich versuchte zu reden, aber die Zunge versagte mir den Dienst, und eben so unfähig war ich ein Glied zu regen, ward ich gleich vom heftigsten Fieberfrost geschüttelt.

Mit der größten Vorsicht zog der Bösewicht jetzt das andere Bein nach, leise und langsam, augenscheinlich um mich nicht zu erwecken; und im nächsten Moment hätte er sich im Zimmer befunden, wären nicht plötzlich, wie durch ein Wunder, alle meine Kräfte zurückgekehrt. Ich schrie ihm so laut ich konnte zu, sich auf der Stelle zurückzuziehen und drohte ihm zugleich mit meinen Pistolen, die ich, in jeder Hand eine, ihm entgegenhielt. Der Schurke fuhr mächtig zusammen, richtete auf mich einen Blick den ich hie vergessen werde, und sprang, wie von Entsetzen erfaßt, zum Fenster wieder hinaus.

Der augenblicklichen Gefahr war ich also entgangen, aber war es wahrscheinlich, daß der Verbrecher so leicht sein Vorhaben aufgeben würde? Stand nicht zu erwarten, daß er sofort mit seinen Spießgesellen zurückkehren würde, um mich mit ihrer Hülfe zu überwältigen? Um auf der Stelle das Schlimmste zu erfahren, erfaßte ich die Lampe, bedeckte sie mit meiner Hand damit das Licht mich nicht verrathen möchte, und schlich mich zum Fenster. Ich vernahm unten auch wirklich zwei Stimmen, aber sie sprachen so leise, daß ich, obgleich ich meine Gehörwerkzeuge gewaltig anstrengte, von dem Inhalt ihres Gespräches auch kein Wörtchen verstehen konnte. Eine Stimme war eine weibliche, vermuthlich war es Bettina, welche sich bemühte, ihrem raubgierigen Gebieter die Mordthat auszureden.

Welche Maßregel sollte ich jetzt ergreifen? Sollte ich bleiben wo ich war, oder sollte ich auf jede Gefahr hin, hinauseilen und versuchen mich durch die Flucht zu retten? Endlich entschloß ich mich zu dem Letzteren, ich beschattete die Lampe, so gut ich es vermochte, wagte mich, leise wie eine Katze, hin-

aus in den Corridor, wo alles ruhig war. Dieß ermuthigte mich; ich verriegelte nunmehr das Zimmer von außen, damit der Missethäter, falls er aufs neue durch das Fenster hineinklettern sollte, mich nicht verfolgen könne. Darauf schlich ich leise die Treppe hinab der Küche zu, wo ich meine Schritte hemmte, um zu horchen, ob sich jemand in der Nähe befinde; die tiefste Stille aber herrschte überall. Mit pochendem Herzen öffnete ich jetzt die Thür. Wer aber vermöchte den Schrecken zu beschreiben, der mich erfaßte, als ich mich plötzlich meinem Wirthe gegenüber befand, welcher als ich eintrat, rasch aus seiner knieenden Stellung aufsprang. Was er verrichtet hatte, wußte ich nicht, ganz gewiß aber hatte er nicht gebetet.

„Diavolo,“ rief er verdrießlich, „was bringt Euch zu dieser Stunde in der Nacht aus Eurem Bette heraus? Mein Haus ist kein Wirthshaus, wo der Gast, wenn er seine Rechnung bezahlt, frei schalten und walten kann. Ihr befindet Euch in der Behausung eines ehrlichen Forstmannes, der Euch gastlich aufnahm, damit Ihr nicht nöthig hättet unter freiem Himmel zu übernachten; hätte ich gewußt, daß Ihr solche Streiche machen würdet, würde ich Euch gelassen haben, wo ich Euch gefunden.“

Ich suchte ihn zu besänftigen. „Ich wollt Euch nicht beleidigen,“ sprach ich, „die Wahrheit zu gestehen, mich fror in der Kammer und da kam ich herab, um mich hier im Lehnstuhl am Kamin zu wärmen.“

Giuseppes Stirn umwölkte sich noch mehr — und ich hielt mich für verloren. Es war ein furchtbarer Moment. Er schien unentschlossen was er beginnen solle. — Mit übereinandergeschlagenen Armen stand er da, mich scharf betrachtend, aber ohne ein Wort zu sprechen. Endlich sprach er, „wenn es nur das Feuer war, was Ihr suchtet, so könnt Ihr das oben in Eurem Zimmer haben. Ich will Bettina wecken.“

„Nicht doch, nicht doch, meinetwegen soll niemand im Schlafe gestört werden,“ unterbrach ich ihn lebhaft, denn es leuchtete mir ein, daß meine Flucht nur gelingen könne, würde es mir gestattet unten zu bleiben.

Der Bösewicht drang auch wirklich nicht weiter in mich, sondern entgegnete mit einem höhnischen Lächeln: „Meinetwegen denn, macht es wie Ihr wollt. Wenn Euch der Schlaf hier nicht bekommt,“ — er betonte diese Worte — „mögt Ihr es Euch selbst zuschreiben. Genug, Ihr seyd gewarnt und somit gute Nacht, Signor!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Einfall.

Auf dem Meere nicht allein,
Auch zu Lande trifft es ein:
Daß Euch rudern so geschwind
Nicht befördern kann, als — Wind.

Hugo.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Unsre Theaterzettel scheinen mitunter den alten Spruch: „Die Ersten sollen die Letzten seyn,“ bewähren zu wollen, denn nicht selten wird auf denselben das Stück welches zuletzt gegeben wird, zuerst angezeigt. Es ist dieß ein alter Schlendrian, welcher, unser Meinung nach, recht gut abgeschafft werden könnte, da er leicht zu Mißverständnissen führen kann, indem dadurch der, der zufällig die Wörtchen «vorher» oder «den Anfang macht» übersehen, leicht verführt werden kann, die Darstellung des Stücks zu versäumen, nach der ihn verlangt. Täuscht nun noch gar der Zettel, wie am Donnerstag den 10ten dieses, wo «das goldene Kreuz» von Harrys als No. 1 und «die Bekenntnisse» von Bauernfeld als No. 2 angezeigt waren, während doch das letzte Stück zuerst gegeben wurde, so wird die Confusion vollkommen.

In dem Bauernfeldschen Drama, welches zu den wenigen neueren deutschen Lustspielen gehört, die für den Schauspieler dankbar und für das Publikum ergötzlich sind, ward uns in der Rolle des Adolph, Herr Meyer, bisher Regisseur am Stadttheater zu Cöln, als Debütant vorgeführt. In dieser Anzeige aber waltet ebenfalls ein Irthum ob: Herr Meyer ist nehmlich, wie wir aus zuverlässiger Quelle wissen, noch keineswegs bestimmt bei unserer Bühne engagirt, sondern wird für jetzt auf derselben nur als Gast auftreten. Eingedenk unseres Grundsatzes, über die Neuaufzutretenen nach ihrer ersten Leistung nicht gleich ein bestimmtes Urtheil abzugeben, wollen wir uns auch diesmal nur auf einige Bemerkungen beschränken. Herr Meyer besitzt eine recht angenehme Theaterfigur, zwar kein durchaus schönes Organ, aber eine gute, stets deutliche Aussprache und große Theaterroutine. Er führte seine Rolle gewandt und gleichmäßig durch, wenn wir gleich seiner Leistung etwas mehr Leichtigkeit gewünscht hätten.

Herr von Lavallade gab den Alfesser Bitter und wenn es sich bestätigt, daß dieser junge Schauspieler hauptsächlich nur für das Fach der zweiten Liebhaber engagirt worden, so glauben wir schon jetzt diese Wahl mit Ueberzeugung eine gute nennen zu können, indem er in dieser Stellung weit mehr zu leisten vermag, als diejenigen, welche bisher dieß Fach auf unserer Bühne ausfüllten. Auch scheint Herr von Lavallade in der That recht viel Talent zu besitzen, so daß er sich unter verständiger Leitung mit Fleiß und Eifer gewiß recht bald zu dem Fache erster Liebhaber emporschwingen wird. Vor allen aber müssen wir ihm wiederholt Mäßigung anempfehlen.

In «dem goldnen Kreuz» gab Herr Meyer den Sergeanten Gautier, dem Aeußern nach sehr brav, doch lag in seinem Spiele wohl nicht innere Gemüthlichkeit genug; dem Zusammentreffen mit Francis (Herr Löwe) fehlte Herzlichkeit.

Madame Lenz als Therese zeigte uns in ihrem Spiele mehr großstädtische Coquetterie als ländliche Einfalt und Gemüthlichkeit. — Die. Enghaus hat auf die Rolle der Christine noch großen Fleiß zu verwenden, wenn sie darin wirksam seyn will; die Mittel dazu besitzt sie. Herr Raeder als Nicolaus Bottin hielt sich heute von Uebertreibung fern und ergötzte.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 19. April: „Guttenberg.“ Schauspiel in 5 Aufzügen. — Herr Meyer: Guttenberg als Gastrolle.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 48 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Zweiter Abschnitt.

Der Anblick der schönen Tochter des Mynheer Poots hatte auf Philipp Vanderdecken einen mächtigen Eindruck hervorgebracht und ein neues Gefühl vereinte sich mit denen, welche bereits seine Brust bestürmten. Als er endlich seine Wohnung erreicht hatte, warf er sich wieder auf sein Lager, wo er die so eben erlebte Scene an seinem inneren Auge vorübergleiten ließ und sich in seiner Erinnerung die lieblichen Züge des schönen Mädchens, den himmlischen Ausdruck ihres Auges und den Silberklang ihrer Stimme zurückrief, bis endlich bei ihm diese lieblichen Gebilde von dem Gedanken verdrängt wurden, daß der Leichnam seiner Mutter noch immer in der angränzenden Kammer ruhe, das Geheimniß seines unglücklichen Vaters aber in dem verschlossenen Zimmer aufbewahrt liege.

Das Begräbniß sollte am folgenden Morgen stattfinden, und Philipp, dem seit dem Zusammentreffen mit der anmuthigen Tochter des Arztes nicht mehr so angstvoll nach der Entschleierung des Geheimnisses verlangte, beschloß die Eröffnung des inhaltschweren Gemachs bis nach dem Leichenbegängniß zu verschieben. Mit diesem Entschlusse versank er in einen festen Schlaf, aus welchem er erst am folgenden Morgen durch den Priester geweckt wurde, welcher ihn aufforderte, dem Begräbnisse beizuwohnen. In einer Stunde war alles vollbracht, die Nachbaren gingen auseinander und Philipp kehrte gedankenvoll in das Häuschen zurück und verschloß und verriegelte die Thür hinter sich, um nun ganz ungestört zu seyn.

Philipp schritt die Stiege hinan in das Zimmer wo der Leichnam seiner Mutter gelegen hatte, machte sich wieder über den Kasten her, löste die hintere Wand desselben und fand wirklich in einem verborgenen Schubfach einen großen etwas verrosteten Schlüssel. An dem Schlüssel befand sich ein Zettel, mit einer ziemlich unleserlichen Schrift, offenbar von der Hand seiner Mutter und folgenden Inhalts:

„Es sind jetzt zwei Nächte vergangen, seitdem die schreck-
„liche Begebenheit stattfand, welche mich veranlaßte, das
„untere Zimmer zu verschließen, und noch immer brennt

„mein Gehirn mir vor Entsetzen. Sollte ich während
„meiner Lebenszeit nicht offenbaren, was mir dort begeg-
„nete, so wird man nach meinem Tode diesen Schlüssel
„finden und das Gemach öffnen. Als ich dasselbe verließ,
„stürzte ich die Treppe hinan und wich die ganze Nacht
„nicht von meinem Kinde. Am folgenden Morgen nahm
„ich meinen ganzen Muth zusammen, ging hinab, verschloß
„das Zimmer und nahm den Schlüssel mit mir hinauf. —
„Es ist jetzt verschlossen und soll verschlossen bleiben, bis
„der Tod mein Auge schließt. Keine Entbehrung, keine
„Leiden sollen mich bewegen es zu öffnen, obgleich
„sich in einem eisernen Kasten dort, Geld genug
„für die Befriedigung aller meiner Bedürfnisse befin-
„det. — Das Geld soll dort für meinen Sohn aufbe-
„wahrt bleiben, der es mir einmal danken wird, daß ich
„ihm das schreckenvolle Geheimniß nicht offenbarte. Der
„Schlüssel zu dem eisernen Kasten lag, als ich das Zimmer
„verließ, wie ich glaube, auf dem Tische oder in meinem
„Arbeitskasten. — Auch liegt auf dem Tische ein Brief —
„wenigstens glaube ich es — er ist versiegelt. Dieß Sie-
„gel soll nur durch meinen Sohn erbrochen werden, und
„nur dann, wenn ihm das Geheimniß bekannt geworden.
„Der Geistliche soll ihn verbrennen, denn es ruht ein Fluch
„darauf. — Ja selbst wenn mein Sohn wissen sollte, was
„ich weiß — selbst dann soll er wohl überlegen, bevor er
„das Siegel bricht — denn es wäre besser, wenn er nicht
„mehr erführe.“ —

„Nicht mehr erführe!“ wiederholte Philipp, während seine Blicke noch immer auf dem Papiere ruhten. „Ich will aber, ich muß mehr erfahren! Vergieb mir daher, gute Mutter, wenn ich mir keine Zeit zur Ueberlegung lasse, es hieße nur die Zeit verschwenden, denn mein Entschluß steht festenfest.“

Philipp drückte einen Kuß auf die Schriftzüge seiner Mutter, steckte das Blatt zu sich, nahm den Schlüssel und stieg die Treppe hinab.

Es war gegen Mittag als Philipp sich anschickte, das geheimnißvolle Gemach zu eröffnen. Die Sonne schien klar, der Himmel war wolkenrein und alles draußen war Leben und Freude. Da die Hausthür verschlossen war, herrschte auf dem Flur eine ziemliche Dämmerung, als der Jüngling den Schlüssel in das Schlüsselloch der so lange versperrten Thür steckte und ihn, wenn gleich mit einiger Schwierigkeit, umdrehte. — Wollten wir berichten, daß ihn, indem er die Thür aufstieß, keine Furcht beschlich, wir würden die Unwahrheit sprechen. Ihm war allerdings sehr unheimlich zu Muth, ja sein Herz pochte, aber er besaß auch Kraft genug, diese Beängstigung niederzukämpfen.

Er stieß also die Thür auf, betrat aber nicht sogleich das Gemach — er hemmte seine Schritte, denn es war ihm, als solle er jetzt das Gebiet eines entkörperten Geistes betreten, und als könne dieser Geist wieder vor ihm erscheinen. Er harrte einen Augenblick, denn die Anstrengung beim Eröffnen

der Thür hatte ihn fast des Athems beraubt und als er sich endlich in etwas erholt hatte, begnügte er sich erst hineinzublicken. Nur unvollkommen vermochte er die in dem Zimmer befindlichen Gegenstände zu unterscheiden; durch die Spalten der Fensterläden aber drängten sich ungefähr drei Sonnenstrahlen herein, welche sich durch das ganze Zimmer hin Bahn brachen, so daß Philipp anfangs zurückbebte, gleichsam als sey ihm wirklich eine übernatürliche Erscheinung entgegengetreten; eine kurze Ueberlegung indeß gab ihm seine Ruhe zurück. Nachdem neuerdings eine Minute vergangen war, begab sich Philipp in die Küche, zündete ein Licht an, seufzte einigemal tief auf, so als wolle er sein Herz erleichtern, sammelte dann seinen ganzen Muth und schritt neuerdings dem geheimnißvollen Gemache zu.

Auf der Schwelle aber blieb er wieder stehen, und wagte indem er das Licht emporhob, einen kurzen Ueberblick des Zimmers. Eine Todtenstille herrschte in demselben. Der Tisch auf dem der verhängnißvolle Brief liegen sollte, stand hinter der geöffneten Thür, so daß er jetzt nicht zu erblicken war. —

„Es muß geschehen,“ dachte Philipp, „und weshalb sollte es auch nicht geschehen?“ — und seine ganze Entschlossenheit zusammennehmend, trat er ein und schritt hin, um die Fensterläden zu öffnen. Wenn seine Hand zitterte, als er gedachte, auf welche geheimnißvolle und wunderbare Weise diese Fenster zuletzt er- und verschlossen wurden, so wirst Du mein freundlicher Leser gewiß nicht darüber erstaunen. Wir sind nur Sterbliche und beben vor jeder Berührung mit Allem zurück, was über dieses Leben hinausreicht.

Als er die Fensterladen zurückgeschlagen hatte, strömte in das Gemach ein so glänzendes Licht, daß er davon einen Augenblick lang fast geblendet wurde.

Aber seltsam genug, dieser Strahlenglanz entmuthigte den jungen Wanderbecken mehr als es das früher herrschende Dämmerlicht gethan hatte, er schrack zusammen, und zog sich mit dem Lichte in der Hand wieder zurück in die Küche, wo er seine Entschlossenheit wieder zu sammeln suchte. — Einige Augenblicke lang blieb er dort, das Gesicht mit den Händen bedeckt und in tiefes Sinnen versenkt.

Noch wunderbarer aber ist es vielleicht, daß während dieser Träumereien seine Gedanken sich nach und nach auf die Tochter des Mynheer Poots lenkten; die Erinnerung an sie schien seine Seelenkraft neu zu beleben, und mit festem Schritt betrat er nun das Gemach.

Das Zimmer bildete ein Viereck von 12 bis 14 Fuß und hatte nur ein Fenster. Der Thür gegenüber befand sich ein Camin, über dem sich auf jeder Seite ein hölzerner Schrank mit Glasthüren erhob. Der Fußboden des Gemachs war nicht schmutzig, obgleich in der oberen Region die Spinnen nach allen Richtungen ihr Gewebe ausgebreitet hatten, so daß sich dieselben bis in die Mitte des Zimmers herabdehnten, und eine große Glaskugel, die, der Sitte jener Zeit gemäß,

von der Decke herabhing, ihres früheren Glanzes beraubt und ganz umschleiert hatten. Ueber dem Camin hingen zwei oder drei Bilder in Glas und Rahmen, aber sie waren so mit Staub und Schimmel überzogen, daß man fast nicht zu unterscheiden vermochte, was sie vorstellten. Auf dem Camin stand ein Bild der heiligen Jungfrau aus Silber geformt, dem aber die Zeit den Anstrich von Bronze oder Eisen gegeben hatte; zwei indianische Figuren standen daneben. Die Glasthüren der hölzernen Schränke waren so sehr mit Staub überzogen, daß man von dem was drinnen stand, fast nichts sehen konnte. Hier und da aber blitzte der Glanz irgend eines Silbergeschirrs heraus, das von den Glasthüren vor dem Verdüstern geschützt worden war.

An der Wand, dem Fenster gegenüber hingen andere, von Staub und Spinnweben ebenfalls umhüllte Bilder und zwischen diesen befanden sich zwei Vogelkäfige. Philipp trat hinzu und blickte hinein. Die Bewohner dieser kleinen Kerker waren natürlich längst der Erdenleiden enthoben, auf dem Boden eines jeden Käfigs aber lag ein Häufchen gelber Federn, zwischen welchen die weißen Knöchelchen hervorguckten, beurkundend, daß hier früher Vögel geweilt, welche von den canarischen Inseln hiehergebracht worden und zu jener Zeit noch hoch im Preise standen.

Es schien als wolle Philipp alles andere untersuchen, bevor er sich nach dem umschaute, wonach ihn am meisten verlangte und das zu finden, er dennoch am meisten fürchtete. — Es waren mehrere Stühle vorhanden: auf einem derselben lag etwas Leinenzeug, er nahm es in die Hand; es war Wäsche die ihm angehört haben mußte, als er noch ein Kind war. — Endlich richtete Philipp seinen Blick auf die noch unbesichtigte Wand, welche durch die Thür in zwei Hälften getheilt wurde, und wo sich das Lager, das Arbeitskästchen und der Tisch mit dem verhängnißvollen Briefe befunden sollten. Als er sich nach jener Seite hinwandte, begannen seine Pulse, deren Schlag etwas ruhiger geworden war, aufs Neue heftiger zu pochen, aber er nahm sich zusammen und — es war vorüber. Zuerst betrachtete er die Wand, an der Waffen von verschiedener Art hingen, worunter auch asiatische Bogen und Pfeile und andere Vernichtungswerkzeuge. Nach und nach senkten sich Philipps Augen hinab auf den Tisch hinter welchem das Ruhebett stand, auf dem seine Mutter bei dem furchtbaren Besuche seines Vaters in Ohnmacht gesunken war. Der Arbeitskasten stand geöffnet da, so wie sie ihn verlassen hatte; die erwähnten Schlüssel lagen daneben; der Brief aber — der Brief — war nirgends zu schauen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sterndeuter.

(Fortsetzung.)

Der König wüthete als er Khalafats Benehmen erfuhr und würde sich selbst zu ihm begeben haben, hätte er nicht gewußt, daß mehrere Personen, welche sich zudringlich gegen den Sterndeuter betrugen, durch furchtbare Schreckbilder zurückgewiesen worden. — Er begnügte sich demnach den Talisman um den Hals seiner Tochter zu binden, die nach ihrer Mutter Zoradina, und wegen ihrer großen Schönheit von den übrigen Frauen des Harems: „der Stern der Sommernacht" geheißen wurde.

Die arme Aisa kehrte ebenfalls mit ihrem Talisman in ihre elende Hütte zurück. Sie fand ihren kleinen Enkel, einen schwächligen Knaben, weinend an der Brust seiner todten Mutter und bevor sie über den Verlust ihrer Tochter weinen konnte, traf sie ein neues Mißgeschick. Zwei Soldaten und ein Cadi von dem Oberkämmerer abgesandt, erschienen bei ihr unter dem Vorwande, die einige Monate rückständige Steuer einzutreiben; sie nahmen alles was das Häuschen enthielt und trieben die arme Frau mit dem neugebornen Kinde zu dem Thore hinaus, in dessen Nähe ihre Hütte stand.

Die Zeit verging und der König hatte kein anderes Kind als die kleine Zoradine, die zum reizendsten Mädchen heranwuchs, und alle Dichter anfeuerte, Erde und Himmel zu durchspähen, um etwas zu finden, was sie mit ihrem großen dunklen Auge, ihrem reichen Lockenhaar und der Regelmäßigkeit ihres Wuchses und ihrer Züge vergleichen konnten. Auch war sie der Abgott ihrer Aeltern, des Hofes und des ganzen Volkes, aber diese allgemeine Huldigung hatte ihren sanften Sinn keineswegs verdorben; in ihrem vierzehnten Jahre ward sie als Wunder der Schönheit betrachtet.

Um ihren funfzehnten Geburtstag zu feiern hatte der König ein glänzendes Fest engeordnet, und dazu alle Monarchen und Prinzen des Orients eingeladen. Eine so prachtvolle Versammlung war früher noch nie in Ispahan geschauet worden; die Stadt war zu klein für die Gäste, so daß um sie alle zu beherbergen, Zelte vor den Thoren aufgeschlagen werden mußten. Die Straßen waren am Tage mit fröhlichen Menschen überfüllt, und wenn die Nacht hereinbrach, verbreiteten unzählige Lampen das hellstrahlendste Licht; in dem Pallaste des Königs überstieg die Pracht fast jede Beschreibung.

Am zweiten Tage des Festes, als die Gäste fast sämmtlich in der großen Halle der Säulen versammelt waren, erscholl plötzlich aus dem Garten des Harems ein wildes verworrenes Geschrei und die Schreckensworte: „die Prinzessin Zoradina ist geraubt worden," wurden bald darauf vernehmbar. Unter den Gästen befand sich einer, welcher versicherte, gesehen zu haben, wie die Prinzessin sich einer Rosenlaube näherte, welche aber, als ihre Frauen sie wenige Augenblicke darauf suchten, leer gewesen sey; auch habe man ihren Schleier zerrissen auf dem niedergetretenen Rasen gefunden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Die wegen ihres dramatischen Talents wie überhaupt wegen ihres Verstandes berühmte Künstlerin L. kam auf ihrer

Kunstreise auch nach **, wo sie zufolge eines mit der Intendanz und Direction brieflich abgeschlossenen Contracts in zwölf Gastrollen auftreten, und für jede Rolle das Honorar von 12 Louisd'or empfangen sollte. Zu ** aber schwang damals die Theaterkabale mehr als irgend wo anders ihren Verwirrung verbreitenden Scepter, und ohne große Schwierigkeit gelang es der Intrigue der Schauspielerin jener Bühne, in deren Besitz sich die von dem berühmten Gaste zu gebenden Rollen befanden, dem Auftreten der fremden Künstlerin allerhand Steine in den Weg zu räumen, so daß diese, ob der vielen, ihr entgegengestellten Hindernisse ungeduldig, nachdem sie nur zweimal das Publikum durch ihr herrliches Talent entzückt hatte, der Intendanz und Direction schriftlich erklärte, wie sie ihr Gastspiel als beendet ansehe und unverzüglich abreisen werde. — Dieß war es grade was die talentlose Intriguantin und ihre Parthei wünschten. Die Intendanz und Direction sandten der gekränkten Künstlerin sofort ein verbindliches Schreiben, worin sie den gefaßten Entschluß der Scheidenden beklagten und das Honorar für die zwei gespielten Rollen mit 24 Louisd'ors begleiteten. Die hochherzige L. sandte sofort das Geld zurück mit dem Bedeuten, daß sie, da ihr Contract unerfüllt geblieben, sich ein Vergnügen daraus mache, den Kunstfreunden zu ** durch ihr Talent unentgeldlich Unterhaltung gewährt zu haben.

Die Intendanz und Direction aber glaubte dieß nicht annehmen zu dürfen und überschickte der Scheidenden die 24 Louisd'ors noch einmal mit der Bemerkung; daß wenn sie das Geld nicht nehmen wolle, es ihr ja frei stände, dasselbe irgend einer Armenanstalt zu schenken.

Der Reisewagen der geistreichen und charaktervesten L. war schon vorgefahren, als ihr dieß zweite Billet überbracht wurde; ohne sich auch nur einen Augenblick lang zu besinnen, händigte sie dem Ueberbringer das Geld nebst folgenden flüchtig hingeworfenen Zeilen wieder ein: „Da mir in ganz ** keine armseeligere Anstalt bekannt ist, als die Theaterintendanz und Direction, so gehe ich auf ihren Vorschlag ein, und schenke derselben hiemit die anbei zurückerfolgenden 24 Louisd'ors."

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Concert von Bernard Romberg, am 15. April im Apollo-Saale.

Wir glauben Niemand zu nahe zu treten, wenn wir dieses Concert unseres würdigen Mitbürgers, auf den Hamburg mit Recht stolz seyn kann, für eines der ausgezeichnetsten dieses Winters erklären, und gewiß werden alle Kunstfreunde dieser unserer Meinung beipflichten. Es wurde nur Meisterhaftes und Ausgezeichnetes geboten; die musikalische Tafel bestand freilich aus «Nicht mehr als sechs Schüsseln," aber alles, Rossini's Arie abgerechnet, war gesunde, deutsche Kost, an der man sich nicht den Magen verdarb, sondern Geist und Herz erquickte.

Das Concert eröffnete eine Ouverture in E-dur, eine vortreffliche Composition, energisch gehalten und sehr schön instrumentirt, aber sehr schwierig in der Ausführung; die Schwierigkeiten wurden indeß von dem braven Orchester glücklich überwunden; der Eindruck war überraschend. — Die große Arie der Semiramis von Rossini wurde von Madame Walcker zwar recht brav gesungen; aber in allen Theilen befriedigend konnte sie dieselbe nicht ausführen, da diese Composition durchaus eine Bravourssängerin erfordert; wie erinnerten uns bei dem Vortrage dieses Tonstücks an Madame Krause-Wranitzky und gewiß viele der Hörer mit uns, die diese Arie von der letztgenannten Sängerin in hoher Vollendung hörten. — Jetzt trat der Meister Romberg mit einem Allegro in H-moll auf. Ein anhaltender stürmischer Empfang wurde ihm von dem zahlreich versammelten Hörern zu Theil. Eine allgemeine Stille trat ein und alles horchte den seelenvollen Tönen, die der treffliche Künstler seinem Instrumente zu entlocken wußte. Doch wer konnte diese beschreiben! ganz Europa hat diese unerreichte Meisterschaft anerkannt. Die Composition ist eine vorzügliche Arbeit des wackeren Concertgebers und voll originneller Gedanken, die sich neckend einander jagen, eine Schönheit drängt die andere, fern von Effekthascherei, welches am deutlichsten der Schluß bezeugt, der reizvollen, einfach und schön in moll endet.

Den zweiten Theil eröffnete ein Phantasiestück für das Violoncello mit Quintett-Begleitung: «Der Traum," componirt und vorgetragen von dem Concertgeber. Auch über dieses Tonstück und dessen Ausführung können wir uns nur lobend aussprechen. Seelenvolles Spiel, Ueberwindung der größten Schwierigkeiten, erquickten und versetzten den Horer in Erstaunen. Lauter und anhaltender Beifall lohnte dem Meister nach der Beendung dieses vortrefflichen Werkes. — Hierauf sang Herr Schäfer die bekannte Arie aus Spohrs «Jessonda» mit gewohnter Kunstfertigkeit. — Den Beschluß machte: «Erinnerung an Wien» Rondo für's Violoncell mit Orchester-Begleitung, componirt und vorgetragen von B. Romberg. Jede Note in diesem lieblichen Tonstück ist Erinnerung; bald fesselt die Phantasie ein Satz aus, einem Wiener Volksliede in getragenen Tonen, dem gleich darauf ein heiterer Ländler folgt; mit einem Worte, jeder Ton zaubert uns nach Wien. Wie sehnsuchtsvoll erklang der Refrain aus dem bekannten Liede: «Ach, das muß ja prächtig seyn, da möcht' ich hin." Das waren nicht Töne einem Instrumente entlockt, nein, Worte einer menschlichen Brust entquollen; dieses Zögern, dieses kurze Anhalten, wie treflich bezeichnete es die schönen Erinnerungen; dann wieder der Uebergang in ein schnelleres Tempo, gleichsam um diese Erinnerung zu verdrängen, und doch ward dadurch nur eine neue geweckt. Die ganze Versammlung wurde von diesen Phantasien hingerissen, man vergaß, daß man in einem Concertsaale war und wünschte, daß diese Täuschung noch länger währen moge. Aber sie endete und der einstimmige laute Jubel, der dem Manne dargebracht wurde, der so Herrliches schuf und ausführte, führte die Wirklichkeit zurück. — Romberg bleibt, trotz des jetzigen Zeitgeschmacks, der Fürst der Violoncelllisten; er kennt die Behandlung dieses schwierigen Instruments aus dem Grunde und hält sich stets in den natürlichen Gränzen, die diesem Instrumente angewiesen, ohne durch unnatürliche Charlatanerie die Menge in Erstaunen setzen zu wollen; aber seine Töne verstehen auch nie den rechten Punkt zu treffen, nemlich Geist und Herz zu rühren, und dieser Sieg wird ihm bleiben. — Wir konnen nicht umhin noch den Wunsch zu äußern, daß der wackere Mann uns noch recht oft einen solchen Genuß verschaffen möge.

Sonnabend, den 22. April: „Fidelio," Oper in 2 Aufz. von Beethoven. — Mad. Schröder-Devrient: Fidelio.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 49 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

Es ist in den Berichten über die fünf früheren hiesigen Kunstausstellungen in diesen Blättern schon oftmals die Rede gewesen, sowol von dem Zweck einer Gemählde-Ausstellung im Allgemeinen, wie auch von dem Nutzen derselben für das Kunstgebiet unseres Hamburgs insbesondere, so daß wir hier bereits Gesagtes nicht zu wiederholen brauchen, sondern ohne weitere Einleitung eine uns von sachverständiger Hand übergebene Ansicht über einen Theil der Werke mittheilen können, welche die diesjährige Ausstellung darbietet, wobei wir indeß vorausschicken, daß wir bei der Beurtheilung derselben nicht jedes Fach insbesondere besprechen, sondern die Bemerkungen über die Bilder geben werden, so wie solche grade die Aufmerksamkeit des Berichterstatters fesselten. Der in diesen Blättern dazu angewiesene Raum gebietet uns übrigens diese Mittheilungen zu beschränken, und unsere freundlichen Leser haben also keine ausführlichen Kunstraisonnements, sondern nur Andeutungen zu erwarten, welche aber, da sie von einem Kunstverständigen herrühren und mit der größten Unpartheilichkeit ausgesprochen sind, den Besuchern und Besucherinnen der Ausstellung immerhin als Leitfaden dienen mögen. D. R.

Die historische Mahlerei kränkelt bekanntlich in Deutschland seit geraumer Zeit, da ihr die Beschützer fehlen und da der Künstler, der sich ihr mit ganzer Seele hingeben wollte, leicht Gefahr laufen könnte über sein Streben — zu verhungern. Die diesjährige Kunstausstellung bietet daher nur wenige Bilder aus diesem Fache und eigentlich nur ein einziges großes historisches Gemählde dar; nehmlich:

No. 231. Abreise des Königs Philipp II. von den Niederlanden,

von C. Krusemann in S'Gravenhage.

Der Mahler hat seinen Gegenstand gut aufgefaßt, aber für ein Bild von solcher Größe wäre eine bestimmtere Absonderung von Licht und Schatten zu wünschen gewesen, durch die Monotonie der Farben ist das Bild flach geworden; auch hat der Künstler die Hauptfigur, die des Prinzen Wilhelm von Oranien zu sehr vernachlässigt.

Ein kleineres historisches Bild ist:

No. 98. Franz I. König von Frankreich und seine Geliebte, welche ihm Früchte darbietet, von J. J. Eeckhout in S'Gravenhage.

Ein in jeder Rücksicht, sowol was Zeichnung wie Mahlerei betrifft, höchst gelungenes Gemälde; einige Laſuren würden indeß die Wirkung des Ganzen noch mehr erhöht haben.

Ein Bild von demselben trefflichen Künstler ist:

No. 99. Abschied eines Scheveninger Conscribirten von seiner Familie,

Es ist außerordentlich schön gezeichnet und breit gemalt. Hier ist nichts Gesuchtes; die Charaktere sind der Natur entnommen und aus dem Leben gegriffen.

No. 107. Die Aehrenleserin, von Adolph Eybel aus Berlin in Paris.

Ein recht gelungenes Bild, nur leidet der rechte Fuß an incorrecter Zeichnung.

No. 153. Grethchen aus Faust, von Hermann Conr. Hagedorn in Antwerpen.

Ein werthloses Machwerk. Zeichnung und Mahlerei müßten besser seyn, um auch nur erträglich genannt werden zu können.

No. 291. Marsus Licinius Crassus wird in seinem Zufluchtsorte durch zwei Mädchen überrascht. von A. Petter.

Der Mahler dieses Werkes ist Director der K. K. Akademie in Wien, und von dem Vorsteher einer solchen vortrefflichen Anstalt ist man berechtigt viel zu fordern. Der Künstler bringt uns hier zwar ein allerliebstes Bild vor Augen, dem aber bestimmtere Conturen zu wünschen wären. Der Herr Direktor der K. K. Akademie in Wien lege gefälligst die Hand aufs Herz, betrachte z. B. mit prüfendem Blick den rechten Fuß des vornstehenden Mädchens und dann frage er sich selbst, ob es mit der Zeichnung seine Richtigkeit habe.

No. 318. Zwei römische Mädchen. von Riedel in Rom.

Vortrefflich gezeichnet und gemahlt. Man schaut die reine Natur und jeder unnöthige Aufwand von Farben ist sorgfältig vermieden.

No. 445. Ossian Oscars und Malvinas Geist. von J. Jungclausen aus Kopenhagen in Hamburg.

Dieß Bild ist zu monoton gehalten: Licht, Schatten und Uebergänge alles ein Ton, auch läßt die Zeichnung manches zu wünschen übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Philipp Vanderdecken trat jetzt dem Tische näher, er überblickte sorgsam alles, aber weder auf dem Tische, noch auf dem Ruhebett, noch auf dem Fußboden war auch nur die Spur eines Briefes vorhanden. Er hob das Arbeitskästchen auf, um zu sehen, ob das Schreiben unter demselben liege — aber nein! Er durchstöberte den Inhalt — kein Brief war zu finden. Er legte die Kissen des Ruhebetts auseinander, aber auch dort fand er nicht den Brief, und es war ihm nun, als ob ihm eine schwere Last von seiner Brust genommen wurde. — „Ganz gewiß," sprach er zu sich selbst, indem er sich gegen die Wand lehnte, — „alles war nur ein Gebilde der aufgeregten Phantasie, meine arme Mutter ist in Schlaf versunken gewesen und träumte die ganze fürchterliche Geschichte. Ich glaubte gleich, daß es unmöglich sey, oder hoffte es wenigstens. Ja, ja, so muß es gewesen seyn. — Der Traum aber war zu schaudervoll, zu lebhaft — er glich zu sehr der Wirklichkeit — da ist es begreiflich, daß er das Gehirn meiner armen Mutter theilweise verwirrte." — Philipp sann noch längere Zeit darüber nach und immer mehr und mehr ward er davon überzeugt, daß seine Muthmaßungen die richtigen waren.

„Ja, ja, Du arme Mutter," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „Du hast viel gelitten, aber jetzt ist Dir vergolten, und Du bist bei Deinem Gotte." — Nachdem er nun seine Blicke in dem Gemache umherschweifen ließ, mit der Ruhe eines Menschen, der die Ueberzeugung gewonnen, daß seine Besorgniß, etwas Uebernatürlichem zu begegnen, grundlos gewesen sey, zog er das Blatt hervor, welches er bei dem Schlüssel gefunden und überlas es noch einmal. „In einem eisernen Kasten dem Fenster gegenüber — —" Ha, dort steht er! Er nahm das Bund Schlüssel, prüfte mehrere und fand den rechten, öffnete und sah sich nunmehr plötzlich in dem Besitz einer Summe Geldes in kleinen ledernen Beuteln, die sich nach einem oberflächlichen Ueberschlage auf ungefähr 10,000 Gulden belaufen mochte. „Ach Du arme arme Mutter," seufzte Philipp, „ein unglückseeliger Traum ließ Dich entbehren und darben, während Du im Besitz aller dieser Schätze warst."

Philipp legte das Geld wieder an Ort und Stelle und verschloß den Kasten, nachdem er aus einem bereits geöffneten Beutel etwas Geld zur Bestreitung seiner nöthigen Bedürfnisse zu sich gesteckt hatte. Seine Aufmerksamkeit richtete sich nun auf die Glasschränke, er eröffnete sie, und fand, daß sie Porzellan und Silbergeschirr von nicht unbedeutendem Werthe enthielten. Er verschloß dann die Schränke wieder und legte das Schlüsselbund wieder auf den Tisch.

Der plötzliche Besitz eines solchen Reichthums und die Ueberzeugung, daß keine übernatürliche Erscheinung statt gehabt habe, gaben ihm natürlich seine ganze Ruhe wieder, ja er fühlte selbst eine Anregung, die fast Heiterkeit genannt werden konnte. Er setzte sich auf das Ruhebett und versank aufs neue in Träumereien, in welchen die liebliche Gestalt der Tochter des Mynheer Poots eine der hauptsächlichsten Rollen spielte; und bauete sich eine Menge glänzender Luftschlösser. So verbrachte er fast zwei Stunden, bis sich endlich wieder seine Gedanken auf seine arme Mutter und auf ihre letzten Augenblicke lenkten.

„Theuerste beste Mutter!“ rief er mächtig angeregt, mit lauter Stimme, indem er sich rasch von dem Ruhebett erhob, „hier bist Du, indem Du mütterlich meinen kindlichen Schlummer bewachtest — des fernen Vaters gedenkend — vom Schlafe überwältigt, und von jener furchtbaren Traumerscheinung gepeinigt worden. Ja ja, so ist es und nicht anders, hier auf dem Fußboden liegt noch die der Hand entsunkene Arbeit; noch steckt die Nadel darin — mit ihrem letzten Stiche endete auch der Friede Deines Lebens! — Theure, theure Mutter,“ fuhr er fort, indem ihm Thränen über die Wangen rollten, während er sich niederbeugte, um die Handarbeit aufzuheben, „wie schwere Leiden hast Du — Du — —! Ha! — was ist das?“ — unterbrach er sich plötzlich heftig zusammenschaudernd, indem er die Handarbeit emporriß, und zurückfuhr, so daß der Tisch über den Haufen geworfen wurde. „Barmherziger Gott! Ihr Mächte des Himmels! Da — da — da liegt — “ und er faltete die Hände und beugte von Angst erfaßt das Haupt, während er von unbeschreibbarer Herzensqual gefoltert, die Worte: „der Brief — der verhängnißvolle Brief!!“ — hervorstieß.

Es war nur zu wahr! — Auf dem Fußboden unter der Handarbeit lag der Schreckensbrief. Hätte ihn Philipp auf dem Tische erblickt, als er das Zimmer betrat, der Anblick des Schreibens würde, da er es dort zu finden vermuthete, nicht so schreckenvoll auf ihn eingewirkt haben; aber es jetzt zu finden, — jetzt, nachdem er sich überzeugt glaubte, daß keine übernatürliche Erscheinung stattgefunden, nachdem er für seine Zukunft die glänzendsten Luftschlösser erbauet, war es ein furchtbarer Schlag, der ihn so gewaltig traf, daß er vor Entsetzen überwältigt einige Augenblicke lang regungslos wie eine Statue dastand. Niedergerissen —, niedergerissen waren jetzt die schimmernden Luftschlösser, welche seine Phantasie während der letzten Stunden an ihm vorübergeführt hatte, und als er sich nach und nach von seinem Schrecken erholte, füllte sich sein Herz mit den schwermüthigsten Vorgefühlen. Endlich beugte er sich hinab, erfaßte den furchtbaren Brief und stürzte zum Zimmer hinaus.

„Ich kann — ich kann ihn hier nicht lesen!“ rief er. „Nein, nein, nur unter dem hohen Gewölbe des beleidigten Himmels darf ich diese Botschaft empfangen.“ — Er erfaßte seinen Hut, trat vor das Haus, verschloß mit kalter Verzweiflung die Thür und wanderte fort, er wußte selbst nicht wohin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sterndeuter.

(Fortsetzung.)

Man stellte überall die sorgfältigsten Nachforschungen an, jedoch vergebens, und bald ward allen die traurige Gewißheit, daß der herrliche Stern der Sommernacht verschwunden sey, niemand wisse wohin. Schwerdter entflogen der Scheide, die flüchtigsten Renner wurden gesattelt, Soldaten wurden ausgesandt, um das Reich zu durchsuchen; fruchtlos blieben alle Forschungen und Nachfragen. Vergebens wurden Khalfad und andere weise Männer um Rath gefragt, weder Sterndeuter noch Krieger konnten irgend eine Spur von ihr entdecken, Zoradina war verloren, und die ganze Stadt ward aus ihrem Freudenrausche plötzlich in den tiefsten Trübsinn versenkt.

Aber ich muß den Schleier lüften, der Zoradinens Verschwinden bedeckte. Es hauste um jene Zeit rund um Ispahan eine Räuberbande, von geringer Anzahl, aber unbezwinglicher Tapferkeit. Sie hatte bereits viel Unheil angerichtet, und dennoch hätte man fast an ihrem Daseyn zweifeln mögen, da die Unthaten stets von einzelnen Räubern vollbracht wurden und die ganze Bande sich nur selten und nur an ganz entlegenen Orten versammelte. Ihr Anführer Delfing war ein kühner Wagbals und hatte schon vor Monaten den Entschluß gefaßt, Zoradina zu rauben, die er dann nur gegen ein ungeheures Lösegeld freigeben wollte. Er beschloß das kecke Abentheuer selbst zu wagen, und da er zu Ispahan gänzlich unbekannt war, erschien er dort und umschlich mit einigen seiner Genossen den Pallast, um zur Ausführung seiner Frevelthat eine günstige Gelegenheit abzuwarten. Es gelang ihm, sich in dem Garten zu verbergen, und als die Prinzessin in die Rosenlaube trat, stürzte er auf sie zu, hüllte sie fest in seinen Mantel, drohte ihr mit einem Messer das Herz zu durchbohren, falls sie auch nur einen Laut von sich gäbe, und gelangte mit ihr unbemerkt zum Garten hinaus, wo er sich mit seiner Beute auf ein Roß warf und von seinen wenigen Begleitern gefolgt rasch von dannen eilte.

Von Schrecken und Entsetzen überwältigt, war die arme Geraubte in einen Zustand von Bewußtlosigkeit versunken, dem ein heftiges Fieber folgte, welches sie wochenlang aller ihrer geistigen Kräfte beraubte. Als sie endlich wieder zum Bewußtseyn gelangte, befand sie sich allein auf einem Lager in einem dunklen Raum und die schaudervolle Wirklichkeit drängte sich ihr vor die Seele. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Braunschweig, den 10. März. *)

Wenn Sie so lange nichts von mir gehört, so ruhet es daher, daß der Winter so arm an öffentlichem Interesse gewesen, die Grippe fast die ganze Bevolkerung mehr oder weniger heimgesucht und hiedurch nicht nur im geselligen Leben, sondern auch in unsern theatralischen Vergnügungen unangenehme Störungen hervorgebracht hat. Erst mit dem Erscheinen des Fräuleins von Hagn vom Königl. Theater in Berlin, welche gegenwärtig hier gastirt, hat Lust und Freudsinn hier wieder ihren Thron aufgeschlagen. Am 3ten dieses trat Fräulein von Hagn zuerst als Donna Diana, in dem Lustspiele gleiches Namens, auf. Die richtige Darlegung ihres Charakters bei ihrem Erscheinen, der Uebergang von der stolzen Kälte zur weiblichen Eitelkeit und zum Vorsatze den Don Cesar zu ihren Füßen zu sehen, dann die feinen Nüancen des Kampfes einer erwachten Liebe, waren sehr gelungen, und wenn hier und da Mangel an Natürlichkeit zu erkennen gewesen, so wird solches bei dem ersten Erscheinen vor einem fremden Publicum gewiß entschuldigt werden. Herr Schütz als Don Cesar stand in durchdachtem, lebenvollen Spiele nicht nach und auch Herr Kettel erndtete als Perin, durchsein gelenktes Spiel und den in jeder Hinsicht auf seine Rolle verwandten Fleiß den wohlverdienten Beifall der Zuschauer, wogegen nicht nur Hr. Größer als Don Gaston und Herr Höfler als Don Louis zu wenig Schule und Routine, wohl aber große Flachheit an den Tag legten, sondern auch Herr Senk eine große Einseitigkeit zeigte und zwischen dem souverainen Grafen von Barcellona und dem Jerome aus «Sechszehn Jahr oder Kindesliebe» nicht den mindesten Unterschied zu machen vermochte. — Das Interesse an Fräul. von Hagn steigerte sich mit jeder Vorstellung, was sich besonders bei ihrer Benefiz-Darstellung am gestrigen Abende zeigte, wo bei überfülltem Hause zum Erstenmale «Corona von Saluzzo,» neuestes Schauspiel in 5 Akten von Raupach, gegeben wurde. Was das Stück selbst betrift, so mochte es (so viel ohne genauere Prüfung sich sagen läßt) zu tadeln seyn, daß Corona von dem glühendsten Hasse ins Galopp zur brennendsten Liebe für den Erdfeind ihres Hauses übergeht, daß sie den Mann, der sie anbetet und so großmüthig behandelt hat, in das Schloß ihres Vaters lockt, um ihn der Rache zu opfern, und ihr Vater, Marchese von Saluzzo, dieses unedle Verfahren billigt; gleichwol zeichnet es sich durch meisterhafte Diction und Interesse aus und dürfte immer zu den bessern Erzeugnissen der Raupachschen Muse gehoren. Fräul. v. Hagn electrisirte die Versammlung durch ihr anmuthiges Spiel und entfaltete hier, wie in allen früheren Rollen, ein reiches feuchtbares Gemüth. Als gute Darsteller zeigten sich die Herr Marr, Schütz und Kettel, doch muß es mit Recht getadelt werden, daß Ersterer als Marchese von Saluzzo, indem er seine Tochter, von Liebe entflammt, in den Armen eines Savigliano erblickt, seiner durch Worte bekundeten Entrüstung die entsprechende Handlung fehlen ließ. — Auch Herr Senk führte die Rolle des Roberto ganz brav durch, wogegen Herr Gerard den Klausner Paolo ganz verfehlte und trotz der Verkleidung nichts weniger als einen Greis producirte.

Am 5ten d. Mts. betrat Mad. Fischer-Achten als Amina in der «Nachtwandlerin» zum Erstenmale nach ihrer Niederkunft wieder die Bühne, von einem allgemeinen Bravorufe begrüßt und von Kränzen und Sträußen formlich überschüttet. Ihrer Stimme merkte man wenig Schwäche an. Auch Mad. Methfessel gab die Rosa zu vollkommner Zufriedenheit, und wenn ihre Stimme nicht den Glockenton der Mad. Fischer-Achten hat, so ist ihr Spiel dagegen desto anmuthiger. Herr Fischer, als Graf Rudolph, legte in sein Spiel so wenig Ausdruck und Handlung, daß derselbe eine sehr nüchterne Rolle spielte, und auch Herr Schmelzer wurde sich keiner Uebertreibung schuldig gemacht haben, wenn er in einigen Scenen ein ausdrucksvolleres Spiel gezeigt hätte. Ueberhaupt sollten die Sänger nie vergessen, daß eine jede Oper nur ein zusammengesetztes Schauspiel ist, in welchem Gesang und Musik den Worten des Dichters einen lebhafteren Ausdruck verleihen und nur durch eine vollkommene Zusammenstimmung aller mitwirkenden Künste der eigentliche Zweck erreicht werden kann.

Uebrigens ist es beim hiesigen Publicum Stereotyp-Grundsatz, bei jeder Scene zu applaudiren, und wenn solches nachgerade so sehr ins Bücherliche gezogen wird, daß selbst beim Wegräumen eines Tisches, Stuhles oder dergleichen in excelsis ein Bravorufe ertönt, so sollte der gebildetere Theil der Zuschauer nachgerade es an der Zeit finden, mit den Beifallsbezeugungen etwas sparsamer zu Werke zu gehen.

Den Bemühungen verschiedener Pferdeliebhaber ist es gelungen, auch für hiesige Stadt ein Pferderennen zu begründen, und werden wir dieses Schauspiel zum Erstenmale wahrscheinlich nach der diesjährigen Sommermesse genießen. — Der Bau des hiesigen Reitbahn-Schlosses hat während dieses Winters geruht, und sieht man dem Wiederbeginn des Baues mit dem Wunsche entgegen, in den Hallen dieses Prachtdenkmals architektonischer Kunst recht bald den geliebten Landesfürsten zu erblicken. — Die Anlegung einer Eisenbahn von hier nach Harzburg reißt der Realisirung immer mehr entgegen. Die ersehnte Bahn nach Hamburg dürfte indes für lange Zeit noch dem Gebiete frommer Wünsche angehören. —

Wie mein Stoff, wird auch die Geduld der Leser erschöpft seyn und empfehle ich mich daher zu geneigtem Andenken.

* *

*) Wegen Mangel an Raum verspätet. D. R.

Zur Nachricht.

Die Fortsetzung des im vorletzten Blatte abgebrochenen Aufsatzes: „Blätter aus der Reisemappe eines Reizbaren“ erfolgt in einigen Wochen. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 21sten April: „Norma,“ Oper in 3 Aufz. Musik von Bellini.

Madame Schröder-Devrient: Norma.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 50 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Einweihung des, bei St. Leonhard vor Braunschweig den daselbst erschossenen 14 Schillschen Kriegern errichteten, Denkmals.

Nachdem am 31. Mai 1809 der größte Theil des Schillschen Corps mit seinem kühnen Führer zu Stralsund für Freiheit, König und Vaterland die Heldenseele ausgehaucht, und nur ein kleines Häuflein eine glückliche Rettung gefunden hatte, wurden 11 Officiere nebst 557 Unterofficieren und Soldaten, von dem harten Loose der Gefangenschaft ereilt, nach Braunschweig transportirt und 14 dieser Unglücklichen daselbst von dem niedergesetzten Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt, welches Urtheil auch im Monat Juli desselben Jahrs bei St. Leonhard vor hiesiger Stadt an ihnen vollstreckt wurde. 27 Jahre sind dahingeschwunden und der Mantel der Vergessenheit breitete sich nach gerade über die Schauder-Ereignisse jener Schreckenszeit, da erwacht in dem edlen, patriotisch gesinnten Herrn von Wechelde allhier der Gedanke, den gefallenen 14 Kriegern ein Denkmal zu errichten, das noch späten Zeiten ein redender Zeuge der Zwingherrschaft werde, unter deren despotischem Drucke Germanias Söhne schmachvoll von den Kugeln ihrer Brüder durchbohrt werden mußten. Die nah und fern erweckte Theilnahme hat es möglich gemacht, jene Idee, von einem hochherzigen Landesfürsten gebilligt, schon jetzt zu realisiren, und die Gebeine der Geopferten, einstweilen ihrer Schlummerstätte entzogen, wurden gestern wieder unter dem Denkmale beigesetzt, welches, im griechischen Style von Barumberger Sandstein erbauet, auf einer 55 Fuß langen und eben so breiten Terrasse auf derselben Stelle prangt, wo die Unglücklichen den Tod empfangen und ihr Grab gefunden hatten. Der gestrige Tag der die Einweihung und Enthüllung des Denkmals gesehen, wird ewig denkwürdig in den Annalen Braunschweigs bleiben. Nachmittags 1 Uhr begann in der St. Magni-Kirche die Feier mit der Aufführung zweier Nummern aus dem Mozartschen großen Requiem durch die Mitglieder der Liedertafel (eines hiesigen Singvereins) unter Instrumental-Begleitung, worauf von dem General-Superintendenten Henke eine kurze Eröffnungsrede gehalten wurde, nach deren Beendigung die in der Mitte der Kirche aufgestellten, mit den Gebeinen der Erschossenen gefüllten, 3 Särge auf die Leichenwagen gesetzt wurden. An der Spitze ein Commando des Leibbataillons, welchem das Hautboisten-Corps, die Husaren-Trompeter und Hornisten, dann die 3 vierspännigen Leichen-

wagen von Trauermarschällen begleitet, hierauf der Königl. Preußische Obrist, Graf von Pückler, umgeben von den Generälen von Herzberg, von Schrader und den Obrist von Wachholz, mit dem gesammten Officier-Corps und einer unabsehbaren Reihe anderer Einwohner, und zuletzt die übrigen Abtheilungen des Militairs folgten, bewegte sich der Zug unter den, vom Hofcapellmeister Methfessel eigens hierzu componirten, Trauermärschen über die Langedammstraße, den Bohlweg und Steinweg, durch das wogende Gedränge der Zuschauer aus dem Steinthore.

Angelangt an dem, von mehr denn 30,000 Menschen angefüllten Orte des Denkmals, stellte sich der ganze Zug in ein dazu abgepfähltes Viereck um das Monument, worauf vor der, der Stadt zugekehrten, Hauptfacade desselben der Pastor-Adjunct Fink eine kurze Rede hielt und dann die Beisetzung der drei Särge in die an den Seiten des Denkmals ausgemauerte Gruft Statt fand. Während solches geschah, wurde von den Mitgliedern der Liedertafel ein Grablied gesungen, worauf eine abermalige Rede des Pastor-Adjunct Fink auf die Enthüllung des Denkmals vorbereitete, welche auf ein vom Redner gegebenes Zeichen unter dem Donner dreier Salven des Leibbataillons erfolgte. Jetzt ertönten die Glocken zu St. Leonhard und bei dem Gesange der Liedertafel schmückten junge Mädchen (selbst ein schöner Kranz, wie Graf v. Pückler in seiner Rede bemerkte) das Denkmal mit Kränzen, Festons und Bändern. Zum Schlusse sprach Graf von Pückler, der als Lieutenant unter Schill den Heldenkampf in den Mauern Stralsunds mitgekämpft und zu der gestrigen Feier sich eingefunden hatte, die Rührung und den Dank aus, wovon er in diesem erhabenen Augenblicke sich bewegt fühlen müsse, und eine Siegesmarsch endigte eine Feierlichkeit, die, statt der heute eingetretenen rauhen Witterung, von dem schönsten Wetter begleitet war.

Haben die für die heilige Sache gefallenen Helden durch ihren Tod und die mit demselben bewirkte Befreiung des heimischen Heerdes, von dem Joche eines fremden Eroberers sich freilich das schönste Denkmal selbst gestiftet, so erregt es doch ein wohlthuendes Gefühl, wenn die Nachwelt die gebrachten Opfer anerkennt, und durch die Darlegung ihrer Dankbarkeit den Beweis giebt, daß sie mit den Gefühlen sympathisirt, die jenen die Todesverachtung eingehaucht haben und die sicherste Bürgen für Deutschlands Wohlergehen sind — mit der Liebe zu Fürst und Vaterland.

S.

Braunschweig,
den 25sten März 1837.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Lange Zeit wanderte Philipp dahin, nicht wissend, wohin er seine Schritte lenkte. Seine Hand hielt krampfhaft das furchtbare Schreiben gefaßt, seine Zähne waren fest an einandergeschlossen. Nach und nach ward er etwas ruhiger und athemlos sank er endlich auf eine Rasenbank, wo er geraume Zeit verharrte, die Augen fest auf das entsetzliche Papier gerichtet, welches er mit beiden Händen vor sich hin hielt.

Mechanisch wandte er den Brief; das Siegel war schwarz. Philipp seufzte. „Ich kann, ich kann ihn jetzt nicht lesen," sprach er, indem er sich erhob und seine Irrwandrung wieder antrat.

Wieder schritt er eine halbe Stunde weiter. „Warum, barmherziger Gott," sprach er zu sich selbst, „warum bin ich von Millionen Menschen auserkohren, ein so schweres Geschäft zu vollbringen?"

Er blickte umher nach einer Stätte, wo ihn niemand zu schauen vermochte — wo er unbemerkt das Siegel brechen und die Botschaft aus der Welt der Geister lesen könne. Er gewahrte in seiner Nähe ein kleines Gebüsch, trat hinein und setzte sich, so daß er durchaus von keinem Vorübergehenden erblickt werden konnte. — Er schauete hin auf die bereits untersinkende Sonne und sein Gemüth ward immer ruhiger und ruhiger.

„Es ist Dein Wille, himmlischer Vater!" sprach er andachtsvoll, „es ist mein Geschick — Beides muß erfüllt werden!" Philipp legte die Hand an das Siegel. — Sein Blut wollte ihm in den Adern gefrieren, als er daran dachte, daß dies Schreiben von keiner sterblichen Hand überbracht worden, daß es die Geheimnisse eines vor dem Jüngsten Gerichte Stehenden enthielt. Er gedachte indeß, daß der also Bezeichnete sein Vater sey — daß dieser Brief allein Hoffnung enthalte — Hoffnung für seinen armen Vater, dessen Andenken zu lieben er gelernt hatte, und der jetzt von ihm Hülfe und Rettung erwartete.

„Feigherziger, der ich bin! Daß ich schon so manche Stunde verlor," rief Philipp entrüstet, „die Sonne scheint dort an dem Hügel zu zögern, damit sie mir Licht spende zum Lesen." Er raffte seinen ganzen Muth zusammen — er brach das Siegel, welches die Anfangsbuchstaben des Namens seines Vaters zeigte und las wie folgt:

„An Catharina."

„Einem jener mitleidsvollen Geister, deren Augen „Thränen regnen über die Verbrechen der Sterblichen, ist „es gestattet worden, mir zu verkünden, durch welche Mittel „allein der über mich verhängte Spruch gehoben werden „kann."

„Kann ich auf dem Verdeck meines eigenen Schiffes die heilige Reliquie berühren, bei der ich den unglückseligen Schwur leistete, kann ich sie demuthsvoll küssen, und eine einzige Thräne hinabweinen auf das heilige Holz — dann dann werde ich Ruhe finden."

„Wie das zu bewerkstelligen ist — wer dieß schaudervolle Geschäft übernehmen könnte, ich weiß es nicht. — Ach, Catharina, wir haben einen Sohn — doch nein! laß ihn nichts von mir vernehmen. Bete für mich und lebe wohl!"

J. Vanderdecken.

„Es ist also Wahrheit! furchtbare Wahrheit!" dachte Philipp, „mein unglücklicher Vater steht lebend vor dem jüngsten Gericht! Er deutet auf mich — und auf wen sollte er wol sonst deuten? Bin ich nicht sein Sohn? ist es nicht meine Pflicht?"

„Ja, Vater, ja!" rief er laut, indem er auf seine Kniee niedersank, „Du hast diese Zeilen nicht vergebens geschrieben, — ich will sie noch einmal lesen."

Philipp hob seine Hand; aber obgleich er überzeugt war, den Brief in derselben gehalten zu haben — so war er doch jetzt nicht mehr da — die Hand war leer. Er blickte hinab auf den Rasen, meinend, das Schreiben sey ihm entfallen, — aber nein, es war nicht da — der Brief war verschwunden! — Hatte ihn eine Vision getäuscht? Nein, nein! er hatte jedes Wort gelesen, — „Mir also, mir ganz allein galt die Botschaft," — sprach er zu sich selbst, „wolan, ich gehorche dem Rufe!" —

„Höre mich an, theurer Vater, höre mich, wenn es Dir erlaubt ist, meine Stimme zu vernehmen — höre auch Du mich, barmherziger Gott! bei dieser heiligen Reliquie schwöre ich, ich, Dein Sohn, den über Dich verhängten furchtbaren Spruch zu heben oder unterzugehen. — Ewiger Himmel, der Du das allzurasche Wort meines armen Vaters niederschriebst, verzeichne auch jetzt den Schwur, den sein Sohn bei demselben heiligen Holze geleistet; möge ein Meineid von meiner Seite mit einem noch entsetzlicheren Fluche bestraft werden!"

Philipp warf sich auf sein Antlitz zur Erde und küßte die heilige Reliquie. Die Sonne sank hinab — die Dämmerung verschwand — die Nacht hatte schon eine geraume Zeit die Erde mit Finsterniß umhüllt, Philipp aber verweilte noch immer im andachtsvollen Gebet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sterndeuter.

(Fortsetzung.)

Da vernahm sie plötzlich leise nahende Schritte, und eine wohlklingende Stimme fragte: „Wie steht es um Dich?"

Zoradina schrack zusammen. „Giebt es hier jemand, der Mitleid mit mir hat?" stammelte sie.

„Sprich leise," lautete die Antwort, „Du befindest Dich in der Gewalt böser Menschen."

„So werde ich nie meine Heimath wiedersehen?" jammerte Zoradina.

„Hoffe das Beste," versetzte die Stimme, „ich bin gefangen, gleich Dir. Fühlst Du Dich kräftig genug mit mir in dieser Nacht zu entfliehen" — —. Jetzt wurden plötzlich laute Stimmen vernehmbar und Zoradina hörte, wie der, welcher so eben gesprochen hatte, sich zurückzog. Die schwache Hoffnung womit seine letzten Worte sie erfüllt hatten, regte sie mächtig an und in angstvoller Erwartung schwanden ihr die nächsten Stunden dahin.

Endlich verkündete ihr die rund um sie herrschende Ruhe, und das Schnarchen mehrerer Personen in einem angränzenden Raume, daß es Abend geworden.

Während sie nun noch so dalag, der ihr am Morgen zugeflüsterten geheimnißvollen Worte gedenkend, vernahm sie plötzlich wieder leise Schritte, und die wohlbekannte Stimme rief ihr kaum hörbar zu: „Stehe auf, Prinzessin, und folge mir, ich komme Dich zu retten." — Und noch bevor Zoradina etwas zu erwidern vermochte, fühlte sie sich von kräftigen Armen umschlungen und leise zum Zelte hinausgetragen. Der Mond stand klar und voll am Himmel da, und deutlich erkannte Zoradina jetzt in ihrem Retter einen schönen Jüngling von kräftiger Gestalt. Der Blick des Fremdlings war theilnehmend, und sanft der Druck seine Hand. Vor dem Eingange des Zeltes stand ein gesatteltes Roß, Zoradina ward von ihrem Befreier hinaufgehoben, er schwang sich ebenfalls hinauf, und rasch ging es nunmehr von dannen. Eine Verfolgung fand nicht stand, denn es war schon hoch am Tage, als der Räuberhauptmann erwachte, und die Entflohenen sammt seinem schnellsten Renner vermißte.

Die Prinzessin auf diese Weise einer großen Gefahr entrissen, war viel zu schwach, um an ihren Retter viele Fragen richten zu können auch war die Geschichte Hassans, so nannte sich derselbe, bald erzählt. Er war schon in früher Jugend in die Hände der Räuber gefallen und hatte wegen seiner Schnelligkeit den Beinahmen „der Pfeil der Wüste" empfangen. Aber obgleich ihm seine Kindheit unter Leiden und Krankheiten vergangen war, war ihm dennoch der Hang zum civilisirten Leben angeboren, auch hatte ihn stets nach einer Trennung von den Räubern verlangt. Als Zoradina als Gefangene eingebracht wurde, faßte er sogleich den Entschluß, sich und sie zu gleicher Zeit zu befreien und brachte seinem Plan in Ausführung, nachdem es ihm gelungen war, die Räuber durch einen einschläfernden Trank auf mehrere Stunden unthätig zu machen.

(Der Beschluß folgt.)

Ehestands-Correspondenz.

Ein Herr in H . . traf eines Tages zufällig in einem Kaffeehause einen guten Bekannten, einen Schiffscapitain, welcher so eben nach New-York unter Segel gehen wollte und ihm den Antrag machte, ihn dorthin zu begleiten. Der Herr nahm dieß Anerbieten an, hielt es aber doch für schicklich, seine Frau von seiner Abreise zu benachrichtigen und sandte ihr daher folgende Zeilen:

Liebe Frau!

„Ich reise nach Amerika!“

Dein treuer N. N.

Ihre Antwort lautete eben so lakonisch und eben so zärtlich:

Lieber Mann!

„Glückliche Reise!“

Deine treue E. M.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Am 19ten dieses trat Herr Meyer vom Theater zu Cölln in der Rolle des Johannes Guttenberg als Gast auf, und bewährte sich auch in dieser Baethje als ein Darsteller, welcher auf der Bühne zu Hause ist. In den ersten 3 Akten trug nach unserer Ansicht der Gast zwar etwas zu stark auf, welches seiner übrigens von großer Bühnengewandtheit zeugenden Leistung einigen Eintrag that, im vierten Aufzug aber war er äußerst brav. Die Freude, die Begeisterung über die Erfindung des großen Werks ward von dem wackeren Darsteller trefflich zur Anschauung gebracht. Jeder Anwesende fühlte mit ihm und lauter einstimmiger Beifall ward ihm am Schlusse des Acts zu Theil.

Madame Lebrün gab die Bertha, und spielte mit der ihr eigenthümlichen Präcision und Feinheit. Wir widerholen es, ihr Accentuiren sollte sich der größere Theil der übrigen Schauspieler und Schauspielerinnen unserer Bühne als Vorbild nehmen, denn sie betont fast nie eine Silbe falsch und setzt stets mit gehöriger Mäßigung ein, um die Steigerung gehörig durchführen zu können. — Mad. Lenz als Catharina trug wie gewöhnlich ihr Ganzen mit viel zu starken Farben auf, übrigens hatte sie einige recht gelungene Momente, z. B. in der Scene, wo sie dem Guttenberg ihre Liebe gesteht. — Herr Döring gab den Johannes Fust ganz im Geiste des Charakters und bewährte sich auch heute als denkender Künstler.

Herrn Gloy als Beildeck gebührt Lob. — Herr Lenz war als Secbaldus ganz an seinem Platze. — Herr Brüning war heute nur im Besitz einer wenig bedeutenden Rolle; jedoch nach seiner Leistung zu urtheilen, scheint es uns immer mehr und mehr das dieser Schauspieler sich hauptsächlich für Naturburschen und Lustspiel-Charaktere eigene.

Am 20sten dieses trat Madame Clauer, vom Stadttheater zu Cölln, als Maria Stuart, zum ersten Male auf, und wie freuen uns, über dieses Debüt der Gerechtigkeit gemäß, als ein sehr gelungenes berichten zu können. Madame Clauer hat sich durch die Wahl dieser Debütrolle bestimmt für das tragische Fach entschieden, und sie betritt eine steile, aber ruhmvolle und hier jetzt leider wenig betretene Bahn, auf der sie mit unserer trefflichen Künstlerin, Madame Lebrün wetteifernd, wohlthätig auf die Leistungen unserer Bühne einwirken wird. Madame Clauer besitzt einen wohlgebauten, zum Imponiren nicht zu zarten und zur weiblichen Liebenswürdigkeit nicht zu großartigen Körper und ein Organ, das jeder Modulation fähig ist, und besonders in einigen Registern sehr zum Herzen redet. Doch hat Mad. Clauer diese beiden Eigenschaften mit manchen anderen unserer Jüngerinnen Melpomene's gemein, die bei weitem nicht auf einer Stufe mit ihr stehen, denn was sie über alle zu heben verspricht (wir sagen verspricht, stets eingedenk, daß wir nach einem einmaligen Auftreten urtheilen) ist, daß sie sich offenbar schon beim ersten Auftreten als eine denkende Schauspielerin verrieth. Dieses sorgfältige, auf das Ganze sich erstreckende und doch auf jede Einzelheit eingehende Studium, dieses ganz mit der Rolle Einssein ist es, was wir bis jetzt an den Schauspielerinnen unserer Bühne mit Ausnahme der Damen Lebrün u. Fischer vermissten; und am wenigsten sollten sich diejenigen desselben überheben, die sich für ungewöhnlich gütig von der Natur ausgestattet halten dürfen. Wir kommen auf Mad. Clauer, und zwar als Maria Stuart, zurück. Die sehr schwere Aufgabe ward größtentheils sehr genügend gelöst, wenn gleich hie und da die physische Anstrengung, die eine so gewaltige Rolle erfordert, nicht ganz unbemerkbar blieb. Mit der bewegter werdenden Handlung wurde auch das Spiel bewegter (wiewohl wir mitunter etwas mehr Modulation im Rhythmus des Vortrags wünschenswerth fanden) und von dem dritten Acte an wuchs auch der Beifall, der endlich im Hervorruf am Schlusse endigte. — Wie herrlich,„ um nur einige Stellen hervorzuheben, war die Sehnsucht gemalt in den Worten:

Dort wo die grauen Nebelberge ragen.
Fängt meines Reiches Gränze an.
Und diese Wolken, die nach Mittag jagen,
Sie suchen Frankreichs fernen Ocean.

Und wie ergreifend die unmittelbar folgende Dithyrambe:

Eilende Wolken, Segler der Lüfte!
Wer mit euch wanderte, mit euch schiffte! ꝛc.

Nicht minder wahr und lebendig gezeichnet war der innere Kampf in dem Dialog mit der Elisabeth, eine Scene, die durchaus mit der weisen Mäßigung behandelt werden muß, mit der es hier geschah. Der Abschied von den Ihrigen bildete die Krone des Ganzen. Möge die wackere Künstlerin den Beifall, den sie hier erwarb, für die Dauer behaupten. —

(Der Beschluß folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 26sten April: „Fidelio,“ Oper in 2 Aufz. Musik von Beethoven.

Mad. Schröder-Devrient: Leonore.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 51 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.) *)

No. 100. Christus bei Maria und Martha.
von Adolph Ehrhardt in Düsseldorf.

Dieses Bild enthält große Schönheiten; Köpfe und Hände sind besonders ganz vortrefflich gemahlt; jedoch können wir die altdeutsche Manier nicht loben, in der das Bild gehalten, weil sie zu sehr von der Natur abweicht.

No. 41. Die zwei Jungfrauen.
von Louis Blanc aus Berlin.

Ein gelungenes Bild. Schön gezeichnet und gut gemahlt.

No. 76. Eine October-Scene in Rom.
von Franz Catel in Rom.

Zeigt eine Menge Figuren, ist aber sonst ohne alle Bedeutung.

No. 126. Ein Wildschütz am Hochgebirge.
von Max Friedel in München.

Zu hart und schneidig behandelt.

No. 130. Der Morgenbesuch.
von J. Geyer in Augsburg.

Ein recht hübsches Bild; der Farbenaufwand ist nur zu bedeutend.

No. 241. Pilger und Pilgerinnen vor einer Madonna.
von J. B. Maes aus Belgien in Rom.

Unstreitig ist dieß eines der lieblichsten Genrebilder der Ausstellung.

No. 222. Christus in Bethanien.
von J. H. C. Koopmann aus Hamburg in Carlsruhe.

Die Schwäche der alten deutschen Mahler, nemlich Steifheit in allen Theilen, findet man auf diesem Bilde, ihren Vorzug aber: die schönen Farben, vermißt man ganz. —

In No. 223, Portraitgruppe von demselben Künstler, könnten die Farben klarer seyn.

*) Im vorletzten Blatte bei dem Bilde No. 231 lese man eine Hauptfigur, statt die Hauptfigur.

No. 197. Christus den Versucher von sich weisend.
von Emil Jacobs in Hannover.

Ist hübsch gezeichnet und gemacht, bis auf die Drapperie des Christus, die zu sehr einem Seidenstoffe ähnlich sieht.

No. 69. Eingang in den Wald bei Avanche.
von A. Calame aus Neuchatel.

Eine ganz vorzügliche Landschaft. Zeichnung, Farbe, Haltung alles ausgezeichnet. Keine Effekthascherei, ganz Natur; der Baumschlag ist meisterhaft.

No. 67. Eine Morgenlandschaft.
von van den Broek in Dordrecht.

Zeigt im Ganzen eine hübsche Haltung, nur wäre mehr Bestimmtheit zu wünschen, besonders hinsichtlich des Baumschlags; die Staffage hingegen ist ganz vorzüglich.

No. 228. Eine Hochzeitfeier.
von C. Kreul in Nürnberg.

Viel zu steif und zu sehr geleckt, die Drapperie ist ganz schwach.

No. 260. Jacob die bunten Stäbe schneidend.
von Julius Moser in Berlin.

Dieß Bild läßt in jeder Rücksicht noch viel zu wünschen übrig und zeigt daß der Mahler noch fleißig studieren muß.

No. 333 und No. 335. Eine Fischerfamilie. — Eine alte Frau und ihre Tochter.
von P. van Schendel in Rotterdam.

Beide Bilder sind gleich gut gemahlt und haben eine vortreffliche Beleuchtung.

No. 90. Thekla und ihre Hofdame Neubrun.
Zeigt von vielem Talente zur Composition.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Er ward indeß aus seinen frommen Betrachtungen durch die Stimmen mehrerer Männer geweckt, welche sich in einiger Entfernung von ihm auf den Rasen niederließen. — Er achtete anfangs ihres Gespräches nicht, sondern hatte so eben den Entschluß gefaßt, in seine Wohnung zurückzukehren und dort das Weitere zu überlegen, als die Fremden plötzlich den Namen des Mynheer Poots aussprachen und dadurch die Aufmerksamkeit des Jünglings rege machten. Jetzt horchte er sorgsam hin und vernahm aus ihren ferneren Reden, daß es vier entlaufene Soldaten waren, welche beschloßen hatten, noch in dieser Nacht das Haus des kleinen Arztes zu überfallen, der, wie sie wußten, viel Geld besaß.

„Was ich vorschlug ist das Beste," sprach der eine, „er hat niemand bei sich als seine Tochter."

„Die mir lieber seyn soll als sein Geld," bemerkte ein Zweiter, „verstehn wir uns also recht, bevor wir Hand ans Werk legen, sie bleibt mein Eigenthum."

„Warum nicht, wenn Du sie uns abkaufen willst," versetzte ein Dritter.

„Zugegeben. Und wie viel begehrt Ihr für die Dirne?"

„Nun ich denke, so fünfhundert Gulden," versetzte der Andere.

„Gut, es sey drum! Fällt aber die Beute nicht so reichlich aus, so bekomme ich sie für meinen Antheil."

„Nicht mehr als billig; der Teufel aber soll mich holen, wenn wir aus dem Geldkasten des alten Geizhalses nicht mehr als 2000 Gulden herausholen."

„Wollen wir jetzt gleich ans Werk?" fragte der Zweite. „In einer Stunde geht der Mond auf, dann sind wir mehr gesehen."

„Wer sollte uns bemerken?" fiel der Erste ein, „je später, je besser!"

„Wie lange brauchen wir bis dorthin? Kaum eine halbe Stunde. Wir langen dann grade an, um beim Mondschein die Gulden zu zählen."

„Unterdessen will ich meinen Carabiner laden und alles in Ordnung bringen, ich kann im Dunkeln arbeiten."

„Du bist daran gewöhnt."

„Diese Kugel soll grade das Herz des alten Schurken aufsuchen."

„Es ist mir denn doch lieber, daß Du die That vollbringst als ich," bemerkte der Dritte, „er rettete mir zu Middleburg das Leben, als alle anderen es mir schon abgesprochen hatten."

Philipp hatte genug gehört. Er kroch hinter dem Gebüsche weg, einem nahen Gehölze zu und machte einen Umweg, um von den Schurken nicht bemerkt zu werden. Alle seine Gedanken richteten sich in diesem Augenblick darauf, den Arzt und dessen Tochter aus der ihnen drohenden Gefahr zu retten; und eine Zeitlang vergaß er darüber seinen Vater und die furchtbare Botschaft, die ihm geworden. — Die Gegend war ihm wohlbekannt und gar wohl wußte er, wohin er sich zu wenden hatte, um zu der einsam gelegenen Wohnung des Mynheer Poots zu gelangen. Mit der größten Eile flog er dorthin und nach weniger als zwanzig Minuten hatte er sie athemlos erreicht. —

Wie gewöhnlich herrschte hier die tiefste Stille, auch war die Thür fest verschlossen. Er pochte und pochte, keine Antwort. Sollte Mynheer Poots zu einem Kranken gerufen und nicht daheim seyn? Er rief also so laut er konnte: „Jungfrau! Jungfrau! Ist Euer Vater nicht zu Hause, wie ich vermuthe, so horcht auf das, was ich Euch zu sagen habe, ich bin Philipp

Banderdecken. Ich habe so eben vier Schurken behorcht, die Euren Vater ermorden und ihn seines Geldes berauben wollen. In weniger als einer Stunde werden sie hier seyn ich bin hieher geeilt, Euch zu warnen und Euch zu beschützen, wenn ich es vermag. Ich schwöre Euch, ich spreche die Wahrheit."

Philipp wartete wieder einige Augenblicke, aber keine Antwort erfolgte.

„Jungfrau! Jungfrau!" rief er aufs Neue, „ich beschwöre Euch bei Eurer Ehre, die Euch gewiß werther ist, als Eurem Vater sein Gold; öffnet oben das Fenster und hört was ich Euch zu offenbaren habe."

Einige Augenblicke vergingen. Endlich öffnete sich im oberen Stockwerk ein Fenster, und Philipp konnte jetzt trotz der Dunkelheit, die zarten Umrisse der Tochter des Mynheer Poots erkennen.

„Was begehrt Ihr, junger Mann, zu dieser unziemlichen Stunde?" fragte das Mädchen.

Philipp berichtete was er gehört hatte und beschwor sie, ihm Einlaß ins Haus zu gestatten, damit er sie vertheidigen könne. „Ihr seyd einem jener Schurken verkauft, den sie, wie ich glaube gehört zu haben, Baltens nannten, Eure Ehre ist Euch gewiß werther, als alles Gold Eures Vaters, denkt deshalb an Euch selbst und laßt mich ein. Setzt doch keinen Zweifel in meine Rede, glaubt mir, ich spreche die Wahrheit."

„Baltens," wiederholte die Jungfrau, — „den Nahmen kenne ich. Er warb um meine Hand, erhielt aber natürlich eine abschlägliche Antwort. Er war Fähndrich — und führte ein wüstes Leben. — Aber was soll ich jetzt beginnen? Mein Vater ward zu einem Kranken gerufen und kann Stundenlang ausbleiben. — Wie kann ich Euch das Haus öffnen — jetzt, zur Nachtzeit — er nicht zu Hause — ich allein. Ich kann nicht — darf nicht — aber ich glaube Euch. Ihr könnt nicht so niedrig seyn, ein solches Mährchen auszugrübeln."

„Ich sprach die Wahrheit, bei meiner Hoffnung auf ein zukünftiges Leben!" betheuerte der Jüngling. „Zögert also nicht und laßt mich ein."

„Und wenn ich es nun auch thäte, was vermöchtet Ihr gegen die Mehrzahl? Sie würden Euch leicht überwältigen, und ein Menschenleben mehr wäre alsdann dahin."

„Nicht doch, wenn Ihr anders Waffen habt," versetzte Banderdecken, „seyd meinetwegen unbesorgt, ich fürchte die Schurken nicht."

Noch zögerte die Jungfrau. „Wolan," rief Philipp entschlossen, „wenn Ihr nicht öffnen wollt, so bleibe ich hier vor der Thür: unbewaffnet biete ich meine Brust den vier Schurken dar."

„Dann, dann würde ich ja Eure Mörderin," stammelte die Jungfrau, „das kann — das darf nicht seyn — ich komme hinab — ich öffne die Thür."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Sterndeuter.

(Beschluß.)

Ganz trostlos saß der König von Persien in seinem Garten, angstvoll der Rückkehr der Boten harrend, die er nach allen Richtungen hin ausgesandt hatte. Plötzlich erscholl von ferner ein lautes Freudengeschrei. Ein Name ward genannt und kaum war er ausgesprochen, als auch schon die Mutter der Geraubten auf den Schwingen der seeligsten Erwartung hinabeilte in den Hof, um die ihr wiedergeschenkte Tochter zuerst in ihre Arme zu schließen.

Ueber die Freude das theure, geliebte Kind wieder zu besitzen, vergaß der Beherrscher der Gläubigen in dem ersten Augenblick ihren Retter zu beachten, und als man sich späterhin nach ihm umsah, war derselbe verschwunden. Einige wollten bemerkt haben, daß der weise Khalsad, welcher auf den Freudenjubel ebenfalls herbeigeeilt war, den Jüngling mit sich hinweggeführt hatte.

Zwar befand sich Zoradina wieder in den Armen ihrer Aeltern, aber die Wonne der Letzteren war getrübt, denn die Prinzessin ward seit ihrer Rückkehr immer kränker und kränker, so daß endlich alle Aerzte ihren Zustand für unheilbar erklärten, und durch diese Versicherung den König in eine so tiefe Betrübniß versenkten, daß er durch das ganze Land einen Aufruf ergehen ließ, deß Inhalts: daß derjenige welcher seiner geliebten Tochter das Leben retten würde, zur Belohnung ihre Hand empfangen solle.

Jetzt erst erschien Khalsad mit dem Jünglinge, und kaum hatte Zoradina ihren Retter wieder erblickt, kaum seine ihr so theure Stimme vernommen, als auch sofort jede Wolke des Trübsinns aus ihrem Antlitze verschwand und sie schon nach wenigen Tagen wie neugeboren in die Arme des edlen muthigen Hassan sank, den ihr Vater ihr, eingedenk seines königlichen Wortes, als ihren künftigen Gatten zuführte.

„Sie waren von dem Schicksale für einander bestimmt," sprach der weise Khalsad, welcher ein Zeuge dieser Scene war, „gleich nach ihrer Geburt ward es mir von den Sternen verkündigt: der Enkel der armen Bäckerswittwe Alisa, sollte die Tochter des Königs ehelichen, jedoch sollten Beide vorher mannichfache Drüfungen bestehen. So sprach das Verhängniß, und so sollte es in Erfüllung gehen. Allah sey gelobt.

R. S.

Kleinigkeiten aus Walter Scotts Leben.

Walter Scott konnte eine große Portion Wein zu sich nehmen, ohne daß es irgend eine sichtbare Wirkung auf ihn äußerte: nie aber konnte man ihn bewegen, diese Fähigkeit, viel starke Getränke vertragen zu können, auf die Probe zu

stellen, sein Spruch in dieser Rücksicht lautete: „Trunkenheit ist von allen Lastern am allerunverträglichsten mit Größe.“

„Die Bewohner von Northumberland,“ schrieb Scott in einem Briefe im Jahre 1792, „haben einen garstigen sächsischen Dialect und haben mehrere seltsame Gebräuche beibehalten. Sie sind die Abkömmlinge der alten Dänen, welche durch die Strenge Wilhelm des Eroberers in die Sümpfe von Northumberland getrieben wurden. Ihre Unwissenheit ist in der That merkwürdig. Diejenigen von ihnen welche mit Schlachtvieh Handel treiben, und deren giebt es so viele, haben z. B. den Gebrauch, alle Briefe welche sie im Laufe ihres Geschäfts empfangen, nach der Kirche ihrer Gemeinde zu bringen, wo der Küster sie nach beendigtem Gottesdienste laut vorliest und die Antworten darauf nach den Umständen anfertigt.“

Den Tod seines Lehrers, des Doctor Adams, beschreibt Walter Scott auf höchst charakteristische Weise;

„Er lebte,“ so erzählt er, „noch einige Tage, aber er phantasirte fortwährend und meinte, er befände sich in seiner Schule, er tadelte und lobte, endlich sprach er: „aber es wird dunkel — die Knaben können nach Hause gehn.“ — Mit diesen Worten hauchte er seinen Geist aus.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Maria Stuart. (Beschluß.)

Wir wiederholen hier, was wir schon früher geäußert haben, daß wenn Herr von Lavallade bei unserer Bühne für das Fach zweiter Liebhaber engagirt ist, wir ihn als eine gute Acquisition betrachten können; für Rollen wie die des Mortimer aber reicht bis jetzt das Kunstvermögen dieses jungen Darstellers nicht aus, gaben gleich einige Stellen zu erkennen, das er bei recht fleißigem Streben bald auch auf solche Rollen wird Anspruch machen können.

Madame Fischer hatte den Charakter der Königin Elisabeth vollkommen richtig aufgefaßt; auch verdient es besonderes Lob, daß sie in der bekannten Scene mit Maria, gleich der talentvollen Debütantin, sich vollkommen in den Schranken der Mäßigung hielt, so daß die Grenze des Schönen von den wackeren Künstlerinnen nicht überschritten wurde.

An dem Leicester des Herrn Fehringer vermißten wir leider alles, was zur würdigen Darstellung dieses Charakters durchaus erforderlich ist. Ganz abgesehen von einem tieferen Eindringen in den Geist der Rolle, fehlte heute selbst die äußere Haltung des Hofcavaliers.

Der Burleigh des Herrn Döring war durchdacht, und mit großem Fleiß ausgeführt.

Herr Burmeister als Ritter Paulet manirirte viel zu sehr. Herr Gloy dagegen gab die kleine Rolle des Davison recht brav.

Gastspiel der Madame Schröder-Devrient.

Mit Bellinis Opern ist für diese ausgezeichnete Künstlerin eine neue Aera begonnen; sie hierin zu bewundern, hatten wir hier in Hamburg noch keine Gelegenheit. Ihre anderweitigen Gebilde stehen in allen Darstellungen, die mit Leidenschaftlichkeit durchgeführt werden müssen, in allen Musikgattungen, großartig und herrlich da: wir erinnern nur an ihre Donna Anna; Leonore in «Fidelio;» ihre Julie in der «Vestalin» und ihre Desdemona in «Othello;» Mozart, Beethoven, Spontini und Rossini — welche verschiedenartigen Tondichtungen! und doch strahlt sie in allen im schönsten Glanze. — Jetzt haben ihr nun Bellinis Lorbeerkränze ein neues Feld geöffnet, damit sie sich in ihren Künstlerkranz neue Lorbeeren winde. Wer könnte dieses leugnen, der am Sonnabend den 22sten dieses Gelegenheit hatte, ihren Romeo zu bewundern! Alles fühlte sich hingerissen und fast in jeder Scene wurde die Meisterin des Gesanges von der zahlreichen Versammlung mit Beifall überhäuft. — Das Larghetto cantabile «Wenn Romeo den Sohn erschlagen» wurde mit einem Gefühl vorgetragen, wie es bis jetzt in dieser Parthie hier noch nicht ausgedrückt worden, und dann wieder der Uebergang bei den Worten: «Wolan, es sey!» und das darauf folgende Allegro martiale «Von Romeos Rächerarme» mit einem Feuer gesungen, daß das Publikum in einem lauten Jubel ausbrach, der mit einem stürmischen Hervorruf endete. Auch in dem Duette mit Giulietta zeigten sich Schönheiten auf Schönheiten, wir erinnern nur an die Stelle: «Ach du sprichst von Pflicht und Ehre» in getragenen Tönen und an den Schluß «Theure bau auf meine Treue,» nach diesem Tonstücke ward die Künstlerin zum zweiten Male gerufen, — Im zweiten Akte wurde der Schlußsatz des Finale stürmisch da Capo verlangt und zum drittenmale mußte die Gefeierte sich der begeisterten Menge zeigen. Sie erschien mit Mlle. Tomaselli. — Im dritten Akte wurde wieder Treffliches geleistet; wie auch im vierten Akte am Grabe Giuliettas. Aus jedem Ton sprach Seele und Gefühl, und wer möchte mit der trefflichen Künstlerin rechten, daß sie sich am Schlusse vielleicht etwas zu sehr von der Leidenschaft hinreißen ließ. Am Schlusse ward Mad. Schröder-Devrient zum vierten Male gerufen.

Die Tomaselli sang an diesem Abend die Parthie der Giulietta, doch ehe ein Ton ihren Lippen entflogen, ließen sich einige boswillige Zischer vernehmen, vermuthlich in der Absicht, die junge Künstlerin aus der Fassung zu bringen; es gelang ihnen aber nicht, denn die Sängerin sang sehr brav, vorzüglich in den Scenen mit Romeo und wurde von dem größeren Theile des Publikums mit lautem Beifall belohnt; die Uebelwollenden machten zwar noch einige Versuche zur Störung, aber nachdem Madame Schröder-Devrient die junge talentvolle Sängerin mit sich herausgeführt hatte, schwieg die Opposition gänzlich.

Was sollte nun aber eigentlich durch diese Kabale bezweckt werden? Hat die Kunst etwas mit den Interessen Einzelner gemein? gewiß nicht. Wir müssen offen und frei bekennen, die junge Künstlerin hat in diesem ihren zweiten Auftreten Proben eines recht hübschen Talentes abgelegt. Eine klangvolle Stimme, eine gute Schule (durch den Unterricht ihres Vaters) und dabei nicht unbedeutende Kehlfertigkeit, sind Eigenschaften die diese junge Sängerin besitzt. Man nuntere das Talent auf, wie es Madame Schröder-Devrient an diesem Abend that, indem sie die junge Künstlerin mit sich vorführte, und so dewies, daß sie diese Auszeichnung gar wohl verdient hatte. Durch diese ächt künstlerische Würdigung wird das Kleingewehrfeuer der Kabale wohl zum Schweigen gebracht seyn.

Die Leistungen der übrigen Mitwirkenden sind schon oft in diesen Blättern besprochen worden, aus Mangel an Raum müssen wir daher dieselbe darüber schweigen. Sehr lieb war es uns, daß Herr Pümon die kleine Rolle des Lorenzo wieder übernommen hatte.

Sonnabend, den 29sten April: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Fünftes Heft

№ 40 — 65.

May 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, No. 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler derausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Carlo Brunetti. der Alchymist Novelle. ..... 513 ff.
Georg Lotz. Das Geisterschiff. Nach Capitain Maryat. (Fortsetzung.) ..... 419 ff.
Der Pallast des Rajah. ..... 450 ff.
Blätter aus der Reisemappe eines Reizbaren. ..... 465 ff.
Die sechste Hamburger Kunstausstellung (Fortsetzung.) ..... 421 ff.
Die Visitenkarte. 417
Historische Kleinigkeit. .....
Alte Calender Literatur. ..... 425 ff.
Anecdotengallerie. 445. 471.
Literarisches. 422
Vaterstädtische Literatur. 503

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

Seite

Hff: der Selbstmörderin Grab. 449
Der Fischer. 459
W. Pfeiffer: Frühlingsstimmen. 489
S: Dänische Bilder
No. 4) Fortuna. 411
Helgoland. 497
X. Oberst Gustavson und Noch Jemand. 454
Bei Gelegenheit. 454
Marull .....

Auswärtige Notizen.

Lübeck Ende April. ..... 430 ff.
Bremen im May. 428
Pesth. Ende April. 409
München Ende April. 451
London im May. 503
Lübeck. ..... 511 ff.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 52 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Begebenheit

aus

Walter Scotts Jugend-Leben. *)

Als Walter Scott in den Jahren 1790 und 91 den Vorträgen Dugald Stewards über Moral-Philosophie beiwohnte, trug es sich zu, daß er oft seinen Platz neben einem bescheidenen, fleißigen und stillen Jüngling bekam. Sie wurden bald bekannt mit einander und der Letztere begleitete Scott häufig auf seinen Wanderungen aufs Land, beobachtete aber rücksichtlich seiner Familie und seines Wohnorts das tiefste Schweigen. Eines Tages, als Walter Scott von einem einsamen Spaziergange nach Edinburgh zurückkehrte, gewahrte er in der Vorstadt einen alten ehrwürdigen Bettler, welcher auf seinen Stab gestützt, den Hut in der Hand, dastand, ohne durch Worte das Mitleid der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen. Scott reichte dem Greise eine Kleinigkeit und setzte seinen Weg fort. Zwei oder dreimal wiederholte sich dieser Vorfall, und schon begann unser Held den Bettler als einen Menschen zu betrachten, welcher ein für allemal seine Wohlthätigkeit in Anspruch nähme.

Eines Tages traf er auch auf denselben als er mit seinem schweigsamen Studiengefährten des Weges daherkam. — Er bemerkte bei seinem Begleiter einige Verwirrung, als er dem Bettler einen „guten Tag" bot und ihm die gewöhnliche Kleinigkeit reichte, und er konnte demnach nicht umhin, jenen zu fragen, ob ihm vielleicht etwas Nachtheiliges über den hilflosen Greis bekannt sey?

Der Gefährte Scotts brach bei dieser Frage in Thränen aus. „Nicht doch — der Himmel soll mich bewahren," rief er — „ich aber bin ein Elender, daß ich mich schämte, ihn anzureden, es ist — mein eigner — Vater! Er hat genug, um für sich selbst nicht zu darben, aber er stellt sich dorthin, im Sturm und Unwetter mit entblößtem Haupte, um die Mittel zu erlangen, meinen Unterricht bezahlen zu können."

Voll Mitleid über die Lage des jungen Menschen, suchte Scott ihn über seine Schwäche zu beruhigen; auch bewahrte er das Geheimniß in verschwiegener Brust, ohne auf irgend eine Weise die Bekanntschaft mit ihm abzubrechen.

*) Aus dem ersten Bande des so eben in England erschienenen Werks: Memoirs of the life of Sir Walter Scott, by J. G. Lockhardt, his son in law and literary Executor.

Einige Monate vergingen, ohne daß er den greisen Bettler zu Gesicht bekommen hätte; endlich trat ihm derselbe in einem entlegenen Theile der Stadt entgegen und bat ihn, ihm ein kurzes Gehör zu schenken. „Sie haben sich immer so freundlich gegen meinen William betragen, mein Herr," sprach er, „er selbst hat es mir oft gerühmt, noch bevor ich sie beisammen sah. Wollten Sie mir mir wohl die Ehre erzeigen, mich in meiner niederen Behausung zu besuchen? Es ist Morgen Sonnabend, ich wünschte, daß Sie um zwei Uhr kämen, mein armer William ist krank, es würde wohlthätig für ihn seyn, wenn er Sie erblickte."

Außer Scotts besseren Gefühlen ward auch seine Neugier rege und er versprach der Einladung Folge zu leisten. Die bestimmte Stunde fand ihn auch wirklich vor einer einsam gelegenen Hütte in der Nähe des Dörfchens St. Leonard. Sein Studiengefährte saß bleich und krank auf einer Steinbank vor der Thür, seiner Ankunft harrend, und führte ihn in das ärmliche aber reinliche Innere der Hütte, wo der Bettler vor dem Heerde beschäftigt war, ein Stückchen Fleisch zuzubereiten, welches er dann mit trefflichen Kartoffeln seinem Gaste vorsetzte, der es sich recht gut schmecken ließ, und höchst befriedigt von der Unterhaltung mit dem Greise, welcher ihm manche interessante Dinge aus seinem Leben erzählte, erst spät den Heimweg wieder einschlug.

Noch an demselben Abend theilte Scott seiner Mutter den ganzen Vorfall mit, wobei er bemerkte, wie es ihn ungemein freuen würde, wenn sein junger Freund die Stelle eines Erziehers in irgend einer wackeren Familie bekäme. — „Ich will sehen, was dabei zu thun ist," erwiderte die Mutter, und sie that, was sie versprochen. Sie stellte, rücksichtlich des Charakters des jungen Mannes die nöthigen Nachfragen an und als sie eine genügende Antwort erhalten hatte, verschaffte sie dem Jüngling durch ihre Verwendung bald eine Hofmeisterstelle im nördlichen Schottland.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Das Fenster oben schloß sich, ein Licht ward sichtbar und wenige Augenblicke darauf ward dem jungen Wanderdecken, von der Hand der reizenden Tochter des Mynheer Poots das Haus erschlossen. Sie stand da, das Licht in der Hand haltend, mit bald erglühender, bald erbleichender Wange. Ihr linker Arm hing hinab und in der Hand hielt sie halb versteckt, ein Pistol. Philipp bemerkte diese ihre Vorsichtsmaßregel gar wohl, schien sie aber nicht zu beachten. „Jungfrau," sprach er, von ihrer Schönheit fast geblendet, „mit Aufgang des Mondes werden die Elenden hier seyn, ich beschwöre Euch, vertrauet mir."

Das Mädchen blickte ihm scharf ins Antlitz, so als wolle sie das Innerste seiner Seele erforschen; aber seine Züge trugen ein so ehrliches, aufrichtiges Gepräge, daß sie sich beruhigt fühlte, — „Tretet ein, ich glaube Euch vertrauen zu können."

Philipp trat in das Haus, worauf die Thür sofort fest verschlossen und wohl verwahrt wurde.

„Wir haben keinen Augenblick zu verlieren," nahm jetzt der Jüngling wieder das Wort, „sagt mir aber zuvor Euren Nahmen, damit ich weiß, wie ich Euch zu nennen habe."

„Ich heiße Amine," versetzte schüchtern das Mädchen, einen Schritt zurücktretend.

„Habt Ihr Waffen und Munition? wir dürfen nicht zaudern."

„Beides, beides."

„Wo, wo?" forschte Philipp.

„Folgt mir," entgegnete Amine, und nunmehr führte sie den jungen Wanderdecken die Stiege hinan in ein Zimmer des oberen Stockwerks, das Heiligthum ihres Vaters, wo viele Büchsen und Arzeneiflaschen umherstanden. In einem Winkel des Gemachs befand sich eine eiserne Kiste, und über derselben hingen mehrere Carabiner und Pistolen an der Wand.

„Sie sind sämmtlich geladen," sprach Amine, indem sie auf die Waffen deutete und das Pistol, welches sie in der Hand gehalten, auf den Tisch legte.

Philipp nahm die Gewehre von der Wand, untersuchte sie und fand sie mit Allem wohl versehen; dann nahm er auch das Pistol von dem Tische, es war ebenfalls scharf geladen: „dieß also war für mich bestimmt, Amine?" fragte er lächelnd.

„Nicht doch — nicht für Euch — nur für einen Verräther, hätte sich ein solcher hier eingedrängt," erwiderte die Jungfrau, deren Züge, deren Trackt jetzt, als der Jüngling sie ruhiger betrachten konnte, einen noch größeren Eindruck auf ihn hervorbrachten. Sie trug das Haupt unbedeckt, ihr schönes langes Haar rollte in reicher Lockenfülle herab, sie war kaum von mittlerer Größe, doch ungemein regelmäßig geformt. Ihre Tracht war einfach aber kleidsam, und ganz verschieden von der der Jungfrauen dieses Landes. Nicht nur ihre Züge, auch ihre Kleidung verkündete, daß sie, wie es auch wirklich der Fall war, aus arabischem Blute stamme.

„Jetzt gebt Acht, Jungfrau," nahm Philipp wieder das Wort, „ich werde mich an das Fenster stellen, welches Ihr vorhin geöffnet habt, jedoch ohne das Licht im Zimmer brennt. Ihr könnt hier bleiben und zu Eurer Sicherheit das Zimmer verschließen."

„Ihr kennt mich schlecht," versetzte Amine, „ich fürchte mich nicht so leicht. Ich muß in Eurer Nähe bleiben und

die Gewehre wieder laden, — ich bin an dieß Geschäft gewöhnt."

„Nicht doch," erwiderte Philipp, „Ihr könntet verwundet werden."

„Immerhin! Glaubt Ihr denn, ich könnte hier müßig verweilen, während Ihr Euer Leben für mich wagt? Ich kenne meine Pflicht und werde sie erfüllen."

„So laßt uns die Waffen in das andere Zimmer schaffen," sprach Philipp, „denn die Zeit drängt."

Beide trugen nunmehr die Waffen in das andere Gemach, worauf Amine sich mit dem Lichte hinwegbegab. Als Philipp sich allein befand, öffnete er leise das Fenster und schaucte hinaus; es war niemand zu sehen — er horchte hin, tiefe Stille herrschte rings umher. Der Mond stieg jetzt grade über dem Hügel empor, aber vorüberziehende Wolken verdüsterten sein Licht. Jetzt vernahm Philipp plötzlich unten ein Geflüster. Er blickte scharf hinab und konnte trotz der Dunkelheit die vier verruchten Gestalten erkennen, welche dicht an der Thür standen. Er trat behutsam vom Fenster zurück in das angrenzende Zimmer, wo er Amine mit Zubereitung von Munition beschäftigt fand.

„Amine, sie stehn vor der Thür und berathschlagen mit einander, Ihr könnt sie sehen und Euch überzeugen, daß ich die Wahrheit sprach."

Amine blickte zum Fenster hinaus, trat dann zurück und legte ihre Hand auf den Arm des Jünglings. „Verzeiht mir meine Zweifel," hat sie, „ich fürchte jetzt nichts mehr, als daß mein Vater zurückkehren und von den Elenden ergriffen werden könnte."

Philipp trat wieder an das Fenster, um zu recognosciren. Die Räuber schienen über ihren Angriffsplan noch nicht einig. Die Stärke der Thür trotzte der Gewalt, und sie suchten demnach durch List zum Ziele zu gelangen. — Sie pochten anfangs leise, dann immer lauter und lauter; als aber noch immer keine Antwort erfolgte, legten sie die Mündung eines Carabiners an das Schloß und drückten ab. Das Schloß der Thür war gesprengt, aber die Eisenstangen, womit dieselbe oben und unten verwahrt war, hielten sie noch immer verschlossen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 123. Tancred und Clorinde,
von H. Franke in Hamburg.

Leidet bedeutend an Steifheit, besonders fehlerhaft sind die Hände.

No. 127. Das Innere eines Wohnhauses,
von Geirnaert in Gent.

Ist ein höchst anmuthiges, launiges Genrebild.

No. 131. Die Bairische Conscription,
von Professor Geyer in Augsburg.

Ein Gemählde voll Witz und Laune; wäre es weniger bunt gehalten, würde es noch mehr Eindruck hervorbringen.

No. 334. Eine Kermesse bei Mondlicht.
von van Schendel in Rotterdam.

Die Beleuchtung in diesem Bilde ist von großer Wirkung. Die Gruppirungen der Figuren sind sehr gelungen und dem Leben abgelauscht.

No. 394. Blankeneser Fischerfamilie.
von H. Stuhlmann in Hamburg.

Ohne Poesie und Laune; die Mahlart dürfte klarer seyn.

No. 396. Die Neugier.
von van Swyndregt in Rotterdam.

Zeigt viel Effekt, die Drapperieen aber sind gänzlich vernachlässigt.

No. 387. Hirten in der Römischen Campagna.
von Sonne in Rom.

Ein gelungenes Gemählde, mit vieler Einfachheit behandelt.

No. 154, 155 und 156. Drei Bilder.
von Hagedorn in Antwerpen.

Herr Hagedorn muß noch sehr fleißig studieren, will er seine Bilder der Oeffentlichkeit übergeben.

No. 403. Bischof Heribert nimmt eine Gruppe junger Jüdinnen in Schutz.
von Professor Tischbein in Bückeburg.

Dem Mahler dieses Bildes ist ein fleißiges Studium der Köpfe und Hände anzuempfehlen.

No. 452.

Damen muß man zart behandeln, darum schweige ich über den Tyroler und sein Mädchen von Wilhelmine Rüsing in Ludwigslust.

No. 55. Der heilige Hubertus.
von William Bottomley aus Hamburg, in München.

Ist ein recht artiges Bild, und würde noch mehr Wirkung hervorbringen, wäre es nicht im altdeutschen Style gemalt.

No. 118. Vertreibung der Landgräfin Elisabeth.
von Spielgraf aus Berlin, in Düsseldorf.

Ein Bild, das viele Schönheiten enthält; besonders sind einige Köpfe ganz vortrefflich.

No. 170. Ein Landmann, der seinen Arzt besucht.
von Sophie Hartz in Berlin,

Zeigt viele Anlage und dürfte die Mahlerin bei anhaltendem Fleiße und Studium nach der Natur bald Bedeutenderes liefern.

No. 171 Die Politiker. Nachtstück.
von Hasenclever in Düsseldorf.

Ein gutes Bild, jedoch könnte die Beleuchtung wirksamer seyn. Das Ganze ist etwas eintönig.

No. 66. Ein Conversationsstück.
von Breukelaar in Amsterdam.

Außer dem Mädchen, welches zum Modell dient, und zu steif gezeichnet ist, kann dieses Bild gut genannt werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

Der Componist Herr C. F. Müller zu Berlin hat eine Herausgabe mehrerer seiner musikalischen Original-Werke angekündigt, welche auf die Theilnahme aller Musik- und Menschenfreunde Anspruch zu machen berechtigt ist, indem der Ertrag dieser Subscription als ein Capital für seine zahlreiche Familie niedergelegt werden soll, welche der wackere Tonkünstler, den mannigfache Verluste betroffen, widrigenfalls befürchtet in nothdürftiger Lage zurückzulassen, falls ihn der Himmel, was er bei seinem geschwächten Gesundheitszustande besorgt, bald seiner Erdenwallfahrt entheben sollte. Wer würde unter solchen Umständen nicht gern dazu beitragen, dem um den Unterhalt der Seinigen bekümmerten Vater seine Sorgen zu erleichtern! Wer würde nicht gern, indem er sich in den Besitz werthvoller Musikstücke setzt, sein Scherflein beisteuern, um einem braven Künstler seine dornenvolle Laufbahn zu ebenen und ihm sein dereinstiges Dahinscheiden aus diesem Leidensthale weniger bitter zu machen! — Unpartheiische Recensionen haben sich bereits in mehreren Zeitschriften über den Werth der obenerwähnten Werke des Herrn Müller, welche bei Th. Brandenburg in Berlin in eleganter Ausstattung erschienen und bei diesem zu bestellen sind, auf das ehrenvollste ausgesprochen, und so darf der wackere Componist um so mehr auf einen recht bedeutenden Absatz rechnen, da seine Compositionen für das Pianoforte, der Versicherung Sachkundiger zufolge, leicht und melodienreich abgefaßt und also zum Gebrauch für Dilettanten ganz besonders zu empfehlen sind. D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Die Meisterin Schröder-Devrient setzt ihre Gastrollen mit dem glänzendsten Erfolge fort. Berichten, daß sie gefungen, heißt berichten, daß sie einen neuen Triumph gefeiert, ihre Künstlergaben wollen gesehen und gehört, nicht beschrieben seyn und so beschränken wir uns diesmal auf die einfache Anzeige, daß sie sich am 25sten als Norma und am 27sten dieses als Leonore in Fidelio neuen unvergänglichen Lorbeer errang. — Was sie in der letztgenannten Rolle leistet, ist längst anerkannt, jedoch werden im nachsten Blatte noch einige Bemerkungen darüber erfolgen. Ihre Norma aber war uns etwas Neues, und wir gestehen, daß wir nicht umhin konnen, sie den herrlichsten Gaben anzureihen, welche uns diese Meisterin bereits spendete.

Die. Unald als Adalgisa hatte an diesem Abend Gelegenheit ihre schöne Stimme zu entfalten und gleich ihr wirkten alle, ganz besonders unser Wurda als Oroer, zum Gelingen des schönen Ganzen.

Während Madame Schroder-Devrient im Gebiete der Oper bei überfülltem Hause, stets Sieg auf Sieg erringt, werden im reettirenden Drama die Gast- und Debütrollen vor leeren Logen und Bänken fortgesetzt. Die mit einem reichen Talente begabte Mad. Clauer gab am 26sten dieses die Olga in Raupachs «Isidor und Olga,» zu ihrer zweiten Debütrolle, und beurkundete auch diesmal, that auch einige Heiterkeit der Leitung der verdienstvollen Darstellerin einigen Eintrag, ihren wahrhaften Beruf für den Cothurn. — Herr Brüning bewies dagegen an diesem Abend, daß er für das Fach tragischer Liebhaber nicht geeignet sey. Sein Vortrag war viel zu scharf und schroff, auch eignet sich seine Individualität nicht für solche Parthieen. Das Fach des Herrn Basson ist also bei unserer Bühne bis jetzt noch immer nicht würdig ausgefüllt.

Herr Doring lieferte in seinem Offp eine treffliche Zeichnung, und hatte sich mehrmals, namentlich bei der schönen Erzählung, die von dem wackeren Künstler ausgezeichnet vorgetragen worden, eines lauten Beifalls zu erfreuen.

Am 28sten gastirte Herr Meyer als Baron Abendstern in «Nach Sonnenuntergang.» Es war keine gute Wahl, denn eine Rolle wie diese, worin unser Lebrün so unübertrefflich leistete, bleibt für jeden Darsteller nach ihm eine Klippe, an welcher noch Manche scheitern dürften, die sich versucht fuhlen sollten, darin aufzutreten. Einen weit glücklicheren Erfolg hatte fur Herrn Meyer seine Darstellung des Flutterleis in dem Lustspiele «Die Benefizvorstellung,» welches an demselben Abend gegeben wurde; seine wackere Leistung verdiente alle Anerkennung. — Ganz vorzuglich war auch in dieser Vorstellung Herr Lenz als Lord Paddington, er lieferte ein ganz naturgetreues Bild mit wahrhaft humoristischen Farben. In solchen Rollen ist dieser verdiente Künstler an seinem Platz und wir wünschen zur Freude aller Kunstfreunde, daß er dieß Fach bei der hiesigen Bühne noch recht lange ausfüllen möge.

Zwischen beiden Stücken ward ein chinesisches Pas de deux getanzt, worin die Herren Kretschy und Dornewaß Gelegenheit fanden, ihre große Kunstfertigkeit an den Tag zu legen. Von der bekannten Geschicklichkeit des Herrn Balletmeisters Teschner, welcher jetzt ebenfalls bei dem hiesigen Theater angestellt ist, läßt sich mit Recht für die Folge eine große Verschonerung unserer Opernvorstellungen erwarten.

Montag, den 1sten May: „Die Familien Capuletti und Montecchi.“ — Mad. Schröder-Devrient: Romeo.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 53 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Visitenkarte.

Der Baron von Sellen in Wien besitzt eine unverheirathete Schwester, welche ihm eine freundliche gebildete Gesellschafterin ist. Sie zählt bereits über vierzig Jahre, ist höchst liebenswürdig und kann mit allem Fug und Recht noch immer schön genannt werden, weshalb es jeden der sie kennen lernt, in Erstaunen versetzt, daß sie unverehlicht geblieben. Hieran aber ist eine Familien-Begebenheit schuld, so tragisch, daß sie ihr zu einer Lehre wurde und bei ihr den unwandelbaren Entschluß herbeiführte, sich nie in Liebe einem Manne zuzuneigen.

Sie besaß in ihrer Jugend eine ältere Schwester, an der sie mit ganzer Seele hing, und die sowol in geistiger wie auch in körperlicher Hinsicht mit allen nur erdenklichen Vorzügen geschmückt war. Als sie einst, nach wochenlanger Abwesenheit, in das älterliche Haus zurückkehrte, flog sie, kaum aus dem Wagen gestiegen, die Treppe hinan in das Gemach ihrer geliebten Schwester Elise, und trat ein ohne von der Letzteren bemerkt zu werden. Sie schrack zusammen, als sie ihre sonst so heitere und lebhafte Schwester zurückgelehnt in der Ecke des Sophas gewahrte, todtenbleich mit bebenden Lippen, während ihre Augen starr auf eine Visitenkarte gerichtet waren, die sie in der Hand hielt und unablässig betrachtete. Der bloße Beobachter konnte unmöglich begreifen, wie ein scheinbar so unbedeutender Gegenstand einen solchen Eindruck auf sie hervorzubringen vermochte, denn die Karte enthielt nichts als die einfachen Worte: „Graf von Wernau PPC.“ Diese wenigen Buchstaben aber waren die Quelle eines tiefen, herzzerreißenden Kummers. Sie sprachen von Jahren die in trugvoller Hoffnung dahingeschwunden — sie erzählten von getäuschtem Vertrauen — sie waren ein Denkmahl vergangner glücklicher Tage, deren jetzt nur noch mit dem Schmerze betrogner Liebe gedacht werden konnte.

Unter der Menge zahlloser Bewerber zeichnete Elise von Sellen nur einen Einzigen aus, dessen eifrigstes Bestreben ihr zu gefallen, ihrem jungen vertrauensvollen Herzen als der Beweis der aufrichtigsten Liebe galt, hatte er gleich dieß Gefühl noch nie in klaren Worten ausgesprochen. Sein eigenes Einkommen war nicht sehr bedeutend, sondern er hing von den Launen und Grillen einer reichen Tante ab, welcher Umstand bei der liebenden Elise mehr als hinreichend war, sein Zögern zu erklären.

Unterdessen brachte ihr jeder Tag, jede Stunde, Beweise von Wernaus Anhänglichkeit. Er war ihr steter Gefährte auf

ihren Spaziergängen, ihr Begleiter in allen Gesellschaften; er haschte ihr mit der größten Theilnahme jedes Wort von den Lippen weg, er schlug die Notenblätter um, wenn sie am Forte-piano saß, und sandte ihr täglich die schönsten Blumen. Ihre Lectüre war die seinige, ihre Freunde waren die seinigen.

So waren mehrere Jahre vergangen — die ganze schöne Blüthenzeit ihrer Jugend — und nie, nie war bei Elisen auch nur der geringste Zweifel an Wernaus Liebe erstiegen. — Und jetzt — jetzt that ihr das furchtbare Blättchen in ihrer Hand, plötzlich ihr ganzes unglückseeliges Schicksal kund, indem es das Gerücht bestätigte, welches seit einigen Tagen in der Stadt umherging, und von einer Verheirathung des Grafen von Wernau, mit einer ihm von seiner Tante bestimmten Braut verlautbarte. Die Abschiedskarte, welche er ihr an diesem Morgen zusandte, blieb stundenlang in ihrer Hand. —

Elise von Sellen aber besaß große Seelenstärke. — Sie nahm ihre ganze geistige Kraft zusammen, um den unbeschreibbaren Schmerz, der ihre Brust durchwühlte, nicht zur Schau zu tragen. Am Tage nach der Hochzeitsfeier des Grafen, stattete sie seiner Tante einen Besuch ab, brachte seinen Schwestern ihren Glückwunsch dar, sprach in jeder Gesellschaft von dieser Verbindung mit der ihr eigenthümlichen Lebhaftigkeit, und scherzte und lächelte wie früher.

In derselben Zeitung aber, welche die Verbindung des Grafen von Wernau mit der jungen Gräfin Bertha von Roosen verkündet hatte, las man schon nach wenigen Monaten die Anzeige von dem frühzeitigen Ableben der jungen Baronesse Elise von Sellen. G. L.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Philipp richtete jetzt einen der Carabiner auf den Kopf des Räubers, welcher der Thür zunächst stand und die Wirkung des gefallenen Schusses untersuchte; er drückte ab und der Kerl stürzte zu Boden; die anderen fuhren, ob der plötzlichen Vertheidigung in großer Bestürzung, zurück. Gleich darauf aber fiel ein auf ihn gerichteter Pistolenschuß, welcher ihn indeß nicht verletzte; aber im nächsten Momente fühlte er sich vom Fenster hinweggezogen, durch Amine, die, ohne daß er es wußte, neben ihm gestanden hatte.

„Ihr müßt Euch nicht so der Gefahr aussetzen, Philipp," flüsterte sie.

„Sie nannte mich Philipp," dachte der Jüngling erglühend, aber er erwiderte nichts.

„Sie zielen gewiß nur hier nach dem Fenster," fuhr Amine fort, „nehmt den andern Karabiner und begebt Euch hinab in den Gang, dort werden sie Euch nicht erwarten."

„Ihr habt recht," entgegnete Philipp, indem er ihrem Rathe folgte.

„Aber Ihr müßt dort nur einmal schießen," warnte die Jungfrau, „trefft Ihr wieder so gut, so bleiben nur noch zwei übrig und sie können dann nicht zu gleicher Zeit das Fenster bewachen und den Eingang durch die Thür erzwingen. Ich will unterdessen den Carabiner wieder laden."

Philipp begab sich leise und ohne Licht hinab. Er schlich zur Thür und gewahrte, daß einer der Räuber seinen Arm durch die durch den Schuß veranlaßte Oeffnung gesteckt hatte, und einen Versuch machte, die obere Eisenstange, die er grade erreichen konnte, hinweg zu räumen. So geräuschlos als möglich hob jetzt Vanderdecken seinen Carabiner, und schon war er im Begriff, den todtbringenden Inhalt desselben, in den Körper des Buben zu senden, als plötzlich draußen von den übrigen zwei Räubern Feuer gegeben wurde. Der Gedanke, daß Amine sich am Fenster gezeigt habe und verwundet seyn könne, durchzuckte ihn wie ein Blitzstrahl; er drückte rasch seinen Carabiner ab und flog die Stiege hinan; die Jungfrau war noch mit dem Laden des Gewehrs beschäftigt.

„Großer Gott, wie bin ich erschreckt, ich fürchtete schon, Ihr hättet Euch am Fenster gezeigt."

„Das that ich nicht," erwiderte das muthige Mädchen, „aber ich pflanzte dort auf einen Stock einige Kleider meines Vaters auf, um die Aufmerksamkeit von Euch ab und dorthin zu lenken."

„Um des Himmels Willen, seyd vorsichtiger, Amine," bat der junge Vanderdecken. „Aber ich habe keinen Augenblick zu verlieren, ich muß wieder zur Thür, gebt mir den andern Carabiner und ladet diesen aufs Neue."

Der Jüngling schlich leise die Treppe wieder hinab, aber noch bevor er unten angelangt war, hörte er die Stimme des Mynheer Poots. Amine, welche dieselbe ebenfalls gehört hatte, war im nächsten Augenblick zur Seite des Jünglings, in jeder Hand ein geladenes Pistol haltend.

„Seyd unbesorgt," sprach Philipp, indem er den Riegel von der Thür hinwegschob, „es sind nur ihrer zwei, Euer Vater soll gerettet werden."

Er stieß die Thür auf, ergriff den Carabiner und stürzte hinaus. Mynheer Poots lag auf dem Boden, zwischen den beiden Räubern, von denen der eine bereits das Messer ergriffen hatte, um die Brust des Unglücklichen zu durchstoßen, als plötzlich die Kugel des Carabiners seinen Kopf traf, so daß er niederstürzte. Der letzte der Räuber warf sich jetzt auf Philipp und ein heftiger Kampf erfolgte, welcher indeß bald endigte, denn auch Amine flog jetzt herbei, und sandte die Kugel ihres Pistols in die Brust des Bösewichts.

Wir müssen hier einschalten, daß Mynheer Poots auf seinem Heimwege gehört hatte, daß dort, wo sein Haus lag, geschossen wurde, und die Angst um seine Tochter und sein Geld, denn wir müssen der Wahrheit gemäß berichten, daß er die Erstere noch mehr liebte, als das Letztere, ihm Flügel geliehen

hatte; er vergaß, daß er ein alter schwacher Mann und unbewaffnet sey. Er dachte nur daran seine Wohnung zu erreichen und rannte den beiden Räubern gradezu in die Hände.

So wie der letzte Räuber gefallen war, eilte Vanderdecken dem kleinen Arzte zu Hilfe, hob ihn vom Boden auf und trug ihn wie ein Kind auf seinem Arm ins Haus.

„Meine Tochter, meine Tochter! wo ist sie?“ rief Mynheer Poots, als er sich einigermaßen wieder erholt hatte,

„Hier bin ich, Vater,“ erwiderte lebhaft Amine.

„Mein Kind ist gerettet! Gottlob, mein Kind ist gerettet!“ fuhr der Arzt fort, „und mein Geld? — mein Geld? Wo ist mein Geld?“

„In Sicherheit, Vater.“

„Bist Du dessen auch ganz gewiß? — Ich will selbst nachsehen.“

„Es ist gerettet, Vater, wie ich Euch sage,“ versicherte die Jungfrau, „dankt es dem, den Ihr früher eben nicht sehr freundlich behandelt habt.“

„Wen, wen meinst Du?“ fragte Mynheer Poots. Doch ja, nun sehe ich — es ist Philipp Vanderdecken; er ist mir noch drei und einen halben Gulden schuldig und ein Fläschchen obendrein. — Er war es, der Dich rettete, Dich, Kind und mein Geld?“

„Ja, ja, Vater, er wars, er beschützte mich mit Gefahr seines eigenen Lebens.“

„Das war brav von ihm — ich will — ja ich will ihm dafür die ganze Schuld erlassen. Ja ja, die ganze Schuld — aber das Fläschchen kann er doch nicht benutzen — das muß er zurückgeben.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 135. Scene aus Herders Cid.
von Otto Grashof in München.

Ein sehr ansprechendes Bild, die Köpfe sind vorzüglich.

No. 187. Hiob und seine Freunde.
von Alexander Heubel in Düsseldorf.

Eine sehr gute Composition, neigt sich etwas zur altdeutschen Schule.

No. 210. Knappe und Junker,
von G. R. Karing aus Riga in Berlin.

Ein sehr gutes und zugleich anziehendes Bild, correct gezeichnet und kräftig gemalt.

No. 384. Ein Fischmarkt,
von Sonderlan in Düsseldorf.

Eine Composition voll Witz und Laune.

No. 382. Ein Franciscaner Mönch unterrichtet drei Novizen.
von Soltau aus Hamburg in München.

Hat einen sehr schönen Rahmen!

No. 9. Die große Cascade von Tivoli,
von E. Agricola in Berlin.

Ein herrliches Bild, voll Wahrheit, Effekt und Gluth. Wären die entfernteren Parthien weniger brillant ausgeführt als der Vordergrund, so würde das Bild weniger flach seyn und ganz vollendet dem Auge entgegentreten.

No. 109. Die Cascatellen von Tivoli.
von J. Faber in Hamburg.

Auch uns ward das Glück zu Theil, den Himmel Italiens zu schauen. Der Künstler hat ihn in diesem Bilde nicht zur Anschauung gebracht. Die ganze Landschaft hat nur zwei Töne: Gelb und Blau. Das Wasser und die Steinmassen leiden an bedeutender Schwäche. No. 111. Landschaftliche Composition, von demselben Mahler — wieder Blau und Gelb.

No. 201. Eine Winterlandschaft.
von Immerzeel in Rotterdam.

Ein Bild voller Wahrheit.

No. 234. Bildniß einer Römerin.
von G. C. Lenthe in Ludwigslust.

Diesem Gemälde fehlt durchaus Leben und Natur.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

In der thätigen Hinrichschen Verlagshandlung zu Leipzig ist nunmehr auch der zweite Band der Theodor Hellschen Uebertragung des trefflichen französischen Werks:

Rom im Jahrhunderte des Augustus
oder
Reise eines Gallierś nach Rom

erschienen. Der geistreiche Verfasser dieses höchst interessanten Buchs, Herr Charles Dezobry, hat sein Gemählde mit so lebhaften Farben entworfen, daß der Leser sich auf das mächtigste gefesselt fühlt und gewiß um so mehr diesen zweiten Band mit Freuden in die Hand nehmen wird, da seine Aufmerksamkeit auf denselben durch den ersten ohnfehlbar schon mächtig gespannt worden. Druck und Papier

sind schön, wie es sich von der wackern Verlagshandlung nicht anders erwarten läßt.

Ein zweites Büchlein, welches die Aufmerksamkeit der Lesewelt verdient, ist:

Ernste und heitere Stunden, gefeiert in den neuesten Gedichten von F. W. Krampitz. Danzig in der S. Anhuthschen Buchhandlung.

Der Verfasser dieser ansprechenden und dennoch höchst anspruchslosen Gedichtesammlung, ward frühzeitig seines Augenlichts beraubt; aber wenn auch der Sonnengott als Phöbus von ihm schied, blieb er doch als Apollo bei ihm zurück, sandte er ihm doch die heitere Muse des Gesanges, weßhalb seine Gedichte um so mehr die Beachtung und die Theilnahme der Lesewelt verdienen, der wir sie hiemit freundlichst anempfehlen.

D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im April.

Stadt-Theater.

Wie genial, herrlich und ganz der Intention des Tondichters entsprechend, Madame Schroder-Devrient die Rolle der Leonore in Beethovens «Fidelio» aufgefaßt hat und consequent und in allen Theilen meisterhaft, in steter Steigerung bis ans Ende durchführt, ist von früherher noch in zu frischem Andenken, als daß eine genaue Schilderung ihrer Leistung nicht überflüssig erscheinen sollte. Die Kerkerscene scheint nach unserm unmaßgeblichen Dafürhalten noch an größerer Vollendung sowohl im Gesang als Spiel gewonnen zu haben. — Unterstützt wurde Mad. Schröder-Devrient von den Herren Schäfer und Gloy sehr brav, besonders von Ersterem; weniger zu loben waren die Darsteller der Marcelline und des Jacquino. Der herrliche Canon im ersten Akte ging, wie fast alle Nummern, worin Jaranino und Marcelline beschäftigt waren, durchaus spurlos vorüber. — Bizarros Arie im ersten Akt, welche freilich für den Sänger nicht besonders dankbar ist, ward von Herrn Woltreck nur sehr mittelmäßig executirt. — Herr Schäfer sang die große Arie zu Anfang des zweiten Akts ausgezeichnet schön besonders meisterhaft das voraufgehende Recitativ. — Die Chöre waren sehr lobenswerth, namentlich der Anfangschor im ersten Finale. Das Orchester war gut. Die Unreinheit der Blechinstrumente, namentlich der Hörner bei der großen Arie des Fidelio im ersten Akte war bei der im Hause herrschenden Hitze sehr zu entschuldigen. — Die obligate Oboe bei der Arie des Florestan verdient besonders lobend erwähnt zu werden.

Am Schlusse wurde Mad. Schröder-Devrient gerufen, welche mit Herrn Schäfer erschien.

Vor der Vorstellung stellte Herr Direktor Schmidt seinen neuen Mit-Direktor Herrn Mühling der Versammlung vor. Letzterer hielt eine kurze Rede, deren Sinn ungefähr folgender war:

«Er werde alles mögliche thun, um allen billigen Wünschen zu entsprechen, und wenn es ihm gelingen sollte, sich das Vertrauen des Publikums zu erwerben, so werde er den Tag segnen, der ihn in Hamburgs Mitte gebührt habe.»

Wir wünschen, daß sich alles also fügen möge!

Die Kunst- und Musikfreunde unsers Hamburgs werden sich des jungen wohlsährigen Herrmann, Sohn erinnern, welcher vor drei Jahren von seinen bedeutenden Anlagen zum Fortepianospiel in einem Concerte hier unverkennbare Beweise ablegte und von dem auch in diesen Blättern damals die Rede gewesen. Dieser junge talentvolle Knabe begab sich damals nach Paris, wo er sich unter der Leitung des berühmten Liszt während der letzten drei Jahre zum musterhaften Virtuosen auf seinem Instrumente ausgebildet hat, so daß ihn jetzt Paris zu seinen vorzüglichen Pianisten zählt. Er hat während dieser Zeit seinen trefflichen Lehrer auf dessen Reise nach Genf begleitet, in welcher Stadt derselbe ein Conservatoire begründete, bei welcher Anstalt der junge Herrmann, so nennt er sich jetzt, trotz seiner zarten Jugend, ein Jahr lang Unterricht gab und den Obernehmen nach, werden die verdienstvollen Vorsteher des hiesigen Stadttheaters dem jungen seltenen Tonkünstler nächstens Gelegenheit geben, auf ihrer Bühne, während der Zwischenakte, sein schönes Talent zu entfalten, worauf wir alle Kunstfreunde hiemit im voraus aufmerksam machen wollen.

Der berühmte Akustiker, Herr Kaufmann aus Dresden, hat jetzt unser Hamburg verlassen und sich nach Copenhagen begeben, von wo er seine Kunststücke über Stockholm nach Petersburg fortsetzen wird. Dieser in seiner Art ausgezeichnete und einzig dastehende Künstler hat während seines diesmaligen hiesigen Aufenthalts fünf musikalische Abendunterhaltungen gegeben, welche, was bei den vielen Concerten, die in diesem Winter bei uns stattfanden, viel sagen will, sich stets eines zahlreichen Zuspruchs und einer immer steigenden Theilnahme zu erfreuen hatten. Wenn ein Künstler, wie es Herr Kaufmann gethan, sein ganzes Leben darauf verwandte, es in seiner Kunst zu der möglichsten Vollkommenheit zu bringen, und wenn derselbe, was ebenfalls bei Herrn K. der Fall ist, diesen Zweck im hohen Grade erreichte, so gebührt ihm die wärmste Anerkennung aller Freunde der wahren Kunst, welche dem wackeren Manne auch niegend fehlen kann, wo er auch immer seine herrlichen Instrumente aufstellen mag.

Musikalisches.

Die Erscheinung des Herrn Ghys, Virtuosen auf der Violine im Stadttheater gehört zu einer der merkwürdigsten im Gebiete der Musik. Englische, französische und deutsche Journale, haben sich über diesen ausgezeichneten Künstler bereits auf das Ehrenvollste ausgesprochen. Derselbe gehört ganz der neueren Schule an, und steht auf würdige Weise den Herrn Hauman zur Seite, welcher vor einigen Jahren die Musikfreunde Hamburgs entzückte. Wir wünschen, daß Herr Ghys hier dieselbe Theilnahme finden möge, welche sich Herr Hauman durch sein Meisterspiel zu erringen wußte.

D. R.

Repertorium.

Mittwoch, den 3ten May: „Norma,“ Oper in 3 Aufz. Mad. Schröder-Devrient: Norma.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 54 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Alte Calender-Literatur.

Durch Zufall kam dem Einsender dieses ein alter Calender vom Jahre 1672 zur Hand, in welchem er eine spitzfindige Zusammenstellung über die Zahl Sieben fand, die er den Lesern dieser Blätter hier mittheilt.

Der Titel ist: „Alten neuen Styli sonderbarer Christen-Calender, benebenst dem Prognostico. Auffs Jahr 1672. Mit Fleiß verfertiget von Johann Henrich Voigt. Ihrer Königl. Maj. zu Schweden bestalltem Mathematico und Astronomen zu Staden. Er ist „Nähist Gott," dem Könige Carl XI. von Schweden, als damaligem Besitzer von Stade, dediciret. In der sehr devoten Zueignung sagt der Herausgeber: „Sieben Jahre sind nun verflossen, daß ich meinen ersten Calender auff Ao. 1665 publiciret, denselben Ew. Königl. Maj. als der großen Schwedischen Reichs-Sonne, Deren höchstgeehrten Frau Mutter, Ihrer Königl. Majest. als dem großen Schwedischen Reichs-Monde, und denen Fünff Reichs-Herren, als nebengehenden Schwedischen Reichs-Planeten, Allerunterthänigst und Unterthänig dediciret." Dieses siebende Erscheinen des Calenders giebt dem Herausgeber Veranlassung zu folgenden Expectorationen über die Zahl 7. „Die siebende Zahl ist eine sonderbare von Gott gesegnete und geheiligte Zahl, Genesis 2. Bedeutet nicht allezeit nur schlechter Dinge Sieben, sondern in H. Schrifft zum öfftern etwas gar sonderbares, wunderbares, großes, vielfältiges, vollenkommenes, unendliches, geheimbtes ꝛc.

Sieben Tage werden gezählet zum Werk der Schöpfung und der Ruhe Gottes, zu bedeuten" Sechs Alter der Welt und die Ewigkeit. Gen. 2. Sieben Tage beschließen eine Woche, Sieben Claves beschreiben die Music. Sieben Planeten sind nur bekannt unter so viel tausend Sternen. Sieben Wochen, das sind siebenmal sieben Tage, unterscheiden das Oster- und Pfingstfest. Sieben Tage nach dem Quadrat des untersten, und Sieben Jahre nach dem Quadrat des obersten Planeten Circuls, Critici Climactevici genandt, bringen im Menschlichen Leibe und Geschäfften gemeiniglich große Enderungen.

Der HErr Christus hat in Sieben Bitten all unsere Noth gefasset, mit Sieben Brodten 4000 Mann gespeiset, und Sieben Körbe voll blieben übrig. Trieb Sieben Teuffel aus Maria Magdalena, sprach Sieben Worte an seinem heiligen Creutze.

Siebenmahl (oft und viel) fället auch der Gerechte, Proverb. 24. Siebenmahl heisser, (zum allerheissesten) muste der Ofen geheuert werden, Dan. 3. Siebenmahl mehr (schärfer und härter als andere) will Gott die beharrlichen Sünder strafen, Lev. 26. Siebenmahl (immerdar) lobe ich Dich, sagt David, Psalm 119. Siebenfältig, (härter als sonst ein Todtschläger) soll der gerochen werden, der Cain todtschlägt, Gen. 4.

Sieben Hirten (Lehrer und Führer genug) will Gott seinen Kindern senden, Micha 2. Sieben (allerlei) reine Thiere befiehlt Gott in die Arche zu nehmen, Gen. 7. Sieben Gemeinden in Asia bedeuten alle Kirchen der ganzen Christenheit, Offenbar: Sieben Augen sollen seyn auf dem Steine für Josua (die Augen aller Gläubigen sollen auf den Eckstein Christum sehen) Zacharias 3.

Siebenzig mal Siebenmal (allezeit) soll ein Christ seinem Nechsten verzeihen, Matth. 18. Siebenzig Jahre währet die Babylonische Gefängniß. In den Siebenzig Jahrwochen Daniels stecken große Geheimnüsse.

Mit Sieben Tagen von der Erschöpfung und Ruhe Gottes fängt das heilige Bibelbuch an, und das Buch der Offenbarung voller Geheimnüssen in der Siebenden Zahl, von den 7 Gemeinden, 7 Geistern, 7 Leuchtern, 7 Sternen, 7 Lampen, 7 Siegeln, 7 Hörnern, 7 Augen, 7 Engeln, 7 Posaunen, 7 Donnern, 7 Häuptern, 7 Cronen, 7 Schalen, 7 Plagen, 7 Burgen, sieben Tausenden &c. machen den Beschluß."

Nun geht der Verf. auf die sieben Punkte des Cirkels über, die er mit mathematischen Figuren erläutert, und sagt dann weiter:

„In diesen Sieben Puncten, in dieser Gesiebenden Zahl ist das ganze Geheimniß der Unität, Trinität, Aeternität, ist das ganze Himmelsrund und dessen Ruhepunct, die Zeit und die Ewigkeit gebildet, begrieffen und beschlossen.

Dies alles aber sol und muß nicht auf ungeziemende Magische, Abergläubische oder sonst verbotene Weise, sondern in Gottesfurcht, zu Christlicher Erbauung betrachtet, und hier nur discursive angeführet zu seyn, verstanden werden.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Es verging eine geraume Zeit, bevor der kleine Doctor den ganzen Gebrauch seiner Vernunft wieder erlangte. Philipp ließ Vater und Tochter allein, nahm ein Paar geladene Pistolen mit sich und ging hinaus, um den Zustand der vier Schurken zu untersuchen. Der Mond stand jetzt hell und klar

am Himmel, so daß der Jüngling alles deutlich unterscheiden konnte; die zwei Räuber, welche auf der Schwelle der Thür lagen, waren todt, die andern beiden lebten noch, der eine aber verschied so eben und der letzte blutete stark. Philipp richtete an den Letzteren einige Fragen, derselbe aber wollte oder konnte sie nicht beantworten. Er bemächtigte sich ihrer Waffen und kehrte in das Haus zurück, wo er Mynheer Poots ziemlich ruhig fand.

„Ich danke Euch, Philipp Vanderdecken, ich danke Euch, Ihr habt mein Kind gerettet und mein Geld — das Letztere ist nun freilich wenig, sehr wenig — denn ich bin nur ein sehr armer Mann. Mögt Ihr lange und glücklich leben!"

Philipp versank in düsteres Nachdenken. Zum erstenmal seit er auf die Räuber getroffen, erstieg jetzt in seinem Gedächtniß die Erinnerung an den grauenvollen Brief und an das Gelübde, welches er geleistet, sein Antlitz umschattete sich. —

„Lange und glücklich! Lange und glücklich! o, nein, nein!" murmelte er vor sich hin, indem er unwillkürlich das Haupt schüttelte.

Amine blickte ihn fragend an. „Ich bin Euch großen Dank schuldig," sprach sie, „wahrlich, ich weiß nicht, wie ich meine Schuld abtragen soll."

„Ja, ja, meine Tochter ist dankbar, sehr dankbar," fiel Mynheer Poots ein, „aber wir sind arme Leute — ich habe freilich von Geld gesprochen, doch das ist so wenig — ganz wenig — dennoch soll Ihr mir jetzt die drei und einen halben Gulden nicht bezahlen — versteht mich recht, ich will die ganze Summe streichen."

„Und warum wolltet Ihr sie einbüßen, Mynheer Poots?" fragte Vanderdecken, „ich versprach Euch zu bezahlen und will Wort halten. — Ach, ich habe Geld genug! viel Geld! — Tausende von Gulden, und ich weiß nicht was ich damit anfangen soll."

„Ihr — Ihr — Ihr — Tausende von Gulden!!" rief Mynheer Poots, „Ihr wollt uns etwas aufbinden."

„Ich sage Euch Amine," nahm Philipp zu der Jungfrau gewandt das Wort, „ich besitze Tausende von Gulden: Ihr wißt, ich rede die Wahrheit."

„Ich glaubte Euch gleich, als Ihr es meinen Vater versichertet," erwiderte das Mädchen.

„Ey, wenn Ihr denn wirklich so reich seyd — ich aber ein ganz armer Mann bin — —" Amine legte schnell ihre Hand auf die Lippen ihres Vaters, so daß er die Rede nicht vollenden konnte.

„Vater," sprach sie nun, „es wird Zeit, daß wir uns zur Ruhe legen. Ihr, Philipp müßt uns für Heute verlassen."

„Nein, nein, ich verlasse Euch nicht," fiel der Jüngling ein, „auch soll kein Schlaf in meine Augen kommen, ich will für Euch wachen, legt Euch ruhig nieder. Darum gute Nacht, Mynheer Poots, gebt mir eine Lampe, so, und damit gute Nacht, Amine."

„Gute Nacht, gute Nacht!“ sprach Amine, indem sie dem Jüngling ihre Hand hinreichte, „und noch einmal tausend, tausend Dank!“

„Tausende, Tausende von Gulden,“ murmelte der Alte vor sich hin, während Philipp das Zimmer verließ und die Stiege hinabschritt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 239. Ansicht von Vevey.
von C. W. Lüdert in Hamburg.

Diese Landschaft wird von dem Rahmen erdrückt, denn er fesselt mehr das Auge als das Bild selbst.

No. 257. Die Ruinen des Schloßes Eeierstein.
von C. Morgenstern aus Hamburg.

Ein sehr artiges Bild, nur etwas zu flach gehalten.

No. 298. Ansicht von Braubach am Rhein.
von C. J. F. Portmann in Amsterdam.

Sehr brillant gemahlt, die Beleuchtung ist von großer Wirkung.

No. 344. Meeresküste mit einem Leuchtthurm.
von Schoenberger in Amsterdam.

Effekthascherei. Was die liebe Natur bietet, sieht etwas anders aus, als was Herr Schoenberger gemahlt hat.

No. 129. Blankeneser Spinnerinnen,
von Jacob Gensler in Hamburg.

Dieß Gemählde ist mit vieler Wahrheit aufgefaßt und sehr gut gezeichnet und gemalt.

No. 328. Ein Seestück,
von J. H. Sander in Hamburg.

Dieses Bild ist durchweg mit vielem Fleiße gemahlt, der Hauptzweck aber ist verfehlt: man vermißt die Natur, die Wellen sind zu geregelt und zu licht gehalten.

No. 331. Bergige Landschaft,
von A. Schelfhout in S'Gravenhage.

Der Baumschlag in diesem Bilde ist gut, die Entfernung aber ganz mißlungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Ende April.

Unser Theater hat sich, nach förmlicher Insolvenz-Erklärung der zeitherigen Direction, aufgelöst und eine Vereinigung hat sich unter den zurückgebliebenen oder eigentlich auf dem Strandsitzengebliebenen Schauspielern formirt, der man, bei ihren bedeutenden Verlusten, wohl Rüstigkeit und Dauer wünschen aber schwerlich prophezeihen kann. Drei derselben, die Herren Urspeng, Walter und Zimmermann, haben sich an die Spitze dieses Vereins gestellt und zeigen eben so viel guten Willen, als sie es nicht an Eifer und Thätigkeit fehlen lassen, das Ganze zu consolidiren und wenigstens einige Wochen ihrem schwankenden Unternehmen den Lebensathem zu fristen. Am 9ten April — einem ominösen Tage — denn er heißt im Calender: Miserie cordia Domini — begann der Verein seine Vorstellungen und hat sie seitdem mit abwechselndem Glücke fortgesetzt. Schade nur, daß so manche der Besseren deren gedrückte Lage zufällig ein Hoffnungsstrahl erheitert, nach und nach, ohne Berücksichtigung ihrer daheimbleibenden Unglücksgenossen, sich aus dem Staube machten, um entweder ein wirklich dargebotenes Engagement anzunehmen, oder der Gunst des Zufalls sich vertrauend zu überlassen. Aber noch weit mehr Schade, daß mit dem electrischen Schlage, der das Ganze auseinanderwarf, auch die Neigung des Publikums für theatralische Vergnügungen einen so empfindlichen Stoß erlitten, daß für den ganzen dießjährigen Sommer wohl auf keinen Antheil von Seiten des Publikums mehr zu rechnen seyn dürfte. Die zeither gegebenen Vorstellungen dieses Vereines und ihre Erfolge bestätigen leider! das Gesagte nur zu sehr. Was die Zukunft in ihrem Schooße birgt, scheint zu den Räthseln zu gehören, deren Lösung wir am besten ihr selbst überlassen; jede oberflächliche Lösung könnte später eine Beschämung für den Scharfsinn des Erathers werden. Einer solchen wollen wir uns nicht aussetzen. Das Gerücht stellt den früheren Director Schüz wieder an die Spitze des regenerirten Theaters; das ist Alles, was ich Ihnen darüber mittheilen kann.

Von unserem Gewerbsleiße vermag ich Ihnen nur Rühmliches zu sagen; eben unserem literarischen desto weniger. Eine journalistische Literatur existirt hier eigentlich gar nicht; dafür sind wir aber auch von dran journalistischen Unwesen befreyt, das sich gegenwärtig wie eine Schlingpflanze, um den edlen Baum deutscher, grundlicher Gelehrsamkeit wuchernd hinzieht, und nur dem Hunger oder der Bosheit knechtisch dient. Hohle Köpfe, in der Dunst eines begehrenden Magens steigt, oder verwahrloste Herzen, vom Uebermaaß ihrer Galle gequalt, diese sind es, denen wir die Mehrzahl unserer jetzigen Monats- und Wochenschriften verdanken und die nachgerade das ganze Universum ausgeplündert haben, um hinter prunkenden Titeln die eigne Seichtigkeit zu verbergen.

Lübeck besitzt eigentlich nur ein einziges Journal — denn das, von H. G. Nahtgens herausgegebene und von Hinze redigirte Tagsblatt kann füglich nicht so genannt werden, da es sich fast ausschließlich nur mit dem hiesigen Theater beschäftigt und von dessen Existenz auch die seinige gleichsam abhängt — jenes Journal sind die, von einer patriotischen Gesellschaft, im Verlag der von Rohdenschen Buchhandlung, herausgegebenen Lübeckischen Blätter, die mit einer, fast eigensinnig Consequenz ihrem Plane getreu bleiben, nur solche Aufsätze zu liefern, die Beziehung auf unseren Staat und dessen oft verkannte Interessen haben. Die Sprache darin zeugt von genügender Kenntniß des angeregten Gegenstandes und ist klar, nur zu Zeiten nicht populär genug. Auch ein gutmüthiger Humor, der nur ergötzen, aber nicht krän-

ken will, taucht zu Zeiten darin auf. Eingaben dieser Art sind gewöhnlich von dem witzigen Doctor Martiny, dem Physikus hiesiger Stadt.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Am Sonntag, den 30ten April: «Pfeffer-Rösel,» von Charlotte Birch-Pfeiffer. Dlle. Lammersdorf: Pfeffer-Rösel.

Im Ganzen eine wahrhafte Sonntagsvorstellung dergleichen man bei uns regelmäßig findet — jedoch, ein jedes Publikum will auf seine Art befriedigt seyn, und dies ward auch dem heutigen sonntäglichen zu Theil.

Was Dlle. Lammersdorf betrifft, so müssen wir billig mehr auf das Rücksicht nehmen, was sie einst leisten wird, als was sie jetzt leistet. Aber insofern unsere Rechnung auf jenes sich nothwendig in diesem baut, ist die erregte Erwartung nicht gering. Dlle. L. ist eine noch sehr junge Anfängerin, die aber durch ein niedliches Aeußeres und eine gewisse jugendliche Unbefangenheit auf den ersten Blick für sich einnimmt. Bei den folgenden bemerkt man allerdings Talent für das Heiter-Frohliche und besonders für das Kindliche; und da dieses Fach seit einiger Zeit gänzlich bei uns erledigt ist, so kann es dieser versprechenden Novize mit gewissenhaftem Eifer an Erfolg nicht fehlen. Bis jetzt erblickt man nur reine Natur, von künstlerischem Studium sehr wenig, doch eben so wenig von Verkünstelung, das Organ ist leider für ein so großes Haus fast zu schwach, wiewohl eine zufällige oder durch angreifende Proben herbeigeführte Heiserkeit unverkennbar einen großen Theil der Schuld trug. Am fühlbarsten trat diese in den letzten Akten jedem gehobeneren Ausdruck der Gefühle in den Weg, wo die Stimme nicht selten umsprang, und dadurch Unsicherheit herbeiführte. Uebrigens war das Spiel frei und ungezwungen. Ein richtiger Tact leitete das junge Mädchen; sie that nichts, was zu gewagt, zu auffallend gewesen wäre, und doch war manches keck, und fast möchte man sagen, genial: das ächte Zeichen von angeborenem Talent. Als gelungenste Momente bezeichnen wir die Begegnung mit dem Junker im Schloßgarten und die Scene im letzten Akte mit Daniel und Beate. — Freilich kann man die Rolle der Pfeffer-Rösel wegen ihrer großen, oft allzugroßen Naturlichkeit wohl eine leichte nennen, doch bietet sie auch reichliche Gelegenheit, jene ganze weibliche Liebenswürdigkeit zu entwickeln, durch die das sogenannte schwache Geschlecht so mächtig ist. Auch war gewiß nicht eben zu Gunsten der Dlle. Lammersdorf einem großen Theil des Publikums noch das Auftreten der Dlle. Wolf, einer ungleich ausgebildeteren Schauspielerin, in dieser Rolle, im frischen Andenken. Jedoch wird ein billiger Beurtheiler keinen Vergleich anstellen. — Nur Eins lege ich der jungen Künstlerin ans Herz. Es wird ihr nämlich in anderen Rollen die südliche Dialekteigenthümlichkeit hinderend in den Weg treten, die hier nicht unpassend hervortrat. Mit Recht wird auf den ersten Stufen der Bildung zur Welt, wie zu den Brettern, die sie bedeuten, gesordert, die Aussprache von den Schlacken des Provinzialismus zu reinigen, und wir erwarten, daß es der Dlle. L., die auf der ersten Stufe steht, binnen Kurzem gelingen wird, sich wenigstens von dem Auffallendsten frei zu machen.

Doch wir müssen was etwa noch hierüber zu sagen ware, auf eine spätere Darstellung verschieben, da noch von den übrigen Mitwirkenden manches zu sagen übrig bleibt. — Gehen wir nach der Reihefolge des Zettels. Herr Lenz (Kaiser Adolph) imposant und wahr. Mad. Lenz repräsentirte die Amalgundis in ihrer gewöhnlichen Manier. Herrn Zängl war der Ritter Günther von Rollingen übergeben worden, eine der tüchtigsten Rollen des Herrn Fost. Bedarf es mehr, als eines bloßen Nennens der Namen, um einzusehen, daß einen Vergleich anstellen, das Ausgezeichnete verkennen und das Mittelmäßige überschätzen hieße? — Der Ritter Gehlm vom Berge hat in Herrn Gloy einen guten Darsteller, obgleich die Rolle keine Gelegenheit zur Auszeichnung darbietet. In der Parthie des Meisters Alessandro vermißten wir empfindlich Hrn. Schäfer, der uns in dieser Parthie hoffentlich durch Herrn Lin den nicht ersetzt seyn soll. Die übrigen Rollen übergehe ich, als theils alt, theils unbedeutend, und komme zum Junker von Sonnenberg, einer wieder fast gänzlich verfehlten Darstellung des Herrn Brüning. Es bot sich schon neulich Gelegenheit dar, zu bemerken, wie sehr Hr. B. seinen Wirkungskreis verfehle, indem er im Trauerspiel und Schauspiel als Held oder Liebhaber auftritt, Herr Brüning gehört entschieden ins Lustspiel, ins Conversationsstück. Auch heute klang beständig ein gewisser durchkoster Ton hervor; in manchen Scenen mischte sich dazu ein vollständiges Bramarbasiren, das vom gänzlichen Verfehlen des Charakters zeugte. Dazu kam häufig falscher Pathos, der fast ans Komische hinanstreifte, z. B. bei den Worten: «Ich will euch dienen, kaiserlicher Herr, mit Gut und Blut, mit Leben und Ehre!» Aeußerst unangenehm berühren dergleichen falsche Accente, wie z. B. in der Nachtscene, wo Sonnenberg von Antonio überrascht, ausruft: «Ihr seyd's, Meister Antonio? statt: Ihr seyd's, Meister Antonio?» Am leidlichsten gelang Herrn Brüning die Scene des vierten Actes, nachdem Pfeffer-Rösel ihn durch einen Schrei erweckt; nur war die Lage des Schlummernden gezwungner und weniger malerisch, als wir sie von anderen Darstellern gesehen haben. Wir rathen Herrn Brüning, wenn er sich den An der Schachmaschine und anderen Lustspielen erworbenen Beifall erhalten will, bei seinem Fache zu bleiben. Leider erfordert der Mangel an tüchtigen Künstlern oft eine unselige Vielseitigkeit, die kaum ohne Gefahr den ausgezeichnetsten überlassen bleibt. Bis jetzt, wo das Lustspiel und das Trauerspiel, die Posse und das Singspiel an unserer Bühne fast von denselben Künstlern gespielt wurden, zwang man dadurch selbst eminente Talente dazu, ihre schwachen Seiten zu zeigen; wir erwarten daher von dem neuen, kunsterfahrnen Herrn Mil-Director eine bestimmtere Feststellung der Fächer, nach den Vorzügen jedes Einzelnen. Mögen es kein frommer Wunsch bleiben! — Herr Heyringer (Antonio Bandini) der nur im dritten Akte eine bedeutendere Scene hat, lobte in derselben viel zu rücksichtslos. Er sollte bedenken, daß dies nur eine Erzählung ist, die, wenn sie auch durch die Erinnerung in Extase versetzen mag, doch nie bis zu dieser outrirten Leidenschaftlichkeit getrieben werden darf. — Zweckllos war es, so oft der Begriff: Thür, oder Riegel in der Erzählung genannt wurde, mit beiden Armen auf die hinter dem Schauspieler befindliche Thür zu weisen. Fälschlich wurde in der Erzählung, wie der Bischof ihm zugemuthet, den vergifteten Ring zu versertigen, der Ton stets auf «vergiftet» anstatt auf «Ring» gelegt. — Schließlich wäre noch zu tadeln, daß Herr Rader (Ralf Strichaxer) sein Publikum allzu sehr in den oberen Regionen suchte, wo er es freilich bei diesem Spiel allein finden konnte. — Die Ehre des Hervorrufens war nicht unzweideutig.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 1ten May: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 55 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Alte Calender-Literatur.

In einem Hamburgischen Curiositäten-Calender auf das Jahr 1818, herausgegeben von Paul Halcken, Mathematicus, werden die Conjecturen über die Zahl Sieben noch weiter ausgedehnt. Der Verf. sagt unter andern: „Sieben Tage sind in einer Woche; das Wort Labora oder Arbeit, hat sechs Buchstaben, dahin wir uns zu erinnern haben, daß sechs Tage in der Wochen zur Arbeit verordnet sind. Das Wort Quiesce oder Ruhetag, hat sieben Buchstaben; wie denn der Siebende des HErrn Ruhetag ist, welchen wir in gelassener Ruhe und heiliger Betrachtung sollen hinbringen. Auff der großen Himmels-Harpffen sind sieben Saiten, nämlich die sieben Planeten, durch deren Harmonische Bewegung und vermischte Strahlen die Unter-Welt erreget wird, ꝛc " — Die Erde hat sieben Haupt-Metallen, als Gold, Silber, Bley, Zinn, Eisen, Kupffer, Quecksilber, welche mit den sieben Planeten verglichen werden. Solche Vergleichungen finden sich auch in den Edelgesteinen, Mineralien, Kräutern, Bäumen, Thieren, ja auch in den Ständen der Menschen. Sieben Lämmer schenkte Abrahan dem Abimelech, zweimal sieben Jahre diente Jacob dem Laban um seine Töchter Lea und Rahel. Sieben Kühe und sieben Aehren bedeuten die sieben fruchtbare und sieben theure Jahre in Egypten. Sieben Leuchter waren auf dem güldenen Leuchter in der Stiftshütte. Siebenmal muste sich der Syrische Feld-Hauptmann Naeman im Jordan tauffen, und ward von seinem Aussatz rein."

Doch genug von diesen Siebensachen!

Ein Hamburgischer Historien-Calender auf das Jahr 1715, enthält Folgendes:

„Das Neu-erfundene Schiff."

„Zu Cortrik hatte eine gewisse, sonst geringe Person eine neue Invention eines Schiffes, welches auf alle Wasser, so wol gegen, als mit dem Strome fähret, ohne daß man einiger Segel, Ruder, oder anderer Geräthschaften dabey nöthig hat, ausser 2 kleine Wellen, welche an beiden Seiten des Borts sind, und mit den Händen füglich und ohne große Mühe gedreht werden; dieses Schiff geht so schnell, daß man dergleichen niemals gesehen, und dabey so sanft und still, daß es weder zur rechten noch zur linken Seite überwieget, — erfunden. Hierbey findet ihren Platz die sonderbare Brand-Machine, so wie ein grosser viereckigter Kasten, fast wie eine kleine

Schuyte, von Eichen Planken gemacht, mit Masten und Segel versehen, welche im September bey Stevens mit vollem Segel ans Land gerennet kam, aber ohn einigen Menschen; denselben visitirte sogleich die Strand-Wacht, und funden eine brennende Lunte, so nur einen Finger lang mehr zu brennen hatte, bis sie an ihrem Zunder käme; dieselbe rissen sie hinweg, und begaben sich aufs Visitiren, da sie denn auf dem obersten Boden, mit angelegten Pulver-Röhren, Pech-Kräntzen, gefüllete Granaten und allerhand giftig brennende Materie funden, wurden auch gewahr, daß unter noch ein Boden verhanden, den sie auch fürsichtig eröfneten, und daselbst 4 große Bomben, jede von 400 bis 450 Pfund, und ganz voll gefüllete Granaten und Feuer-Kugeln funden, daß also das angelegte Werk ohne Schaden abgienge. Die Leute, so diese Invention an und zwischen andere Schiffe haben bringen sollen, müssen die Hertzhafftigsten nicht gewesen seyn, sondern haben sich mit ihren bey sich habenden andern Fahrzeugen in Zeiten davon gemachet."

Σ.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Philipp Vanderdecken setzte sich vor der Thür, er strich sich das Haar von der Stirn und ließ sie von der frischen Nachtluft umspielen, denn die furchtbare Aufregung der drei letzten Tage hatte ihm einen fieberhaften Zustand zugezogen. Ihn verlangte nach Ruhe, aber ein inneres Gefühl sagte ihm, daß es für ihn keine Ruhe gäbe. Schauderhafte Ahnungen durchzuckten ihn — die Zukunft zeigte ihm nur eine Reihe von Gefahren, ja selbst den Tod; aber er blickte demselben ohne Furcht ins Auge. Es war ihm als ob sein Daseyn erst seit drei Tagen begonnen hätte — er war schwermüthig aber nicht unglücklich. Seine Gedanken wurden fortwährend von dem furchtbaren Briefe festgehalten, dessen übernatürliches Verschwinden auch einen übernatürlichen Ursprung beurkundete; daß die Botschaft nur an ihn gerichtet war, daß die Reliquie sich in seinem Besitze befand, bestätigte dieß noch mehr.

„Es ist mein Schicksal — meine Pflicht," dachte er, und nachdem er zu diesem Schlusse gelangt war, richteten sich seine Gedanken auf die Schönheit, den Muth und die Geistesgegenwart Aminens. „Sollte wol," so dachte er, indem er sinnend hinaufschauete zu der Mondesscheibe, „sollte wol das Schicksal dieses lieblichen Mädchens mit dem meinen verwebt seyn? — Die Begebenheiten der letzten Tage scheinen fast eine solche Vermuthung zu rechtfertigen. Der Himmel allein weiß es, sein Wille geschehe! Ich habe geschworen — und mein Schwur ist dort niedergeschrieben — mein Leben der Erlösung meines unglücklichen Vaters zu weihen; aber verhindert das, daß ich Amine liebe? — Nein, nein. — Ich muß allerdings das Weltmeer durchschiffen, aber wie oft werde ich vergeblich zurückkehren! Warum soll ich des Trostes eines freundlichen heimischen Heerdes beraubt seyn? Und dennoch — handle ich recht wenn ich die Zuneigung einer Jungfrau zu gewinnen suche, die, wenn sie einmal liebt, mit unbeschreibbarer Zärtlichkeit und Treue lieben wird, thue ich recht daran, sie dem Schicksale eines Menschen zuzugesellen, der sein Leben auf so wunderbare Weise aufs Spiel setzen muß? Setzt nicht aber jeder Seemann sein Leben aufs Spiel, wagt er sich nicht hinaus auf das trügerische Meer, indem ihm nur eine einzige Planke von dem nassen Grabe trennt?"

Solchen Gedanken gab sich Philipp Vanderdecken auf der Schwelle des Mynheer Poots hin; endlich begann der Tag zu dämmern und von Müdigkeit überwältigt, schlief er ein. Ein leichter Druck auf seiner Schulter erweckte ihn und ließ ihn nach dem Pistol greifen. Er wandte sich und erblickte Amine.

„War das für mich bestimmt?" fragte sie, indem sie scherzhaft Philipps Worte von der vergangenen Nacht wiederholte.

„Für Euch, Amine? Doch ja, in der That, Euch noch einmal zu vertheidigen, wenn es nöthig wäre."

„Ich weiß das," versetzte die Jungfrau zuversichtlich; „wie freundlich war es von Euch, uns, trotz Eurer Ermattung, während der ganzen Nacht hier zu bewachen! Jetzt aber ist es heller Tag!"

„Ich hielt getreulich Wache, bis zum Tagesanbruch, Amine."

„Jetzt aber legt Euch zur Ruhe, Philipp, mein Vater ist aufgestanden und sein Lager ist bereit."

„Ich danke Euch, ich fühle kein Verlangen zu schlafen. Es giebt hier noch viel zu thun. Wir müssen zum Bürgermeister und ihm berichten, was sich zugetragen, bis dahin müssen die Leichname hier an Ort und Stelle bleiben. — Geht Euer Vater dorthin, Amine, oder soll ich es thun?"

„Mein Vater als Eigenthümer dieses Hauses dürfte sich besser dazu eignen," bemerkte die Jungfrau. „Ihr müßt bleiben und wenn Ihr nicht schlafen wollt, wenigstens einige Erfrischungen zu Euch nehmen. Ich will mit meinem Vater reden, er hat schon sein Frühstück verzehrt."

Amine kehrte bald mit ihrem Vater zurück, welcher bereit war sich zu dem Bürgermeister zu begeben. Er begrüßte Philipp freundlich, schauderte bei dem Anblick der Leichname zusammen und eilte so schnell er konnte, nach dem nächsten Orte zur Magistratsperson.

Amine forderte nunmehr Philipp auf, ihr in das Zimmer ihres Vaters zu folgen, wo schon Kaffee für ihn bereit stand. Dieß Getränk war zu jener Zeit noch eine Seltenheit und Philipp erstaunte daher nicht wenig, es in der Wohnung des geizigen Mynheer Poots zu finden, aber es war ein Luxusartikel, an den der alte Mann seit früherer Zeit gewohnt war und den er nicht entbehren konnte. Philipp welcher seit vier

und zwanzig Stunden fast nichts zu sich genommen hatte, nahm das ihm dargebotene Frühstück bereitwillig an. Amine nahm ihm gegenüber Platz und verhielt sich schweigend, während er den Kaffee trank. Endlich nahm der junge Wanderdecken das Wort: „Amine," begann er, „ich habe während ich in der vergangenen Nacht vor der Thür Wache hielt, Zeit genug gehabt, manches zu überlegen. Sagt mir, darf ich unverholen mit Euch sprechen?"

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 348. Ein Seesturm an der Küste von Boulogne, von P. J. Schotel in Medemblick.

Hübsche Luft, treffliches Wasser, kurz ein durchaus gelungenes Bild.

No. 350. Bewegte See mit Schiffen, von M. Schoumann in Dortrecht.

Ein Gemählde voll Effekt und Wahrheit, das Wasser ist wunderooll gemahlt.

No. 85. Brustbild in Lebensgröße, von C. Th. Demiany in Hamburg.

Das Streben, der Natur nachzukommen, ist in diesem Bilde unverkennbar, doch bedürfen die Hände einer besonderen Aufmerksamkeit.

No. 391. Portrait, des Künstlers Frau, von C. F. Stelzner in Hamburg.

Herr Stelzner ist ein trefflicher Miniaturmahler, und verspricht auch in der Oelmahlerei sehr brav zu werden; die Draperieen und Hände in diesem Bilde sind sehr gut gezeichnet und gemahlt.

No. 422. Eine italienische Bauernfamilie. von Th. Weller in Manheim.

Weller ist in ganz Deutschland als einer der besten Genremaler bekannt. Dieses Bild ist schön gedacht und gezeichnet. Die südliche Gluth welche in dem Ganzen herrscht, ist in der That meisterhaft.

No. 183 und 184. Zwei Landschaften, von F. H. Hendricks in Amsterdam.

Zwei vortreffliche Bilder; besonders ist Letzteres ganz ausgezeichnet.

No. 268. Ein Seehafen der Normandie, von W. J. J. Nuyen in S'Gravenhage.

Dieß Gemählde ist in allen Theilen ganz vortrefflich zu nennen, Composition und Ausführung beides ist im gleichen Grade herrlich. Die zauberische Wirkung die es auf den Beschauer ausübt, ist nicht durch Farbenaufwand, sondern durch die so schön gedachte Beleuchtung hervorgebracht.

No. 423. Stürmische See am Cap Horn, von S. Walters in Liverpool.

Das Bild ist zu dunkel gehalten, das Wasser ist zu wenig durchsichtig.

No. 63. Ein alter Clarinettspieler, von A. Brenner in Wien.

Man sieht aus dem Ganzen, daß der Mahler mit Farbe und Pinsel umzugehen weiß, es liegt viel Wahrheit in diesem Bilde.

No. 117. Eine Persische Tänzerin mit ihrem Kinde, von Leopold Festbauer in Wien.

Ist nett und zierlich gemalt; das Kind scheint aber nicht ganz Original zu seyn, wir erinnern uns schon manches ganz ähnliche Christuskind gesehen zu haben.

No. 295. Ein Greis auf seinem Krankenlager, von C. J. L. Portmann in Amsterdam.

Der Gegenstand ist nicht gut gewählt; auch läßt das Bild sonst noch manches zu wünschen übrig.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Bremen, im May.

Ein seltener Kunstgenuß ward uns durch das Gastspiel der Königl. Preuß. Hofschauspielerin Fräul. Charlotte von Hagn zu Theil. Am 10ten April eröffnete diese Künstlerin ihr Gastspiel mit der 16jährigen Christine von Schweden und Mirandolina; schon das erste Auftreten der, wie es scheint noch sehr jungen *) Dame, ließ uns die denkende Künstlerin erkennen. Die Christine des Fraul. v. Hagn ist eine wackere Leistung; da ist kein Zug zu viel, keiner zu wenig, sie stellte nicht nur die junge Königin dar, sie war die bewundernswerthe mit männlichem Geiste begabte Königin selbst. Wie wahr wußte unsere Künstlerin Keckheit mit Anmuth zu verschmelzen, Kraft mit Milde zu paaren, Eigen-

*) Na! na!

Der gute ehrliche
Gottlieb Koke,
Setzer der Originalien.

sinn mit Herzensgüte zu verbinden. Einzelne Scenen zu loben, hieße gegen die ganze Darstellung sündigen; es war keine Zerstückelung, es war ein Ganzes. Daß der reichste Beifall jede Scene ja fast jeden Redesatz der Künstlerin belohnte, liefert den Beweis, daß auch hier in Bremen der Sinn für wahre Kunst, trotz so mancher das Gegentheil verbreitenden Gerüchte, keineswegs erstorben ist und es nur der Kunst selbst bedarf, den Sinn des gebildeteren Theiles des hiesigen Publikums für dieselbe empfänglich zu machen. Die Mirandolina wußte Fräulein v. Hagn mit so liebenswürdiger Schelmerei und so anziehender Schalkhaftigkeit auszustatten daß in der, vom Dichter über alle Maaßen kokett gezeichneten Partie das Grelle des Charakters gemildert, das anscheinend weibliche desselben zur Wirklichkeit erhoben, die Schöpfung der Künstlerin zu einer Meisterleistung ward. Den nächsten Genuß bereitete uns Fräul. v. Hagn als Hedwig im «Ball zu Ellerbrunn» und als Suiette in den «Rosen des Herrn von Malesherbes.» Wie wahr war wieder ihr Spiel, wie reich an Nuancen; wie naturgetreu wußte sie die gekrankte Eitelkeit des Weibes unter der angenommenen Heiterkeit und der erborgten Gleichgültigkeit dieser Dame von Welt durchblicken zu lassen. Die Hauptscene des dritten Aktes war der Glanzpunkt ihrer Leistung; hier war der leichtsinnige spöttelnde Ton unserer Künstlerin in eben so hohen Grade bezaubernd als die Innigkeit und Wahrheit ihres Spieles, der Wohllaut ihrer Stimme herzerschütternd und überwältigend war. Nur hat, meiner Ansicht meinem Gefühle nach, die Künstlerin darin gefehlt, daß sie am Schlusse der Scene ihren — von wirklicher Reue durchdrungenen — Gatten durch tändelnde Neckerei ihren Armen fern zu halten, durch Hin- und Herwehen mit dem Tuche denselben zu martern und durch anhaltendes Lachen sich selbst an seiner Qual zu laben scheint, anstatt in Folge des sehr gewagten Spieles ungesäumt den Zuge ihres edlen Herzens zu folgen und den geliebten Mann in ihre Arme zu schließen. Die Verstimmung würde ohne diese störende Tändelei gewiß von noch ergreifenderer Wirkung gewesen seyn. — Als Suiette war unsere Künstlerin in Bewegung, Sprache und Manieren, Trotz und Liebe ganz das unschuldige Kind der Natur. Daß die geschätzte Künstlerin auch in dieser Rolle das eben so gewählte als zahlreich versammelte Auditorium entzückte, bedarf wohl kaum mehr der Erwähnung?

Am 17ten April fand zum Benefiz des Fräulein von Hagn die Darstellung der Schwahn und der Preciosa statt; das Theater war, trotz dieser bekannten Pieçen überfüllt, und da das Orchester wegen der zum Schauspiel gehörenden und erforderlichen Musik an diesem Abende nicht, wie an den vorhergegangen, fur Zuschauer eingerichtet werden konnte, wurden Billets, fur Plätze zwischen den Coulissen, ja auf der Bühne selbst, ausgegeben. Die heutige Leistung der Künstlerin trug aber den Stempel der Lauheit, fast möchte ich sagen der Kälte an sich; und nur im zweiten Akte des Schauspiels erkannte ich in der Darstellerin der Preciosa die ausgezeichnete Künstlerin wieder. Die Scene mit Alonzo war gut. Hingebung, Zärtlichkeit, Schwärmerei, innige Liebe und Klarheit des Geistes — die Hauptmotive dieses Charakters — konnen nicht treffender und anziehender gezeichnet werden, als Fräul. v. Hagn dies gethan, aber, ich muß es offen bekennen, auch nur im zweiten Akt gethan. Der dritte Akt, namentlich die fast spaßhafte Schlußscene desselben, war zu matt; der vierte Akt durchaus ohne erwarmende Kraft, ohne übergreifende Wahrheit.

(Der Beschluß folgt.)

Pesth, Ende April.

Ich beeile mich Ihnen Nachricht uber das neue Auftreten einer Sangerin zu geben, die bei Ihnen in so gutem Ansehen stand, ich meine Madame Pichl, welche als Norma auf hiesigem Theater debutirte, und die Kunst- und Musikfreunde im hochsten Grade befriedigte. Die Stelle der Mad. Mint ist durch das Engagement der obengenannten verdienstvollen Künstlerin reichlich ersetzt, und wenn sie in anderen Gesangs-Parthieen eben so Ausgezeichnetes leistet, so stehen uns Genüsse seltner Art im Gebiete der Oper bevor. Das erste Auftreten der Mad. Pichl schien imponirte der zahlreichen Versammlung, ihre Haltung ist edel, ihr ganzes Aeußeres stattlich. Im Gesange war anfangs eine kleine Befangenheit bemerkbar, sie verschwand aber bald, und schon vor dem Ende der Introduction zeigte sich uns die brave Sangerin als treffliche Künstlerin. Ihre Stimme ist voll Kraft und Klang und behauptet in dem ganzen großen Umfange eine seltene Reinheit und Gleichheit; selbst in den höchsten Tonen vermißt man nicht Schmelz und Wohllaut. Ihr Vortrag zeigt von trefflicher Schule, ihre Verzierungen sind correct und geschmackvoll. Dazu nun begleitet ein passendes Spiel die Gesangspieçen, und da konnte es denn nicht fehlen, das rauschendee stürmischer Beifall und ein oftmaliges Hervorrufen der braven Sangerin bewies, wie sehr ihre Leistung die gehegten Erwartungen noch übertroffen habe. Wir freuen uns schon auf ihre beiden folgenden Rollen: Romeo und Donna Anna.

Herr Thalberg als Sever und Dlle. Rauch aus Frankfurt als Adalgisa standen der Debutantin nicht unwurdig zur Seite. — Dem Vernehmen nach werden wir noch in diesem Sommer die Freude haben, Herrn Wurda von Ihrem Theater zu Gastrollen bei uns zu sehen.

Rappo und Sohn geben hier equilibristische Kunstproductionen und erndten ebenfalls Beifall.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Am 29sten April wurde Rossinis treffliche Oper «Othello» aufgeführt. Der Preis des Abends gebuhrt auch heute der großen Meisterin des Gesanges, Mad. Schroder-Devrient als Desdemona, welche wieder die ganze Versammlung zur lautesten Bewunderung hinriß. Ausgezeichnet schön war ihr Vortrag der Cantatine; das Duett im ersten Act wurde meisterhaft durchgeführt. Im zweiten Acte der Rodrigos Arie «Othello kannst du lieben» hob sie die Scene durch ein höchst ausdrucksvolles Mienenspiel noch mehr. Bei ihrer Arie vor dem Finale erreichte ihre Leistung ihren höchsten Glanzpunkt; aus jedem Ton sprach der Schmerz, die Verzweiflung, die Besorgniß um Othellos Leben; die vortreffliche Künstlerin wurde stürmisch hervorgerufen. Der dritte Akt war unvergleichbar, im Spiel wie im Gesang, Desdemona gehorte nicht mehr dem Leben an, sie war aufgelost in Liebe, Schmerz und Wahnsinn und sang den Schwanengesang «O Gott hab Mitleid» mit solchem Gefühl und Ausdruck, daß alle Horer davon tief ergriffen wurden.

Unser Wurda sang die Parthie des Othello; und war er gleich noch nicht ganz wieder in dem Besitze seiner schonen Stimme, führte er dennoch die angreifende Rolle vortrefflich durch; auch ihm wurde großer Beifall zu Theil. — Herr Schafer gab den Rodrigo sehr brav und trug seine Gesangspieçen ausgezeichnet vor. — Herr Ließ sang den Jago mit großem Beifall, das Duett mit Rodrigo im ersten Akt wurde stürmisch applaudirt, so wie das im zweiten mit Othello, Letzteres ward von mehreren Stimmen da Capo verlangt. — Mad. Christiany sang die Parthie der Emilie hier zum erstenmal und schien etwas befangen zu seyn; sie leistete indeß recht Gutes. — Herrn Woltereks Stimme litt an Heiserkeit.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 4ten May: „Egmont," Trauerspiel in 5 Aufzügen von Göthe. — Mad. Virsing: Clärchen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 56 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Dänische Bilder.

4.

Fortuna. *)

Der dunkle Hain hat mich nun aufgenommen
In seine heilig-ernste Nacht —
Und die Gedanken sind zurückgekommen,
Die einst so traurig mich gemacht.

Die muntern Vöglein in den Buchen singen,
Doch lindern sie nicht meinen Schmerz,
Das schlanke Reh seh ich in Freuden springen,
Und banger schlägt mein krankes Herz.

Es rauschet schaurig in den alten Eichen
Und Seufzer ziehn aus tiefer Brust,
Ich fühl es wohl, nie werd' ich es erreichen
Das Ziel der reinsten Lebenslust.

In mich gekehrt eil ich mit trübem Sinne
Durch den belebten, düstern Hain;
Daß bald die ferne Lichtung ich gewinne,
An Gottes Sonne mich zu freu'n.

Und endlich tret ich aus des Waldes Schatten,
In ein idyllisch schönes Land.
Ein Schäfer sang auf grünen, sonn'gen Matten
Wie Chloe einst für ihn entbrannt.

Und reiche Heerden zogen mit Geläute
An üpp'gen Saatenfluren hin;
Ein Silberbach mit Labetrunk erfreute
Die schöne, müde Schnitterin.

Mein trunk'nes Auge sah am Himmelsbogen
Viel Thürme prangen stolz und hehr!
In weiter Ferne glänzten Meereswogen
Und Schiffe schwebten hin und her.

Beglückte Menschen hielten sich umschlungen
Und wandelten in Abendduft;
Des Hirten Horn war endlich sanft erklungen
Es schwieg Gesang in Aetherluft.

*) Im Thiergarten bei Kopenhagen.

Rings um mich her Entzückung, Ruhe, Frieden,
Des reinsten Glückes treues Bild. —
Als ichs geschaut, war huldvoll mir beschieden
Was sehnend stets mein Herz erfüllt.

Da blickt' ich dankend auf zu Sternenhöhen,
Und pries das schöne Zauberland;
Wo endlich ich nach bangem, heißem Flehen
Fortuna, dich, du Holde fand.

S.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Und weshalb solltet Ihr nicht?“ fragte Amine, „ich weiß gewiß, Ihr werdet nichts vorbringen, was das Ohr eines Mädchens beleidigen könnte.“

„Ihr laßt mir Gerechtigkeit widerfahren. Meine Gedanken beschäftigten sich mit Euch und Eurem Vater, Ihr dürft hier in dieser einsamen Wohnung nicht länger weilen.“

„Ich fühle das wohl; aber Ihr kennt meinen Vater. Er liebt grade diese Einsamkeit. Wir zahlen nur eine geringe Miethe und er ist sehr sparsam.“

„Um so mehr sollte er für die Sicherheit seines Geldes sorgen, hier aber ist es nicht sicher,“ bemerkte der Jüngling. „Hört mich also an Amine. Ich besitze ein Häuschen, in dessen Nachbarschaft sich andre Wohnungen befinden, deren Eigenthümer sich gegenseitig beschützen. Dieß Häuschen bin ich im Begriff zu verlassen — vielleicht auf immer; denn ich beabsichtige mit dem ersten Schiffe nach den indischen Meeren zu segeln.“

„Nach den indischen Meeren? und weshalb? Spracht Ihr nicht in der vergangenen Nacht von Tausenden von Gulden?“

„Die besitze ich allerdings, aber dennoch Amine, dennoch muß ich fort — es ist meine Pflicht. Fragt mich nicht weiter, aber hört was ich Euch vorzuschlagen habe: Euer Vater muß mein Häuschen bewohnen, er muß während meiner Abwesenheit die Aufsicht über dasselbe übernehmen; er wird mir eine Gunst erzeigen, wenn er einwilligt, und Ihr müßt ihn dazu überreden. Ihr werdet dort sicher seyn. Er muß aber auch mein Geld aufbewahren, ich bedarf desselben für jetzt nicht — ich kann es nicht mit nehmen.“

„Meinem Vater — “ versetzte die Jungfrau zögernd — „meinem Vater fremdes Geld anzuvertrauen, ist nicht rathsam.“ —

„So werdet Ihr es mir aufheben und dann ist es wohl bewahrt.“

„Wolan es sey. Aber warum wollt Ihr fort und Euer Leben auf dem Meere der Gefahr preisgeben, da Ihr einen solchen Reichthum besitzt?“

„Richtet nicht diese Frage an mich, Amine. Es ist meine Pflicht als Sohn und mehr darf ich Euch jetzt nicht offenbaren.“

„Sobald Ihr das sagt, dann — dann ehre ich Euren Beweggrund und frage nicht weiter. Es war nicht weibliche Neugier, o nein, nein, ich versichere Euch, es war ein besseres Gefühl, welches mir jene Frage über die Lippen drängte.“

„Und was für ein besseres Gefühl war das, Amine?“

„Das weiß ich selbst kaum. Vielleicht waren es mehrere gute Gefühle zusammen gemischt, Dankbarkeit, Achtung, Vertrauen, guter Wille, reicht das nicht hin?“

„Freilich, Amine, das ist schon viel für eine so kurze Bekanntschaft. Aber alle diese Gefühle hege ich auch für Euch und noch mehr! Wenn Ihr also so eben die Wahrheit spracht, so überredet Euren Vater, dieß einsame Haus noch heute zu verlassen und in dem meinigen seine Wohnung zu nehmen.“

„Und wann, wann wollt Ihr fort?

„Wenn Euer Vater, während meines nur noch kurzen Hierseyns mich nicht bei sich aufnehmen will, werde ich anderswo ein Unterkommen suchen, — will er mich aber behalten, bin ich bereit ihn reichlich zu entschädigen — versteht sich, wenn Ihr nichts dagegen habt, daß ich einige Tage im Hause bleibe.“

„Wie sollte ich? Es wäre ja ungerecht, undankbar!“

„So überredet Euren Vater; nicht wahr, Ihr versprecht es mir. Ich würde mit schwerem Herzen abreisen, wüßte ich Euch nicht in Sicherheit.“

„Ich verspreche Euch, mein Bestes zu thun,“ erwiderte die Jungfrau,“ oder richtiger gesagt, ich verspreche Euch, es soll geschehen, denn ich kenne meinen Einfluß auf meinen Vater. Da habt Ihr meine Hand darauf, seyd Ihr nun zufrieden?“

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.) *)

No. 444. Eine Aderlaß-Scene bei einer vornehmen Dame,

von F. C. Gröger in Hamburg.

In diesem Bilde ist das Verhältniß der Köpfe zu den Körpern der Figuren nicht genau genug beobachtet.

*) In No. 51. dieser Blätter, bei der Beurtheilung von No. 223, lese man: konnten die Farben wärmer statt: klarer seyn.

No. 116. Ansicht des Königsees bei Salzburg,
von Fearnley aus Norwegen in München.

Enthält viele Schönheiten. Wäre der Vorgrund kräftiger, so würden die entfernt seyn sollenden Berge nicht über denselben hervortreten und das Bild würde vorzüglich seyn.

No. 17, 18 und 19. Drei Portraits,
von Louis Aumont in Hamburg.

Herr Aumont muß bei seinen Arbeiten die grüne Erde wo möglich ganz vermeiden, es malt sich allerdings gut damit, aber sie dunkelt mehr nach als jede andere Farbe; seine Portraits liefern davon den sichersten Beweiß. Bis auf die Verkürzungen sind übrigens diese Bilder gut.

No. 440. Der Zinsgroschen, Copie nach Titian.
No. 441. Madonna mit dem Kinde, Copie nach
Carl Maratti.

Wenn Titian und Carl Maratti sich so copirt wüßten, sie würden noch jetzt im Grabe keine Ruhe finden.

No. 103. Der Paß von Ramsdalen in Norwegen.
von Christian Ezdorf in München.

Die Felsenmassen im Vordergrunde sind von vieler Wahrheit, dagegen ist der Hintergrund viel zu dunkel gehalten und wirkt dadurch störend auf das Ganze.

No. 101. Eine hessische Bäuerin.
von von der Embde in Cassel.

Ein ungemein liebliches Köpfchen voll Ausdruck und Zartheit; auf die Drapperie aber müßte mehr Aufmerksamkeit verwendet seyn.

No. 26. Ansicht von Antwerpen,
von C. J. Behr in S'Gravenhage.

Ein ganz vorzügliches, herrliches Bild, voll Effekt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Die Neugier der Gattin Walter Scotts ward einst im Herbste gewaltig rege gemacht, durch die Erscheinung eines Mannes, der dicht in einen Mantel gehüllt, jeden Abend regelmäßig in einem Tragsessel erschien, und sogleich in das Cabinet ihres Gatten geführt wurde, bei dem er gemeinhin noch lange nach der Zeit blieb, zu welcher sich die Familie zur Ruhe zu legen pflegte. Scott beantwortete die deshalbigen Fragen seiner Frau ausweichend, wodurch ihre Neugier nur noch mehr rege gemacht wurde, so daß sie es endlich nicht mehr auszuhalten vermochte. Eines Abends, als die Klingel gezogen wurde, zum Zeichen daß der Unbekannte sich hinweggegeben werde, trat sie demnach plötzlich in das Cabinet ihres Gatten, einen Präsentirteller in der Hand haltend, wobei sie bemerkte, daß sie gekommen sey den Herren, welche so lange beisammen gewesen wären, eine Tasse Thee zu offeriren. Der Fremde, ein Mann von ausgezeichnetem Aeußern und reich gekleidet, verbeugte sich und nahm die Erfrischung an; Scott aber runzelte die Stirn und wieß die ihm dargebotene Tasse unwillig zurück. Einen Augenblick darauf begab sich der Unbekannte hinweg, worauf Walter Scott das Fenster aufriß, die Tasse erfaßte aus der jener getrunken hatte und sie hinausschleuderte auf das Straßenpflaster. Mrs. Scott jammerte über ihr kostbares Porzellan, ihr Gatte aber erwiderte: „ich kann Dir Deine kleine Neugier wohl verzeihn, liebe Frau, aber Du mußtest dafür Strafe zahlen. Ich kann Geschäfte wegen in meinem Hause Personen empfangen, welche übrigens ganz unwürdig sind, von meiner Gattin als Gäste behandelt zu werden. Weder mein Mund, noch der irgend eines der Meinigen darf die Tasse wieder berühren, welche Herr Marray von Brougtons an seine Lippen setzte.“

Der Fremde war also jener Verirrte, welcher den unglücklichen Charles Stuart fast während seiner ganzen Unternehmung als Secretair begleitete; später aber, um sein eigenes Leben und Vermögen zu retten, sich entschloß, gegen die Anhänger seines verewigten Gebieters als Zeuge aufzutreten. Scott ließ diesen Menschen zu sich kommen, um von ihm historische Nachrichten zu erhalten, welche er für seinen Waverley benutzte.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Bremen, im May.

(Beschluß.)

Die nächsten Rollen der Künstlerin waren Margaretha in den Hagestolzen und Frau von Linden in den Bekenntnissen. Gleich bei dem ersten Erscheinen als Margaretha flogen der Künstlerin Alles Herzen zu; wie frei von Zwang war das Wesen dieser Margaretha! wie elektrisch wirkte nicht der seelenvolle Blick dieses einfältig frommen Kindes, die Herzlichkeit des Tons; die Innigkeit, mit welcher sie das Liedchen vortrug. — Das Anschmiegen an den verehrten, von ihr recht wahr geliebten Mann, führte diese Margaretha so anmuthig, so wahr aus, daß das versammelte Publicum in lauten Beifall ausbrach. Als Frau von Linden bewies die Künstlerin den feinsten Takt; die Koketterie hatte so viel natürliche Grazie, daß sogar der zartere Theil des Publikums deswegen (die Damen meine ich) mit Wohlgefallen die Blicke auf die durch äußerst geschmackvolle Toilette noch reizender erscheinende schöne Dame richteten, wenn auch nicht so lange wie wir Männer es thaten.

Am 15ten fand auf allgemeines Verlangen eine Wiederholung der 15jährigen Königin statt. Die Künstlerin feierte auch heute wie am ersten Tage ihres Auftretens auf hiesiger Bühne neue Triumphe. Die an demselben Abende von ihr mit so naturgetreuer Wahrheit und Laune dargestellte Rolle der Rosine im «Jurist und Bauer» versetzte das

Publikum in die heiterste Stimmung. Die letzte Rolle des lieben Gastes war die Donna Diana in dem gleichnamigen Lustspiele und ich muß bekennen, daß die Künstlerin grade in dieser so schwierigen Rolle ihre Meisterschaft bewährte und durch das vollendetste Kunstgebilde einen nie zu vermischenden Eindruck auf mich gemacht hat. Welchen Reichthum von Anmuth, Scharfsinn und Geist wußte die Künstlerin dem Hochmuth und Stolze beizugesellen, wie treffend und wahr der Liebe den Sieg über den Stolz allmälig einzuräumen. Der Wohllaut ihrer Stimme, die Nüancen des Spiels, das seelenvolle Auge, alle diese schönen Gaben der Natur wußte die junge Künstlerin auch in dieser Rolle auf das schönste und wirksamste hervorleuchten zu lassen und es wäre bei dieser ihrer braven Leistung nichts zu wünschen übrig geblieben, wenn sie im letzten Akte bei der Schilderung ihrer Liebe zu Don Cesar etwas mehr Mäßigung gezeigt hätte.

Ungerecht würde es seyn, die Verdienste und das Bestreben unserer einheimischen Künstler unerwähnt zu lassen, da auch von ihrer Seite während des Gastspiels des Fräul. von Hagn theilweise Auszeichnetes geleistet wurde, wooon vorzugsweise der erst kürzlich vom Schweriner Hoftheater hier engagirte Herr A. Börger den besten Beweis gestellt hat. Schon in seiner ersten Debutrolle — Faust von Göthe — bewährte Herr B. sich als denkender Künstler und fand gerechte und würdigende Anerkennung. Der gefeierten Gastin stand er als Jarod von Ellenbrunn — wo er den leichtsinnigen, lebenslustigen grade nicht fein gebildeten aber fein und gut erzogenen Baron so naturgetreu und ungezwungen darstellte, daß er seinen Vorgänger gänzlich vergessen machte — vorzüglich aber als Don Cesar, würdig zur Seite. Herr B. überzeugte uns, daß er nicht nur Herr seines sonoren Organs, seiner Körperhaltung und jeder seiner Bewegungen, sondern auch im angemessenen Sinne des Wortes, Herr des Charakters der darzustellenden Rolle ist; man kann die schwere Rolle des edlen stolzen Spaniers, dieses leidenschaftlich liebenden, feine Gluth aber verbergenden, dadurch eben gewissermaßen in Doppelstellt erscheinenden Junglings nicht treffender und consequenter durchführen als Herr B. es wirklich gethan. In der Hauptscene des dritten Aktes war der Künstler sehr brav; sein Mienenspiel, seine Sprache, sein Benehmen, alles war vorzüglich; das ganze Auditorium brach in dieser Scene zu wiederholten Malen in wahrhaft enthusiastischen Beifall aus, welcher sich während der kunstgerechten Leistung ordentermaßen wiederholte. Wieder ein Beweis, daß das kunstsinnige Publikum Bremens für wahre Kunst nicht unempfänglich ist noch so genannt zu werden verdient). Waren auch die andern Rollen welche Herr B. während des Gastspiels des Fräulein v. Hagn darzustellen hatte, untergeordneter, so gewannen dieselben doch durch die fleißige sorgsame Darstellung des wackern Künstlers Werth und Bedeutung und fanden gerechterweise verdienten Beifall. — Wir überlassen uns der angenehmen Hoffnung, Herrn B recht lange den unsern nennen zu können. Herr Director Engelken hatte als Anfang in die «Königin von 16 Jahren» recht gelungene Momente, und seine Leistung würde noch an Wahrheit gewonnen haben, wenn Herr E. die Worte nicht allzusehr dehnen und weniger in den tiefen, nicht ganz reinen sonoren Tönen sprechen wollte. In Mirandolina zeichnete sich das Spiel des seit einer Reihe von Jahren mit Recht beliebten Herrn Meyer aus. Die Damen Gocking als Zigeunermutter in Preciosa, und Richter als Julie in den Bekenntnissen, wie auch als Florette in Donna Diana und Herr Hesse als Norborg in der 16jährigen Königin, und als Adolph in den Bekenntnissen, verdienen lobender Erwähnung, denn sie bewiesen, daß es ihnen nicht nur um das Abspielen ihrer Rollen zu thun, sondern Ernst sey, den Charakter der darzustellenden Rollen zu erfassen und, dem Sinn des Dichters gemäß, nach ihren Kräften vor das Auge des Zuschauers zu führen.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Schon am 30. April hatten wir Gelegenheit, in der Pfeffer-Rosel eine junge Anfängerin nemlich Dlle. Lammersdorf mit Glück debütiren zu sehen; am 2ten d. gab sie die Yelva und unsere gute Meinung von ihr ist bedeutend gestiegen. Wir gestehen es, nicht ohne Spannung, nicht ohne ein gewisses Mißtrauen in die Kräfte einer Anfängerin, erwarteten wir diese Darstellung, aber wurde sie eine Aufgabe zur Befriedigung Aller, selbst der Gefangenen und der Parteilichen gelöst, so war es diese. Und sie ist keine leichte, keine, von der man sagen konnte, sie spiele sich von selbst, nein, sie erfordert viel Gewandtheit, richtigen Takt und ein sehr reines und lebhaftes Gefühl des Schicklichen und Schonen, und sie wurde noch dadurch erschwert, daß Dlle. Lammersdorf früher mit einer andern Musikbegleitung zu spielen gewohnt war. Indes wurde man nie selbst entfernt dieses gewahr. Musik und Spiel war wie aus Einer Form gegossen. Wie bezaubernd war das liebend glücklich, wie erhebend das seelengroß entsagende Mädchen des ersten Aktes! Doch tiefer noch geht sich ins Herz der Anblick der von Allen verlassenen, hülfesuchenden, dettenden Unglücklichen, und endlich bei den ersten Worten, die der Schreck ihr entpreßte, glaubte man nicht im Theater zu seyn, und eine Schauspielerin vor sich zu sehen, sondern wie durch einen Zauberschlag in das Gebiet dieser Begebenheit versetzt zu seyn. Einen solchen Eindruck hervorzubringen vermag nur das Spiel, das Wahrheit und Liebenswürdigkeit athmet. Die Bewegungen waren zwar heftig und stark, aber nicht zu stark für ein stummes Mädchen, dem sie Worte sind. Auch kam nicht eine einzige Bewegung vor, über die nicht Anmuth ausgebreitet gewesen wäre. — Noch einiges Studium, desonders nach einem guten Vorbilde, das wir bald hier zu sehen Gelegenheit haben werden, und Dlle. Lammersdorf ist eine reizende Genella. Die verdienstvolle Künstlerin, Mad. Clauer, und die so eben besprochene talentvolle Anfängerin sind in der That für unsere Bühne schätzenswerthe Acquisitionen, dagegen bleibt im männlichen Personale noch manche Lucke auszufüllen, das sieht man leider fast täglich, und auch in der Yelva berührte Manches uns sehr unangenehm. Ueber Hrn. Zängl (Alfred) möchten wir lieber nichts sagen, denn er spielte ohne Wahrheit und Wärme, ja selbst ohne Anstand, das Zusammenfahren bei dem Anblick Yelvas im zweiten Akte war grotesk. — Auch Herr Föhringer (Graf Tscherikoff) zeigte nur wenig Weltbildung, sonst wurde er in dem Dialog mit Feodoren dieser nicht so nahe gerückt seyn und nicht fortwährend mit dem Tuche in der Hand gestikuliert haben. Die Uebrigen waren ziemlich. — Beim Hervorruf erklärte Dlle. Lammersdorf, daß die Güte des Publikums ihr die Sprache wiedergegeben habe. Das hatte ja aber zuvor schon der Schuß bewirkt.

An diesem Abend ließ sich auch im Stadttheater der wackere Künstler, Herr Glys aus Paris, von dem in diesen Blättern schon die Rede gewesen ist, auf der Geige hören, und bewährte durch sein treffliches Spiel und große Virtuosität vollkommen den bedeutenden Ruf, der ihm vorausgegangen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 10. May: „Der Barbier von Sevilla," Komische Oper in 4 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 57 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Selbstmörderin Grab.

Siehst du dort an der Mauer
Ein einsam Kreuz wohl stehn,
Von dem die sanften Lüfte
Die trocknen Blumen wehn?

Dort liegt ein armes Mädchen
Im kleinen, dunklen Haus,
Und schläft im kühlen Grabe
Der Erde Leiden aus.

Sie liebte einen Buhlen;
Der trieb mit Liebe Scherz,
Der hat die Maid verlassen:
Der brach ihr treues Herz!

In tiefen Flusses Wellen,
Da suchte sie den Tod,
Zu endigen die Leiden,
Zu endigen die Noth.

Und lieblich selbst im Tode
Zog man sie auf das Land,
Sie, die im tiefen Wasser
Der Leiden Ende fand.

Man hüllt die zarten Glieder
In weißes Grabgewand,
Man faltet über'n Busen
Des holden Mädchens Hand.

Ein Mann in greisen Haaren,
Der folgt der Armen Sarg,
Der ihm das Allerliebste,
Die einz'ge Tochter barg.

Dort an der Kirchhofsmauer
Grub man ein tiefes Grab,
Und ließ daselbst die arme,
Die arme Maid hinab.

Und auf den grünen Hügel,
Der deckt die Sünderin,
Da pflanzt der arme Vater
Das schwarze Kreuz dort hin.

H. . ff.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Philipp nahm die kleine weiße Hand, welche sich ihm darbot. Seine Gefühle trugen über seine Bescheidenheit den Sieg davon, er führte die Hand an seine Lippen. Dann blickte er auf, um sich zu überzeugen, ob sein Benehmen Amine auch erzürnt habe: ihr dunkles Auge ruhte fest auf ihm, wie damals als sie ihm die Thür erschloß, so als wolle sie seine innersten Gedanken lesen — die Hand aber ward nicht zurückgezogen.

„Wahrlich," fuhr Philipp fort, indem er ihre Hand noch einmal an seine Lippen drückte, „wahrlich Amine, Ihr dürft mir vertrauen."

„Ich hoffe — ich glaube — nein, nein, ich weiß es gewiß, ich darf Euch vertrauen!"

Philipp ließ ihre Hand los, Amine nahm ihren Platz von vorhin wieder ein und verharrte eine Zeitlang schweigend und in Nachdenken versunken. Auch der Jüngling hatte seine eigenen Gedanken und schwieg. Endlich nahm die Jungfrau wieder das Wort: „Ich glaube," sprach sie, „von meinem Vater gehört zu haben, daß Eure Mutter arm war — auch geisteskrank — er sprach mir von einem Zimmer in Eurem Hause, das Jahrelang verschlossen gehalten wurde."

„Es war verschlossen bis gestern," bemerkte Philipp in einem dumpfen Tone.

„Und dort fandet Ihr Euer Geld? Wußte Eure Mutter nicht darum?"

„Doch, doch; —

„Sie muß wol gewichtige Gründe gehabt haben, das Gemach nicht zu öffnen."

„Die hatte sie."

„Und welche Gründe waren das, Philipp," fragte Amine in einem leisen sanften Tone.

„Ich kann — ich darf sie Euch nicht offenbaren," erwiderte der Jüngling. „Laßt es Euch genügen, wenn ich Euch sage, daß sie sich vor einer Erscheinung fürchtete."

„Vor welcher Erscheinung?"

„Sie behauptete, der Geist meines Vaters sey ihr erschienen." —

„Und that er das, Philipp? that er das?"

„Ich zweifle nicht mehr daran. — Aber wahrlich, ich darf keine weitere Frage beantworten, Amine, genug das Zimmer ist jetzt geöffnet und keine Erscheinung ist ferner mehr zu fürchten."

„Ich fürchte mich auch nicht davor," versetzte Amine. „Aber nicht wahr, das alles steht in Verbindung mit Eurem Entschluß, Euch aufs Meer zu wagen."

„Nun ja, es ist wie Ihr sagt. Aber ich beschwöre Euch, fragt nicht weiter. — Schwer wird es mir, Euch etwas abzuschlagen und dennoch gebietet mir die Pflicht zu schweigen."

Eine kurze Pause trat ein; dann aber begann Amine aufs Neue: „Euch verlangte so ängstlich nach jener Reliquie, ich kann nicht umhin zu glauben, daß sie in Verbindung mit dem geheimnißvollen Zimmer stehe; ist dem nicht also?"

„Zum letztenmale will ich Eure Frage beantworten, Amine, es ist wie Ihr sagt — nun aber, ich beschwöre Euch, kein Wort weiter! — Wollte Gott, ich hätte das unglückseelige Geheimniß selbst nie erfahren, es hat alle meine Lebenshoffnungen vernichtet!" — Er senkte das Haupt, als er es wieder hob, gewahrte er, daß Aminens Augen fest auf ihn gerichtet waren. „Wollt Ihr mein Gedanken oder mein Geheimniß errathen," fragte er.

„Eure Gedanken vielleicht, nicht Euer Geheimniß," Lautete die Antwort.

Wieder trat eine kurze Pause ein, dann fragte Philipp, bemüht dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, „sagt mir doch, wo habt Ihr gelernt so muthig zu seyn? Eure Entschlossenheit in der vergangenen Nacht hat mich wahrlich in Erstaunen gesetzt."

„Die Umstände machen den Menschen muthig oder feigherzig," entgegnete die Jungfrau, „wer an Gefahren und Beschwerden gewöhnt ist, fürchtet sie nicht."

„Und wo seyd Ihr mit ihnen vertraut geworden?"

„In dem Lande, wo ich geboren worden, nicht in dieser düstern, dumpfen Gegend."

„Wollt Ihr mir etwas von Eurem früheren Leben erzählen, Amine, ich kann verschwiegen seyn, wenn Ihr es verlangt."

„Ihr habt Euch ein Recht auf mein Vertrauen erworben," erwiderte die Jungfrau, „ich will Euch etwas von dem Leben erzählen, das Ihr gerettet habt. Viel weiß ich nicht davon zu erzählen. Mein Vater ward als Knabe auf einem Kauffahrer von den Mauren aufgebracht und als Sklave an einem Hakim, oder Arzt jenes Landes verkauft, welcher Letztere ihn in der Arzeneikunst unterrichtete. Bald war er eben so geschickt als sein Herr; als Sklave aber dürfte er seine Wissenschaft nicht für sich ausüben. Ihr kennt, wozu es Euch verhehlen, die Sparsamkeit, ja den Geiz meines Vaters, ihn dürstete danach, eben so reich zu werden wie sein Gebieter, und sehnsuchtsvoll verlangte ihn nach seiner Freiheit. Er ward ein Anhänger Mahomeds, erhielt dadurch seine Freiheit und übte nun seine Kunst für sich selbst aus. Er nahm die Tochter eines Arabers, eines Häuptlings, dem er das Leben gerettet hatte, zum Weibe und ließ sich in jenem Leben nieder. — Ich ward geboren; er ward ein reicher Mann und hochgeehrt. Da aber traf ihn das Unglück, daß der Sohn eines Beys unter seiner Kur starb, man verfolgte ihn, verlangte seinen Kopf, aber er entkam glücklich, jedoch nur mit Verlust seines ganzen großen Reichthums. Meine Mutter und ich, wir begleiteten ihn, wir flüchteten zu den Beduinen, bei denen wir mehrere Jahre blieben. Dort ward ich an mühsame Tagemärsche und an Gefahren gewöhnt. Die Beduinen aber zahlten nur schlecht

und Gold war der Götze meines Vaters. Als er hörte, daß der Bey gestorben, kehrte er nach Cairo zurück, wo er aufs Neue seine Kunst ausübte, bis er so viel Reichthum erwarb, daß der Neid des neuen Bey rege wurde, und sein Leben aufs Neue bedroht war. Er entfloh nochmals mit einem Theile seines Vermögens, ging an Bord eines kleinen Schiffes und erreichte glücklich die Küste Spaniens. Auf seiner Reise hieher aber, ward ihm alles geraubt, und erst seit den letzten drei Jahren sammelt er wieder. Das, Philipp, ist die Geschichte meines Lebens. Nur ein Jahr blieben wir zu Middleburg und dann kamen wir hieher."

„Und hängt Euer Vater noch immer dem Mahomedanischen Glauben an?" fragte der Jüngling.

„Ich weiß es nicht. Ich glaube, er hängt an keinem Glauben, wenigstens hat er mich in keinem unterrichtet. Sein Gott ist das Gold.",

„Und der Eure?"

„Das ist der Gott, der diese schöne Welt schuf und Alles was sie enthält — der Gott der Natur! nennt ihn wie Ihr wollt." —

Hier ward das Gespräch plötzlich durch den Schall mehrerer Stimmen unterbrochen. „Euer Vater kommt mit den Behörden," sprach Philipp, „ich eile ihnen entgegen."

Er ging hinab. Aminens Blicke folgten ihm und blieben auf der Thür haften, als er hinausgegangen war.

„Ist es möglich," sprach sie, indem sie sich die Locken von der schönen Stirn strich, „und schon so bald — ja, ja, so ist es nun einmal! — Ich fühle, daß ich gern sein geheimes Weh mit ihm theilen möchte — Gefahren, ja selbst der Tod mit ihm wären mir lieber, als Glück und Wohlseyn mit jedem Andern. — — — Noch heute muß der Vater sein Häuschen beziehen, ich will sogleich die nöthigen Anstalten treffen."

Die Aussagen des Mynheer Poots und des jungen Vanderdecken wurden von den Behörden aufgezeichnet. Die Leichname wurden untersucht und mehrere derselben sofort als die Körper berüchtigter Marodeurs erkannt. — Auf Befehl des Bürgermeisters wurden sie darauf fortgeschafft. Die Behörden entfernten sich und der Arzt und Philipp kehrten zu Aminen zurück.

Es ist hier nicht nothwendig, das Gespräch mitzutheilen, welches jetzt erfolgte; es genüge zu berichten, daß der kleine Doctor leicht den Vorstellungen seiner Tochter nachgab, da Philipp ihn versicherte, daß er keine Miethe bezahlen solle. — Schon am Nachmittage war das meiste Hausgeräth nach Vanderdeckens Häuschen geschafft; jedoch ward es spät Abend bis die neuen Bewohner mit ihrem jungen Hauswirthe dort anlangten.

Ende des zweiten Abschnitts.

Ich hoffe den dritten Abschnitt dieser interessanten Novelle meinen freundlichen Lesern schon nach wenigen Blättern vorlegen zu können, indem ich das Original mit jeder Post von England erwarte.

Georg Lotz.

Oberst Gustavson und Noch Jemand.

Jener entsagte dem Ordensstern, den Dieser erstrotzte:
Lächerlich fand es die Zeit; — ritterlich war's doch und kühn.
Beid' umschwebt im Exil Erinnerung, die Jenem wol Irrsal;
Diesem ein großes Grab zeigt, des gemordeten Glücks!

Bei Gelegenheit.

Börsenbaues Beschluß bringt Ballast in Blätter des Tages; —
Was wird's werden, wenn erst wirklich beginnet der Bau!
Z.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

München, Ende April.

Dieser Monat war für unsere Bühne reich an interessanten Vorstellungen, der Veteran Eslair trat nach einer dreimonatlichen schweren Krankheit, die ihm bis zum Rande des Grabes geführt, zum erstenmal als Belisar in Schenks Tragodie wieder auf. Den Jubel des überfüllten Hauses vermag keine Beschreibung zu schildern. Schon mehrmals war das Wiedererscheinen des trefflichen Künstlers auf der Bühne angekündigt worden, jedesmal aber hatte die Schwäche desselben sein Auftreten verhindert. Mit welcher unbeschreibbar ergreifenden Wahrheit Eslair diese Rolle durchführt, ist längst allgemein anerkannt; auch seine diesmalige Leistung war eine vollendete. Uebrigens wäre fast auch an diesem Abend der Darstellung ein Hinderniß entgegen getreten, denn am Morgen desselben Tages erkrankte plötzlich Herr Fries. Herr Zoll aber, den wir jetzt mit Freuden den Unsrigen nennen, half aus der Noth, übernahm in der Eile die Rolle des Ruffinus und führte dieselbe sehr brav durch, für welche Gefälligkeit er sich die gegründetsten Ansprüche auf den Dank der Intendanz und des Publikums erwarb. Ueberhaupt ist das Engagement des Herrn Zoll bei unserer Bühne als ein wahrhafter Gewinn zu betrachten; welch einen bedeutenden Rang dieser ausgezeichnete Mime auf den Brettern behauptet, weiß ganz Deutschland, und so wird es überflüssig über seine Verdienste hier ins Einzelne zu gehen. Seine Gast- oder vielmehr Debütrollen hier wurden sämmtlich mit dem glänzendsten Erfolge gekrönt. Er trat zuerst als Shylock auf. Anfangs schien der wackere Künstler etwas befangen, die Größe des Hauses schien ihn zu genieren, bald aber entfalteten sich die Schwingen seines Kunsttalents frei und ungehemmt, jede seiner Scenen ward lauter Beifall gezollt und nach dem dritten und vierten Akte ward er einstimmig hervorgerufen. Eine gleich günstige Aufnahme fand Herr Zoll in seiner zweiten Gastrolle, der des Geizigen, auch diesmal ward er nach dem vierten und fünften Akte durch die Auszeichnung des Hervorrufs geehrt. Zum drittenmal trat der geschätzte Künstler als Amtsrath im „Hotel de Widurg" und als Schneider Fips auf, in beiden Parthien bewährte Herr Zoll seine Vielseitigkeit, denn eben so sehr als sein wohlbeleibter Amtsrath, ergotzte sein leichtfüßiger Schneider; seine Leistung fand wohlverdienten stürmischen Applaus. Die vierte Gastrolle des Herrn Zoll war der Geheimrath Seger in Iffland's Erinnerung. Diese Rolle gehörte zu des verewigten Bespermann

schönsten Gedichten und ich gestehe, daß ich diesmal rücksichtlich des Gastes nicht ganz frei von Befangenheit war, Herr Jost aber lieferte in allen Theilen ein so gelungenes Charakterbild, daß schon während des Stückes der Erfolg nicht mehr zweifelhaft war und er am Schlusse einstimmig hervorgerufen wurde; ein Beweis, daß man ihn als vollkommen würdig erkannte, der Nachfolger Weppermanns genannt zu werden. Die nächste Rolle des Herrn Jost, in welcher er zuerst als engagirtes Mitglied erscheinen wird, wird Ludwig der Eilfte seyn.

Als Gäste wird das Künstlerpaar Emil Devrient und Frau aus Dresden erwartet; auch Dlle. Stetter aus Hannover wird in diesen Tagen hier eintreffen; sie ist für das Fach der Soubretten hier engagirt. Die vorzügliche Sängerin, Madame Meyer aus Wien gab hier Gastrollen mit vielen Beifall; sie wird Ende nächstes Monats in Ihrem Hamburg eintreffen, und hoffentlich auch dort die Anerkennung finden, die sie verdient. Mad. Hirscher aus Mannheim wird hier zu Gastrollen erwartet. —, Herr Dietz von eben dort ist als Tenorist engagirt. Das hier so beliebte Dahsche Ehepaar, wird einen Ausflug nach Frankfurt a. M. machen. Die wackere Sängerin Dlle. Hösselt ist bereits nach Stuttgardt abgereist.

Nächstens ein Mehreres über die Leistungen unserer Bühne, welche unter der Leitung des würdigen General-Intendanten Hofrath von Küstner immer mehr und mehr an künstlerischem Gehalte und Glanz gewinnt.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Es ist höchst anziehend und nicht selten lehrreich, einen Vergleich anzustellen zwischen einer Schauspielerin, die das Gute, das sie leistet, durch einen gewissen Instinkt geleitet, hervorbringt, und einer solchen, die zu der Stufe der Vollendung, auf der sie steht, durch Studium und durch wahre Kunstbestrebung gelangt ist, die alle ihre Leistungen aus eigner Seele schafft; die Wage des Verdienstes wird sich stets auf die Seite der Letzteren neigen. Dies möchte wohl selten unleugbarer sich herausstellen, als in der am 4ten dies. s Mts. stattgefundnen Vorstellung der Griseldis; ein Trauerspiel, in dessen Hauptrolle Dlle. Enghaus früher mit Beifall auftrat. Dlle. Enghaus besitzt unbezweifelt die Anlagen, die zu einer guten Schauspielerin erforderlich sind, sie ist noch Kunstjüngerin, die unter guter Leitung und mit großem Eifer einst Ausgezeichnetes zu liefern verspricht. Doch während einer geraumen Zeit, daß sie an der hiesigen Bühne das Fach tragischer und naiver Liebhaberinnen darstellte, hatten wir Gelegenheit, einzusehen, daß im innersten Marke, die schaffende Gewalt, der Alles gestaltende Funke fehle; und ihre Gränze ist gesteckt. Ein anderes ist es mit Mad. Glauer; der einzige Vorzug, den Dlle. Enghaus äußerlich vor ihr voraus hat, ist eine größere Kraft des Organs, der aber durch eine ungleich größere Fähigkeit zu nuanciren, tief in den Hintergrund gestellt wird. In den Händen der Mad. Glauer wurde die Rolle der Griseldis eine ganz andre. Das wahre Leben, den künstlerischen Odem blies sie ihr erst ein. Da war kein Vinsel-Strich zu viel, keiner zu wenig, da war Alles Natur, aber edle Natur, sowol im Ausdrucke der überschwenglichen Freude und des herzzerreißenden Schmerzes, als auch im Naiven, Neckischen und Gemüthlichen, z. B. in der dritten Scene des zweiten Aktes. Sehr verständig war in der Szene des dritten Aktes, während der Anrede Percivals an seine Vasallen, Griseldens Standpunkt von der Künstlerin im Fenster gewählt, so daß weder die Symmetrie, noch der freie Blick auf die anderen Schauspieler gehindert wurde, so wie denn überhaupt ein meisterhaftes Mienenspiel die ganze Rede begleitete. Dlle. Enghaus stand, so viel wir und dessen entsinnen, mit verschränkten Armen mitten auf der Bühne, was der stillen Demuth und Ergebung, die hier hervortreten soll, durchaus hinderlich ist, und stärrte während der ganzen Szene unbeweglich zur Erde. Wie überlegen zeigt sich da die denkende Künstlerin. Ergreifend und doch durchaus nicht outrirt war der Schmerz der verkannten Tugend und Unschuld in der Szene des vierten Aktes, mit ihrem Vater. Ueberhaupt, was wir an den Darstellungen der Mad. Glauer besonders schätzenswerth finden, ist das schöne Maaß, das sie in Allem richtig zu treffen weiß. Dies ist mehr als das, was man im gewöhnlichen Leben Takt nennt, und es geht von einem tiefen künstlerischen Bewußtseyn aus. Die Harmonie, die dadurch über die einzelnen Theile sich ausbreitet, macht den wohlthätigsten, befriedigendsten Effekt. Ein solches Maashalten ist jedoch von dem steten Bemessen und Rücksichtnehmen sehr verschieden; dies wirkt erkältend, die Darstellerin aber, die Maaß vorwalten läßt, kann eine schöne Wärme, ja selbst glühendes Gefühl zur Anschauung bringen, wie dies bei Mad. Glauer deutlich hervortrat.

Herr Fehringer (Percival) konnte uns auch heute nicht genügen. Die herrliche Erzählung im ersten Akt blieb, so gesprochen, ohne Eindruck, auch versündigte sich Herr F. heute wieder gegen die deutsche Grammatik. Die Worte im vierten Akt: «Griseldis ist's, o Königin, mein Gemahl, der ich das Kind gerissen von der Mutterbrust» u. s. w. mußten bitter, ja selbst mit einem gewissen Hohne gegen die Königin gesprochen werden, aber beileibe nicht mit dem Ausdrucke jedermannlen Gefühls. Ein einziger Blick auf den Vorsagen der Szene konnte dies Herrn Fehringer lehren. — Herr Lenz (König Artus) konnte unmöglich eine Rolle spielen, von der er kaum einige Worte im Gedächtniß zu haben schien. Die Rolle übernahm — der Souffleur. — Es ist doch traurig, daß der Mann des unterirdischen Orakels noch in so vielen Stücken immer die Hauptrolle macht. Der Name deutet doch hinlänglich sein Amt an: Il ne faut qu'un souffle, mais chez nous c'est un bruit, qui donne un souffleur à la pièce. — Das nach Effekt haschende Spiel der Madame Lenz (Ginevra) stach sehr ab gegen die treue Naturwahrheit der Griseldis. — Herr Glog war in der Rolle des Tristan ganz an seinem Platze. Herr Doring war als Kohler Edrie recht brav.

Am Schlusse des vierten Aktes wurde Mad. Glauer einstimmig gerufen. Sie dankte mit Bescheidenheit.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 13. May: Kein Schauspiel.

Zur Nachricht.

Des Festes wegen kann der Umtausch der Mappen meines Journal-Cirkels erst am Freitag nach Pfingsten, den 16ten dieses, wieder stattfinden; das Montagsblatt der Originalien wird mit dem gegenwärtigen ausgegeben.

Georg Lotz.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 58 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Fischer.

Bei einem großen Meere,
Da sitzt ein Fischersmann;
Der angelt, ohn' zu ruhen,
So lang' man denken kann.

Der sitzt da alle Tage,
Der hat noch jede Nacht,
Ohn' einmal aufzuhören,
Auf seinem Sitz durchwacht.

Der zieht gar viele Fische
Aus dunklem Meeresschooß:
Umsonst ist all' ihr Winden
Er läßet keinen los.

Die er herausgezogen,
Läßt er nie mehr hinein;
Nicht einer kann entschlupfen,
Und wär' er noch so klein.

Sag' kennst Du wohl den Fischer,
Mein Mägdlein, hold und roth?
Soll ich den Fischer nennen? —
Der Fischer ist — der Tod!

H — — f.

Der Palast des Rajah.

Als ich im Herbste des Jahres 1817 mit dem Lieutnant Murray vom 51sten Regiment, dessen frühzeitiger Tod, von der Armee in Indien so allgemein beklagt wurde, die Wüste Ajmere durchzog, übernachteten wir einst an dem südlichen Ufer des salzigen Sees, welcher zwischen Serr und Khomanoh liegt. Die Nacht war kalt und der folgende Morgen noch kälter. Nichts destoweniger war Lieutnant Murray schon vor Tagesanbruch auf den Beinen; ungeduldig, neugierig und lebhaft wie er war, weckte er auch mich und forderte mich auf, mit ihm gemeinschaftlich die benachbarte Gegend zu durchstreifen, bevor die Sonne völlig emporgestiegen seyn würde. Wir verließen demnach unser Nachtlager, lenkten unsere Schritte nordwärts und waren noch nicht weit gegangen, als die ersten

Strahlen der Sonne sichtbar wurden. Mein Auge war in diesem Augenblick grade auf den See gerichtet, und so bot sich mir eine Vision dar, so reich an Glanz und Erhabenheit, wie keine Phantasie sie sich zu träumen vermag. Ein Wald von Thürmen, Palästen, Pyramiden und Befestigungen erhob sich eins über das andere und verbreitete seinen Glanz weithin über die Wüste. Die Erscheinung währte indeß nur einen Augenblick, denn kaum schickte ich mich an, sie genauer zu betrachten, als auch schon der scharfe Morgenwind Wolken daher trieb und das Luftgebilde wieder verschwunden war. Der Jemadar, welcher uns begleitete, ein Mann von hoher Geburt und edler Sinnesart, rief plötzlich, als das Bild nicht mehr zu sehen war: „das war die Stadt des Rajah Hurchurd," und ich erfuhr nunmehr von ihm, daß diese Stadt zu gewissen Jahreszeiten sich in dieser Wüste bald hier bald da, am häufigsten aber an dieser Stelle, zeige.

Wir befragten nunmehr den Jemadar ausführlicher über den Rajah Hurchurd, konnten aber von ihm nichts weiter in Erfahrung bringen, als daß die Städt der Paläste in der Wüste nach ihm genannt werde. Ich fühlte mich indeß von Neugier verzehrt, die Geschichte des großen Rajah näher kennen zu lernen, dessen Größe dem Anschein nach noch jetzt wie ein Phantom über seinem vormaligen Reiche schwebte, gleichsam als wolle er das dermalige Geschlecht durch die Entfaltung vormaliger Pracht und vormaligen Glanzes demüthigen. Unter solchen Betrachtungen gelangten wir nach Jussulaner, und hier, so hatte es das Schicksal beschlossen, sollte meine Neugier befriedigt werden.

In einem Gespräch mit einem ehrwürdigen Priester der Jacrus, dieser alten Secte, von der behauptet wird, daß sie den ersten Glauben Hindostans noch aufbewahre, und noch immer ganz erfüllt von dem großen Rajah und seinem Palaste, befragte ich ihn, ob er bei seinem tiefen Forschen in der Geschichte des Landes auf etwas gestoßen sey, was ihm über den Letztern Auskunft gegeben habe.

„Allerdings," erwiderte der Priester, „ich habe hier in diesem Tempel eine Chronik, welche von dem Rajah Hurchurd erzählt." So sprechend entfernte er sich, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken mit einem Manuscript in seiner Hand zu mir zurück. Es war, wie ich mich sogleich überzeugte im Sanscrit und in jenem einfachen Style geschrieben, der den alten Autoren fast aller Nationen eigen war. Ich ließ mich am Fuß einer Säule nieder, durchlas die Chronik oder verschlang sie vielmehr, und prägte den Inhalt des Gelesenen so tief meinem Gedächtniße ein, daß ich, obgleich ich keine Abschrift davon nahm, doch noch jetzt im Stande bin, das Ganze genau zu wiederholen.

„Hurchurd," so berichtete die Chronik, „bestieg den Thron Indiens einige Monate bevor er sein zwanzigstes Jahr erreicht hatte. Bei seiner Thronbesteigung war der Sitz der Regierung zu Ajmere; als er aber durch sein Reich zog, entdeckte er in der Wüste eine herrliche Oase oder Insel, in deren Mitte ein Berg von mittelmäßiger Höhe emporstieg; und in seiner unruhigen Sinnesart beschloß er die Paläste seiner Vorfahren zu verlassen und an dieser bezaubernden, aber einsamen Stätte eine neue Hauptstadt zu begründen. Vergebens stellten ihm seine Mutter, seine Brüder und die weisen Räthe seines verstorbenen Vaters, die Tollheit des Gedankens vor, eine Stadt an einem Orte zu erbauen, welcher wenn an sich auch reizend und schön, doch in der Mitte einer fast ungangbaren Wüste gelegen war. Das, was sie als ein Hinderniß betrachteten, war es grade was ihn bestimmte, diese Stätte zu wählen. Er liebte das Schöne neben dem Unschönen zu betrachten, den Ueberfluß neben der Unfruchtbarkeit, den Reichthum des Luxus und der Künste neben der traurigsten Oede. Ueberdem befand sich sein Reich im tiefsten Frieden und seine regsame kräftige Phantasie verlangte einen Wirkungskreis; es war ihm durchaus nöthig, etwas zu schaffen. Er berief daher aus allen Theilen seines Reichs Baumeister und Arbeiter zu sich, und begann die Erbauung einer Stadt, welche, so hatte er es beschlossen, die prachtvollste werden sollte, die je von den Strahlen der Sonne beschienen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 162. Ein Seestück,
von H. R. Hardorff in Hamburg.

Dieß Gemählde zeigt von vielem Talent. Das Wasser aber dürfte etwas durchsichtiger gemahlt seyn.

No. 129. Schiffe die vor einem Hafen liegen,
von de Florimons in Amsterdam.

Recht hübsch gemahlt, nur etwas zu hart.

No. 270. Ein Fruchtstück,
von A. Obermann in Amsterdam.

Ein Bild voll Leben und Wahrheit, dem man es ansieht, daß es dem Meister darum zu thun war, der Natur getreu nachzukommen.

No. 217. Landschaft, stürmisches Wetter im Winter,
von W. de Klerk in Dordrecht.

Eine vortreffliche Arbeit; besonders ist das Eis im höchsten Grade gelungen zu nennen.

No. 258. Gegend am Bodensee,
von C. Morgenstern aus Hamburg in München.

Ein recht hübsches Bild, schade daß die Entfernung zu bunt gemahlt ist.

No. 150. Die Binnen-Alster, eine Garten-Aussicht,
von Georg Haefelich in Hamburg.

Ein gutes gelungenes Bild; der Ton ist aber etwas zu südlich gehalten.

No. 192. Eine Stadt-Ansicht,
von B. J. van Hove in S'Gravenhage.

Durchweg zu loben. Vorzügliche Beleuchtung, schön gezeichnet und gemahlt.

No. 274. Eine Gebirgslandschaft,
von van Oosterhoudt in Cassel aus S'Gravenhage.

Die Landschaft ist ganz ausgezeichnet zu nennen, besonders ist der Duft der Entfernung gut gedacht und ausgeführt; die Thiere dagegen sind weniger gelungen.

No. 327. Landschaft mit Vieh,
von J. de Ryk in Hildesheim.

Ein in allen Theilen lobenswerthes, gelungenes Gemählde.

No. 279. Geldersche Landschaft mit Vieh,
von P. G. van Os in S'Gravenhage.

Die Landschaft ist ganz ohne Bedeutung; dagegen ist das Vieh mit vielem Fleiß und großer Wahrheit gemalt.

No. 349. Eine stark bewegte See,
von P. J. Schotel in Medemblick.

Ist ein treffliches Gemählde; Luft und Wasser sind voll Leben und Wirkung.

No. 378. Gegend bei Berchtesgaden,
von F. Södering aus Copenhagen.

Bietet viel Gutes, nur ist es im Ganzen zu hart und schneidig.

No. 407. Eine Landschaft,
von Verburgh in Rotterdam.

Ein herrliches Gemählde besonders sind die Streiflichter der Sonne von großer Wirkung.

No. 413. Ein Fruchtstück,
von F. W. Völcker in Berlin.

Ist ein gutes Bild und bietet viel Naturschönheit.

No. 543, 544, 545, 546, 547. Miniaturgemählde.
von C. F. Stelzner in Hamburg.

Der wackere Künstler hat bereits sich durch viele herrliche Miniaturbilder empfohlen. Seine hier ausgestellten Arbeiten übertreffen aber noch seine vorhergehenden, es sind Erzeugnisse einer sicheren Meisterhand. Ein warmes, lebendiges Colorit, correcte Zeichnung, richtige Auffassung des Gegenstandes, diese Vorzüge herrschen in allen seinen Bildern; seine Gemählde behalten den Werth für alle Zeiten.

No. 548 und 549. Miniaturgemählde,
von Madame C. Stelzner in Hamburg.

Reihen sich würdig an die Bilder ihres trefflichen Gatten.

Die übrigen Miniaturgemählde stehen gegen die genannten zu sehr im Schatten; wir wollen sie daher mit Stillschweigen übergehen und jetzt zu der Beurtheilung derjenigen Bilder schreiten, welche späterhin noch ausgestellt worden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Kleinigkeit.

Im siebzehnten Jahrhundert machten die Franzosen verschiedene Bekehrungsversuche in Siam. Ihr Gesandter, Herr von Chaumont, sagte in einer Audienz dem Könige des Landes, daß sein Gebieter, der König von Frankreich, von seiner Geneigtheit zur christlichen Religion überzutreten unterrichtet, ihm zur Ausführung dieses Vorhabens rathe. „Sagen Sie Ihrem Herrn," gab die Siamische Majestät zur Antwort, „daß ich mich wundre, wie mir mein guter Freund, der König von Frankreich, eine so gefährliche Sache zumuthen kann, von der er gar keine Kenntniß hat. Ich überlasse es aber seinem Urtheil, ob die Veränderung einer Religion, welche seit 2229 Jahren in meinen Staaten bestanden hat, eine unbedeutende Sache sey; überdies scheine es mir sonderbar, daß sich der König von Frankreich so viel um eine Sache bekümmern könne, welche Gott selbst der freien Einsicht der Menschen überlassen hätte. Denn sollte nicht der wahre Gott, der die Menschen mit allen ihren Fähigkeiten geschaffen hat, denselben, wenn es ihm so gefallen hätte, einerlei Meinung über Religionssachen eingepflanzt und sie selbst zu der Religion geführt haben, die ihm die angemessenste ist? Muß man nicht auf den Gedanken kommen, daß Gott Vergnügen daran findet, auf verschiedene Weise von den verschiedenen Menschen verehrt zu werden? Und sollte die Schönheit und Mannigfaltigkeit, welche wir in der Natur bewundern, nicht auch in übernatürlichen Dingen der Weisheit Gottes wohlgefällig seyn? Da ich glaube, Gott sey der Herr der Welt, dem nichts unmöglich ist, so überlasse ich es ihm selbst, die Herzen zu lenken, und bitte den König von Frankreich, meinem Beispiele zu folgen." N.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im May.

Seit Ostern schon ergetzt die Schaulustigen hier in unserm Hamburg die Gesellschaft Seiltänzer und Pantomimisten der Gebrüder Price und Lehmann, worüber schon öfter in diesen Blättern die Rede gewesen ist. Referent kann als ofmaliger Augenzeuge berichten, daß diese Gesellschaft Ausgezeichnetes leistet und durch geschmackvolle Anord-

nung und Abwechslung der einzelnen Stücke sehr angenehm unterhält. Wer Vergnügen daran findet, Kraftstücke mit Leichtigkeit ausgeführt zu sehn, der staune über die Kühnheit, mit welcher Herr Christian Lehmann seine Virtuosität auf dem Schlappseile zeigt, bei denen man dennoch durchaus nicht das wohlthuende Gefühl der Sicherheit vermißt. — Auch Herr Carl Winther, der noch sehr jung zu seyn scheint, entwickelt viel Dreistigkeit und seltne Muskelkraft. Doch findet auch der Liebhaber des leichten graziensen Tanzes volle Befriedigung in den Productionen der Dlle. Josephine Winther, so wie erauch den jugendlichen Leistungen der kleinen Adelaide und Caroline Lehmann seine Bewunderung nicht versagen kann. Das Niedlichste, was das Seiltanzen bietet, ist ohne Zweifel der Kosackentanz auf dem Doppelseile: den die Geschwister Cael und Josephine Winther mit vieler Grazie und dicht, geschwisterlicher Uebereinstimmung ausführen. Nicht minder unterhaltend sind die launig angelegten und mit Neuheit durchgeführten Pantomimen, in denen namentlich Pierrots stereotype Erscheinung im höchsten Grade elektrisch auf unsre Lachmuskeln wirkt. Im Ballettanz zeichnen sich die Damen Rosa und Flora Price und Laurencon aus. Wie sind nicht Kenner der edeln Tanzkunst genug, um angeben zu können, nach welcher Schule diese Damen tanzen, doch wird jeder Kunstkenner und Laie uns zugestehen müssen, daß Madame Rosa Price das Bild der Anmuth und sylphenhaften Grazie sey und daß Mad. Laurencon die schwersten Pas und Stellungen mit großer Gewandtheit und Leichtigkeit ausführt. Nicht minder Großes leistet Herr Laurencon im grotesken Tanz.

Stadt-Theater.

Die Vorstellung des Rossinischen »Tell« am Sonntag den 7ten dieses, konnten wir nicht als ganz gelungen bezeichnen; seit längerer Zeit ruhte diese Tondichtung und sie ward vermuthlich zu schnell wieder angesetzt, um die gehörigen Proben hatten zu können, welches diesesmal um so nöthiger gewesen wäre, da mehrere Parthieen neu besetzt waren. Herr Versing vom Stadt-Theater zu Düsseldorf gab den Tell als erste Gastrolle. Wir konnen über diesen Sänger, zumal in dieser Parthie, wo ihm keine Arie zugetheilt, noch kein bestimmtes Urtheil fällen und erlauben uns daher über ihn hier nur einige flüchtige Bemerkungen: Herr Versing ist im Besitz einer sehr guten Stimme, die besonders in den Mittellönen von ganzem Klang und gut ausgebildet ist; die tiefere Tonlage dagegen ist nicht markig genug; die Höhe war besonders im Ensemble von recht ansprechender Wirkung. Sein Spiel hatte einige recht gelungene Momente, wohin wir besonders die Scene im dritten Akte rechnen, wo ihm der grausame Befehl des Gesler zwingt, einen Apfel vom Haupte des geliebten Kindes zu schießen; freilich eine Scene die so leicht nicht verpfuschen werden kann, da sie vom Componisten meisterhaft behandelt ist. Herr Versing erhielt in mehreren Scenen wohlverdienten Beifall und wurde am Schluße (welches freilich jetzt nicht viel sagen will) gerufen.

Madame Walcker als Mathilde war an diesem Abend ganz vorzüglich bei Stimme und führte ihren Part wacker durch. — Herr Schäfer (Arnold) sang gleichfalls recht brav. — Herr Uetz (Walther Fürst) war ausgezeichnet. — Mad. Fischer als Hedwig trug ihren Part recht gut vor. — Mad. Christiany als Gemmy wirkte mit Kräften, doch fehlte noch etwas an der gehörigen Sicherheit. — Ein Herr Frohn sang den Harras, er ist zwar im Besitz einer guten Stimme, konnte aber doch in dieser Parthie eben nicht viel wirken. — Die Rolle des Fischers befand sich in den Händen des Herrn Krause, aber er konnte durchaus nicht befriedigen; nur ungeregelte Töne ohne Ausdruck und Gefühl kamen zu Gehor. — Noch müssen wir berichten, daß Tells Schuß diesmal nicht getroffen, sondern das Gesler (Herr Slopp) noch sichtbar blieb, als sein Stellvertreter schon in den See stürzte. — Die Chöre waren mangelhaft, vorzüglich herrschte in dem Chor No. 4 des ersten Aktes die größte Verwirrung. — Die Gruppirungen mit den Kindern waren noch nicht gehörig eingeübt, sie hätten auch füglich ganz wegbleiben können. — Das Orchester war brav; ganz vorzüglich war die Ausführung der Ouverture.

Mad. Versing, geb. Bauder, vom Stadt-Theater zu Düsseldorf eröffnete am Sten dieses ihr Gastspiel als Clärchen. Seit der Eröffnung des neuen Schauspielhauses hat, wenn wir nicht irren, Gothes Egmont unser Bühne nicht betreten. Unser vortrefflicher Jacobi gab damals den Egmont und Therese Peche war ein Clärchen, das im Gedächtnis der wahrhaft kunstliebenden Hamburger gewiß ewig leben wird. Beide unvergeßliche Künstler vermißten wir bei dieser Vorstellung des Egmont. Wer mißen gestehen, daß wir theils durch den Ruf der Mad. Versing, theils durch das Urtheil kundiger Männer, die sie zu sehen Gelegenheit hatten, und die sie auf eine Höhe mit der unerreichten Lindner stellen wollten, zu sehr großen Erwartungen uns verleiten ließen, und vielleicht ist dies die Ursache, daß Mad. Versing in der Rolle des Clärchen uns nicht in dem Grade befriedigte, wie wir gehofft hatten. Es fehlen der Mad. Versing zur Repräsentantin dieses Charakters manche Mittel, auch ist ihr Organ weder stark noch lieblich, und so war es natürlich, daß die Gattin, aber welche wir uns späterhin ausführlicher aussprechen werden, führte sie gleich ihr Clärchen als denkende brave Künstlerin an uns vorüber, im Allgemeinen nicht so ansprach, als manche frühere Darstellerin dieses anmuthigen Bühnenbildes.

Von der Besetzung der übrigen Rollen können wir nur Hrn Schmidt als Schreiber Vansen und Herrn Gloy als Invalide Ruysum, unsern unbedingten Beifall zollen. Herr Meyer als Wilhelm von Oranien hatte in der Scene mit Egmont gute Momente, namentlich waren die letzten Worte, die er an ihn richtet, von ergreifender Wirkung. Im Ganzen aber möchten wir an ihm weniger Affektation bemerken. Jener ganzen Scene fehlte es übrigens von beiden Seiten an Leben. Herr Fehringer ist durchaus kein Egmont. Sein Spiel wurde gegen das Ende immer unpassender, der Redevortrag immer zerfließender, die Abhängigkeit vom Souffleur immer hervorer. Die Scene mit Alba zeigte mehr den Trotz eines Schulknaben, als den edlen, würdevollen Stolz eines Egmont. Herr Lenz äußerlich ein guter Herzog Alba, schien den innern Charakter dieser Rolle nicht richtig aufgefaßt zu haben. Er zeichnete ihn viel zu grade, fast möchte man sagen, bieder— trocken und hob das Intrignante dieses Charakters durchaus nicht hervor. Das Spiel des Herrn Steindel (Richard) war affektirt. Herr v. Lavallade (Ferdinand) und Herr Brüning (Brackenburg) waren nicht an ihrem Platz. Beiden sah man noch allzusehr das Auswendiggelernte an. Herr Raeder machte unnöthigerweise eine Caricatur aus dem Schneider Zetter, Schwerlich war das die Absicht des Dichters. Die übrigen Nebenrollen, mit Ausnahme der Mutter Clärchens (Mad. Marschall) nicht passend besetzt, was denn auch der unglücklichen Aufführung den Todesstoß gab. Selbst die herrlichen Symphonien von Beethoven schienen nicht mit dem Feuer und der Sicherheit ausgeführt zu werden, die doch kein Musikstück in höherem Grade erwecken und erfordern kann, als diese. —

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 15ten May: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 59 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Blätter

aus der

Reisemappe eines Reizbaren.

(Fortsetzung.) *)

Giuseppes Worte waren mir unverständlich, auch verlor ich keinen Augenblick von meiner kostbaren Zeit sie zu enträthseln, sondern sann in meinem Lehnstuhl, so wie er den Rücken gewandt hatte, über die Mittel zu meiner Flucht nach. Anfangs versuchte ich durch die äußere Thür zu entfliehen, aber sie war fest verschlossen und der Schlüssel war abgezogen. Nunmehr richtete ich mein Augenmerk auf die Fensterläden, aber sie waren ebenfalls durch doppelte Eisenstangen wohl verwahrt. Während ich alle meine Kräfte anstrengte, die gleichfalls durch ein Schloß befestigten Stangen aus dem Wege zu schaffen, ward ich plötzlich durch den Schall von Schritten erschreckt, welche sich der Thür näherten; und kaum hatte ich Zeit mich wieder in den Lehnstuhl zu werfen und mich zu stellen als ob ich schlafe, als Giuseppe wieder erschien, eine Blendlaterne in der Hand haltend.

„Signor, Signor!“ rief er in einem leisen Tone, so als wolle er untersuchen, ob ich auch wirklich schlafe und als fürchte er mich zu wecken, wenn dies der Fall wäre.

Statt zu antworten, schnarchte ich noch lauter und hörte daß er vor sich hinmurmelte: „Gut, er schläft!“

Was ich in diesem Augenblick empfand, vermag ich nicht zu beschreiben, aber dennoch besaß ich Muth oder vielleicht auch Feigherzigkeit genug, mich nicht zu rühren, obgleich ich vernahm wie er meinem Stuhle zuschlich. Gleich darauf hörte ich hinter mir ein Geräusch; es war mir als ob er beide Arme hob und schon schickte ich mich an, seinen Dolch in meiner Brust zu empfangen, als statt des Todesstoßes ein Mantel sanft über mich gebreitet wurde, ohne Zweifel um zu verhindern, daß der Lichtschein mich aus meinem vermeintlichen Schlafe wecke. Darauf öffnete Giuseppe die Thür und pfiff leise; ein ähnliches Pfeiffen erscholl sofort draußen und im nächsten Moment vernahm ich den Schall vieler Schritte und das Geflüster mehrerer Stimmen.

Wie es mir schien, denn ich wagte nicht den mein Antlitz bedeckenden Mantel zu heben, schlüpften acht bis zehn Personen herein, worauf die Thür wieder sorgfältig verschlossen und

*) Siehe No. 47 dieser Blatter.

verriegelt wurde. Sie schienen mit einander im Streit begriffen, endlich aber ward ihr Zwist geschlichtet und zwar durch Giuseppe's Entscheidung, welcher zwar leise, aber doch so daß ich es verstehen konnte, ihnen zurief:

„Nicht doch, dazu ist es noch immer Zeit, wir wollen zuvor das Andere verrichten.“

Ewiger Gott, sie wollen mir also erst die Gurgel abschneiden, nachdem sie zuvor eine andre wahrscheinlich bedeutendere Person ihrer Mordlust geopfert haben werden.

Mein Lebensende war also hinausgeschoben aber wahrscheinlich nur auf kurze Zeit, falls mein Scharfsinn mir nicht Mittel an die Hand geben würde, mich durch die Flucht zu retten. So schwach diese Hoffnung auch war, so verhinderte sie mich doch, mich zu verrathen. Ich wagte es nicht, auch nur die kleinste Bewegung zu machen, bis ich ein Geräusch vernahm, als ob eine Fallthür aufgehoben wurde. Jetzt ward meine Angst von meiner Neugier besiegt, ich schob leise den Mantel ein wenig zurück und gewahrte deutlich, wie mehrere bewaffnete Männer in ein unterirrdisches Gewölbe hinabstiegen welches sich unter der Küche befand.

Kaum hatte Giuseppe, welcher zuletzt hinabstieg, die Fallthür hinter sich verschlossen, als ich auch sofort meinen Fluchtversuch erneuete. Ueberzeugt daß ich nicht durch die Thür entschlüpfen könne, nahm ich, ohne einen Augenblick zu verlieren, die Lampe von dem Tische und eilte damit hinaus auf den Gang in einer Richtung derjenigen entgegengesetzt, die zu meiner Schlafkammer führte. Diese unglückliche Wahl hätte fast meinen Untergang herbeigeführt. Bevor ich es gewahr wurde, rannte ich mit dem Kopfe gegen eine halb offenstehende Thür. Jemand der sich in dem Zimmer befand, zu welcher sie führte, erwachte von dem Geräusch und von dem Scheine meiner Lampe, die ich nicht schnell genug zu beschatten vermochte und fragte:

„Bist Du es, Giuseppe?“

Ich besaß zum Glück noch Geistesgegenpart genug, statt gehörig zu antworten, nur das einzige Wort „Stille“ zu flüstern, wobei ich mir alle erdenkliche Mühe gab, die Stimme meines schändlichen Wirthes nachzuahmen. Hiemit aber begnügte sich die Fragerin, denn ich erkannte jetzt deutlich die Stimme der Wirthin, keineswegs.

„Heilige Jungfrau, was fehlt Dir,“ rief sie, hast Du etwa wieder zu tief in den Weinkrug gekuckt, — daß Du dort in dem Gange herumstolperst und wie ein Frosch quakst? Wenn Du Dich nicht beeilst, wird der alberne Gast den Du, die Heiligen wissen warum, zu einer so unpassenden Zeit aufgeladen hast, erwachen, bevor alles vollbracht ist, und dann sitzen wir in einer saubern Patsche, ich bin überzeugt, er hegt schon Verdacht.“

War dies, selbst wenn auch das Vorhergegangene nicht Statt gehabt hätte, nicht genug, mir die größte Todesangst einzuflößen?“

Das Dringende der Gefahr trieb mich zu einem verzweifelnden Entschluß. Ich stürzte hinein in das Zimmer, das Pistol in der Hand und gebot dem im Bette liegenden Weibe kein Wort sich entschlüpfen zu lassen, keinen Schrei auszustoßen, wolle sie es nicht augenblicklich mit ihrem Leben büßen. Von meinem plötzlichen Erscheinen in sprachlose Angst versetzt, lag sie mäuschenstill und duldete, daß ich ihr den Mund verstopfte und Arme und Füße an die Bettpfosten band, so daß sie sich auch nicht im mindesten zu rühren vermochte, worauf ich unverzüglich meine Flucht fortsetzte, bis ich ein Zimmer erreichte, welches, wie die Farbe an den Wänden zu verkünden schien, die Mordkammer war, die mir mein schändlicher Wirth gleich Anfangs zum Aufenthalt bestimmt hatte. Zu jeder andern Zeit würde mich der Gedanke, mich an einem Orte zu befinden, der von Gespenstern besucht wurde, mit Angst erfüllt haben, in der Todesgefahr aber in welcher ich schwebte, trotzte ich jetzt diesen Schrecken. Ich wünschte sogar die Erscheinung eines Geistes herbei, denn ich hoffte, daß er vielleicht andere unangenehme Gäste verscheuchen würde, ja ich sprach selbst diesen Wunsch mit leiser Stimme aus. Aber der Mensch soll den Teufel nicht an die Wand mahlen, kaum war das unselige Verlangen meinen Lippen entschlüpft, als sich auch plötzlich die blutrothe Tapete zu bewegen begann, sich von einander theilte und vor mir das Gespenst erschien, aber ganz gegen die Sitte aller Gespenster, eine brennende Lampe hoch in der Hand haltend.

(Der Beschluß folgt.)

Der Palast des Rajah.

(Fortsetzung.)

Nachdem Rajah Hurchurd also den Gipfel des Berges hatte ebnen lassen, ließ er auf demselben einen prachtvollen Palast aufführen, und ihn mit Pyramiden, Befestigungen, Thürmen und Tempeln umkränzen, sämmtlich so kostbar und glanzvoll, daß man inmitten dieser Einöde eine wahrhafte Feen-Ansiedelung zu schauen glaubte. So vergingen dreizehn Jahre, und als nach Ablauf der Zeit der Bau der Stadt vollendet war und man aus dem noch übrigen kleinen Theil des Bodens fruchtbare Gärten geschaffen hatte, war dennoch der kaiserliche Schatz bei weitem nicht erschöpft.

Dennoch aber war Hurchurd, wenn auch nicht grade zu unglücklich, denn thätige Menschen sind es nur selten, doch keineswegs ganz zufrieden.

Er war von Männern umgeben, welche sich seine Freunde nannten, und von Weibern, welche vorgeblich überseelig waren, ihm anzugehören. Wenn er es aber versuchte sich einen Weg zu dem Herzen eines seiner Freunde oder Freundinnen zu bahnen, fand er zu seinem größten Schmerze dasselbe jedesmal unzugänglich.

Unterdessen hatten diese trüben Gedanken, welche ihn mit seinem zunehmenden Alter immer schmerzhafter anregten, seine dunkeln Locken gebleicht und seinen Gesichtszügen einen Ausdruck von Strenge und Ernst aufgeprägt. Er griff nunmehr

nach Vergnügungen, um seine Sinne aufzuheitern, überzeugte sich aber bald, daß es nur Formen ohne Gehalt waren, welche zwar die Sinne betäubten, das Herz aber kalt ließen. Ihn verlangte nach einem menschlichen Wesen, das er ohne Zurückhaltung lieben, dem er seine geheimsten Gedanken erschließen könne und das auf gleiche Weise gegen ihn handele. Aber er suchte dieses Wesen vergebens. In jeder Brust entdeckte er nur Neid und ähnliche kleinliche Leidenschaften, und so ward er endlich unwillkürlich zu dem Glauben geführt, daß ihn die Vorsehung, wie im weltlichen Range so auch in geistiger Rücksicht, besser geschaffen habe als die andern Menschen.

Nachdem er lange über seine Lage nachgesonnen hatte, fiel er endlich auf einen Plan, den er sofort in Ausführung zu bringen beschloß. Dieser Plan bestand darin, die Regierung seines Reichs den Händen seiner Minister auf eine Zeitlang zu übergeben, und selbst eine Wallfahrt nach mehreren berühmten heiligen Orten Indiens anzutreten, zwar nicht um dort das Glück zu finden, wohl aber in der Hoffnung, es unterwegs anzutreffen. Nachdem die nöthigen Anstalten getroffen worden waren, verließ Hurchurd seinen Palast und seine Hauptstadt und lenkte seine Schritte dem Süden zu. Er ging jetzt mit den Menschen wie mit seines Gleichen um; und entdeckte bei denselben manche gute Eigenschaften, die ihm bisher unbekannt geblieben waren, als er noch die übrigen Menschen von der Höhe seines Standpunktes aus betrachtet hatte. Er fühlte sich indessen oft empört, wenn er sah, wie Dummköpfe sich häufig ein wichtiges Ansehen gaben, um ihre Unbedeutsamkeit zu verbergen, und jedesmal fühlte er sich dann geneigt, seine Verkleidung von sich zu werfen und sich durch seine Macht jene Achtung zu erzwingen, welche ihm zu verschaffen seine geistigen Eigenschaften wie er sah zu schwach waren. Er vermied dies indeß bis auf eine gelegnere Zeit, und begann nach und nach an dem Studium der Menschen immer mehr und mehr Vergnügen zu finden, und während er die Fehler und Unvollkommenheiten an Andern kennen lernte, ward ihm die Kunst seine eigenen zu verbergen, welches der höchste Grad der Klugheit ist. Endlich nachdem er lange umhergewandert war, kam er in die Hauptstadt Denans; und da Prinzen, gleich den Löwen oder andern furchtbaren Raubthieren, eine geheime Vorliebe für ihr eigenes Geschlecht haben, fühlte Hurchurd sich nach dem Hofe hingezogen. In Indien haben die Pilger und andere heilige Personen zu jeder Zeit freien Zutritt zu den Herrschern gehabt. Das Aeußere des Rajah war übrigens selbst in seiner Verkleidung, vollkommen geeignet, die Neugier rege zu machen, auch hatte dasselbe etwas Ehrfurchtgebietendes, und so fiel es ihm nicht schwer, Zutritt zu dem Herrscher zu gelangen. Ramadera, welcher damals über Denan herrschte, besaß, wenn gleich schon an Jahren vorgerückt, noch viele jugendliche Kraft und einen starken Geist, auch schien er in Hurchurd ganz und gar einen Mann nach seinem Herzen gefunden zu haben. Er bewunderte dessen Kenntnisse, Offenheit und Einfachheit. Er ertrug seinen Stolz; denn dies war ein Charakterzug, den zu verbergen Hurchurd noch nicht genugsam gelernt hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 102. Eine junge Patrizierin des 15ten Jahrhunderts.

von A. von der Embde in Cassel.

Ein in allen Theilen freundliches und anziehendes Bild, besonders warm und kräftig ist der Mädchenkopf gehalten; obgleich man im Fleisch jeden Pinselstrich der Lasuren sieht, was bei kleinen Bildern, die man in der Nähe betrachtet, vermieden werden soll, denn es wirkt störend auf das Ganze ein, zumal wenn die Umgebung der Köpfe und Hände so sorgfältig und rein wie bei diesem Bilde gemalt ist. Es ist allerdings leichter ein brillantes Colorit herauszubringen, wenn man jede Lasur unvermalt stehen läßt, aber dann müssen die Drappirungen eben so behandelt werdeu, damit eine Einheit in das Ganze kommt und nichts störend hervortritt.

No. 20. Ein Familienbild,

von Bantelmann in Hamburg.

Familienbilder sind äußerst schwierige Aufgaben, und leichter ist es für einen nicht ganz ausgezeichneten Maler, ein historisches Bild zu fertigen, die Phantasie bildet ihm Köpfe und Gruppirung, vor allen aber lassen sich mit Drappirungen Schwächen verhüllen. Bei einem Familienbilde ist es ein Anderes, der Mahler ist gezwungen seine Köpfe aufs genauste dem lebendigen Original zu entlehnen, ob sie ihn anfprechen oder nicht. Er ist gezwungen seine Figuren in französische Kleider zu hüllen, die alle Poesie eines Bildes tödten; kommt nun noch dazu, wie es bei Bantelmann der Fall ist, daß man in jedem Pinselstrich die größte Aengstlichkeit erkennt, so findet man in den Köpfen nur das Materielle; das Geistige aber wird vermißt, und so werden seine Köpfe eben so steif, wie die ganzen Figuren es sind. Im Ganzen ist auf diesem Bilde Fleiß und Wille, namentlich in der Landschaft, unverkennbar, deßhalb höre Herr B. unsern freundlichen Rath: vor der Hand nichts als Brustbilder, und zwar in Lebensgröße zu malen, es werden ihm dann gute Conturen und ein natürlicher Fleischton leichter werden; in freien Stunden male er so viel als möglich nach Rund und bald wird die Aengstlichkeit verschwinden und eine sichere und geniale Auffassung in seinen Bildern sich zeigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Der verstorbene Hofrath und Professor M—— war ein großer Freund von einsamen Spaziergängen, wo er sich denn seiner lebhaften Phantasie überließ. Er wählte daher in Berlin gewöhnlich ein Thor in dem abgelegensten Theile der Stadt, das nach einer unbesuchten Gegend der umliegenden Felder führte, wo nie ein anderer Spaziergänger hinkam und er also ganz ungestört seinen Ideen nachhängen konnte.

Gewöhnlich war er sehr nachtäßig in seinem Anzuge, und vergaß auch wohl, wenn ihm der Gedanke zu einem solchen Spaziergange einfiel, sich eine Binde um den Hals zu binden und dergleichen, und dadurch wurde sein Aeußeres noch auffallender. Diese Spaziergänge wiederholte er zuweilen, wenn ihn die Laune dazu trieb, oft drei- bis viermal in einem Tage. Dem Visitator am Thore fiel dies auf, und da er keine Ahnung davon hatte, daß man das öde Feld vor dem Thore blos zu einer Promenade so oft besuchen könne, so bildete er sich ein, daß M. dabei einen verbotenen Zweck habe, und auf diese Weise Kontrebande einschwärze.

Einst kam er von seinem Spaziergange zurück.

„He da, Freund! wo kommt er her?“

Vom Spazierengehen!

„Er muß sich visitiren lassen.“

Wie so? ich bin ja aus der Stadt.

„Das kümmert mich nicht, ich muß jeden visitiren, der ins Thor kommt. Mach' er keine Umstände! Das ist meine Pflicht.“

M. mußte sich die Durchsuchung seiner Taschen gefallen lassen. Das verdroß ihn. Nach geschehener Visitation ging es gleich wieder zum Thore hinaus. In einigen Minuten kehrte er zurück. Der Visitator ließ ihn ruhig gehen. M. kehrte aber selbst um, und rief den Visitator:

„He da, Freund!“

Was gibt's?

„Visitire er mich!“

Das ist nicht nöthig.

„Er muß ja jeden visitiren, der in das Thor kommt, Mach' er keine Umstände, das ist seine Pflicht.“

M. bestand auf eine nochmalige Visitation. Nachdem solche geschehen war, ging er wieder vor's Thor und wiederholte die Scene von vorher, bis der Visitator ihm nochmals die Taschen untersucht hatte. Nun sagte er zu ihm:

„Mein Freund! man muß einen Unterschied machen. Ich gehe zu meinem Vergnügen spazieren, nicht aber um Kontrebande heimlich einzubringen. Ich bin der Professor M., er kann mich sicher passiren lassen.“

Nach der Zeit passirte er das Thor unangefochten.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Es ist nicht zu leugnen, daß seit dem Eintritt des Herrn Mühling in das Directorat, ein neues, wenigstens buntes Leben zu erwachen scheint; das Bestreben, durch Abwechselung für Mannigfaltigkeit zu sorgen, ist unverkennbar. Daß solche Novitäten bald von Glück, bald von Unglück begleitet werden, ist nur in der Ordnung; die Bühnenbretter sollen ja die Welt bedeuten, in welcher Böses und Gutes unablässig mit einander wechseln.

No. 1 als mit Glück.

Eine junge Anfängerin, Dlle. Heinemann, welche in einer Scene aus dem «Barbier von Sevilla» als Rosine einen theatralischen Versuch machte. Das junge Mädchen besitzt eine sehr schöne Stimme, erregt Erwartungen und erhielt Beifall. Sie ward von unserm verdienstvollen Herrn Uetz ausgezeichnet gut unterstützt.

No. 2 mit Unglück.

Eine gymnastisch komische Scene in der Maske des Jocko, an demselben Abend dargestellt von Herrn Dornewaß. Herr D. zeigte viel Körpergewandtheit; die mißfällige Aufnahme von Seiten des Publikums aber bewieß den Bühnenvorstehern, daß es solche Künste für das Stadttheater nicht geeignet halte.

No. 3 mit Glück.

Pantomime und Tanz, ausgeführt am Mittwoch den 10. May in der Oper «Die Jüdin.» Das Arrangement machte dem geschickten Ballet-meister Herr. Tescher alle Ehre. Pantomime und Tanz wurden vorzüglich gut ausgeführt; die Herren Kretschy und Dornewaß leisteten Verdienstliches; die Darstellung ward recht beifällig aufgenommen.

No. 4 mit Unglück.

Ein hierhergehöriges Vieh, welches debütiren sollte. Ein Pferd, bestimmt in dem ersten Akte der obengenannten Oper im Zuge den Kaiser zu tragen. Das Thier muß aber wohl einem demagogischen Verein angehören, denn es schien nicht geneigt, dem kaiserlichen Herrn seinen Rücken zu bieten. Schon in der Probe ward es rebellisch; die mit ihm angestellten Versuche mißlangen sämmtlich und schließlich soll es auf der Bühne sogar das Unglück manches Stucks erlebt haben, nämlich zu Falle gekommen seyn. Es ist daher für gerathen gehalten worden, den hierzügigen Acteur nicht auftreten zu lassen, ein Verfahren von dem es zu wünschen wäre, daß es ebenfalls beobachtet würde, wenn zweifüßige Schauspieler in den Proben schlecht bestehen.

Hamburg, im May.

Herr Musikdirektor G. A. Grossf aus Hildesheim, den Musikfreunden Hamburgs längst rühmlichst bekannt, ist wieder bei uns angelangt, wird für einige Zeit seinen Aufenthalt bei uns nehmen, um die Herausgabe mehrerer von ihm verfaßten Musikalischen Werke selbst zu leiten. D. K.

Repertorium.

Mittwoch, den 17. May: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 60 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Dritter Abschnitt.

„Dies also ist das Gemach, welches so lange verschlossen gewesen," sprach Amine zu sich selbst, als sie das oft erwähnte Zimmer am folgenden Morgen betrat, lange bevor Philipp aus dem festen Schlaf erwachte, in welchen ihn die Ermattung von der gestrigen Nachtwache versenkt hatte. „Wirklich, es scheint recht lange verschlossen gewesen zu seyn." — Amine blickte um sich und prüfte das Geräth; ihre Augen fielen auf die Vogelkäfige, sie blickte hinein: „Ihr armen Dingerchen!" fuhr sie mitleidig fort —. „Hier also war es, wo der Geist seines Vaters seiner Mutter erschien! Gewiß ist dem so, Philipp versichert, er habe Beweise; und warum sollte er nicht erschienen seyn! Wäre Philipp gestorben, ich würde mich freuen, seinen Geist zu schauen, ach, es wäre doch etwas! — Was aber schwatze ich da! — Ihr treulosen Lippen, so mein Geheimniß zu verrathen! — Der Tisch ist umgeworfen, — wie aus Furcht — der Inhalt des Arbeitskästchens umhergestreuet — aus weiblicher Angst ohne Zweifel, das alles kann ein Mäuschen veranlaßt haben. — Dennoch aber hat die einfache Thatsache, daß dieß Gemach jahrelang verschlossen gewesen, daß dieß alles, selbst der umgeworfene Tisch, unberührt so an Ort und Stelle geblieben, so viel Feierliches — das ist nicht in Ordnung und eben daher übt es eine große Gewalt über den Geist aus. Ich wundere mich nicht, daß Philipp glaubt, ein wichtiges Geheimniß stehe damit in Verbindung. — Dieß Zimmer darf in diesem Zustande nicht bleiben, es muß sogleich bewohnt werden."

Amine, welche seit langer Zeit gewohnt war, ihren Vater zu bedienen und die Hausarbeit zu verrichten, legte sofort Hand ans Werk. Jeder Theil des Gemachs, jedes Geräth in demselben ward gereinigt. Die Spinnenweben wurden weggeschafft, Tisch und Sopha wurden aus dem Winkel in die Mitte gestellt; die schwermüthigen kleinen Vogelkerker wurden entfernt, und als das schwierige Werk der Sauberkeit vollendet war und die Sonne freundlich hereinschien durch das geöffnete Fenster, trug das ganze Gemach das Gepräge der Heiterkeit.

Amine wußte recht gut, daß starke Eindrücke leichter verschwinden, wenn die Gegenstände die sie hervorriefen, wegge-

schafft wurden. Ihre Absicht ging daher dahin, zu bewirken, daß Philipp sich hier behaglicher finde; denn mit dem ganzen Feuer ihrer Abstammung hatte sie sein Bild in ihr Herz geprägt, war sie entschlossen, seine Liebe zu gewinnen. Immer wieder und wieder ging sie an die Arbeit, bis alle Bilder im Zimmer, ja selbst das kleinste Geräth, sauber und reinlich ausschauete.

Nicht bloß die Vogelkäfige, sondern auch der Arbeitskasten und dessen Inhalt wurden hinweggeschafft, wie auch die Stickerei, bei deren Berührung der junge Wanderdecken zusammenschauderte, so als ob ihn eine Natter gestochen. Philipp hatte die Schlüssel auf dem Fußboden liegen lassen. Amine öffnete die Glasschränke, reinigte die Scheiben und war eben beschäftigt, das Silbergeschirr zu säubern, als ihr Vater ins Zimmer trat. —

„Der Himmel steh' mir bei, lauter Silber!“ rief Mynheer Poots, „dann besitzt er wirklich Tausende von Gulden, wo aber sind sie?“

„Das kümmert Euch ja nicht, Vater. Euer Geld ist jetzt in Sicherheit, und dafür habt Ihr Philipp Wanderdecken zu danken.“

„Nun ja, freilich. Aber wenn er hier bei uns leben will — er hat vielleicht guten Appetit — was wird er mir dafür zahlen? Er kann mir viel geben, da er so viel hat.“

Aminens Lippen verzogen sich zu einem verächtlichen Lächeln, aber sie erwiderte nichts.

„Mich soll nur verlangen, wo er sein Geld aufbewahrt. Er will zur See mit dem ersten Schiff — wer wird in seiner Abwesenheit seine Gulden hüten?“

„Das werde ich thun, Vater,“ erwiderte Amine.

„Ganz gut. Du — oder wir, wir wollen sie aufbewahren. Das Schiff kann untergehen —“

„Nein Vater, wir nicht, Ihr sollt nichts damit zu schaffen haben. Euer eigenes Geld macht Euch Sorge genug.“

Amine stellte das Silbergeschirr wieder in die Schränke, verschloß diese und steckte die Schlüssel zu sich, als sie sich hinausbegab, um das Frühstück zu besorgen. Ihr Vater stand vor den gläsernen Thüren und betrachtete das kostbare Geräth, von dem er seine Augen nicht wegbringen konnte. „Alles Silber, alles Silber!“ murmelte er vor sich hin.

Jetzt kam Philipp die Treppe herab, und als er an dem Zimmer vorüberkam, um nach der Küche zu gehen, gewahrte er den Herrn Poots und trat ein. Die dort vorgegangene Veränderung überraschte und erfreuete ihn. Er fühlte weshalb und durch wen sie bewirkt worden und er war dankbar. Amine erschien nun auch mit dem Frühstück, ihre Blicke sprachen mehr als es Worte vermocht hätten, und Philipp setzte sich zum Frühmal mit weniger umwölkter Stirn.

„Mynheer Poots,“ nahm er alsdann das Wort, „ich werde Euch in Besitz meines Häuschens lassen und ich hoffe, Ihr werdet Euch hier wohl befinden. Ueber die kleinen Einrichtungen, die ich für nothwendig halte, werde ich mich mit Eurer Tochter verständigen.“

„Ihr wollt also zur See, Herr Wanderdecken? Ein hübsches Ding das, fremde Länder zu schauen. Und wann wollt Ihr fort?“

„Ich werde noch diesen Abend nach Amsterdam gehen,“ erwiderte der Jüngling, „um mich nach einem Schiffe umzusehen; vor meiner Abreise aber denke ich noch einmal hieher zurückzukehren.“

„So, so, Ihr kommt wieder. Nun ja, das versteht sich. Ihr müßt ja nach Eurem Gelde und Eurem Eigenthum sehen — Ihr müßt Eure Gulden zählen, wir wollen sie schon gut aufbewahren. — Wo aber ist Euer Geld eigentlich, Herr Wanderdecken?“

„Das will ich Eurer Tochter noch diesen Vormittag offenbaren, bevor ich von hinnen gehe. In drei Wochen spätstens könnt Ihr mich zurückerwarten.“

„Vater,“ sprach Amine, „Ihr wolltet Euch ja nach dem Kinde des Bürgermeisters umsehen, es wird Zeit.“

„Nun ja doch, allerdings! Zuvor aber muß ich hören, was mir Herr Philipp zu sagen hat, gewiß hat er mir noch manches mitzutheilen.“

Philipp konnte nicht umhin zu lächeln, als er gedachte, was zwischen Mynheer Poots und ihm vorgefallen, als er denselben zuerst nach seinem Häuschen beschied, seine Gedanken aber endeten mit Kummer und einer umwölkten Stirn.

Amine, welche erriethe, was in der Seele Beider vorging, brachte ihrem Vater seinen Hut und geleitete ihn bis vor das Haus, so daß Mynheer Poots, welcher nie einen andern Willen hatte, als den seiner Tochter, sich in Marsch setzen mußte.

„So bald also wollt Ihr schon fort, Philipp?“ fragte Amine, als sie wieder das Zimmer betrat.

„Ich muß fort, auf der Stelle, Amine; aber ich hoffe, noch einmal zurückzukehren, bevor ich unter Segel gehe. Doch das ist ungewiß — und ich will Euch lieber jetzt gleich das Nöthige mittheilen. Gebt mir die Schlüssel.“

Philipp öffnete den eisernen Kasten. „Seht Amine, da ist mein Geld; wir brauchen es nicht zu zählen, wie Euer Vater meinte. — Ihr seht nun ich hatte Recht, als ich versicherte, daß ich Tausende von Gulden besitze. In diesem Augenblick sind sie mir von keinem Nutzen, denn ich muß jetzt mein Gewerbe lernen. Sollte ich dermaleinst zurückkehren — so kann ich mir damit ein Schiff kaufen. Weiß ich doch nicht was mein Schicksal seyn wird.“

„Und wenn Ihr nicht zurückkehren solltet?“ fragte Amine sehr ernsthaft.

„Dann ist das Geld Euer, Amine, sammt diesem Häuschen und allem was sich darin befindet.“

„Aber Ihr habt noch Anverwandte, nicht wahr?“

„Nur einen einzigen und der ist reich; einen Oheim, welcher uns in unserer Noth nur wenig Beistand leistete und

keine Kinder hat. Ich verdanke ihm nur wenig und er bedarf dessen nicht. Es giebt in dieser ganzen weiten Welt nur ein einziges Wesen, zu welchem mein Herz sich hingezogen fühlt, und dieses Wesen seyd Ihr, Amine! Ich wünsche, daß Ihr mich als einen Bruder betrachten möget — ich werde Euch stets wie eine theure Schwester lieben."

Amine erwiderte nichts. Philipp nahm zur Bestreitung der Reisekosten noch etwas Geld aus dem schon früher erwähnten, geöffneten Beutel, verschloß den Kasten wieder, welcher sich in einem besondren Behältniß unter den Glasschränken befand und gab Aminen die Schlüssel zurück. Er wollte darauf wieder zu Aminen reden, als plötzlich leise an die Thür gepocht ward, und der Geistliche, Pater Seysen hereintrat.

„Der Himmel segne Dich, mein Sohn, und Dich meine Tochter, die ich jetzt zum erstenmal erblicke," sprach er, „ich vermuthe, Du bist die Tochter des Mynheer Poots."

Amine neigte bejahend ihr Haupt.

„Ich gewahre, Philipp, daß dieß Zimmer jetzt geöffnet ist und habe erfahren was sich zugetragen. Ich möchte jetzt einige Worte mit Dir reden, mein Sohn, und muß diese Jungfrau bitten, uns einen Augenblick lang allein zu lassen."

Amine verließ das Zimmer; der Geistliche setzte sich auf das Sopha und winkte Philipp neben ihm Platz zu nehmen. Das Gespräch welches jetzt stattfand, war zu ausgedehnt, um hier ausführlich wiederholt zu werden. Der Geistliche befragte den jungen Wanderdecken über sein Geheimniß, konnte aber im Betreff desselben nichts herausbringen; Philipp theilte ihm nur mit, was er Amine darüber gesagt hatte, aber nicht mehr. Er erklärte ihm auch, daß er entschlossen sey, zur See zu gehen, und daß er, falls er nicht zurückkehren sollte, sein Eigenthum, dessen Werth er indessen nicht nannte, dem Arzte und seiner Tochter vermacht habe. Der Geistliche erkundigte sich dann näher nach Mynheer Poots und fragte nach dessen Glauben, da er nie die Kirche besuche und das Gerücht behaupte, daß er ein Ungläubiger sey. Hierauf erwiderte der Jüngling mit der ihm eigenthümlichen Freimüthigkeit; versicherte, daß die Tochter belehrt zu werden wünsche, und bat den Priester dieß Geschäft zu übernehmen. Pater Seysen, dem der Herzenszustand Philipps in Betreff Aminens keineswegs entging, versprach seinen Wunsch zu erfüllen. Ihr Gespräch währete fast zwei Stunden, da ward es durch die Rückkehr des Mynheer Poots unterbrochen. Kaum aber hatte Letzterer, indem er eintreten wollte, den Geistlichen erblickt, als er auch sofort wieder zurücktrat. Philipp rief jetzt Amine und bat sie, ihm zu Liebe die Besuche des Priesters anzunehmen, worauf der Geistliche beide segnete und sich hinwegbegab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter
aus der
Reisemappe eines Reizbaren.

(Beschluß.)

Mein Herz klopfte hörbar, als ich mit sprachlosem Staunen auf diesen Besuch aus einer andern Welt blickte, der mir, gleich manchem andern Gaste aus Fleisch und Blut, keineswegs eine erfreuliche Erscheinung war. Ich will nicht versuchen ihn zu schildern, denn wie vermöchten sterbliche Worte unsterbliche Dinge zu beschreiben? — Es reiche hin zu berichten, daß mich sein Erscheinen mit Entsetzen erfüllte, und daß wir uns eine geraume Zeit einander schweigend anstarrten. Endlich gewann ich indeß Fassung genug ihn anzureden, und ich glaubte, daß dieß nicht passender geschehen könne, als mit Shakespears Worten im Hamlet. Wenn es eine schickliche Anrede eines Prinzen an seinen verstorbenen Vater war, konnte, dachte ich, auch ein Geist nichts Unrespectirliches darin finden. Ich begrüßte ihn daher, indem ich Hamlets Gebehrde nachahmte, wie ich sie oft auf der Bühne geschaut und redete ihn mit folgenden Worten an: Engel der Gnade stehe mir bei! Bist Du ein Geist des Himmels oder der Hölle? Sey Deine Absicht gut oder böse, sprich nur, sprich!"

„Ich will sprechen," erwiderte das Gespenst, „und Dein Glück ist es, daß Du gesprochen hast, sonst würdest Du noch bevor der Hahn kräht, meinen dunklen Kerker getheilt haben. Folge mir!"

Obgleich keineswegs überzeugt, daß mein Geist nicht zu den „Verdammten" gehöre, erforderte es jetzt doch weniger Muth, seiner Aufforderung Folge zu leisten, als sie zurückzuweisen. Ich folgte ihm demnach Trepp auf und Trepp ab, durch zahllose Gänge und Windungen und immer wieder Trepp auf und Trepp ab, wobei der Geist mit einer solchen Schnelligkeit und Gewandheit voranschritt, daß ich überzeugt war, er müsse vormals dieses Haus als Lebender bewohnt, oder es wohl gar selbst erbauet haben.

Endlich machte er in einem Gemache Halt, welches offenbar ein Betzimmer gewesen zu seyn schien, und hier verschwand er plötzlich mit einem lauten Schrei vor meinen Augen, indem er, wie es mir schien, in den Fußboden hinabsank. Ich tappte jetzt im Finstern umher, denn beim Eintreten in dieß Gemach war meine Lampe erloschen, bald aber ward ich überzeugt, daß mein Führer ein „Geist des Himmels" war; er hatte mir das Leben gerettet, indem er mich bis an das äußere Ende des verfallenen Gebäudes führte; denn gleich darauf vernahm ich Giuseppes Stimme, welcher seine Banditen antrieb, mich zu verfolgen.

„Stelle Dich an die äußere Thür, Gianni," rief er, „versucht er es dort durchzukommen, dann nieder mit ihm.

Du Francesco suche in dem alten Keller nach, während ich und Paulo die obern Gemächer durchstöbere."

Länger als eine halbe Stunde verblieb ich in dieser angstvollen Lage, während das Nachsuchen nach mir rastlos fortgesetzt wurde, denn unablässig vernahm ich das Hin- und Herlaufen meiner Feinde. Mehr als einmal schon hielt ich mich für verloren, so nahe kamen mir die Verfolger; es war ein Glück, daß meine Lampe erloschen war, ihr Schein würde mich verrathen haben. Endlich erfolgte eine tiefe Stille und ich hoffte nunmehr, daß sie die Verfolgung aufgegeben hätten.

Diese Beruhigung kam zu rechter Zeit; ich hätte es keinen Augenblick länger auszuhalten vermocht. Ganz erschöpft sank ich jetzt zu Boden, unfähig irgend eine Maßregel zu meiner Sicherheit zu ergreifen. Gewiß war es am besten, wenn ich blieb wo ich mich befand, denn wie leicht konnte ich, wagte ich mich aus meinem Schlupfwinkel hinaus, wieder in die Hände der Missethäter fallen. Ich beschloß daher den Anbruch des Tages abzuwarten, streckte mich der Länge nach aus und versank, ermattet wie ich war, in einen festen Schlaf.

Wie lange derselbe gewährt haben mochte, wußte ich nicht; aber ich ward plötzlich durch den Schall mehrerer Stimmen wieder aufgeschreckt, und gewahrte, mit welchem Schrecken kann man sich denken, Giuseppe, sein Weib, Bettina, einen jungen Burschen und endlich auch meinen Postillon Jeronimo vor mir. Entsetzt starrte ich umher, wo ich mich denn eigentlich befand — aber man denke sich mein Erstaunen, ich war nicht in einem verfallenen Versteckmache, sondern saß ganz bequem in der Küche vor dem Kamin in dem Lehnstuhl, in welchem ich gleich nach Giuseppes Entfernung vor Müdigkeit eingeschlafen war und wo ich den ganzen letzten Theil meines Abentheuers, von dem Augenblicke an, wo ich meine Flucht durch Thür und Fenster zu versuchen vermeinte — geträumt hatte; auch der Umstand, daß Hereinsteigen in das Fenster des oberen Zimmers, ward mir jetzt erklärt; es war derselbe junge Bursche, welcher jetzt vor mir stand, er hatte sich längst schon um Bettinas Hand beworben, Giuseppe aber war bis jetzt seinen Wünschen entgegen gewesen. Er hatte von den nächtlichen Besuchen des jungen Gesellen Kunde erhalten und grade beschlossen in dieser Nacht der Sache auf die Spur zu kommen; deswegen sein Verdruß bei meinem Wiedererscheinen, indem er dadurch in seinen Operationen gehemmt wurde. Er hatte das liebende Paar überrascht, und auf dessen dringende Bitten seine Einwilligung nicht länger zurückgehalten.

Ich war jetzt überzeugt, daß mich mein reizbares Nervensystem wieder einmal zum Narren gehalten und mir Gefahren vorgezaubert hatte, die keineswegs vorhanden waren. Es war unterdessen heller Tag geworden, Jeronimo trieb zum Aufbruch, und mit vor Schaam glühendem Gesicht eilte ich hinaus, nachdem ich meine ehrlichen Wirthsleute, gegen die ich einen so argen und ungerechten Verdacht hegte, zuvor reichlich beschenkt hatte.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Am 11ten dieses wurde «Minna von Barnhelm,» Lustspiel in fünf Aufzügen, von G. E. Lessing gegeben. Mad. Bersing: Minna, als Gastrolle.

Mad. Bersing gab die Titelrolle und fand in dieser am heutigen Abend mehr Beifall als im Egmont. Auch uns wollte es dünken, als sey ihre Leistung noch gerundeter, noch durchdachter gewesen, und als sey besonders das Unzulängliche des Organs, das neulich mitunter hörbar wurde, in der letzteren Rolle nicht so hervorgetreten. Auch hier vermied Mad. Bersing allen Aufwand von äußerem Schimmer, die größten Schönheiten erscheinen durchaus abschtslos. Welchen hinreißenden Gefühlsausdruck diese geschätzte Künstlerin in wenige einfache Worte zu legen weiß, sahen wir am Schlusse des dritten Auftritts im zweiten Akte. Verdienter lauter Beifall wurde ihr zu Theil. Mit gleicher Wahrheit stellte sie das muthwillige Mädchen dar, das sich jedoch nicht selten zum Lachen zwingen muß, um ihre wahre Gemüthsstimmung nicht voreilig zu entschleiern, und das liebende Weib, das sich endlich im Besitz des geliebten Mannes ganz der Seligkeit hingiebt. Nur trat der Uebergang zu den verschiedenen Stimmungen, Tonarten, wenn wir so sagen dürfen, die diese Rolle zu einer der schwierigsten des deutschen Lustspiels machten, hie und da etwas zu sehr hervor. Namentlich machten wir diese Bemerkung in der neunten Scene des zweiten Aufzugs, die überhaupt immer etwas Peinliches für den Zuschauer enthält. Das Verhältniß der beiden Liebenden ist hier doch wohl allzusehr auf die Spitze gestellt. Einigermaßen kann ein feines höchst zartes Spiel von beiden Seiten diesen Eindruck schwächen, und in gewisser Hinsicht war dies bei Mad. Bersing mit Dank anzuerkennen; doch wurde ihr Bestreben durch Herrn Fehringer, der den Major Tellheim spielte, nicht unterstützt. Wollten wir die heutige Leistung des Herrn Fehringer beurtheilen, wir würden doch nur oft Gesagtes wiederholen müssen. Herr F. spielt eine Rolle wie jede und am wenigsten ist Tellheim eine solche, die das vertragen kann, man kann sie wohl eine Charakterrolle nennen. Die anderen Rollen waren bis auf Franziska, die Mad. Lenz, wie gewöhnlich, allzusehr hervorteten lassen wollte, in guten Händen. Der Wirth, bisher eine der vorzüglichsten Rollen des Herrn Schmidt, fand in Herrn Doring einen würdigen Darsteller, der, wenn er auch wohl etwas stark auftrug, und sich mitunter einige Freiheiten mit dem Dichter erlaubte, doch abermals einen vollgültigen Beweis seines vielseitigen, schaffenden Talens lieferte. Im der Rolle des Chevalier Riccaut de la Marliniere hatten wir zum ersten Male Gelegenheit den neuen Mitdirektor, Herrn Mühling, auftreten zu sehen. Das Talent für dergleichen fein komische Charaktere, die viel Gewandtheit erfordern, ist nicht gewöhnlich und um so schätzenswerther, da man in Herrn Mühling kein darstellendes Mitglied erwartet hatte. Paul Werner war von jeher eine Force-Rolle des Herrn Lepi, der auch heute der verdiente Beifall nicht ermangeln konnte. Herr Glos ist ein ganz vorzüglicher Just; nur hätten wir ihn etwas jünger und humoristischer gewünscht. Die Liorre war doch etwas gar zu barock, trug man sie gleich zur Zeit des siebenjährigen Krieges so, jetzt macht sie doch nur einen komischen Eindruck. Höchst auffallend stach dagegen die noch weit unpassendere der andern Bedienten ab. Mad Marschall (Dame in Trauer) war sehr brav; nicht minder Herr Burmeister als Graf v. Bruchsal in der unbedeutenden Rolle, die fast nur die Maske zeigt, aber grade diese gelingt Herrn B. wie Wenigen.

Sonnabend, den 20. May: „Pfefferröschel.“ Schauspiel.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 61 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Ihr habt ihm doch kein Geld gegeben, Herr Philipp,“ fragte Mynheer Poots, als der Geistliche sich entfernt hatte.

„Ich that es nicht,“ erwiderte Vanderdecken, „aber ich wünschte, ich hätte es gethan.“

„Nicht doch — nicht doch! das Geld ist mehr werth, als das was er Euch geben kann; hieher darf er überhaupt nicht kommen.“

„Und weshalb nicht, Vater, wenn Herr Philipp es wünscht?“ fragte Amine, „dieß Haus gehört ja ihm.“

„Wenn Herr Vanderdecken es wünscht — allerdings! — Doch Du weißt ja, er geht fort.“

„Und wenn ich nun wünschte, daß er käme, mich zu sehen?“ fragte Amine.

„Dich, mein Kind?“ fragte der kleine Arzt, „was hat er bei Dir zu schaffen? — Doch immerhin, laß ihn nur kommen, ich gebe ihm keinen Stüver, dann wird er schon von selbst wegbleiben.“

Philipp hatte von nun an keine Gelegenheit mehr, Amine allein zu sprechen; auch hatte er ihr eigentlich nichts mehr zu sagen. Noch bevor wieder eine Stunde vergangen, sagte er ihr Lebewohl in Gegenwart ihres Vaters, der nicht aus dem Zimmer wich, weil er hoffte, von dem jungen Vanderdecken noch etwas Näheres rücksichtlich seines Geldes zu erfahren.

Philipp traf nach zwei Tagen in Amsterdam ein und stellte dort sogleich die nöthigen Erkundigungen an, erfuhr aber, daß vor einigen Monaten kein Schiff nach Ostindien unter Segel gehen würde. Die Holländisch-Ostindische Compagnie bestand schon längst und aller Privathandel dorthin hatte ein Ende. Die Schiffe der Compagnie gingen stets nur in der günstigsten Jahreszeit ab, um das Vorgebirge der Stürme, wie es von den früheren Seefahrern genannt wurde, desto sicherer zu umschiffen. Eines der Schiffe, welches mit der nächsten Flotte unter Segel gehen sollte, war der Ter-Schilling, ein Dreimaster, der aber jetzt noch ganz unaufgetakelt dalag.

Philipp suchte den Capitain auf und erklärte ihm, daß er mit ihm zu segeln und das Seemanns-Gewerbe zu lernen wünsche. Dem Capitain gefiel das einnehmende Aeußere des Jünglings, und da der Letztere nicht nur keinen Lohn verlangte, sondern sich sogar zur Zahlung eines anständigen Lehrgeldes erbot, so willigte er ein und versprach Philipp Nachricht

zu geben, sobald das Schiff segelfertig seyn würde. Der Jüngling beschloß demnach, da er nunmehr die Vorrichtung zur Erfüllung seines Gelübdes getroffen hatte, vor der Hand wieder nach seiner Wohnung zurückzukehren; und so finden wir ihn denn aufs Neue in Aminens Gesellschaft.

Wir müssen jetzt zwei Monate kurz übergehen, während welcher Zeit Monheer Poots seinem Berufe nachging, weshalb die beiden jungen Leute sich oft Stundenlang allein befanden. Philipps Liebe für Amine war eben so innig als die ihre zu ihm. Ja, es war mehr als Liebe, was sie für einander empfanden — es war eine gänzliche Hingebung, welche mit jedem Tage wuchs.

Dann und wann freilich bewölkte sich die Stirn des jungen Vanderdecken, wenn er der finsteren Zukunft gedachte; Aminens Lächeln aber verscheuchte bei ihm stets jeden Trübsinn wieder, und alles war vergessen, wenn seine Augen sie erblickten. Amine machte kein Geheimniß aus ihrer Zuneigung; sie zeigte dieselbe in jedem Blick, in jedem Wort, in jeder Geberde. Wenn Philipp ihre Hand erfaßte, seinen Arm um ihre schlanke Taille schlug, oder ihr wohl gar einen Kuß raubte, so spielte sie keineswegs die Spröde. Sie war viel zu hochherzig, viel zu vertrauensvoll; sie fühlte, daß ihr Glück auf seiner Liebe beruhe, und sie lebte nur in seiner Gegenwart. — So waren zwei Monate vergangen, als Pater Seysen, welcher sich unterdessen oft eingefunden und auf Amines Unterricht großen Eifer verwandt hatte, eines Tages in das Zimmer trat, grade als Philipp Amine in seinen Armen hielt.

„Meine Kinder," sprach er, „ich habe Euch die Zeit über beobachtet, das ist nicht gut gethan. Wenn Ihr, wie ich nicht anders denken kann, gesonnen seyd, Euch ehelich zu verbinden, so ziemt es sich, daß ich Eure Hände in einanderlege."

Philipp schrack sichtbar zusammen.

„Ich hoffe nicht, daß ich mich in Dir getäuscht habe, mein Sohn," fuhr der Geistliche in einem strengen Tone fort.

„O nein! nein! frommer Vater," rief Vanderdecken. „aber ich bitte Euch, verlaßt uns jetzt; Morgen kommt wieder, dann soll alles entschieden seyn — jetzt aber muß ich mit Aminen reden."

Der Geistliche entfernte sich und Philipp und Amine befanden sich wieder allein. Die Gesichtsfarbe der Letzteren wechselte unabläßig, ihr Herz pochte hörbar, sie fühlte, daß jetzt ihr Lebensglück auf dem Spiele stehe.

„Der Priester hat Recht, Amine," begann Philipp, indem er neben ihr Platz nahm, „so kann es nicht länger bleiben. Wollte Gott, ich könnte immerdar bei Dir bleiben, ach! wie hart ist mein Geschick! Du weißt Amine, ich lebe nur in Dir, und doch darf ich nicht von Dir verlangen, daß Du Dich mit dem Elende verbindest."

„Dir die Hand reichen, heißt nicht, sich mit dem Elende verbinden, Philipp," versetzte die Jungfrau mit zur Erde gesenktem Blicke.

„Ich würde grausam, eigennützig handeln, Amine!"

„Ich will aufrichtig mit Dir reden, Philipp," erwiderte Amine, Muth faßend. „Du sagst, Du liebst mich — ich weiß nicht wie Männer lieben — aber ich weiß, wie ich zu lieben vermag, Ich fühle, daß mich jetzt verlassen, von Deiner Seite grausam und eigennützig wäre — denn siehst Du Philipp — ich — ich würde sterben. Du sagst, daß Du fort mußt — daß das Schicksal es gebietet — und Dein unseliges Geheimniß! Gut! Sprich, kann ich nicht mit Dir gehen?"

„Mit mir gehen, Amine? mit mir, in den Tod?"

„Ja, in den Tod, Philipp! Was ist denn der Tod als eine Erlösung! Ich fürchte den Tod nicht, Philipp — ich fürchte nur Dich zu verlieren! Ja, was noch mehr ist, ruht nicht Dein Leben in den Händen Dessen der Alles schuf? Wie kannst Du also so gewiß wissen, daß Du sterben wirst. Du hast mir zu verstehen gegeben, daß Du zu einem Geschäfte berufen — auserkohren — worden; wenn also auserwählt und auserkohren, so mußt Du ja leben, um das von Dir Verlangte zu vollbringen. Ich wollte, ich müßte um Dein Geheimniß, Philipp — mein Rath könnte Dir vielleicht nutzen; und wenn nicht, gewährt es nicht Trost, seine Leiden wie seine Freuden zu theilen mit dem, den man liebt?"

„Amine, theuerste Amine! Meine Liebe — meine Liebe allein läßt mich noch überlegen; wie glücklich würde ich seyn, wenn uns schon die nächste Stunde verbände. Ich weiß nicht, was ich sagen — was ich thun soll. — Bist Du mein Weib, kann ich Dir mein Geheimniß nicht vorenthalten, auch darf ich Dir meine Hand nicht reichen, bevor Du es erfahren. — Wolan, Amine, ich will mein Alles auf einen Wurf setzen — Du sollst das Geheimniß kennen — sollst erfahren, wie elend ich bin, wenn gleich ganz ohne meine Schuld — und dann — dann sollst Du selbst entscheiden. — Vergiß nicht, daß mein Schwur niedergeschrieben ist, und daß keine Ueberredung mich an der Erfüllung desselben verhindern darf. Bedenke das und höre auf meine Erzählung — wenn Du Dich dann noch entschließen kannst, das Weib eines Mannes zu werden, dem sich nur eine dunkle Zukunft darbietet — dann, dann seyn es so! Ein kurzes Glück wird mir dann zu Theil werden — aber Du, Du Amine — — —"

„Das Geheimniß, Philipp, das Geheimniß," bat Amine ungeduldig.

Der junge Vanderdecken erzählte jetzt was unsere freundlichen Leser schon wissen. Amine horchte schweigend. Während der ganzen Erzählung veränderte sich kein Zug ihres Antlitzes. Er schloß mit dem Ende den er geleistet.

„Jetzt bin ich fertig, Amine," sprach er dann traurig.

„Das ist eine seltsame Geschichte, Philipp," nahm nunmehr die Jungfrau das Wort. „Jetzt höre auch mich! Zuvörderst zeige mir die Reliquie — ich möchte sie genau betrachten." Philipp überreichte sie ihr. „Wie, dies kleine unscheinbare Ding, sollte eine so große Gewalt besitzen? Wunderbar! Verzeihe mir Philipp, wenn ich ein wenig ungläubig bin. Du weißt, ich bin noch nicht sehr stark in dem neuen Glauben,

worin der gute Priester mich unterrichtet. Gesetzt nun auch, daß alles so wahr sey, so würdest Du auch ohne Eid Deine Pflicht thun, und halte Amine nicht für so schwach, daß sie Dich an der Erfüllung derselben verhindern wolle. Ja, Philipp, suche Deinen Vater auf und wenn Du ihn findest, so rette ihn, wenn Du es vermagst. Aber glaubst Du, Philipp, daß ein so schwieriges Geschäft gleich bei dem ersten Versuche gelingen werde? O nein, nein! bist Du ausersehen es auszuführen, so wirst Du durch Mühen und Gefahren sicher geführt werden, bis Du es vollbracht. Du wirst geschützt seyn, wirst immer wieder und wieder zurückkehren, sey also getrost und heiter, und sey von Aminen, als von Deinem Weibe, geliebt. Und wenn es Ihm dort oben gefallen sollte, Dich von der Welt abzurufen, so wird Dein Andenken, Philipp, wenn sie Dich anders überlebt — in ihrem Herzen fortleben. Du hast meine Entscheidung verlangt Philipp, theurer Philipp — ich bin die Deine!"

Amine sank an seine Brust und Philipp drückte sie innig an sein Herz. Noch an demselben Abend bat Philipp den Vater um die Hand der Tochter, und als Mynheer Poots die Gulden in der eisernen Kiste geschauet hatte, gab er sofort seine Einwilligung.

Drei Tage darauf läuteten die Glocken der kleinen Kirche zu Terneuse zur Hochzeitfeier von Amine Poots und Philipp Vanderdecken.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 163. Strandlandschaft bei Blankenese,
von H. R. Hardorf in Hamburg.

Zeigt viel Talent und Auffassungsgabe; die Staffagen sind recht sinnig angeordnet, und die Ausführung derselben ist für das Ganze nicht störend, wie es häufig bei ähnlichen Bildern der Fall ist.

No. 72. Eine Haidegegend,
von Adolph Carl aus Hamburg in München.

Unserer Meinung nach, eine der schwierigsten Aufgaben für einen Landschaftsmaler, denn was bietet eine Haide dar? dort ist alles monoton, und zeigt nichts als schmutzige Farben; doch dieses ist so glücklich, und ohne unnatürlich zu werden, von dem Künstler vermieden, daß man mit wahrem Vergnügen vor diesem trefflichen Bilde verweilt.

No. 8. Eine Fuchsjagd,
von Albrecht Adam in München.

Bietet manches Gute, aber nichts Originelles, denn die Pferdegruppen sind sämmtlich mehrfach in englischen Kupferstichen dagewesen; auch ist das Ganze etwas zu bunt.

No. 28. Herumziehende Gaukler,
von B. Bendixen in Copenhagen.

Macht im Ganzen einen hübschen Eindruck, dagegen finden sich in den einzelnen Theilen viele Mängel; die Hauptfigur ist zu sehr einer Madonna von Mad. Elmenrider entlehnt, wovon sich der Steindruck in allen Kunsthandlungen vorfindet. Die Reflexe sind beinah so licht wie die Hauptlichter, was allerdings englische Manier ist, aber alles was Manier ist, ist Unnatur. Die Nebenfiguren sind sehr vernachlässigt, auch sind in diesem Bilde wenig klare Farben zu finden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Nachdem eine geraume Zeit Gastspiel und Debüts, so wie die neue Ausstattung einiger Opern das theatralische Interesse fast ausschließlich in Anspruch genommen hatten, sahen wir am 14ten dieses als Novität: «Casanova im Fort St. Andre.» Intriguen-Lustspiel in drei Aufzugen, frei nach dem Französischen von C. Lebrün. Ob dieses Lustspiel solches Glück auf der deutschen Bühne machen wird, wie es bisher die Mehrzahl der eignen Compositionen und fremden Bearbeitungen dieses verdienten Schriftstellers gemacht haben, ist wohl etwas problematisch. Das Ganze möchte doch gar zu französisch, zu leicht, und, was schlimmer ist, zu leichtfertig seyn. Kann man gleich leider dem seine Zustimmung nicht ganz versagen, der behauptet, daß das deutsche Publikum jetzt anfange, an Zweideutigkeiten immer mehr Vergnügen zu finden, so daß manches Parterre nur noch über eine derbe Leichtfertigkeit recht aus vollem Herzen lachen könne, so glauben wir doch, daß wenigstens unser Parterre noch nicht zu diesen gehöre, denn eine Mißbilligung bei gewissen Stellen war an diesem Abend von Seiten des größeren Theils der Zuschauer nicht zu verkennen. Namentlich ist es der Charakter der Carlina, der nur allenfalls verwohnten französischen Gaumen munden mag, bei dem unverdorbeneren Geschmacke des Deutschen aber nur unangenehm berühren kann. Was aber auch ein ernsteres Interesse an der Handlung nicht aufkommen läßt, ist die etwas ärmliche, kahle Ausstattung der Hauptrolle. Es war nicht ganz die Schuld des Schauspielers, daß wir im Casanova den Italiener fast ganz vermißten; doch nicht in dieser Rolle allein, auch überhaupt war das Colorit nicht italienisch genug. Man wähle andre Personen und Oerter, und wir sehen, ohne irgend eine Unwahrscheinlichkeit, einen französischen Lustling in französischer Umgebung vor uns. Was übrigens den Dialog betrifft, so bewährte der treffliche Bearbeiter auch hierin seine Bühnenkunde, er ist leicht, graciös und witzig.

Die Darstellung war für eine erste, theilweise gelungen zu nennen. Herr Döring, Hr. Gloy, Hr. Nader und Mad. Lebrün leisteten

nach Maßgabe der geringern oder größern Bedeutung ihrer Rollen Vorzügliches. Herr Brüning dagegen ließ es auch heute in seiner Leistung an Feinheit fehlen. Herr Lenz war in der sehr dargirten Rolle des Commandanten sehr brav. Dem. Enghaus gab die Rolle der Carlina bei weitem nicht ganz genug. Was mit der größtmöglichen Leichtigkeit hingeworfen, mit gänzlicher Absichtslosigkeit fast hingehaucht werden sollte, wurde breit und gesucht vorgetragen.

Es folgte »die böse Nachbarin,« in der Dlle. Lammersdorf als Bäschen durch leichte Unbefangenheit, durch reine Natur und Wahrheit ergötzte. Mad. Marschall excellirte wie gewöhnlich als Nachbarin und wurde sehr gut unterstützt. Alle wurden gerufen, doch nicht Alle erschienen. (?)

„Die Jüdin." Große romantische Oper in fünf Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe, Musik von Halevy.

Ueber diese Oper haben hiesige und auswärtige Blätter viel und vieles geschrieben. Recht drave Urtheile haben wir gelesen — das Publikum ist also von dem wahren Werthe der Oper unterrichtet; mehr noch aber ist uns kritisales Geschwätz zu Gesicht gekommen, und wir müssen es dem Publikum zu Gunsten auslegen, wenn es über diesen Gegenstand nichts mehr lesen will.

Eine ausführliche Kritik über die heutige Darstellung zu schreiben wagen wir nicht, weil wir diese Oper hier in Hamburg, zum ersten Male hörten. Wenn wir auch die Leistungen der meisten Mitglieder der Oper aus früherer Zeit so genau kennen, daß wir nicht fürchten dürfen voreilig zu urtheilen; so ist dennoch ein Zeitraum von drittehalb Jahren (zeit welcher Zeit wir nicht Hamburgs Oper horten) zu groß, als daß wir glauben können, die darstellenden Künstler auf derselben Stufe wiederzufinden. Wir streben — wie wir es in den früheren Urtheilen bewiesen haben — dahin, nicht nur dem Publikum, sondern auch dem darstellenden Künstler nützlich zu werden. Unser Urtheil soll und wird, wie sie es früher gewesen ist, in deschiedenem Tone, oder unumwunden, bestimmt und ohne irgend eine Rücksicht zu nehmen, ausgesprochen werden. Jeren wir, so ist die Ursache davon nicht in unserem Charakter, sondern in unserer Individualität zu suchen. Derselben sich ganz zu entäußern, überschreitet die Grenzen des menschlichen Vermögens.

Die Oper »Die Jüdin« scheint von der Direktion sehr begünstigt zu werden, denn sie ist so brillant in Scene gesetzt, daß sie würdig jeder größeren Bühne zur Seite gesetzt — mancher sogar zum Muster aufgestellt werden kann. Das Publikum hat die Bemühungen der Direktion anerkannt und sich laut darüber ausgesprochen.

Von den darstellenden Künstlern verdient zuerst vorzugsweise Herr Wurda (Eleazar) genannt zu werden. Er ist in dieser Parthie vortrefflich. — Nach dem zweiten Akte wurde er gerufen. Als einen argen Verstoß gegen die Aesthetik muß die zweite Scene des zweiten Akts gerügt werden. Sowohl der Componist als Herr Wurda verdienen Lob, denn sie haben alles mögliche gethan, um im Sinne des Dichters zu handeln und nur der Dichter hat hier eine unverzeihliche Sünde begangen, welche jeden feinfühlenden Menschen anwidern muß.

Wir fragen: Ist es nicht anstoßig und widerlich, daß Eleazar bei dem Handel mit der Prinzessin sich wie ein Schacherjude gebehrdet? Welch einen Charakter hat Eleazar dem Geiste der Dichtung nach? Können wir einem Individuum Achtung zollen, das sich so gemein und erbärmlich klein zeigt?

Und abgesehn davon, so zerreißt diese Scene auch die ganze Einheit der Handlung — denn: nirgend, an keiner andern Stelle finden wir

von diesem Charakter eine Spur, einen Anklang. Sollte der Dichter einen Contrast beabsichtiget haben? Ein ästhetischer Contrast kann es nicht seyn, denn er ist weder vorbereitet noch aufgelöst; ein logischer Contrast wäre aber nach allen Lehrbüchern der Aesthetik ein Fehler im Kunstwerk.

Herr Wurda gibt den Juden mit seinem Anklange von jüdischem Dialekte. Das paßt nicht in eine solche Oper und ist also nicht richtig aufgefaßt. — So sehr Herr W. durch solche Darstellung seiner Rolle auch gewinnen mag und so ausgezeichnet consequent er vom Anfange bis zum Ende der Oper die Parthie durchführt, so wäre es doch in künstlerischer Beziehung, richtiger, wenn Herr W. dieser Darstellungsweise entsagte, denn wir sehen keinen Grund dafür ein, warum er diesen Dialect annehmen sollte. Wir dringen hiebei nicht einmal in Anschlag, daß die Recha und Leopold ohne jüdisch zu sprechen dennoch gefallen. Den aesthetischen Lehrsatz »Nachahmung der Natur ꝛc.« welchen Herr W. als Gewährsmann anführen wird, hat er also nicht richtig aufgefaßt. Wir werden in den folgenden Blättern Gelegenheit nehmen und diesen Gegenstand näher delenchten.

Recha. Madame Walker hat uns recht angesprochen. Ihre hohen Töne: a h c waren glockenrein und kraftvoll ohne schreiend zu werden. Einige Melismen gerunglückten: z. B. in dem letzten Duett des ersten Aktes; in der Romanze des zweiten Aktes »Er kommt zurück.« Das Duett im zweiten Akt mit Leopold (Herr Schäfer) gelang ganz ausgezeichnet und und wurde stürmisch applaudirt.

Herr Schäfer (Leopold). Sehr guter Vortrag, wie das von einem so guten Muster auch nicht anders zu erwarten ist. Herr Wollereck (Brogni). Die Parthie ist eben nicht sehr dankbar und Herr W. hat sein Möglichstes gethan. Uns scheint es aber, als wenn Herr W. durch irgend eine Bewegung des Kopfes oder durch zu starkangestrengte Halsmuskeln dem freien Luftstrom aus der Kehle demmend entgegenwirkt.

Ueber Dlle. Unald (Prinzessin Eudora) und Herrn Uetz (Roderich) in den nächsten Berichten, weil wir unserem Grundsatze zufolge, nie nach einmaligem Anhören eines Künstlers unser Urtheil feststellen.

Die Chore gingen nicht besonders. Es fehlte denselben Kraft und Energie. Ganz und gar verunglückten die lateinischen Gesänge und namentlich das »Te Deum laudamus« zu Anfange, bei welchem der Baß so schwach war, daß man ihn kaum horen konnte. Die Sopране sangen zu hart; jeden Ton zu sehr abgesondert von dem vorigen und nachfolgenden — es klang in Wahrheit nicht gut. Was die Composition dieser Hymnen betrifft, so dürfte wohl nicht leicht etwas Traurigeres geschrieben worden seyn und somit verdient der Chor einige Benachsichtigung.

Das Orchester ist gut und zeichnet sich ehrenvoll vor manchem andern mit einem bedeutenderen Namen aus.

Die Direction des Kapellmeister Krebs war ruhig und gehalten und nur einmal, im vorletzten Chör des ersten Aktes, kamen die beiden Flügel des Orchesters nicht mit genugsamer Präcision zusammen.

Rühmlich erwähnt werden muß: das > des Violinisers im zweiten Akte vor dem Duette: Recha und Leopold. Ebenso der Cellist, der diesen markigen kraftvollen Tone wir uns gefreut haben. Ausgezeichnet brav war das Orchester bei der Cavatine des Brogni im ersten Akt.

X.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 22sten May: „Joseph in Aegypten." Oper in 3 Aufzügen. Musik von Mehul.

Herr Werfing: Jacob. — Letzte Gastrolle.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 62 — **Einundzwanzigster Jahrgang** — **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Frühlingsstimmen

von

W. Pfeiffer.

1.

Schon wehen linde Lüfte,
Schon hauchen Balsamdüfte
Die Blüthenkelche aus;
Jetzt hat das Müh'n ein Ende,
Ade ihr Foliobände,
Ade du enges Haus!

Jetzt les' im stillen Haine
Bei Abendsonnenscheine
Ich eine andre Schrift,
Die schneidet ihre Lettern
Aus Baum- und Blumenblättern
Und Halmen von der Trift.

Vergelbte Theoreme,
Erkünstelte Systeme,
Kennt diese Sprache nicht.
Es ist ihr ganzes Leben,
Ihr Walten und ihr Weben,
Ein göttliches Gedicht!

2.

Hinaus ins freie Leben,
Hinaus zum grünen Hain!
Wie lange willst du trauern,
Umstarrt von todten Mauern?
Es rufen ja die Vögelein,
Aus tausend süßen Kehlen
Dir Wunder zu erzählen.

Es äugeln Blüthenkelche
Aus zartem Grün hervor,
Und tausend Brünnlein quellen
Umgaukelt von Libellen
Und munterm Mückenchor.
Goldkäfer schwirrn in Menge
Den Tulpen Liebesfänge.

Am Firmamente thronen
Die Wolken licht und hehr,
Und riesenhaft entfalten
Sich magische Gestalten
Aus blauem Nebelmeer,
Kaum kann der Blick erfassen
Die luftgewebten Massen!

Hinaus, mein Herz, in's Freie!
Sei muthig und sey frisch!
Es jubelt durch die Fluren
Von tausend Kreaturen
In freudigem Gemisch.
Warum willst du denn klagen
An solchen Jubeltagen?

3.

Waldeslust, Waldeslust,
Was kommt dir gleich!
Hin, wo das Hifthorn schallt,
Draußen im grünen Wald,
Dort ist mein Aufenthalt,
Dort ist mein Reich!

Einsamkeit, Einsamkeit,
Bin dir so gut!
Blümchen zu Füßen stehn,
Und aus der Buche Höh'n
Plaudert ein Vöglein schön
Mit seiner Brut.

Jägerstand, Jägerstand,
Herrliches Loos!
Möchte mein Lebelang
Fern von der Städte Zwang
Lauschen dem Waldesfang
Ruhend im Moos!

Grüner Wald, grüner Wald,
Labend und kühl!
Tausend Jahr blühe fort,
Schattig und unverdorrt,
Heiliger Waldesort,
Trautes Asyl!

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryet

(Fortsetzung.)

Es war erst spät im Herbste, als Philipp aus seinem Liebestraum — denn ach, was sind alle Genüsse dieser Welt wohl anders als Träume! — durch den Ruf des Capitains, mit dem er unter Segel gehen wollte, aufgeweckt wurde. So seltsam es auch scheinen mag, von dem Augenblicke an in welchem er zu dem Besitz seiner geliebten Amine gelangte, hatte Philipp aufgehört über seine finstere Zukunft zu brüten; dann und wann drängten sich ihm die dunklen Gestalten zwar wieder auf, aber vor der sonnenhellen Gegenwart verschwanden sie stets sogleich wieder. Er glaubte es sey hinreichend, seine Pflicht zu erfüllen, wenn die Zeit gekommen. So flogen Tage auf Tage, Wochen auf Wochen, Monate auf Monate dahin, in einer ungetrübten Seligkeit; Philipp vergaß alles in den Armen seiner Amine, welche sich wohl hütete bei ihrem Gatten Erinnerungen wach zu rufen, die nur zu sehr geeignet waren, seine heitere Stirn zu umwölken. Ein oder zweimal hatte Meyerbeer Poots Philipps Abreise erwähnt, aber der zürnende Blick seiner Tochter, welche die habsüchtigen Ursachen ihres Vaters nur zu gut kannte, machte ihn augenblicklich wieder verstummen.

Eines Morgens im Monat October aber ward plötzlich mit dem Knöchel des Fingers leise an die Thür des Häuschens geklopft, welche Art des Klopfens einen Fremden beurkundete. Amine trat zur Thür.

„Ich wünschte mit dem Herrn Philipp Vanderdecken zu sprechen," sprach der Fremde, in einem gewissen halb flüsternden Tone.

Der welcher also seine Anrede begann, war eine kleine magere Figur, der die Tracht der holländischen Seeleute jener Zeit, und auf dem Kopfe eine Mütze von Dachsfellen trug, welche ihm bis tief über die Stirn hinabhing. Seine Züge waren scharf und ausdrucksvoll, sein Antlitz todtenbleich; die Lippen waren blaß und die Farbe seines Haares spielte ins Röthliche. Sein Kinn war fast bartlos, kurz es war schwer zu bestimmen, wie alt er seyn mochte. Er glich eben so sehr einem kränklichen, vor der Zeit gealterten Jünglinge, als einem älteren hageren Manne von fester Constitution. Was aber bei dieser wunderbaren Gestalt vor Allen Aminens Aufmerksamkeit sogleich auf sich zog, war das Auge desselben, denn er hatte in der That nur ein Auge. Das Lid des rechten war geschlossen und der Apfel darin nicht mehr vorhanden, sein linkes Auge aber war im Verhältniß zu seinem Gesicht, ungemein groß und gewährte dabei einen unangenehmen Anblick, denn es ward weder von oben noch von unten von Wimpern beschattet. So merkwürdig waren diese Züge, daß man, wenn man auf den Menschen schauete, von ihm nichts als das eine Auge er-

blickte. Es war nicht ein Mensch mit einem Auge, sondern ein Auge mit einem Menschen. Der Körper war nur der Thurm des Leuchthauses, er hatte weiter keinen Werth, als den des Gebäudes, welches das leuchtende Becken zum Nutzen des Seefahrers trägt; und doch gewahrte man bei näherer Prüfung, daß dieser Mensch, wenn gleich nur klein doch gut gewachsen war, daß seine Hände, der Form und Farbe nach, keineswegs die eines gewöhnlichen Seemannes schienen, daß seine Züge, wenn gleich scharf doch regelmäßig waren, und daß sein dem Anscheine nach demüthiges Betragen dennoch etwas Gebietendes hatte. Aminens dunkles Auge ruhte einen Augenblick lang fest auf dem Fremden; als sie ihn aufforderte einzutreten, fühlte sie ihr Herz erstarren, sie wußte selbst nicht warum.

Philipp erstaunte nicht wenig bei dem Erscheinen des Unbekannten, welcher sich, ohne weitere Umstände und ohne ein Wort zu sprechen, neben ihm auf das Sopha niederließ, wo Amine so eben gesessen hatte. Es schauderte den jungen Wanderdecken, als der Fremde jetzt Aminens Platz einnahm, und es war ihm als ob er nach einer kurzen Periode des Glücks auf eine Laufbahn voll Gefahren und Leiden gerufen werden solle. Jeder Anstrich von Farbe verschwand aus Philipps Antlitz, aber kein Wort kam über seine Lippen. — So herrschte einige Augenblicke lang im Zimmer die größte Stille, daß eine Auge des Fremden schweifte im Gemache umher und senkte sich endlich von den Glasschränken hinab auf Amine, welche vor ihm stand, dann brach er das Schweigen, indem er in einem fast kichernden Tone fragte:

„Ihr kennt mich wohl nicht, Philipp Wanderdecken?“

„Das ich nicht wüßte,“ erwiderte Philipp, in einem verdrießlichen Tone.

Die Stimme des Unbekannten hatte etwas Schreiendes an sich, so daß sie selbst, nachdem er aufgehört hatte zu sprechen, noch in den Ohren nachhallte.

„Ich heiße Schriften,“ fuhr der Fremde fort, „bin einer der Steuermänner des Terschilling und bin gekommen,“ hier blickte er auf Amine, „Euch den Armen der Liebe und,“ — bei diesen Worten schauete er im Gemache umher, „allen Freuden eines bequemen Lebens zu entreißen, um Euch“ hier ward sein Ton wahrhaft schreiend und er stampfte mit dem Fuße, indem er sich von dem Sopha erhob, „vielleicht in ein nasses Grab zu führen.“ Nachdem er ausgeredet hatte blickte er Philipp mit seinem einen Auge scharf und durchdringend an.

Philipps erster Gedanke war jetzt, den ungewünschten Gast zur Thüre hinauszuwerfen. Amine, welche in seiner Seele las, stand mit übereinandergeschlagenen Armen vor dem Fremden und blickte verächtlich auf ihn, während sie bemerkte:

„Wir Alle sind dem Schicksal unterworfen, sey es zu Lande oder zur See; — gilt es aber dem Tode ins Auge zu schauen, wird Philipp Wanderdeckens Antlitz nicht erbleichen, wie das Eure.“

„Glaubt Ihr das wirklich?“ erwiderte Schriften, sichtbar erstaunt über die ruhige Entschlossenheit der jungen hübschen Frau; dann richtete er sein Auge auf das kleine silberne Crucifix an der Wand und fragte in seinem kichernden Tone: „nicht wahr, Ihr seyd katholisch?“

„Nun ja, ich bin ein Katholik,“ versetzte Philipp, „was aber kümmert Euch das; wann segelt das Schiff?“

„In einer Woche, hi, hi, hi,“ lautete die Antwort, „Ihr habt nur sieben Tage, um Eure Anstalten zu treffen und Euch vorzubereiten, alle diese Herrlichkeiten zu verlassen.“

„Das ist mehr als hinreichend,“ versetzte Philipp, indem er sich vom Sopha erhob, „sagt Eurem Capitain, daß ich zur rechten Zeit eintreffen werde. Und jetzt komm, Amine, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

„Du hast recht,“ erwiderte Amine, „unsre erste Pflicht aber ist die Gastfreiheit,“ und zu dem Fremden gewandt fragte sie: „wollt Ihr nach Eurer Wanderung nicht einige Erfrischungen zu Euch nehmen?“

„Heut über acht Tage,“ entgegnete Schriften zu Philipp gewandt, ohne auf Aminens Frage etwas zu erwidern. Philipp nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er sich zur rechten Zeit einfinden werde, worauf der wunderbare Gast ihm sofort den Rücken wandte, zum Häuschen hinausschritt, und nach wenigen Momenten ihren Blicken entschwunden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.) *)

No. 27. Eine Stadtansicht von van der Laar, von C. J. Behr in S'Gravenhage.

Ein treffliches Bild voll Effekt, kräftig und breit gemalt.

No. 45. Bewegtes Meer, von F. J van den Blyck in Dordrecht.

Ist im Ganzen gelungen zu nennen; nur wäre zu wünschen, daß der mit Gewalt errungene Effekt nicht so vorherschend wäre.

No. 46. Flußansicht. Von demselben Künstler.

Ist bedeutend besser, und ruhiger behandelt, und wenn dieß Bild auch nicht wie No. 45 den Blick der Beschauer gleich auf sich zieht, so hat es doch bedeutend mehr Werth für den Kenner.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) In No. 61 dieser Blätter lese man: statt No. 28 B. Bendixen in Copenhagen. Herumziehende Gaukler. No. 29 Bendixen aus Hamburg in London. Blumenverkäuferin.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Die Oper «Don Juan» wurde am 19ten dieses mit neuer Besetzung dem Publikum vorgeführt. Die Darstellung derselben kann nicht zu den ganz gelungenen gezählt werden; das Bemühen sämmtlicher Darsteller, Gutes zu leisten, steckt aber der Kritik ein sordino auf.

Wir wollen daher weder zu strenge noch zu ausführlich verfahren, sondern eine summarische Uebersicht der einzelnen Partthieen zu geben bemüht seyn und hoffen, daß unsere Winke, da sie wohlmeinend gegeben, nicht unbeachtet bleiben werden.

Don Juan (Herr Versing). Eine reine kräftige gesunde Stimme. Da diese Parthie mehr Spiel- als Singparthie ist, unser Urtheil über Spielparthien aber höchst unzuverläßig und ungenügend ausfallen würde, so haben wir wenig über Herrn V. zu sagen. Wir vergessen nie den goldenen Spruch «Was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Vorwitz,» welches, beiläufig gesagt, Manche, die Kritiken über Musikaufführungen oder dergleichen schreiben, sich auch ad notam nehmen mögen — und denken, Herr V. wird uns dafür Dank wissen.

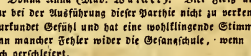
Das sogenannte Champagner-Lied «Dreidt der Champagner» hat uns von Herrn V. nicht gefallen. Der Anfang war gut, aber je weiter zum Ende, je matter wurde der Vortrag. Dem ganzen Liede fehlte Ruhe, welche hauptsächlich dadurch gestört wurde, daß Herr V. den Werth der gehaltenen Taktnoten abkürzte, wodurch überdies Unordnungen im Orchester verursacht wurden.

Das Ständchen wurde recht brav gesungen. Die Pizzicato-Begleitung ist eine schwere Aufgabe für den Violino Primo, sie wurde aber recht gut gelöst. Wir haben diese Piece, statt mit dem Finger mit einem Stäbchen Elfenbein executirt; auch in Berlin auf diese Art sie so vorgetragen gehört. Die Töne klingen bestimmter und werden den der Mandoline ähnlicher.

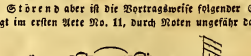
In den Ensembles ließ Herr V. nichts zu wünschen übrig. Die Fehler die dabei verfielen, kommen auf Rechnung Anderer wie weiter unten zu lesen.

Donna Anna (Mad. Walcker). Viel Fleiß und Aufmerksamkeit war bei der Ausführung dieser Parthie nicht zu verkennen. Madame W. beurkundet Gefühl und hat eine wohlklingende Stimme, und somit wird denn mancher Fehler wieder die Gesangsschule, wenn auch nicht bedeckt, doch verschleiert.

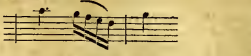
Störend aber ist die Vortragsweise folgender Stelle: Mad. W. singt im ersten Acte No. 11, durch Noten ungefähr dargestellt:



und soll doch so singen:



d. h. das a muß den vollen Werth ausgehalten und dann die vier Sechzehntheile, gleichmäßig gebunden und weich in das e hinübergeschleift werden. Die Stelle muß recht langsam geübt und darf das erste Sechzehntheil nicht zu sehr herausgehoben werden, weil sonst die drei folgenden zu sehr abfallen, wodurch aber jener, der Absicht des Componisten ganz entgegenarbeitende, Vortrag verursacht wird. Eine ähnliche Stelle kommt im Finale No. 15 vor:



welche Mad. W. auch auf obenbeschriebene Weise singt.

Madame Walcker wurde nach dem ersten Akte gerufen und wir haben gerne und in Berücksichtigung ihres ganz vorzüglichen Talentes unser Scherflein zum Applaus beigetragen.

Donna Eloira (Dlle. Unald). Die Mittel bei dieser jungen Sängerin sind gut, auch ist der Wille und das Bestreben, Gutes zu leisten, nicht zu verkennen, aber — noch muß Dlle. Unald viel und aufmerksam ihre Stimme und Gesangsschulen, ganz vorzüglich, gute Sänger studiren, wenn sie solche Parthie, wie die Elvira zur Zufriedenheit des Kenners ausführen will. Dlle. U. wird viel leisten können, wenn sie unsern Rath befolgt. Sie hat auch die Angewohnheit, den untern Theil des Mundes bei manchen Stellen so vorzustrecken, daß die Unterlippe weit vor die Oberlippe zu stehen kommt. Abgesehen davon daß dies unschön aussieht, worauf eine Sängerin oder Sänger doch auch sehen muß, so verursacht eine solche Stellung, Anstrengung der Halsmuskeln und die Töne welche dann entstehen, klingen gepreßt und hemmen die Fertigkeit. Nehme Dlle. U. die Mad. Walcker in dieser Beziehung sich zum Muster, deren Stellung des Mundes jeder Sängerin zu wünschen wäre.

Herr Schäfer (Octavio). Solider Vortrag; den Anforderungen eines Musikers entsprechend. Vorzüglich brav waren die Coloraturen in No. 24.

Zerline (Dlle. Tomaselli). Diese junge Sängerin hat eine ausgezeichnet gute Schule und verdient mehr Anerkennung als ihr zu Theil wird. Ueber den wahren Werth der Stimme können wir zwar noch nicht urtheilen, denn ausgemeinlich war Dlle Tomaselli bei ihrem Herauftreten befangen, und wurde es noch mehr, als der verdiente Applaus durch das Zischen Einiger Böswilligen geschwächt wurde. Wir haben mit aller Aufmerksamkeit auf den Gesang der Dlle. Tomaselli geachtet und überall gefunden, daß sie geschmackvoll singt und die Stimme in ihrer Gewalt hat. Hätte sie nicht bei einer Fermate, — wir haben vergessen in welcher Nummer — das nicht dahingehörende $\overline{b}$ gesungen, so würden wir ihr keinen eigentlichen Fehler in der Gesangsweise nachweisen können.

Eine Bravour-Sängerin im grandiosen Styl ist Dlle. Tomaselli nicht und wird es auch nie werden, aber Lieblichkeit und Leichtigkeit wird ihr kein Kenner absprechen. Tadeln müssen wir aber, das Schleppen und Zurückhalten des Zeitmaßes. Das Dlle. Tomaselli bei der Arie No. 14 falsch einsetzte, war allerdings störend, doch entsprang dieser Fehler nur aus Unruhe und nicht gehöriger Besonnenheit; hatte Dlle. Tomaselli den Capellmeister den angegebenen Accord ruhig anschlagen lassen, sie wäre nicht in die Verlegenheit gekommen.

(Der Beschluß folgt)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25sten May: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 63 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Helgoland.

An einen Freund.

Kennst Du den Fels, von dessen stolzen Höhen,
Wir einst entzückt das große Meer gesehen,
Wo sich die Herzen treu und weit erschlossen
Begeistert wir den Freiheitstrank genossen?
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, mein Theurer, ziehn.

Kennst Du den Fels, wo sich die Seele hebet,
In's Reich der Dichtkunst wonnetrunken schwebet;
Der Erde Leid, weit hinter Dir verschwindet,
Dein freies Herz so wahr und rein empfindet?
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, mein Theurer, ziehn.

Kennst Du den Fels, wo ein gefahrvoll Leben
Die Menschen eint zu rastlos kühnem Streben,
Die That allein das starke Herz verkündet,
Die That allein des Meeres Ruhm begründet?
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin möcht' ich mit Dir, mein Theurer, ziehn.

Kennst Du den Fels; den großen Schöpfer preisen
Die Elemente dort in hehren Weisen,
Die Seele glüht und magische Gewalten
Bald einen Hymnus frei in ihr gestalten?
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, mein Theurer, ziehn.

Kennst Du den Fels, wo sanfte Herzen schlagen
Für Freundes Wohl, in Leid- und Freudetagen;
Das weiche Herz sich bald zum starken findet
Und felsenfest das höchste Glück sich gründet?
Kennst Du ihn wohl?
Dahin, dahin, möcht' ich mit Dir, mein Theurer, ziehn.

S.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Amine sank jetzt schmerzerfüllt auf das Sopha. Die kurze Stunde ihres Glücks war zu plötzlich, zu grausam unterbrochen worden, als daß selbst ein heroisches Weib wie sie, sich davon

nicht hätte erschüttert fühlen sollen. Die Worte und das ganze Benehmen des einäugigen Boten verkündeten offenbar etwas Boshaftes — eine Anspielung als ob er mehr wisse als andere, ein Etwas welches Beide, Philipp und seine Frau, in Bestürzung versetzte. Amine weinte nicht, aber sie bedeckte ihr Antlitz mit den Händen, während Philipp mit keineswegs festen Schritten im Zimmer auf und ab ging. Alle früher erlebten Scenen stiegen jetzt plötzlich in den lebhaftesten Farben in seinem Gedächtnisse wieder empor. Wieder trat er in das lange Zeit verschlossen gewesene Gemach — wieder war es dunkel wie damals — die Stickerei lag wieder zu seinen Füßen — und wieder schreckte er zusammen wie damals, als er den furchtbaren Brief erschauete.

Beide waren nun aus einem seeligen Traume zu einer grauenvollen Wirklichkeit aufgeschreckt. — Einige Augenblicke reichten indeß für Philipp hin, ihm seine Fassung wiederzugeben. Er setzte sich neben seiner Amine und schloß sie in seine Arme. So blieben sie noch immer schweigend. Sie kannten ihre gegenseitigen Gedanken zu gut — sie fühlten daß es jetzt galt ihre Herzen für eine Trennung auf lange Zeit, vielleicht auf immer, zu stählen.

Amine war die erste welche Worte fand. Sie erfaßte die Hand ihres Gatten und preßte sie auf ihr Herz, so als wolle sie damit das heftige Pochen desselben hemmen; dann sprach sie: „Gewiß Philipp, das war kein irrdischer Bote, fühltest Du nicht Dein Blut gefrieren, als er hier neben Dir saß? Wahrlich, meine Pulse stockten, als er eintrat.“

Philipp welcher, fühlte er gleich wie Amine, sie doch nicht noch mehr erschrecken wollte, suchte sie zu beruhigen, auch gelang es ihm wenigstens zum Theil.

„Wie es sich auch alles verhalten mag,“ sprach Amine, „der Himmel verlangt es, sein Wille geschehe! Der erste Schlag ist schon vorüber — ich fühle mich jetzt stark genug alles zu ertragen. — Ach! Philipp nur noch kurze, kurze acht Tage!“ —

„Ich wollte, es wäre nur noch ein einziger Tag bis dahin,“ erwiderte Philipp, „es wäre zeitig genug gewesen — das einäugige Ungeheuer ist zu früh gekommen.“

„Nicht doch, Philipp, ich danke ihm für diese Frist, es ist nur zu kurze Zeit, um mich dem Glücke zu entwöhnen. Sey unbesorgt, meine Thränen und Klagen sollen Dich nicht entmuthigen, Du sollst ein starkes Weib in mir finden. Ich will Dich aufrichten, und Dich voll Vertrauen und Hoffnung auf Deine Rückkehr scheiden sehen —“

Hier ward ihr Gespräch durch das Eintreten des Mynheer Poots unterbrochen, welcher erschrocken ob der Veränderung, die in Aminens Gesichtszügen vorgegangen, ausrief: „Heiliger Prophet! Was hat sich zugetragen?“

„Nichts, als was wir längst wußten,“ erwiderte Philipp, „ich werde Euch bald verlassen, das Schiff wird in acht Tagen unter Segel gehn.“

Der kleine Arzt hatte Mühe seine Freude zu unterdrücken, aber er erzwang dennoch einen traurigen Ton, indem er erwiderte: „Das ist in der That eine betrübende Nachricht.“

Philipp und Amine antworteten nichts darauf, sondern verließen das Gemach.

Wir übergehen jetzt die nächsten acht Tage, die in Vorbereitungen zu Philipps Abreise dahinschwanden; wir schweigen auch von dem Heldenmuthe Aminens, die mit wahrhaft heroischer Kraft ihre Schmerzensgefühle niederkämpfte. Wir schweigen von den Empfindungen, welche Philipps Brust durchwühlten.

„Philipp,“ sprach Amine, als sie am letzten Tage traurig beisammen saßen, „mein Herz sagt es mir, Du wirst zurückkehren — aber mein Herz kann mich täuschen — auf jeden Fall aber harre ich Deiner Rückkehr — hier in diesem Gemache — auf diesem Sopha, der seinen früheren Platz wieder einnehmen soll — und Philipp — wenn Du lebend nicht zurückkehren kannst — o Philipp, Philipp, dann gelobe es mir, mir, wenn Du es vermagst — nach Deinem Tode wieder zu erscheinen. Hier, hier werde ich sitzen und Deiner harren, ich werde nicht den Sturm fürchten, nicht das Sprengen der Fensterläden — Philipp, dann laß mich Dich noch einmal schauen — damit ich erfahre, daß Du hinübergegangen bist — daß ich hienieden nichts mehr zu lieben habe — daß ich mich vorbereiten kann, Dir in eine bessre Welt zu folgen. Hörst Du Philipp, versprich mir das.“

„Ich gelobe es Dir, Amine, wenn es anders der Himmel mir gestattet. Jetzt aber muß ich fort,“ rief Philipp tief erschüttert — „ich kann, ich darf nicht länger verweilen.“

Aminens dunkles Auge ruhte fest auf ihrem Gatten, sie konnte nicht sprechen. Ihre Glieder zuckten krampfhaft, ohnmächtig sank sie in seine Arme. Philipp drückte den letzten Kuß auf ihre bleichen Lippen und legte sie sanft auf das Ruhebett: „Es ist besser so,“ sprach er, „nur zu bald wird sie zum Bewußtseyn des Elends erwachen.“

Er rief Mynheer Poots zum Beistande seiner Tochter herbei, ergriff dann seinen Hut, richtete noch einen langen, langen Blick auf seine Gattin — stürzte hinaus und war bereits fern, als Amine aus ihrer Ohnmacht erwachte.

So wie Philipp die Schwelle des eigenen Hauses hinter sich hatte, flog er von dannen, als wolle er seinen eigenen Gedanken enteilen. Nach zwei Tagen traf er in Amsterdam ein, wo sein erstes Geschäft darin bestand, sich eine stählerne Kette zu kaufen, um daran die Reliquie zu befestigen, die er bisher an einem Bande um den Hals getragen hatte. So wie dies bewerkstelligt war, begab er sich mit seinen Effekten an Bord des Ter-Schilling. Philipp hatte nicht vergessen, sich mit der Summe zu versehen, die er dem Capitain für seinen Aufenthalt am Bord zu zahlen hatte, auch hatte er noch mehr Geld für seinen eigenen Bedarf mit sich genommen. Es war schon spät am Abend als er auf dem Ter-Schilling anlangte, welcher vor Anker lag, umgeben von den übrigen Schiffen,

die die indische Flotte begleiten sollten. Der Capitain, welcher sich Klootz nannte, empfing ihn mit Freundlichkeit, zeigte ihm seine Schlafstätte an und begab sich hinweg, um einige Anordnungen zu treffen, indem er Philipp auf dem Verdeck seinen Gedanken überließ.

„Dieß also," sprach Philipp an den Hauptmast gelehnt, „dieß also ist das Schiff in welchem ich meinen ersten — und vielleicht auch meinen letzten Versuch machen soll! Wie wenig ahnen die, welche mit mir segeln werden, den Zweck meiner Einschiffung. Wie verschieden sind meine Absichten von denen Anderer! Suche ich Reichthum? O nein, nein! Will ich etwa meine Neugier befriedigen? O nein, nein! Ich suche eine Verbindung mit den Todten auf! Kann ich aber wohl dem Tode entgegentreten, ohne Gefahr für mich und für die, die mit mir segeln? Ich fürchte nein, denn wo darf ich hoffen ihm zu begegnen, als im Tode. — Kennten sie hier meinen Zweck, würden sie mich auch nur eine Stunde lang am Bord dulden? Abergläubisch, wie die Seeleute sind, würden sie leicht eine Entschuldigung finden, jemand los zu werden, der ein so furchtbares Geschäft vor hat. Furchtbar in der That! und wie, wie ist es zu vollbringen? der Himmel allein kann das Geheimniß lösen." — Und Philipps Gedanken richteten sich jetzt auf seine Amine, er schlug seine Arme übereinander und versank in Nachdenken, die Augen zum Himmel emporgeschlagen, so als wolle er den Zug der Wolken beobachten.

„Möchtet Ihr Euch nun nicht lieber hinabbegeben?" fragte ihn eine weiche Stimme, es war die des ersten Steuermanns, der sich Hillebrand nannte, ein kleiner ansehnlicher Mann, von ungefähr dreißig Jahren. Seine Gesichtsfarbe war nicht gebräunt, sein blaues Auge sanft, kurz, er hatte nichts Seemännisches an sich, dennoch aber war es allgemein bekannt, daß niemand seine Pflicht besser erfüllte als er.

„Ich danke Euch," erwiderte Philipp, „ich hatte in der That mich selbst vergessen und wo ich war. — Meine Gedanken waren weit von hier. Gute Nacht also und schönen Dank!"

Die Mannschaft des Ter-Schilling bestand aus dem Capitain, zwei Steuermännern, zwei Bootsen und 45 Mann. Der Supercargo befand sich noch nicht an Bord; die untere Cajüte war für ihn eingerichtet, während die obere dem Capitain und den beiden Steuermännern zur alleinigen Benutzung blieb.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 310. Eine Ruine,
von Eduard Rebe in Berlin.

Ist mit vieler Naturwahrheit aufgefaßt.

Ohne Nummer von Jakob Gensler.

Ein Leichenzug. Das beste Gemählde was wir von diesem Maler gesehen, Anordnung und Beleuchtung ist höchst gelungen zu nennen; auch geht der Hintergrund zurück, was sonst bei seinen Bildern nicht der Fall ist.

No. 252. Bairische Gebirgslandschaft,
von K. Mettlinger in München.

Ist mit vielem Fleiße gemalt; es beurkundet den Künstler, der ohne großen Farbenaufwand, etwas Gutes zu schaffen versteht.

No. 253. Hagar in der Wüste,
von G. F. Meyer aus Hamburg in München.

Ein Bild was durch seine Nullität auffallen muß.

No. 262. Ulysses auf Calypsos Insel,
von Carl Müller aus Dresden in Paris.

Durchaus unedel gezeichnet, und schmutzig gemalt; im Ganzen nicht ein Funke von Poesie.

No. 282. Das Innere eines Hofes von Sorrent,
von J. N. Ott in München.

Eine allerliebste Kleinigkeit, in der ein recht warmer Ton vorherrschend ist.

No. 178. Ein weibliches Bildniß,
von F. Heesche in Hamburg.

Ist weniger gelungen als frühere Köpfe desselben Künstlers; der Ton im Licht muß auch in den Schattentheilen sich finden; hier aber sind die Lichtmassen gelbroth und die Schatten schwarzgrau, auch zu wenig durchsichtig. Die Haare dürften mit einem breiten Pinsel gemalt, besser der Natur ähnlich werden.

No. 294. Ein weibliches Bild,
von J. H. Porth in Hamburg.

Ein gutes Bild, die Schattentöne dürften etwas wärmer gehalten seyn. Im Ganzen liegt viel Natur.

No. 338. Landschaft,
von Wilhelm Schirmer aus Jülich in Düsseldorf.

Ein recht hübsch angelegtes Bild, schade, daß es durch die Ausführung zu bunt und hart geworden.

No. 386. Leonore,
von Sonderland in Düsseldorf.

Ein artiges Bildchen, nur erinnert es zu sehr an Dosenmalerei.

No. 401. Ein edles Pferd mit Stalldiener,
von Carl Thomann in Berlin.

Ist gelungen zu nennen, besonders lobenswerth ist die Anatomie des Pferdes.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vaterstädtische Literatur.

Es hat vor einiger Zeit bei Nestler und Melle hieselbst eine kleine poetische Erscheinung die Presse verlassen, betitelt:

Der Pommer Bugenhagen,
Ein episches Gedicht in einem Gesange
von
Ludwig Ferdinand Noack.

Dies epische Gedicht ist von dem Verfasser, einem talentvollen Hamburger, der sich diesen Ostern zur Vollendung seiner Studien nach Jena begab, bei seinem Abschiede vom Johanneum am 6ten April dieses Jahrs in dem dortigen Hörsaale vorgetragen worden. Von mehreren Gönnern und Freunden aufgefordert, hat sich der Verfasser entschlossen, dasselbe dem Druck zu übergeben. Aber wenn auch ein Theil der Auflage davon vertheilt oder an die näheren Bekannten des jungen Dichters überlassen worden, so ist doch diese vaterstädtische Dichtergabe keineswegs so verbreitet, wie sie es zu seyn verdient und wir halten es daher für unsre Pflicht, zu bemerken, daß fortwährend Exemplare davon in der Buchhandlung von Perthes, Besser und Mauke hieselbst zu haben sind.

Zur Empfehlung des Gedichts reiche es hin, hinzuzufügen, daß der junge, mit wahrhaft poetischem Sinne begabte Verfasser, in wohlgelungenen achtzeiligen Stanzen, dem geistigen Auge das Bild des kühnen und unerschrockenen Bugenhagen vorführt, wie derselbe von einer göttlichen Erscheinung dazu aufgefordert, das Sachsenland verläßt, um in unserm Hamburg jene herrliche Lehranstalt zu begründen, welche trotz den vielen Beschwerden und Bedrängnissen, mit denen sie im Laufe der Jahre kämpfen mußte, sich dennoch bis zu unserm verewigten Gurlitt hinab, des ersprießlichsten Gedeihens zu erfreuen hatte. D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

London, im May.

Der Wurfel, ob die dramatische Heroine, Mad. Schröder-Devrient, unserm Publikum auch zusagen werde, wenn sie auf einer englischen Bühne auftrate und in englischer Sprache sänge und sprache, ist auf unserm Drury-Lane Theater gefallen, und die Wurf wäre ganz und gar zu Gunsten der trefflichen deutschen Künstlerin. Mad. Sch. D. hat durch ihren Fidelio bewiesen, daß sie nicht blos der deutschen, sondern auch der brittischen Bühne, kurz überhaupt jedem Lande angehört, in welchem die Kunst sich Tempel erbauete.

Wenn man bedenkt, mit welchen Schwierigkeiten jede deutsche Künstlerin zu kämpfen hat, wenn sie auf einer englischen Bühne erscheint, auf welcher das Publikum gewöhnt ist, die größten Talente zu bewundern, so ist der Erfolg den Mad. Sch.-D. errang, noch um so ruhmvoller, da sie diesmal eine gewichtige Gegnerin zu bekämpfen hatte, nehmlich die Erinnerung an sich selbst. Bei ihrer früheren Darstellung des Fidelio in der deutschen Oper, welche bei allen hiesigen Kunstfreunden noch in dem lebhaftesten Andenken ist, konnte sie, da sie den Part in ihrer Muttersprache ausführte, sich frei und ungehindert bewegen. Diesmal hatte sie es mit einem fremden Idiom zu thun, welche Schwierigkeit anfangs zwar einige Befangenheit bei ihr hervorzurufen schien, dann aber von der heerlichen Künstlerin mit einer Leichtigkeit überwunden wurde, welche um so mehr Erstaunen erregen mußte, da es verlautbarte, daß dieselbe sich erst während ihres muslichen kurzen Aufenthalts in Hamburg dem Studium der englischen Sprache mit Eifer hingegeben. *)

*) Das ist wirklich der Fall, und wir halten es für unsere Pflicht, dem Publikum den verdienstvollen Lehrer dieser großen Künstlerin zu nennen. Es ist Herr James Audrey, einer der vorzüglichsten hiesigen englischen Sprachlehrer, welcher Mad. Schröder-Devrient während ihres letzten Hierseyns im Englischen unterrichtete, und dessen Lehrmethode also mit Fug und Recht jedem Deutschen anempfohlen werden kann, welcher die englische Sprache leicht und doch grundlich zu erlernen wünscht. D. R.

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

»Don Juan.« (Beschluß.)

Die Hauptrollen dieser Oper sind in obigen Blatte besprochen worden. Die übrigen weniger bedeutenden Parthien wurden auch unbedeutend gegeben.

Herr Gloy ist wahrlich kein guter Leporello, denn so spaßhaft, als Herr Gloy den Leporello darstellt, ist dieser Charakter keineswegs und paßt die Musik auch durchaus nicht zu einer derartigen Darstellung. — Leider wird diese Rolle aber von den meisten Darstellern ergriffen, woraus man den Schluß folgern kann, wie wenig sie in den Geist des Componisten einzudringen vermögen.

Herr Räder, ein gar nicht übler Massetto, wenn die Natur nur thätiger für eine bessere Stimme gesorgt hätte. — Herr Dumont kann den Comthur, wie uns dünkt, schon singen, schien aber heute heiser zu seyn. — Die Ensembles gingen zum Theil alle sehr ungenügend — es waren zu viele verschiedenartige Kräfte vorhanden, und manche der Mitwirkenden nicht an ihrem Platze.

Das Vergreifen der Mehrzahl der Tempi stimmte wahrscheinlich das Orchester trübe und machte es unfähig Besseres zu leisten. — Wir können nicht sagen, daß wir grobe Fehler im Orchester bemerkt hätten, aber das Ganze hatte weder Kraft noch Feuer und ging, ohne irgend eine Gefühlssaite anzuschlagen, spurlos vorüber. — An wem mag die Schuld liegen, daß die Tempi in dieser Oper so oft vergriffen wurden? Ist dies auf Wunsch und Wille der Sänger geschehen, so wäre es zu bedauern und berechtigt nichts Erfreuliches; denn wenn dem Kapellmeister in solchen Fällen nicht freie Hand gestattet ist, kann er bei dem besten Willen — nichts leisten. Oder sollte der Fehler allein von dem Dirigenten veranlaßt seyn?

X.

Sonnabend, den 27sten May: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 64 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Palast des Najah.

(Fortsetzung.)

Ramadeva hatte drei Söhne und zwei Töchter, welche seltsam genug, obgleich ihre Charaktere sehr von einander verschieden waren, sich dennoch sämmtlich immer mehr an den Pilger anschlossen. Bald ward es der ganzen fürstlichen Familie klar, daß ein Geheimniß schwer auf der Brust des Pilgers laste, und Ramayena, die jüngste der Prinzessinnen, ein Mädchen, dessen äußere Schönheit mit ihren geistigen Vorzügen vollkommen übereinstimmte, schien plötzlich zu bemerken, daß Hurchurd noch in der Blüthe des Lebens stehe und bei sich selbst zu überlegen, daß wenn es einem Mädchen ihres Ranges gestattet wäre, einen Abenteurer zu trösten, es ihr vielleicht nicht unmöglich seyn würde, die Schwermuth des räthselhaften Fremden zu heben. Je länger sie sich mit dieser Idee beschäftigte, je mehr befreundete sie sich mit derselben; aber wie es bei solchen Fällen oft zu gehen pflegt, während sie nachsann, wie sie es anzufangen habe, das Glück Anderer zu begründen, büßte sie ihr eigenes darüber ein.

Unterdessen war auch Hurchurd keineswegs gegen Ramayena gleichgültig geblieben. Er fühlte, wenn er sich in ihrer Nähe befand, sein Herz jedesmal seltsam bewegt, und wenn sie von ihm abwesend war, lastete der Trübsinn auf seinem Herzen noch schwerer als sonst. Er wußte zwar sehr wohl, daß es ihm nicht schwer fallen würde, ihre Hand zu erhalten, denn er brauchte ja nur seinen wahren Stand zu offenbaren, um in aller Form um sie anzuhalten; dies aber stimmte mit seinen dermaligen Absichten nicht überein und so beßelt er sein bisheriges Benehmen bei.

Die Prinzen von Hindostan haben sich von jeher durch ihre große Jagdlust ausgezeichnet, aber die Jagd in jenem Lande gilt nicht bloß wie bei uns, einem Hirsch, einem Reh oder den noch schwächeren Hasen, sondern jenen furchtbaren Thieren, welche den Menschen die Herrschaft über die Erde streitig machen. Ramphir, der älteste Sohn Ramadevas, war ein Jäger von der kühnsten Art, und setzte sich oft im Kampfe mit den wilden Thieren muthwillig der größten Gefahr aus. Eines Tages wollte dieser tollkühne Waidmann seinen Muth und seine Geschicklichkeit vor den Frauen des Palastes zeigen, es ward demnach eine königliche Jagd angeordnet, und schon früh am Morgen begab sich der ganze Hof nach der Stelle, wo die Tiger aufgejagt werden sollten. Die Frauen saßen auf riesigen Elephanten und glaubten so jeder Gefahr überhoben zu seyn, während die Männer auf leichtfüßigen Rossen schnell

dahinsprengten. Kaum aber hatte man die zur Jagd bestimmte Stelle erreicht, als plötzlich, noch bevor man es erwartet hatte, ein ungeheurer Tiger aus dem Dickigt hervorbrach und grade auf Ramphur zustürzte. Der kühne Jäger sprengte dem Thiere rasch entgegen und schleuderte seinen Spieß nach demselben; diesmal aber fehlte der Wurf und waffenlos befand sich nunmehr Ramphur dem wüthenden Thiere gegenüber, welches sich jetzt mit einer solchen Heftigkeit auf ihn warf, daß er sammt seinem Rosse über den Haufen gerannt wurde. Die Frauen, welche sich nahe genug befanden, um das was geschah zu gewahren, fielen von Schrecken überwältigt, fast von ihren Elephanten hinab und schrieen laut auf. Der alte König war von Entsetzen wie gelähmt. Die jungen Prinzen sprengten heran, ihren Bruder zu retten, aber der Tiger war ihnen zuvorgekommen und hatte bereits mit einer seiner Krallen die Gurgel seines unglücklichen Opfers gepackt, da aber gelang es dem Pilger, welcher ebenfalls herbeigeeilt war, seinen Dolch dem Tiger in das Herz zu bohren, so daß das wüthende Thier im nächsten Moment starr und leblos dalag.

Ramphur aber, jetzt von der Kralle seines Gegners befreit, sprang rasch empor, erfaßte die Hand seines Retters und schwur bei allen Göttern Indiens — und es giebt deren viele — daß alle Reichthümer Denans den belohnen sollten, der ihm das Leben erhalten habe; der König war jetzt ebenfalls herangesprengt und schwur in der Freude seines Herzens, daß jede Bitte, die der Fremdling an ihn richten würde, und beträfe sie auch die Hälfte seines Reiches, unbedingte Gewährung finden solle. Hurchurd hielt den König beim Wort. — „Reiche mir Deine Hand, Herr," sprach er, „und wiederhole mir Deinen Schwur, mir das zu gewähren, was ich von Dir verlangen werde." Der alte König gab ihm seine Hand und leistete den Schwur.

„Statt der Hälfte Deines Reiches, das Du noch lange ruhmvoll beherrschen mögest, verlange ich mir jenen Elephanten dort, sammt dem was er trägt," nahm Hurchurd das Wort, indem er auf das Thier deutete, auf dessen Rücken die jüngere Prinzessin saß. — Bei diesen Worten erblaßte die Wange des alten Königs und seinen Schwur bereuend, entgegnete er mit etwas zitterndem Tone: „Begehre etwas Anderes von mir Fremdling. Fordere Schätze, fordere Reichthümer, oder fordere Ehrenzeichen und Macht; aber verlange nicht die Hand meiner Tochter."

„König," sprach Hurchurd, „als ich das Leben Deines Sohnes rettete, geschah es aus reiner Menschlichkeit, ich verlangte und erwartete dafür keine Belohnung. Du aber hast mich aufgefordert eine Bitte zu thun, und als ich nun das einzige begehre, was in Deinem weiten Reiche Werth für mich hat, willst Du Deinen Schwur brechen und von mir verlangen, daß ich eine andere Belohnung wähle. Ich verachte Reichthümer, Schätze, Ehrenzeichen und Macht! Gieb mir was ich begehre, oder laß mich in Frieden von hinnen ziehen, damit ich in der Ferne des Rajahs von Denan mit Unwillen gedenke."

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Als Philipp am folgenden Morgen erwachte, waren die Topsegel des Ter-Schilling schon aufgezogen; mehrere andere Schiffe waren bereits unter Segel gegangen. Das Wetter war schön, die See ruhig und das bunte Schauspiel rund um ihn her erheiterte den Geist des jungen Wanderdecken. Der Capitain, Mynheer Kloots, stand auf dem Verdeck und blickte durch ein Fernrohr verlangend nach der Stadt hin, wobei er, wie bei allen seinen Geschäften, rastlos den Rauch aus seiner Pfeife bließ. — Philipp stieg die Cajütentreppe hinan und begrüßte ihn.

Mynheer Kloots war ein hochgewachsener Mann, von weit mehr als mittelmäßigem Umfange, dessen Wohlbeleibtheit noch durch die Menge seiner Kleidungsstücke vermehrt wurde. Sein Gesicht war im Vergleich zu seinem Körper nur klein, seine Nase war durch den Genuß starker Getränke und durch die Hitze seiner kurzen Tabackspfeife geröthet worden.

„Guten Morgen, mein Sohn," erwiderte er, indem er seine Pfeife einen Augenblick lang aus dem Munde nahm. Wir warten auf den Supercargo, der eben keine Lust zu haben scheint sich an Bord zu begeben. Das Boot harrt seiner noch am Ufer, wir werden um seinetwillen die Letzten seyn, die unter Segel gehen. Ich wünschte die Compagnie ließe uns ohne diese Herren fahren, die, meiner Meinung nach, nur dem Geschäft hinderlich sind; dort am Lande aber denken sie anders."

„Worin besteht denn ihr Geschäft?" fragte Philipp.

„Sie sollen nach der Ladung und dem Verkauf sehen," lautete die Antwort, „wenn sie sich darauf beschränkten, hätte ich nichts dagegen, aber sie stecken ihre Nase in alles, wollen überall den Herrn spielen, und wissen, daß man sich schon drein fügen muß, weil es nur eines einzigen Wortes von ihnen bedarf, um bei den Vorgesetzten angeschwärzt zu werden. Die Compagnie will, daß man sie mit allen Ehren empfange, bei ihrem Erscheinen müssen fünf Kanonen gelöst werden."

„Kennt Ihr denn den schon, den Ihr erwartet?"

„Nein, ich kenne ihn nur dem Rufe nach. Ein anderer Capitain mit dem er früher gesegelt, sagte mir, daß er sich gewaltig vor den Gefahren der See fürchte und einen großen Begriff von seiner eignen Wichtigkeit habe."

„Ich wollte er käme,“ bemerkte Philipp, „mich verlangt sehnsuchtsvoll danach, unter Segel zu gehn.“

„Ihr scheint einen etwas unruhigen Geist zu besitzen, mein Sohn,“ entgegnete Mynheer Kloots, „ich höre, daß Ihr ein hübsches Haus und ein junges, schönes Weib obendrein verlaßt.“

„Ich will gern die Welt sehn — ich muß lernen ein Schiff zu führen, bevor ich mir eines kaufe, um mein Glück damit zu versuchen.“ — „Ach, welch einen ganz anderen Zweck, habe ich,“ dachte Philipp, indem er diese Worte sprach.

„Der Ocean bringt bald Glück, bald Unglück,“ versetzte der Capitain. „Wäre dieß Schiff mein Eigenthum, und ich könnte es in ein hübsches Haus verwandeln, mit blanken Gulden mir es darin bequem zu machen, so würdet Ihr mich nicht hier auf dem Verdeck finden. Ich habe das Kap zweimal umschifft, wer weiß ob ich das Drittemal eben so glücklich bin.“

„Ist das denn so gefahrvoll?“ fragte Philipp.

„So gefahrvoll als Strömungen, Felsen, Sandbänke und Stürme es nur machen können, gefahrvoller nicht. Selbst wenn Ihr diesseits des Kaps in der Bay Anker werft, schwebt Ihr in Gefahr, in einem Augenblick hinausgeschleudert zu werden in die See oder ans Land geworfen zu werden, den Wilden zur Beute. Seid Ihr aber erst jenseits des Kaps, dann tanzen unter Euch die Wellen im Sonnenschein und Ihr könnt Wochenlang unter wolkenlosem Himmel dahinsegeln, ohne die Pfeife auch nur einen Augenblick lang aus dem Munde zu nehmen.“

„Nach welchem Hafen segelt Ihr denn eigentlich?“ fragte Vanderdecken.

„Das kann ich selbst Euch nicht mit Gewißheit sagen,“ versetzte der Capitain, „Gambroon in dem Persischen Meerbusen wird wahrscheinlich der erste Zusammenkunftsort der ganzen Flotte seyn. Dort werden wir uns trennen: einige werden directe nach Banram, auf der Insel Java segeln; Andere Befehl erhalten, an anderen Orten Kampfer, Gummi, Benzoin und Wachs einzuhandeln; auch Gold und Elephantenzähne kann man dort eintauschen. Sollten wir nach jener Gegend geschickt werden, Mynheer Vanderdecken, so müßt Ihr Euch vor den Eingebornen in Acht nehmen. Sie sind wild und falsch, ihre krummen Messer sind scharf und vergiftet. Ich habe an jenen Küsten sowol mit den Portugiesen wie mit den Engländern harte Kämpfe gehabt.“

„Jetzt aber haben wir ja Friede mit diesen Nationen.“

„Du hast recht, mein Sohn. Aber jenseits des Kaps werden die daheim unterschriebenen Papiere eben nicht sehr respektirt; die Engländer drängen uns dort hart und sind uns überall auf den Fersen. Ich glaube, unsere Flotte ist

besonders auch deshalb so stark und gut ausgerüstet, weil man Feindseligkeiten befürchtet.“

„Wie lange glaubt Ihr, daß unsere Reise dauern kann?“

„Das kommt darauf an. Vielleicht zwei Jahre, oder auch wohl etwas weniger.“

„Zwei Jahre! zwei lange Jahre von Aminen getrennt!“ dachte Philipp und ein schwerer Seufzer entwand sich seiner Brust.

„Zwei Jahre sind nicht so lang, mein Sohn,“ tröstete Mynheer Kloots, welcher die Wolke auf Vanderdeckens Stirn gewahrte. „Die Zeit vergeht schneller als man glaubt. — Ich war einst fünf Jahre abwesend, und war unglücklich obendrein, denn ich brachte nichts mit mir zurück, nicht einmal mein Schiff, — doch da kommt der Patron endlich, haltet die Kanonen bereit, Mynheer Hillebrant, um den Supercargo nach Vorschrift zu empfangen.“

„Welches Geschäft denkt Ihr mir zu übertragen?“ fragte Philipp.

„Für den Augenblick könnt Ihr uns eben von keinem Nutzen seyn, mein Sohn,“ versetzte der Capitain, „aber beim Unwetter ist jede Hand unbezahlbar; unterdessen beobachtet und lernt, auch könnt Ihr eine saubere Abschrift des Journals zur Einsicht für die Compagnie fertigen.“

Jetzt wurden die Kanonen gelöst und kaum waren die Rauchwolken emporgewirbelt, als auch schon das Boot mit dem längst Erwarteten anlegte. Aber bevor dieser sich an Bord begab, wurden mehrere Kisten und Kasten heraufgeschafft, welche sämmtlich das Wappen der Compagnie trugen.

Endlich erschien denn auch der Supercargo, ein kleines, winziges Männchen mit einem bleichen Gesicht, er trug einen dreieckigen Hut mit goldener Tresse, auf einer Perücke deren gekräuselte Locken ihm bis auf die Schultern herabhingen; einen Rock von Sammet mit breiten Aufschlägen; eine weißseidene mit farbigen Blumen gestickte Weste, welche fast die Hälfte seiner Lenden bedeckte; ein Beinkleid von schwarzem Atlas, seidene Strümpfe und goldene Spangen auf den Schuhen. Der freundliche Leser denke sich nun noch ein spanisches Rohr mit silbernem Knopfe in seiner Hand und er hat ein getreues Bild der äußern Erscheinung des Mynheer Jacob Janse Van Stroom, welcher jetzt in vollem Gefühle seiner Wichtigkeit von dem Capitain geführt, durch die Reihen der mit entblößten Häuptern scheinbar ehrerbietig dastehenden Mannschaft hinab in seine Cajüte schritt; worauf die Anker gehoben wurden und das Schiff unter Segel ging.

Ende des dritten Abschnitts.

(Der vierte Abschnitt folgt in kürzester Frist.)

Distichen.

An Marull.

Soll ich Dich achten Marull! so zeige mir offen Dein Handeln:
Wie Du lebest und leibst; — nicht wie Du betest und knie'st.

W — d.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Mitte Mays.

Einige Stürme, etwas Hagelwetter und Regen, die wir, an Dulden gewohnt, mit christlicher Geduld und Ergebenheit in die Fügungen der Elemente, hingenommen haben, abgerechnet, hat sich der May, «dieser Kuß, den die Erde vom Himmel empfängt,» nach der Versicherung eines Dichters, bis jetzt recht lieblich gezeigt. Aber es that auch Noth. Handel und Schifffahrt erlagen beinahe den verderblichen Einflüssen eines Winters, der in seiner beispiellosen Furchtbarkeit so manches Leben gekostet, so manches sauer erworbene Gut geraubt, so manches, dem Anschein nach feststehende Glück zertrümmert oder erschüttert hat. Jetzt, wo die Lüfte milder wehen, die Erde sich grün und der Himmel blau gefärbt hat, nehmen auch unsere Hoffnungen wieder eine fröhlichere Farbe an, die Schatten-Parthieen schwinden aus dem Gemälde unseres mercantilischen Lebens, und unsere Petersburger und Stockholmer Dampfschifffahrten haben lustig wieder begonnen. Gleich das erste Petersburger rückkehrende Dampfschiff — der Nesselrode, geführt vom Capitain Boß — hatte drittehalb Millionen Mark an Bord, die dem Führer einen bedeutenden Vortheil abwarfen. Auch die schwedische Schifffahrt ist wieder eröffnet, und die finnische schon ganz besonders lebhaft. Unsere Gasthöfe können sich des Andrangs kaum erwehren und selbst Privat-Wohnungen werden in willkommnen Anspruch genommen.

Bei diesen glücklichen Aussichten hofft man auch für Travemünde eine echt regiebige Badesaison, auf welche schon Speculationen aller Art gerichtet werden. Ein hiesiger junger Kaufmann hat unter Anderem einen neuen Gasthof (Hotel de Russie) daselbst etablirt; und neue Wohnungen, zur Aufnahme und Bewirthung von Badegästen, erheben sich je mehr und mehr. Die sogenannte lange Reihe, mit der reizenden Aussicht über die Trave nach der Mecklenburgischen Küste, dem sogenannten Priwall, hin, zeigt deren einige recht geschmackvoll construirte. Z. B.: die beiden Wohnungen der Capitaine der russischen Dampfschifffahrt Stahl und Diets. Der dritte, Boß, hat zwar bis jetzt nur noch ein Privat-Logis inne, wird sich aber, wenn es so fortfährt, wie es dieses Jahr angefangen, sehr bald an die marmornen Pfosten eines eigenen Hauses behaglich lehnen können.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

Am 21sten May: „Joseph in Aegypten.“ Musik von Mehul.

Die Aufführung dieses Singspiels kann mit Recht vorzüglich gelungen genannt werden. Sowohl die darstellenden Künstler, als auch die Mitglieder des Orchesters waren eifrigst bemüht, dieses Meisterwerk, würdig den Musikfreunden zu Gehör zu bringen. Der dessen Geschmack, durch die heut zu Tage unter Angstschweiß oder sündlicher Frivolität geschaffenen Compositionen noch nicht verdorben ist, der wird den Werth dieser wunderherrlichen Composition zu schätzen wissen. Es ist zum Erstaunen und beurkundet eben das eminente Genie dieses großen Meisters, mit wie wenigen Mitteln so Kräftiges, so Hehres hier geleistet worden ist! Allen neuen Opernmponisten rufen wir zu: «Nehmt ein Beispiel daran!» — —

Ueber Stimmenführung — Harmonieverkettung — Periodenbau — Instrumentation giebt die Partitur vollkommen genügende und leichtfaßliche Aufschlüsse und das Studium derselben, kann, namentlich jungen Opernecomponisten nicht genug empfohlen werden.

Das Orchester verdient heute zuerst genannt zu werden, denn es hat an der gelungenen Darstellung den größesten Antheil. Die Ouverture war sowohl im Zeitmaaß, als was die Ausführung anbetrifft, ausgezeichnet und der, dem Orchester zu Theil gewordene, Applaus — verdient. Jedoch finden wir uns veranlaßt, für die Mitglieder des Orchesters folgende Bemerkungen zu machen: Wir empfehlen einigen derselben den Taktstock des Dirigenten nicht aus den Augen zu lassen. An mehreren Stellen dieser Oper z. B. und namentlich bei den Accorden vor dem Eintritt des Allegro der Ouverture, geschah das Einsetzen der Blasinstrumente mit nicht genugsamer Prairiston und machte sich die Oboe durch zu spätes Einsetzen bemerkbar.

In No. 2 («Romanze») müssen die Bratschen das Ritornell gebundener und gleichmäßiger und ja nicht so stark als es geschah — vortragen. Das Eintreten der Oboe, am Schlusse eines jeden Verses, geschah mit lobenswerther Delicatesse. Ton und Vortrag dieses Künstlers ist brav. Die Hörner dagegen ließen ein milderes Legato zu wünschen übrig. Es macht sich sehr schlecht, wenn die Stelle beinahe staccato vorgetragen wird. Durch den zu späten Eintritt des Chors (Sopran) im ersten Akte (von außen) hatte das Orchester einen kritischen Stand. Weniger Ruhe und Geistesgegenwart hätte hier leicht ein Umwerfen veranlassen können. Die Instrumentalsätze im Anfange des zweiten Aktes auf dem Theater und bei dem Terzett desselben Aktes waren mangelhaft und müssen sich die Trompeten nicht so oft ein Ueberschlagen zuschulden kommen lassen. — Das Orchester hat sich was p. f. fz. cress. ꝛc. anbetrifft, seit unserem letzten Hiersein bedeutend verdesser; auch haben wir gegen die Reinheit der Stimmung nichts Erhebliches einzuwenden. Sehr gut, ja ganz vortrefflich war in diesem Sinne die Einleitung des Gebetes Jacobs «Gott Abraham,» wie überhaupt in dieser ganzen Nummer die sehr genau beobachtet und effectvoll ausgeführt wurden.

In der Stelle des zweiten Akts wo Joseph singt «Go konnte» würde es von größerer Wirkung seyn, wenn das staccato der Geigen mehr herausgehoben würde.

Dem jungen Cellisten empfehlen wir Abgewöhnung folgender Fehler: Erstens bemerken wir zum öftern beim Anfaß des Bogens ein Knarren, Kragen; der Geigenspieler wird uns verstehen, was wir damit sagen wollen. Es wird dieser Fehler vermieden, wenn der fünfte Finger dem Drucke des Zeigefingers das Gleichgewicht hält und der Bogen leicht von der Seite, die Spitze dem Stege etwas zugewendet auf die Saite gesetzt wird. Der zweite Fehler besteht darin, daß er bei länger gehaltenen Noten das Ende derselben durch einen Druck des Bogens detonet und derselben noch einen Schwung giebt. Fällt nun solche fehlerhafte Betonung auf arsin, so macht es einen um so unangenehmeren Eindruck. Dies sind Fehler, die wahrscheinlich mehr aus Unachtsamkeit geschehen und überdies leicht abzuhelfen sind. Die anderweitigen Leistungen dieses angehenden Künstlers berechtigen jeden Falls zu den glänzendsten Hoffnungen. (Der Beschluß folgt.)

Montag, den 29. May: „Die Nachtwandlerin.“ Oper. Amine: Madame Schubert.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 65 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Alchymist.

Novelle. *)

Während der Bürgerkriege Genuas, welche so viele Bürger dieses Staats aus ihrer Heimath vertrieben, um anderswo einen Zufluchtsort zu suchen, schlug ein Italiener, Namens Grimaldi seinen Wohnsitz zu Pisa auf. Der Flüchtling war ein Mann, dessen Götze, von seiner frühesten Jugend an, das Gold gewesen war, und der, als ein treuer Verehrer seines Idols, mit demselben in seiner Vaterstadt umgekommen wäre, wäre es ihm nicht gelungen, mit sich auch seinen Götzen zu retten. Die wenigen Koffer, die er mit sich führte, und die, wie er versicherte, seine armseelige Garderobe enthalten sollten, bargen dennoch, wie man überzeugt war, gewichtigere und reichere Schätze, indem zugleich sein mit jedem Jahre zunehmendes Aermlichthun, welches bei seiner rastlosen Industrie um so auffallender war, Ursache ward, daß er noch für reicher gehalten ward, als er wirklich war. Seine übertriebenen Vorsichtsmaßregeln, seine Wohnung gegen Räuber und Diebe zu verwahren, galt den Letzteren als ein sicheres Kennzeichen daß dort Schätze verwahrt würden, die wohl eines Ueberfalls werth wären.

Eines Abends, als er spät nach seiner einsamen Wohnung zurückkehrte, bei sich überrechnend, wie viel ihm sein schändliches Wuchergeschäft an diesem Tage eingetragen habe, ward er, grade als er sich um die Ecke einer schmalen Gasse wandte, und in dem Schatten eines überhängenden Gebäudes dahinschritt, plötzlich von einem Dolchstoß getroffen, welcher aber, war er gleich ohne Zweifel in der Absicht geführt, augenblicklichen Tod zu bringen, doch nicht stark genug war, diesen Zweck zu erreichen. Grimaldi raffte alle seine noch übrigen Kräfte zusammen, um sich durch die Flucht zu retten. Die Nacht war stürmisch und das tiefste Dunkel herrschte in der Gasse, bis zu dem entgegengesetzten Ende derselben, wo aus einer halbgeöffneten Thür ein Lichtschimmer herausdämmerte. Dorthin eilte der verwundete Wucherer so schnell er konnte, er stieß die Thür ganz auf und stürzte über die Flur in ein Gemach, wo er sich nunmehr plötzlich, zum unbeschreibbaren Entsetzen des Bewohners, vor einem hellodernden Kamin-

*) Die Begebenheit, welche die Grundlage zu dieser Novelle bildet, ist aus einem Manuscripte genommen, welches sich in der Bibliothek eines französischen Edelmanns befindet.

D. E.

feuer befand, den Dolch noch immer in der Wunde und mit Gesichtszügen, welche sichtbar den Kampf der garstigsten Leidenschaft des Menschen mit der starken Hand des Todes beurkundeten.

Das Zimmer, in welches sich der sterbende Wucherer auf so unerwartete und furchtbare Weise eingeführt hatte, war die Werkstatt eines Goldschmidts, Namens Ricciardo, welcher obschon mit anderen Mitteln und mit einem ungemein verschiedenen Erfolge, gleich Grimaldi, sein ganzes Leben auf ein Streben nach Reichthum verwandt hatte. Nie konnten zwei Verehrer desselben Götzen von so ganz entgegengesetzter Natur seyn. Begabt mit einem feurigen Temperamente, mit starken Leidenschaften und großer Reizbarkeit durstete Ricciardos Geist nach Gold nicht aber gleich dem Wucherer um seiner selbst willen, sondern um seine Neigungen und Gefühle befriedigen zu können, deßhalb war er rastlos bemüht, der Wissenschaft das Geheimniß des Goldmachens abzukämpfen. — Liebe, welche in einer Brust wie die seinige, eine unbesiegbare Gewalt besaß, hatte trotz seiner Armuth schon frühzeitig an sein hartes Geschick das eines Weibes und zweier Kinder geknüpft, und so ward seine Jugend im rastlosen Suchen nach dem Steine der Weisen verbracht.

Jetzt grade hatte er den letzten Versuch unternommen, das Letzte was er besaß, war dem Schmelztiegel anvertrauet, in wenigen Augenblicken war er entweder ein Bettler, oder der Besitzer unermeßlicher Reichthümer. Er hatte an diesem Abend, unter dem Vorwande, daß sie eine kranke Verwandte besuchen möchten, die Seinigen entfernt und Ricciardo saß nunmehr da, vor dem hellodernden Feuer, ganz seinen alchymistischen Träumereien hingegeben und der glücklichen Verwandlung harrend, auf die er zuversichtlich hoffte Um den erstickenden Dampf hinauszulassen, hatte er die äußere Thür nur angelehnt.

(Die Fortsezung folgt.)

Der Palast des Rajah.

(Fortsetzung.)

Ramphur stand mit übereinander geschlagenen Armen schweigend da. Er liebte den Fremdling, und würde ihm gern seine Schwester zum Weibe gegeben haben; aber er kannte und achtete die Vorurtheile seines Vaters. Unterdessen waren auch die übrigen Frauen sammt dem ganzen Hofe näher gekommen, und bildeten nunmehr einen Kreis um die Betheiligten. Eine Zeitlang schwieg Alles, dann nahm plötzlich des Königs zweiter Sohn, welcher die Gefühle seines Vaters theilte, das Wort: „er begehrt den Elephanten mit seiner Last, gewähre ihm sein Verlangen," rief er in einem heftigen Tone, „mein Speer, Vater, soll Dir schon behülflich seyn, Deinen Schwur zu erfüllen und Deine Ehre zu bewahren!" so sprechend war er schon im Begriff das Herz seiner Schwester zu durchbohren, als Hurchurd schnell seinen Arm zurückhielt — „Halt ein, Elender!" rief er mit donnernder Stimme. „Die Ehre des größten Beherrschers der Erde würde durch eine Verbindung seiner Tochter mit dem Rajah Hurchurd nicht verunreinigt werden!»

Die Kunde von Rajah Hurchurds Reichthum, seinem Glanze, seiner Macht, so wie von seinem Vorhaben, verfleidet die Welt zu durchwandern, war längst nach Denan gelangt, und leicht war es ihm, seine Identität darzuthun. Erklärungen fanden statt, die Hand der Prinzessin ward ihm zugesagt; die Vermählung aber sollte ausgesetzt bleiben, bis zur Ankunft Ramayenas in der von Hurchurd prachtvoll erbaueten Stadt, wohin Ramphur sie mit einem glänzenden Gefolge geleiten sollte.

Nach wenigen Wochen trat die Prinzessin mit ihrem zahlreichen Hofe die Reise an. Ramayena war glücklich — ihr Bruder war es auch. — Hurchurd aber ward von einem unruhigen Dämon verfolgt, welcher ihm Tag und Nacht keine Ruhe ließ. Ich will nicht ausführlich erzählen von den Gegenden, durch welche sie ihr Weg nach Ajmere führte, noch von den Städten, in welchen sie rasteten, denn es ist nicht mein Zweck, Länder und Flüsse, sondern nur das Schicksal eines einzigen stolzen Geistes zu schildern, welcher sich fast instinktmäßig stets über seine Umgebung erhob, statt die Freuden zu genießen, welche die schöne Erde dem Menschen beut; rastlos ein Ideal von Glückseligkeit verfolgte, wie sie dem armen Sterblichen hienieden nicht beschieden ist. Unterwegs befand sich Hurchurd, sobald es nur irgend möglich war, in der Nähe der Prinzessin, bald in Gesellschaft ihres Bruders, bald allein und in diesen Augenblicken fühlte er sich in der That so glücklich, als ein Mann von seinem Temperamente sich glücklich fühlen konnte.

Ramayena war in der That überaus schön, sie bezauberte alles rund um sich her, und gewahrte mit Entzücken den Eindruck, den ihre Reize selbst auf den stolzen Sinn ihes Geliebten äußerten. Als sie bis zu Hurchurds Hauptstadt nur noch eine Tagereise hatten, suchte er es so zu veranstalten, daß der noch übrige Theil des Weges während der Nacht zurück gelegt wurde, und während sie nun so dahin zogen, mit einander singend oder mit einander schwatzend, schwoll Hurchurd das Herz in der Brust bei dem Gedanken, daß er der Schöpfung seines Genius, seiner in der Wüste neu erbaueten Stadt, jetzt so nahe sey.

Ramayena saß in einem kleinen Palaste auf dem Rücken eines Elephanten, und forschte dann und wann mit jungfräulicher Ungeduld, wie lange sie noch zu wandern hätten, eine Frage, welche auch Ramphur zuweilen an ihn richtete. Hurchurd entgegnete, daß er trotz der Dunkelheit der Nacht, die Gegenstände rund um sich her zu erkennen beginne, und daraus den Schluß zöge, daß das Ziel ihrer Reise nicht mehr fern seyn könne. Endlich glaubte er weithin in der Ferne die Um-

riſſe ſeiner Hauptſtadt zu gewahren, und ſofort ließ er auf einem kleinen Hügel Halt machen, von wo aus man, wie er wußte, ſeine prachtvolle Schöpfung ſo überſchauen konnte, daß ſie ſich im vortheilhafteſten Lichte zeigte; er verſuchte darauf ſeine Geliebte und ihrem Bruder von ihren Thieren abzuſteigen, und mit ihm zu Fuße, ihrem Gefolge etwas voran zu ſchreiten. Es geſchah, und als nun nach wenigen Augenblicken die Sonne im Oſten aufzutauchen begann, ſo, daß die ganze Pracht der herrlichen Stadt ſich mit ihren Thürmen, Domen, Palaſten und anderen glänzenden Gebäuden, vor den Blicken der Ankömmlinge entfaltete, da fühlte Hurchurd, der Schöpfer aller dieſer Herrlichkeiten, ſein Herz von Stolz erfüllt, und einen Moment lang glaubte er, er ſey glücklich; er ſollte indeſſen bald erfahren, daß es für den Sterblichen hienieden keine ungetrübte Freude giebt.

(Die Fortſetzung folgt.)

Die ſechſte Kunſtausſtellung in Hamburg.

(Fortſetzung.)

No. 687. Scene aus der Bartholomäusnacht, von E. J. E. Roqueplan in Paris.

Ein Gemälde voll Geiſt und Poeſie, die Haltung des Tones iſt im Ganzen ſehr brav; es iſt ſchön gezeichnet und gemalt, bis auf den Kopf der Diana von Turgis, deſſen Ausdruck nicht ganz zu dieſer Situation paßt; auch iſt dieſer Kopf viel zu bizarr beleuchtet.

No. 263. Ritter Hagen bei den Meerweibern, von J. H. Müller aus Hamburg.

Iſt etwas kalt und ſteif gehalten; verſpricht aber für die Zukunft manches Gute.

No. 186. Eine Anſicht von Wien, von J. H. P. Heſſe in Hamburg.

Derlei Anſichten eignen ſich mehr für Panoramen durch Glas zu ſehen, es macht auf den Beſchauer, als Oelgemälde keinen beſonderen Eindruck; die Mühe für dieſes Bild, auf einen anderen Gegenſtand verwendet, würde für den Künſtler weit lohnender geweſen ſeyn. Das Ganze iſt recht nett behandelt; die entfernten Häuſer aber dürften etwas weniger ſcharf ſeyn.

No. 277. Eine Landſchaft, von van Oſterhoudt in Caſſel aus S'Gravenhage.

Die Landſchaft iſt mit vielem Fleiße ausgearbeitet, und das Vieh recht artig behandelt.

No. 437. Eine junge Flamänderin mit ihrem Kinde, von A. Wulffaert in Antwerpen.

Ungemein ſchön gezeichnet und gemalt; vorzüglich gelungen iſt das Kind; das Ganze macht viele Wirkung.

(Die Fortſetzung folgt.)

Schönwiſſenſchaftliche Berichte, aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Mitte Mays.

(Beſchluß.)

Einen bedeutenden Abſatz, beſonders von claſſiſchen Werken der franzöſiſchen Literatur, hat im vergangenen Jahre die hieſige von Rohdenſche Buchhandlung in Travemünde gemacht, wo ſie auch, in der bevorſtehenden Bade-Saiſon, ein Lager des Geſchmackvollſten, was unſere und die Literatur des Auslandes geliefert hat, nebſt einer Leihbibliothek in einem neuerbauten, guteingerichteten Locale halten wird. Am reichlichſten ſteuerte zu dem Bücher-Abſatze des vergangenen Jahres, die Herzogin von Sachſen-Coburg-Gotha bei, eine geiſtvolle Dame, die, jedem läſtigen Zwange fremd, ja feind, unſere kalte, nordiſche Luft erquicklicher, als ihre Hofluft, zu finden ſchien. Sie verweilte mehrere Wochen unter uns, und ließ uns nur bedauern, daß es nicht in unſerer Macht ſtand, dieſe Wochen zu Monden auszudehnen. — Im Uebrigen war das Leben in dieſem von der Natur wenig begünſtigten und des Zwanges der verſchönernden Regel eigenſinnig ſpottenden, Badeorte, auch wenn wir uns jeder Zuſammenſtellung mit anderen, um welche Natur und Kunſt ihre liebenden Arme geſchlungen, enthalten wollen, ein höchſt trauriges! — Die gewöhnlichen, in den deutſchen Brunnen- und Badeorten erlaubten Glücksſpiele ſind auch hier ſtatuirt, machen leidliche Geſchäfte und auch hier mitunter — unleidliche Kopfſchmerzen. Glanzende Bälle, Concerte, Soirees, theatraliſche Beluſtigungen u. ſ. w. kennt man hier nicht, und eilen wir, um der letzteren theilhaftig zu werden, nach Lübeck, ſo findet unſere Neugier entweder eine verſchloſſene Muſen-Pforte, oder in dem Muſentempel ſelbſt eine ſchmähliche Entweihung aller dramatiſchen Kunſt.

Bei dieſer Gelegenheit werden Sie, mein Freund, die Frage nicht unterdrücken können: wie es denn jetzt, in dem Augenblicke, wo meine Feder ein ſo hartes Urtheil niederſchreibt, um »die dramatiſche Kunſt in Lübeck ſtehe?« Es ſteht aber gar nicht darum, ſondern es geht. Mit anderen Worten: Eine ausgebrochene Inſolenz des leitherigen Directors, deſſen geruttete Vermögens-Umſtände ihm wohl keinen beſſeren Entſchluß eingeben konnten, hat dem hieſigen Theaterweſen plötzlich ein Ende gemacht und die Schauſpieler genöthigt, ſich, wie die nach Nordamerika Auswandernden, eine ſorgenfreiere Exiſtenz außerhalb Lübeck zu ſuchen. Nächſtens mehr davon! Wie noch über ſo manches Andere!

Hamburg, im May.

Stadt-Theater.

»Joſeph in Aegypten.« (Beſchluß.)

Ueber die darſtellenden Künſtler.

Jacob. Herrn Berſing's Talent und ſchöne ſonore Stimme werden überall Intereſſe erregen und namentlich muß dieſe Parthie, ſo wie Herr

Versuch sie giebt, jedes Publikum zu seinen Gunsten stimmen, welches wir dem Künstler bei seiner unternommenen Kunstreise von Herzen wünschen. Das Duett mit Benjamin «Du bist die Stütze deines Vaters» mußte da Capo gesungen werden; am Schlusse der Oper wurde Herr Versing gerufen und nahm er bei dieser Gelegenheit in kurzen passenden Worten Abschied von Hamburgs Publikum.

Joseph, Herr Schäfer. Daß Herr S. meistentheils den Anforderungen, welche man an einen tüchtigen Musiker zu machen berechtigt ist, entspricht, beweißt jede Parthie, welche durch denselben besetzt wird. Heute war nach dem Urtheile derjenigen, von welchen wir meinen daß sie zu urtheilen vermögen, Herr Schäfer auch ein guter Schauspieler. Er wurde in einigen Scenen applaudirt und am Schlusse gerufen.

Etwas dürfen wir jedoch nicht unerwähnt lassen, was uns aufgefallen ist und wir für einen Fehler gegen die Aesthetik halten. Der wackere Sänger erlaubt sich öfterer Durchgangsnoten *) wo der Componist keine geschrieben hat. Durchgangsnoten sind allerdings erlaubt, wenn sie dem Sinne der Composition entsprechen, wo das oder nicht ist — falsch. Bei manchen Componisten ist eine solche Vorsicht nicht so sehr nothwendig, denn: wollte man deren Werke von den vorhandenen anderweitigen grammatikalischen und ästhetischen Fehlern reinigen, so würde — weißes Papier übrig bleiben; also in solchen Compositionen eine falsche Note (geschmacklos angebrachte Durchgangsnote) mehr oder weniger singen oder spielen, kann gar nicht in Anschlag gebracht werden. Bei klassischen Compositionen aber sey jeder Executirende doch zu vorsichtig! — Nur in sehr seltenen Fällen dürfte ein Zusatz zulässig seyn und zum Vortheil für die Composition geschehen können.

Auch sind wir mit Herrn Schäfer gar nicht einverstanden, wenn er am Schlusse der Romanze No. 2. Verzierungen und Vorhalte, welche durch den zu häufigen Gebrauch trivial geworden sind, anbringt.

Der Simeon des Herrn Uetz war eine großartige Leistung dieses seltenen ausgezeichneten Sängers; Gesang und Darstellung deurkundeten den denkenden Künstler. Leider wurde er von Jacobs Söhnen nicht gut unterstützt, vielmehr wirkten sie störend auf seinen Gesang ein. — Seine Stimme ist voll und kräftig, hat einen bedeutenden Umfang und läßt gut und willig Abstufungen zu, womit denn allerdings oft ausgerichtet werden kann, was wir in andern Parthien hoffentlich bald zu deurtheilen Gelegenheit haben werden.

Benjamin: Diese Parthie scheint der Mad. Christiany sehr zuzusagen und wir haben mit vielen Vergnügen dieselbe ausführen hören. Die Stimme hat freilich nicht Fülle und ist namentlich in den hohen Tönen unzulänglich: doch wird sie Parthien, welche keine Ansprüche auf Bravour bedingen, gewiß immer zur Zufriedenheit des Publikums ausführen. Mad. C. muß indeß vor allen Dingen sich ein besseres Portamento aneignen und ihre Stimme wird dadurch sehr gewinnen. Die Romanze «Ach mußte der Tod ihn uns nehmen» wurde sehr gut vorgetragen, aber wozu der Schneller auf dem ü in dem vorletzten Tacte der Romanze? So etwas gehört nicht dahin, denn es schadet der edlen Einfachheit, welche der Componist so wahr getroffen hat. Das darauf folgende Terzett und Finale recht gut und zweckmäßig eintretend im Ensemble.

*) Die ältere Theorie nannte Töne, welche gewissermaßen die Hauptnoten aus ihrer Stelle verdrangen, während sie, der Harmonie fremd, dieselbe einnehmen: Wechseln oten (note mutate) d.h. unvorbereitet auf schwere Zeit eintretende Nebennoten. Es ist nicht zu übersehen, daß hier die ältere Theorie auf den Unterschied in der tactischen Stellung ein großes Gewicht legt. x.

Die Leistungen der Bruder Joseph setzten, wie wir schon oben bemerkten, die Mitsingenden und das Orchester in Verlegenheit. Keine Sicherheit und ein öfteres Eilen, namentlich der Tenore war zu bemerkbar. Unrein und gar nicht präcis genug war die Stelle «O Simeon, gebenget Bruder!» Es wurde besser mit dem Chor bei «Still! horch, was kommt?»

Daß der Chor im ersten Akte (von außen) durch falsches Einsetzen das Orchester in Verlegenheit brachte — bemerkten wir schon oben.

Sehr brav und lobenswerth durch die schöne reine Intonation war aber das Gebet des zweiten Aktes hinter der Scene. Recht wohltönend und klar hörten wir hier den Alt und der Secunden-Eintritt gelang ganz vorzüglich. Wir meinen jedoch, daß der ganze Chor überhaupt etwas zu stark war und sich besser gemacht hätte, wenn er mehr aus der Ferne zu hören gewesen wäre. Dem Chore wurde hier ein starker Applaus zu Theil und — das von Rechts wegen.

Der Chor der Jungfrauen im dritten Akte befriedigte uns nicht ganz. Die Soloparthien von zwei Damen aus dem Chore gesungen, wurden bis auf das Zittern der Stimme der ersten, welches die Aengstlichkeit veranlaßte, ganz gut ausgeführt.

x.

Am Aasten dieses eröffnete Herr Marr, der bei den hiesigen Theatervreunden noch im guten Andenken stehet, den Cyclus seiner Gastrollen mit der Rolle des Richard Darlington in dem «Leben eines Ehezeitigen.» Ueber den Werth und die Bedeutung dieses Melodrams ist bei der ersten Aufführung desselben vor einigen Jahren schon ausführlich in diesen Blättern die Rede gewesen; auch ist das Talent des Herrn Marr als Schauspieler zu öfteren Gelegenheiten gewürdigt worden; es reiche daher für diesmal hin, wenn wir erwähnen, daß der talentvolle Herr M. sich abermals als ein gewandter Künstler zeigte, der zwar mitunter sich etwas greller Tinten bedient, der, so zu sagen, dreitmalt, im Ganzen jedoch einen kühnen Pinsel führt, und selten sein Vorbild, die Natur, verläßt. Sollten wir auf einen kleinen Mangel aufmerksam machen, so wäre es der Vortrag der langen Aposstrophen, die so manche Scene schließen. Wenn sie weniger im ekstatischen Redneton, als vielmehr mit innerer aber niedergekämpfter Gluth der Begeisterung halb für sich gesprochen würden, so müßte nothwendig der Effekt natürlicher, entschiedener seyn, und das Störende für die übrigen mithandelnden Personen würde eher verschwinden. Vielleicht wird Herr Marr nach unbefangener Ueberlegung uns nicht ganz Unrecht geben.

Von den übrigen Rollen sind nur die des Tompson und die des Präsidenten neu besetzt. Herr Meyer, erreichte er gleich seinen Vorgänger nicht, war doch geeignet, die Darstellung zu heben, die in manchen anderen Hauptpartien auf ziemlich schwachen Füßen steht.

Die Rolle des Präsidenten ist ohne Bedeutung, doch hätten wir bei Herrn Brüning etwas mehr Repräsentation gewünscht.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 31sten May: „Pfefferrösel,“ Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Sechstes Heft

№ 66 — 77.

Juny **1837.**

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler derausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

	Seite
Georg Lotz. Das Geisterschiff. Nach Capitain Marryat. Vierter Abschnitt	561 ff.
Caroline W. Die Folgen eines Fehltritts	ff.
Carlo Brunetti. der Alchymist Novelle. (Fortsetzung.)	521 ff.
Das Geheimniß des Engpasses	530 ff.
Blätter aus einem Reisetagebuche. Die Tochter des Fährmanns.	564 ff.
Der Feueranbeter	585 ff.
Erinnerungen aus Nelsons Zeit, mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.	581 ff.
Trost für Schriftsteller, deren Manuscripte Makulatur werden.	458
Der Palast des Rajah. (Beschluß)	524
Der Stellvertreter.	598
Die sechste Hamburger Kunstausstellung (Beschluß.)	527 ff.
Beispiele der Selbsterläugnung der Trappisten	601
Die Speculation. Schwank von Carlo Brunetti.	609 ff.
Die falschen Orientalen.	614
Antiquität	551
Musikalisches.	576

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

	Seite
H. ff. Die Rose und das Veilchen.	530
Natalis. Lied.	597
S. In Vino Veritas.	579
Einfall.	582
Logogryph.	575

Auswärtige Notizen.

Carlsruhe im May.	583
Leipzig im Juny.	590
Lübeck im Juny.	606
Breslau im Juny.	615

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 66 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Alchymist.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Der menschenfreundliche Sinn des Goldschmidts ward durch das furchtbare Schauspiel, welches sich so plötzlich seinen Blicken darbot, schnell von seinen eigenen, ihn bisher ausschließlich beschäftigenden Speculationen abgezogen, und schon nach wenigen kurzen Fragen und noch kürzeren Antworten, traf er, sollte gleich in diesem Augenblick sein eigenes Schicksal entschieden werden, sofort Anstalten, seinem Nachbar nach möglichsten Kräften Hülfe zu leisten. Er holte Leinwand herbei, um den Blutstrom zu stillen, und schickte sich alsdann an, den Stahl aus der Brust des Verwundeten zu ziehen. Die Angst und die krampfhaften Bewegungen des Wucherers machten dieß zu keinem leichten Geschäft und als es endlich bewerkstelligt worden war, floß, wie zu vermuthen stand, das Blut in Strömen aus der Wunde. Die Gesichtsmuskeln erschlafften, die bleiche Farbe des Todes überzog das Antlitz, und der Goldschmidt überzeugte sich jetzt, daß keine Hülfe mehr vorhanden sey.

Bei den Qualen, welche der Sterbende litt, war es schwer von ihm auch nur einiges Licht über den schauderhaften Vorfall zu erhalten, dessen tragisches Resultat jetzt so nahe war. Aus Grimaldis abgebrochenen Antworten schien indeß hervorzugehen, daß er die großen Summen, die er an diesem Tage eincassirt hatte, und welche wahrscheinlich zu der Mordthat die Veranlassung gaben, schon früher in seine Wohnung geschafft habe, so daß der Mörder auf jeden Fall in seinem räuberischen Vorhaben getäuscht worden.

Während der Alchymist sich nun hinabbeugte über den sterbenden Harpagon und sich bemühte, seine Todesangst zu beschwichtigen, ward er plötzlich durch ein lautes Zischen aufgeschreckt, dessen Ursache er nur zu wohl begriff; mit Entsetzen wandte er sich zu dem Schmelztiegel, der wichtige Augenblick war vorüber — seine Kinder waren Bettler.

Der Schrecken überwältigte den armen Mann so sehr, daß er in einen bewußtlosen Zustand versank. Als er aus demselben wieder erwachte, herrschte rund um ihn her die tiefste Stille. Die Gluth auf dem Heerde war fast zu Asche erloschen, und bei dem schwachen Dämmerlichte der Lampe gewahrte der Goldschmidt, daß der schmutzige Geist des Wucherers seine irdische Hülle verlassen habe.

Der Goldschmidt verschloß die nach der Straße führende Thür und setzte sich nieder, um über die Zertrümmerung aller seiner Hoffnungen zu grübeln. Der Leichnam Grimaldis lag vor ihm und es war also natürlich, daß sich der Gedanke an den Gemordeten mit dem Sinnen über sein eigenes Schicksal mischte. Die plötzliche Erscheinung und der furchtbare Tod des reichen Wucherers trafen auf wunderbare Weise mit seinem großen Verluste des Arcanums zusammen und derselbe Moment, welcher ihm den Becher vom Munde riß, den er in seinem Goldurst schon zu leeren glaubte, erstickte auch auf immer in der Brust des Geizhalses den Trieb nach dem edlen Metalle. Dieselbe Stunde, die dem kräftigen lebenden Mann und Vater, die letzten Fragmente seines Vermögens geraubt hatte, hatte vor seinen Augen große Reichthümer herrenlos gemacht. Diese ganze Zusammenstellung hatte etwas Wunderbares, Geheimnißvolles, und der zum Aberglauben geneigte Sinn des Goldschmidts ließ ihn in der Sache noch mehr finden, als die Vernunft erlaubte. Seltsame Gedanken durchkreuzten sein aufgeregtes Gehirn, und als er endlich in einen unruhigen Schlaf versank, führten ihm seine wüsten Träume, bald die bleichen Gesichter seiner hungrigen Kinder, bald das glänzende Gold des Wucherers vor.

Ein solcher Schlummer konnte nicht lange währen, und bald ward der Goldschmidt durch das Toben des draußen wüthenden Sturmes wieder aufgeschreckt; das Feuer im Kamin und das Licht der Lampe waren jetzt gänzlich erloschen und nur das Hereinflammen der Blitze durch das Fenster ließ ihn den furchtbaren Gefährten erkennen, der sich mit ihm in dem kleinen Zimmer befand.

Das erste Gefühl, welches sich des erwachten Goldschmidts bemächtigte, war das des Mitleids mit dem Ermordeten; bald aber machte dasselbe wieder dem Gedanken an seine eigene traurige Lage Platz. Er begriff indeß, daß unmäßiges Nachgrübeln zu nichts führen könne. Der Orkan hatte die Straßen menschenleer gepeitscht, und er war der einzige Zeuge vom Tode des Wucherers. Die Armuth des Goldschmidts, um welche ebenfalls jederman wußte, machte es für den Letzteren keineswegs wünschenswerth, daß der Leichnam des Ersteren in seiner Wohnung gefunden werden möchte, zumal da er durchaus keinen Zeugen hatte, daß derselbe nicht in seinem Hause ermordet worden.

So von der Gefahr, worin er schwebte, völlig überzeugt, zündete der Goldschmidt ein Licht an und schickte sich an, den Leichnam in der Eile genauer zu untersuchen. In der Tasche des armseligen Gewandes fand er ein gewaltiges Bund Schlüssel, Gold fand er nirgends, und der Goldschmidt in seinem mystischen Wahne glaubte hierin einen Fingerzeig der Vorsehung zu erblicken. Die Summen, welche der Wucherer am Tage eincassirt hatte, waren bereits seinen übrigen Schätzen zugesellt worden, und daß kein Gold bei dem Leichnam vorhanden war, mußte bei jederman den Verdacht gegen ihn noch mehr steigern.

Von Angst gefoltert, warf sich der unglückliche Goldschmidt auf sein Lager, wo er darüber nachsann, was er unter den obwaltenden schreckenvollen Umständen beginnen solle. Er hatte noch einen großen Theil der langen finsteren Nacht vor sich. Am folgenden Morgen den Vorgang der Behörde anzeigen, hieße, davon hielt er sich fest überzeugt, sich selbst in ihre Hände liefern. Was also sollte er beginnen? Nur ein einziger Ausweg war vorhanden — ein höchst gefahrvoller allerdings, wenn er dabei überrascht wurde, den nehmlich: den Leichnam zu verbergen, so daß der ganze Vorfall unbekannt bliebe.

So wie er indessen hierüber immer mehr und mehr nachsann, begann seine Angst sich nach und nach zu legen. Er blickte nieder auf seine Hände — er hielt das Schlüsselbund noch immer gefaßt. Er schauderte zusammen — große Schweißtropfen traten ihm auf die Stirn — und es ward ihm schwer zu athmen. Ein Gedanke hatte sein Gehirn durchzuckt — ein Gedanke, der ihm das Blut mächtig zum Herzen trieb. Er, er hielt die Schlüssel, welche den Zugang zu den Schätzen des Geizhalses erschlossen! Diesen Gedanken arbeitete die Phantasie des Goldschmidts aus: Der Wucherer war todt — niemand wußte um sein Ende — eine Zeitlang würde man ihn wahrscheinlich gar nicht vermissen — sein Gold war herrenlos — und er, er, Ricciardo, hatte die Schlüssel, jenen Talisman, der das Gold zu dem seinigen machen konnte. — Der Ermordete hatte, in so weit man wußte, weder Verwandte noch Freunde, sein Reichthum mußte in fremde Hände fallen, und warum nicht lieber in Ricciardo's als in die eines Anderen? Ja er überredete sich, daß er ein größeres Recht auf den Nachlaß Grimaldis habe, als irgend sonst jemand, weil er ihm in seinen letzten Augenblicken nach Kräften beigestanden. Hatte nicht gewissermaßen der Wucherer seine Wohnung zu seinem Todtenbette gewählt und ihn dadurch als Testamentsvollstrecker bestätigt und zu seinem Erben ernannt?

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Palast des Rajah.

(Beschluß.)

Als Hurchurd noch so dastand, Ramayena, deren Hand in der seinen ruhte, mit Entzücken betrachtend, zeigte sich plötzlich im Norden ein Wölkchen, welches mit einer ungewöhnlichen Schnelligkeit immer größer und größer ward, und den Himmel fast gänzlich verfinsterte. Die Wolken sanken bald immer tiefer und tiefer herab, einige Regentropfen fielen, der Wind begann sich in Stößen vernehmen zu lassen, dumpf rollte der Donner über ihren Häuptern; kurz Alles verkündete den nahen Ausbruch eines furchtbaren Unwetters. Alles fühlte sich von Entsetzen erfaßt; die Personen des Gefolges

warfen sich erschrocken auf den Boden nieder. — Hurchurd aber, welcher mit der Prinzessin und ihrem Bruder noch immer aufrecht dastand, zog die Geliebte, um ihr wenigstens so viel Schutz wie möglich zu verschaffen, immer dichter und dichter an sich heran, bis sie endlich ganz an seiner Brust ruhte; da fühlten sie plötzlich einen heftigen Erdstoß, der von Süden her sich nach der Gegend hindehnte, wo sich die Stadt erhob, und noch bevor sie sich von ihrem Schrecken zu erholen vermochten, folgte ein zweiter noch weit heftigerer Stoß. — Kein Wort kam über ihre Lippen, jedes Herz klopfte von Angst erfaßt; jeder Blick war nach der Stadt gerichtet, welche jetzt vor Staub und Wolkenmassen nicht zu schauen war. — Plötzlich ward es im Osten ein wenig helle, aber in demselben Augenblick erfolgte auch ein neuer Erdstoß, noch weit heftiger, als die beiden früheren, und als Ramayena und Hurchurd angstvoll nach der Stadt hinblickten, gewahrten sie mit Entsetzen, wie die Thürme, Paläste und Gebäude plötzlich hin und her zu schwanken begannen, im nächsten Moment furchtbar zusammenstürzten und von der Erde verschwanden, während an der Stelle, wo sich die Stadt erhoben hatte, nur noch ein See zu schauen war.

Hurchurd hatte jetzt mit einem Schlage seine Hauptstadt, seine Paläste, seine Schätze, aber — was noch weit mehr war, als das alles — die Gefährten seiner Jugend, seine jüngeren Brüder, seine Schwestern und seine Mutter verloren, und die Gefühle, welche seine Brust durchwühlten, vermag keine Feder zu schildern. Ramphur, welcher gar wohl wußte, daß in einem solchen Augenblicke Trostworte nur neue Kränkungen sind, und, daß es am gerathensten ist, in eine solchen Lage, den Leidenden sich selbst zu überlassen, gebot dem Gefolge, an der Stelle wo sie sich befanden, die Zelte aufzuschlagen, erklärte seiner Schwester, daß er sie mit ihrem zukünftigen Gemahle allein lassen würde, schwang sich dann auf sein Roß und sprengte dem neu entstandenen See zu. Nachdem sein Zelt aufgeschlagen worden war, führte Hurchurd die Prinzessin in dasselbe, und als sie sich nun allein befanden, sprach er: — „Ramayena, Du verließest das Haus Deines Vaters, um die Gemahlin eines reichen und mächtigen Monarchen zu werden — um den Glanz seines Thrones zu theilen, um in seinem Herzen zu herrschen. Dieser Thron aber ist dahin — ich bin jetzt ein Bettler; und obgleich Du noch wie vormals mein Herz besitzest, so bin ich doch keineswegs selbstsüchtig genug, zu verlangen, daß Du dies armselige Besitzthum, dem glänzenden Schicksale vorziehen sollst, welches Deine Schönheit Dir zusichert. Kehre demnach in den Palast Deiner Vorfahren zurück. Nimm meinen Segen, meine Liebe, meine Thränen mit Dir."

Mit diesen Worten wandte er sich von ihr ab, und von den furchtbarsten Qualen erfaßt, barg er das Antlitz in seinem Mantel.

Ramayena hatte bereits ihren Entschluß gefaßt. Mit der ganzen Zärtlichkeit eines Weibes trat sie dicht an Hurchurd heran alle Förmlichkeit vergessend, schlug sie ihre Arme um ihn, und entgegnete: „Es ist Hurchurd, nicht der Rajah von Ajmere, den ich liebe. Meine Leidenschaft ist das Kind Deiner Liebe; soll ich die von Dir angezündete Flamme einem Andern zum Opfer bringen? Ich liebe Dich nur um Deiner selbst willen. Ich liebte Dich, Hurchurd, als ich in Dir nur einen armen, heimathlosen Pilger erblickte; und jetzt da Dich der Himmel in die Lage versetzt hat, in der Du früher freiwillig vor mir erschienst, jetzt sollte ich Deinen Schmerz vermehren und mich treulos von Dir wenden? — Höre mich an, mein Leben, meine Seele! ich werde Dich nimmermehr verlassen, wie auch immer die Welt gegen Dich handeln mag. Wir wollen uns während dieses ganzen Tages in diesem Zelte verborgen halten, und dann, wenn die Nacht neuerdings herabgesunken seyn wird auf die Erde, dann wollen wir uns unbemerkt entfernen, um irgend einen entlegenen Winkel aufzusuchen, wo uns jene wahre Liebe beglücken wird, welche selbst den, von dem Schicksale am härtesten Verfolgten zu trösten und aufzurichten vermag."

Jetzt fühlte Hurchurd zum Erstenmale in seinem Leben das reine ungetrübte Gefühl einer ungemischten Glückseligkeit. Sein Herz war indessen einige Augenblicke lang so übervoll, daß er keine Worte zu finden vermochte. Er preßte ihre Hand an seine Lippen; er blickte ihr entzückt in das reizende Antlitz, welches ihm im himmlischen Glanze zu strahlen schien; tausend verschiedenartige Gefühle bestürmten sein Gemüth. Seine Brust hob sich, seine Lippen bebten, bis endlich sein Haupt nieder auf ihre Brust sank und dieselbe mit Thränen benetzte. Als er seine Fassung einigermaßen wiedergewonnen hatte, sprach er: „Ramayena, Du hast gesiegt. Es ist mir, als sey ich aus einem Traume erwacht. Deine Liebe ist mir ein überreicher Ersatz für Alles was ich verloren habe. Ich will leben, aber ich will mich nicht in der Wüstenei verbergen; noch besitze ich andere Städte, andere Unterthanen; ich will sortan ein Vater der Letzteren seyn, welche meine Thorheiten fast in Armuth stürzten, ich will mein Vergehen sühnen, indem ich nur für sie und für Dich lebe."

Und so geschah es, wie die Chronik berichtete in vollem Sinne des Wortes. Hurchurd versammelte seine ihm noch übriggebliebenen Unterthanen um sich, erbaute eine einfache Stadt, in einer für den Handel ungemein günstigen Gegend, und machte durch seine Gerechtigkeit und seine Weisheit die Fehler wieder gut, die er früher begangen hatte, so daß er nach einer langen und ruhmvollen Regierung sein Reich weit mächtiger und reicher zurückließ, als er es empfangen hatte. Nichts destoweniger aber begab er sich jährlich einmal zu einer gewissen Zeit in die Wüste, um, wie man behauptete, dort das Luftgebilde seiner vormaligen prachtvollen Hauptstadt zu betrachten, welches mit Sonnenaufgang über dem See zu schauen war.

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 602. Italienische Landschaft, von J. L. P. Coignet in Paris.

Ist ein äußerst effectvolles, herrliches Bild. Man findet stets neue Schönheiten zu bewundern, so oft man dieses Gemälde wieder betrachtet. Ueber Malart oder Zeichnung läßt sich da nichts sagen, denn hier ist Vollendung im strengsten Sinne des Wortes; nach diesem Bilde zu urtheilen, ist dieser Künstler einer der ersten Landschaftsmaler unserer Zeit.

No. 634. Französische Landschaft, von Jean Michael Gue in Paris.

Ist ein ächtes Meisterwerk voll Leben und Wahrheit. Steht man vor diesem Bilde, wird man wahrhaft ergriffen und gefesselt, es ist der Natur auf das getreuste nachgebildet. Die Partien sind mit vieler Energie aufgefaßt, in allen Theilen herrschen Einheit und Harmonie. Wir können nicht Worte finden über die Vollendung dieses Bildes unsre Bewundrung auszudrücken, und in jedem Beschauer erstieg gewiß der Wunsch, dieß Gemälde stets vor sich zu haben, um das Herrliche in demselben rastlos bewundern zu können.

No. 212. Fischerei am Seestrande, von Herrmann Kaufmann in Hamburg.

Vieles viel Gelungenes, die Anordnung des Ganzen ist schön gedacht; es wäre nur zu wünschen, daß die Figuren im Vordergrund kräftiger und mit mehr Bestimmtheit behandelt wären.

No. 190. Jagdscene in Norwegen, von C. Holm in Kopenhagen.

Ist mit vieler Genialität ausgeführt und in allen Theilen vortrefflich zu nennen.

No. 654. Eine Fischerfamilie von Scheveningen, von J. B. Jemsins in Antwerpen.

Schön gezeichnet und mit einer unglaublichen Einfachheit gemalt. Die Gruppirungen sind ganz vorzüglich, namentlich ist der Ausdruck der Gesichter ausgezeichnet; dieses ängstliche Erwarten und zugleich die Ergebung in ihr Schicksal, sind in ihren Mienen unübertrefflich ausgedrückt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, Ende May.

Stadt-Theater.

«Maria von Medicis,» Original-Lustspiel in vier Aufzügen, von E. P. Berger, wurde am 26sten May zum Erstenmale gegeben. Man ist zu sehr gewohnt, bei dem Namen Medicis an Gräuelthaten, an Bluthochzeit zu denken, daß es allerdings sehr befremden muß: Maria von Medicis, als einsegne zu einem Lustspiel zu stehen. Und in der That ist es auch nur durch eine sehr ungedeutete Freiheit, die man sich mit diesem historischen Namen erlaubte, möglich geworden, einen dramatischen Stoff heiterer Gattung aus ihm zu schöpfen. Es ist dies Product abermals ein Beweis, wie arm unser Vaterland an guten Lustspieldichtern ist, wie arm die, welche sich gern zu diesen gezählt sehen möchten, zum Theil an neuen Stoffen seyn müssen. Das vorliegende, unseres Wissens das Zweite von Berger, das diese Bühne betrat, hat im Ganzen gefallen, doch haben wir keine hervorstechende Eigenschaft an ihm auffinden können, die ihm diesen Vorzug vor anderen seines Gleichen verschafft hätte. Die Situationen sind theils verbraucht, theils zu gesucht, z. B. besonders die 3Dte, an einem Seidenfaden, statt eines Vogleins, den königlichen Aar, Heinrich den Vierten (NB. nicht etwa figürlich) zu fangen. Komik fehlt fast gänzlich, ausgenommen, wo sie übel angebracht ist und wo sie, was schwerlich die Absicht des Dichters seyn kann, die Hauptperson lächerlich macht. Witz findet sich allerdings hie und da, doch meist nur in Worten, was für ein Lustspiel nicht hinreichend ist. Was die Charakterzeichnung anbetrifft, so haben wir schon angedeutet, was davon zu erwarten sey. Maria, das intriguante, herrschsüchtige, stolze Weib ist hier eine zärtliche Gattin, nebenher etwas coquett, übrigens Mutter ihrer Unterthanen. Heinrich der Vierte ist schon mehr dem Bilde ähnlich gerathen, das uns die Geschichte von ihm vorhält, doch ist seine Schwäche, die Empfänglichkeit für jeglichen Frauenreiz vielleicht allzusehr hervorgehoben. Diese Rolle in guten Händen kann dem Stücke eine Stütze seyn. Die beiden Liebenden, Graf von Chateauprie und die Marquise von Sevigne sind ganz alltägliche Liebhaber. Gelungen ist der Charakter des Pagen Innocent.

Ueber die Aufführung erwähnen wir kurz; das Ganze hatte wenig Fluß. Die Titelrolle wurde von Madame Lenz in dem gewohnlichen Königinnentypus dieser Schauspielerin gegeben. An dem Könige, Herrn Fehringer, vermißte man den Cavalier des «galanteslen aller Hofe.» Bei Herrn Brüning (Chateauprie) item. Die nicht sehr bedeutende, größtentheils stumme Rolle der Marquise war in den sehr guten Händen der Mad. Clauer. Herr Schäfer spielte den biederen und doch gewandten Sully nicht übel, paßt aber seiner Jahre wegen nicht für diese Rolle. — Herr Burmeister und Madame Fischer bildeten ein zwerchfellerschütterndes Duo. — Demoiselle Hammersdorf ist allerdings ein niedlicher Page, doch muß das Spiel mehr Freiheit sich ancignen, so wie die Stimme mehr Festigkeit; das Neckische, Launische dieses Charakters wird dadurch ungehinderter hervortreten können. Der scenische Apparat bei der Erleuchtung der königlichen Garten war unkönigl ich.

Repertorium.

Stadt-Theater,

Sonnabend, den 3ten Juni: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 67 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Rose und das Veilchen.

(An L. K.)

Es steht eine dunkle Rose,
Die blühet so wundersam;
Noch jeder schaute sie staunend,
Der bei ihr vorüber kam.

Es wird auch wohl niemand kommen,
Der sie nicht staunend sieht,
Die Rose, die unter allen
Gewiß am herrlichsten blüht.

Es steht ein dustiges Veilchen
Im Grase so ganz allein;
Wird nur von Wen'gen gesehen:
Es ist auch gar zu klein!

Und die das Veilchen erblicken,
Die schaun es nicht staunend an,
Da man eine solche Blume
Ja täglich sehen kann.

Das unbekannte Veilchen,
Das Veilchen gehöret mir;
Und hättest Du die Rose
Ich tauschte nicht mit Dir!

H — ff.

Das Geheimniß des Engpasses.

„Leonore," so erzählte mir auf meiner Wanderung durch das gebirgreiche Tyrol, ein betagter Hirt, „gehörte, was ihre Geburt anbetraf, nicht zu den Unsrigen. Sie ward in den Schweizerbergen, dort in Westen geboren, und war schon dreizehn Jahr alt, als ihre Mutter, damals eine Wittwe, einen Tyroler heirathete und mit ihr zu uns herüberzog, während ihr Bruder, welcher mit ihr in derselben Stunde das Licht der Welt erblickte, die zweite Verbindung seiner Mutter aber nicht billigte, im Baiernlande in Kriegsdienste ging.

Leonore beweinte den Verlust ihres Bruders bitterlich, denn sie hing mit inniger Liebe an ihm; nach und nach tröstete sie sich indeß, auch bekam sie dann und wann auf verschiedenen Wegen Kunde von ihm. Mit der Zeit machten ihr denn auch ihre eigenen Angelegenheiten zu schaffen, denn sie hatte

die Jahre erreicht, wo die Liebe sich zu melden pflegt und Franz, der junge Tyroler, fand weit mehr Behagen an dem Lächeln der holden fremden Maid, als an der Gemsenjagd. Er war der kühnste Jäger und der beste Schütz im ganzen Thale, und da er ein hübscher tüchtiger Bursche und dabei redlichen Herzens war, so hatte die ganze Gemeinde nichts einzuwenden gegen seine Verbindung mit einer Jungfrau, die wir bereits wie zu uns gehörend, betrachteten, und die von jedermann als die Schönste unter den Töchtern des Thales bezeichnet wurde.

In dem Zeitraume zwischen ihrer Verlobung und ihrer Verbindung aber ward unser Land ungerechterweise überfallen und zur Rache aufgereizt. Selbst unsere entferntesten Berge wurden von den Wachtfeuern geröthet, unsere Waldströme wurden von dem Blute der Unsrigen und dem unserer Feinde gefärbt. In unserm ganzen Thale gab es nur ein Herz, welches nicht die Gefühle der Uebrigen theilte; dieß war Leonorens Herz. Ihr Bruder war bairischer Soldat, und obgleich sein Regiment noch nicht zu denen gehörte, welche bereits die Früchte unserer Arbeit verschlangen, so stand es doch an der Gränze und konnte jeden Augenblick in Tyrol einrücken. Bei den Zusammenkünften der Dorfbewohner horchte Leonore zwar mit glühender Wange den Reden, womit ihr Geliebter wie mit Trompetenschall seine jungen Cameraden zum Kampfe aufforderte, aber wenn sie sich allein befand, dann flossen ihre Thränen.

Es war ganz natürlich, daß sie vermuthete, das an der Gränze stehende Bairische Regiment werde einen der vorzüglichsten Pässe passiren, die in das Innere des Landes führten, daß sie aber glauben konnte, ihren Bruder unter Tausenden herauszufinden, welche in geschlossenen Reihen daherzogen, oder sich jeden Fußbreit Landes mit ihrem Blute erkämpften, daß sie zu hoffen wagte, es werde ihr gelingen, ihn von seiner Fahne ab hinüber zu dem Banner der Freiheit und der Ehre zu locken, war nur bei ihrem aufgeregten Temperamente denkbar. Sie war fast nie daheim, sondern wanderte ganze Tage, ja ganze Nächte in den Engpässen umher, die blutigen Fußstapfen des Krieges bewachend. Sie sprach nur selten, sie nahm fast keine Nahrung zu sich und wenn sie dann und wann in einen kurzen fieberhaften Schlummer versank, schreckte sie jedesmal schon nach einigen Augenblicken angstvoll wieder auf, unerquickt und sich selbst Vorwürfe über ihre Sorglosigkeit machend. Nach und nach erwarb sie sich auf diese Weise von den Localitäten des Gebirges eine so genaue Kenntniß, wie sie in diesem Grade vor ihr noch niemand besessen hatte.

Unterdessen ward unser Thal durch Krieger bevölkert, denn Hofer und seine Cameraden versammelten sich in großer Menge, um die Pässe des Brenners zu bewachen, welche als die eigentlichen Landstraßen nach dem Innern Italiens zu betrachten sind. Leonore war die wachsamste und gewandteste aller Tyroler Schildwachen, denn ihre Sinne wurden durch Uebung geschärft, und rastlos ward sie angeregt durch die heiligsten Gefühle, welche in der Brust eines Weibes wohnen können. Der Hauptpaß, der einzige, wo das Eindringen einer zahlreichen Kriegsschaar zu vermuthen stand, ward von ihr nicht so sorgfältig bewacht, als die kleinen Hohlwege, welche nur von den Gemsenjägern benutzt werden. Die blutige Erfahrung, welche der Feind seit Kurzem gemacht hatte, ließ sie so handeln und den Schluß ziehen, der Feind werde zwar versuchen, den Hauptpaß zu forciren, zugleich aber auf den Nebenpfaden kleinere Truppenabtheilungen absenden, um die Tyroler zu umzingeln. War ein solches Manöve beschlossen, so war mit ziemlicher Gewißheit anzunehmen, daß das Regiment ihres Bruders auf einem der kleineren Pfade zu der letztgenannten Expedition verwendet werden würde, denn es bestand größtentheils aus Schweizern, welche von ihrer Kindheit an, an das Klettern auf den Bergen gewöhnt sind; endlich überzeugte sie sich sogar, daß es nur einen einzigen dieser Engpässe gab, auf welchem eine Kriegsschaar, mit der Hoffnung auf einen glücklichen Erfolg vordringen konnte, und auf diesen Pfad richtete sie nunmehr ihre ganze Aufmerksamkeit.

Noch war die Kunde nicht eingegangen, daß die bairischen Truppen Innsbruk verlassen hätten, um sich dem Brenner zu nähern; aber man erwartete diese Nachricht mit jedem Augenblick. Leonore wich nicht von ihrem Posten, auf den sie sich schon mit Tagesanbruch begab, um hinter einem Felsenvorsprunge, wo sie nicht bemerkt werden konnte, das Defilee zu überschauen. Noch immer herrschte hier Schweigen und Einsamkeit, wie bei ihren früheren Wachen, endlich aber erblickte ihr scharfes Auge eine Gemse, welche mit so seltsamen Sprüngen daher eilte, daß Leonore daraus den Schluß zog, das flüchtige Thier müsse die Gestalt eines Menschen erblickt, oder den Schall seiner Schritte vernommen haben. Es verging wieder eine Stunde, da gewahrte sie wirklich ein menschliches Wesen, welches in der nemlichen Richtung näher kam. Die Gestalt verweilte auf einer Klippe sitzend zwei Stunden lang, und verschwand dann wieder; es schien die eines Ziegenhirten, welcher seine Heerde bewacht.

Endlich, nach kurzer Zwischenzeit, zeigte sich die Gestalt wieder, welche jetzt näher kam; es war ein Mann, der die Tracht der Bergbewohner aus der niedrigsten Klasse trug, und Fischergeräth mit sich führte. Er schickte sich zum Fischen in dem Strome an und schien keine andere Absicht zu haben, als sich seine Mittagsmahlzeit aus der Fluth zu ziehen, bevor die Sonne so hoch emporgestiegen seyn würde sein Bemühen zu vereiteln. Als es endlich Mittag ward und die Hitze sich schwer auf alle Geschöpfe lagerte, erhob sich der Fischer und stieg mit raschen Schritten den Berg hinan; nicht etwa aber, um dort unter den Bäumen Schutz zu suchen, denn er war bald hier bald dort zu schauen, und stieg zuletzt so hoch hinan, daß er fast den Wolken nahe schien. Mehr als einmal war er eine ganze Stunde lang unsichtbar, wenn er sich dann aber wieder zeigte, war er jedesmal Leonoren etwas näher gekommen. Endlich sank die Sonne hinter den Bergen langsam hinab und der Abend breitete seinen dunkeln Mantel über die

Erde aus. Leonore stand noch immer auf ihrem Posten, spähte aber jetzt mehr mit dem Ohre als mit dem Auge; und als endlich der Mond am Himmel emporzusteigen begann, erhielt sie die Ueberzeugung, daß der Schatten jener Gestalt noch immer umherschwanke. Bald darauf vernahm ihr scharfes Ohr nahende Schritte, und ein Geräusch, so als ob Zweige und Gebüsch bei Seite gebogen würden, damit jemand den Durchgang gewinne; der Himmel war aber so fest mit Wolken bedeckt, daß der Mond die Scene nicht zu beleuchten vermochte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Alchymist.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Nach und nach schien dem Goldschmidt dieß alles immer mehr und mehr einzuleuchten, und endlich betrachtete er es als eine ihm auferlegte Pflicht den Leichnam zu verbergen und sich in den Besitz der Schätze zu setzen, welche ihm augenscheinlich die Vorsehung in dem Augenblick der größten Noth auf so wunderbare Weise zuführte. Sein Entschluß stand nunmehr ganz fest und da keine Zeit zu verlieren war, schritt er sofort zur Ausführung seines Planes.

Er versah sich mit einer Laterne und den Mitteln sie anzuzünden, wenn er Ort und Stelle erreicht haben würde; — darauf verbarg er das mächtige Schlüsselbund in den Falten seines Mantels, und nachdem er das Licht in seinem Hause ausgelöscht und die Thür auf das Sorgsamste verwahrt hatte, tappte er durch die Finsterniß, trotz Sturm und Wetter, der einsamen Behausung des Geizhalses zu. Der Sturm wüthete mit gesteigerter Heftigkeit, welches seinem Vorhaben noch mehr Sicherheit verlieh und von ihm in seinem aufgeregten Sinne als ein Beweiß betrachtet wurde, daß die Vorsehung sein Unternehmen billige.

Vor der Thür des Wucherers angelangt, ward es ihm leicht, dieselbe vermittelst zweier der größten Schlüssel des Bundes zu erschließen; rasch überschritt er die Schwelle und nunmehr stand er da in der nackten kahlen Wohnung, die kein menschlicher Fuß betreten, seitdem der Geizhals sich dort ansiedelte. Einen Augenblick lang regte sich sein Gewissen, und es war ihm, als ob der Geist des todten Geizhalses vor ihm aufsteige, um sein Weiterschreiten zu verhindern. Die Zeit aber drängte und er war zu sehr überzeugt, nur den Willen des Schicksals zu erfüllen, als daß er sein Vorhaben hätte aufgeben sollen. Er verschloß demnach sorgsam die Hausthür, zündete das Licht in seiner Laterne an, und begann nach den verborgenen Schätzen zu suchen.

In einem Winkel der Mauer, der Hausthür grade gegenüber, befand sich eine zweite, wohl verwahrte Thür, vor der schwere Eisenstangen lagen, welche durch Schlösser von verschiedenen Größen befestigt waren. Nachdem der Goldschmidt vergebens mehrere Schlüssel geprüft hatte, fand er endlich die rechten, öffnete und befand sich nunmehr in einem kleinen inneren Raum, welcher augenscheinlich dem unglücklichen Wucherer zur Schlafkammer gedient hatte. Das Fenster welches vormals diesem Zimmerchen Licht gegeben hatte, war jetzt fest vermauert und ein armseeliges Strohlager, auf welchem der Geizhals seine unruhigen Nächte verbrachte, ein alter Tisch, ein einziger gebrechlicher Stuhl und zwei große, absichtlich offen gelassene Kisten mit zerlumpten Kleidungsstücken, bildeten das ganze sichtbare Geräth. Zu dem größten Erstaunen des Suchenden aber war nirgends auch nur eine Spur von Reichthum oder Schätzen zu schauen. — Keine eiserne Geldkiste, kein Schrank, die als Aufbewahrer bedeutender Summen hätten betrachtet werden können.

Der Goldschmidt aber vertrauete zu sehr dem Schicksal, das ihn seiner Meinung nach hiehergeführt hatte, um seine Nachforschungen so leicht aufzugeben. Nachdem er den Fußboden und drei der Wände sorgfältig untersucht hatte, schritt er zu der, an welcher das Bett des Geizhalses stand, und hier fand er zu seinem Erstaunen, daß dieselbe nicht wie die anderen aus Stein, sondern nur aus Holz geformt war. — Er schob das Bett bei Seite, dessen zerrissene Vorhänge zum Theil die Wand bedeckt hielten, schlug mit einem Hammer gegen die Letztere und siehe da, ein hohler Schall berührte zu seiner großen Freude sein Ohr. Dies also war wahrscheinlich die Schatzkammer des Geizhalses, und die einzige Schranke, welche sich noch zwischen ihm und dem Reichthum erhob, war bald gesprengt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 585 und 586.

Zwei Bilder von S. Bendixen aus Hamburg in London.

Sind ängstliche Erzeugnisse, voll Steifheit und Unnatur.

No. 587. Thorwaldsen in seiner Werkstatt, von D. Blank in Copenhagen.

Die Figur Thorwaldsens ist recht artig und nett gemalt, doch sind die Statuen die ihn umgeben, sehr vernachläßigt; auch ist das Ganze zu eintönig gehalten.

No. 607. Zwei Römerinnen.
von A. Paeger in Rom.

Ist ein großes Bild, zeichnet sich aber weder durch Zeichnung noch Malerei aus.

No. 608. Der Postillon,
von Alfred Dedreux in Paris.

Wenn auch aus dem Ganzen französische Manier herausstieht, so ist es doch vortrefflich gezeichnet und herrlich gemalt; es ist zu beklagen, daß bei dem Aufhängen der Bilder nicht größere Sorgfalt obgewaltet.

No. 625. Der Netzstricker,
von J. Gensler in Hamburg.

Ist weniger gut als manche andere Arbeit dieses Malers; es ist alles zu flach und schneidig behandelt; das Ganze sieht aus, als sey es noch nicht fertig.

No. 628. Marias Abschied von der Leiche Christi,
von Götting aus Aachen.

Schön und zierlich gemalt; doch müßte das Fleisch der Maria mehr Leben haben, als das des todten Christus; beider Fleisch ist ein Ton. Der Körper des Christus ist auch etwas über der Brust verzeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Am 30sten May: „Die Nachtwandlerin" von Bellini.

Von den Compositionen Bellinis ist die «Nachtwandlerin» diejenige, welcher wir den Vorzug vor allen andern uns bekannten Werken dieses gefeierten Componisten geben.

So sehr wir «Romeo und Julia» als ein durchaus, sowohl in der Auffassung als Ausführung verfehltes Werk zu tadeln Ursache haben; «Norma,» überdies zu sehr Nachahmung einer Oper unseres unsterblichen Spontinis (Vestalin), zu vielen und mannichfachen Monitas Gelegenheit giebt; der «Pirat» in vielen einzelnen Nummern vortrefflich, aber durch Mangel an Einheit dem Musikkenner auffällig wird; — so wenig wir alle in Summa, ein ganz unbedingter Verehrer der Werke Bellini's seyn können, so müssen wir doch gestehen, daß die «Nachtwandlerin» von den Opern der neuesten Zeit diejenige ist, welche am meisten Anspruch auf die Benennung «Kunstwerk» machen kann.

Einige schwache Stellen, namentlich in den Choren, abgerechnet, ist Sorgfalt und Genauigkeit nicht zu verkennen. Die Modulation ist bis auf einige Nofalien rectus: «Schusterflecke» — gediegen; abweichend von den so beliebten, Rossini so oft nachäffenden, Uebergängen (z. B nach der Sexte), besonnen und zeugt von gründlicher Schule. Die Melodieen sind reizend und müssen entzücken, besonders wenn sie so wie von Mad. Schubert und unserm trefflichen Wurda vorgetragen werden. Das Orchester endlich, hat Bellini aus der schnöden Stellung eines lebendigen Claviers gerückt, auch hat er die Knalleffekte mäßig angewendet. Wir hatten einmal Gelegenheit drei Bellinische Gesangspiecen zu instrumentiren. — Seltsam genug! es war nur nöthig die erste und zweite Arie anzufertigen — die dritte paßte bis auf die Transposition in eine andere Tonart — Takt vor Takt in Harmonie, Rhythmus, Figur, auf die erste. Das war unsere erste Bekanntschaft mit Bellini und es hat lange Zeit diese sonderbare Begebenheit unsrer Urtheil über Bellini befangen gehalten. Stimmt unsere Ansicht also mit dem Urtheile Mancher nicht zusammen und dunkt es andern Kunstvollen richtern zu einseitig, so wollen wir uns durch die Anführung dieser Thatsache einen Schangraben eröffnet haben, welcher uns vor feindlichen Kugeln sicher stellen soll.

Ueber die darstellenden Künstler wollen wir uns, ohne diesmal auf Einzelnheiten einzugehen, summarisch aussprechen.

Amine. Madame Schubert ist eine durchaus vortreffliche Künstlerin, welche mit einer anmuthsvollen Stimme, gute Schule und Geschmack verbindet. Wir haben nicht ein einzigesmal Ungleichheit der Töne in diesen so überaus schweren und angreifenden Passagen rc. gehört, und etwas so selten Sängerinnen erringen) das Aneinanderketten der Töne in Coloratur hat Mad. S. in so hohem Grade erreicht, wie wir es nur selten zu hören Gelegenheit haben.

Mochten unsere Sängerinnen doch recht auf die Gesangsweise der Madame Schubert achten und dieselbe sich zum Muster nehmen!

Die Betonung der weiblichen (trochaischen) Caesur wünschen wir aber von Mad. S. mehr moderirt zu hören. Diese Art zu singen, wenn gleich es die italienische Schule, bedingt durch die Sprache, vorschreibt, ist im deutschen Idiom nicht zulässig — wenigstens nicht so stark, wenn es nicht manirirt erscheinen soll.

Herr Wurda ist ein ächt dramatischer Sänger. Bravissimo diesem tüchtigen Künstler! Was die Aussprache — das deutsche Sprechen beim Singen anbetrifft, so verdient Herr W. unstreitig den Vorzug vor Mad. S. In gleichem Maaße wie Mad. S. und Herr W. zusammen wirkten, wurde ihnen auch des Beifalls Lohn. Beide wurden nach dem zweiten Akte stürmisch gerufen.

Herr Wolterreck (Rudolph) konnte seiner Individualität zu Folge mit diesen beiden Künstlern nicht gleichen Schritt halten und die Einheit der Darstellung wurde dadurch bedeutend beeinträchtiget. Bei der Stelle: «sie ist eine Nachtwandlerin» war die Declamation unrichtig; allerdings ist diese Stelle vom Componisten gar spaßig behandelt; der denkende Künstler aber muß solche Schwachen des Componisten auszumerzen suchen — .

Mad. Christiany (Lise) that ihr Möglichstes. Aber weder ihre Stimme noch ihre Gesangsweise paßen für diese Art Parthien und unser Urtheil, welches wir bei der Oper «Joseph» aussprachen, finden wir bestätiget. Daß sie die Arie ausgelassen hat, spricht für ihre Bescheidenheit und ist sehr lobenswerth.

Ueber die übrigen Darstellenden, so wie über Chor und Orchester, verbietet der Raum unsere gemachten Bemerkungen niederzuschreiben; doch können wir im Ganzen ein günstiges Urtheil fällen.

X.

Repertorium.

Montag, den 5ten Juny: Unbestimmt.

Druckfehler.

Auf dem Titel des Umschlags (Monat May) muß es statt: No. 40 bis 65: No. 52 bis 65 heißen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 68 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geheimniß des Engpasses.

(Fortsetzung.)

Der immer deutlicher werdende Schall der Schritte verkündete Leonoren, daß der Späher jetzt ganz in der Nähe und das Geheimniß des Engpasses nahe daran sey, verrathen zu werden. Der Felsen, hinter welchem sie sich befand, schien dem weiteren Fortschreiten hinab in das Thal eine unübersteigbare Schranke entgegen zu stellen, und wenn man nicht ganz nahe davorstand, war es unmöglich zu bemerken, daß ein kleiner schmaler Pfad um den Berg hinum führte. Leonore blickte mit der größten Spannung von der Stelle wo sie stand über einene Felsvorsprung in den Engpaß hinab. — In diesem Augenblick trat der Mond im vollen Glanze hinter einer Wolke hervor, so daß alles wie durch Tageslicht hell beleuchtet wurde. Unten stand ein Mann, mit völlig emporgerichtetem Antlitz, die Hand an das in seinem Gürtel steckende Pistol gelegt, gleichsam als hätte ihn Leonorens leise Bewegung erschreckt. — Dieser Mann war ihr Bruder! — Ein Gefühl des Entzückens durchbebte Leonore. — Es war ihr Bruder — ihr Zwillingsbruder! Es war ihr, als ob ihr aus dem Felsenpfade ihr eigenes Gesicht wie aus einem dunklen Spiegel entgegenstrahlte! Von den Empfindungen des bairischen Soldaten in diesem Augenblick können wir keine Rechenschaft geben; aus seinem starren Blick läßt sich indeß schließen, daß sie entweder mit Leonorens Gefühlen sympathisirten, oder daß er durch ein abergläubisches Staunen regungslos gemacht war. — Im nächsten Moment ward in einiger Entfernung ein leises Pfeifen vernehmbar, der Mond entzog sein Licht wieder eben so plötzlich als er es dargeboten hatte und der Späher glitt hinab in das Thal, wo er zwischen den Bäumen verschwand, ohne auch nur ein Wort gesprochen zu haben.

Leonore wartete eine Zeitlang. Sie wagte es endlich sogar den Namen ihres Bruders auszurufen, aber nur das Echo des Gebirges gab ihr Antwort, und von Angst und Unentschlossenheit erfaßt, raffte sie sich auf. Was sollte sie thun? Sollte sie zugeben, daß die bairischen Krieger sich gleich einem verheerenden Strome hinabstürzten, in das Thal das sie freundlich wie eine Eingeborne aufgenommen hatte? Sollte sie die Sache opfern mit der die Existenz des Geliebten ihres Herzens in Verbindung stand? Oder sollte sie ihren Zwillingsbruder seinen nach seinem Blute dürstenden Feinden verrathen? — Leonore sehnte sich nach ihrem Bruder, wie eine

liebende Mutter sich nur nach ihrem Kinde sehnen kann; sie hatte ihn nach langer Trennung wieder erblickt, er war stärker, kräftiger, schöner geworden, sie gedachte des Muthes, den er grade jetzt an den Tag legte — und Thränen der Liebe und des Stolzes entströmten ihren Wangen.

Ihre Zähren schmolzen indeß den Entschluß nicht, den sie gefaßt hatte. — In der Mitte der Nacht pochte sie an das Fenster des Schlafkämmerchens der einsam stehenden Hütte, in welcher Franz ruhte. Als der junge Mann beim Scheine des Mondes, vor seinem Fenster die todtenbleiche Gestalt mit dem aufgelösten Haar erblickte, glaubte er ein dem Grabe entstiegenes Gespenst zu erschauen, und schnell flog ein Ave Maria über seine Lippen.

„Erschrick nicht, ich bins," rief ihm Leonore zu, „schnell kleide Dich an, bewaffnete Dich, folge mir ohne ein Wort zu sprechen." — Und während er sich fertig machte, lehnte sie sich an die Mauer der Hütte, um ihre Kräfte zu sammeln. Als er schweigend, wie sie geboten, aus der Thür trat, legte sie noch einmal die Finger auf ihre Lippen und glitt dann voran, bis sie die Stelle erreichten, wo sie ihren Bruder erblickt hatte.

„Franz," flüsterte sie jetzt, „uns bleibt keine Zeit zu langen Erklärungen — die Baiern rücken heran — wie nahe sie sind, weiß ich nicht, aber sie sind näher als Du denkst. Während man die Hauptstraße zu forciren sucht, wird eine Truppenabtheilung sich durch diesen Engpaß schleichen und sich von den Bergen hinab wie Geier auf die Tyroler zu stürzen. Nun höre, bei diesem Detaschement — vielleicht an der Spitze desselben — wird sich — ein banges Vorgefühl sagt es mir — wird sich — mein Bruder befinden. — —

Kaum hatte sie diese Worte mühsam hervorgebracht, als Franz auch schon mit Blitzesschnelle zu dem Eingange des Felsenpasses eilte, und sich von der Möglichkeit, daß eine Kriegerschaar ihn passiren könne, überzeugte.

„Du hast unser Dorf — ja vielleicht unser Land gerettet, Leonore," sprach er, als er zu seiner Geliebten zurückkehrte.

„Höre mich an, ich habe Dir noch etwas zu sagen," flüsterte das Mädchen.

„So theile es mir unterwegs mit," versetzte Franz, „stütze Dich auf meinen Arm, und laß uns eilen, so weit es Deine Kräfte gestatten."

„Nein, nein, ich muß es Dir hier sagen," sprach Leonore, „ich kann nicht weiter, meine Kräfte sind erschöpft — und wenn ich auch könnte, ich will nicht fort. — Ich sagte Dir, daß mein Bruder sich bei dem Detaschement befindet — wird er von Dir oder Deinen Cameraden getödtet — oder verwundet — wird nur eine Locke seines schönen Haares verletzt — "

„Leonore, was sprichst Du? besinne Dich," unterbrach sie der junge Tyroler.

„Schweige Franz und höre mich an," fuhr Leonore fort, indem sie niederkniete und ihre Hand wie zum Schwur gen Himmel hob. „Wenn ein einziger Tropfen von dem Blute meines Bruders vergossen wird, so schwöre ich — — "

„Halt ein, und vernimm erst meinen Schwur," fiel Franz ein.

„Schwöre Du nicht!" rief lebhaft Leonore. „Ich weiß, Du wirst handeln, wie es einem Manne und einem Tyroler geziemt; ich aber habe auch eine andere Pflicht zu erfüllen, und so schwöre ich denn im Angesicht des Ewigen, daß wenn durch meine Dir gemachte Entdeckung, dem theuren Sohne meines verewigten Vaters — meinem lieben einzigen Bruder — meinem Zwillingsbruder — Schaden zugefügt wird, Himmel und Hölle sich eher mit einander vermischen sollen, als das Blut unserer beiden Geschlechter. — Ich weiß, der Verlust meiner Hand ist keine allzu schwere Buße, Franz, und vielleicht würde ich mich bemühen, sie Dir als Schwester durch Thränen und Gebet zu erleichtern, aber ich weiß auch, daß wenn Du ihn im Kampfe erblickst, (hier duldete sie, daß ihr Geliebter sie an sich zog und sie innig an seine Brust drückte) wenn Du in das liebe Gesicht schauest — er sieht mir ähnlich wie ein Tropfen Wasser dem andern, dann — dann — Franz — " Thränen erstickten fast ihre Worte, „dann wirst Du denken, es ist der Bruder Deiner Leonore."

„Ja bei dem Ewigen, das werde ich," betheuerte Franz. „Möge meine Hand verdorren, berührt sie ihn anders als in Freundschaft und Liebe." Er hatte diese Worte kaum ausgesprochen, als eine starke Kanonade die Annäherung des Feindes verkündete, welcher bereits mit den Piquets der Tyroler zusammengestoßen war. Franz drückte seine Geliebte an seine Brust, küßte ihre bleiche Wange und stürzte über die Berge von dannen, dem Sammelplatze seiner Kameraden zu. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Alchymist.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Er prüfte die Wand nun genauer, und nachdem er eine Zeitlang an verschiedenen Stellen geschoben, geklopft und gehämmert hatte, gab plötzlich auf einen zufälligen Druck seiner Hand zu seinem Entzücken ein Fach in der Wand nach, und zeigte ihm die Oeffnung, in welche der Wucherer sein Geld gelegt hatte; denn hinter der hölzernen Wand erblickte der Alchymist jetzt eine colossale eiserne Kiste. Vermittelst der noch übrigen Schlüssel ward dieselbe leicht geöffnet, und der Reichthum des Geizhalses zeigte sich bei dem Licht der Laterne Nicciardos staunenden Blicken.

Besaß unser Alchymist gleich einen leicht aufzuregenden

Sinn, so zeigte er sich doch hier, wo ihm die Versuchung so verführerisch entgegentrat, als ein vorsichtiger Mann. — Die Schätze des Wucherers boten sich ihm unter Gestalten dar, die besonders für einen Goldschmidt höchst lockend seyn mußten. Hier lagen goldene Ringe und Armbänder, Diamanten und andere edle Steine, und unter den vielen frei umherliegenden Münzen befanden sich vier Beutel, von denen ein jeder zufolge einem daranhängenden Zettel 5000 Goldstücke enthielt. Der Goldschmidt beabsichtigte so zu Werke zu gehen, daß hier kein Diebstahl entdeckt werden könne, wenn die Behörden endlich das Verschwinden Grimaldis bemerken und in seiner Wohnung Nachsuchungen anstellen würden, und er beschloß daher, die Edelsteine und goldenen Kleinodien liegen zu lassen, und sich mit den vier versiegelten Beuteln zu begnügen. Er nahm sie heraus, worauf er die Kiste wieder sorgfältig verschloß, die hölzerne Wand wieder in Ordnung brachte, das Bett mit den Vorhängen davor schob und auf die Hausflur zurückkehrte. Er legte die Eisenstangen wieder vor die Kammer, bließ sein Licht aus, verschloß sorgfältig die Hausthür von außen und kehrte dann, von keinem menschlichen Auge gesehen, in seine eigene Behausung zurück.

Die Nacht war jetzt weit vorgerückt, und er verschloß demnach seine Hausthür und schickte sich an das zu vollbringen, was ihm noch zu thun oblag. Er hob den Leichnam auf seine Schultern und trug ihn hinab in den Keller, wo er die Fliesen aufrieß und ein Grab grub, so tief er es in der Eile bewerkstelligen konnte; er steckte die Schlüssel wieder in die Tasche des Ermordeten, legte ihn in die Grube, brachte die Fliesen ganz wieder in Ordnung, so daß keine Spur von dem was er vollbracht hatte, übrig blieb und schlich alsdann hinauf auf sein Zimmer, wo er sich grade als der Morgen anzubrechen begann, auf sein Lager warf, und ermattet und erschöpft bald in einen festen Schlaf versank.

Es war schon heller Tag als der Alchymist erwachte, und erquickt und gestärkt nunmehr darüber nachzusinnen begann, was er in der Folge beginnen solle. Bei dem Anslichtbringen seines so plötzlich erworbenen Reichthums, war natürlich die größte Vorsicht erforderlich, und er beschloß daher, für den Augenblick weder in seiner Lebens- noch Geschäftsweise die mindeste Veränderung eintreten zu lassen.

Nach einigen Tagen fing man übrigens an, Grimaldis Abwesenheit zu bemerken, man ward besorgt und endlich ward sein Haus auf Befehl und in Gegenwart der Magistratspersonen erbrochen.

Da weder der Wucherer noch seine Schätze gefunden wurden, ward seine Wohnung mit dem Stadtsiegel belegt, bis er zurückkehren würde; als aber wieder einige Wochen vergangen waren, ohne daß er erschien, ward beschlossen, die Sache und seine Wohnung noch genauer zu untersuchen. Man fand nunmehr hinter der hölzernen Wand, die dem Anscheine nach unberührte Eisenkiste, erbrach sie und nahm die darin befindlichen Kleinodien vor der Hand in Beschlag, worauf die ganze

Sache, nachdem sie noch eine Zeitlang ein Gegenstand des öffentlichen Gesprächs geblieben war, nach und nach von neueren Gegenständen verdrängt wurde und endlich in Vergessenheit gerieth.

Erst lange Zeit nachdem seine Nachbaren aufgehört hatten, von der Geschichte zu schwatzen, begann der Goldschmidt hie und da Winke fallen zu lassen, von einem günstigen Erfolge, der seine alchymistischen Versuche gekrönt habe; nach und nach wagte er jetzt von Goldbarren, wie von dem Resultate seines Strebens zu sprechen, und wenn ihn auch die Mehrzahl auslachte, gab es doch auch einige, welche seiner Aussage glaubten und aufmerksam auf ihn wurden. Nach und nach ward auch der Ton des Goldschmidts kühner und bestimmter und er erklärte unverholen, daß er entschlossen sey, sich nach Frankreich zu begeben, um dort seine Goldbarren gegen gangbare Münze umzusetzen. Unter dem Vorwande davon die Kosten der Reise bestreiten zu wollen, borgte er sich Hundert Gulden von einem derjenigen, die seiner Aussage vertraueten. Hiervon übergab er die Hälfte seinem Weibe, damit es ihr und den Kindern während seiner Abwesenheit nicht an dem Nöthigen fehle, während er sich anschickte, mit der anderen die Reise anzutreten.

Ricciardo hatte sein Weib stets innig geliebt, und weder Zeit noch häusliche Noth hatte ihre gegenseitige Anhänglichkeit zu schwächen vermocht. Um ihretwillen nur hatte er so eifrig nach dem Stein der Weisen gesucht. Sein stets aufgeregtes Wesen, seine häufigen Nachtwachen, seine rastlose Sorge und Angst waren dagegen für die liebende, aber weit weniger sanguinische Beatrice unablässig Gegenstände der größten Besorgniß gewesen, und mehr als einmal hatte ihr vor der gänzlichen Enttäuschung ihres Gatten gebangt. Der Gedanke, daß er jetzt von ihr scheiden, und mit seinem reizbaren Temperamente sich unter ganz fremden Menschen bewegen solle, erfüllte sie demnach mit großem Kummer. Sie verschwendete ihre ganze Beredtsamkeit und ließ kein Mittel unversucht, um ihm seinen Vorsatz auszureden, alles blieb fruchtlos, bis sie endlich ihre Zuflucht zu Bitten und Thränen nahm; Waffen deren sich ein geliebtes Weib nur selten fruchtlos bedient.

Der gutmüthige Goldschmidt ward von ihren Klagen tief gerührt, und um sie gänzlich zu beruhigen, beschloß er endlich, ihr sein Geheimniß zu offenbaren. Er führte sie hinab in den Keller zu der Grabstätte des Wucherers, erzählte ihr alles was sich zugetragen und beruhigte auf diese Weise ihren Zweifel, hinsichtlich seines Reichthums.

Beatrice erschrak ob der Gefahr, in welche die Umstände ihren Gatten gebracht hatten, war aber mit der Art und Weise wie er solche benutzte, völlig zufrieden, und gleich ihm nicht abgeneigt, die ganze Begebenheit als eine besondere Fügung der Vorsehung zu betrachten. Es war indessen nothwendig, daß sie fortfuhr, die Rolle eines armen, tief bekümmerten Weibes zu spielen, und der Goldschmidt verließ demnach sein

Haus unter ihren Thränen und Vorstellungen, ausgelacht von fast jederman, dabei aber freudig in sich hineinlachend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 31 und 32. Windsor und London,

Obgleich in diesen Bildern viele Manieren vorherrschend sind, so ist doch daraus zu ersehen, daß der Künstler mehr Talent zu Landschaften hat, als zur Genremalerei.

No. 702. Anacreontische Gruppe,
von C. Wedemeyer aus Celle.

Wäre gelungen zu nennen, wenn die Conturen nicht vernachläßigt wären.

No. 614. Eine Seidenspinnerin,
von Julie von Egloffstein.

Ein allerliebstes Genrebild; es herrscht eine warme südliche Glut in diesem Gemälde, Zeichnung und Malerei sind sehr lobenswerth. Eine Damenarbeit die viele Achtung verdient.

No. 684. Der St. Nicolai-Abend,
von Ranftl in Wien.

Herr Ranftl in Wien würde besser thun, seine in Oel illuminirten Kupferstiche für die Zukunft in Wien zu behalten; derlei Arbeiten sind zu werthlos, und dieß um so mehr, wenn sie für Original-Oelgemälde ausgegeben werden.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Am 3ten dieses wurde »der Minister und der Seidenhändler« oder »die Kunst, Verschwörungen zu leiten,« Lustspiel in fünf Aufzügen, nach dem Französischen des Scribe, für die deutsche Bühne bearbeitet von Marr, zum erstenmale gegeben. Schon das Original, welches durch die Gesellschaft französischer Schauspieler aus Berlin, bei deren letzter Anwesenheit in Hamburg, unter dem Titel: »l'art de conspirer« aufgeführt ward, gefiel damals sehr, und es war daher kein undankbares Unternehmen, dasselbe für die deutsche Bühne zu bearbeiten. Referent wohnte der französischen Darstellung nicht bei, weshalb er nicht beurtheilen kann, was Herr Marr nur wiedergab, was er selbst schuf. Das äußerst feine, fast unsichtbare und doch so sicher verstrickende Gewebe eines schlauen Diplomaten, der gegen jedes neue ihn treffende Ereigniß mit kaltem Blute gewaffnet, aus demselben Nutzen für seinen Plan zu ziehen weiß, der »jeden Fehler seiner Herren Collegen sich zu nutze zu machen pflegt« und dabei immer derselbe ruhige, kalte Mann bleibt, der ohne Scham oder Entrüstung gestehet, daß er nichts mehr bei Hofe gelte, der Verschwörungen über Alles haßt — dieses Gewebe bildet den Stoff dieses unterhaltenden Lustspiels, wahrlich einen höchst anziehenden. Der Minister Graf Rangau ist es, der uns den so eben kurz geschilderten Charakter vorführt. Der Seidenhändler dagegen, ein sanguinischer, wichtigthuender, übrigens gutmüthiger Alter ist der dupe des Ganzen. Er, der der Hebel bei allen Intriguen des Grafen ist, erhält als Dank dafür und für seine Einsperrung nichts als den Titel eines königl. Hofseidenfabrikanten. Doch das Wort Einsperrung, ruft uns einen nicht ganz angenehmen Eindruck zurück: der Graf schließt, da Alles verloren scheint, den Seidenhändler in dessen Weinkeller, der, wie dieser ihm selbst erzählt, mit doppelten Thüren versehen ist, ein, um das zu Gunsten desselben aufgeregte Volk glauben zu machen, er sey von Neuem gefangen genommen. Abgesehen davon, daß man über seine Befreiung nichts erfährt, und daß es unwahrscheinlich ist, daß solche, ohne Verdacht auf den Grafen zu werfen, vor sich gehen konnte, da dieser ja doch den Schlüssel in seiner Tasche trug; so bildet diese Handlung einen kleinen Fleck in der sonst so gelungenen Charakterzeichnung des Diplomaten, und sieht allzusehr einem jener Theatercoups ähnlich, von denen sich dieses Stück im Uebrigen so glücklich freigehalten hat. Wir hoffen und wünschen, daß dieser Tadel den Herrn Marr nur halb treffen möge, doch selbst, wenn der französische Verf. die Schuld der Erfindung trägt, so hätte es den talentvollen Herrn M. doch nicht schwer werden können, etwas Besseres und weniger Störendes zu setzen. Noch möchten wir Einiges gegen den Schluß einzuwenden haben. Er ist, da wir während des ganzen Stücks in ununterbrochener Spannung hingehalten wurden, etwas ungenügend, weil er zu wenig vorbereitet wird. An eine allgemeine praktische Gerechtigkeit darf man wohl im Lustspiel nicht allzustrenge Forderungen machen, doch spielt die unterliegende Partei am Schlusse wohl eine allzu klägliche Rolle. Ein Räthsel, das unaufgeklärt bleibt, ist der Verhaftsbefehl des Königs, den doch schwerlich der König selbst unterzeichnet haben kann, und der doch die richtige Unterschrift trägt. Sollte eine Verwechselung der beiden Königinnen — ? nein, das wäre zu unwahrscheinlich und gewagt. — Das Publikum, das sich recht zahlreich eingefunden hatte, erwartete ein Lustspiel und wollte durchaus lachen, selbst die und da, wo nichts zu lachen war, weßhalb wir das Stück lieber Charaktergemälde (denn die Charaktere sind sämmtlich gut gezeichnet und der des Diplomaten, wir schon erwähnt, musterhaft) oder allenfalls Intriguen-Lustspiel genannt haben möchten. Die Bearbeitung ist, was die Sprache anbetrifft, (denn weiter können wir sie leider nicht beurtheilen) wie sich von Herrn Marrs Feder nicht anders erwarten ließ, sehr geschickt und glücklich zu nennen. Ueber die einzelnen Rollen, so wie über deren Darstellung, werden wir im nächsten Blatte ein Mehreres berichten.

(Der Beschluß folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 7ten Juny: „Die Vestalin,“ Oper in drei Aufzügen. Musik von Spontini.

Druckfehler.

Im vorigen Blatte, im Bericht über die Nachtwandlerin Sp. 536, Z. 12 v. o. lese man: Kunstrichtern statt: Kunstvollen richtern.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 69 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Alchymist.

Novelle.

(Fortsetzung.)

Zu Marseille angelangt, traf Ricciardo sofort Anstalt sein Geld in Wechsel auf solide Banquiers in Pisa umzusetzen, worauf er, nachdem eine ganze Zeit verstrichen war, an seine Frau schrieb, daß er sein Gold verkauft habe, und nunmehr mit dem Ertrage unverzüglich zu ihr zurückkehren würde. — Diesen Brief zeigte Beatrice im Triumph ihren Verwandten, Freunden und Nachbaren, kurz jedem der ihn sehen wollte; auch erregte dieß Schreiben natürlich allgemeines Erstaunen.

Ricciardo kehrte endlich zurück und als er jetzt mit den bedeutenden Wechselbriefen vor den Banquiers erschien, ward er, den man, als er schied einen Narren nannte, von jedermann mit jener Ehrerbietung empfangen, welche man der Weisheit und dem Reichthume zu bezeigen pflegt, und der vormals arme Goldschmidt, dessen gutmüthiges Temperament ihm von jeher die Liebe seiner Umgebung erwarb, ward von nun an die Zierde und der Stolz aller Gesellschaften und stieg mit jedem Tage immer mehr und mehr in der allgemeinen Achtung.

Auf das weiche, leicht bewegte Gemüth des Goldschmidts aber äußerte diese Umwandelung eben keinen günstigen Eindruck; er war seiner früheren traurigen Lage zu plötzlich entrissen worden, und sein leichter Sinn war demnach jetzt mannichfacher Versuchung preisgegeben. Die sinnlicheren Theile seiner Natur, bisher niedergehalten durch seine Armuth und sein alchymistisches Streben, erwachten, und die Leidenschaften, welche bisher in ihm geschlummert hatten, wurden durch seine neue Lage mächtig angeregt. Plötzlich vom armen zum reichen Mann geworden, gab er sich allen Versuchungen hin, die ihm entgegentraten. Das Weib seiner Liebe, die Mutter seiner Kinder, die ihm in seiner früheren traurigen Lage, allein Trost zu gewähren vermochte, gewahrte jetzt zu ihrer tiefen Bekümmerniß, daß außer ihr auch noch sonst jemand Ansprüche, wenn auch nicht auf sein Herz, doch wenigstens auf seine Einbildungskraft besitze, so daß die arme Beatrice fast ihre frühere bedrückte Lage zurückwünschte.

Unter denen, welchen die verschwenderischen Gaben des reichgewordenen Golschmidts zuflossen, befand sich auch ein junges Mädchen, von außerordentlicher Schönheit, und was noch schlimmer war, sie wußte es daß sie schön sey und war obendrein noch eine Coquette. Lange bevor er die Gefahr bemerkte, hatten bereits Irenens feurige Augen sein Herz von

Leidenschaft für sie entflammt, und lange bevor sein armes Weib aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt wurde, hatte er dem jungen Mädchen seine Zuneigung eingestanden und die Versicherung erhalten, daß sie solche erwidere.

In der Heftigkeit seiner Leidenschaft war der Goldschmidt bei weitem nicht Herr genug über sich, um sie zu verbergen; und als dem armen Weibe sich endlich die Wahrheit aufdrang, war es als ob ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel sie getroffen hätte. Lange Jahre voll Leiden hatte Beatrice getragen — und jedes Uebel war sie bereit zu erdulden, um des geliebten Gatten willen — dieser Schlag war aber zu stark für sie. Die Liebe ihres Gatten war für sie ein Schatz, der sie über das Entbehren jedes anderen getröstet hatte, sie würde diesen Schatz nicht für alle Reichthümer der Erde hingegeben haben. Ihr scheinbar ruhiges Aeußeres barg eine innere Gluth, welche durch die ihr jetzt zugefügte Schmach plötzlich zur hellodernden Flamme angefacht wurde. In dem ersten Ausbruch ihres gerechten Zorns ward Irene aus dem Hause ihres bisherigen Beschützers vertrieben und Ricciardo gezwungen seinem empörten Weibe nachzugeben.

Aber unser Alchymist war allzusehr der Sklave seiner Leidenschaft, um sich lange unter dem Willen derjenigen zu beugen, deren leisester Wunsch ihm früher als Gesetz gegolten hatte; und seine bessere Natur war von dem Wahnsinn der ihn befallen, so sehr unterdrückt, daß er sich nicht scheuete, seinem Weibe sein unwürdiges Gefühl offen zu bekennen und schonungslos das Herz zu zertreten, an dem er früher mit so inniger Liebe gehangen, ja kalt und gefühllos gegen sein eigenes Unrecht und gegen den Schmerz seiner Gattin, verließ er endlich sein Haus, erklärend wie er fest entschlossen sey, Irenen eine andere Wohnung zu besorgen und dieselbe mit ihr zu theilen.

Als Beatrice sich nunmehr verlassen sah, war sie einem furchtbaren inneren Kampfe preisgegeben und es währte sehr lange, bis sich ihr Gram in Thränen Luft machen konnte. — Der Gedanke an ihr früheres liebevolles Verhältniß zu ihrem Gatten, erstieg bei ihr mit Allgewalt, und mit Entzücken gedachte sie ihrer früheren Armuth. Schaudernd erinnerte sie sich daran, daß es das Gold allein gewesen, was ihr Glück zertrümmerte und mit Freuden würde sie ihren ganzen nunmehrigen Reichthum hingeworfen haben, hätte sie dafür die Liebe ihres Gatten wieder erkaufen können. Dieser letzte Gedanke besonders gewann immer mehr und mehr die Herrschaft über sie, bis sie endlich in ihrem aufgeregten Sinne jenes Gold als den Zauber betrachtete, der ihren Gatten in Fesseln hielt und überzeugt war, daß dieser böse Zauber gelöst seyn würde, sobald sie ihn von dem Unheilbringenden Mammon trenne. — Immer mehr und mehr verwirrte das Grübeln darüber ihre Phantasie und endlich, kaum wissend was sie that, stürzte sie, wie von Wahnsinn erfaßt, aus der, von dem Vater ihrer Kinder verlassenen Wohnung — eilte zu dem Magistrat zu Pisa — und erklärte vor demselben, daß ihr Gatte seinen Reichthum durch Beraubung des Wucherers erworben habe. —

(Der Beschluß folgt.)

Das Geheimniß des Engpasses.

(Fortsetzung.)

Als Franz im Hauptquartier der Tyroler anlangte, fand er dort alles in der besten Ordnung. Hofer war von seiner treuen Schaar umgeben, welche vor Begierde brannte, sich mit dem Feinde zu messen, und jeden Augenblick langten Boten an, die von der Stellung und Lage der Baiern die genaueste Kunde brachten. Einige kleine Detaschements waren bereits abgesandt worden, um den Gegner irre zu leiten, das Hauptcorps aber sollte, so war es beschlossen, den entscheidenden Kampf mit den Baiern auf der vortheilhaften Stelle bestehen, auf welcher es sich jetzt befand. Unter diesen Umständen machte die Nachricht, welche Franz überbrachte, auf den Anführer nur einen geringen Eindruck. Er hatte keine andere Bürgschaft als die Versicherung eines aufgeregten Mädchens, deren Bruder noch obendrein unter den Baiern diente. Franz war überdem auf der Gemsenjagd, in der Liebe und beim Scheibenschießen zu glücklich gewesen, als daß er nicht Feinde hätte haben sollen und seine Mittheilung hatte daher keinen andern Erfolg, als daß man ihm die Wahl ließ, sich entweder den Scharmützlern oder dem Nachtrabe anzuschließen.

„Ihr werdet es bereuen, meine Nachricht nicht beachtet zu haben," sprach Franz endlich, indem er sich den breitkrämpigen Hut tief in das Antlitz drückte und sich anschickte, von dannen zu eilen. „Was aber mich betrifft, so habe ich kein Recht, meinem Vaterlande den Rücken zu wenden, weil dessen Angelegenheit von ungeschickten oder vorurtheilsvollen Männern geführt wird, ich gehe, um zwischen die Tyrannen und ihr Opfer wenigstens ein treues Herz zu stellen.

Eine Stunde später, nachdem er die Schaar der Tyroler verlassen hatte und Leonore einsam in ihrer Hütte saß, ward plötzlich die Thür geöffnet, und von seinem treuen Hunde gefolgt, trat Franz mit raschen Schritten ein.

„Leonore," sprach er, indem er ihre Hand erfaßte und ihr traurig in das blasse bekümmerte Antlitz schauete, „wenn Deine Nachricht von heute wahr ist, so wirst Du mich nimmer wiedersehen. Bewahre diesen Hund und laß ihn mir dorthin nicht folgen, wo es gewiß ohne ihn Todte genug geben wird. Wenn ich fallen sollte, so sey um meinetwillen freundlich gegen das gute Thier, und vergiß dann nicht, daß Du mir hienieden auf Erden das Liebste warst, mein Vaterland allein ausgenommen. Er küßte ihre bleichen Lippen und eilte fort.

„Franz," rief ihn das unglückliche Mädchen noch von der Thür ihrer Hütte nach, „vergiß nicht, daß an Deinem Leben das Leben Deiner Leonore hängt."

Als ihre Blicke ihn nicht mehr zu erschauen vermochten, warf sie sich nieder auf ihre Knie, um im frommen Gebet Kraft für die Prüfungen zu erflehen, die der Himmel ihr auflegen würde.

Trübe schwand jetzt Stunde auf Stunde dahin, und die arme Leonore, welche ihre Andachtsübung nur auf kurze Zeit aufzurichten vermochte, versank bald wieder in ihre düsteren Gedanken. Einen Augenblick horchte sie mit der angstvollsten Spannung nach den Bergen hin, in dem nächsten flog sie der Thür zu, gleichsam als habe sie den Entschluß gefaßt ihren Geliebten aufzusuchen, und sein Schicksal zu theilen. Ein unerklärliches Gefühl hielt sie immer wieder zurück; wenn ihre Hand sich hob, um die Thür zu öffnen, ließ sie sie jedesmal wieder sinken, gleichsam als fehle ihr der Muth ihr Vorhaben zu vollbringen, und endlich versank sie kraftlos in eine Art von Gefühllosigkeit, welche sie für den Augenblick ihr Elend weniger schmerzlich empfinden ließ.

Aus dieser ihrer Apathie ward sie indessen durch das Geheul des Hundes gerissen, welcher plötzlich unruhig in der Hütte umher zu rennen begann. Das Thier welches bisher in einen festen Schlaf versenkt dagelegen hatte, war plötzlich wie von einem bösen Traume aufgeschreckt worden, und blickte jetzt ängstlich und traurig auf Leonore. In diesem Augenblick wurde sie auf das schmerzvollste von dem Gedanken an ihren Bruder erfaßt, an den sie seit Franz die Hütte verließ, nicht gedacht hatte.

„Er ist vielleicht schon als Opfer gefallen," rief sie in der heftigsten Gemüthsbewegung, „ich habe das Blut meines Zwillingsbruders um einen Kuß meines Geliebten verrathen!" Der Hund sprang jetzt an sie hinan und eilte dann wieder der Thüre zu.

„Du willst hinaus," fuhr sie in ihrer Verzweiflung fast bis zum Wahnsinn getrieben fort: „immerhin geh', bringe dem Mörder meines Bruders meinen Fluch!" Rasch öffnete sie nunmehr mit ihren fieberhaft zitternden Händen die Thür der Hütte, worauf der Hund von dannen eilte, während sie von Angst überwältigt auf ihr Lager sank.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Fortsetzung.)

No. 566. Der Königssee bei Berchtesgaden,
von E. Kaiser in München.

Der Baumschlag und die Luft leiden an bedeutenden Schwächen; doch ist das Wasser sehr gut gemalt und der Natur sehr treu entnommen.

No. 590. Zwei Kinder im Walde,
von C. F. Bolte aus Verden in Berlin.

Schwach gezeichnet und schmutzig gemalt; die Drappirung ist ganz vernachlässigt.

No. 601. Der junge Tobias,
von Chauvin aus Aachen in Düsseldorf.

Trefflich in allen Theilen, ausgezeichnet könnte man es nennen, wenn nicht die altdeutsche Schule vorherrschend wäre.

No. 673. Landleute, die ihren Sohn ins Kloster bringen,
von E. Meyer aus Altona in Rom.

Ein Gemälde voll Witz, Laune und Humor, schön gezeichnet und gemalt; es schließt sich würdig an die vorzüglichsten Genrebilder an.

No. 716. Eine Haarflechterin,
von einer Dilettantin.

Wenn gleich dieses Bild nichts Außerordentliches bietet, so ist doch die Dame die es gemalt, eine vortreffliche Dilettantin.

No. 635. Norwegische Landschaft,
von Lucas Gurlitt aus Altona in München.

Ein effektvolles Bild; der Vordergrund ist ausgezeichnet, voll Kraft und Wärme; obgleich die Entfernung etwas schwächer behandelt ist, so ist es doch äußerst lobenswerth, daß der Maler den kalten grauen Duft vermieden, den die norddeutschen Maler in der Regel sich aneignen, der sich in der Natur aber nie auf so störende Art zeigt.

No. 609. Eingang zum Hafen von Calais,
von Dubois in Paris.

Weder Luft noch Seewasser sieht so aus, wie es der Maler dargestellt; die Fischer auf ihren Böten sind ziemlich gelungen.

No. 613. Eine Neapolitanische Volksgruppe,
von Julie von Egloffstein.

Artig gezeichnet und sehr breit gemalt, dem Pinsel wäre aber mehr Reinlichkeit zu wünschen; das Ganze ist recht geistig aufgefaßt.

(Der Beschluß folgt.) *)

*) Wir schließen im nächsten Blatte diese unsere Andeutungen mit dem Schlusse der Ausstellung, nach deren Beendigung sie weiter kein bedeutendes Interesse haben dürften; sie waren bestimmt während der Beschauung der Bilder als Leitfaden zu dienen und es hat uns Vergnügen gewährt zu erfahren, daß dieser Zweck vollkommen erreicht worden. D. R.

Antiquität.

Fürstliche Decrete in Versen abgefaßt mögen sich selten finden; hier eins. Im Jahre 1755 den 4ten Juni wurden im Nassau-Saarbrückschen wegen der Wiedergenesung des Erb-Prinzen verschiedene Freudenbezeugungen veranstaltet, und den 7ten erfolgte diese Verordnung:

Dekretum auf das Ehrenfest, so wegen meines Sohns Genesen
Von beider Städte Bürgerschaft den vierten angestellt gewesen.

Die Treue, Freude, Lieb' und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte
War viel zu edel eingericht,
Daß es mich nicht gerühret hätte.
Drum nehmt für eure Redlichkeit
Dies Zeichen der Zufriedenheit:
Zwei Jahre seyd ihr Zehnten frey
Von allen Stift- und Herrschaftsfrüchten.
Glaubt, daß es meine Freude sey
Euch ein Vergnügen anzurichten.
Mein Eifer wird beständig seh'n
Auf aller Bürger Wohlergeh'n.

Saarbrücken, den 7. Juni 1755.

Wilhelm, Fürst.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

«Minister und Seidenhändler.» (Beschluß.)

Betrachten wir zuvorderst die Königin Mutter, so zeigt sich alsbald, daß diese Rolle keine absolute Bedeutung habe, sondern dieselbe nur durch die Vereinigung mit den handelnden Personen erhält. Der Ton dieser Partie ist für eine Königin recht glücklich getroffen, doch sind für eine so leidenschaftliche, unbesonnene stets handeln wollende Königin die Perioden viel zu lang und zu regelmäßig gedrechselt. Sehr leicht verfallen die Verfasser dramatischer Arbeiten, die in Prosa, wenn auch in der edleren Sprache des Hofstehens geschrieben sind, in diesen Fehler, indem sie während des Schreibens die Illusion des Sprechens nicht beständig festhalten. Die Schwierigkeit, die daraus für die Darsteller solcher Rollen entsteht, besiegte Mad. Lebrün als Königin Mutter vermöge ihres seltnen declamatorischen Talents. Ihr Spiel war edel und wahr, doch bemerken wir, daß eine gewisse Manier bei dieser Künstlerin stehend ist, die sich mehr noch als im Vortrage, in der Action zeigt. Dieser Vorwurf ist jedoch nicht ohne alles Lob, denn die Manier der Mad. Lebrün ist eine sehr gute, und — ganz von Manier frei zu seyn, dies ist ein Vorrecht solcher Künstler, die jedes Jahrhundert nur einzeln besitzt. — Von dem Hauptcharakter dieses Dramas ist im vorigen Blatte schon die Rede gewesen, es bleibt uns daher nur die Beurtheilung der Darstellung desselben übrig. Herr Marr, von dessen Talente wir stets eine so gute Meinung hegten, hat dieselbe in dieser Rolle noch weit höher gespannt. Diese (moralische und societe) Feinheit, diese Ruhe und Kälte, diese selbstbewußte aber stete unter dem Mantel der Bescheidenheit und Zurückgezogenheit versteckte Ueberlegenheit über seine Gegner und Nebenbuhler, mochte wohl schwerlich mit überzeugenderer Wahrheit und mit größerer Sparsamkeit der Mittel dem denkenden Zuschauer vorgeführt werden. Diese weise ästhetische Sparsamkeit ist es ja ganz besonders die sowohl bei repräsentationen als bei productiven Künstlern als eins der gewissesten Merkmale eines Künstlers vom ersten Range gelten kann, wiewol freilich nicht zu läugnen ist, daß sie bisweilen ihr Daseyn eben so gut der Armuth des Genies zu danken haben mag, als der Beurtheilung und dem Geschmacke des Künstlers. Daß bei Herrn Marr die letztere Quelle die rechte sey, brauchen wir wohl nicht zu beweisen. Als vorzüglich gelungne Momente heben wir hervor: die Unterredungen mit der Königin im ersten und im vierten Akt, das stumme Spiel während der Erzählung des Jens im zweiten Akt, Manches in der Scene des vierten Akts mit Koller, nur nicht das Anbieten der Prise mit der gewichtigen Anrede: Herr General! Uns schien dies zu absichtlich und nicht ganz im Charakter gehalten. Ueberhaupt wünschten wir, daß die Tabatiere eine weniger bedeutende Rolle spielen möchte. Der Scherz mit Burkenstaff im zweiten Akt war glücklich und von guter Wirkung. — Herr Marr wurde nach dem 4ten Akte und am Schlusse der Vorstellung stürmisch hervorgerufen. — Der Kriegsminister, Graf Falkenskiold, ein engherziger, egoistischer Hofmann, wie ihn gewiß jede Residenz dictet, wurde von Herrn Burmeister mit wahren Farben dargestellt. — Christine, seine Tochter, ist eine Rolle, die einer guten Schauspielerin besonders in dem letzten Akte, viel Gelegenheit zur Anwendung ihrer Kunst darbietet. Das Spiel der Madame Clauer war durchdacht und vollkommen gerundet; hauptsächlich regrettirend wirkte es durch das so innige Einsseyn mit der ganzen Rolle. Die brave Künstlerin fand verdienten Beifall. — Wir hatten zwar noch Manches über diese, wie über die übrigen Rollen zu sagen, doch damit wir uns nicht genothigt setzen mögen, noch einen Schluß am Schlusse zu geben, wollen wir uns der Kurze befleißigen. — Das sehr achtungswerthe Talent des Herrn Lenz fuhr komische polternde Alten bewährte sich auch in der Rolle des Seidenhändlers Burkenstaff. Würdig secundirte Mad. Fischer als dessen Frau. Ihr Sohn Erich Burkenstaff wurde von Herrn Brüning und zwar recht wacker gespielt. Dieser Schauspieler, der uns bisher in ernsten Liebhaberrollen nicht genügte, hat hier gezeigt, daß er mit eifrigem Fleiß doch Manches darin zu leisten fähig ist. Er besitzt warme, gemuthliche Töne, — nur tragische Rollen und überhaupt solche, die Posse erfordern, werden stets außer seiner Sphäre liegen. — Herr Raeder konnte seine Lust, Carricaturen zu zeichnen, auch in der Rolle des Jens nicht beherrschen. Seine Gesten übertrafen alles früher von ihm Gesehene an Uebertreibung; dieß beingt einem Schauspieler wahrlich nur das Bedauern der Kunstfreunde, oder hochstens den Beifall der Gallerie. Herr Zängl (Baron Sorre) war wie immer Herr Zängl.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 10ten Juny: „Der Minister und der Seidenhändler, oder: die Kunst Verschwörungen zu leiten.“

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 70 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Alchymist.

Novelle.

(Beschluß.)

Unbeschreibbar war der Eindruck, den eine solche Anklage, gegen einen solchen Mann und aus einem solchen Munde, hervorbrachte. Das was Ricciardo seinem Weibe an der Grabstätte Grimaldis erzählt hatte, ward jetzt von der verzweiflungsvollen Beatrice den Magistratspersonen mitgetheilt — in dem Keller seiner vormaligen Wohnung ward nachgesucht — der Leichnam wurde gefunden und der Goldschmidt aus den Armen seiner Irene gerissen, um in der Einsamkeit des Kerkers über Vergangenheit und Zukunft nachzudenken.

Als die unglückliche Beatrice in ihr Haus zurückschwankte, hatte die Obrigkeit schon von demselben Besitz genommen, und sie erfuhr nun auf ihre angstvollen Fragen, daß ihr Gatte bereits dem Gefängniß überantwortet sey. Jetzt wich plötzlich ihr Wahnsinn — und sie übersah mit einem Blick des Entsetzens was sie gethan hatte. Ihre Reue aber kam zu spät — Thränen und Jammer konnten das einmal ausgesprochene Wort nicht wieder zurückrufen; der Proceß gegen den Goldschmidt ward sofort eingeleitet und seine Reichthümer wurden einstweilen für Rechnung des Staats mit Beschlag belegt.

Allein in seinem Kerker — wohl wissend, welch unvermeidliches Schicksal seiner harre, reinigte sich der Geist des Goldschmidts, seine Leidenschaften schwanden und seine bessere Natur trug den Sieg davon. Sein Herz erwachte aus dem tiefen Schlafe in welchen der betäubende Trank einer gesetzlosen Liebe es versenkt hatte, und seine Seele schüttelte die Täuschung von sich, welche sie bisher gefangen gehalten. Er durchschauete jetzt den Nebel, der seinen klaren Blick verfinsterte, bis er sein Opfer geworden, und unleugbar trat ihm jetzt die Ueberzeugung entgegen, daß er vor Menschen wie vor dem Gott, den er in seinem sündhaften Wahn gewissermaßen zu seinem Mitschuldigen gemacht hatte, als ein Räuber dastehe. Er sah zugleich ein, daß eben die Laster welche sein schlecht erworbener Reichthum genährt hatte, zu der Entdeckung der Quelle geführt hatten, aus welcher er diese Schätze schöpfte. Er gestand demnach den begangenen Raub ohne Widerrede ein, wieß aber die Beschuldigung des Mordes bestimmt und entschlossen von sich zurück. Vergebens aber nur erzählte er die Sache, wie sie sich zugetragen, vollkommen der Wahrheit gemäß — er war selbst überzeugt, daß seine Aussage keinen Glauben finden würde, denn die Beweise sprachen

zu sehr gegen ihn. Zwar ertrug er in dieser Hinsicht die Qualen der Folter mit einem wahrhaft bewunderungswürdigen Muthe — dennoch aber hielten sich die Richter zu sehr von seiner Schuld überzeugt, sie sprachen das Todesurtheil über ihn aus und sandten ihn zurück in seinen Kerker, um sich in der Einsamkeit auf den Hinübergang in das Jenseits vorzubereiten.

Und jetzt nun, jetzt, da seine letzte Stunde nahte, jetzt da seine wirre Lebensrechnung abgeschlossen vor ihm lag, und ihm nur noch zu sterben übrig blieb — jetzt fühlte sich sein Herz von den süßen Erinnerungen an seine Jugend beschlichen, und mit ihnen erstieg in seiner Brust das Bild seiner einzigen und wahren Liebe. — Ihn verlangte nach seinem Weibe, denn längst hatte er ihr verziehen, daß sie es war, die ihn dem Schaffotte überlieferte, hatte er sie doch zur Verzweiflung und zum Wahnsinn getrieben. Er wünschte vor seinem Todesgange sie noch einmal in seine Arme zu schließen. Diesem seinen Wunsche ward gewillfahrt. — In der Nacht vor seinem Tode ward Beatrice zu ihm geführt und seine trösten den, dem frommen Herzen entsteigenden Worte beruhigten die Unglückliche in so weit, daß sie ihm feierlich gelobte, ihren gefaßten Vorsatz, nach seinem Tode ihr Leben mit einer Hand zu enden, aufzugeben und ihr Daseyn zum Schutz und zur Erhaltung ihrer hilflosen Kinder so lange zu ertragen, bis es dem Ewigen gefallen würde, die Bürde von ihr zu nehmen.

Mit ergebungsvollem Muthe betrat Ricciardo am folgenden Morgen das Schaffot; sein unglückliches Weib, durch den Abschied von ihm, in eine tiefe Ohnmacht versenkt, blieb der Sorge ihrer Verwandten überlassen. Zur Ehre der Magistratspersonen von Pisa aber müssen wir schließlich noch berichten, daß, obgleich der eigentliche Mörder nie entdeckt ward, und also der Verdacht der blutigen That immerdar auf Ricciardos Andenken haften blieb, der Staat dennoch aus den dem Verurtheilten abgenommenen Reichthümern eine nicht unbedeutende Summe hergab, um die Gattin und die vaterlosen Kinder des beklagenswerthen Goldschmidts vor Noth zu schützen.

Carlo Brunetti.

Das Geheimniß des Engpasses.

(Fortsetzung.)

Franz hatte unterdessen bewaffnet wie gewöhnlich, allein den Weg nach dem Engpasse eingeschlagen. Zwei Stunden lang lag er dort niedergekauert hinter dem Felsenvorsprunge, der auch seine Geliebte vor beobachtenden Blicken geschützt hatte, in der Absicht, von dort aus den bairischen Anführer mit seiner Kugelbüchse niederzuschießen und dann den Eingang des Passes mit dem Säbel in der Hand nach besten Kräften zu vertheidigen. Auf diese Weise hoffte er für seine Landsleute wenigstens Zeit zu gewinnen, denn der Paß war so schmal, daß nur ein Feind zur Zeit gegen ihn kämpfen konnte. — Es erschien indeß kein Gegner, aber die Wolken verdichteten sich immer mehr und mehr, und der Regen begann in Strömen herabzustürzen. Franz ward ungeduldig, er fing an zu vermuthen, daß er falsch berichtet worden, und beschloß durch das Gebüsch bis an den Ausgang des Passes zu dringen, um sich zu überzeugen, ob Leonore sich wirklich geirrt habe.

Er hatte sich indessen noch nicht weit durch das Dickigt gewunden, in welchem er wie ein Tiger auf seine Beute lauerte, als ihm die Gewißheit ward, daß seine Geliebte ihm die Wahrheit verkündet habe. Franz beschloß, sich so dicht wie möglich hinan an die Felsenwand zu schleichen, um sich von der Anzahl der Baiern zu überzeugen, auch vertrauete er im Entdeckungsfalle seiner Schnelligkeit und Gewandheit im Erklimmen der Berge.

Als es ihm endlich gelang, eine Stelle ausfindig zu machen, von wo aus er den Feind überblicken konnte, schauderte er bei dem Gedanken zusammen, welches Schicksal seinem Vaterlande drohe, denn mehr als sieben Hundert Baiern zogen leise und langsam den Felsenpfad daher.

Durch seine Bewegung hatte sich ein kleiner Stein von dem Felsen gelöst und war hinabgerollt, so daß die Aufmerksamkeit der Vordersten des Detachements rege gemacht wurde, welche indeß diesen Umstand als eine Folge der Heftigkeit des Regens betrachteten, der sich in diesem Augenblick so stark zu ergießen begann, daß die Truppen genöthigt waren, einen Augenblick lang Halt zu machen. Franz griff jetzt nach seiner Büchse und bemühete sich, trotz der Dunkelheit, mit seinem Schützenauge den Führer der Schaar zu erlugen, von dem das Schicksal dieser Truppenabtheilung, ja vielleicht das des ganzen Krieges abhing. Im nächsten Moment vernahm er auch wirklich von der Spitze des Zuges her eine Stimme, welche die Soldaten aufforderte, Muth zu fassen und weiter zu schreiten, versichernd, sie würden den Eingang des Engpasses bald erreicht haben. Franz legte rasch seine Büchse an und richtete die Mündung derselben nach der Stelle von woher die Stimme erschollen war; aber der Sprecher hatte sich entfernt und der ganze Zug sich wieder in Bewegung gesetzt. Der junge Tyroler beschloß demnach, sich durch das Gebüsch wieder bis an den Eingang des Engpasses zu schleichen, um dort von oben herab seinen Gegner um desto sicherer aufs Korn nehmen zu können, auch zeigte sich im nächsten Augenblicke dort wirklich der Führer, welcher seinen Cameraden vorangeeilt war. Es war ein junger schlanker Mann, aber er hatte das Gesicht nach der entgegengesetzten Richtung gewandt, und Franz harrete demnach, daß er sich wenden solle, um ihm die Kugel desto sicherer in die Brust zu senden.

Endlich wandte sich der junge Soldat und seine Augen ruhten einen Moment lang auf der Stelle, wo Franz hinter

dem Felsen verborgen auf sein Opfer lauerte. Da aber fühlte plötzlich der junge Tyroler seinen Arm gelähmt, ein kalter Schauder durchzuckte ihn, und alles schwankte ihm vor den Augen, denn der Augenblick, den die unglückliche Leonore gefürchtet hatte, war in der That erschienen. Die Aehnlichkeit konnte nicht täuschen, der Bruder seiner Geliebten war der Führer der bairischen Truppen.

Es war kaum ein Augenblick zum Nachdenken übrig, dieser Augenblick aber enthielt Qualen genug, um ein ganzes Menschenleben zu verbittern. Die Truppenschaar rückte immer näher und näher heran, und der ferne Donner der Kanonen schien zu verkünden, daß der Hauptpaß forcirt und das Heer der Tyroler in das Thal zurückgedrängt worden sey. Ein kalter Schweiß trat dem armen Franz vor die Stirn; in dem Schreckensgemälde seiner von den Feinden verheerten Heimath aber, welches ihm in diesem Moment seine gewaltig aufgeregte Phantasie vorhielt, tauchte das Bild seiner Geliebten unter, er drückte ab, und von der todtbringenden Kugel getroffen, stürzte Leonorens Bruder blutend von dem Felsen hinab, in den tief unten schäumenden Waldstrom, welcher das Blutopfer begierig verschlang.

(Der Beschluß folgt.)

Die sechste Kunstausstellung in Hamburg.

(Beschluß.)

No. 655. Der Abschied des jungen Tobias,
von E. Ihlen aus Düsseldorf.

Ein in allen Theilen sehr lobenswerthes Gemälde; der Maler verspricht für die Zukunft Bedeutendes zu liefern, aber leider hat auch dieser Künstler große Neigung zur altdeutschen Schule.

No. 693. Wallachischer Pferdefang,
von F. Simmler in Rüdesheim.

Ein wildes Pferd, welches eingefangen wird, ist gänzlich mißlungen zu nennen, denn es sieht einem Schaukelpferde für Kinder zum Christgeschenk ähnlich.

No. 572. Schlacht bei Mosaisk,
von A. Adam in München.

Zeigt den Blicken des Beschauers viel Gutes, doch ist im ganzen Bilde zu wenig Haltung; das im Vordergrunde liegende weiße Pferd ist tüchtig verzeichnet.

No. 593. Ansicht von Amalfi,
von W. Brücke in Berlin.

Wasser, Felsmassen und Häuser sind durchaus mißlungen zu nennen, aber noch bei weitem mehr sind es die Figuren.

No. 666. Landschaft,
von W. de Klerk in Dordrecht.

Ein ausnehmend schönes Bild, es hat ungemein viel Wahrheit und Leben; namentlich ist der Mittelgrund, der wundervoll von der Sonne beleuchtet wird, von großem Effekt.

No. 610. Alcibiades unter den Weibern von Sokrates überrascht,
von Dusi aus Venedig.

Gut gezeichnet und gemalt, besonders gelungen sind die weiblichen Gestalten und durchaus meisterhaft ausgeführt; hingegen haben die beiden männlichen Figuren Alcibiades und Sokrates zu theatralische Stellungen.

No. 660. Der Nebelmorgen,
von H. Kaufmann in Hamburg.

Ist der Natur mit vieler Wahrheit entnommen; überhaupt läßt sich von diesem jungen Künstler Aussergewöhnliches erwarten.

No. 682. Eine Landschaft mit Vieh,
von A. Otteware in Gent.

Ein ausgezeichnetes Gemälde; die Landschaft ist meisterhaft ausgeführt, das Vieh ist köstlich behandelt; da ist nicht die geringste Aengstlichkeit zu bemerken, was bei solchen Gegenständen häufig der Fall ist.

No. 705. Johannes predigt dem Volke in der Wüste,
von M. Wittmer in Rom.

Diese Composition ist allerdings sehr lobenswerth, jedoch müßten die Farben bedeutend klarer seyn; auch ist der Maler mit der Anatomie nicht ganz im Klaren.

Kirner, in Rom. Ohne Nummer.

Jungen die einen Arrestanten, der ihnen entwischt, gebunden in einen Stall bringen. Kirner hat zwar schon mehr Ausgezeichnetes geliefert, aber gewiß kein Gemälde, worin so viel Witz, Laune und Humor vorherrschend wären. Die Ausführung des Ganzen ist von dem größten Effekt.

Trost für Schriftsteller,

deren Manuscripte Makulatur werden.

Roffi erzählt:

Der Bediente des in der juristischen Literatur noch jetzt oft genannten Augustin Barbosa, habe einmal Heringe gekauft, die der Krämer in Papier einwickelte. Barbosa habe, da er das weggeworfene Papier aus Neugierde durchsah, ge-

fanden, daß es der Anfang eines sehr gelehrten Werkes war, und sey sogleich auf die Vermuthung gekommen, es möchte, wie es wirklich der Fall war, der Verfasser desselben, ehe er es dem Drucke übergeben konnte, durch den Tod übereilt und die Handschrift durch seine, ihres Werthes unkundigen, Erben an den Fischhändler verkauft worden seyn. Er habe also, nachdem er bei seinem Bedienten sich erkundigt hatte, wo die Fische gekauft wären, den Krämer aufgesucht, bei ihm das Buch, wovon nur wenige Blätter weggerissen gewesen, gefunden, es um eine Kleinigkeit gekauft, hierauf das Fehlende ergänzt, mehrere Zusätze gemacht, und das Werk (es ist der bekannte Traktat de jure ecclesiastico universo) unter seinem Namen herausgegeben. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1ten Juni: „Die Vestalin," Oper in drei Aufzugen. Musik von Spontini.

Ein sichtliches Bestreben, dieses Meisterwerk der Tondichtkunst, würdig ins Leben treten zu lassen, war bei allen Darstellern und dem Orchester, deutlich erkennbar.

Jedoch, so vortheilhaft diese Aufführung sich vor mancher anderen, früher gehörten, auszeichnet und der Einfluß welchen der Ritter Spontini, dadurch, daß er sein Werk hier einst selbst geleitet hat, augenscheinlich ist, so können wir dennoch über die heutige Darstellung kein so gunstiges Uetheil fällen, wie wir es so gern mochten.

Die Anforderung wäre wohl eine sehr übertriebene, wenn man verlangen wollte, es müßten alle Darsteller einer Oper ausgezeichnete Künstler seyn. Eine solche Besetzung konnte unter gewissen Umständen sogar schaden. Also nicht darauf daß dieser oder jener Darsteller mehr oder weniger das Prädicat „Künstler" verdient, kommt es bei der Besetzung einer Oper an, sondern hauptsächlich darauf — wie die vorhandenen Mittel zum Zwecke verwandt werden. Betrachten wir die Mittel unserer Oper näher und jeden Mitwirkenden für sich allein, ohne ihn in irgend eine Beziehung zu einer bestimmten Aufführung zu bringen, so wird jeder Unbefangene gestehen müssen, daß wir eigentlich nicht arm an solchen sind.

Allerdings fehlt noch viel, um sagen zu können, es bestehe in Hamburg ein vollständiges Opernpersonal; aber mit dem Vorhandenen kann schon viel geleistet werden, wenn der gute Wille und Fleiß der Mitglieder mit dem guten Willen und dem Fleiße des Capellmeisters Hand in Hand gehen. —

Es ist wahr, viele, eigentlich zu viele Anfänger haben wir bei unserer Oper, und zu solchen, deren Stimme im letzter Lebensalter ist, fehlt es auch nicht, dennoch aber kann bei verständiger Benutzung dieser Kräfte doch noch Ausgezeichnetes geleistet werden, wofür ja manche Aufführungen deutlich sprechen.

Wenden wir dieses Ebengesagte auf die heutige Darstellung an, so ergiebt es sich, daß mit solchen Mitteln diese Oper nicht schlecht ausfallen konnte, aber auch, daß dem wahrhaft guten Gelingen eins oder das andrer des Ebengenannten hemmend in den Weg treten mußte.

Vor allen Dingen fehlte Einheit in der Darstellung. Die Kräfte der Madame Walcker, der Dlle. Heinemann, der Herren Wurda, Uetz, Wollereck waren zu verschiedenartiger Natur, als daß sie ein abgerundetes Ganzes hätten bilden können.

Ueber jeden dieser Künstler werden wir im Verlauf dieser Kritik unsere Ansicht aussprechen und sie vergleichend beurtheilen.

Ferner: Die Einheit der Darstellung wurde gestört durch die Chöre. Um deutlicher zu seyn, wollen wir zuerst die Definition von „Chor" geben und die Anforderung aussprechen, welche man an einen Chorsänger zu machen berechtigt ist.

Chor heißt: eine Vereinigung von Personen zum gemeinschaftlichen Vortrage eines Musikstückes; auch wird das Musikstück metonymisch „Chor" genannt. Und die Grundidee eines Chorgesanges ist: Ein Ausdruck der Gesammtempfindung mehrerer Individuen, welche in eine gleiche Stimmung des Gemuthes versetzt sind. (Doppelchöre machen hiervon eine Ausnahme). Jeder Chorsänger ist also stets nur ein Theil der Masse und darf sich unter keinen Umständen als einzelnes Individuum geltend machen wollen. Er benutze sich durch reine Intonation — Festigkeit im Takte — Entschlagung jeglicher, nicht vom Componisten vorgeschriebener Verzierung seinen Platz genugend zu behaupten; ferner beachte er die leisesten Winke des Dirigenten; realisire augenblicklich dieselben und hat den Anforderungen eines Chorsängers entsprochen.

Wie wenig von all' diesem aber geschehen ist und wie wenig die Mitglieder des Chores diesen Anforderungen überhaupt entsprachen, davon werden sie zu sehr selbst überzeugt seyn, als daß es nöthig wäre, darüber noch ausführlich zu sprechen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der wackere Tenorist, Herr Greiner, ein mehrjähriges verdientes Mitglied der Königsstädter Bühne zu Berlin, ist, nachdem er zu Frankfurth a. M. einen Cyclus von Gastrollen mit dem glücklichsten Erfolge gegeben, hier eingetroffen, und es ist zu wünschen, daß er Gelegenheit finden möge, während seines hiesigen Aufenthalts, sein anerkanntes Darstellungstalent, besonders in Spielpartheien, auch in Hamburg zu entfalten.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 12ten Juny, zum Erstenmale: „Der Bühnen-Dilettant," Lustspiel in 1 Aufzuge: frei nach dem Franz. von Harrys. Hierauf „Die Entführung," Lustsp. in 3 Aufz. von Junger.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 71 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Vierter Abschnitt. *)

Wir müssen jetzt die indische Flotte ihre Fahrt nach dem Kap mit allen Veränderungen des Windes und des Wetters fortsetzen lassen. Einige Schiffe hatten sich von den übrigen getrennt; als allgemeiner Sammelplatz war die Tafelbai bestimmt, von wo aus dann die Reise gemeinschaftlich fortgesetzt werden sollte.

Philipp Wanderdecken war bald im Stande am Bord sich nützlich zu machen, er übte sich fleißig in seinem neuen Geschäft, denn er suchte durch Arbeit die Erinnerung an die eigentliche Ursache seiner Einschiffung dann und wann aus seinem Gedächtniß zu verbannen; er legte unablässig die Hand ans Werk, denn die körperlichen Anstrengungen ermüdeten ihn und gaben ihm den Schlaf, der sonst sein Lager gemieden haben würde.

Er ward bald ein Liebling des Capitains und ein vertrauter Freund Hillebrants, des ersten Steuermanns; der zweite Steuermann, welcher sich Struys nannte, war ein mürrischer Mensch und unser Held machte sich nicht viel mit ihm zu schaffen. Was den Supercargo, Mynheer Jacob Jans von Stroom betrifft, so wagte sich derselbe nur selten aus seiner Cajüte heraus, weil er einen zahmen Bären fürchtete, den der Capitain am Bord hatte, und über dessen Miteinschiffung jener sich gewaltig beklagte. Ja, Mynheer van Stroom hatte sogar schon einen Brief fertig, um ihn mit erster Gelegenheit an die Direktoren der Compagnie abzuschicken, bei denen er über die Anwesenheit des vierfüßigen Schiffsgenossen große Klage führen wollte.

Mynheer Klootz kümmerte sich indeß wenig darum, sondern schmauchte ruhig seine Pfeife, trank seinen Schnaps, und trieb allerlei Kurzweil mit Johannes, wie er seinen Bären benannt hatte. Dieses Thier hatte sich auch mit unserm Phi-

*) Der mir so eben aus England zugekommene vierte Abschnitt dieser interessanten Novelle ist nur kurz, und um einer zu häufigen Unterbrechung vorzubeugen, war ich schon willens, ihn bis zum Empfang des fünften aufzubewahren und ihn denselben anzuschließen; bei seinem Interesse aber konnte ich es nicht über mich gewinnen, ihn so lange dem geneigten Leser vorzuenthalten. G. L.

lipp befreundet und pflegte, wenn er die Wache hatte, auf dem Verdecke mit ihm auf und ab zu schreiten.

Es gab aber in dem Schiffe auch sonst noch jemand, den wir nicht aus den Augen verlieren dürfen, nehmlich, jenen einäugigen Untersteuermann Schriften, welcher eine große Abneigung, sowol gegen Philipp als auch gegen dessen neuen vierfüßigen Freund, den Bären, zu hegen schien. Bei Vanderdeckens Stellung auf dem Schiffe durfte er denselben zwar nicht offenbar beleidigen, aber er machte ihm Verdruß, wo er nur Gelegenheit fand und suchte die Schiffsmannschaft gegen ihn aufzureizen; dem Bären aber bewieß er offenbare Feindseeligkeit und selten nur ging er an dem gutmüthigen Thiere vorüber, ohne demselben einen Stoß zu versetzen und einen derben Fluch auszusprechen, Obgleich niemand an Bord diesen Mann leiden zu können schien, war es doch als ob sich jederman vor ihm fürchte, und so hatte er eine wahrhaft räthselhafte Gewalt über die Schiffsmannschaft sich zu verschaffen gewußt.

So standen die Sachen am Bord des guten Schiffes Ter-Schilling, als dasselbe in Gesellschaft zweier anderen Schiffe sich bei stillem Wetter nur noch einige Tagereisen von dem Kap befand. Es herrschte eine drückende Hitze, denn es war Sommer in jenen südlichen Breiten; Philipp war unter dem auf dem Verdeck ausgebreiteten Sonnendeck eingeschlafen. — Plötzlich erweckte ihn ein gewisses Frieren, welches seinen ganzen Körper durchzitterte, besonders aber auf seiner Brust fühlbar war, und als er bald die Augen öffnete, gewahrte er den einäugigen Untersteuermann Schriften, der sich über ihn hinabgebeugt hatte, und einen Theil der stählernen Kette erfaßt hielt, an der die oft erwähnte Reliquie hing. Philipp schloß die Augen wieder, um sich zu überzeugen, was die Absicht dieses Menschen sey, und bemerkte, daß Schriften die Reliquie hervorzog und sich dann bemühte, sie sammt der Kette über Philipps Kopf zu ziehen, offenbar um sich in den Besitz derselben zu setzen. Jetzt fuhr Vanderdecken empor, stieß ihn zurück, und entriß ihm die Kette mit einem zornigen Blick.

Schriften schien indeß keineswegs bestürzt, sondern fragte den jungen Mann, indem er ihn mit seinem gewöhnlichen höhnischen Blick betrachtete: „Befindet sich etwa an dieser Kette ihr Bild?“

Philipp schlug seine Arme übereinander, schauete verächtlich auf ihn herab und erwiderte: „Ich rathe Euch, in der Folge nicht so neugierig zu seyn, Herr Untersteuermann, sonst möchtet Ihr Ursache bekommen es zu bereuen.“

„Oder vielleicht,“ fuhr Schriften, ohne auf Vanderdeckens Bemerkung etwas zu erwidern, fort, „ist es ein Talisman, der Euch vor dem Ertrinken schützen soll?“

„Geht an Euer Geschäft,“ zürnte Philipp.

„Oder, da Ihr ein Katholik seyd,“ sprach der Einäugige, ohne sich stören zu lassen weiter, „vielleicht der Fingerring eines Heiligen, oder — jetzt hab ichs — ein Stück vom heiligen Kreuze.“

Philipp schrack sichtbar zusammen.

„Richtig, richtig, das ist es!“ rief Schriften, und sich rasch zu mehreren in einiger Entfernung stehenden Seeleuten wendend, sprach er: „eine Neuigkeit, Ihr Bursche! Wir haben einen Bissen vom heiligen Kreuz am Bord, jetzt können wir dem Teufel trotzen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter aus einem Reisetagebuche.

Die Tochter des Fährmanns.

Glücklich fühlte sich der Fährmann Johann Reisacher. Nicht etwa weil er ein gutes Weib besaß — die ruhte längst im Grabe; aber er hatte eine Tochter, die Freude seines Alters, der Trost des Wittwers und seine stete Gefährtin, so wie die Schulstunden vorüber waren.

Susanna war höchst einnehmend von Gestalt, und dabei eines jener kräftigen, seelenstarken Kinder, welche uns oft auf unserm Lebenswege entgegentreten, und bei deren erstem Anblick wir uns sofort überzeugt fühlen, daß sie, in welcher Lage das Schicksal sie auch versetzen mag, sich immer muthig heraushelfen werden. Susanna war die fleißigste Schülerin der Schule zu Saßbach; auch war sie dabei höchst aufmerksam in der Erfüllung ihrer kindlichen und häuslichen Pflichten gegen ihren Vater und ihre Base, welche dem Haushalt ihres Vaters vorstand. — Sie war zwölf Jahre alt, als sie zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich zog; ihr Vater hatte schon fast ein Viertel Jahrhundert lang die Fähre zu Saßbach im Distrikte Breisach geführt. Und ich muß bekennen, daß das Aeußere des alten Reisacher dem eines Menschen glich, der von dem Nordwinde des Lebens tüchtig umhergeblasen worden. Er sah fast noch abgetragener aus als sein abgetragenes Wamms, und dennoch zeigte alles an ihm von einer solchen Sorg- und Sparsamkeit, daß man sich geneigt fühlte, sowohl ihm wie seiner Garderobe noch eine lange Dauer vorauszusagen. Er war das Orakel des ganzen Dorfes, und in seiner Art ein höchst merkwürdiger Mann. Er wußte es auf ein Haar anzugeben, wenn ein Pferd oder eine Kuh behext worden und verstand es, den bösen Zauber zu lösen, indem er um Mitternacht unter allerhand geheimnißvollen Sprüchen, in Gegenwart des kranken Thieres, dürres Laub verbrannte; auch konnte er leichte Wunden durch Besprechungen heilen.

Aber ich will den freundlichen Leser nicht durch eine Schilderung seiner überflüssigen Eigenschaften ermüden; möge das Gesagte hinreichen, damit er in einem kleinen Gemälde einen Theil der Gruppe bilde, von der er übrigens keine Hauptfigur ausmacht, damit er als ein Zubehör jenes tiefrollenden Flußes erscheine, der den Schauplatz meiner kleinen Erzählung bilden soll. —

Oft wenn dieser Fluß stürmisch seine Wellen erhob, pflegte der alte Fährmann, indem er auf die bewegte Fluth hinausschauete, vor sich hin zu murmeln: „Wahrlich, das ist gräßlich-schön! und in der That, ein gräßlich schönes Schauspiel bot der Rhein in jener Epoche dar, in welcher sich folgende kleine Begebenheit zutrug.

Es war ungefähr vier Uhr am 15. September 1831, als ich beschloß mich von der Saßbacher Fähre übersetzen zu lassen und am andern Ufer einen Abendspaziergang zu machen. Als ich mich aber dem wohlbekannten Fahrzeuge näherte, hemmte ich einen Augenblick lang meine Schritte, um die Anstalten zu beobachten, welche mein guter alter Bekannter, der Fährmann und seine junge Gehülfin so eben zu ihrem Vespermahle trafen. Dort stand Susanna in der Mitte des Boots, mit unbestrümpften und unbeschuheten Füßen, während der alte Reihsacher am andern Ende des Bootes saß und sich, wie sein zufriedenes Lächeln beurkundete, den Kaffee, den er aus einer großen Schaale schlürfte, ungemein wohlschmecken ließ. Ein großes Stück Schwarzbrodt lag neben ihm, aber eben als er die Hand darnach ausstreckte, ward ich unglücklicherweise von ihm bemerkt, und dadurch dem Mahle ein zu frühzeitiges Ziel gesteckt.

Mit der ganzen Geschäftigkeit eines Menschen, welcher aus Klugheit oder Gewohnheit sein Geschäft für weit wichtiger hält als seine Mahlzeit, richtete sich Freund Reihsacher sofort empor, ergriff das Ruder und begann, so wie ich in das Fahrzeug getreten war, sogleich die winkelförmige Ueberfahrt, indem er mit geometrischer Genauigkeit, Anfangs gegen den Strom, und dann mit demselben fuhr, bis wir uns nach wenigen Minuten an dem entgegengesetzten Ufer des Flusses befanden, in dessen Oberfläche sich die dunklen und schweren Herbstwolken trübe abspiegelten. Während der Ueberfahrt war es mir gelungen, den alten Fährmann zu bereden, mich nach einem, kaum ein halbes Stündchen jenseits des Ufers gelegenen Dorfe zu begleiten und mir bei dem Ankaufe eines Pferdes mit seinem Rathe beizustehen.

Den Rath des alten Reihsachers in einer solchen Angelegenheit begehren, hieß sich große Rechte auf seine Dankbarkeit erwerben; doch ich will jetzt ja nicht Züge seines Charakters entwerfen, sondern das Betragen seiner Tochter schildern.

„Susanna, Kind," sprach der alte Mann, „harre hier mit dem Fahrzeuge auf mich, in einer Stunde bin ich zurück. Laß Dich von niemand beschwätzen, ihn überzusetzen, denn der Wind erhebt sich und die Strömung geht stark; ich glaube, wir bekommen anderes Wetter und werden einen stürmischen Abend haben. Ich werde aber frühzeitig genug zurückkehren, um die Ueberfahrt mit Dir zu bewerkstelligen." So sprechend wand er das Tau des Boots um einen Baumstamm und unverzüglich traten wir nunmehr unsre Wandrung an.

Die Prophezeihung des Fährmanns aber, daß das Wetter sich erst am Abend verändern würde, schien keineswegs in Erfüllung gehen zu wollen, denn kaum hatten wir eine Strecke Wegs zurückgelegt, als sich auch schon der Himmel immer mehr und mehr zu verdüstern begann und ein fernes Rollen des Donners vernehmbar wurde.

„Der Sturm wird bald ausbrechen," bemerkte ich.

„Ja, ja, das Unwetter bricht los," erwiderte der alte Reihsacher, „glaubte ich doch nicht, daß es so schlimm werden würde, aber meine Susanne braucht den Regen nicht zu fürchten, im Fahrzeug liegt ein großes Stück getheerte Leinwand, damit kann sie sich vor der Nässe schützen."

Nicht destoweniger schien er wegen seines Kindes besorgt; er beeilte seine Schritte und so erreichten wir bald die Wohnung des Landmanns, der das Pferd zu verkaufen hatte. Der Erstere war daheim, das Letztere aber nicht, und mit dem zunehmenden Sturme wuchs auch die Besorgniß des alten Fährmanns um sein einziges Kind.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geheimniß des Engpasses.

(Beschluß.)

Alle Baiern hoben schnell ihre Gewehre, überzeugt, daß hier eine ganze Schaar von Tyrolern im Hinterhalte laure, gewahrten aber zu ihrem Erstaunen nur einen einzelnen Mann, welcher hoch oben auf dem Felsenvorsprunge dastand, die abgefeuerte Büchse noch immer in der Hand hielt und mit verzweiflungsvollem Blick hinabstarrte in die durch ihn roth gefärbte Fluth. Einige Augenblicke lang lähmten Ueberraschung die Arme der Bajern, dann fielen aber plötzlich mehr als funfzig auf Franz gerichtete Schüsse, von denen ihn indessen nur zwei am Kopf und dem Arme trafen. Der Schmerz dieser seiner Verwundung war es zuerst was den jungen Tyroler wieder aus der Starrsucht aufweckte, in welche die That, die er begangen, ihn versenkt hatte, er wandte sich instinktmäßig und entsloh, von den Gefühlen eines Mörders gepeinigt. — Das Geheimniß des Engpasses war nunmehr gerettet, und vor den Baiern erhoben sich jetzt nur steile, dem Anscheine nach, unersteigbare und unzugängliche Felsen, welche wie riesige Schildwachen das Thal zu beschützen schienen.

Die fremden Krieger schickten dem Entfliehenden zwar viele Kugeln nach, aber sie erreichten ihn nicht; statt seiner aber zeigte sich jetzt plötzlich auf der Stelle wo er gestanden, ein Hund, welcher einen Augenblick lang unter furchtbarem Geheul hinabblickte, dann mit Blitzesschnelle ebenfalls verschwand, gleich darauf aber unten am Waldstrom, zu dem er durch den Engpaß geeilt war, wieder zum Vorschein kam, so daß nunmehr der geheime Eingang in das Thal dennoch verrathen war.

Die Baiern stürzten jetzt dem Engpasse zu; Franz aber war noch vor ihnen dort angelangt. Er socht als ob sein Arm die Kraft seines ganzen Vaterlandes in sich schloß. Von der Gewalt der Menge zurückgedrängt, aus vielen Wunden blu-

tend, fast einer Ohnmacht nahe, vertheidigte er dennoch Schritt für Schritt, so daß Zeit gewonnen wurde und eine Abtheilung der Tyroler, welche, nachdem sie so eben eine andere Schaar des Feindes besiegt hatte, noch früh genug anlangte, um auch hier ihre Gegner zurückzuwerfen.

„Und Franz?“ — fragte ich begierig, als der alte Hirt, welcher mit dieser Erzählung mittheilte, plötzlich innehielt. — Der Greis wischte mit seiner welken Hand eine Thräne weg, die an seiner greisen Wimper hing, „dort schläft er,“ sprach er mit zitternder Stimme, indem er auf einen kleinen Grabhügel deutete.

„Und Leonore, Leonore,“ fragte ich noch lebhafter, „was ist aus ihr geworden?“ Der alte Hirt wandte sich ab und zog schweigend und ehrerbietig den Hut vor einer Frauengestalt, welche sich mit langsamen Schritten dem Grabe näherte und einen Korb mit Blumen trug. Sie war von mittlerem Alter; ein dichter schwarzer Schleier hing ihr über das Antlitz hinab. Wir traten zur Seite, und machten ihr ehrfurchtsvoll Platz, damit sie das Grab ihres, ihr durch die Hand des Schicksals frühzeitig geraubten Geliebten ruhig und ungestört bekränzen könne.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

«Die Vestalin.» (Fortsetzung.)

Wie wir schon früher sagten, zeigt das Orchester Liebe zur Sache und es muß demselben das Zeugniß gegeben werden, daß es empor strebt.

Den Gelingen dieser Bemühungen sind aber Hindernisse mancherlei Art in den Weg gestellt. Daß in diesem Orchester einige Mitglieder sind, deren Fähigkeiten den jetzigen Anforderungen nicht entsprechen, ist freilich wahr und übt einen bedeutenden Einfluß auf jede Darstellung aus. Allein in gleicher Lage sind die meisten Orchester und wäre es auch sehr unbillig, Männer die zu ihrer Zeit tüchtig und brauchbar waren, jetzt, nachdem sie alt und schwach geworden sind und ihre Kräfte für die Kunst geopfert haben, darben zu lassen; Directionen, welche zu echter Zeit diesen Veteranen der Kunst Pensionen ertheilen können, giebt es wohl wenige! —

Eine andere wichtigere, tiefer eingreifende Ursache, welche die Kunst hier nicht zur vollen Blüthe kommen läßt, ist die Unerfahrenheit einiger Mitglieder des Orchesters in Sachen der Kunst. Nicht daß wir damit sagen wollen, diese Mitglieder verständen ihr Instrument nicht zu spielen, sondern wir meinen, glauben sogar, daß ihr Geschmack zu wenig — manchmal sogar falsch gebildet sey und sie daher bei dem sonst guten Willen nicht fähig sind, Besseres zu leisten.

Die Schuld liegt zum Theil an der Oertlichkeit, indem Hamburg nicht solch einen Zusammenfluß von Künstlern und Kunstwerken, wie z. B. Berlin, aufzuweisen hat; zum Theil an dem Dirigenten, welches es sich wohl mehr angelegen seyn lassen konnte, das Orchester in seinen einzelnen Theilen zu bilden.

Jedes Orchester, wir kennen es ja aus oft gemachter Erfahrung, nimmt von dem Capellmeister, wenn das, was er anordnet währhaft inneres Gewicht hat und er gestützt auf Gediegenheit seines Wissens und Könnens, sich die Achtung und Liebe seiner Untergebenen erworben und gesichert hat, gerne und bereitwillig Alles an was er anordnet.

Nicht das Tactiren am Abende der Aufführung zeugt von einem tüchtigen Capellmeister, sondern die Proben. Diese Proben sind die Werkstätte des Capellmeisters und ist er der Mann der es so versteht wie z. B. ein Spontini, Lachner, Schneider, Spohr, Marschner ꝛc. so werden dieselben eine Schule für die Sänger und die Mitglieder des Orchesters.

Eine solche Schule scheint hier aber, sowohl dem Sängerpersonal als dem Orchester zu fehlen, und die mannichfachen Fehler welche vorfallen; die Verstöße gegen den guten Geschmack bei Verzierungen des Gesanges; indiscrete Begleitung; Tempo vergreifen ꝛc. sprechen dieses Urtheil.

Wenden wir alles Gesagte wieder auf die heutige Oper an, so finden wir zum Theil alles das bewahrheitet. Was die Sänger und Sängerinnen anbetrifft, so wissen wir recht gut daß bei denselben der Capellmeister oft einen schlimmen Stand hat und sie hreerinnal eingelernten Gesangsfiguren gar zu gern überall anbringen, sie mögen passen oder nicht. Wie er da durchdringen kann hängt von der Stellung in welche er sich gesetzt und von seiner Autorität ab und es läßt sich darüber nichts Bestimmtes sagen. Aber über das Orchester ist er unumschränkter Herr und alle Fehler die da vorfallen, können und müssen mit gutem Fug und Recht dem Capellmeister zugerechnet werden. Dahin gehören z. B. die Fehler des Orchesters bei Begleitung von Recitativen. Wir können uns hier nicht in ein Detail einlassen und Einzelnes anführen, daher geben wir darüber nur einige summarische Andeutungen.

Die Begleitung eines Recitativs bezweckt eine Verstärkung des durch den Sänger ausgedrückten oder auszudrückenden Empfindung. Das todte Abspielen von Accorden, Zwischenspielen, schadet dem Geist der Compositionen jedenfalls. Wenn auch der Componist durch die Wahl der Accorde und der Figuren für einen richtigen Sinn Sorge tragen muß, so wird derselbe doch erst dann ins Leben treten, wenn die Begleiter des Recit. (das Accompag.) dem Charakter der handelnden Person nach begleiten.

Die Begleitung der Recitativen bei einer Julia, muß anders sein als bei der Oberpriestalin, dem Licinius, dem Oberpriester. Wenn der Comp: p. f. fz. hinschreibt, so giebt er dem Capellmeister zu bedenken, daß das p. z. B. bei liebeglühenden ꝛc. Scenen ein anderes als bei unterdrücktem Rachefühl ꝛc. sein muß. In der Behandlung dieses p. f. fz. ꝛc. kann sich der Capellmeister schon als ein Mann von Einsicht und Geschmack beurkunden. Wir haben gewiß von der «Vestalin» 20 Proben unter Leitung des Componisten gehört und sind dadurch belehrt worden, wie und auf welche Weise dieses Gegenstand behandelt werden müsse. Ebendasselbe gilt von den Tempi.

Allegro und Presto kann vielfältig sein. Der Sinn der Handlung — der Moment der Leidenschaft muß daselbe bestimmen und der Comp: muß dies allein der guten Einsicht des Dirigenten überlassen. —

Der Herr Capellmeister wird durch alles dies Gesagte übergeugt sein, daß wir es redlich mit der Kunst meinen, und möge er unsere Anmerkungen, in so weit sie auf ihn Anwendung finden, geneigtest aufnehmen.

Die Stimmung im Orchester war heute — namentlich zu Anfang sehr unrein — wir nehmen davon das Quartett und die Flöten aus, die dieses Fehlers sich überhaupt nicht zu schulden kommen lassen.

Der Hornist leistete Braves. Der Triller wird noch besser gelingen wenn der Bläser die Trillernote mehr hervorheben wird, und namentlich am Anfange des Trillers sich größerer Egalität befleißigt.

Die erste Hoboe, so sehr wir sie sonst durch Lob aufzumuntert haben, verdient heute ernste Rüge, daß sie in diesen so vortrefflichen Soli's die überdies nicht einmal schwer liegen, so arge Verstöße machte und die Illusion störte.

(Der Beschluß folgt.)

Mittwoch, den 14ten Juny: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 72 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Nicht dem Teufel allein, sondern auch dem fliegenden Holländer," bemerkte ein auf der See ergrauter Matrose.

„Der fliegende Holländer! sollte das Bezug haben," dachte Philipp und schnell trat er hinter den Mast, um unbemerkt darüber etwas Näheres zu erfahren; er sah sich nicht getäuscht.

„Ja dem begegnen, soll schlimmer seyn, als wenn man auf den leibhaftigen Satan selbst trifft," sprach ein Zweiter.

„Wer aber hat ihn je zu Gesicht bekommen?" fragte ein Dritter.

„O er ist gesehen worden," fiel ein Vierter ein, „und eben so gewiß ist es, daß Unglück dem Schiffe dräuet, das ihn erblickt.

„Und wo ist er zu sehen?"

„Das soll ungewiß seyn, man sagt er kreuze am Kap."

„Ich wäre in der That neugierig, die ganze Geschichte der Länge und Breite nach kennen zu lernen," nahm der Zweite wieder das Wort.

„Ich kann nur wiedererzählen, was ich gehört habe," lautete die Antwort. „Es soll ein Fluch auf dem Schiffe ruhen — es waren Seeräuber, sie schnitten ihrem Capitain den Hals ab."

„Nicht doch," fiel Schriften ein, „der Capitain ist noch auf dem Schiffe — es war ein Bösewicht. Wie andere Leute die sich bei uns an Bord befinden, soll er ein schönes Weib, das er sehr liebte, daheim gelassen haben."

„Und woher weiß man das, Steuermann?"

„Weil er jedesmal einen Brief in die Heimath schicken will, wenn er auf ein Schiff stößt. Aber wehe dem Fahrzeug, das eine solche Bestellung übernimmt, — es ist verloren mit Mann und Maus!"

„Woher wißt Ihr denn das Alles? Habt Ihr etwa das Schiff selbst gesehen?" fragte einer der Matrosen.

„Ja — ich sah es!" versetzte Schriften in einem furchtbaren Tone, schnell sich aber besinnend, fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu: „Wir Burschе aber brauchen uns nicht zu fürchten, haben wir doch einen Bissen des heiligen Kreuzes am Bord." Mit diesen Worten wandte der Einäugige sich

ab so als wolle er vermeiden, weiter befragt zu werden, da aber gewahrte er Philipp hinter dem Maste. „Ich bin also nicht der Einzige am Bord der neugierig ist," sprach er zu diesem gewandt. „Sagt mir doch, brachtet Ihr vielleicht die Reliquie mit an Bord, damit sie uns schütze, falls wir dem fliegenden Holländer begegnen sollten?"

„Ich fürchte keinen fliegenden Holländer," erwiderte Vanderdecken nicht ohne einige Verlegenheit.

„Jetzt fällt mirs ein, Ihr führt ja denselben Nahmen, sie sagen er habe Vanderdecken geheißen."

„Es giebt außer mir viele Vanderdecken in der Welt," erwiderte Philipp, welcher jetzt seine Faßung wiedergewonnen hatte; er wandte sich ab und ging nach dem hinteren Verdeck. —

„Fast möchte ich glauben, der eindugige Schurke ahne den Grund meiner Einschiffung," sprach Philipp zu sich selbst, — „doch nein, das kann nicht seyn. — Aber weshalb überrieselt es mich jedesmal kalt, so wie er sich mir naht? Ich möchte wissen ob es auch anderen so geht, oder ob er nur auf Amine und mich einen solchen Eindruck hervorbringt? Ich wage nicht danach zu fragen. Seltsam auch, daß dieser Mensch einen solchen Widerwillen gegen mich zeigt, habe ich ihn doch nie beleidigt. — Was ich so eben vernahm, bestätigt alles. Ach! es bedurfte keiner Bestätigung! Nur um Deinetwillen, Amine, sonst würde ich dieß Räthsel mit Freuden, selbst mit meinem Leben, lösen. — Barmherziger Gott, hemme den Sturm in meinem Gehirne, soll meine Vernunft nicht unterliegen."

Drei Tage darauf langten der Ter-Schilling und die übrigen Fahrzeuge in der Tafel-Bay an, wo die übrigen Schiffe bereits ihrer harrten. Grade zu jener Zeit hatten die Holländer am Vorgebürge der guten Hoffnung eine Ansiedelung gebildet, wo die nach Indien bestimmten Flotten sich mit Wasser und mit Schlachtvieh zu versehen pflegten, welches letztere sie von den an der Küste lebenden Hottentotten einhandelten, die für metallene Knöpfe oder für große Nägel bereitwillig einen fetten Stier hingaben.

Einige Tage reichten hin, die Flotte mit dem gehörigen Wasser zu versorgen, worauf die Schiffe, nachdem sie von dem Admiral ihre Befehle erhalten und gegen das schlechte Wetter, welches sie erwarteten, die erforderlichen Vorbereitungen getroffen hatten, die Anker lichteten und ihre Fahrt fortsetzten.

Zwei Tage kämpften sie nunmehr gegen widrigen Wind, ohne eben weiter zu kommen; am dritten aber sprang der Wind ganz nach Süden um, und wehte jetzt so stark, daß die Flotte nach dem nördlichen Theil der Bay getrieben wurde. Am siebenten Tage befand sich der Ter-Schilling allein, der Sturm aber hatte sich jetzt gelegt. Die Segel wurden wieder aufgespannt, und man steuerte ostwärts dem Lande zu.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter aus einem Reisetagebuche.

Die Tochter des Fährmanns.

(Beschluß.)

„Ich muß fort, ich muß zurück," sprach der alte Reisbacher, indem er von der Anhöhe, auf welcher das Dorf lag, hinabschaute auf den Rhein, „seht wie heftig der Fluß bewegt ist, Herr, ich sah ihn noch nie so stark und so gräßlich aufgewühlt. Wahrlich, es ist gräßlich schön!"

„Ein herrliches Schauspiel von dieser sichern Stätte aus," bemerkte ich, „aber wahrlich, nur wenig erfreulich für die armen Menschen, die dort in dem Schiffe so furchtbar hin und hergeschaukelt werden."

„Da habt Ihr recht, Herr, es schwebt in nicht geringer Gefahr," versetzte Reisbacher, indem er scharf nach dem von mir bezeichneten Fahrzeuge blickte, welches mit Holz so schwer beladen war, daß es selbst bei ruhigem Wetter mit dem Borde kaum hervorkuckte. Es befand sich in der Mitte des Flusses und strengte alle seine Kräfte an, sich den Weg gegen den Strom zu bahnen. Die Heftigkeit der Wellen aber, welche, wie wir deutlich schauen konnten, über das Fahrzeug hinschlugen, schienen alle Bemühungen der Schiffsleute fruchtlos zu machen.

„Ich muß hin zu der Fähre," fuhr der alte Reisbacher fort, „ich will hoffen, bevor ich dort anlange, wird es dem Fahrzeug gelungen seyn, vorüber zu kommen, denn bei einem solchen Sturme ist der dort befindliche Felsenvorsprung gefahrvoll zu umschiffen. — Ich beschloß ihn zu begleiten; die Gefahr worin die armen Leute schwebten, zog mich näher zu der Scene hin, und rasch und schweigend eilten wir daher der Fähre zu, wobei wir das mit den Wellen kämpfende Fahrzeug nur selten aus dem Gesicht verloren.

Jeder Augenblick der uns näher brachte, zeigte uns die wachsende Noth des schwachen Kahnes; und dann und wann glaubte ich den verzweiflungsvollen Hülferuf der beiden Männer zu vernehmen, welche ihn nur mit der größten Anstrengung gegen die Wogen an führten, und deren Gebehrden genugsam die Schreckenslage verkündeten, in der sie sich befanden. Ein Hohlweg, durch den unser Weg führte, brachte uns das Fahrzeug einige Momente lang aus den Augen, als wir später aber wieder auf die Höhe gelangten, bot sich uns ein Anblick dar, der unsere schreckenvollen Ahnungen leider nur allzu sehr bestätigte. Ob das Steuerruder gebrochen, oder der Mann am Steuer über Bord gespült war, genug das Schiff war ganz und gar umgedreht, und ward von dem Strome und dem starken Winde dem jenseitigen Ufer zugetrieben. Jede Welle schien es verschlingen zu wollen, und ganz nahe war es schon jener von dem alten Reisbacher beschriebenen gefahrvollen Stelle, vor der die Wogen mit einer Wuth schäumten, von der sich nur derjenige einen Begriff machen kann, der den

Rhein in einem solchen Aufruhr geschauet hat. Wir befanden uns nur noch einige Schritte von der Fähre.

Das Hülfsgeschrei ward seltener; denn es war augenscheinlich keine Hülfe mehr zu hoffen. Einige Landleute, Männer und Weiber, standen hie und da am Ufer und riefen den armen Nothleidenden ihre nutzlosen Rathschläge zu.

„Jetzt ist alles vorbei," rief mein Begleiter, als wenige Augenblicke darauf eine gewaltige Brandung das Fahrzeug überfluthete, so daß es ganz und gar umschlug und der Kiel oben zu schauen war.

Der Regen goß jetzt in Strömen herab und entzog fast alle Gegenstände unsern Blicken, aber mir war es, als ob ich durch den grauen Nebel, wie ein Schattengebilde, das kleine Fährboot des alten Reisacher gewahrte, welches sich einen Weg durch die Wellen zu bahnen suchte, von denen es aber auf furchtbare Weise hin und her geschleudert wurde.

„Nein nein! — das kann nicht seyn! Und dennoch! es ist so — es ist Susanna, welche bemüht ist, auf das Wrack zuzusteuern," rief ich unwillkürlich. Die Augen des alten Fährmanns waren schon von den Jahren geschwächt, aber Vaterliebe stärkte sie in diesem Augenblick, er blickte so scharf er konnte, nach der von mir bezeichneten Stelle hin, und als er sich überzeugt hatte, daß ich die Wahrheit gesprochen, rief er in nahmenloser Angst: „O, mein Kind! mein Kind! meine Susanna! Sie ist es, es ist mein Boot! Die Wellen werden sie verschlingen. O, rette sie! rette sie, barmherziger Gott!" Und mit unbegreiflicher Schnelligkeit stürzte er vorwärts. Ich flog ihm nach, nahm ihn, als er erschöpft zusammensank, in meine Arme und trug ihn unter den Baum an den er früher sein Fischerboot befestigt hatte. Jetzt gewahrten wir dasselbe deutlich, kaum funfzig Schritte von uns entfernt, auf der schäumenden Oberfläche, sammt dem heroischen Mädchen, welches kühn und entschlossen am Steuerruder stand und unerschrocken hineinschauete in den Regenstrom der sie überfluthete, in das Sturmgebrause das sie umtobte und die Flechten ihres schönen langen, jetzt im Winde flatternden Haares gelöst hatte, in die Blitze die wie feurige Schlangen rund um sie her zischten. — Einige Augenblicke später befand sie sich mitten in der Brandung, in welcher die beiden armen Schiffbrüchigen alle ihre Kräfte anstrengten von ihrem umgeworfenen Fahrzeuge nicht losgerissen zu werden, und in der die muthige Susanna jetzt in fast eben so großer Gefahr schwebte, als die Nothleidenden selbst. — Ich werde diesen Schreckensmoment nimmermehr vergessen.

Ihr ergrauter Vater schluchzte krampfhaft, streckte seine Arme gegen sie aus und warf sich dann mit dem Antlitz zur Erde, gleichsam als wolle er die grauenvolle Scene fürder nicht mehr mit anschauen. Die Schiffbrüchigen gaben durch Rufen und Gebehrden dem Kühnen Mädchen zu verstehen, wie sie es anfangen solle, ihnen Hülfe zu bringen, aber ach! die Kräfte des Kindes, wenn auch gestählt durch Religion und Vertrauen, reichten für einen solchen Kampf nicht aus; im

nächsten Augenblicke gewahrte ich, wie das Wrack mit den beiden Verunglückten von den Wogen viele Schritte weit von dem Fischerboot fortgeschleudert wurde.

In diesem Moment raffte sich der alte Reisacher auf und unfehlbar würde er sich hinab in den Strom gestürzt haben, hätte ich ihn nicht mit Gewalt zurückgehalten; dabei aber schrie er so laut, daß es den Sturm überschallte und Susanna seine Stimme vernahm, welcher Umstand plötzlich alle ihre Kräfte zu lähmen schien. Sie starrte bald auf die Nothleidenden, denen sie Rettung zu bringen gedachte, bald auf ihren verzweiflungsvollen Vater, der im Begriff schien, einen wahnsinnigen Versuch zu machen, ihr Beistand zu bringen.

In dieser Todesgefahr beschloß Martin Buchholz, einer der beiden Schiffbrüchigen, welcher einsah, daß ihre einzige Rettung darauf beruhe, das Fährboot zu erreichen, sich, so erschöpft er auch war, in den Strom zu werfen. Er ließ sich von dem Wrack hinabgleiten in die Wogen, nahm seine ihm noch übrige Kraft zusammen, und kam auch wirklich dem kleinen Fahrzeuge immer näher und näher. Susanna hatte jetzt ihre Geistesgegenwart wiedergewonnen und mit erneuerter Kraft steuerte sie ihm entgegen. Bald befand sie sich neben dem kühnen Schwimmer. — Er schwang sich in das Boot, erfaßte das Ruder und brachte gemeinschaftlich mit dem muthigen Mädchen das Fahrzeug hinan an das Wrack, noch grade zu rechter Zeit, um seinen Schicksalsgefährten, welcher so eben kraftlos und ermattet hinabsank in die Fluth, zu erfassen und in das Boot zu heben.

Ganz unmöglich ist es mir, das Entzücken zu beschreiben, welches sich des alten Reisachers bemächtigte, als er jetzt sein Fährboot gewahrte, wie es mit seiner auf wahrhaft wunderähnliche Weise geborgenen Ladung triumphirend die Wellen durchschnitt; — seine Thränen, seine Segnungen, seine Danksagungen, seinen Stolz auf sein Kind, dieß alles vermögen keine Worte zu schildern.

Susanna, ruhig, bescheiden, ahnete kaum den Werth ihrer edelmüthigen Handlung. Als aber der Großherzog von Baden Kunde von der herrlichen That der kleinen Heldin erhielt, ließ er ihr als ein Zeichen seiner Anerkennung ein Geschenk von 200 Gulden sammt einer Medaille überreichen, mit der Inschrift: „Sie vertraute auf Gott."

Als ich sie ein Jahr nach dieser Begebenheit wiedersah, genoß sie die Segnungen einer höchst sorgfältigen Erziehung, wozu mehrere freiwillige Beiträge eingegangen waren, und oftmals sah ich sie in der Mitte ihrer Schulcameradinnen, bescheiden und anspruchslos, wie sie es vor jenem Ereigniß gewesen, welches sie in dieser Gegend gewissermaßen unsterblich machte.

Der alte Reisacher hat seitdem, durch Alter dazu genöthigt, sein Fähramt niedergelegt, die Dankbarkeit der beiden Brüder Buchholz aber, welche durch den Muth seiner Tochter gerettet wurden, schützt ihn vor jedem Mangel

und verschafft ihm jedwede Bequemlichkeit; und nicht wundern sollte es mich, wenn ich binnen Kurzem vernähme, daß die Erkenntlichkeit des jüngeren Buchholz, welcher noch unverheirathet ist, ihn veranlaßt habe, der nunmehr siebzehnjährigen anmuthigen Susanna Reisacher, seine Hand zu reichen, um ihr als ihr Gatte seine Dankbarkeit zeitlebens darzuthun.

L. R.

Logogryph.

Lest Ihr mich ungetheilt, so nennt Ihr einen Namen
Vorzüglich von dem Bauernstand.
Zwar bin ich, ohne Kopf (verzeiht Ihr Herrn und Damen!)
Trotz Peter Pindar's Lob, gekannt mehr, als genannt,
Ein heimlich reges Thier, und von den häuslichzahmen;
Doch tödtlich wird mir jede Hand.
Ich, ohne Kopf und Fuß, bin weder heiß noch kalt,
Und mangelt mir noch Eines meiner Glieder,
Zeig' ich ein frisches Grün, wie's Euch kein Maler mahlt.
Erfaßt Ihr auch den Fuß mir künstlich wieder,
So bleibt die Wirkung aus. In meinem Ganzen steckt:
Ein feistes Thier, was Euch und jedem Heiden schmeckt;
(Auch hoff' ich, daß es bald die Kinder Abrams nähre)
Ein großer edler Mann, der schon zu Christus Zeit
Verkündigte die reine Lehre,
Die Früchte trägt hier und in Ewigkeit;
Ein König, dem nach zornigem Entglühen,
Nach wilder Leidenschaften Streit,
Des Saitenspieles Harmonieen
Die Ruhe magisch neu verliehen;
Und auf Lateiu ein Ort, der kaum für Unken ist,
Wohin Ihr nie gerathen müßt.

Hugo.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

«Die Vestalin.» (Beschluß.)

Im Anfange der Beurtheilung dieser Aufführung deuteten wir an, daß die Kräfte der darstellenden Künstler zu verschiedenartiger Natur seyen, als daß ein abgerundetes Ganzes hätte hervorgehen können. Indem wir jede einzelne Parthie, soweit es für unsern Zweck dienlich ist, aufführen, wollen wir versuchen, das ausgesprochene Urtheil zu erhärten.

Mad. Walcker (Julia) singt diese Parthie in so weit gut, und ihre schöne Stimme kömmt ihr dabei sehr zu statten. Dem Kenner der Musik wird aber gleich von Anfang ihres Auftrectens an auffallen, daß die Verwendung ihrer Mittel nicht auf die rechte Art und Weise geschieht. Mad. W. hat zu viel feststehende Manieren, und ihr geht offenbar das tiefe Empfinden und Fühlen ab. Sie hält sich zu sehr an der äußeren Zeichnung dieser Julia ohne den Geist derselben in sich aufgenommen zu haben. Abgerechnet einiger üblen Gesangsfiguren ist jedoch Adel ihrem Vortrage nicht abzusprechen.

Herr Wurda, Licinius (schien heute etwas heiser) ist für uns nicht der Licinius wie wir ihn wünschen. So vortrefflich Herr W. in Bellini's, Rossini's, Auber's rc. Opern, so sehr er auch denkender Künstler ist und wir ihn für einen Sänger halten, dem wir unsere Achtung zollen müssen, so wenig dürfen wir sagen, daß uns sein Licinius befriedigte. Sollte nicht Herr W. durch die Partieen obengenannter Componisten zu sehr verwohnt und ihm dadurch ein durch und durch tragender Gesang erschwert worden seyn? Ein Recitativ einer Bellinischen Oper ist anderer Natur als das des Licinius der Vestalin! Eben dasselbe findet Anwendung auf die Cantilene.

Herr Uetz (Cinna). Ein achtungswerther Sänger, welcher es sich augenscheinlich angelegen seyn läßt, dem jedesmaligen Charakter angemessen zu singen. Hört ihr Sängerinnen und Sänger, die ihr alles über einen Leisten schlaget!! — Das erste Duett der Herren Wurda und Uetz wurde stürmisch applaudirt, ja von einigen sogar da Capo verlangt. Unstreitig war dieses auch die gelungenste Scene der Oper.

Herr Wolterecк (Oberpriester) wandte auch heute seine zum Theil noch recht schönen Mittel jedoch nicht immer zweckdienlich an. Solch ein Verfahren schadet dem Geiste der Composition, doch ist dies dem Herrn W. schon so oft gesagt worden, daß es zu wiederholen ganz unnöthig wird.

Zum Schlusse dieser Beurtheilung einige Bemerkungen über Dlle. Heinemann. Diese junge Dame ist eine Anfängerin und darum muß die Kritik vorsichtig seyn; weder zu viel loben noch zu scharf tadeln.

Lob verdient ihre herrliche Stimme, welche, wenn der Schule ihr Recht geworden seyn wird — vielleicht vortrefflich genannt werden kann, und das Bemühen möglichst Gutes zu leisten.

Tadel: die Uebernahme dieser Parthie. Wir wollen nicht von den Fehlern sprechen die uns so mannigfach aufgefallen sind, davon wir leider manche derselben ihrer Natur nach, auf Rechnung des Lehrers bringen müssen; es wäre unbillig von einer Anfängerin. Gleichheit der Stimme, ein gutes Portamento, Volubilität der Stimme, richtige Respiration rc. rc. zu verlangen; eben so wenig kann in Anschlag gebracht werden, daß Dlle. H. so oft detonirte — wer da weiß was es heißt: öffentlich vor einem Publikum singen, wird sicher für diesen Fall die Sängerin unzurechnungsfähig halten; aber!, aber!, wer wird sich zum Schwimmen ins Meer wagen, wenn er in einem Bache noch Gefahr läuft zu ertrinken! Wir wünschen der Direktion Glück zu dieser Acquisition. Es kann eine Zierde unsers Stadttheaters werden, wenn die Direktion das Talent der Dlle. H. richtig verwendet.

X.

Musikalisches.

Wir machen alle Freunde der Musik und des Gesanges auf die so eben erschienene höchst gelungene Composition der in No. 62 dieser Blätter mitgetheilten drei Lieder „Frühlingsstimmen" von W. Pfeiffer, aufmerksam. Diese Lieder sind von dem Musikdirector, Herr G. A. Groß in Musik gesetzt, dessen frühere mit so großem Beifall aufgenommenen Tondichtungen uns jeder weiteren Anpreisung überheben. Sie sind zu haben: Dammthorwall No. 114. Parterre.

D. R.

Repertorium.

Sonnabend den 17ten Juny: Unbestimmt.

Druckfehler.

Im vorigen Blatte im Theaterbericht Sp. 568 Z. 9 v. u. lese man: diesen Fehler statt: dieses Fehlers.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 73 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

In Vino Veritas. *)

Wißt, traute Freunde an der Tafelrunde,
Wir singen gern, doch schmausen stets dabei;
Und künden laut aus tiefstem Herzengrunde,
Daß Weingenuß kein eitel Treiben sey.
Will, wenn ich befehle,
Kein Ton aus der Kehle,
Ruf' ich: Bacchus, Evoe!
Und der Ton kommt in die Höh',
Den ich eben meine.
Wahrheit ist im Weine!

Wenn, traute Freunde, an der Tafelrunde,
So manches Räthsel ungelöst Euch bleibt;
Kommt's wohl daher, daß Ihr in keiner Stunde
Mit Rebengluth die Geistesblüthen treibt.
Weilt, wenn ich befehle,
Dunkel in der Seele,
Ruf' ich: Bacchus, Evoe!
Und das Licht strahlt in die Höh',
Das ich eben meine.
Klarheit ist im Weine!

Seht, lieben Freunde, an der Tafelrunde,
Wie schweigend Mancher durch das Leben zieht.
Schön wär' die Welt, gäb' Jeder laute Kunde,
Von dem was in ihm schaffend lebt und glüht.
Dringt, wenn ich befehle,
Kein Wort aus der Seele,
Ruf' ich: Bacchus, Evoe!
Und das Wort schallt in die Höh',
Das ich eben meine.
Freiheit ist im Weine!

Drum, theure Freunde, an der Tafelrunde,
Schöpft fleißig aus des Traubengottes Quell.
Und glaubet fest, es sind zu jeder Stunde,
Dann rechter Ton und Wort und Licht zur Stell'!

*) Von diesem, von einem geschätzten Mitgliede der hiesigen Liedertafel verfaßten ansprechenden Trinklied, wird eine Composition von G. A. Groß nächstens in einer Liedersammlung erscheinen, welche sich unter dem Titel: „Hammonias Liederkranz" bereits unter der Presse befindet. D. R.

Bleibt, wenn ich befehle,
Lautlos jetzt die Kehle,
Ruf' ich: Bacchus, Evoe!
Und der Toast klingt in die Höh',
Den ich eben meine.
Wahrheit ist im Weine!

S.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Es ist ein böses Ding, daß wir von den andern Schiffen getrennt worden," bemerkte Mynheer Klootz zu Philipp gewandt, als sie nebeneinander auf dem Verdecke standen, „aber es muß fast Mittag seyn, die Sonne wird mich hoffentlich in den Stand setzen, unsere Breite zu berechnen. Es ist schwer zu bestimmen, wie weit der Sturm und der Strom uns nördlich getrieben. Junge, bringe den Kreuzstab, nimm Dich aber in Acht nicht damit anzustoßen."

Der Kreuzstab war zu jener Zeit das einzige Instrument, dessen man sich bediente, um zu berechnen, in welcher Breite man sich befand; Quadranten und Sextanten sind die Erfindungen einer späteren Zeit, und wenn man die geringe Kenntniß in Anschlag bringt, welche man damals von der Schifffahrt überhaupt und von der Abweichung des Compasses besaß, so muß man sich wundern, wie es so vielen Schiffen gelingen konnte, ungefährdet den Ocean zu durchschneiden.

„Wir sind fast drei Grad nördlich vom Kap getrieben," bemerkte Mynheer Klootz, nachdem er seine Berechnungen hinsichtlich der Breite beendet hatte, „die Strömung ist stark, wenn ich nicht irre, werden wir bald einen neuen Sturm bekommen."

Gegen Abend trat eine Windstille ein, die See ging noch immer sehr hoch und ganze Haufen von Seekälbern zeigten sich auf der Oberfläche des Meeres, und folgten dem Schiffe, das von der Strömung dem Lande zugetrieben wurde. Fische schossen aus den Wellen empor nach allen Richtungen; kurz beim Untergang der Sonne schien der Ocean wie belebt.

„Was für ein Getöse ist das?" fragte Philipp, „es gleicht dem Donner."

„Ich höre es so eben auch. Ihr da oben, seht Ihr das Land?"

„Allerdings," antwortete ein Matrose vom Mastkorbe. «Wir haben es grade vor uns, niedrige Sandberge und eine starke Brandung.»

„So ist das das Getose, welches wir vernahmen," bemerkte der Capitain, „wenn doch der Wind aufkommen wollte."

Die Sonne sank jetzt am Horizonte hinab, die Windstille währte noch immer fort. Die Strömung hatte das Schiff so schnell an das Land getrieben, daß man deutlich die Wellen gewahren konnte, welche sich donnernd gegen das Ufer brachen.

„Kennt Ihr die Küste, Schriften?" fragte Mynheer Klootz den Untersteuermann, welcher neben ihm stand.

„Ganz genau, wenn der Wind nicht aufsteigt, ist dieß gute Schiff in weniger als einer halben Stunde zerschmettert," bemerkte der Einäugige grinsend, so als ob ihm dieser Gedanke Freude gewähre.

Die Unruhe des Capitains ward sichtbar, bald nahm er die Pfeife aus dem Munde, bald schmauchte er wieder. Das Schiffsvolk stand beängstigt in Gruppen auf dem Verdeck, und horchte dem Donner der Brandung. Die Sonne war jetzt ganz hinabgesunken und die immer mehr und mehr überhand nehmende Dunkelheit vermehrte den Schrecken der die Mannschaft des Ter-Schilling erfaßt hatte.

„Wir müssen die Böte hinablassen und das Schiff vom Lande bugsiren," sprach der Capitain zu dem ersten Steuermann gewandt, „ich besorge zwar, wir werden nicht viel damit ausrichten, auf jeden Fall aber sind alsdann die Böte bereit, um die Mannschaft aufzunehmen, wenn der Ter-Schilling wirklich gegen das Land geworfen werden sollte. Haltet alles in Bereitschaft, ich gehe hinab den Supercargo zu benachrichtigen."

Mynheer van Stroom saß in der Cajüte, in der ganzen Würde seines Amtes. — Er hatte, da es gerade Sonntag war, seine beste Perücke aufgesetzt, und überlas den Brief, den er in Betreff des Bären an die Direktoren der Compagnie aufgesetzt hatte, als Mynheer Klootz zu ihm eintrat, und ihm ohne große Umschweife berichtete, daß das Schiff in großer Gefahr schwebe, und aller Wahrscheinlichkeit nach vor Ablauf einer halben Stunde zerschmettert seyn würde. — Bei dieser schreckensvollen Kunde sprang Mynheer van Stroom entsetzt von seinem Sitze empor, wobei er das so eben angezündete Licht über den Haufen warf.

„In Gefahr, Mynheer Klootz? Wie wäre das möglich? Der Wind ist ja ruhig. Wo ist mein Hut, mein Stock, ich will hinauf aufs Verdeck! Ein Licht, Mynheer, ein Licht, lassen Sie ein Licht anzünden, ich finde mich im Dunklen nicht zurecht."

Ein Licht ward gebracht, Mynheer van Stroom nahm Hut und Stock und begab sich aufs Verdeck. Die Böte waren schon hinabgelassen und die Vorderseite des Schiffs vom Lande abgekehrt, aber es war jetzt ganz Nacht geworden, und durchaus weiter nichts zu unterscheiden als der weiße Schaum, der donnerähnlich tosenden Brandung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung aus Nelsons Zeit.

Mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.

Es war im Jahre 1799, als in der herrlichen Bay von Neapel am Morgen des 29sten Juny achtzehn brittische Linienschiffe in Schlachtordnung vor Anker lagen, unter dem Oberbefehl des mit Recht hochberühmten Nelson, dessen Flagge lustig von dem Vormaste des Foudroyant wehte, auf dessen Hinterdeck der Held vom Nil und hundert anderer Siege saß, während ihm zur Seite die Kleopatra unserer Zeit, die bezaubernde und reizende Lady Hamilton Platz genommen hatte. Ein Neapolitanisches Boot ruderte heran, bemannt mit einer Anzahl zerlumpter Räuber, von denen 200,000, geleitet vom Cardinal Ruffo, lange Zeit der Schrecken des prachtvollen Neapels gewesen waren. Sie brachten an Bord den Prinzen Carracciolli, Admiral der Neapolitanischen Flotte, und einige andere Neapolitanische Edelleute, deren Zufluchtsort, eine Höhle in den Bergen Calabriens, von diesen Banditen ausgespürt worden war, welche jetzt jene Unglücklichen herführten, um das Blutgeld für ihre Auslieferung zu empfangen. Der alte Admiral ward unter strenger Bewachung an Bord gebracht, es war ein kleiner, untersetzter, dem Anscheine nach kräftiger, aber von Elend und Entbehrung sichtlich abgezehrter Mann; seine Kleidung war in dem jämmerlichsten Zustande, aber sein Antlitz verkündete den mannhaften Entschluß, jedwedes Leiden standhaft zu ertragen, und mit festem Schritt begab er sich in die Cajüte, wo von seinen eigenen Offizieren, an deren Spitze sich Graf Thurn befand, ein Kriegsgericht über ihn gehalten werden sollte. Seine Vertheidigung, die er in einem tiefen, männlichen Tone aussprach, wird am leichtesten über die gegen ihn vorgebrachte Anklage Auskunft geben.

„Ich bin," sprach er, „beschuldigt, meinen König in der Noth verlassen und mich mit seinen Feinden verbunden zu haben. Die Anklage aber ist in so weit falsch, daß nicht ich den König, sondern er mich und alle seine treuen Unterthanen verließ. Es ist Ihnen bekannt, meine Herren, daß unsere Gränze von dem General Mack mit einem Heere gedeckt wurde, an Zahl dem des heranrückenden Feindes weit überlegen; Sie wissen auch, daß die Seele des Krieges Geld ist. Der König raffte alles zusammen, was zu Gelde gemacht werden konnte, unter dem Vorwande, daß damit die Armee bezahlt werden solle, statt dessen aber schiffte er sich mit den Reichthümern, welche 500 Kisten füllten, auf das brittische Schiff Vauguard ein und floh damit nach Palermo, um dort in glanzvoller Sicherheit zu schwelgen. Wer also, frage ich, war der Verräther, der König oder ich?"

„Nach dieser unerwarteten, und ich darf sagen feigen Desertion des Monarchen, löste sich das Heer des Generals Mack, da es keinen Sold empfing, auf, und die Franzosen besetzten Neapel. — Es ist Ihnen ferner bekannt, meine Herren, daß mein Eigenthum sich innerhalb der Stadt befindet, und daß ich eine zahlreiche Familie besitze. Hätte ich mich nicht der herrschenden Macht unterworfen, meine Kinder — " hier bebten seine Lippen und seine Stimme schwankte, schnell sich aber zusammennehmend fuhr er in seinem früheren festen Tone fort — „meine Kinder würden in ihrem eigenen Vaterlande als Landstreicher betrachtet worden seyn. Mehrere von Ihnen, meine Herren, sind auch Väter, an Ihr Gefühl appellire ich, stellen Sie sich in meine Lage, und fragen Sie sich dann, wie sie gehandelt haben würden. Ich glaube indeß daß mein Untergang beschlossen ist, und kann dieß Gericht nicht als ein Gericht der Gerechtigkeit betrachten. Ist dem also, so komme mein Blut über Euer Haupt und über das Eurer Kinder."

Der Veteran erhob bei diesen Worten seine Arme gen Himmel. — Die Richter entfernten sich, kehrten aber bald zurück, um das Urtheil über den ehrwürdigen Greis auszusprechen. Graf Thurn bedeckte sein Haupt und wandte sich zu dem Angeklagten mit folgenden Worten.

„Admiral, Prinz Carracciolli! Ihr seyd einstimmig schuldig befunden worden; Ihr habt den hohen Rang und die ehrenvolle Auszeichnung, die Euch Euer milder und vertrauensvoller Monarch verliehen, mit der größten Undankbarkeit vergolten. Das Urtheil lautet: daß Ihr nach Verlauf von zwei Stunden an den Mast Eures eigenen Flaggenschiffs aufgehängt werden sollt. Gott sey Eurer Seele gnädig!"

Das Antlitz des ehrwürdigen Admirals zeigte bei dieser Todesbotschaft die größte Ruhe. „Wenn Ihr dermaleinst aufgefordert werdet, Eure große Rechnung abzulegen," sprach er, „dann werdet Ihr über dieß ungerechte Urtheil blutige Thränen weinen. Ich schäme mich vor mir selbst, von solchen Menschen eine Gunst zu begehren, wenn es aber möglich ist, wünsche ich, wie es meinem Stande gebührt, erschossen, nicht aber wie ein Dieb oder Hund aufgehängt zu werden."

„Es ist unmöglich, Eurem Verlangen zu willfahren, das Gericht ist aufgehoben," sprach Graf Thurn und die Richter gingen auseinander.

Um zwei Uhr Nachmittags stieg der verurtheilte Veteran mit festem Schritt in Lord Nelsons Barke hinab; dreißig englische Seesoldaten, von einem Lieutnant commandirt, bewachten ihn und brachten ihn an Bord seines eigenen Flaggenschiffs. Ein Kanonenschuß fiel — und der Greis ging hinüber in die Ewigkeit.

Einfall.

Es sind, Ihr Schmeichler merkt's, die Reichen
Mit Mühlen richtig zu vergleichen;
Je mehr Ihr Wind rund um sie macht,
Je mehr wird Mehl Euch dargebracht. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Karlsruhe, im May.

Auf höchsten Befehl wurde unsre Oper zur Großherzoglichen Hochzeit nach Wiesbaden berufen; die Oper «Don Juan wurde mit folgender Besetzung gegeben: Don Juan Herr Marter aus Frankfurt, welcher jetzt ein Mitglied unserer Oper geworden. Leporello Herr Reichel. Donna Anna, Madame Pirscher aus Mannheim, Madame Reichel sang die Elvira. Die Aufführung war im Ganzen keine gelungene zu nennen. — Tages darauf wurde dieselbe Oper auch in Mainz gegeben. Herr Marter wurde aber im Finale des ersten Akts so heiser, daß er nicht im Stande war, weiter zu singen. Nach dem Zwischenakte trat Herr Remi hervor und annoncirte, daß Herr Fischer von Mainzer Theater den übrigen Theil der Rolle des Don Juan singen werde.

Zur Feier des Geburtsfestes der Frau Großherzogin wurde die «Unbekannte» von Bellini gegeben, und ist solche, trotz dem, daß der ausgezeichnete Sänger Wild aus Wien, den Graf Arthur gab, doch total durchgefallen. Zum Namensfest des Markgrafen Wilhelm, wurde «die Stumme von Portici aufgeführt. Herr Wild sang den Massaniello ausgezeichnet schön, einen hohen Genuß gewährte vorzüglich der seelenvolle Vortrag des Schlummerliedes. Die Elvira sang Fräul. Haßelt Kammersängerin aus München, welche eine sehr umfangsreiche Stimme besitzt. Zum Vortheil des Herrn Wild wurde «Norma» gegeben, eine Vorstellung die vortrefflich zu nennen war. Herr Wild Oroer, Norma Fräulein Haßelt, Adalgisa Fräulein Marx (Tochter des jüngst verstorbenen Musikdirektors Marx) ein aufteimendes Talent, das zu großen Erwartungen berechtigt, leider erlebte ihr Vater den Augenblick nicht, in welchem sie zum erstenmale, und zwar mit so entschiedenem Glück die Bühne betrat; er selbst war ihr Lehrer. Wir verloren an Herrn Marx nicht allein einen tüchtigen Musikdirektor, sondern auch einen der ersten Virtuosen auf dem Cello, und einen der ausgezeichnetsten Pianisten. Er starb mit seinen Vorgänger, Musikdirektor Brandl, einem der besten und ältesten Componisten, beinahe zu gleicher Zeit. Friede ihrer Asche! —

Madame Fischer-Schwarzböck, hat mit ihren Gastdarstellungen in Dresden wahrhafte Sensation erregt, nicht allein durch ihre herrliche metallreiche Stimme, sondern auch als denkende Künstlerin und dramatische Darstellerin. Sie giebt gegenwärtig mit dem größten Erfolg Gastrollen in Strasburg; sie trat dort zuerst in «Don Juan» als Donna Anna auf, sie wurde stürmisch empfangen und oftmals gerufen; alle Kritiker vereinen sich zum Lobe dieser ausgezeichneten Künstlerin, welche allgemein als eine der ersten dramatischen Sängerinnen Deutschlands anerkannt wird. R.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Die schon längst angekündigte und wegen einer Krankheit unseres wackern Tenoristen, des Herrn Schäfers stets weiter hinausgerückte Vorstellung der Meyerbeerschen Oper: «Robert der Teufel» fand endlich am 9ten dieses statt. Mad. Schubert gab als Gastrolle die Isabelle, und zeigte sich, was Gesangmethode und Spiel anbetrifft, als eine Künstlerin ersten Ranges. Zu beklagen ist aber, daß die Stimme von ihrer früheren Frische und Fülle sehr verloren hat. Die sehr schwierige Arie des zweiten Akts, deren Passagen fast mehr für eine Violine als für eine menschliche Stimme gesetzt zu seyn scheinen, wurde mit ausgezeichneter Reinheit und Gelaufigkeit vorgetragen, dieser, so wie der Scene des vierten Akts, die sonst bedeutungslos vorüberzugehen pflegt, konnte so der laute Beifall nicht fehlen.

Herr Schäfer sang trog der Schwäche, die als Rest der Krankheit noch unverkennbar war (namentlich in den tours de force des ersten Akts) seinen Part recht brav. Das neue Arrangement der ersten Scene des ersten Akts so wie der Klosterscene des dritten verdient Anerkennung. In Bezug auf erstere warnen wir vor Ueberladung in den Costums. Bei den verdammten Geistern war die Entschleierung überraschend und glücklich. Der Ballettmeister, der uns früher schon artige Tableaux vorgeführt hat, wurde verdientermaßen gerufen.

Der Sommer ist da und mit ihm die luftige bunte, aber auch lästige Schaar der Insekten aller Art. Das kleine Geschmeiß würde des Menschen Leben verbittern, trüge es nicht im ersten Aufstehen schon den Keim des baldigen Endes in sich, wäre nicht bei so vielen Entstehen und Vergehen Ein Moment. Eine solche Eintagsfliege wollte auch am 11ten dieses Sommermonats das Theaterpublikum molestiren. Der «Bühnendilettant,» Lustspiel in einem Aufzuge, frei nach dem Französischen von Georg Harrys, wurde an diesem Tage zum ersten und vermuthlich zum letzten Male gegeben. In unsrer neueren Lustspiel-Literatur oder vielmehr Pseudo-Lustspiel-Literatur ist man freilich oft gewohnt, theils Altes, theils unnatürlich Gesuchtes zu sehen. Dieses von Harrys übersetzte Lustspiel hat den Vorzug vor anderen seines Gelichters, daß die darin enthaltenen Situationen beides zugleich sind: alt und gesucht. — Doch schon zuviel der Worte! Die Schauspieler, die zur Aufführung desselben verurtheilt waren, verdienen Lob.

Ersatz für diese mißvergnügt hingebrachte Stunde bot die «Entführung» ein gerngesehenes Lustspiel, das namentlich in der Hauptrolle stark an die Schachmaschine erinnert.

Die Hauptrolle des Stücks, den Baron Rosenthal, spielte Herr Meyer mit eigenthümlichem Humor. Ist dieser auch etwas derb, so war dies hier nicht übel angebracht. Die Manieren waren dessen ungeachtet fein und die Bewegungen frei, (mehr im Reiserock, weniger im Frack.) Wir tragen hier noch nach, daß Herr Meyer vor einigen Tagen als Flüsterleis in der Benefizvorstellung Furore gemacht hat und gerufen wurde. Für solche komische Charaktere, so wie für Bonvivants ist Herr Meyer sehr tüchtig. — Die übrigen Darstellenden genügten, wenn man die stereotypen Fehler der Mad. Lenz in koketten Rollen übersehen will. Herrn von Lavallade (Buchenhain) fehlt es noch an Freiheit und an innerem Feuer. Vielleicht ist Letzteres bei ihm nur zurückgehalten durch eine gewisse Befangenheit, die hoffentlich bald besiegt seyn wird. Herr Gloy (Johann) excellirte.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 19ten Juny: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 74 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Feueranbeter.

Zerdusch, der Geber *), hatte von Jugend an das heilige Feuer, als das Sinnbild des Höchsten verehrt. Den Glauben seiner Väter hielt er ungeprüft für ewige Wahrheit. Doch plötzlich erwachten Zweifel in seiner Seele, der ehrwürdige Feuerdienst wollte ihm nicht mehr genügen. „Ist wohl — sagte er zu sich selbst — diese Flamme, welche der Sturm verwehen und die Fluth auslöschen kann, ein würdiges Symbol des Höchsten, des Unvergänglichen? Zu dem Unsichtbaren muß das Unsichtbare gesucht, im Geiste das Geistige ergriffen werden.“

So dachte er hin und her, und sah sich zuletzt von unauflösbaren Zweifeln umfangen, die er jedoch schweigend in seine Brust verschloß, denn die Ruhe seiner Brüder war ihm heilig.

Da kam ein Reisender aus dem fernen Abendlande in jene Gegend. Voll froher Hoffnungen ging Zerdusch zu ihm. „Fremdling!“ sprach er, „ich habe schon so viel Wunderbares von dem Lande, woher Du kommst, gehört, gewiß giebt es dort auch Weise, die das Unsichtbare, das Höchste suchen; unterrichte mich in ihren Geheimnissen, und zeige mir den Weg den sie wandeln.“

Lächelnd versetzte der Kaufmann: „wohl finden sich solche Leute genug in meiner Heimath, und manche von ihnen rühmen sich sogar im Besitze dieses kostbaren Kleinods zu seyn; doch mehr kann ich Dir nicht sagen, denn ich gehörte nie zu ihren Schülern.“

Unbefriedigt verließ ihn Zerdusch, aber seine Neugierde war dadurch nur noch mehr gereizt worden. Da ergriff ihn der Gedanke: „Suche sie selbst auf, diese wunderbaren Weisen!“ und schnell ward er zur That.

Schon war er glücklich an das Gestade der östlichen See gekommen, da kam ihm der Ruf von einem großen Weltweisen entgegen, der alle vor ihm weit übertreffe. Zerdusch flog in die Königsstadt, und setzte sich zu den Füßen des neuen Meisters.

Viel und stark sprach derselbe von der reinen Vernunft, von den Täuschungen der Sinne, und von den ewigen Gesetzen des Denkens. Ein neues Licht ging dem frohen Geber auf, entzückt rief er aus: „Nun bin ich auf dem rechten Wege!“

Aber ach! die Freude war von kurzer Dauer. Bald regten sich neue Zweifel in ihm, und manches Wort, manche

*) Geber werden bekanntlich die Verehrer des Feuers, Anhänger der Religion der alten Perser, genannt.

Aeußerung des großen Propheten, blieb ihm, trotz aller Anstrengung, ganz unverständlich. Zwar suchte er bei einigen seiner eifrigsten Mitschüler Aufklärung darüber zu erhalten, doch diese vermehrten nur seine Ungewißheit, denn ein jeder legte dem nemlichen Worte, dem nemlichen Satze einen andern Sinn unter.

Schon fing Zerdusch an, alle Hoffnung aufzugeben, als Einer aus der Menge aufstand, und voll hoher Begeisterung also sprach: „Heil sey unserm unsterblichen Lehrer! er hat uns weit gebracht. Doch das letzte Ziel zu erreichen, haben ihm die Götter nicht vergönnt, dahin kann nur ich Euch führen, und dahin will ich Euch führen.“

Melodisch erklangen diese Worte in den Ohren des von Zweifeln gepeinigten Gebers, freudig folgte er der Fahne des neuen Propheten, und sog begierig seine Lehren ein.

Schon war er mit ihm in die tiefsten Tiefen des Ich hinabgestiegen, und nun betrat er die schauerliche Brücke zu dem Nicht-Ich, schwebend zwischen Himmel und Erde.

Aber hier konnte der arme Zerdusch seinem Meister nicht mehr folgen, ein Schwindel ergriff ihn, und er stürzte taumelnd in den Abgrund der heillosen Empirie.

Ohne Zweifel wäre er ganz in demselben versunken, hätte ihm nicht schnell ein stattlicher Jüngling die kraftvolle Hand gereicht. „Ermanne Dich!“ — rief er dem Sinkenden zu — „dieß war der rechte Weg nicht, folge mir, so wirst Du gewiß noch zum Ziele gelangen.“

Das Feuer, das aus den Augen des Jünglinges blitzte, die hohe Zuversicht, womit er sprach, wirkten mit magischer Kraft auf den schon zweimal getäuschten Zerdusch. Muthig begann er den Urfelsen des Absoluten hinauf zu klimmen und wenn er ermatten wollte, so stärkte ihn des Meisters belebender Zuruf: „Blicke empor zu jenem strahlenden Gipfel! Indifferenz-Punkt ist sein Name, dort wirst Du das Höchste finden.“

Endlich hatte Zerdusch mit der größten Anstrengung diese lustige Höhe erstiegen. Voll Entzücken hoffte er nun die ewige Wahrheit selbst von Angesicht zu Angesicht zu schauen. Aber wer schildert den Jammer des unseligen Gebers, als er — gar Nichts — sah?

Ein unermeßlicher Nebel hüllte ihn ringsum ein, seine Sinne fingen an zu schwinden, und er eilte trostlos von diesem Schreckhorn der Spekulation in die Thäler des gemeinen Menschenverstandes hinab.

„Fehlt es an Dir, — sagte er nun zu sich selbst, — oder ist dieses Höchste nichts als ein leeres Phantom, das ewig vor dir flieht, und wenn du es auch erreicht zu haben wähnst, wie Nebel zerrinnt?“

In diesen heilsamen Betrachtungen wurde Zerdusch bald durch ein großes Getümmel gestört, das ihn wie das Tosen des Meeres umrauschte. Ein allgemeiner Krieg war unter den Philosophen und ihren Jüngern ausgebrochen. Jeder wähnte das Heil der Welt hange allein von ihm ab. Die Sprachen verwirrten sich, keiner verstand den andern mehr.

„O großer Dromades!“ — rief Zerdusch im höchsten Unwillen aus, — gerecht ist Deine Strafe, daß Du mich fallen ließest in die Hände dieser Menschen, weil ich gewichen bin von dem heiligen Glauben der Väter.“

Zürnend griff er zu dem Pilgerstabe, fest entschlossen, das stolze Abendland und zugleich die Steppen und Sandwüsten der Metaphysik auf ewig zu verlassen. Da trat eine hehre Gestalt ihm entgegen, Ruhe und Heiterkeit thronten auf der leuchtenden Stirn, harmonisch erklang die Stimme: „Sey ruhig, Zerdusch, und bereue Deine Reise nicht; zwar hast Du jenes Kleinod nicht gefunden, das Du suchtest, denn es ist auf Erden nicht vorhanden, — aber Du hast doch manche Wahrheit kennen gelernt, manchen Irthum entdeckt, und vor allem Deine Kräfte versucht und geübt. — Wisse, der Mensch ist hienieden auf ewig in den Kreis der Sinnenwelt gebannt, kein Sterblicher wagt es ungestraft diese Gränze zu überschreiten, eitel sind alle Versuche dazu. Mein Höchstes ist — stets Mensch zu seyn. — Strebe nie, mehr zu seyn!“

Verschwunden war die Gestalt, aber mit dem letzten Tone ihrer Stimme, die wie Aeols-Harfengesäusel verklang, kam auch Friede und Freude in Zerdusch's Seele zurück. Neugestärkt kehrte er heim und erreichte glücklich die stillen Hütten seiner Brüder.

Die Geschichte seiner Abentheuer bestärkte sie nur noch mehr in dem alten Glauben, und bis auf den heutigen Tag konnte weder Zeit noch Verfolgung die kleine Zahl der redlichen Feueranbeter vertilgen. N.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Mynheer Kloots, ich will das Schiff sogleich verlassen,“ sprach ängstlich van Stroom, „laßt sogleich mein Boot anlegen, ich muß das beste und das größte Boot haben, versteht Ihr, zum Dienst der ehrenwerthen Compagnie, für die Papiere und für mich selbst.“

„Das wird nicht angehen können, Mynheer,“ versetzte der Capitain, „unsere Böte werden kaum die ganze Mannschaft fassen können und jedem unserer Leute ist sein Leben so lieb, wie Euch das Eure.“

„Aber Mynheer, ich bin Supercargo der Hochpreislichen Compagnie, in ihrem Namen verlange ich ein Boot, verweigert es mir, wenn Ihr es wagen wollt.“

„Ich wage es darauf und verweigere es Euch,“ entgegnete Mynheer Kloots, indem er seine Pfeife aus dem Munde nahm.

„Schon gut, Mynheer," stammelte van Stroom, welcher alle Geistesgegenwart verloren hatte, „das soll sich finden nach unserer Heimkehr — Aber Himmel hilf! wir sind verloren! — Er wollte hinab in die Cajüte eilen, stolperte aber über den zahmen Bären, so daß sein Hut und seine Perücke weit wegflogen.

„Hülfe, um Gotteswillen, Hülfe!" schrie er, „Hülfe für den Supercargo der ehrenwerthen Compagnie."

„Die Böte heran," gebot unterdessen, da die Gefahr mit jedem Augenblick wuchs, Mynheer Kloots, „wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Schnell, Philipp, hinein mit dem Compaß, dem Wasser und dem Zwieback, in fünf Minuten ist es zu spät."

So furchtbar tobte die Brandung, daß die Befehle des Capitains kaum zu vernehmen waren.

„Ein leichter Wind scheint sich vom Ufer zu erheben," rief plötzlich Banderdecken, indem er die Hand hoch empor hielt.

„So ist's," entgegnete der Capitain, „doch ich fürchte, er kommt zu spät. Hinab mit den Dingen in die Böte, Ihr Leute, und behaltet kaltes Blut. Noch ist Hoffnung das Schiff zu retten, wenn anders der Wind stärker werden sollte."

Sie waren jetzt der Brandung ganz nahe, aber der Wind erhob sich immer mehr und mehr, so daß das Schiff dem Ufer nicht näher getrieben wurde; die Mannschaft befand sich bereits sämmtlich in den Böten, Mynheer Kloots, die Steuermänner und Mynheer van Stroom ausgenommen.

„Das Schiff fängt an sich zu bewegen," bemerkte Philipp.

„So ist es, jetzt hoffe ich noch es zu retten," versetzte der Capitain. „Nur so fort, Hillebrant," rief er dem Steuermann zu, welcher am Ruder stand, „wenn der Wind nur zehn Minuten anhält, ist das Schiff geborgen."

Der Wind hielt an. Der Ter-Schilling kam immer weiter und weiter vom Lande ab; jetzt ward die Mannschaft aus den Böten wieder heraufbeordert, Mynheer van Stroom ward sammt seinem Hut und seiner Perücke vom Boden aufgehoben, und hinab in die Cajüte getragen, und in weniger als einer Stunde befand sich das Schiff außer aller Gefahr.

„Jetzt auch herauf mit den Böten," gebot Mynheer Kloots, „und dann, bevor wir uns zur Ruhe legen, ein Dankgebet zu Gott, für unsere glückliche Rettung."

Während dieser Nacht entfernte sich das Schiff fast zwanzig Meilen weit vom Lande, worauf es wieder südlich steuerte. Gegen Morgen trat indeß neuerdings eine Windstille ein.

Mynheer Kloots stand grade auf dem Verdeck und besprach sich mit dem ersten Steuermann, über die Gefahr des vergangenen Abends, und über die kindische Furcht und Selbstsucht des Supercargo, als plötzlich aus dessen Cajüte herauf ein lauter Lärm erscholl, und im nächsten Augenblick der Bediente des Mynheer van Stroom auf das Verdeck stürzte, mit dem Schreckensausruf: „Mynheer Kloots! Eilt hinab zu meinem Herrn, rettet ihn! er ist sonst verloren — der Bär! der Bär!

„Was, mein Johannes, der ist ja so zahm wie ein Hund," rief der Capitain, „doch ich will hinab und nachsehen."

Aber noch bevor er dieß bewerkstelligen konnte, sprang bereits angsterfüllt der Supercargo im Hemde aus der Cajüte hervor. „Barmherziger Himmel, bin ich dazu da, gemordet, bei lebendigem Leibe aufgefressen zu werden," schrie er, indem er vorwärts eilte und eine Strickleiter hinanzuklimmen versuchte.

Da Mynheer Kloots den Supercargo außer aller Gefahr sah, stieg er hinab in dessen Cajüte und hier überzeugte er sich, daß Johannes allerdings beschäftigt war, Unheil anzurichten. Der Bär hatte das Holzwerk an der Cajütenwand zertrümmert, die Perückenschachteln lagen, sammt den zerzausten Perücken, fragmentarisch umher, neben zerbrochenen mit Honig und Süßigkeiten gefüllten Töpfen, woran Johannes mit großer Begierde leckte.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen. Als das Schiff in der Tafel-Bay vor Anker lag, hatte Mynheer van Stroom welcher ein großer Liebhaber von Honig war, von den Hottentotten einen Vorrath davon eingehandelt, den sie in den Wäldern gesammelt hatten. Der Bär hatte sich zufällig der offenstehenden Cajütenthür genähert, der Honig gewittert, den Wandschrank erstürmt und die Zerstörung unter Perückenschachteln und Honig angerichtet. Mynheer van Stroom, welcher von dem Lärm erwachte, glaubte, das Thier wolle ihn ermorden, schrie laut auf und stürzte, wie bereits erzählt worden, im Hemde zur Cajüte heraus.

Nur mit Mühe gelang es dem Capitain, den Bären den Honig zu entreißen, weit schwerer aber ward es den Supercargo zu beschwichtigen, und nur die Versicherung des Mynheer Kloots, daß der Bär bei erster Gelegenheit fortgeschafft werden solle, vermochte ihn zu beruhigen.

Dieser komische Vorfall gewährte der ganzen Schiffsmannschaft den Tag über eine fröhliche Unterhaltung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Leipzig, im Juny.

Unser fleißiger Theater-Direktor Ringelhardt fährt in seinem Bestreben, für die Unterhaltung der Theaterfreunde zu sorgen, unablässig fort. Wir hatten in diesem Frühling uns des Besuchs recht vieler talentvoller Gäste zu erfreuen. Ihr Herr Lebrün ergötzte durch seinen köstlichen Humor als Lämmermeier, Truffaldino, Plumper und Abendstern, fand jedesmal eine laute stürmische Anerkennung und ward jedesmal gerufen. Herr Eichberger, früher ein Mitglied unserer Bühne, ward von dem Publikum mit wahrhaftem Jubel aufgenommen. Mad.

Mönck und Herr Weimar traten beide mit Beifall auf, Fräul. von Faßmann aber machte Furore. Das Auftreten des Herrn Hammermeister wird jetzt erwartet.

Das Personal unsrer Bühne zählt ebenfalls tüchtige Mitglieder, vor allen nenne ich Ihnen Dlle. Wolf, von der ich noch einige Worte hinzufügen will, weil sie als geborne Hamburgerin gewiß das Interesse Ihrer Hamburger Leser in Anspruch nimmt. Nachdem diese junge talentbegabte Künstlerin im vergangenen Jahr Hamburg verließ und in Rostock, Dobberan und Frankfurth a. M. mit dem glücklichsten Erfolge gastirte, ward sie zur Freunde aller Kunstfreunde bei der hiesigen Bühne engagirt, und hat sie sich einer warmen Stelle steigenden Theilnahme des Publikums zu erfreuen, welches jede Gelegenheit eifrig ergreift, diese liebliche Jungerin Thaliens nach Gebühr auszuzeichnen. Es soll dieser jungen Kunstlerin von Petersburg aus ein glanzender Engagementsantrag gemacht worden seyn, doch hoffen wir, daß sie sich nicht von unserer Vleißstadt trennen werde, wo man sie so gern hat. D.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Dienstag den 13. Juny: „Robert der Teufel" von Meyerbeer.

Ueber Meyerbeers Compositionen herrscht eine seltne Meinungsverschiedenheit. Während ein Theil des Publikums dessen Werke in den Himmel erhebt, streitet der andere Theil machtig dagegen und bemüht sich sogar zu beweisen, daß dem Componisten überall Genie gar nicht zu zugestehen sey. Wie immer liegt auch hier das Wahre mehr oder weniger in der Mitte.

Wenn die Behauptung: das Genie wählt immer, selbst unbewußt, zu seinen Zwecken die rechten Mittel, auf Meyerbeer angewandt wird, so hat es freilich den Anschein als wenn dissem Componisten das Genie in hoher Potenz abgehe, indem nicht zu läugnen steht, daß statt Ergus des innigsten tiefsten Gefühls ein nur zu sehr erkennbares Haschen — Ringen nach Effekte sichtbar wird. Also in Folge dessen schon oft das Rechte nicht getroffen werden kann, weil in diesem Falle Niemand unzuverläßiger im Urtheil ist als der Componist selbst. Jedoch beurtheilt man die Werke Meyerbeers nach der Verwendung der einmal ergriffenen Mittel (und das dünkt uns ist von eben so großer Wichtigkeit) so leuchtet klar und deutlich und selbst der befangenste Kritiker wird es zugestehen, Genialität überall hervor.

Meyerbeers Wirken für die Kunst hat eine falsche Richtung genommen. Er ist würdig selbst ständig *) seinen Weg zu gehen, statt leider durch Eitelkeit verleitet, ein Nachahmer der sogenannten Italienischen Musik seyn zu müssen.

Ueberdies ist Meyerbeer von allen unsern jetzt lebenden Opern-Componisten unstreitig derjenige, welcher die meisten theoretischen Kenntnisse hat und das Material gewandt und zwanglos zu verwenden im Stande ist.

Wenn auch der rasende Spektakel, so daß man oft vor lauter Musik nichts mehr zu hören im Stande ist — manchmal widersinnig ist und z. B. 4 Pauken, 4 Posaunen, 4 Hörner und Gott weiß oft wie viel Trompeten angewandt worden sind — nur weil — weil es Mode ist, so leuchtet dennoch bei Meyerbeer immer Consequenz in der Behandlung des Materials vor, und dadurch thut er sich ruhmlichst vor vielen andern Componisten hervor, welche neben dem »viel Lärmen um Nichts« noch von einer andern Seite her z. B durch unvernünftige Instrumentirung und Stimmenführung auf das Trommelfell der Zuhörer zu wirken suchen.

Meyerbeers »Robert der Teufel« ist und bleibt bei allen seinen großen Mängeln eine geniale Schöpfung!

Ueber die heutige Darstellung konnen wir nur lobenswerthes sagen denn selten haben wir so befriedigt die Oper verlassen als Heute.

Wir müssen indeß davon manche Nummer des Chors ausnehmen; auch schwankte zu Zeiten das Orchester bedeutend, jedoch hat dieses alles seinen guten Grund, worüber wir uns in der Beurtheilung der Bestalin ausgesprochen haben!

Mad. Walcker ist eine ganz ausgezeichnete Alice. Mit wahrer Bewunderung haben wir die Kraft und den herrlichen Klang ihrer Stimme vernommen.

Mad. Schubert singt mit mehr Kunst, dagegen fehlt derselben das Metall der Stimme, womit die Natur Madame Walcker so reichlich ausgestattet hat. Nicht um zu tadeln, sondern nur um zur Vorsicht anzuregen, geben wir der Mad. W. den Rath, mit dem Triller recht behutsam umzugehen. Der Triller besteht aus zwei ganz deutlich vernehmbaren Noten (einer Freunde) und einem Nachschlag, wenn es keine getrillerte Note ist u. s. w.

Herr Staudigl (Bertram). Wir haben uns gewundert, als wir aus dem Comodienzettel ersahen, daß Herr S. den Bertram zu seiner ersten Gastrolle wählte. Nachdem wir aber die Parthie gehört und gesehen haben, wundern wir uns noch mehr. Wer sind gewohnt diese Parthie etwas anders zu sehen und zu hören und sind nie davon so recht erbaut gewesen — nach der Darstellungs- und Singweise des Herrn S. gewinnt dieselbe aber bedeutend an Interesse, und es ist zu bedauern, daß manche Sänger so sehr wenig Auffassungsvermögen besitzen und nicht wissen, was sie mit einer Parthie anfangen sollen.

Herr Staudigl hat eine sonore Stimme, welche wohlthätig auf das Ohr wirkt; damit verbindet er eine vorzügliche Schule. Jedoch hat es uns geschienen, daß Herr S. zu Zeiten, unterthan einer Manier, sowol im Gesang als Spiel ist. Ob und in wie weit wir darin irren, werden uns die nächsten Rollen dieses vorzüglichen Künstlers sagen. Als ganz etwas Seltenes müssen wir dessen reinen gesunden Triller loben.

Herr Schäfer (Robert) wirkte mit sichtbarem Streben ein schönes Ganzes bilden zu wollen, ernsthaft und erfolgreich mit. Was demselben an Metall der Stimme abgeht, sucht er geschickt durch berechnete Künstlichkeit zu ersetzen, ohne dadurch der Kunst zu schaden.

Das Orchester brao — bis auf einige Schwankungen ꝛc. wie wir oben andeuteten.

Zum Schluß alle gerufen und erschienen.

Eine Anmerkung. Was soll man von dem Urtheil derjenigen denken, welche bei einer so schweren und angreifenden Scene wie die des Bertram im 3ten Akt ist — da Capo rufen? —

X.

*) Universal-Lexicon der Tonkunst. Artikel: Meyerbeer.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 21sten Juny: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Börmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 75 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Folgen eines Fehltritts.

Mitgetheilt von Caroline W.

Ich vermag es nicht zu beschreiben, welche Gefühle sich meiner bemächtigten, als ich vor einiger Zeit meine geliebte Leonore L.. wiedersah, von der mich eine lange Reihe von Jahren getrennt hatte. Sie war vormals die Zierde der Schule, in welcher ich meine Erziehung erhielt, aber wenn gleich einige Jahre älter als ich, schloß sie sich doch mit der innigsten Zärtlichkeit an mich an; während ich mich mit wahrhafter Verehrung zu ihr hingezogen fühlte. Sie war in der That ein höchst liebenswürdiges Mädchen, und ward schon in ihrem siebzehnten Jahre die Gattin eines Offiziers von hohem Range, welcher sie mit sich nach Indien nahm, wo er ein bedeutendes Amt bekleidete.

Ich empfing zwar anfangs, während Leonore sich in Indien aufhielt, von ihr dann und wann Briefe und werthvolle Geschenke, späterhin aber wurden wir Beide von dem Ocean des Lebens so sehr hin- und hergeschleudert, daß wir von einander nichts mehr wußten, und es einer jeden von uns sogar unbekannt war, ob die Zugendgespielin noch auf dem Lebensmeere umherschiffe oder nicht.

Wie groß war also mein Erstaunen und mein Entzücken, als ich nach langen, langen Jahren meine Freundin in der Gattin eines angesehenen Arztes in der Residenz wiederfand. Sie war noch immer eine schöne Frau, die Sonne Indiens hatte allerdings ihre früher so zarte Gesichtsfarbe etwas gebräunt; aber der Glanz ihrer Augen war noch derselbe, ihr Wuchs noch vollendeter als vormals. Sie hatte schon vor vielen Jahren ihren ersten Gemahl in Indien verloren, welcher sie als begüterte Wittwe und als Mutter eines einzigen Kindes, eines damals siebenjährigen Knabens, in der Welt zurückließ. Sie hatte sich darauf mit allen ihren Effekten und ihrem Kinde nach Europa eingeschifft, unterwegs aber Schiffbruch gelitten und war nur mit Mühe sammt ihrem Knaben den Wellen entrissen worden. Sie hatte ihren ganzen weltlichen Reichthum untersinken sehn, um die Schätze der Tiefe zu vermehren; und so langte sie in dem beklagenswerthesten Zustande in der Hauptstadt an, denn sie hatte weder Geld noch Verwandte dort; auch war sie sammt ihrem Kinde krank obendrein.

Irgend ein theilnehmender Fremder machte den geschickten Arzt Doctor Landers mit der traurigen Lage der Wittwe aus Indien bekannt; er suchte sie in ihrer niedrigen Wohnung anfangs nur aus Menschenfreundlichkeit auf, bald

aber ward dieß Gefühl zu einem so innigen und warmen, daß er den Entschluß faßte, der liebenswürdigen Verlassenen seine Hand zu reichen.

Kann man sich wundern, daß die hülflose Leonore den edlen uneigennützigen Antrag annahm, dem wackeren, allgemein geehrten, wohlhabenden Manne ihr Jawort nicht vorenthielt, und bald darauf das Weib eines der besten Menschen des Landes wurde?

Sie hatte, wie sie mir berichtete, ihrem Gatten eine Tochter geschenkt, welche sie Ada nannte. Auf meine Versicherung aber, daß ich mich ungemein freue, ihren Gatten so wie ihren Sohn und ihre Tochter kennen zu lernen, umwölkte sich ihre Stirn, und ich bemerkte ihr, wie ich befürchtete, eine zarte Saite bei ihr unsanft berührt zu haben.

„Der Tod hat Dir doch nicht etwa Deinen Sohn geraubt, Leonore?“ fragte ich bestürzt.

„Nicht doch, Maria,“ erwiderte sie, „Eduard lebt und ist wie ich hoffe, wohl und munter. Wir sandten ihn zurück nach Indien — weil er ein wilder Bursche war, der uns viel Besorgniß machte. Ein andermal mehr davon.“

Ich ließ mich leicht bereden, einige Wochen bei meiner wiedergefundenen Jugendfreundin zu verweilen, und hatte demnach Gelegenheit, den Charakter des Doctor Landers kennen zu lernen, der eine ausgedehnte Praxis hatte, seine Leonore von ganzer Seele liebte, und dabei eine Lebhaftigkeit besaß, die ihn höchst interessant machte. Was mich aber in das größte Erstaunen versetzte, war sein kaltes zurückhaltendes Benehmen gegen seine Tochter Ada, damals ein Mädchen von sechszehn Jahren, und das leibhaftige Ebenbild ihrer reizenden Mutter, als diese in demselben Alter stand.

Ich konnte mir das eisige Betragen des wackeren Arztes gegen sein einziges Kind nicht erklären, und zumal gegen ein so liebliches, anmuthiges und gemüthvolles Kind. Er nannte sie nie bei ihrem Vornahmen Ada, liebkoste ihr nie, ja er sprach zu ihr nur dann, wenn er durchaus nicht umhin konnte, und schien den Kummer nicht zu bemerken, den seine Kälte gegen die Tochter dieser und ihrer Mutter verursachte. Wie gesagt, die ganze Sache war mir ein Räthsel, dessen Lösung ich anfangs nicht wagte von Leonoren zu begehren, indem ich es für rathsam hielt, zu warten, bis sie mir vielleicht etwas darüber mittheilen würde.

Während der ganzen Zeit meines Aufenthalts bei meiner Freundin, beobachtete ich die niedliche Ada gewissermaßen mit argwöhnischen Blicken, denn ich glaubte irgend ein Fehler ihrerseits könne allein das zurückhaltende Benehmen ihres Vaters gegen sie veranlassen; allein ich konnte an ihr nichts entdecken, als daß sie recht sehr unglücklich war, und dieß war wahrlich leicht zu erklären, da sie so kalt und zurückstoßend von einem Vater behandelt wurde, der sonst gegen jederman die Güte und Liebe selbst war. Ich befürchtete auch, daß diese fortwährende und wie es mir schien unverdiente Kränkung, die arme Ada ganz und gar niederbeugen

und nachtheilig auf ihre Gesundheit einwirken würde. Kurz ich vermochte es endlich nicht länger zu ertragen, sondern beschloß, aus einem besseren Gefühle hoffe ich, als Neugier, Leonore zu befragen: weshalb sie ihrem Gatten, wegen seines kalten, grausamen Benehmens gegen seiner Tochter nicht Vorstellungen mache, und warum sie nicht auf eine Veränderung desselben bestände?

„Du sollst alles erfahren, Maria,“ erwiderte meine Freundin, „aber da kommt mein Mann, und ich höre schon wie die arme Ada ihm entgegeneilt, um ihm Mantel und Stock abzunehmen, welches zu thun sie nimmer unterläßt, obgleich er ihr nie dafür dankt. Er hat nun einmal einen Eindruck in sich aufgenommen, wenn auch einen irrigen, wie ich glaube, und da er nicht ganz vorurtheilsfrei ist, so kann oder will er nicht den Versuch machen, ihn zu verbannen; er hält Ada für hinterlistig, falsch, intriguant und ich bin nicht im Stande ihn vom Gegentheil zu überzeugen. „Sie hat uns Beide hintergangen, sie soll dafür büßen, Leonore,“ so lautet jedesmal seine Antwort auf meine Vorstellungen.

Als wir nach diesem kurzen Gespräch zusammen das Mittagsmahl einnahmen, so wie während des folgenden ganzen Abends, ruhten meine Blicke unablässig auf dem bescheidenen, geistreichen, sinnenden und schönen Antlitz Adas, indem ich zu erforschen strebte, ob sie trotz ihrer Jugend wirklich schon eine Betrügerin sey. „Wenn sie das wirklich ist, wofür ihr Vater sie hält, so würde sie einen Engel täuschen können,“ dachte ich bei mir selbst. „Hier liegt ein Geheimniß zum Grunde — nicht zu enträthselnde Ursachen walten hier ob — irgend ein Gegenstrom, welcher tief unten fließt. Sie gleicht mehr einer jugendlichen Heiligen, einer Madonna, als einer Intriguantin und hinterlistigen Betrügerin. Ihr Vater ist Geschäftsmann, wie vermöchte er ein weibliches Herz zu ergründen? Hier ist von keinem gewöhnlichen Charakter die Rede; das Licht, welches aus jenen großen dunklen Augen leuchtet, ist zu heilig, als daß es von einem gewöhnlichen Beobachter verstanden werden könnte. Ich bin fest überzeugt, er kennt die Beweggründe der Handlungen seiner Tochter nicht.

Als wir am folgenden Abend uns wieder um den Theetisch versammelt hatten, beobachtete ich sorgsam die Gesichtszüge des Doctor Landers, welcher ermüdet von seinen vielen ärztlichen Besuchen ein wenig eingenickt war, und nach gehöriger Prüfung glaubte ich überzeugt zu seyn, daß er zu jenen Menschen gehöre, die schnell eine Idee auffassen und sie dann nicht leicht wieder fahren lassen; auch glaubte ich behaupten zu können, daß meine geliebte Leonore, bei aller Anmuth und Herzensgüte, nicht zur Hälfte den erhabenen Sinn und die heroische Seelenstärke ihrer ebenfalls reizenden, aber offenbar leidenden Tochter besitze. Als ich meine Blicke auf die Letztere richtete, und in ihren Augen den Kummer ihrer Seele las, konnte ich nicht umhin, hörbar zu seufzen und meiner Jugendfreundin zuzuflüstern: „Deiner Ada geschieht Unrecht,

wahrlich die Sache muß ergründet werden, oder Du wirst Dein Kind verlieren. Sie hat Seelenleiden — der Wurm nagt an ihrem Herzen.“

Hier ward ich durch den eintretenden Bedienten unterbrochen, welcher ein aus Indien angelangtes an den Hausherrn adressirtes Päckchen überbrachte und es demselben überreichen wollte. „Der Herr schläft, Wilhelm,“ flüsterte Ada dem Bedienten zu, „lege das Päckchen auf den Tisch, bis er erwacht.

(Die Fortsetzung folgt.)

L i e d.

Neulich als Du mit uns warst
Hab' ich wohl gesehen,
Daß die Rosen unterm Hut
Dir gar lieblich stehen.

Und zum Himmel hob ich da
Betend meine Blicke,
Daß er Dir das Leben stets
So mit Rosen schmücke:

Und daß ich der Engel sey,
Der die Rosen streute
Und an Einer Thräne nur
Deines Danks mich freute.

Natalis.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Die Sonne geht blutroth unter,“ bemerkte Hillebrant zu dem Capitain, welcher nebst Philipp neben ihm auf dem Verdecke stand, „wenn ich mich nicht irre, werden wir noch vor Tagesanbruch einen Sturm bekommen.“

„Ich bin Eurer Meinung,“ erwiderte Mynheer Klootz, „es ist seltsam, daß wir kein Schiff von der Flotte wieder zu Gesicht bekommen.“

In diesem Augenblick erscholl plötzlich ein verwirrter Lärm von den Schiffsleuten, welche auf dem Verdeck zusammengedrängt dastanden. „Ein Schiff, ein Schiff — nicht doch — ein Schiff allerdings,“ erscholl es im wirren Durcheinander.

„Die glauben ein Schiff zu sehen, ha, ha, ha!“ grinste Schristen, indem er zu dem Capitain und den Uebrigen trat.

„Wo denn? wo denn?“ fragte Mynheer Klootz.

„Dort in der Dunkelheit,“ versetzte der Einäugige, indem er auf die finsterste Stelle des Horizonts deutete, denn die Sonne war bereits hinabgesunken.

Der Capitain, Hillebrant und Philipp richteten ihre Augen dorthin, und glaubten in der That etwas zu bemerken, das einem Schiffe ähnlich sah. Nach und nach schien indeß die Finsterniß sich zu lichten, es war als ob ein bleicher Schein jenen Theil des Horizonts matt beleuchte. Kein Windhauch war bemerkbar — das Meer glich einem Spiegel — immer deutlicher und deutlicher gestaltete sich das Schiff, so daß Rumpf, Masten und Segelstangen jetzt klar zu unterscheiden waren. Sie starrten hin — sie rieben sich die Augen, denn sie konnten das nicht glauben, was sie doch sahen. —

In der Mitte des bleichen Scheines, welcher hoch über dem Meere zu schauen war, zeigte sich nun in der That ein großes Schiff, das kaum drei Meilen entfernt schien, allem Anscheine nach aber, mit einem heftigen Sturm zu kämpfen hatte, obgleich die größte Windstille herrschte. Dennoch schien es von einem Orkan mit Blitzesschnelle herangetrieben, mit jedem Augenblick war die Erscheinung mehr zu schauen. — Endlich war das Schiff ganz nahe, so daß man deutlich Gestalten an Bord unterscheiden und gewahren konnte, wie das Wasser schäumend über das Fahrzeug hinfluthete, während die Balken und Masten zu wanken und zu brechen begannen. Im nächsten Moment umhüllte Dunkelheit das Ganze, und gleich darauf war die ganze Erscheinung verschwunden.

„Barmherziger Vater im Himmel!“ rief Mynheer Klootz.

Philipp aber fühlte plötzlich seinen bis zur Schulter entblößten Arm von einer eiskalten Hand berührt. Er wandte sich und sein Blick starrte in das eine Auge des räthselhaften Untersteuermanns Schristen, welcher ihm in einem furchtbaren Tone zudonnerte:

„Philipp Vanderdecken! Das war der fliegende Holländer!!

Ende des vierten Abschnitts.

(Der fünfte Abschnitt folgt nächstens.)

Der Stellvertreter.

Als im Jahre 1806 die Franzosen auf Neapel heranrückten, entfloh die dortige königliche Familie so schnell nach Sizilien, daß sie in der Eil vergaß eine hochbetagte Prinzessin, welche ebenfalls aus dem Königlichen Blute stammte, und eine Halbschwester des alten Königs Ferdinand war, mitzunehmen. Obgleich diese bejahrte fürstliche Jungfrau von illegitimer Geburt war, empfing sie doch dieselben Ehrenbezeugungen, welche den übrigen Prinzen und Prinzessinnen aus königlichem Blute

gespendet wurden, auch ward ihr gleich diesen, vor ihrem Palaste eine Schildwache gestattet, die bei ihrem jedesmaligen Erscheinen das Gewehr präsentiren mußte. Anfangs fürchtete man, daß die französischen Eroberer, welche sich in dieser Rücksicht nicht immer sehr freigebig zeigten, ihre Appanage einziehen und die Verlassene dem Mangel preisgeben würden. Der neue König Joseph Bonaparte aber, ließ ihr einen Theil ihrer Pension; kaum aber war sie dadurch vor Noth geschützt, als ihr ein neues Unglück begegnete, in ihren Augen fast so schrecklich als der Mangel selbst, es ward ihr nehmlich von Seiten der Franzosen die Auszeichnung verweigert, die Thür ihres Palastes durch eine Schildwache besetzt zu sehn. Sie reichte eine Bittschrift ein und flehte, daß diese Ehrenbezeugung, die das ganze Glück ihres Lebens ausmache, ihr in ihren alten Tagen doch nicht entzogen werden möge. Napoleon aber, welcher bestimmt erklärt hatte, daß die Bourbons überall aufgehört hätten zu regieren, schenkte ihrer Bitte kein Gehör.

Unter diesen Umständen war das Herz der hochbetagten Prinzessin nahe daran zu brechen, als zum Glück einer der wenigen treuen Diener, welche ihr geblieben waren, auf den Gedanken gerieth, die Schildwach von Fleisch und Blut durch eine hölzerne zu ersetzen. Demzufolge ward eine aus Holz gefertigte Figur uniformirt und bewaffnet und an die äußere Thür der Zimmer gestellt, welche die Prinzessin jetzt in einem alten Hause zu Portici bewohnte.

Dieß Verfahren hatte den gewünschten Erfolg, denn die hochbetagte fürstliche Jungfrau wähnte sich nunmehr noch im vollen Besitz ihrer früheren Rechte. Bald aber beklagte sie sich, daß die Schildwache nicht das Gewehr vor ihr präsentire, und von nun an verließ sie ihre Zimmer nicht mehr, um sich der vermeintlichen Kränkung nicht preiszugeben. — Sie starb bevor die Bourbons wieder auf den Neapolitanischen Thron gelangten. Im Jahre 1816 war ihre hölzerne Schildwache noch in dem alten Hause zu Portici zu schauen. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Daß Oehlenschlägers «Correggio» ein Meisterwerk der Poesie sey, wer wird es bestreiten wollen, ohne zugleich jeglichem Anspruch auf aesthetisches Gefühl zu entsagen? Nicht die poetische, wohl aber die dramatische Vollendung wird ihm von einigen nicht ganz incompetenten Beurtheilern abgesprochen. Wir stimmen mit ihnen nicht überein. Denn suchen wir das Dramatische eines Gedichts, wenn es gesucht werden soll, in einem beständigen Vorwärtsstreben, einer lebendigen Bewegung im Gedankengange, in einer wachsenden Spannung auf den Ausgang, und nicht darin, daß, wie der große aller Kritiker, Lessing, sich ausdrückt, der Frosch sich die Maus nu das Bein bindet und mit ihr umherspringt, so muß man auffallend befangen seyn, wenn man genannte Gedicht nicht dramatisch finden wollte. Es fehlt kein Erforderniß: Gedanken, Entschlüsse, Handlungen, Umstände, Alles finden wir, und endlich, was so wichtig ist, den Punkt der Beruhigung. Selbst untheatralisch ist dies Gedicht nur in Einer Beziehung. Es wird nemlich eine so große Vollendung der Schauspielkunst zur würdigen Darstellung desselben erfordert, wie wir sie selten oder nie finden werden; denn wie soll den Künstler und Dichter Correggio ein Schauspieler zeichnen können, der nicht selbst ein Künstler und Dichter ist? Wir werden weiter unten Rechenschaft geben, was uns zu diesen Betrachtungen geführt hat und auf sie zurückkommen.

Um jetzt wieder in den conventionellen Ton des dramaturgischen Berichterstatters uns hineinzuversetzen, melden wir, daß: «Kerker und Krone,» Schauspiel in 5 Aufzügen von Baron von Zedlitz, am 17. dieses zum Erstenmale gegeben wurde. Kein guter Stern waltete über diesem ächten Gedicht, als es zur Aufführung auf unserer Bühne gelangte, zu einer Aufführung, die so wenig würdig war, die Mittlerin zu seyn zwischen Dichter und Publikum, daß sich am Schlusse auch nicht Eine Hand rührte. — — — Ein ächtes Gedicht sagten wir, ja und setzen hinzu, ein acht dramatisches, in der Grundidee sowohl, als in deren Behandlung im Einzelnen. Torquato Tasso ist das Herz dieser Dichtung, sein edler, weichgeschaffener Geist, den die siebenjährige Einkerkerung gedrochen, erliegt dem unerwarteten Glück der feierlichen Krönung auf dem Capitol.

«Er geht dahin fürwahr mit reichem Lohne;
«Ein Kerker, weil er lebt', im Tod — die Krone!»

In diesen Schlußworten liegt der Gedanke, der das Ganze schuf, und der mit warmer Begeisterung, mit ächter Poesie durchgeführt ist. Der Hauptcharakter ist in größeren Partien betrachtet, sehr schön gezeichnet, nur im Einzelnen fehlt hie und da die aesthetische Größe, z. B. nachdem er seine Freilassung vernommen, wo gleich anfangs die Rede an Bombast grenzt; wahre aesthetische Große ist stets kurz. Nachdem schon der erste Rausch der Ueberraschung verflogen ist, kann er reflectirend sich in mehrerer Breite über dasEreignis ergießen. Und sehr schön ist, was da folgt:

«Sterben ist nichts, Leben ist nichts, frei seyn ist Alles,
«Frei seyn aus düsterer Gefangenschaft,
u. s. w.

Doch wir können nicht jedes einzelne Schöne oder minder Gelungene hervorheben, das Ganze hatte eine andre Aufnahme verdient, als es fand, und vermöge einer solchen Darstellung finden mußte, und so kommen wir auf das zurück, was wir oben aussprachen: daß ein solcher Charakter nur von einem poetischen Gemüthe ganz aufgefaßt werden konne, und dieses findet man unter den Schauspielern, wie unter dem Publicum nicht häufig.

(Der Beschluß folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 21sten Juny: „Ben David, der Knabenräuber.“ Schauspiel in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 76 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Beispiele der Selbstverläugnung der Trappisten.

Der berühmte Orden La Trappe bietet der Welt große Beispiele von Selbstverläugnung und Entsagung dar, Prüfungen, im Vergleich zu welchen die Qualen eines Kerkers und der Verbannung nur als ein Kinderspiel betrachtet werden können. Hier einige derselben:

Der Graf Albergotti ward bald nach dem er sich von der Welt zurückgezogen hatte und in den Orden La Trappe getreten war, von einem seiner liebsten, theuersten Freunde besucht; aber er weigerte sich ihn zu empfangen. Der Freund, ein Muster wahrer Freundschaft, welcher sich nicht entschließen konnte, sich auf immer von seinem lieben Albergotti zu trennen, trat nunmehr selbst in den Orden und ward ein Mitglied der frommen Brüderschaft. Der Graf Albergotti aber hob, während der ganzen langen Dauer ihres beiderseitigen Lebens, auch nicht ein einziges Mal das Auge um auf ihn zu blicken.

Vor vielen Jahren lebte in dem Kloster von La Trappe ein Mönch, der selbst in dieser strengen Brüderschaft als ein Muster der Enthaltsamkeit und der Frömmigkeit galt. Regelmäßig vor dem Altar, sonst aber stets in seiner Zelle, hatte er während seines zwanzigjährigen Aufenthalts im Kloster nie mit irgend einem Bewohner desselben auch nur ein einziges Wort gewechselt, nie die Zelle eines anderen Bruders betreten. Er war ein alter Mann und seine Gesundheit nahm sichtlich ab. Aber obgleich so krank und schwach, daß er der sorgsamsten Pflege bedurft hätte, fehlte er doch nie in der Kirche, selbst nicht einmal bei der Frühmette, auch beharrte er fest in allen den Entbehrungen, denen er sich bisher unterworfen hatte.

Eines Morgens verließ er sein Lager, fand sich aber noch weit kränker und schwächer als bisher; dennoch aber dachte er auch nicht im geringsten daran, sich der ihm obliegenden Pflichten zu entziehen, sondern begab sich, noch vor Sonnenaufgang in die Kirche zum Gebet. Nur mit großer Anstrengung gelangte er in seine Zelle zurück. Langsam und mit schwankenden Schritten wankte er hinein und sank auf sein Lager, welches, dem Gebrauche des Ordens gemäß, nur aus einem, mit einem einzigen Bettuche bedeckten Brette bestand.

Er legte sich hin, um zu sterben; einige Augenblicke darauf aber öffnete sich die Thür und der Bewohner der benachbarten Zelle trat zu ihm herein. Es war seit zwanzig Jahren

das Erstemal, daß diese Schwelle von einem Anderen als dem Mönche selbst überschritten wurde, welchem indeß der Besuch nicht unwillkommen schien. Die beiden Nachbaren hatten fast zwanzig Jahre lang neben einander gewohnt, jeden Morgen, jeden Abend den Weg zur selben Stunde nach und von der Kirche gemeinschaftlich zurückgelegt, nie aber hatte während dieser ganzen langen Zeit einer den andern auch nur angesehn, noch weniger hatten sie ein Wort mit einander gewechselt. —

Dieser Nachbar trat jetzt in die Zelle und näherte sich dem Lager des sterbenden Mönches.

„Bruder," sprach er und sein Ton hatte dabei eine Innigkeit, wie er an diesem Orte niedergekämpfter Gefühle vielleicht noch nie vernommen worden war. „Bruder, sprich, kann ich etwas zu Deiner Bequemlichkeit thun?"

„Die Periode der Bequemlichkeiten und Unbequemlichkeiten ist für mich bald vorüber," erwiderte der Sterbende, „ich suche meine Gedanken und Gefühle von der Erde hinauf zu dem Himmel erheben, wo mein Geist bald Ruhe finden wird. Noch aber giebt es ein Band welches mich an diese Scholle fesselt, und jemehr ich mich meinem Ende nahe, je fester scheint es mich zu umschlingen. Bei meinem Eintritt in unsern Orden ließ ich in dem Labyrinthe der großen Welt, ihren Lüsten und Ausschweifungen hingegeben, einen geliebten Bruder zurück. Die Besorgniß rücksichtlich seiner, falls er noch leben sollte, beunruhigt mein Gemüth. Könnte eine Botschaft von mir ihn jetzt erreichen, gewiß sie würde nicht wirkungslos verhallen. Gewiß würden meine Ermahnungen, meine Lehren — —". Bei diesen letzten Worten hatte der Sterbende sich aufgerichtet und sein Auge fiel jetzt zum Erstenmale auf das Antlitz seines zwanzigjährigen Zellennachbars. Ein wunderbarer Schauder durchzuckte ihn; „was ist das," fragte er im Ton des höchsten Staunens, „bist Du es wirklich oder täuschen mich meine erstarrenden Augen?"

„Sie täuschen Dich nicht," lautete die Antwort, „ja, ich bin wirklich Dein Bruder; schon einige Monate nach Deinem Eintritt in diesen Orden senkte sich ein besserer Geist auf mich herab, ich beschloß dem eitlen Getreibe der Welt zu entsagen und Deinem edlen Beispiel zu folgen. — Ich trat in dieses Kloster, der Zufall wieß mir die Zelle an, die zunächst an die Deine gränzt. So sehr mich auch danach verlangte, Dich theurer Bruder in meine Arme zu schließen, so legte ich es mir doch als schwere Buße für meine Sünden auf, mich Dir nicht zu erkennen zu geben, bis der Augenblick gekommen wäre, in welchem der Himmel einen von uns Beiden von seiner Erdenwallfahrt abrufen würde. Zwanzig Jahre lang habe ich durch die dünne Wand welche unsre Zellen trennt, das Gebet vernommen, das Du täglich für meine Besserung zum Himmel sandtest; oftmals war ich im Begriff, in Deine Arme zu eilen, aber ich gedachte meines Gelübdes und verharrte in meinem Schweigen."

Der Sterbende erhob sein Auge, richtete es auf den Wiedergefundenen und seufzte. — Sein Bruder fühlte einen schwachen Druck seiner Hand und im nächsten Moment war er der einzige Lebende in der einsamen Klosterzelle.

G. L.

Die Folgen eines Fehltritts.

Mitgetheilt von Caroline W.

(Fortsetzung.)

„Was giebts?" fragte Landers, indem er die Augen aufschlug.

„Hier dieses Päckchen," nahm Leonore das Wort, indem sie es ihrem Gatten einhändigte, „es kommt aus Indien, von unserm Eduard; der Himmel gebe daß es bessere Nachrichten bringe als der letzte Brief."

Ich bemerkte, daß Ada bei dieser Rede sich rasch abwandte und ein Buch zur Hand nahm, so daß es ihr Gesicht beschattete. Ich gewahrte auch, daß ihr Vater mit gerunzelter Stirn auf sie schauete, und daß das Antlitz meiner Jugendfreundin erblaßte. — „Soll ich das Päckchen öffnen, lieber Mann?" fragte die Letztere, „mich verlangt zu erfahren, wie der arme Verirrte sich in seiner neuen Anstellung dort gefällt."

„Darüber könnte Dir wohl Deine Tochter am besten Auskunft geben," entgegnete der Hausherr, in einem ironischen fast beleidigenden Tone, „ich bin überzeugt, ihr geheimer Briefwechsel mit ihrem irregeleiteten Bruder, wird ihr einen wahreren Bericht gegeben haben, als wir hier finden werden. Aber öffne Du nur immerhin das Päckchen, meine liebe Leonore, ich dachte nicht daran, daß Du besorgt bist, bin ich es doch auch — denn trotz aller seiner Fehler, besitzt doch Eduard auch gute Eigenschaften — wenigstens hat er nie seine Aeltern hintergangen."

Ada legte, als ihr Vater diese Worte gesprochen, ruhig das Buch hin und verließ schweigend das Gemach. Als sie an mir vorüberkam gewahrte ich, wie eine Thräne über die bleiche Wange des schönen Mädchens hinabrollte, aber ich las in ihrem bleichen Antlitz weder Unwillen noch Schaam, noch Reue, sondern nur Kummer, — tiefen, tiefen Kummer.

Doctor Landers entschuldigte sich bei mir wegen dieser kleinen Familienscene. „Meine Tochter," sprach er, „erleidet eine kleine Züchtigung, eine Buße, die ihr, wie ich hoffe, heilsam seyn wird. — Doch sprich, Leonore, wie gehts unserm leichtfertigen Sohne?"

„Wie gewöhnlich, mein Theurer," erwiderte meine Jugendfreundin unter Thränen, „er verlangt schon wieder Geld, er würde uns den letzten Schilling nehmen; — er bittet jetzt wieder um Tausend Thaler und schwört, daß seine Ehre dafür verpfändet sey, und daß er seine Anstellung zu Calcutta aufgeben müsse, wenn er diese Summe nicht unverzüglich em-

pfange. Ich aber werde es nicht dulden, daß Du Dich und unser anderes Kind seiner Ausschweifungen wegen beraubst. Ich werde es nimmer zugeben, daß Du ihm das Geld sendest." —

„Und dennoch, liebe Frau, wollen wir es ihm schicken," versetzte der gutmüthige Landers, „dem erstgebornen Kinde meiner theuren Leonore, darf mein Beistand nicht fehlen. Ich bin überzeugt, er wird sich bessern und uns noch dermaleinst Freude machen."

In diesem Augenblick überraschte mich ein tiefer Seufzer in meiner Nähe, ich wandte mich und gewahrte Ada, welche unbemerkt zurückgekehrt war und neben mir Platz genommen hatte. Aus ihrem schönen Antlitz sprach, wie früher, auch nicht der mindeste Unwille. Ihr Vater schien jetzt ebenfalls sanfter gegen sie gestimmt, denn es lag durchaus keine Bitterkeit in seinem Tone, als er gleich darauf zu seiner Gattin bemerkte: „Ich glaube, Leonore — es liegt auch noch ein Brief von Eduard — an seine Schwester bei. Sey überzeugt, es verlangt sie nach Kunde von jemand, den sie mehr liebt als die ganze übrige Welt."

„O nein, nein, lieber Vater!" erwiderte sanft die arme Ada. „Sie thun mir unrecht. Wahrlich, Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie und meine Mutter liebe, ich will es beweisen, indem ich ergebungsvoll Ihr Mißfallen trage. Ich weiß daß Sie glauben, gerechte Ursache zu haben, auf mich zu zürnen. Aber ich weiß auch, daß Sie Ihre Meinung ändern werden. Gewiß, Sie werden nicht immer in dieser eisigen Kälte gegen Ihre Sie innigliebende Tochter beharren. Nur einen Kuß, theurer Vater, nur eine einzige zärtliche Umarmung und Sie würden einen tröstenden Balsam in mein wundes Herz senken."

Ich wollte beim Anfange dieser interessanten Familienscene das Zimmer verlassen, aber meine Jugendfreundin verhinderte mich daran, indem sie mir zuflüsterte, daß es besser seyn würde, wenn ich bliebe, da meine Gegenwart den Vorwürfen vorbeugen würde, womit ihr Gatte die arme Ada stets zu überhäufen pflegte, wenn sie seine väterliche Zärtlichkeit in Anspruch nehme.

„Es giebt," erwiderte der Arzt, indem er ernst auf seine Tochter schaute, „zu dieser meiner Brust nur einen einzigen Weg nemlich gänzliche Aufrichtigkeit. Bekenne unverholen, daß Du nicht, wie Du behauptest, die kostbare Repetiruhr Deiner verewigten Großmutter sammt den übrigen Familien-Juwelen verloren, sondern daß Du sie zu irgend einem geheimen Zwecke verwandt hast; gestehe dieses jetzt Deinen Aeltern ein und scheue nicht die Gegenwart unserer Freundin, welche, wie ich sehe, dieß Scene tief kränkt. Bekenne offenherzig, was Du mit den Gegenständen angefangen, die Du allerdings als Dein Eigenthum betrachten konntest, über deren Verwendung Du aber in Deinem Alter Deinen Aeltern Rechenschaft schuldig bist. Bis dahin habe ich keine Tochter."

„Laß mich Dich bitten, aufrichtig zu seyn, meine theure Ada," nahm jetzt Leonore das Wort. „Rücksichtlich der Uhr und der Juwelen waltet offenbar ein Geheimniß ob und ein gutes Kind sollte seinen Aeltern nichts verschweigen. Ich beschwöre Dich, meine Tochter, um meinetwillen, berichte uns wie es damit zusammenhängt."

„Sprich, sprich, hast Du jene Kleinodien verloren oder verkauft," sragte Landers in einem Tone, welcher genugsam beurkundete, wie sehr er wünschte, der Sache auf den Grund zu kommen, damit er seine Tochter wieder in seine Vaterarme schließen könne.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aberglaube.

In dem Departement Indre in Frankreich herrscht bei dem Volke folgender wunderbarer Aberglaube. Man glaubt nemlich, daß wenn jemand gestorben, die Seele des Hinübergegangenen durch das Zimmer fliege und eine Oeffnung suche, um zum Himmel emporzusteigen. Man schafft demnach dort, wenn Jemand im Sterben liegt, sorgfältig alle Gefäße, worin sich Milch, Wasser oder andre Flüssigkeiten befinden, aus dem Krankenzimmer, aus Furcht, die Seele könne im Vorüberfliegen hineinfallen und verhindert werden zu ihrer ewigen Ruhestätte zu gelangen.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, den 15. Juny.

Fallissements sind bei uns eine oft wiederkehrende Erscheinung, die Niemanden mehr befremdet, da ihr Grund zu genau mit kaufmännischen Verhältnissen und Verwicklungen zusammenhängt, als daß er uns, deren ganzer erhaltender Lebensathem Handelsverkehr ist, sonderlich in Staunen oder Verwunderung sollte setzen können; aber einen förmlichen Gebrauch- und Regelrechten Fallsten unter unseren Schauspieldirektoren haben wir noch nicht gehabt. Wenn auch mehreren dieser Herren, kurz vor ihrer Abreise von hier, das Unglück begegnete, plötzlich von einer solchen Gedächtnißschwäche befallen zu werden, daß sie selbst die jüngsten ihrer contrahirten Schulden und jede ihrer eingegangenen Verpflichtungen vergaßen, so ist doch noch keiner mit Fug und Recht als der Fallsten-Ordnung anheim gefallen zu betrachten gewesen. Nurden letzten (Herrn Schütze) hat dieses Geschick betroffen; er hat, nach langem Sträuben, sich zur Insolvenz bequemen und dieselbe gerichtlich erklären müssen, worauf denn, was in solchen Fällen der Rechtsgang mit sich führt, auch erfolgt ist. Daß die Masse der Gläubiger, unter denen die armen Schauspieler, zum Theil mit Weib und Kind, wohldie bedauernswerthesten bleiben, gerade keinen Pään auf Direction und Director anstimmt, ist begreiflich; daß aber auch manche Stimme sich für letztere erhebt, die auszugleichen, lösen, entschuldigen und beschwichtigen möchte, ist auch wieder begreiflich, da es Niemand fremd geblieben, daß Herr Schütze nicht ohne Vermögen hieher gekommen, aber den größten Theil desselben bei seiner hiesigen Unternehmung eingebüßt hat. Diese Be-

trachtung hat das Mitleiden für ihn aufgeregt, und was noch daran fehlte, um ihn dessen ganz werth zu machen, fügte die Rücksicht auf eine zahlreiche Familie hinzu. Auch soll unsere oberste Behörde, diesen Punkt besonders in's Auge fassend, mancherlei Bedingungen und Obliegenheiten dem nachfolgenden Directer zur unerläßlichen Pflicht machen, ja selbst die Ertheilung einer Theater-Concession an die Erhaltung, oder wenigstens Unterstützung der Schütze'schen Familie, knüpfen wollen. — So vieles Lob, vom Standpunkte der Humanität aus betrachtet, diese obrigkeitliche Maaßregel auch verdienen mag, so weiß ich doch nicht, ob sie sich mit dem Geist und Wesen einer freien Geschäftsführung genau vertrage, und ob die dramatische Kunst selbst, die jeden Zwang und jede Fessel haßt, dabei zum besten berathen wäre. Wen aber diese Fessel erwartet, oder wer sich zur Annahme derselben bereits gestellt hat, kann ich Ihnen noch nicht sagen, da ich es selbst nicht weiß, und auch wohl noch Niemand hier in Lübeck mit Bestimmtheit zu sagen im Stande ist. Gemeldet sollen sich unter andern zur Uebernahme des hiesigen Theaters haben: die Herren Engel (von hier), Bornholdt (von Schleswig), Gerstel (von Petersburg) und Engelken (von Bremen), doch scheint für Ersteren die größte Wahrscheinlichkeit obzuwalten. Auch Schütze selbst, dem nur die Hände zu sehr gebunden sind, scheint alle Ansprüche erneuern zu wollen.

Unser zweites — oder vielmehr erstes und zweites, da wir jetzt gar kein anderes haben und das zweite also zugleich das erste ist — unser zweites Theater im Garten der sogenannten Schaftrei, das Etablissement des Pachters und Gastwirths daselbst, erfreut sich eines recht zahlreichen Besuchs. Seine Speculation krönt der glücklichste Erfolg. Aber Herr Horner hätte auch keine, seinen Absichten entsprechendere Wahl treffen können, als indem er die Führung des Ganzen dem Schauspieler Herrn Dreymann, übertrug, der nicht allein ein ganz allerliebtes Theater herstellte, sondern daselbe auch, in artistischer Hinsicht, mit so vieler Einsicht und Umsicht leitet und so feste Rücksicht auf Ordnung und Anstand dabei nimmt, daß jeder Gebildete dieser anziehenden Schopfung, gegen welche auch die Natur keine Stiefmutter gewesen, eine recht lange Dauer und Erhaltung wünscht.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

«Kerker und Krone.» (Beschluß.)

Herr Fehringer gab den Tasso. Wir halten Herrn F. nach unserer unbefangenen und durch aufmerksame Beobachtung festgestellten Ueberzeugung für einen von der Natur mit allen äußeren Gaben reich ausgestatteten Schauspieler, der aber im Ganzen besser mit seinen Mitteln haushalten konnte, und der auf seine Rollen nicht immer das gehörige Studium verwendet. Wer nicht einsieht, daß der Schauspieler nie eine Rolle gut spielen kann, die er nicht vollkommen memoriert hat, wer nicht zugiebt, daß Herr Fehringer sich von manchen üblen Gewohnheiten beherrschen läßt, daß bei Herrn Fehringer immer ein unangenehmes Schluchzen an die Stelle der Aeußerung des tiefen Gefühls tritt; wer endlich uns nicht zugesteht, daß durch dieses Alles der Kunst wenig gedient werde, der ist befangen durch ein wohlklingendes kraftiges Organ, durch einen wohlgebauten Körper, durch eine gewisse Dreistigkeit, die desto grosser wird, je größer die Abhängigkeit vom Souffleur ist. Doch gesetzt, wir wollten auch uns von allem diesen befangen lassen, wir hielten auch Herrn Fehringer für einen tüchtigen, praktischen Schauspieler, so würde bei uns ganz unerschütterlich die Ueberzeugung fest stehen, das den Darstellungen des Herrn Fehringer Poesie mangelt. —

Sollen wir jede Einzelheit hervorheben, die von einem falschen Verstehen der Rolle, von einer nur ganz oberflächlichen Bekanntschaft mit derselben zeugen wurde? ihre Zahl war Legion. Das Ganze bewieß eine unrichtige, materielle Auffassung. Nur Eine ganz auffallende Entstellung des Textes selbst führen wir hier an.

Tasso, der befreite, aus siebenjähriger Gefangenschaft unerwartet befreite Tasso, der, umgeben von seinen Freunden und Angehörigen, diese nur in Liebe zu ihm wetteifern sieht, vermag das überraschende Glück so wenig zu tragen, wie früher die bitterste Leiden. Es überfällt ihn die Ahnung, auf Erden sey er nicht mehr heimisch, er ruft aus:

«Bin ich auf Erden hier nur noch ein Gast?»

Unser Tasso sprach:

«Bin ich auf Erden länger noch ein Gast?»

Was Herr Fehringer hierbei verstanden, mochten wir wohl vergebens zu enträthseln suchen.

Einen um so wohlthätigeren Eindruck mußte es machen, neben diesem Verschrten, Mißlungenen, eines Anblicks zu genießen, der erhebend und einnehmend zugleich war. Die Angioletta der Mad. Clauer war ein herrliches Bild, der Natur entnommen und veredelt, so weit sich die Natur veredeln läßt. Es paßte gut in das Wesen dieses sehr ernsten Dramas, daß das Kindliche, Naive des Charakters etwas gegen den tragischeren Theil desselben zurücktreten mußte. Selbst in den gefahrlichen pathetischesten Stellen wurde das Maaß nicht überschritten. Das Lied in der sechsten Scene des ersten Akts, mit herrlicher Harfenbegleitung, war das Schönste, Ergreifendste, das wir in der Art gehört. — Es ist im Ganzen aber diese wackere Künstlerin wenig zu sagen, denn ihre Kunst erscheint so einfach, daß man fast geneigt wäre, sie für nichts als Natur zu nehmen; überzeugend lehrt sie den Satz: daß ein richtiges, tiefes, lebhaftes Gefühl der Wahrheit der Rolle, durch alle ihre Lagen, mit allen ihren psychologischen Ursachen, stets der Grund ist zum richtigen Ausdruck und zum richtigen Grade desselben.

Die. Enghaus (Leonore) war heute recht brav.

Mad. Lebrün in der unbedeutenden Rolle der Lucretia gut. Für den Cardinal Aldobrandini, aus dem man hier einen weltlichen Fürsten gemacht hatte, that Herr Meyer mit Eifer und nicht ohne Erfolg das Seinige, obgleich die Rolle nicht in seiner Sphäre liegt.

Die sehr todte Rolle des Montecatino befand sich in den Händen des Herrn von Ballade, der sich sichtlich bemühte, etwas Dankbares ihr abzugewinnen.

Herr Buttmeister gefiel uns nicht. Seine Maske war gut, der höhnische Ton aber unpassend. Die Uebrigen genügten.

Das talentvolle Künstlerpaar Döring und Frau, erringt sich durch sein Gastspiel in Breslau den glänzendsten Beifall. Ein uns von unserm Correspondenten darüber eingesandter Bericht erfolgt, da es uns heute dazu an Raum gebricht, in dem nächsten Blatte. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 26sten Juny: „Hedwig die Banditenbraut.“ Drama in 3 Aufz. Hierauf: „Die Entführung.“ Lustspiel.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 77 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Speculation.

Schwank von Carlo Brunetti.

1.

Ein ächter Geschäftsmann.

Mynheer Lukas Terbeek war ein gewichtiger Mann, sowohl in Rücksicht seines Körpers als seiner Börse; er war voll und rund und keine Falte entstellte sein glänzendes Antlitz. Fortuna hatte ihm seine Lebensbahn glatt wie eine Billardtafel geebnet, auf welcher er, dem elfenbeinernen Balle nicht ungleich, ungehindert auf und ab rollte. Auf alle seine Loose in der Lebenslotterie fielen Gewinne, und in seinem 45sten Jahre sah er sich demnach in dem Besitz eines bedeutenden Vermögens. Terbeek war keineswegs ein schöner Mann, denn seine Physiognomie war kalt und ausdruckslos, und wie speculativ auch seine kaufmännischen Verhandlungen seyn mochten, sein schläfriges graues Auge zeigte keine Spur davon; dennoch hatte er schon frühzeitig ein Ehebündniß geschlossen, wobei aber, seinem Charakter nach zu schließen, gewiß mehr das Einmaleins als das Herz zu Rathe gezogen wurde. Dieß Geschäft bewährte sich indeß so ergiebig, als alle seine übrigen, denn obgleich ihm der Tod seine Gefährtin, bald nachdem sie ihm eine Tochter geschenkt hatte, raubte, so fand er doch keinen geringen Trost in der nicht unbedeutenden Summe, welche er nunmehr von der Assecuranz-Societät bezog, denn berechnend, welch' ein zerbrechliches Geschöpf ein Weib sey, hatte er klüglich das Leben des seinigen versichern lassen.

2.

Sein Sprößling.

Fichten wachsen und gedeihen, selbst auf dem dürrsten Boden; Rosenknospen entfalten sich auf dem dornigten Stamm; wie im Pflanzenreich geht es auch im Thierreich. Der unwiderlegbarste Beweis dieser tiefen philosophischen Behauptung zeigte sich in der Person von Janettje Terbeek, denn obgleich sie sich etwas zu der Rundheit der holländischen Frauen hinneigte, besaß sie doch, trotz ihres Ursprungs, eine ungemeine Grazie und eine bezaubernde Lieblichkeit. Weder der natürliche Nebel, noch der künstliche Rauch ihres Geburtslandes, besaßen Macht genug, das schöne Weiß und Roth ihres Colorits zu schwächen. Ihre blonden Locken hingen in üppiger Fülle bis über die Schultern herab, und Ihre schönen, blauen Augen verkündeten Milde, zugleich aber auch Schlauheit.

Vor ihrem Lächeln verschwand selbst die dem Holländer eigenthümliche Trägheit, und mancher wohlbeleibte Handelsherr blinzelte freundlich, wenn ihm durch die Rauchwolken, die er im Zimmer des Mynheer Terbeek aus seiner Pfeife blies, Janettjes anmuthsvolle Züge, wie ein Engelsantlitz aus Wolken, dann und wann entgegentraten.

3.

Ein Liebhaber. Eine Guitarre und eine Serenade.

Wo ein warmer Regen fällt, schmückt sich die Flur frisch und grün; und so gewiß wie die Sonnenstrahlen Blumen und Schmetterlinge wach rufen, eben so gewiß erweckt weibliche Anmuth Liebe und Liebhaber. So will es das unwandelbare Gesetz der Natur, deren Statuten in dem Herzen der Menschen begründet liegen. Mynheer Terbeek war ein entschiedener Feind aller Pracht und Verschwendung, und fand keinen Geschmack weder an geistigen Genüssen, noch an einer künstlichen Eleganz des Lebens. In einem Anfluge von Zärtlichkeit aber und in der Freude über eine gelungene Butterspeculation, hatte er sich von Janettjen zum Ankauf eines niedlichen Lusthuis, oder Landhauses nebst hübschem Garten überreden lassen, das gar angenehm an einem der vielen Kanäle gelegen war, welche dieses Land der Dämme und Schleusen durchschneiden. Es war zwar nur ein unbedeutendes Eigenthum; aber so klein es auch war, so bildete es doch im vollen Sinne des Worts eine wahrhafte Autokratie unter Janettjes Herrschaft, und da die Zahl ihrer gehorsamen Vasallen sich auf zwei beschränkte, so führte sie das Scepter mit Leichtigkeit und ohne daß ihre Gewalt bestritten wurde.

Ihre beiden Unterthanen bestanden aus der alten Haushälterin Katrijn und aus dem treuen Haushunde Kato. Mynheer Terbeek fand sich hier nur als Gast ein und bekümmerte sich nicht um die häuslichen Einrichtungen; vollkommen zufrieden hier, nach den Mühseligkeiten des Tages, im Schlafrock und in Pantoffeln sein Pfeifchen rauchen und sein Glas Grogg hinabschlürfen zu können, hatte er gegen die Anordnungen seiner Tochter nie das geringste einzuwenden.

Lesen, Handarbeit und Blumenpflege füllten hier Janettjens einsame Stunden aus, und so bildete sich ihr Geschmack. Sie kannte die Freuden der Geselligkeit nicht und verlangte auch nicht danach, aber gleich allen jungen lebhaften Gemüthern, welche auf sich selbst beschränkt sind, bekam ihr Geist eine romantische Richtung, sie bildete sich ihre eigene reizende Welt, und bevölkerte sie mit den fleckenlosen Geschöpfen ihrer reinen Phantasie.

Oft, wenn wichtige Geschäfte seine Gegenwart in Anspruch nahmen, blieb Mynheer Terbeek ganz und gar in der Stadt, und an einem solchen einsamen Abend spielte Janettje wie gewöhnlich auf ihrem Clavier, sang dazu und gab sich, während der Mond sein Silberlicht durch das Fenster sandte, ganz dem bunten Spiele ihrer Einbildungskraft hin. Da vernahm sie plötzlich die Töne einer Guitarre, welche von außen zu ihr hereindrangen; es war als ob ein Echo die Melodie wiederhole, welche sie so eben den Saiten entlockte. Ueberrascht durch diese neue Erscheinung, horchte sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hin, während ihr Herz unwillkürlich pochte. Nach einem kleinen Vorspiel sang, von der Guitarre begleitet, eine schöne männliche Stimme, eine Serenade.

„Sonder twyffel hy blaakt in Liefde" (Ohne Zweifel wird der von Liebe verzehrt) murmelte Janettje vor sich hin, indem sie aufstand, um den Fensterladen zu schließen, aber indem sie dieses bewerkstelligte, blickte sie unwillkürlich hinab in den Kanal und gewahrte eine männliche in einen Mantel gehüllte Gestalt, welche unter ihrem Fenster in einem Boote saß und jetzt das Ruder ergriff hatte, um sich zu entfernen. „Das Lied war hübsch, ob der Sänger es wohl auch ist?" sprach Janettje zu sich selbst, und lächelnd fügte sie hinzu: „Aber Singvögel sind in der Regel häßlich, am Ende ist er alt und garstig. Was aber kümmert das mich? Gewiß ist es irgend ein Müssiggänger, der mich spielen hörte und mich necken wollte! Was denke ich auch noch lange darüber nach?"

Und dennoch dachte Janettje darüber nach; ja selbst im Traume zeigte sich ihr die Gestalt des unbekannten Serenadenbringers, ja es verlangte sie recht nach einer Gelegenheit, zu erproben, ob der Gesang sich aufs Neue würde hören lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Folgen eines Fehltritts.

Mitgetheilt von Caroline W.

(Fortsetzung.)

Ich blickte auf Ada und glaubte, sie würde sich ihrem Vater zu Füßen werfen und ihm irgend eine kindische Thorheit, irgend eine leichtsinnige Handlung eingestehen, aber sie regte sich nicht von der Stelle. Sie schlug ihren Blick zum Himmel empor, gleichsam als wolle sie sich von dort herab Stärke oder Verzeihung erflehen. „Da sieh' sie nur an, Frau," zürnte Landers, „sieh' wie vergebens es ist, ihren hartnäckigen Sinn zu beugen! beim Himmel, man möchte rasend werden." So sprechend schien er im Begriff sich der größten Heftigkeit hinzugeben, aber ich versuchte ihn zu besänftigen, wenn es gleich stets ein gewagtes Ding ist, bei einem Familienereignisse als Vermittler aufzutreten.

„Halten Sie ein, verehrter Freund," sprach ich, „hier liegt mehr zum Grunde als Sie denken, oder meine Menschenkenntniß trügt; aber lassen Sie für jetzt die Enthüllung des Geheimnisses dem, der jedes Räthsel löst, sobald die Stunde dazu gekommen ist; ich müßte mich sehr irren oder mein Liebling Ada ist nicht so schuldig, wie Sie glauben, eine Stimme in meinem Innern ruft mir zu, daß sie in dieser Angelegenheit keine Verbrecherin sondern eine Märtyrerin ist."

Eine lange Pause folgte, während welcher Landers in tiefes Nachdenken versenkt dasaß, endlich erfaßte er meine Hand, neigte sich zu mir hin und flüsterte mir zu: „Sie mögen Recht haben, Sie haben in meiner Seele einen Gedanken geweckt — die Offenbarung desselben aber könnte Leonore tödten, der Himmel verzeihe mir meine Ungerechtigkeit gegen das heldenmüthige Mädchen, wenn sich die Sache so verhält. Ada, mein Kind," fuhr er darauf zu seiner Tochter gewandt, in einem tiefbewegten Tone fort, „komm zu mir her," und innig hielt er jetzt die geliebte Tochter umschlungen, indem er segnend seine Hand auf ihr Haupt legte. Leonore schlang ihre Arme um das versöhnte Paar und ohne darüber zu grübeln, was die plötzliche Veränderung in dem Benehmen ihres Gatten herbeigeführt haben könne, gab sie sich der innigsten Freude hin.

In diesem Augenblick ward ein Besuch gemeldet und die liebliche Ada eilte durch eine Seitenthür auf ihr Zimmer, um sich dort in der Einsamkeit ihren Empfindungen zu überlassen, ich folgte ihr und schloß die Tochter meiner Jugendfreundin liebevoll in meine Arme. Ich hoffte, sie werde derjenigen die ihr Geheimniß errathen, ihr Herz offenbaren, damit sie ihr mit Rath und That beistände. Ich hatte mich nicht geirrt.

„Ich bin noch sehr jung," sprach Ada, indem sie mir ihr Herz erschloß, „möglich, daß ich irrte; es ist wahrlich nicht leicht auf dem rechten Pfade zu bleiben, wenn sich widerstreitende Pflichten uns nach entgegengesetzten Richtungen hinziehen. Ach, wenn mein guter Vater die Wahrheit erführt, nimmer, wird er es mir verzeihen, daß er hintergangen worden."

„Hintergangen, also doch hintergangen?" fragte ich bestürzt. —

„So ist es," fuhr Ada fort, indem sich Thränen aus ihren Augen drängten. „Daß jenes unseelige Geheimniß meinen Bruder betrifft, ahnen Sie bereits. Der Verirrte hat meinen guten Vater hintergangen. Er glaubt ihn in Indien — er aber hat sich nie nach dort eingeschifft, sondern er hat sich einer Gesellschaft von Wüstlingen angeschlossen, welche wie ich besorge, ihn ganz und gar ins Elend stürzen werden."

„Wie, Eduard wäre nicht in Indien?" fragte ich erstaunt, „sind nicht so eben Briefe von dort von ihm angelangt? Gewiß, liebe Ada, Du träumst."

„Wollte Gott, es wär ein Traum," erwiderte das liebliche Mädchen, „jene Briefe kamen allerdings aus Indien, aber er hatte sie zuvor dort hingesandt, um seinen Betrug desto besser zu verschleiern, von einem seiner dortigen sogenannten Freunde wurden sie nach Europa zurückgeschickt. — Ich selbst habe Eduard während der letzten Monate gesehen und weiß also bestimmt, daß er diesen Ort noch nicht verlassen hat."

„Sie werden sagen, theure Freundin, ich hätte dieses alles sofort meinen Aeltern offenbaren sollen, aber hören Sie nur weiter: Ich empfing von meinem Bruder, welcher vom Bord des Schiffes, auf welches er sich wirklich eingeschifft hatte, wieder ans Land zurückgekehrt war, einen Brief, worin er mich beschwor, einem jungen Mädchen, die, wie er mir eingestand, ein Opfer seiner Verführung geworden war, und deren Wohnung er mir bezeichnete, eine kleine Summe zukommen zu lassen. Ich erfüllte seinen Wunsch und sandte der Unglücklichen fast meine ganze geringe Baarschaft; wie aber vermöchte ich das Erstaunen zu beschreiben, welches mich erfaßte, als ich eines Abends, als ich allein in meinem Zimmer mit Lesen beschäftigt war, plötzlich eine Tapetenthür öffnete und mein Bruder Eduard zu mir eintrat."

„Ada," sprach er, „ich habe jetzt keine Zeit, Dir die Sache näher auseinander zu setzen, morgen werde ich Dir alles schriftlich mittheilen. In diesem Augenblick aber gebrauche ich nothwendig die Summe von 1000 Thalern, soll ich nicht der öffentlichen Schande preisgegeben werden; sprich, sprich, kannst Du mir nicht helfen, theure Schwester?"

„Lieber, lieber Eduard," rief ich, indem ich ihn mit meinen Armen umschlang, „laß ab von Deinem Wandel, willst Du nicht unsre guten Aeltern ins Grab stürzen; wir alle glaubten Dich in Indien."

„Laß das jetzt," unterbrach mich der Verirrte, „meine Ehre ist verloren, schaffe ich nicht die genannte Summe herbei. Sprich, sprich, kannst Du mir helfen?"

„Wie kannst Du eine so große Summe bei mir erwarten," fragte ich tief betrübt.

„Du besitzest eine kostbare Uhr und Kleinodien," fiel mir der Unglückliche in die Rede.

„Es sind Geschenke meiner verewigten Großmutter," erwiderte ich, „wenn sie aber hinreichen, Dich der Schmach, dem Elende zu entreißen, so nimm sie hin, hier ist das Kästchen." Meine Bereitwilligkeit schien dem Unglücklichen tief zu bewegen, er neigte das Haupt auf meine Schulter und weinte heftig; da aber wurden plötzlich nahende Schritte vernehmbar, er schrack zusammen, raffte sich auf, erfaßte das Kästchen, preßte einen innigen Kuß auf meine Lippen und war im nächsten Moment durch die Tapetenthür verschwunden. Einige Tage darauf empfing ich wieder ins Geheim einen Brief von ihm, worin er mir berichtete, daß der Ertrag meines Schmucks ihn vom Verderben gerettet habe, und er jetzt im Begriff stehe, sich unverzüglich nach Indien einzuschiffen, aber ich muß leider fürchten, daß dies nicht geschehen und daß er sich fortwährend seinem wüsten Leben hingiebt."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die falschen Orientalen.

Während der Regierung Ludwigs des Funfzehnten beschlossen drei junge Leute aus St. Germain, welche so eben die Schule verlassen und bei Hofe durchaus keine Bekanntschaft, aber vernommen hatten, daß Fremde dort stets die höflichste

Aufnahme fänden, sich als Armenier zu verkleiden und sich dadurch bei der Aufnahme mehrerer Ritter in den Orden des heiligen Geistes Zutritt zu verschaffen; dieß gelang ihnen ganz nach Wunsch. Als der Zug sich durch die große Spiegelgallerie hindewegte, wurden ihnen Plätze vornan eingeräumt und die Anwesenden aufgefordert, den Fremdlingen Raum zu gewähren. Hiemit noch nicht zufrieden, waren sie unbescheiden genug, bis in die Antichambre zu dringen, wo sich die Herren Cordoune und Rufin, Dolmetscher der orientalischen Sprachen, befanden, sammt dem ersten Beamten der Consulate, dessen Amt es war, auf alle sich in Frankreich befindenden Orientalen ein Auge zu haben. Die drei jungen Leute wurden sofort umringt und befragt, zuerst in dem Neugriechischen. Ohne verlegen zu werden, gaben sie zu erkennen, daß sie diese Sprache nicht verständen. Man redete sie türkisch, arabisch an; derselbe Erfolg. Endlich verlor einer der Dollmetscher die Geduld, „eine der Sprachen, die zu Ihnen geredet wurden, müssen Sie doch verstehen, meine Herren," rief er in der Heftigkeit auf französisch, „zum Henker, woher kommen Sie denn?"

„Von St. Germain en Laye," erwiderte ruhig der Kühnste der drei jungen Leute, „warum haben Sie uns nicht gleich auf französisch befragt?"

Sie gestanden nunmehr die Ursache ihrer Verkleidung, der älteste von ihnen war kaum 18 Jahr alt. Die Geschichte ward dem Könige erzählt, welcher herzlich darüber lachte, die drei jungen Leute auf einige Stunden en prison schickte, und sie dann mit einer ernsten Ermahnung wieder in Freiheit setzen ließ. N.

siebzehn Jahren einen so richtigen Tact, ein so pikantes, natürliches und allerliebstes Spiel bewundert. Ihre Lehrmeisterin, ihre reichbegabte Mutter, bleibt ewig jung, denn wo die Kunst sich dergestalt mit der Natur verbunden, da ist vom Stillstande keine Rede, und man kann sich nicht entschließen, das Auge von dieser vollendeten Künstlerin zu wenden.

Haizinger ist und bleibt noch immer einer der ersten Tenoristen Deutschlands, namentlich was den colorirten Gesang betrifft. — Das treffliche Künstler-Kleeblatt ist wie ich glaube gegen dreißig Mal aufgetreten und hat jedesmal den großten Jubel veranlaßt.

Ueber die hier im gleichen Maaße gewurdigten trefflichen Leistungen des Herrn Döring, den Deutschland mit Fug und Recht zu seinen ersten Mimen zählen kann, und seiner talentvollen Gattin, werde ich Ihnen nach Beendigung ihres Gastspiels ausführlicher berichten, für heute möge in Betreff dieses geschatzten Künstlerpaars folgende Notiz dienen. Wie sehr die vielbegabte Auguste Sutorius die Breslauer früher durch ihre Kunst, Anmuth und Grazie entzückte, ist hier noch in zu lebhaftem Andenken, als daß Madame Döring nicht mit wahrhaftem Jubel hätte begrüßt werden sollen. Sie trat bis jetzt auf am 11ten als Juleri, welche Darstellung schon am 13ten d. auf vieles Verlangen wiederholt werden mußte, am 12ten als Arouet in «Voltaires Ferien» und als Rosalie im «Liebesprotocoll,» welche Darstellung ebenfalls am 15ten wiederholt ward; dazu spielte sie auf Verlangen das Lenchen im «Fest der Handwerker» und Gretchen im Faust. Alle diese ihre Leistungen wurden mit dem einstimmigsten Beifall und mit der Auszeichnung des Hervorrufs geehrt.

Meister Döring, der nicht wie Andere, eines lobhudelnden Lewald's bedarf, um sein großes Darstellungstalent geltend zu machen, führte uns bisher folgende Bühnengebilde vor. Den Juden in Cumberlands Drama. — Elias Krumm, im graden Wegderbeste. — Tartuffe. — Zsrael in «der Judenschenke. — Chateauneuf in «Voltaires Ferien.» — Banquier im «Liebesprotocoll.» — Kluck im «Fest der Handwerker.» — Kalinsky in «humoristische Studien. — Pfeffer in «No. 777.» — Shylock im «Kaufmann von Venedig» und Mephisto im «Faust.»

Die seltene Vielseitigkeit dieses gediegenen Mimen bewährte sich in allen diesen Bildern, welche sämmtlich den ächten Stempel wahrer Kunst trugen und auch sämmtlich die lauteste Anerkennung fanden. Döring zeichnet sich vor fast allen Darstellern, die wir bisher sahen, dadurch aus, daß seine Leistungen weder eine Production bloßer Berechnung noch ein Produkt bloßer Empfindung sind, das was er vor uns hinstellt, ist zu gleicher Zeit das Resultat des tiefsten Gefühls und des klarsten Verstandes; es ist begreiflich, daß ein solches Zusammenwirken eine solche Vollendung hervorbringt. Da haben Sie meine Meinung über Herrn Doring als Künstler, ans Künstlerfreunde Breslaus theilen sie mit mir. L.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Breslau, im Juny.

Den Ruf eines wackeren, thatigen Bühnenleiters, den sich Hr. Haake langst schon im Auslande erworben, bewährt er durch seine Direction unsers Theaters in der That im vollen Maaße. Muthig ankämpfend gegen die vielen Hindernisse, welche sich seinem Unternehmen entgegenstellen, fahrt der fleißige Mann unablässig fort, für die Befriedigung der Kunst- und Theaterfreunde zu sorgen. So hat er z. B. jetzt dem Publikum Gäste vorgeführt, welche zu den ersten Talenten Deutschlands zu zählen sind, nemlich Haizinger, Frau und Tochter aus Carlsruhe, und Döring und Frau von der Hamburger Bühne.

Die Tochter der Madame Haizinger (Dlle. Louise Neumann) ist ein ganz ausgezeichnetes Talent, und wird dereinst gewiß große Sensation erregen; ich habe sobald nicht bei einem jungen Mädchen von

Hamburg, im Juny.

Der Bericht über das am 22sten dieses zum erstenmal aufgeführte Drama «Ben David» kann, aus Mangel an Raum erst im nächsten Blatte folgen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 28sten Juny: „Die Jüdinn." Oper in 5 Aufzügen. Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Ybc. 9625/п.

Josef Böck-Gnadenau
Wien.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Siebentes Heft

№ 78 — 91.

July 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler derausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Carlo Brunetti. Die Speculation Schwank. (Beschluß) . . . . . 617 ff.

Georg Lotz. Das Geisterschiff. Nach Capitain Marryat. Fünfter Abschnitt . . . . . 665 ff.

W. Pfeifer. Aus meinem Taschenbuche. 639. 647. 662. 671. 681.

Caroline W. Die Folgen eines Fehltritts. (Beschluß) 620

Die Wette. 633

Justiz der Circassier. 639

Unversöhnlicher Haß. (Nach einer Italienischen Chronik.) . . . . . 643 ff.

Die Thugs . . . . . 651 ff.

Kosato der Neungat . . . . . 673 ff.

O' Shanes Tochter. Mittheilung aus Criminalacten. 689 ff.

Lehrenkranz von Balladen, Romanzen und Sagen der deutschen Dichter neuerer Zeit. . 681 ff.

Kleinigkeiten aus Amerikanischen Blättern 718

Wunderbares Abentheuer 713

Literarisches 694

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

Seite

Georg Lotz. Hamburgisches Volkslied. (Mit einer Musik-Beilage) 625

Das Madonnenbild. Ballade 697

W. Pfeifer. Hyriaden 641 649

Hugo. Buchstabenräthsel. 681

— — 719

Auswärtige Notizen.

Wien 671

Berlin 719

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 78 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Speculation.

Schwank von Carlo Brunetti.

(Fortsetzung.)

4.

Der neue Handlungsdiener.

Das Mittagsessen war eben vorüber und Mynheer Terbeek schmauchte wie gewöhnlich zur Verdauung sein Nachmittagspfeifchen, in einem kleinen Cabinet, welches an sein Comtoir zu Amsterdam stieß, da ward die Thür aufgemacht, und ein Mensch, dessen Breite fast die ganze Thüröffnung füllte, stand vor dem Handelsherrn, den Hut in der Hand.

„Nun, was soll's?“ fragte Mynheer Terbeek den Fremden, welcher ein Mann gegen die funfzig schien, denn sein vormals schwarzes Haar spielte bereits ins Gräuliche, auch trug er eine große altmodische Brille.

„Ew. Edlen suchen, wie ich vernommen habe, einen zuverläßigen Handlungsdiener?“ erwiderte der Eingetretene.

„So ist's,“ versetzte Mynheer Terbeek, indem er eine so gewaltige Rauchwolke von sich bließ, daß die Gestalt des Fremden einen Augenblick lang ganz und gar verhüllt ward.

„Ich komme Ew. Edlen meine Dienste anzubieten.“

„Ganz gut. Wie steht's aber mit den Empfehlungen und Zeugnissen?“

Der Handlungsdiener legte die verlangten Papiere auf den Tisch und Mynheer Terbeek fand solche durch die wohlbekannten Firmen mehrerer angesehener Handlungshäuser zu Rotterdam bescheinigt.

„Hm! Hm! nicht übel,“ sprach er, „seyd Ihr aber auch pünktlich, Kind?“

„Wie eine Goldwage,“ versetzte der Comtoirgehülfe, in einem schnarrenden Tone.

Mynheer Terbeek nahm einen Augenblick lang die Pfeife aus dem Munde und betrachtete den Dienstsuchenden genauer. „Schnell und regelmäßig in Geschäften?“ fragte er weiter.

„Wie eine Treck-Schuyte,“ lautete die Antwort.

„Wie steht's mit dem Buchhalten?“

„Besorge ich säuberlich und ohne ein einziges Mal das Radirmesser zu gebrauchen. Und was das Ausschreiben der Rechnungen und Facturen betrifft, so weiß ich solche so correct anzufertigen, daß bei meinen Arbeiten dieser Art, das gebräuchliche: „Salvo Errore et Ommissione“ als eine nutzlose Dinte- und Federverschwendung, von allen meinen früheren Prinzipalen längst abgeschafft worden.“

Mynheer Terbeek blickte erstaunt auf den Sprecher, schien aber an seiner Art und Weise Gefallen zu finden. „Eure Empfehlungen lauten nicht übel," sprach er, „Euer Name?"

„Jan Snep, Ew. Edlen zu Befehl," schnarrte der Handlungsdiener.

„Wie viel Gehalt begehrt Ihr?"

„So viel Ihr mich werth findet, Mynheer. Manche Nüsse haben nur einen tauben Kern. Wenn Ew. Edlen es mit mir probiren wollen, wird sich das Andere finden."

„Wolan, ich bin zufrieden," sprach der Handelsherr, und der Comtoirgehülfe Jan Snep ward angestellt.

5.

Erkennung.

Es währte nicht lange, bis Janettjes Vater seiner Tochter wieder Gelegenheit gab, in dem Lusthause eine einsame Abendstunde am Clavier zu verbringen. Mit unsicheren Händen und klopfendem Herzen, spielte sie bald, bald horchte sie hin; eine Zeitlang blieb draußen alles ruhig, nach dem Verlauf einer kleinen Stunde aber erklang plötzlich von unten herauf der schöne Gesang wie früher.

Von Neugier getrieben schlich sich Janettje zum Fenster. „Ein wenig Hinauskucken ist ja kein Verbrechen," sprach sie zu sich selbst; wie aber fuhr sie zusammen, als sie den Sänger dicht unter ihrem Fenster gewahrte, und vernahm, daß er ihren Namen nannte.

„Schöne Janettje!" rief er, in einem so zärtlichen Tone, wie er je von den Lippen der Liebe beim Mondschein erscholl, „ich bitte Euch, schließt nicht den neidischen Fensterladen wieder, erhebt nicht dadurch eine Schranke zwischen der innigsten Liebe und dem reizendsten Mädchen, das je die Welt erblickte."

„Ich kenne Euch nicht,', erwiderte heftig bewegt die Jungfrau, indem sie sich bemühte, die Gesichtszüge des schönsten Jünglings, den ihr Auge je geschauet, genauer zu erkennen. „Auch will es sich nicht geziemen —"

„Süßes Mädchen," erwiderte der Mann von der Guitarre, „haben fünf Jahre mich so ganz und gar verändert, daß Ihr Euren vormaligen Gespielen Willem Grypeert nicht wieder erkennt!"

„Ey du mein lieber Gott!" rief Janettje erstaunt, „Ihr wäret es wirklich, der wilde kleine Junge, der immer so viele Schelmenstreiche machte?"

„Derselbe, Janettje, derselbe, und herzlich freue ich mich, daß Ihr selbst meine Untugenden nicht vergessen habt. Ich meinerseits erinnere mich nur Eurer Artigkeit und Schönheit. Ja, ja, Janettje, frühzeitig schon habt Ihr bei mir die Saat der Liebe gesäet, die jetzt zur vollen Frucht gediehen."

„Allerliebst gesagt und poetisch obendrein," lachte Janettje ermuthigt und erfreuet durch die Ueberzeugung, in dem Sänger einen alten Bekannten wiedergefunden zu haben.

„Treibe jetzt nicht Deinen Scherz mit mir," bat der Jugendgespiele.

„Ey dafür behüte mich Gott," versetzte Janettje, „der Knabe Willem mit den Schelmenstreichen und der Mann Willem mit der Liebeserklärung, sind zwei ganz verschiedene Dinge. Unsere Stellung gegen einander ist ganz und gar verändert, die glücklichen Tage der Kindheit sind vorüber."

„Welch' ein Entzücken gewährt es mir, daß Du sie glücklich nennst."

„Ich bin auch jetzt noch glücklich."

„Ich aber, ich bin elend!"

„Wenn Dich Liebe so unglücklich macht," lachte Janettje, „so bewahre mich Gott davor."

„Grausames Mädchen, wie magst Du so leichtsinnig reden!"

„Und warum sollte ich es schwerfällig nehmen?" fragte Janettje.

So leicht sie aber auch die Sache nahm, so setzte sie dennoch ihr Gespräch mit dem Jugendgespielen mit Freuden fort, und ihre Mittheilungen wurden in der That immer vertraulicher und vertraulicher.

Willem Grypeert berichtete ihr offenherzig, daß ihm von seinen verstorbenen Aeltern nur eine ganz unbedeutendes Erbtheil hinterlassen worden und erweckte dadurch ihre innige Theilnahme.

So weit gekommen, gelang es seiner Beredtsamkeit leicht über ihr schuldloses Herz den Sieg davon zu tragen, und beide trennten sich mit den angenehmsten Eindrücken. Mit Janettjes schweigender Bewilligung benutzte er jede Gelegenheit durch häufige Besuche seine Stellung bei ihr zu verbessern, und diese verstohlenen Zusammenkünfte gewährten der romantisch gesinnten Janettje große Freude.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Folgen eines Fehltritts.

Mitgetheilt von Caroline W.

(Fortsetzung.)

Als die liebliche Ada ihre Erzählung geendet hatte, versicherte ich sie, daß ich nicht nur ihrer Mittheilung völligen Glauben beilege, sondern auch die Selbstaufopferung bewundere, womit sie, um den Zorn und den Gram ihres Vaters über den unglücklichen Eduard nicht noch zu vermehren, über die letzten Verirrungen desselben, das tiefste Schweigen behauptet und ergebungsvoll das kalte Benehmen des Herrn Landers ertragen habe, welcher das Verschwinden ihrer Kleinodien gar bald bemerkt hatte.

Ich schloß das liebe Mädchen noch einmal innig in meine Arme und legte mich alsdann zur Ruhe, aber der Schlaf senkte sich erst spät auf mich herab, denn Adas Mittheilung beschäftigte meine Phantasie unablässig.

Am folgenden Abend zogen sich Vater und Tochter früh auf ihre Zimmer zurück, Leonore und ich blieben aber noch beisammen und gaben uns im freundschaftlichen Gespräch ganz unsrer Jugenderinnerung hin. So war, ohne daß wir es bemerkt hatten, die Nacht schon weit vorgerückt und alles im Hause hatte sich bereits zur Ruhe gelegt. Da vernahmen wir plötzlich unter uns ein seltsames Geräusch, wir horchten hin, es ward immer stärker und stärker, und es schien uns als ob man bemüht sey, einen Fensterladen zu erbrechen; meine erschrockene Freundin eilte sofort die Stiege hinan, um ihren Gatten und ihre Tochter zu erwecken, und während sie den Erstern mit dem Vorgefallenen bekannt machte, flog schon die Letztere im leichten Nachtgewande, mit leichenblassem Antlitz zu mir herab und rief, indem sie ihre Arme um meinen Hals schlang: „Ewiger Gott, was soll ich beginnen, wie ich höre, ist der Fensterladen erbrochen, ich habe Gründe zu besorgen, daß mein unglücklicher Bruder sich in diesem Augenblick hier im Hause befindet, ja, daß er vielleicht jetzt die Chatulle meines beklagenswerthen Vaters erbricht."

Und was, was, drängt Dir diese furchtbare Vermuthung auf?" fragte ich von Entsetzen erfaßt.

„Es ist jetzt nicht Zeit, Ihnen alles zu offenbaren," erwiderte das bebende Mädchen, „heute ward mir wieder ein Schreiben des Unglücklichen überbracht, er ist der Verzweiflung, dem Hunger preisgegeben. Dort aber kommt der Vater schon mit seiner Kugelbüchse die Stiege herab; barmherziger Gott, was jetzt beginnen. Er wird den Unglücklichen niederschießen, meine Mutter wird verzweifeln, nein, nein, es darf, es soll nicht seyn." Mit diesen Worten flog sie ihrem Vater nach, ich folgte mechanisch.

„Laß mich los," gebot Landers in einem zornigen Tone zu seiner Tochter gewandt, die ihm in den Arm gefallen war, um zu verhindern, daß er die todtbringende Waffe abfeuere. Willst Du daß Dein Vater vor Deinen Augen ermordet werde? Plötzlicher Wahnsinn muß Dich befallen haben."

Trotz diesen Worten aber ließ Ada seinen Arm nicht fahren. Nur wenige Schritte von ihnen stand ein junger Mann mit einer Blendlaterne in der Hand, deren Schein nur schwach das Studirzimmer des Doctors beleuchtete, wo diese Schaudersene sich ereignete. Nur in undeutlichen Umrissen zeigte sich mir die hohe, schlanke Gestalt des Unbekannten, dessen Antlitz mit einem schwarzen Flor bedeckt war; das erbrochene Bureau aber beurkundete hinlänglich den Zweck dieses nächtlichen Besuchs.

„Befreien Sie mich von dieser Wahnsinnigen," rief mir als ich eintrat, der Hausherr zu, „sie weiß nicht, was sie beginnt."

„O tödten Sie ihn nicht, tödten Sie ihn nicht, theurer Vater," flehte das geängstigte Mädchen, „wenn er sie auch berauben wollte, tödten Sie ihn nicht; welche Grausamkeit wäre es, ihn mit einem solchen Verbrechen belastet vor seinen Richter zu stellen."

Fortwährend suchte der Vater sich von seiner Tochter loszuwinden, immer fester und fester klammerte sie sich an ihn an. Ich zweifelte jetzt keinen Augenblick länger, daß der Sohn meiner theuersten Jugendfreundin vor mir dastand, schmachbedeckt, wie ein schändlicher entlarvter mitternächtlicher Räuber, aber er muß gerettet werden, um jeden Preis, dachte ich, denn die zunehmende Blässe seiner unglücklichen Schwester verkündete mir daß sie nicht lange mehr im Staude seyn würde, ihren Vater von der furchtbaren That abzuhalten, als deren Opfer der Verirrte unfehlbar fallen mußte, da er wie gelähmt dastand und keine Miene machte, sich der ihm drohenden Todesgefahr zu entziehen. Ein Gedanke durchzuckte mich, ich gab dem Unglücklichen einen Wink, flog zum Zimmer hinaus, schob die Riegel der Hausthür zurück und riß die Flügelthür weit auf. Der Verirrte verstand mich, er stürzte hinaus, grade in dem Augenblick als die arme Ada ohnmächtig zu Boden sank.

Während die Dienerschaft beschäftigt war, dem leidenden Mädchen den von ihrem Vater angeordneten Beistand zu leisten, überzeugten wir uns, daß zwar das Bureau erbrochen, der beabsichtigte Raub aber noch nicht vollbracht worden war. Der Doctor umarmte seine Tochter und begnügte sich damit, sie, nachdem sie ihr Bewußtseyn wieder erlangt hatte, gutmüthig eine kleine Thörin zu schelten, denn er ahnete auch nicht im geringsten, in welcher genauen Verbindung er mit demjenigen stand, den er so eben als Missethäter vor sich schaute, freute sich aber, daß dem Verbrechen vorgebeugt worden, ohne daß er genöthigt gewesen, einem Menschen das Leben zu rauben.

(Der Beschluß folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

An Novitäten läßt es die Thätigkeit der Direction nicht fehlen, welches auf jeden Fall Anerkennung verdient. Am 22sten dieses erschien zum ersten Male: «Ben Daoid, der Knabenschänder.» Schauspiel in 5 Aufzügen, nach dem Spindlerschen Roman «Der Jude» für die Bühne beabeitet von Neustädt.

Es ist wahrlich kein leichtes, aber eben so wenig ein dankbares Unternehmen, einen Roman in ein Drama umzuarbeiten. Was erzählt geschildert von großer Wirkung seyn kann, ist es in der Regel nicht, wenn wir es in's Leben getreten, gegenwärtig vor uns erblicken, aber oft auch ist die Wirkung eine unangenehme, verstehte. Nach unserem Dafürhalten sollte man nie versuchen, zwei so unterschiedene Gattungen der Poesie zu vereinigen, oder auch nur einige Uebereinstimmung in ihrem Wesen zu vermuthen. Selten gewinnt der Umarbeiter eines Romans zu einem Drama einen Vorzug vor einem solchen, der selbstständig schafft. Das Verdienst der Erfindung, der Aufstellung des Plans,

so wie der Charakterzeichnung, geht für ihn verloren, und doch sind ihm von der anderen Seite die Hände gebunden. Ihm bleibt fast nur der Dialog und das Arrangement für die Bühne, wozu ihm freilich einige Kenntniß derselben nothig ist. Diese ist nun zwar bei vorliegendem Werke nicht zu verkennen, ja es zeigt sich hie und da eine große Vertrautheit mit jenseitigem Effekt — allein wenige Lobendes konnen mir von ihm schwerlich sagen. Der Dialog ist viel zu gedehnt, sehr oft bis zur höchsten Ermüdung. Die Characteere sind gut gezeichnet, indeß dies Verdienst kommt, wie gesagt, nicht auf die Rechnung des Bearbeiters. Dasselbe gilt von dem Interesse, das die Handlung selbst einflößt. Dagegen vermißt man Jegliches, das ihm etwa einen höheren Standpunkt in der Reihe der gewohnlicheren Alltagserscheinungen anweisen konnte. Was wir gleich anfangs und am auffallendsten fühlten, ist der gänzliche Mangel an einem Grundgedanken. Der wahre Stempel der Schonheit des Adels drückt sich der Poesie, und namentlich der dramatischen, erst dann auf, wenn Eine Idee die einzelnen Bestandtheile des Ganzen gleichsam als gemeinschaftliches Lebensprincip verbindet und durchdringt, und diese in Rede und Handlung nach der Verwicklung und Auflösung so veranschaulicht und overfornert erscheint, daß dadurch in der Einbildungskraft des Zuschauers ein lebendiges abgeschlossenes Ganzes entsteht, welches das Gemuth mit Lust und Befriedigung betrachtet — dies vermißten wir. —

Die Darstellung war in den Hauptparthien sehr gut. Nur kurz wollen wir jedes Einzelne berühren. Herr Meyer gab die schwierige Titelrolle mit Wärme und wohl durchgeführter Wahrheit; ganz vorzüglich war sein Vortrag der Erzählungen. Etwas mehr Bitterkeit hätte indeß wohl durchschimmern dursen, diese würde psychologisch wahr seyn, wenn sie auch nicht in der Rolle vorgezeichnet ist. Seine verdienstvolle Leistung fand laute und allgemeine Anerkennung. — Herr Gloy dagegen als Jochai überschritt die Schranken der Wahrheit, so auch Herr Burmeister als Zodick. — Madame Claue als Esther bewieß an diesem Abend, daß sie auch das Kindliche, Liebliche, mit gleicher Wahrheit und anspruchsloser Einfachheit darzustellen wisse, als große Affekte. Wir erinnern nur an die ersten Scenen des zweiten Acts, wo gleich die ersten einfachen Worte von so großer Wirkung waren. — Herr Fehringer, die Damen Ledrün und Lenz, Herr Brüning, Herr Lenz: sämmtlich beav. Herr Racder mäßigte sich, und das verdient Lob. Die übrigen noch sehr zahlreichen Mitwirkenden verdienen keine weitere Erwähnung.

Freitag, den 23. Juny: „Die Zauberflöte" von Mozart.

Leider eine höchst mangelhafte Darstellung. — Wir wollen gern glauben, daß die so hochst drückende Hitze jeden künstlerischen Aufflug der Sänger und der Orchestermitglieder unmöglich machte; so sehr das auch zu berücksichtigen ist, so hat andererseits doch auch die unrichtige Besetzung der Parthie der Konigin der Nacht und das oftere Vergreifen der Tempi einen großen Theil der Schuld zu tragen.

Herr Staudigl (Sarastro) und Herr Schäfer (Tamino) waren die einzigen, welche etwas Gutes leisteten. Herr Schäfer jedoch mehr als Herr Staudigl, welchen Letzteren wir zurechnungsfähig halten für die Verballhonnisirung der Arie »In diesen heiligen Hallen.« — Herr Staudigl imponirt nicht durch eine kraftvolle Stimme, sondern durch seinen gediegenen Vortrag, seinen Wohllaut der Tone und Rundung der Gesangsfiguren; er ist ein Künstler wie es wohl nur selten welche giebt, um so unbegreiflicher ist es uns also, dergleichen Variationen als die obengenannten über diese Arie, aus seinem Munde horen zu mussen. Uebrigens bemerken wir noch, daß das Zeitmaß derselben zu langsam war. Das Publikum hat da Capo gerufen und Herr Staudigl, wie natürlich, nur noch mit etwas mehr Verbrämung, demselben gewissfahrt. Die Arie »O Isis« hat uns von der ganzen Leistung am besten gefallen.

Auf Mad. Walcker (Pamina) wirkte die Hitze sichtbar ein. Ihre Stimme hatte allen Schmelz verloren, auch detonirte sie in hohem Grade, namentlich im dritten Akte in der großen Scene.

Sowohl die drei Damen als die drei Genien bemühten sich eifrigst, den ihnen angewiesenen Platz in diesem Kunstwerke genügend auszufullen und es ware, wenn auch die Kritik manches auszusetzen hatte, unbillig ihnen das ernstende Lob vorzuenthalten. Die Klangfarbe (timbre) der drei Damen Unald, Tomaselli und Granjean ist freilich zu verschiedener Natur, als daß jemals ein gutes Ganzes, selbst bei noch großerer Sicherheit und Accuratesse (besonders zu empfehlen im Allegro ihrer ersten Scene) daraus hervorgehen konnte — ihr Bemühen verdient deshalb doch nicht weniger Anerkennung.

Die drei Genien waren nicht so gut und wurden sie in der Ausführung ihrer vorletzten Scene (mit Pamina) durch beren unreine Intonation gehindert.

Herr Gloy und Mad. Zängl (Papageno und Papagena) belustigten. Das Duett wurde da Capo verlangt. Herr Gloy machte beidem Duette mit der Pamina eine Cadenz. Wer eine Cadenz machen will, muß dieß im Geiste des Componisten thun und genugsamen Geschmack besitzen. Mangelt das eine oder andere, oder gar alles beides — so ist es besser dergleichen Schnorkel gar nicht anzubringen.

(Der Beschluß folgt.)

Hamburg, im Juny.

Dem Vernehmen nach wird der Herr Professor von Tscharner aus Bern nächstens bei uns eintreffen, um in unserm Hamburg einen Cursus physikalischer Vorlesungen zu halten. Wie interessant dieser ausgezeichnete Physiker seine Vorträge durch überraschende Experimente zu machen weiß, lebt bei allen hiesigen Freunden der Physik und der Chemie von seiner früheren Anwesenheit her, noch in dem besten Andenken, und so darf derselbe auch dießmal auf einen recht zahlreichen Besuch seines Hörsaals mit um so größerer Zuversicht rechnen, da, wie wir hören, viele Freunde des verdienstvollen Professor von Tscharner sich schon bereit erklärt haben, sein Unternehmen durch eine zahlreiche Subscription zu unterstützen.

D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 1sten July: Gustav, oder der Maskenball." Große Oper in 5 Aufzügen. Musik von Auber.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 79 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Hamburgisches Volkslied

von

Georg Lotz. *)

Es giebt zwar in Deutschland manch' prachtvolle Stadt,
Die Gutes und Schönes recht viel in sich hat;
Doch keine giebt's wahrlich, glaubt mir's, lieben Leut',
Die Herliches, wie uns're Vaterstadt beut.
D'rum preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!
Chor.
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Ich mag keine Stadt noch so glänzend und schön,
Wo man sich vor Schranzen muß bücken und drehn;
Hier trägt man, bleibt man dem Gesetze nur treu,
Stets aufrecht das Haupt, ohne Furcht, ohne Scheu.
D'rum preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!
Chor.
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Mag immerhin Frankreich den Wein sich erzieh'n,
Auf Spaniens Flur der Orangenbaum blühn;
Bei uns blüht der Handel, zu Land und zu Meer,
Was nicht bei uns wächst, ey, das schickt man uns her.
D'rum preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!
Chor.
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

In mancher Stadt lebt man in Sauß und in Brauß,
Doch ist man für Arme nur selten zu Haus;
In Hamburg greift schnell zu dem Beutel die Hand,
Ist der, der da leidet, als gut nur bekannt.

*) Ich mache mir das Vergnügen meinen freundlichen Lesern in der Beilage die gelungene, von dem talentvollen Eduard Marxen verfaßte Composition dieses Hamburgischen Volksliedes vorzulegen, welches ich auf Ersuchen der Herausgeber einer Liedersammlung fertigte, die sich unter dem Titel: »Hammonias Liederkranz« bereits unter der Presse befindet, und von der schon im Monat August das erste Heft erscheinen wird. — Diese volksthümliche Tondichtung soll zugleich als Probe des obengenannten musikalischen Buchlein dienen, welches um so mehr die allgemeine Aufmerksamkeit verdient, da die Herren G. A. Groß und J. F. Kayser, Herausgeber dieser Liedersammlung, sich bei diesem ihren Unternehmen der Mitwirkung der vorzüglichsten in Hamburg lebenden Componisten zu erfreuen haben. G. L.

Drum preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Chor.

Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Mag immer wer Lust hat zu lieben, zu frei'n,
Ein Mädchen sich holen vom Po und vom Rhein;
So treu, wie in Hamburg, ist keine gesinnt,
Drum lob' ich als Frau mir ein Hamburger Kind.
Hoch preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Chor.

Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Thut anderswo laut der Gedanke sich kund,
So schlägt man den Sprecher sogleich auf den Mund,
Bei uns wird gewiß nicht dem Wortzwang gefröhnt,
Bei uns ist die Rede gottlob nicht verpönt.
Drum preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Chor.

Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Wo giebt's in der Welt wohl ein schöneres Bild,
Als unseren Hafen, mit Schiffen gefüllt?
Bei uns regt sich alles im muntern Betrieb,
Drum hab' ich mein Hamburg, mein Hamburg so lieb.
Drum preis' ich vor allen Hammonia's Staat!
Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Chor.

Hoch lebe die Bürgerschaft, hoch der Senat!

Die Speculation.

Schwank von Carlo Brunetti.

(Fortsetzung.)

6.

Ein Festtags-Nachmittag.

Der phlegmatische Mynheer Terbeek ward durch die Lebhaftigkeit seines neuen Handlungsgehülfen Jan Snep in etwas angeregt; auch betrieb der Letztere die ihm übertragenen Geschäfte so eifrig und pünktlich, daß der Handelsherr sich zu der neuen Acquisition mit jedem Tage immer mehr Glück wünschte. Er lobte ihn unverholen gegen Janettje, und als wieder ein Feiertag erschien, lud er den Handlungsdiener zum Nachmittage nach seinem Landhause ein.

Janettje saß in ihrem Garten und bemerkte seine Ankunft nicht. Die alte Katrijn aber hatte ihren Herrn und seinen Gehülfen mit Pfeifen und Wein versorgt, welchen letzterem sie aller Wahrscheinlichkeit nach fleißig zugesprochen hatten, denn sie schienen fröhlich und guter Dinge und Jan Snep stimmte sogar mit seiner schnarrenden Stimme ein lustiges Liedlein an, dessen Töne bis zu Janettjes Ohren drangen. „Ich muß mir den Handlungsdiener doch auch betrachten," sprach diese, indem sie in das Haus ging.

„Niw Dinar, Mejufrouw," (gehorsamer Diener, Mademoiselle) sprach der Comptoirgehülfe mit einem gewaltigen Kratzfuß und einer ungelenken Verbeugung, als Janettje ins Zimmer trat. Er schob ihr einen Stuhl hin, und nahm dann seinen Platz wieder ein, während die Jungfrau ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, als sie die dicke Gestalt vom Fuß bis zur Scheitel betrachtete.

„Ich heiße Euch willkommen, Mynheer Snep," sprach sie, „mein Vater hat mir bereits viel Gutes von Euch gesagt."

„Das ist mir gar nicht lieb," schnarrte Jan, „ein guter Ruf gleicht oft einem geschmeichelten Portrait, unter zehn Mal thut neun Mal das Original gut, einem Vergleiche mit seiner Copie auszuweichen."

Nach dieser Erwiderung schien der Handlungsdiener sich nicht viel um die Tochter seines Prinzipals zu bekümmern, sondern ausschließlich beschäftigt dem Letzteren beim Trinken und Rauchen Gesellschaft zu leisten.

7.

Der aufgehaltene Brief.

„Ich glaube mich nun sicher auf Euch verlassen zu können," sprach Mynheer Terbeek.

„So sicher wie auf das Windetau Eures Speichers," versetzte Jan Snep, und mit diesen Worten schieden an diesem Abend Herr und Diener.

Am folgenden Morgen aber fehlte der bisher so pünktliche Handlungsdiener auf seinem Posten. Es vergingen zwei Stunden, noch immer erschien er nicht und Mynheer Terbeek begann unruhig zu werden. Die Kasse ward nachgezählt, die Bücher wurden untersucht, der ängstliche Prinzipal aber fand alles in Ordnung. Endlich, gegen Mittag, wälzte sich Jan Snep, mit glühendem Antlitz ins Comtoir, so schnell als er seine umfangreiche Gestalt nur fortzubewegen vermochte.

„Kind, Kind, wo bleibt Ihr so lange?" fragte Mynheer Terbeek.

„Ich habe getrunken," erwiderte Jan Snep.

„Getrunken, das gefällt mir!" wiederholte erstaunt der Handelsherr.

„Ja, ja, getrunken — in Eurem Dienst, Mynheer," fuhr der Handlungsdiener fort. „Er konnte verzweifelt viel vertragen, endlich aber bin ich doch mit dem Patron fertig geworden."

„Mit welchem Patron?" fragte Terbeek, dessen Erstaunen mit jedem Augenblicke wuchs.

„Er, mit dem rothnasigen Eilboten der Gebrüder Bo-

gaart aus Namur. Wir haben, wenn ich nicht irre, im Portefeuille dreitausend Gulden auf ihr hiesiges Haus und von demselben accertirt."

Der Principal nickte bejahend.

„Wolan," fuhr der Gehülfe fort, „ich erfuhr, daß er der Ueberbringer eines Schreibens sey, welches die Nachricht enthielt, daß das Haus zu Namur durch einen großen Verlust plötzlich gezwungen worden sey, seine Zahlungen einzustellen; bei Eröffnung des Comtoirs sollte der Brief übergeben werden. Ich lud den Boten ein, ein Glas Wein mit mir zu trinken, und trank ihm so tüchtig zu, daß er zuletzt unter den Tisch sank und zu Bette gebracht werden mußte. — Jetzt schnell mit den Wechseln auf das Comtoir des hiesigen Hauses, noch gestern erbot es sich, sie selbst zu discontiren."

„Ein guter Gedanke das," rief Mynheer Terbeek, und sogleich ward der Plan des Handlungsdieners in Ausführung gebracht. Gebrüder Bogaart discontirten ihre Wechsel und Mynheer Terbeek rieb sich freudig die Hände.

Erst am folgenden Tage war der Bote nüchtern genug, das Schreiben zu überbringen. Gebruder Bogaart stellten ihre Zahlungen ein und Mynheer Terbeek fühlte sich gegen den schlauen Jan Schneyder dergestalt verpflichtet, daß er ihm einen ganzen Gulden zum Geschenk machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Folgen eines Fehltritts.

Mitgetheilt von Caroline W.

(Beschluß.)

Am folgenden Morgen hatte sich Ada vollkommen erholt, und als ich sie auf ihr Zimmer besuchte, erklärte sie mir ihr Betragen am vergangenen Tage. „Ich will Ihnen," sprach sie, „den Brief zeigen, den mein unglücklicher Bruder gestern, ich weiß nicht auf welche Weise, in meine Hände brachte, ich fand ihn auf meinem Schreibtische. Er spricht, wie sie sehen, darin seinen Entschluß aus, sich nach Van Diemens Land einzuschiffen, sobald er sich nur das nöthige Geld verschafft haben würde, dorthin zu gelangen und sich dort anzusiedeln. Er fügt hinzu, daß er nicht allein gehen will, daß er das beklagenswerthe Opfer seiner Verführung nicht verlassen kann, und wünscht sehnlichst, mich vor seiner Abreise noch einmal zu sehen."

„So hat er Ihnen also seine Adresse gesandt?" fragte ich, indem plötzlich ein Gedanke bei mir erstieg.

„Das that er," erwiderte Ada, „er bezeichnete mir ein armseeliges Haus in der Vorstadt, wo er und die arme Elise eine einzige elende Kammer bewohnen, wo sie dem größten Mangel preisgegeben sind. Er fügt hinzu, daß er bereits Vater geworden, und daß seine unglückliche Lage ihn zur Verzweiflung getrieben."

„Ich will mich dorthin begeben, liebe Ada," sprach ich, „ich bin das dem Sohne meiner Jugendfreundin schuldig, vielleicht kann ich ihm von einigem Nutzen seyn."

„Der Himmel segne Sie für diesen Gedanken," rief das gute Mädchen feurig.

Ich that wie ich versprochen hatte, und fand den jungen Mann in einer Wohnung, so armseelig, wie sie sich die Phantasie nur zu denken vermag. Ich trat in das Gemach, ohne von den Bewohnern bemerkt zu werden und ward noch auf der Schwelle stehend, Zeuge folgender Scene:

Auf einem Strohlager ruhte die bleiche, abgezehrte Gestalt eines jungen Frauenzimmers, ein Kind lag ihr im Arme; daß sie ursprünglich eine große Schönheit besaß, war noch deutlich zu schauen. An der entgegengesetzten Seite des Zimmers brannte in dem Kamin ein kleines Feuer, vor dem der junge Mann saß, den ich in der vergangenen Nacht geschaut hatte. Ich erkannte ihn sogleich an der Gestalt und dem lockigen Haar, er schien auf dem Feuer etwas zu bereiten, was aber konnte ich nicht unterscheiden. Während dieser Beschäftigung suchte er durch Worte die Leidende zu beruhigen, indem er sie auf bessere Tage vertröstete, und ihr betheuerte, daß er sie nimmermehr verlassen, sondern alles thun würde, was in seinen Kräften stände, das an ihr begangene Unrecht wieder gut zu machen.

Seine Worte trugen so ganz das Gepräge von Reue und Wahrheit, schienen so offenbar aus dem innersten Herzen zu kommen, daß ich mich tief bewegt fühlte, und alsobald die Ueberzeugung gewann, daß Ada vollkommen die Wahrheit gesprochen, als sie versicherte, wie Eduard wohl verirrt, keineswegs aber schon gänzlich verderbt sey.

Als er den Trank, den er für die Kranke kochte, bereitet hatte, wandte er sich, um ihr denselben zu reichen und — erblickte mich. Er mußte mich auf der Stelle wieder erkannt haben, denn eine tiefe Röthe überfloß plötzlich sein Antlitz. Rasch entschlossen trat er indessen auf mich zu: „Um des barmherzigen Gottes Willen," flüsterte er mir ins Ohr, „kein Wort von der vergangenen Nacht, oder sie geben der Unglücklichen den Tod." Ich beruhigte ihn durch einen Händedruck, und ward nunmehr schnell Mitwisserin aller Geheimnisse des unglücklichen Paares.

Ich beschloß unverzüglich alles zu thun, was in meinen Kräften stand, die traurige Lage derselben zu erleichtern, anfangs verzweifelte ich, daß es gelingen werde, die arme Elise dem Leben zu erhalten. Aerztlicher Beistand, stärkende Nahrung und Pflege aber gaben ihr endlich ihre Kräfte zurück, und während dieser Zeit hatte ich mich überzeugt, daß die beiden Unglücklichen mit der innigsten Liebe aneinander hingen, daß sie trennen, ihren beiderseitigen Untergang herbeiführen würde, und daß alle späteren Verirrungen des beklagenswerthen Eduards nur eine Folge des Fehltritts waren, indem er die arme Elise zum Opfer seiner Verführung machte.

Mein erster Schritt war nun, das liebende Paar durch Priestersegen mit einander vereinigen zu lassen, worauf ich den reuigen Eduard mit dem zu einer Ansiedelung in Van Diemens Land nöthigen Gelde versah und beide an Bord eines Schiffes geleitete, welches nach dort unter Segel zu gehen in Begriff stand. Ada war häufig meine Gefährtin, auf meinen Besuchen bei den Geretteten, und leistete ihnen jeden Beistand, den sie zu spenden vermochte. — Ich erfuhr später, daß Eduard und Elise das Ziel ihrer Reise glücklich erreichten, sich dort ansiedelten und nun bereits mehrere Jahre in einer glücklichen Ehe verlebten. Ob er den eigentlichen Ort seines Aufenthalts späterhin seinen Aeltern entdecken, oder ob das Schicksal ihn und seine Gattin dermaleinst nach Europa zurückführen wird, muß der Zukunft überlassen bleiben. Soviel aber ist gewiß, daß der Scharfsinn des Doctor Landers längst den ungefähren Zusammenhang der Sache errathen hat, es aber für besser hält, sich unwissend zu stellen. Schon einige Tage nach jenem entsetzlichen nächtlichen Vorfalle machte er seiner Tochter unter dem Vorgeben, daß er ihr doch den gehabten Schrecken vergüten müsse, ein reiches Geldgeschenk, mit dem Bedeuten: daß sie es ganz nach ihrem Belieben verwenden könne; er hat eine solche Gabe seitdem oftmals wiederholt und der edlen Ada seine ganze väterliche Liebe wieder zugewandt.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

«Die Zauberflöte.» (Beschluß.)

Dlle. Heinemann (Königin der Nacht). Es wird uns schwer etwas über diese Leistung zu sagen und mit dem Worte «Mißgriff» hätten wir am bezeichnetsten unser Urtheil ausgesprochen. Doch da uns mancher unserer Leser mißverstehen konnte, so wollen wir uns deutlicher aussprechen.

Wer mit der Geschichte dieser Parthie bekannt ist, wird wissen, daß dieselbe für ein bestimmtes Individuum geschrieben wurde. Mozart hat diese Parthie und namentlich die letzte Arie nicht zu seinen vorzüglichen, vielleicht nicht einmal zu den guten gerechnet; aber wie das so in der Künstlerwelt geht — wo es nur ein wenig flimmert und schimmert und der Sänger sich als Instrument produciren kann, da zerrt und zupft Jeder daran und quält sich, vermeinend dadurch den Namen Künstler unter Angst und Schweiß sich zu erringen. Solche Mißgriffe geschehen in der Künstlerwelt täglich und das beurkundet eben, daß wir darin sehr viele Handwerker haben, die freilich oft recht viel Künstliches (nicht Künstlerisches) leisten und nur die Kunst zum Aushängeschild für ihre Allotria gebrauchen.

Alle Direktionen haben ihren großen Aerger und manche qualvolle Stunde, wenn sie mit solchen Pseudo-Künstlern unterhandeln — um so mehr wundert es uns, daß unsere einsichtsvolle und erfahrne Direktion solch einen Mißgriff machen, und diese Parthie der Königin der Nacht einer Anfängerin zutheilen konnte.

Was die Leistung der Dlle. Heinemann betrifft, so hat dieselbe — nach unserer individuellen Ansicht — alles Mögliche für ihre Aufgabe gethan. Es hat uns nur befremdet, wie die Aeußerungen des Beifalls und Mißfallens so an ganz unrechter Stelle geschahen, z. B. die erste Arie sang Dlle. Heinemann gut, in einzelnen Momenten sogar ganz brav und bei dieser Arie überwältigten dennoch die Zischer die Applaudirer! Die letzte Arie hingegen mißlang gänzlich und hier hörten wir beinahe nur Beifall spenden.

Wir wollen nicht behaupten, daß Dlle. Heinemann nur Applaus verdient — dies hieße gegen unsere Ueberzeugung sprechen — aber, noch weniger verdiente sie den laut geäußerten Tadel. Würde der jederzeit bereitwillige Zischer nur einige Kenntniße von dem Technischen der Leistung des Gesanges haben, so wurde sein Tadel oder Lob ganz bestimmt anders ausfallen.

Denke sich doch jeder Beurtheiler in die Lage eines jungen Mädchens, welches vor einem so ehrenwerthen Publikum wie das Hamburger, eine Parthie singen soll, von welcher sie sich klar bewußt ist, dieselbe nicht ausführen zu können! Der Sänger hat es in solchen Fällen schlimmer als der Instrumentalist, denn ihm geht, wenn ihn die Angst im hohen Grade befaßt, ganz das Material — nehmlich: der Ton aus. — Jeder Dilettant wird ja an sich oft genug die Erfahrung gemacht haben. Wer solch einer Sängerin wohl will, der enthalte sich jedes lauten Urtheils, denn nicht selten bringen selbst Applaus bei einer Anfängerin dieselben Erscheinungen zu Tage, wie der strenge Tadel.

Die Chöre waren durchgängig matt — niegend präcise und die Intonation unrein, weder Licht noch Schatten im Vortrage. — Eben so das Orchester, welches, je weiter die Oper fortrückte immer trüber wurde. Die Ouverture war in der ganzen Oper das beste, nur fehlte die Masse der Blasinstrumente darin, daß die Imitationen nicht deutlich genug hervortraten; eben dasselbe bemerken wir am Cello.

Die Tempi nahm der Herr Capellmeister oft über die Gebühr langsam — welche dann noch im Laufe der Nummern immer mehr gedehnt wurden. — Gestehen müssen wir, daß uns manche Nummer recht, recht lang geworden ist und wir mit Sehnsucht auf das Ende harrten.

An solchen Tagen — an welchen ein böser Stern über einer Ausführung zu walten scheint — da ist nur der Dirigent die einzige Person, welcher Leben in den absterbenden Körper bringen kann. Er nehme in solchen Fällen lieber etwas zu lebhafte Tempi als solche schläfrige! Das giebt Anregung und weckt auf, und sind unsre Hamburger erst warm für die Sache geworden, so können sie schon etwas zu Wege bringen. Ein Capellmeister muß die Gabe besitzen, daß in ihm wohnende künstlerische Feuer auf die Sänger und Orchestermitglieder zu übertragen. Wenn er das versteht, so erhält der Sänger einen andern Ton, der Geiger einen andern Bogenstrich und reinere Applicatur und der Bläser einen besseren Ansatz u. s. w.

X.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 1ten July: „Gustav, oder der Maskenball." Oper in 5 Aufzügen. Musik von Auber.

Hiezu eine Musik-Beilage.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 80 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Wette.

Der Winter mit seinen kostspieligen Vergnügungen und künstlichen Genüssen lockte nach Bath. Acht junge Britten, eben so reich als arbeitscheu, von gleichen Neigungen und Thorheiten, und mithin Busenfreunde, kamen gerade von der Wahl des Königs von Bath, dieses gar sonderbaren Königs, welchem nur die Pflicht obliegt, seinen Unterthanen die Zeit angenehm zu verkürzen. Das berühmteste Trinkhaus der Stadt hallte schon von der lärmenden Freude wieder, zu welcher jene Krönung sie begeisterte.

Die Tafel dauerte bereits fünf Stunden, nicht, als ob die Genossen der Lust sie gezählt hätten, denn sie waren alle gewohnt, die Zeit zu verlieren, wie ihre Guineen. Da wandte Sir John mit der Gravität eines englischen Commodore, wenn er einen deutschen Großen herausfordert, sich gegen Lord Clifford, und brachte den Toast aus:

„Der Schönsten!“

Lord Clifford war einverstanden, und sollte er sechs Flaschen Maderawein und drei Bowlen Punsch leeren müssen. — Er hob sich empor und rief: „Topp, Sir John! Der Schönsten!“

Die Neugier der Mitgäste war gespannt. Welchem Liebchen mag wohl Clifford huldigen? Welches Sir John meinen? — Beide Streiter hatten das Glas in der Hand und das Herz auf den Lippen; aber Discretion ist die letzte Tugend, die zwei englische Edelleute verläßt. Man harrte vergebens. Keiner nannte die Königin seines Herzens. Die Zuschauer legten die Hände nicht in den Schoos. Sie tranken den Wetteifernden, stumm vor Erwartung nach. Jetzt geriethen Sir John und Lord Clifford in Flammen.

„Die Schönste ist in meinen Augen auch die Gefühlvollste,“ rief dieser. „Die Schönste muß zugleich die Liebenswürdigste seyn,“ erwiderte jener. — „Und die Geistreichste!“ — „Und die Tugendhafteste!“

Beide tranken, und alle Welt opferte dem Gefühle, der Grazie, dem Geiste, und besonders der Tugend ein volles Glas. — Der Schönsten, ach! der noch immer Unbekannten galt die Apotheose. Sie ward der Aspasia und Kleopatra vorgezogen, sie hieß die zweite Lucretia, sie war die Venus des Apelles, aber verschleiert, wie die geheimnißvolle Bildsäule der Egyptier.

Unglücklicher Weise ging Sir John in Particularitäten über. Ob die Schuld dem Champagner aufzubürden war, oder Bordeauxwein das Signal der Unverschwiegenheit gab,

ist schwer zu entscheiden; aber sie durchbrachen die Schranken. —

„Die Schönste hat blaue Augen!“ rief Sir John.

„Ja, blaue Augen und schwarze Augenbrauen!“ — rief Clifford.

„Sie ist die Verzweiflung ihrer Nebenbuhlerinnen!“

„Der Schmuck unserer Bälle!“

„Die Ehre von Dorchester, ihrem Geburtsorte!“

„Marie Luddy!“ schrieen alle Gäste. Sir John lächelte siegreich.

„Ja, Marie Luddy!“ rief Lord Clifford, und stand ingrimmig auf; „aber sie liebt mich, nicht Sie.“

„Ich weiß nicht, ob sie mich liebt,“ erwiderte Sir John mit hohem Selbstvertrauen, „aber ich heirathe sie.“

„Du?“ — fragte Lord Clifford, ganz außer sich.

„Zu dienen.“ —

„Sir John, morgen früh' um acht Uhr! mit Waffen! und zielen Sie besser als gewöhnlich.“ — „Nein! hier! auf der Stelle!“ rief Sir John. „Bravo!“ riefen alle Freunde in theilnehmender Bewegung.

Da warf der Oberst Sinclair während der Ausforderung seine Blicke von ungefähr auf das Fenster und schrie: „Ein Wettlauf, ein Wettlauf!“

Die Aufmerksamkeit ward urplötzlich abgelenkt. Alles stürzte dem Fenster zu.

Es hatte geregnet. Zwei Wassertropfen schlichen parallel an der großen Glasscheibe herab. — „Der linke Wassertropfen kommt zuerst unten an,“ rief der Oberst. „Ich wette tausend Guineen.“

„Nicht genug!“ antwortete Sir John. Ich wette zweitausend Guineen.“ — „Dreitausend dagegen,“ schrie Lord Clifford in steter Wuth. „Ich wette für. Ich wider!“ rief alles zusammen, und jeder überbot den andern.

Und auf das zerbrechliche Glas wurden so viele Guineen gewettet, als dem Sieger von Seringapatnam an der Beute Pagoden zufielen.

Alle Interessirten, langgestreckten Halses, klopfenden Herzens, unbeweglich und stumm, lugten auf die schicksalsträchtige Scheibe.

Jede Secunde war ein Jahrhundert für die Ungeduld der jungen Lords. Aber — o Mißgeschick! — Wie der Lacafstrom, welcher einen Wald fortreißt, ein Thal ausfüllt, und Dörfer begräbt, zuweilen einen geringen Widerstand findet, der seinem Lauf eine ganz andere Richtung gibt: so stieß einer der zwei Wassertropfen auf ein Sandkörnchen, für ihn der Berg Athos.

Seine Direction ändert sich, das doppelte Gesetz der Attraktion und der Cohäsion wirkt, die Nebenbuhler begegnen, mischen, vereinen sich, wie Alpheus und Arethusa. Beide sind nur Ein Wassertropfen. — Die Wette ist null und nichtig.

Bei diesem Anblicke stehen unsre jungen Feuerköpfe mit starren Augen, zurückgehaltenem Odem, offnem Munde, schweigend, überrascht, beschämt, erstaunt, bestürzt, vernichtet da. — Alle sind getäuscht.

Welcher von den sieben Weisen oder ihren Jüngern hätte hier nicht ausgerufen: O ihr allzuglücklichen Unverständigen! Ihr genoßt die Wonne der Hoffnung! Dankt dem Glücke und setzt euch wieder an die Tafel.

Aber unsre jungen Engländer, weit entfernt, ihr schönes Loos zu würdigen, waren untröstlich über ihr Unglück. Läßt sich im Grunde auch ein seltsameres, peinlicheres, ärgerlicheres Schicksal für Spieler denken, als weder Gewinn noch Verlust? For, der größte Spieler unter allen Philosophen, und der größte Philosoph unter allen Spielern, hielt es ja für des Lebens höchste Lust, zu gewinnen. — „Und nach dieser?“ fragte man ihn, „zu verlieren!“ — Ein wahres Wort; denn der verlierende Spieler glaubt zu gewinnen, so lange die Würfel kreisen.

Allmählig gewannen unsre Spieler wenigstens ihre Fassung wieder, starrten sich an, und lachten. Nur eine Wette von dieser Wichtigkeit vermochte den Unwillen des Sir John und Lord Clifford's eine Zeitlang zu bändigen. Schon wechselten sie Zornblicke, schon wollte jeder losbrechen, als der Oberst Sinclair beider Hand ergriff, und sagte: „Lord Clifford! Sie erklären also Marie Luddy für die Schönste?“ — „Nicht mit Unrecht, soll' ich denken,“ sagte Clifford bescheiden stolz. — „Und in Ihren Augen, Sir John, ist die zartfühlende liebenswürdige tugendreiche Marie Luddy die Schönste. Das verkündet Ihr beredtes Stillschweigen. Allein, meine Herren, die Geschichte mit den zwei Wassertropfen war eine schlimme Vorbedeutung. Sie scheinen heute zu ungültigen Wetten verdammt. Für Ihre Huldin Marie greifen Sie zu den Waffen. Morgen wäre Ihr Zweikampf zu spät, Heute schon ist er zu spät. Unglückliche Nebenbuhler! Warum schenkten Sie mir Ihr Vertrauen nicht? Gestern hätten Sie sich schlagen müssen; denn Ihre zärtliche Marie ließ in der verflossnen Nacht sich vom Balle weg — entführen. Sie ist mit einem Jüngling, der sich weder Sir John, noch Sir Clifford nennt, mit einem Franzosen, dem Hofmeister meines Bruders, Mr. Dürand, eilig nach Greatna-Green abgereist, um dort die Vermählungs-Ceremonien abzukürzen.“

„Nicht möglich!“ begannen Sir John und Lord Clifford zu gleicher Zeit. — „Wenn Sie mir nicht glauben,“ entgegnete Sinclair, „so werfe ich Ihnen den Fehdehandschuh zu Füßen, damit am Hochzeitfeste Ihres weiland Liebchens doch ihrer Eidesbrüder treues Blut als Opfergabe quille.“ —

Der Ernst, die Wuth verschwanden. Ein allgemeines Gelächter erscholl. Die beiden Nebenbuhler fielen sich in die Arme. Die schöne Marie verlor jetzt auf einmal all ihre trefflichen Eigenschaften, und man kam vorzüglich darin überein, daß es ihr an Geschmack gänzlich fehle. Man setzte sich wieder zum Trinken, brachte keine Toasts mehr auf Gefühl, Geist und Tugend aus, lachte über die zwei symbolischen

Wassertröpfen, wie über Sir John und Lord Clifford, zerbrach und bezahlte Flaschen und Gläser, und taumelte weinselig nach Hause; doch hatten die zwei Wassertropfen gewirkt, und zum erstenmale war eine Lektion bei der unbescheidenen großsprecherischen Jugend nicht verloren. L. R.

Die Speculation.

Schwank von Carlo Brunetti.

(Fortsetzung.)

8.

Besorgniß und Vertrauen.

Unter der Leitung Jan Sneys bekamen die kaufmännischen Geschäfte des Monheer Terbeek, ein noch lachenderes Ansehen, während die Liebesangelegenheit in welche Janettje sich verwickelt hatte, einen ziemlich ernsthaften Charakter anzunehmen begann. Willem Gruspeerd setzte seine Bewerbung mit dem größten Eifer fort, und schon fing Janettje an über die Möglichkeit, oder vielmehr Unmöglichkeit einer Einwilligung ihres Vaters zu einer Verbindung mit ihrem Geliebten nachzusinnen.

„Ach, theurer Willem," sprach sie, „wir dürfen nicht hoffen, daß mein Vater unsere Hände in einander legen werde, Deinen eigenen Worten zufolge, ist Deine Einnahme so unbedeutend, daß sie uns nicht einmal ärmlich zu erhalten vermag, und wenn gleich die Liebe die Sonne des Lebens genannt wird, — — — "

„So gleicht sie doch nur dem Mondschein, wenn der Mangel ihr Begleiter ist, unterbrach sie Willem. „Ja Du hast recht, Janettje, aber laßt uns dennoch heiter seyn und der Zukunft vertrauen; da ich Deiner Liebe gewiß bin, fühle ich Kraft in mir, jedwedem Hinderniß zu begegnen; muthig werde ich vor Deinen Vater treten und ihn um Deine Hand bitten."

„Er wird sie Dir eben so muthig abschlagen," versetzte Janettje, „ach, mein Freund, Du kennst nicht die engherzigen eigennützigen Pläne meines Vaters, sonst würdest Du auf keinen glücklichen Erfolg hoffen."

„Ich werde schon den rechten Zeitpunkt abwarten," tröstete der liebende Jüngling, und eben war er in Begriff noch einige Beruhigungsgründe zuzufügen, als das Erscheinen der alten Katrijn ihrem Gespräch ein Ende machte, und ihn nöthigte rasch mit seinem Boote fortzurudern.

9.

Eine Speculation.

Monheer Terbeek war keineswegs das, was man einen gescheidten Kopf zu nennen pflegt, zwar hatte er ein schönes Vermögen beisammen, aber er verdankte dasselbe weit mehr der Gunst Fortunas, als seinem eigenen Streben; in schwierigen Fällen zeigte er weder Scharfsinn noch Geistesgegenwart, und in der letzten Zeit würde er in mehrere bedeutende Verluste gerathen seyn, wäre nicht Jan Sney mit seinem raschen Ueberblick und merkantilischen Tact dazwischen getreten. Die Geschäfte hatten überdem seit den letzten Jahren einen ganz anderen Gang genommen, auch hatten sich viele junge unternehmende Kaufleute etablirt, mit welchen der gern in seinem alten Schlendrian verharrende Monheer Terbeek, nicht gleichen Schritt halten konnte, hätte nicht der kluge und gewandte Jan Sney das Ruder ergriffen, und das Schiff seines Prinzipals geschickt durch die vielen Klippen und Sandbänke gesteuert, welche dasselbe täglich mit Verderben bedrohten. Statt aber diese wichtigen Dienste gebührend anzuerkennen, begnügte sich der geizige Handelsherr, dem Gehülfen dann und wann einen Gulden zu schenken, welche kleine Gabe von dem Empfänger stets dankbar aufgenommen wurde.

Eines Morgens, als Jan Sney in Geschäften einige Stunden lang abwesend gewesen war, ward er bei seiner Zurückkunft ins Comtoir in das angränzende Cabinet seines Prinzipals gerufen, der dort sehnlichst seiner harrte. Jan Sney rückte seine breite altmodische Brille zurecht, und schob seine wohlbeleibte Gestalt in das Zimmer.

„Setzt Euch Kind, setzt Euch," sprach Monheer Terbeek zu dem Eingetretenen.

Das „Kind," welches immerhin seine Vierzig zu zählen schien, und wohl zwei Zentner wiegen mochte, nahm Platz und gewahrte vor seinem Herrn auf dem Tische eine Menge von Papieren und Documenten.

„Sney," fuhr Monheer Terbeek sich die Hände reibend fort, „Unser Glück ist gemacht."

„Das wird mich um Euretwillen freuen," schnarrte der Handlungsdiener. „Aber Eile mit Weile! Ich rathe, nicht zu rasch zu Werke zu gehen."

„Unbesorgt," meinte der Prinzipal, „ich habe alles reiflich erwogen. Ein treffliches Anerbieten, da leset nur selbst."

Jan Sney überflog das ihm dargereichte Papier. „Das scheint allerdings viel zu versprechen," bemerkte er.

„Scheint," rief erzürnt Monheer Terbeek, „die Sache ist so klar wie die Gläser in Eurer Brille. Monheer Andrees van Geldorp, von dem in diesem Papiere die Rede ist, wird sogleich hier seyn, um meinen Entschluß zu vernehmen; die ersten Häuser würden sich nach diesem Geschäfte drängen."

„Und wenn auch alle Kirchen sich danach drängten, ich würde nicht darauf eingehen," warnte der Handlungsdiener. „Die Speculation ist zu gewagt, sie gefällt mir nicht."

„Ey was," fiel sein Prinzipal ein, „Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht; mehrere der größten hiesigen Häuser sind auf diese Weise reich geworden. Ich unterzeichne, verlaßt Euch darauf."

„Ich habe Ew. Edlen nichts vorzuschreiben," erwiderte Jan Snep, „da Ihr nun einmal entschlossen seyd, Mynheer, so kann ich nichts thun, als Euch einen glücklichen Erfolg wünschen."

Mynheer Andres van Geldorp ward gemeldet und das Geschäft abgeschlossen.

(Der Beschluß folgt.)

Justiz der Circassier.

Zwei Circassier besaßen gemeinschaftlich ein Stück Land, auf dem ein stämmiger Baum wuchs, dessen Rinde von einem der Besitzer abgeschält wurde, welcher bald darauf seinen Antheil an dem Stücke Lande dem anderen Theilhaber abtrat und seinen Wohnsitz in einem anderen Distrikte aufschlug. Der Baum verdorrte und um ihn fortzuschaffen, zündete der Eigenthümer ihn an. Während der Stamm aber noch brannte, ward ein Mann, welcher sich dem Feuer näherte, um seine Pfeife anzuzünden, von dem grade in diesem Augenblick niederstürzenden Baume erschlagen. Die Familie des Getödteten verklagte nunmehr den Besitzer des Stück Landes und verlangte von ihm, dem Gesetze zufolge, den Werth des Mannes, der durch seine Schuld sein Leben verloren hatte. Es schien, daß der Verklagte nichts einzuwenden haben könne, aber er that vor Gericht dar, daß er den Baum nur angezündet habe, weil er verdorrt sey, und daß sein früherer Compagnon zu der gesetzlichen Strafe verurtheilt werden müsse, da das Unglück nicht geschehen wäre, wenn der Baum seine Rinde behalten hätte. Die Richter zollten dieser Vertheidigung ihren Beifall und entschieden zu Gunsten des Verklagten. N.

Aus einem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

So lange wir täglich aus der Barke werfen und in die Barke werfen, leben wir. Lassen wir unsere Ladung nur ein paar Wochen ungerührt stehen, so behalten wir aus Liebe und Gewohnheit auch das falsche und wurmstichige. Ewiger Tausch muß die Losung seyn, bis wir endlich für die Barke des Lebens Charons Nachen eintauschen.

Putze dich gern, daß du gefällst, aber nicht, daß du auffällst.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im Juny.

Stadt-Theater.

Herr Marr hat sein Gastspiel am 9ten Juny als Mephistopheles in Göthes „Faust" beendet. Wie Ausgezeichnetes er in dieser Rolle leistet, ist hinlänglich allen Kunstfreunden bekannt, und es ist daher unnöthig, dies im Einzelnen zu erörtern. Wir finden einen hauptsächlichen Vorzug darin, daß Herr Marr sich vor einer zu materiellen Auffassung hütet, und wenn auch nicht ganz, doch wenigstens mehr, als andre Darsteller dieser Rolle sich eines prunkenden Effektspiels enthält, zu dem diese Rolle so leicht verführt. Große Ruhe und Kälte ist der Charakter seines Spiels. Der brave Künstler fand wie immer in dieser Parthie lauten Beifall.

Noch in einer anderen Hinsicht war die diesmalige Aufführung des Faust eine sehr anziehende, Madame Clauer gab zum ersten Male die Rolle der Margaretha. Eine brave Künstlerin, die auch in dieser schwierigen Parthie fast ungetheiltes Lob verdient. Obgleich wir selbst bei strenger Prüfung schwerlich etwas zu tadeln finden würden, und mit der ganzen Lösung der Aufgabe einverstanden sind, so heben wir doch als besonders gelungen hervor, die Gartenscene im dritten Akt, das Gebet in der Kirche und ganz besonders die Kerkerscene, namentlich: wie sie mit herzzerschneidenden Tönen die Gräber beschrieb; auch ihr ward laute Anerkennung.

Herr Fehringer gab den Faust, und war im ersten Theile der Rolle recht brav, von dem Moment der Verjüngung an aber paßt die Rolle nicht mehr für diesen Schauspieler, indem sie zu viel Schwung erfordert. Der herrliche Monolog in Gretchens Zimmer blieb ohne Effekt, ebenso die schönen Worte im Gespräch mit Gretchen:

Mein Liebchen, wer darf sagen,
Ich glaub' an Gott?
Magst Priester oder Weise fragen,
u. s. w.

Worte, die, wenn nicht tief empfunden, nie zum Herzen dringen können.

Die Rolle des Frosch, sonst in den Händen des Herrn Lebrün hatte Herr Brüning, der, was ihm an Laune zu Gebot stand, aufbot und zwar nicht ohne Erfolg. Was wir aber nicht umhin können scharf zu tadeln, ist die Besetzung des Valentin; die Rolle ist keineswegs so unbedeutend, und jedenfalls viel zu ernst, um sie von einem Schauspieler untergeordneten Ranges spielen zu lassen, wie es hier geschah. —

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 5ten July: „Der Kaufmann von Venedig." Schauspiel in 5 Aufzügen von Shakespear.

Herr Görner: Shylock.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 81 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Hydriaden von W. Pfeiffer.

1.

Ich schau von hohem Throne
Auf stolzem Meerbalkone
Hinab ins dunkle Purpurmeer
Und Stille athmet rings umher.
Wie wird, wenn lang ich hingeschaut,
Mir doch das Meerweib so vertraut!
Es rauscht und blinkt,
Es kost und winkt,
Wie froh am Hochzeitsmorgen
Dem Bräutigam die Braut.

Wohl seh' ich in der Tiefe auf weißem Meeressand,
Dich stolzes Fräulein sitzen und winken mit der Hand,
In bleicher Geisterschöne hauchst du das Wort mir zu:
Hier fand schon mancher Müde die lang ersehnte Ruh.

Es flüstern die hellen
Geschwätzigen Wellen
Geheimer Verheißungen Kunden;
Es ruft das Gesäusel
Im Fluthengekräusel
Dort unten, dort wirst du gesunden!

Was hemmt mich denn, zu folgen diesen Winken?
Was hält mich denn, der Braut ans Herz zu sinken?
Ein Kreuzeszeichen ist es, das mir im Busen ruht,
Und mir verbeut zu freien, dich Weib der Meeresfluth.

2.

Zwei Liebende fuhren am Morgen
Hinab den grünen Rhein,
Und warfen all' ihre Sorgen
Ins kühle Wasser hinein.

Der Nachen kam getrieben
Am späten Abend allein;
Die Liebenden waren geblieben
Im wellengrünen Rhein.

Unversöhnlicher Haß.

Nach einer italienischen Chronik.

In jener grauenvollen Periode, in welcher Italien unter den schauderhaften Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen blutete, zeichneten sich die Grausamkeiten Guelfos, eines der früheren Fürsten Salernos, auf furchtbare Weise aus. Sein Vater Tancred hatte, nachdem er seine Gattin frühzeitig verloren, sich zum zweiten Mal verheirathet; und Guelfo hatte sich, nachdem er das männliche Alter erreicht, mit einem auserwählten Gefolge den Kreuzfahrern angeschlossen. Für seinen finsteren stolzen Geist war das Schloß seiner Vorfahren, wo seine Stiefmutter mit ihrem heranwachsenden Sohne lebte, weit weniger anziehend als das zeltenreiche Feldlager; und sein Vater, die düstern Wolken gewahrend, die sich auf der Stirn seines Sohnes gelagert hatten, widersetzte sich seinem Vorhaben nicht.

Jahre schwanden auf Jahre dahin: und nachdem er sich auf den Feldern von Palästina den Lorbeer des Ruhmes gepflückt hatte, befand sich der Kriegsheld wieder auf dem Heimzuge, als er unterwegs die Kunde erhielt, daß sein Vater verstorben sey und seine reiche Herrschaft vertheilt habe, statt sie seinem Erstgebornen ausschließlich zu hinterlassen. Die Herrschaft von Salerno, dessen Schloß und die Küste waren zwar dem Guelfo zugesprochen; muthschäumend aber schwur er einen furchtbaren Eid, daß er sich auch in den Besitz der Herrschaften Avellino und Benevento setzen wolle, die seinem Bruder Averardo zugetheilt waren. Er eilte demnach mit seinen Mannen nach Salerno, entschlossen dort alle Ansprüche seines Nebenbuhlers mit seinem Blute wegzuwaschen, der bei einem so plötzlichen Ueberfall keinen Widerstand zu leisten vermochte und sich nur mit Mühe durch die Flucht rettend, mit den Seinigen Zuflucht in einem fremden Lande suchte.

Im Laufe der Zeit ereigneten sich indeß Umstände, welche für die Angelegenheiten des Flüchtlings günstig zu seyn schienen, die strenge Herrschaft Guelfos raubte ihm jede Anhänglichkeit seiner Vasallen, welche mit Schmerz der Milde gedachten, mit der sie während seiner Abwesenheit von seinem Bruder regiert worden waren. Ueberdem näherten sich Averardos Söhne dem männlichen Alter, und es ward ihm daher Pflicht, seine Ansprüche auf die ihm von seinem Vater zugefallene Erbschaft zu erneuen. Da er aber eben so gemäßigt und friedlich als tapfer war, versuchte er zuvor jedes andere Mittel, ehe er sich entschloß zu den Waffen zu greifen.

Da aber seine Vorschläge verächtlich zurückgewiesen, seine friedlichen Anträge Feigherzigkeit genannt wurden, sah er sich endlich genöthigt, den offenen Krieg entscheiden zu lassen.

Nach einer Reihe von blutigen Kämpfen, woran nicht bloß die Vasallen der beiden Brüder, sondern auch die Parteien der Guelfen und Ghibellinen Theil nahmen, ward endlich der übermüthige Usurpator aufs Haupt geschlagen, und genöthigt sich in das letzte und festeste seiner Schlösser zu flüchten. Seine Söhne waren sämmtlich im Kampfe gefallen und nur eine einzige Tochter war ihm übrig geblieben. Von unendlicher Schönheit, reizend, liebevoll, ihrem Vater, trotz seiner Verbrechen und Irthümer, treu ergeben, wich die liebliche, großherzige Ricciarda nicht von seiner Seite, suchte sie seine stürmische Heftigkeit zu mildern und ihn durch sanfte Ueberredung und Bitten zu vermögen, sich mit seinem siegreichen Stiefbruder auszusöhnen. Dieß war es auch, was Averardo von jeher sehnlichst gewünscht hatte, zumal da sein ältester Sohn Guido die reizende Ricciarda geschauet hatte, und sie von dem Augenblicke an heiß und innig liebte. Seine Leidenschaft erfand Mittel sie zu sprechen, sie erwiderte sein Gefühl und häufig waren die kurzen und gefahrvollen Zusammenkünfte, welche die Liebenden in Mitten des rund um sie her herschenden Sturmes zu veranstalten vermochten.

Oft beschwor sie der Geliebte das Schloß zu verlassen, sie aber fühlte daß sie der einzige Gegenstand sey, den ihr Vater hienieden auf Erden noch liebte; nur sie fesselte ihn noch an die Menschheit mit dem letzten zartesten Bande, und noch immer hoffte sie, daß er den süßen Traum verwirklichen werde, in welchem sie ihn erschauete, wie er Guido's Hand in die ihre legte. Ist es daher zu verwundern, daß eine solche Tochter selbst die Liebe und Dankbarkeit eines Vaters errang, wild und unversöhnlich, wie der stolze Guelfo?

Endlich, endlich, o Wonne! schien es auch wirklich, als wenn die unermüdliche Ausübung ihrer Liebe und Pflicht mit dem schönsten Erfolge gekrönt werden sollte. Guelfo weigerte sich nicht länger den Vorschlägen seines Bruders Gehör zu leihen; er sandte Geißeln an Averardo und forderte ihn auf, dagegen seine zwei Söhne, Guido und dessen Bruder zu ihm zu schicken, damit sie in seinem Nahmen mit ihm den Frieden ratificirten, und sich der Gesellschaft seiner Tochter und der Gastfreiheit auf seinem Schlosse erfreuen könnten. Sie gingen, von ihrem Vater mit einer unumschränkten Vollmacht versehen, und hier ist nunmehr der Punkt, wo das furchtbare Trauerspiel beginnt. Die Scene verfinstert sich immer mehr und mehr, und führt die unglücklichen Opfer väterlichen Zwistes ihrem beklagenswerthen Schicksal entgegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Speculation.

Schwank von Carlo Brunetti.

(Beschluß.)

10.

Der Prinzipal in der Klemme.

„We my, ick ben verloren!“ jammerte Mynheer Terbrek, indem er einen Brief, den er so eben geöffnet hatte,

über den Schreibtisch hin, seinem getreuen Handelsgehülfen zuwarf.

„Ja, ja, dem ist leider also, Mynheer," bestätigte Jan Snep, nachdem er das Schreiben gelesen, „Mynheer van Geldorp ist ein arger Schwindler, und hat Ew. Edlen in die Tinte geführt."

„Ach, meine Unterschrift! Ich bin ein ruinirter Mann! Bester, lieber Snep, was ist dabei anzufangen?"

„Wir müssen suchen, die Unterschrift wieder in unsere Hände zu bringen."

„Wie, wie das aber?" rief Mynheer Terbeek, indem er verzweiflungsvoll die Hand des Handlungsdieners erfaßte, „rettet mich aus dieser Verlegenheit, Jan Snep, und Euer Lohn soll groß seyn."

Das Antlitz des Handlungsdieners verzog sich zu einem grinsenden Lächeln, denn er gedachte des ihm mehrmals großmüthig gespendeten einzelnen Guldens. „Ein Gedanke kommt mir da so eben," sprach er, „setzt Euch, Mynheer, und verhaltet Euch einen Augenblick lang ruhig."

„Wie kaltblütig Ihr seyd, Jan Snep, gewiß, Ihr werdet mir aus der Noth helfen."

„Das will und werde ich," schnarrte der Handlungsdiener; „aber bedenkt Mynheer, solchen Dienst, ja die vielen Dienste die ich Ew. Edlen bereits geleistet, verdienen eine bessere Belohnung, als mir bis jetzt zu Theil geworden. — Wenn ich Euch Eure Unterschrift wieder einhändige — Mynheer kennt meine Gewandtheit in solchen Dingen — und Euch aus dieser Noth helfe — so verlange ich einen Antheil in Eurer Handlung — und die Hand Eurer Tochter."

„Die Hand meiner Tochter? Ich kann nicht — ich weiß ja nicht ob sie einwilligen würde —" erwiderte verlegen der Principal in der Klemme.

„Mynheer," versetzte Jan Snep, „seit dem ersten Augenblick, daß ich das Mädchen sah, entbrannte ich in Liebe für sie, auch fürchte ich nicht, daß sie mich mit gleichgültigen Blicken betrachtet. Allerdings ist ihre Einwilligung nothwendig. In der Liebe wie im Handel pflegt mir stets alles zu gelingen. Hat ihr Herz bereits anderswo ein Geschäft abgeschlossen — was aber bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise nicht wahrscheinlich ist — so soll es mir überlassen bleiben, sie dem Gegenstande ihrer Wahl abzutreten."

„Jan Snep," rief verzweiflungsvoll der Handelsherr, „die Umstände setzen mir das Messer an die Kehle, ich muß in alles willigen."

Der Handlungsdiener nahm schnell Feder und Papier, faßte die Verschreibung ab und legte sie seinem Principal vor, welcher sie ohne Weigerung, mit einem schweren Seufzer, in Gegenwart der beiden anderen Handelsgehülfen unterzeichnete. —

II.

Ende gut, alles gut.

Am Nachmittage des folgenden Tages stand der bebrillte Jan Snep in seinem Sonntagsrocke, den Hut verlegen in der Hand haltend, ehrerbietig vor Janettje, welche mit glühendem Antlitz und hochklopfendem Herzen, die ihr von dem Handlungsdiener überreichte, und von ihrem Vater unterzeichnete Verschreibung las.

„Mynheer Snep," stammelte sie, ohne aufzublicken, „ich empfinde für Euch die größte Dankbarkeit, wegen der vielen Dienste, die Ihr meinem Vater geleistet habt, aber — — — Jan Snep blickte forschend auf sie, indem sie sprach, und als sie die letzten Worte kaum vernehmbar hervorgebracht hatte, fiel der Hut ihm aus der Hand. „Ihr schlagt also meine Hand aus," versetzte er, „nur ein früheres Liebesbündniß kann ein solches Betragen rechtfertigen."

Janettje senkte das schöne Haupt und eine noch höhere Röthe färbte ihre Wange. „Ich leugne es nicht, Mynheer," stammelte sie, „mein Herz ist nicht mehr mein."

„Dann, dann, edle Jungfrau," — — sprach Snep pathetisch.

„Was dann? was, was?" fiel ihm Janettje ängstlich in die Rede.

„Dann stört Ihr die schönste Societätshandlung, die je etablirt werden sollte, Euer Herr Vater, Ihr und meine Wenigkeit. — Aber ich will Euch nicht länger in Unruhe lassen, ich kenne Euren Liebhaber."

„In der That?" fragte Janettje erstaunt.

„Es ist ein charmanter junger Mann," fuhr Snep fort, „man sagt, er sähe mir ungemein ähnlich, was meint Ihr dazu?" Mit diesen Worten nahm er die breite altmodische Brille von der Nase.

„Mein Gott, da ist wirklich Aehnlichkeit," rief Janettje von Erstaunen fast überwältigt.

„Und was denkt Ihr jetzt davon?" fragte er weiter, indem er die künstliche ins Gräuliche spielende Perücke vom Kopfe zog, so daß eine schöne Lockenfülle sichtbar wurde.

„Mein theurer, theurer Willem!" rief Janettje entzückt indem sie ihren Geliebten, der nun schnell den stark wattirten Oberrock von sich warf, und im modischen Frack vor ihr dastand, in die Arme sank; denn der umfangreiche Snep war in der That kein Andrer als ihr schlanker Jugendgespiele, dem es, unterstützt von einem vertrauten Freunde, welcher ihm besonders bei der letzten Kriegslist hülfreiche Hand leistete, gelungen war, sich den Gegenstand seiner Liebe zuzusichern.

Mynheer Terbeek verlor übrigens nichts durch dieses Ehebündniß, denn Willem Grysperr hob durch seine Gewandtheit und Thätigkeit das Geschäft von Tag zu Tag, so daß die Firma: „Lukas Terbeek und Sohn," bald eine der ersten in Amsterdam wurde.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Mancher kommt nie ins Leben hinein, weil er ewig ängstlich sorgt, sich den Weg zu bahnen. Aus demselben Grunde nahm Mancher sein Pfund wieder mit in die Erde, statt es bei der Nachwelt wuchern zu lassen. Aengstlicher, merk' des Altmeisters Göthe Worte: „Nur frisch, hopsert es gleich, über Stock und Stein, den Trott rasch ins Leben hinein.“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Am 29sten Juny wurde zum Erstenmale gegeben: «Der Obrist von 16 Jahren,» Lustspiel in einem Aufzuge, frei nach dem Französischen von B. A. Herrmann. — Was uns, nachdem wir einen Theil dieses Stückes kennen gelernt hatten, noch beständig unbegreiflich blieb, war, daß wir auf dem Zettel als Ort der Handlung: Lille angegeben fanden, indem uns nicht bewußt ist, daß diese Stadt bei den Franzosen in dem Sinne genannt wird, wie bei uns Krahwinkel oder etwa Burtehude. Wenigstens hätte der Uebersetzer ohne Gefahr einen dieser Namen unterschieden können, wodurch die Handlung an Lebhaftigkeit und namentlich an Wahrscheinlichkeit gewonnen haben würde.

Man sieht, daß wir in den Beifall, den dieses Stück bei dem größeren Publikum fast übereinstimmend gefunden hat nicht einstimmen können, so sehr wir uns übrigens bemüht haben, dieses Phänomen auf einen natürlichen Grund zurückzuführen. Es leidet wohl keinen Zweifel daß eine, selbst recht handgreifliche, Thorheit im Lustspiel fast immer mit guter Wirkung angebracht werden kann, ja daß dieses selbst oft auf einer solchen, besonders wenn es eine allgemein verbreitete, durch Vorurtheile oder Conventionen geheiligte ist, beruhen kann, wodurch der Zweck, den die Comödie besonders bei den Alten hatte, und auch noch jetzt haben sollte, der Zweck der Sittengeißelung und Sittenbesserung am leichtesten und gleichsam spielend erreicht wird, doch diese Kleinigkeit ist dabei zu bemerken, daß diese Thorheit nicht absurd, nicht aus den Wolken gegriffen, sondern eine solche seyn muß, die im Leben sich ereignen kann und ereignet hat, und die, was die Hauptsache ist, einen sacherlichen Grundstoff enthält. Ein Lustspiel das ganz aus Krahwinkelioden zusammengesetzt ist, das fast keine andere Charaktere enthält, als Tollhäusler und Kinder von — sechzehn bis sechzig Jahren — wie ein solches Lustspiel einem Parterre gefallen kann, das gewiß nicht weniger als jedes andere Anspruch macht auf Urtheilsfähigkeit und feinen Geschmack — uns ist es ein Räthsel. Ein Obrist von 16 Jahren, ein Vater, der seinen 16jährigen Sohn zum Obristen macht, der ihm das Commando über eine Citadelle anvertraut, zugleich aber dem Major, einem Subalternen des Obristen unumschränkte Vollmacht über diesen seinen Vorgesetzten giebt, ein langweiliger pedantischer Hofmeister des Obristen, und nun vollends ein Heer, daß sich von einem Schulknaben eine Nase drehen läßt, dieses ist die Quintessenz der Menschenrace aus der ein Franzose ein Lustspiel zusammengesetzt, das ein Deutscher übersetzt! Die Situationen sind analog gebildet und enthalten eben so wenig vis comica, diese liegt vermuthlich in den langen Dialogen und Exercirübungen, die mehr Geduld erfordern, als wir diesen Abend leisten konnten.

Die Titelrolle wurde von Dlle. Enghaus gespielt und vermuthlich ist dies wohl die Ursache des Beifalls, den das Stück fand, und der Grund eines in Rücksicht auf die schonZahreszeit und andere Umstände ziemlich zahlreichen Besuchs. Das Publikum liebt Männerrollen von Damen gespielt, namentlich von Dlle. Enghaus, die für solche Parthien Talent besitzt.

Dem neuen Lustspiel gingen vorauf: «Der zerbrochene Krug,» der sehr mit Unrecht in Vergessenheit gekommen zu seyn scheint. Herr Schmidt, bekanntlich ein meisterhafter Richter Adam wurde von seinen Klagern, Verklagten und selbst von seinem Gerichtsrath im Stiche gelassen.

Das Kotzebue'sche Lustspiel: «Die Gerlenwanderung» ist wohl nicht mehr an seinem Platze, wenigstens nicht auf großen Bühnen. Zu bedauern war Herr Meyer, der als Pfifferling für die mit so vieler Anstrengung verbundene Rolle nicht nur keine Anerkennung fand, sondern den ganzen Unwillen einiger rücksichtslosen Zuschauer gegen das Stück zu tragen hatte.

Im Gebiete der Oper verdienen zwei Darstellungen kurze Erwähnung: «Johann von Paris» gegeben am 15ten dieses und «Gustav oder der Maskenball» aufgeführt am 21ten dieses. Letzgenannte Oper, weil sie sich durch den von dem geschickten Herrn Balletmeister Teschee neuangeordneten geschmackvollen Maskenball, so wie durch gracieuse und gut ausgeführte Tänze auszeichnete. Erstere weil darin Madame Görner vom Hoftheater zu Mecklenburg-Strelitz den Cyclus ihrer Gastrollen als Prinzessin eröffnete. Es bleibt unserm Berichterstatter über die Operndarstellungen überlassen, bei den spateren Leistungen dieser Sängerin das Talent derselben ausführlich zu würdigen, für heute nur so viel, daß Madame Görner eine wenn gleich nicht starke doch liebliche Stimme besitzt, glockenrein sang, an diesem Abend überhaupt recht Verdienstliches darbot und eine freundliche Aufnahme fand.

Unsre talentvolle Madame Clauer, welche trotz ihres kurzen kaum dreimonatlichen hiesigen Aufenthalts, ein Liebling unseres Publikums geworden ist und sich die Anerkennung aller Verehrer der wahren Kunst erworben hat, hat sich, dem Vernehmen nach, wegen Differenzen mit der Direction, veranlaßt gesehen, in Uebereinstimmung mit der Letzteren, die hiesige Bühne mit Ende des vorigen Monats schon wieder zu verlassen. Ein Verlust, welcher bei dem Mangel unseres recitirenden Dramas an wahren Künstlern und Künstlerinnen um so schmerzlicher zu beklagen ist.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 8ten July: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 82 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Hydriaden von W. Pfeiffer.

3.

Der Fischer warf die Netze
Tief in die dunkle Fluth,
Und lockte in die Schlingen
Die glatte Meeresbrut.

Da zog er an dem Netze,
Das Netz war voll und schwer,
Und froh der reichen Beute
Enthob er es dem Meer.

Kein silberblankes Fischlein
Ward heut' der Mühe Lohn:
Es lag umstrickt im Netze
Des Fischers einz'ger Sohn.

Ich sah den Vater sitzen
Am einsam stillen Strand,
Mit warmen Händen drückt' er
Des Todten kalte Hand.

Wohl blies er seinen Athem
Dem Kinde in das Herz,
Kalt wehten die Abendwinde,
Heiß weinte des Vaters Schmerz.

Der Morgen zog auf am Himmel,
Es wich die schwarze Nacht. —
Der Fischer und sein Knabe
Sind nicht mehr aufgewacht.

4.

Auf dem Schiffe steht der Bursche
In dem grauen Linnenjäckchen,
Freudefunkelnd blickt er nieder
Auf sein schmales Reisepäckchen.

Heisa, aus dem fremden Lande,
Wo so schwül der Westwind säuselt!
Bald nun werd' ich wieder wandeln,
Wo der Schnee die Luft durchkräuselt!

Hurrah, hurrah, wehet Wimpel!
Munter, Segel, angeschwollen!
Tragt mich hin zur lieben Heimath,
Wo der Wolga Wogen rollen.

Ocean, du guter Alter,
Trag' vorauf die frohe Mähre,
Sag' der guten lieben Lowna,
Daß ihr treuer Junge kehre!

(Vom Mastkorbe.)

„Trau dem Ocean nur immer!
Wie er lächelt, der Verkappte!
Niemand ließ's in seinen Falten,
Wie viel Tausend er verschnappte!“

5.

Schöner Knabe, laß die Hieroglyphen
In der Wasser heiligstillen Tiefen!
Knabe, laß der Fluthen Zauberwelt
Und das feuchte Räthselblumenfeld!

Willst du stille Räthselzeichen deuten,
Such' sie auf in Waldeseinsamkeiten,
Such' sie in Aegyptens heißem Sand,
Aber laß des Sees Blumenrand!

Schöner Knabe, manchen fand ich lesen
Morgens in der Wellen stillem Wesen,
Der am Abend nimmer ist gekehrt
Zu der Mutter heimathlichem Heerd!

Die Thugs.

Der Hang Leben zu vernichten, ist bekanntlich eine Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur, wird aber oft durch mannigfache andre Leidenschaften, z. B. durch Habsucht, Eifersucht, Rachgier, ja selbst durch ein überspanntes Gerechtigkeitsgefühl, zur größten Thätigkeit angeregt. Wir wollen in dieser kleinen Skizze vor unsern geneigten Lesern das Bild eines Stammes aufstellen, der von Generation zu Generation, den Mord als ein stehendes Gewerbe treibt, theils aus Sucht nach Gold, hauptsächlich aber aus anderen wenn gleich mißverstandenen Beweggründen.

Die Thugs sind ein Hindoscher Stamm, welcher in der Absicht, die Reisenden zu plündern, die Landstraßen in Indien unsicher macht. Die Staaten Bhopad, Oude, Gevalior und Bundelkand, so wie die Englischen Besitzungen in Doab, sind die Gegenden, wo sie vorzüglich hausen und die hauptsächlichsten Schauplätze ihrer Thaten. Scheinbar sind die Mitglieder dieser Horde einfache Landbebauer; acht Monate lang im Jahre aber streifen sie in Haufen auf den Landstraßen umher, unter mancherlei Vorwänden und in den verschiedenartigsten Verkleidungen, und dann besteht ihr Geschäft darin, alle Wanderer, welche sie ohne Gefahr für sich selbst überwältigen können, zu morden und auszuplündern. Sie müssen dieses blutige Gewerbe wenigstens schon im 16ten Jahrhundert und zu der Zeit Akbar des Großen getrieben haben, da dieser Herrscher in einer seiner Provinzen bei einer einzigen Gelegenheit fünfhundert von ihnen hinrichten ließ. Dies Geschäft ist bei diesen Horden so erblich und stehend geworden, daß schon die Kinder regelmäßig dazu erzogen werden, und wenn auch einige derselben mitunter bessere Anlagen zeigen, so findet man doch bei keinen von ihnen einen hinreichenden Abscheu dagegen um sie zu vermögen, ihr blutiges Gewerbe gegen ein gesetzmäßiges zu vertauschen.

Obgleich die Thugs sich theils zu dem mohamedanischen, theils zu dem hindustchen Glauben bekennen, so geben sie sich doch auch überdem dem größten Aberglauben hin. Das Rebhuhn, das Rothwild und andere Thiere, werden von ihnen als Verkünder des guten oder bösen Geschicks betrachtet, je nachdem sie rechts oder links vor ihnen erscheinen oder gehört werden. Sie verlassen ihre Heimath in Schaaren gegen das Ende der regnigten Jahrszeit und lenken ihre Schritte zu ihrem Hohenpriester oder Gorco, gewöhnlich einem alten Thug, gleichviel ob Hindu oder Muselmann, welcher sich von dem blutigen Gewerbe zurückgezogen hat und von der Contribution seiner Anhänger lebt, die mit großer Ehrfurcht seinem Rathe folgen und bei jedem Zweifel oder Streit seine Entscheidung in Anspruch nehmen. Sie bringen ihm Geschenke, worin er ihre Waffen einweiht, denen sie alsdann mit der größten Zuversicht vertrauen. Bei dieser Gelegenheit empfangen diejenigen jungen Thugs, welche ihr Noviciat bestanden haben, und kühn genug befunden worden sind, an dem blutigen Gewerbe Theil zu nehmen, aus den Händen des Hohenpriesters ein geweihtes Tuch, bestimmt damit ihre Opfer zu erdrosseln. Der Priester berichtet alsdann dem jungen Thugs, wie viele aus seinem Geschlecht sich durch den Gebrauch dieses Tuchs ausgezeichnet haben, schildert ihm was die Seinigen von seinem Muthe erwarten und fleht die Gottheit Bowanee, welche alle Thugs, welcher Religion sie auch angehören mögen, als die Herrin ihres Schicksals betrachten, an, ihm ihren Schutz zu verleihen, damit er sich in ihrem Dienste auszeichnen könne. Wenn wir den niedrigen Charakter der Hindu'schen Priester in Anschlag bringen, bei welchen der Grundsatz gilt, daß Lügen und falsche Eide, als tugendhafte Handlungen betrachtet werden können, wenn sie zum eigenen Vortheil gereichen, kann man sich nicht wundern, daß es einzelne Individuen derselben giebt, welche ihren Einfluß gebrauchen, um ihre Mitmenschen zum Morde aufzufordern.

Nach Verrichtung der so eben erwähnten abergläubischen Gebräuche, begeben sich die Thugs nach ihren Zusammenkunftsorten, wo sie ihre Pläne für die nächste Jahreszeit entwerfen; von welchen der hauptsächlichste darin besteht, sich über ihre geheimen Signale zu verständigen. Dann brechen sie in Schaaren von 20 bis 150 Mann auf, und beginnen auf den Landstraßen einher zu ziehen, gewöhnlich unter dem Anschein von Reisenden, die sich vereint haben, um vor dem Ueberfall von Räubern desto besser gesichert zu seyn. Einer ihrer Gebräuche besteht darin, sich nicht den Bart zu scheren, bis sie den ersten Reisenden erschlagen haben. Nur selten legen übrigens die Thugs wahrhaften Muth an den Tag, denn ihre Ueberfälle sind fast immer nur hinterlistiger Art, und so eingerichtet, daß sie selbst keine Gefahr dabei zu beförchten haben. Die Jüngeren, denen man noch nicht Härte genug zutraut, selbst einen Mord zu vollbringen, oder auch nur Zeuge desselben zu seyn, werden als Späher gebraucht, um zu erforschen, von welcher Richtung der Reisende nahen, welche Massen sie bei sich führen, ob sie zahlreich sind und ob sie werthvolle Gegenstände bei sich haben.

(Der Beschluß folgt.)

Unversöhnlicher Haß.

Nach einer italienischen Chronik.

(Fortsetzung.)

Eine Festlichkeit war veranstaltet. Die reizende Jungfrau und der kräftige Jüngling lasen gegenseitig in ihren Blicken die Freude ob des plötzlichen glücklichen Wandels ihres Geschicks. Guelfo lächelte seinen Gästen zu und in der Halle des Schlosses erschallten Musik und frohe Gesänge. — Die Bilder der Vorfahren blickten, wie die schöne Ricciarda meinte, freundlicher und milder herab als sonst, so als freueten sie sich, daß der Zwist zwischen ihren Nachkommen gehoben sey; da ward plötzlich ein lauter Schrei vernommen, der Boden schwankte, so als werde er von einem Erdbeben erschüttert, es stürzte eine schwere Masse herab und dem Schloßherrn war es, als ob in diesem Augenblick die Gestalt seines Vaters Tancred durch die Halle schreite, den Blick des Zorns auf ihn gerichtet. War es sein Gewissen? Das schwere Bild Tancreds war von der Wand hinabgestürzt und in demselben Moment fühlte Guido, welcher schon den Becher gehoben hatte, um ihn auf den Frieden mit seinem Oheim zu leeren, das Trinkgeschirr aus seiner Hand gerissen; es war Ricciarda, die todtenbleich und voll Entsetzen neben ihm stand und auf seinen Bruder deutete, welcher so eben jenen Schrei ausgestoßen hatte.

Guido flog zu seinem Beistande hinzu, aber es war nur noch sein Leichnam, den er in seinen Armen auffing. Von Angst erfaßt und bebend für die Sicherheit des theuren geliebten Guido, warf sich die herrliche Jungfrau denjenigen entgegen, welche jetzt auf den Jüngling zustürzten, um ihn zu erfassen; aber dieß waren keine Gegner Guidos, sie warfen die Verkleidung von sich, unter welcher sein Freund Corrado mit vielen seiner Anhänger als Guelfen sich Eingang in das Schloß verschafft hatten, sie zogen ihre Schwerdter, umringten den Jüngling und führten ihn sicher in Averardos Feldlager.

Wer vermöchte den Schmerz des Letztgenannten zu beschreiben, als er von dem schändlichen Verrath seines Bruders und dem unglücklichen Ende seines jüngsten Sohnes Kunde erhielt; weit größer aber war noch die Verzweiflung der Liebenden, welche sich jetzt plötzlich aus dem Hafen des Glücks wieder auf das Meer der Leiden hinausgeworfen sahen. — Der Kampf ward nunmehr mit erneuerter Heftigkeit begonnen und Averardo verlangte von seinem Sohne das Versprechen, daß er fürder nicht an eine Verbindung mit Ricciarda denken wolle, bis es ihm gelungen seyn würde, sich der Person seines grausamen Bruders zu bemächtigen und sich und die Seinigen außer der Gewalt seiner Rache zu setzen. Es schien, als ob Guido sich hierin fügen wolle, aber zitternd für das Leben des Wesens, das ihm hienieden das theuerste war, konnte er nicht lange den Wunsch unterdrücken, sie wiederzusehen. Auf einem unterirdischen Pfade gelangte er hinein in ein Gewölbe des Schlosses, wohin sich die unglückliche Jungfrau oft begab, um dort am Sarge ihrer Mutter ihr trauriges Schicksal zu beweinen.

An diesem düsteren Orte, finster wie ihr eigenes Leben, trafen die Liebenden zuerst wieder zusammen; dringend beschwor das edle Mädchen den Geliebten, nur auf seine eigene Sicherheit bedacht zu seyn, und sie, die Tochter des Mörders seines Bruders, ihrem elenden Geschicke zu überlassen; eben so eifrig, aber auch eben so vergebens, beschwor Guido sie, sich von einem Vater loszusagen, der seine eigenen Verwandten mit kaltem Blute seiner Rache opfern konnte, und mit ihm den Gefahren zu entfliehen, von denen sie beide bedroht würden. Er betheuerte heilig und fest, daß er sonst nicht von ihr weichen und ihr Schicksal theilen wolle. Da wurden plötzlich nahende Schritte vernehmbar, die zornige Stimme des Schloßherrn erschallte immer deutlicher und deutlicher; von Entsetzen erfaßt barg Ricciarda den Geliebten in einem Schlupfwinkel, und dem Anscheine nach ruhig erwartete sie nunmehr ihren Vater.

„Noch immer hier?“ fragte er, als er eintrat. „Bleich und erschöpft weißt Du wie ein Gespenst in der Behausung der Todten! Hörtest Du denn nicht, daß Dich der Lebende rief? Warum gehorchtest Du nicht dem Rufe Deines Vaters?“

„Verzeihe mir,“ sprach Ricciarda, „ich wußte wohl, daß Du nach mir verlangtest, aber es war mir unbekannt, in welchem Theile des Schlosses Du Dich befändest.“

„Ich zweifelte fast daran, Dich noch innerhalb dieser Mauern zu finden,“ fuhr Guelfo fort.

„Dieser ruhige Aufenthalt, mein Vater, ist ja auch ein Theil Deines Schlosses," versetzte die Jungfrau.

„Und der beste, nicht wahr?" fiel der Schloßherr ein. „Du suchtest Deinen Vater bei der Asche seiner Vorfahren, dorthin wünschest Du ihn, ist dem nicht so?"

„Ich suchte das Grab meiner Mutter auf, um bei demselben zu weinen," erwiderte Nicciarda. „Nicht um Deinen Tod, Vater, flehte ich hier, um den meinen, Du verfolgst mich mit ungerechtem Argwohn."

„So vernimm also mein Wort hier am Grabe Deiner Mutter," entgegnete der Schloßherr, „mein Verdacht ist wohlbegründet, man sah den jungen Verräther hier zur Nachtzeit umherschleichen. Weißt Du darum?"

„Ich hörte — man sprach davon," versetzte das für die Sicherheit des Geliebten bebende Mädchen.

„Dein Antlitz verräth Deine Schuld," rief Guelfo mit rauher Stimme. „Schmach über Dich, und Schmach über uns alle, denn er ist den Wachen entgangen, die ich ausstelle, ihn zu fahen. Du sollst sehen wie ich strafe — die Schurken sollen mir dafür büßen," — und zu dem Diener der ihm gefolgt war gewandt, gebot er: „Geh', laß sie tödten und ihre Köpfe auf die Zinnen pflanzen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Das Gastspiel des Herrn Görner, vom Hoftheater zu Mecklenburg-Strelitz, brachte am 5ten dieses den «Kaufmann von Venedig» auf die Bühne. Indem wir uns aller Vorrede, sowohl über den so viel besprochenen Gegenstand der Darstellung, als auch über diese im Allgemeinen, enthalten, wollen wir sogleich jede der bedeutenderen Rollen für sich betrachten, und billig mit dem Gaste, der als Shylok auftrat, beginnen. Wie sahen Herrn Görner zum ersten Male, und geben daher noch kein entscheidendes Urtheil über dessen Fähigkeit, allein die Frage, wie diese sich zur Aufgabe des Shylock verhalte, müssen wir mindestens noch mit einem Fragezeichen beantworten. Zuvörderst scheint uns der Sprachton, der durch die ganze Rolle beibehalten wurde, zu sehr außer der eigentlichen Stimme des Schauspielers zu liegen, welches ein großes Hinderniß für den naturtreuen Ausdruck des Affects ist. Sodann war der jüdische Dialect nicht mahr genug und mindestens so sehr erzwungen. Hat man diesen nicht so in seiner Macht, wie z. B. Seydelmann und Döring, so lasse man lieber den Juden weniger hervortreten, und befordre lieber die Illusion auf Kosten der psychologischen Wahrheit. Leider müssen wir noch Eins tadeln: eine allzuängstliche Nachahmung bis ins Kleinste eines verewigten, aber auch im Gedächtniß der Hamburger lebenden Musters, des großen Devrient. Neben diesen Mangeln zeigte sich dennoch Herr Görner mitunter recht brav, z. B. in der dritten Scene des dritten Akts, auch in der Gerichtsscene in Manchem. — Das Kostum war unpassend. — Herr Görner fand Beifall, wiewohl getheilten.

Herr Fehringer als Antonio würde zu loben seyn, wenn nicht im vierten Akt das unterirdische Orakel einmal wieder einen großen Theil seiner Rolle hätte übernehmen müssen. Herr Brüning scheint auf die Rolle des Bassanio noch nicht genug Studium verwendet zu haben. Er wird sie ausfüllen können.

Die unvergleichliche Rolle der Porzia wird vom Dlle. Enghaus gespielt. Zu unseren Augen ist Shakespeare, der Schopser, nie bewundernswürdiger, als in seinen weiblichen Charakteren. Ophelia, Desdemona, Julia, Cordelia, Porzia, — wie herrlich sind alle gezeichnet, alle mit so wenigen Zügen, alle originell und doch so, daß eine gewisse Wahlverwandtschaft unter ihnen nicht zu verkennen ist. Alle diese Rollen sind für die Darstellerinnen im hohen Grade dankbar, aber sie müssen aufgefaßt und durchdrungen seyn; mit einem bloßen Auswendiglernen und Herdeclamiren ist es nicht gethan. Dlle. Enghaus vergriff die Porzia hauptsächlich darin, daß sie den recht eigentlich genialen Humor derselben, der ihrer Individualität fern liegt, auch nicht einmal durchschimmern ließ. Schon die ersten Worte:

«Auf mein Wort, Nerissa, meine kleine Person
Ist der großen Welt überdrüßig.»

die einer tiefer eindringenden Schauspielerin sogleich den ganzen Charakter verrathen hätten, zeugten hier von der falschen Auffassung, indem sie hochst ernst, mit dem Tone eines Mädchens gesprochen wurden, das sich in allem Ernst nach jenem Leben sehnt. Durch denselben Fehler ging die ganze schöne Schilderung ihrer Freier, die alle nach ihrer Nationalität (dem Deutschen wird am wenigsten geschmeichelt) mit Laune und Schalkheit gezeichnet werden, gänzlich verloren. Weinerlich und mit einem tiefen Seufzer am Schlusse jeder Phrase, gab sie Dlle. Enghaus, worauf jedesmal ein unmuthiger Gang über die Bühne folgte. Wie versehlt! — In den folgenden Scenen wurde dieser Ton meistentheils beibehalten; das stumme Spiel während der Wahlen war — stumm. Die Scene des vierten Acts in der Verkleidung war gelungen zu nennen. Die herliche Rede:

«Die Art der Gnade weiß von keinem Zwang,
Sie träufelt, wie des Himmels milder Regen
Zur Erde unter ihr, zweifach gesegnet;
Sie segnet, den der giebt und den, der nimmt.»
u. s. w.

wurde mit Wahrheit und im richtigen Ton gesprochen. In der folgenden Scene, so wie auch im fünften Akte mehrmals, fehlte wieder die Munterkeit. —

(Der Beschluß folgt.)

Der unter uns lebende ausgezeichnete Componist, Eduard Marxsen, den die Philharmonische Gesellschaft zu Petersburg, wo seine auch hier mit vielem Beifall aufgeführte große Symphonie, im vorigen Winter executirt wurde, als Anerkennung seiner seltenen tondichterischen Verdienste zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt hat, hat in diesen Tagen von dem Conservatoire zu Paris, an dessen Spitze bekanntlich Cherubini steht, mit der Zusicherung, daß die obengenannte Symphonie im nachsten Winter auch zu Paris zur Ausführung gebracht werden solle, eine hochst ehrenvolle Einladung erhalten, sich selbst nach Frankreich Hauptstadt zu begeben; eine Aufforderung, welcher der talentvolle Tonkünstler dem Vernehmen nach, schon im nächsten Jahre Folge leisten wird.

D. R.

Montag, den 10ten July: „Die Räuber." Trauerspiel in 5 Aufzügen von Schiller. — Herr Görner: Franz.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 83 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Unversöhnlicher Haß.

Nach einer italienischen Chronik.

(Fortsetzung.)

Der Diener schickte sich an, dem Befehle seines strengen Gebieters Gehorsam zu leisten, da aber warf sich Ricciarda ihrem Vater zu Füßen und beschwor ihn, seiner eigenen Sicherheit wegen, die zu seiner Vertheidigung so nöthigen Mannen nicht zu reizen; vergebens, er wiederholte sein furchtbares Gebot, befahl aber zugleich, den übrigen Kriegern einen doppelten Sold zu zahlen. «Wenn Du mich liebtest —" fuhr der Wüthrich darauf zu seiner Tochter gewandt fort, „verdientest Du meine Liebe, Du würdest diejenigen haßen, die ich von ganzer Seele verabscheue, die Deine Brüder erschlugen, die mein Eigenthum geraubt haben. Schwöre, der Verbindung mit Guido und den Seinigen auf immerdar zu entsagen und ich will Dich lieben und schätzen wie meine heldenmüthige Tochter. Du schweigst? — Du möchtest lieber Deinen unglücklichen Vater opfern, um in den Armen dessen zu ruhen, der mit Feuer und Schwerdt erscheint, um Dich als Braut heimzuführen. Wolan, wir wollen sehen, wer den Sieg davon trägt," mit diesen Worten stürzte er wüthend von dannen, seine Tochter in Thränen zurücklassend.

Unterdessen hatte das Verschwinden Guidos aus dem Lager dort große Unruhe veranlaßt, und Averardo, welcher die Wahrheit nur zu gut ahnete, zitterte für das Leben seines einzigen Sohnes, und beschloß, um ihn der Gefahr zu entreißen, in der er schwebte, noch einmal einen Gesandten mit Friedensvorschlägen an seinen Bruder zu senden; und dieser Gesandte wollte er selbst seyn.

Noch immer wüthete Guelfo gegen die arme Ricciarda, und hoch und theuer vermaß er sich, daß er sie eher lebendig begraben, als sie den Armen des Sohnes seines verhaßten Bruders übergeben wolle. Da erscholl plötzlich das Horn des Thurmwarts, einen Herold verkündend, es war Averardo, welcher selbst erschien, darauf vertrauend, daß er seinem Bruder nicht von Person bekannt sey.

Guelfo bestand darauf, daß seine Tochter bei der Zusammenkunft mit dem Abgesandten zugegen seyn solle, und der Letztere ward demnach in das Grabgewölbe geführt, wo das unglückliche Mädchen noch immer verweilte.

„Nur näher," sprach der Schloßherr zu dem Eintretenden, urtheile über Deinen Empfang nach der Stätte an der Du empfangen wirst."

„Ich sehe rund um mich die Gräber Deiner Vorfahren, Herr," sprach Averardo, „ich bringe den Oelzweig des Friedens, die Geister Deiner Ahnen werden sich freuen, wenn sie die Eintracht wieder einkehren sehen, in die Hallen ihrer Söhne, die das Bruderband vereint."

„Bruder," hohnlachte ingrimmig der Schloßherr, „ich hatte nie einen Bruder. Der schwache Tancred ließ sich zwar von einem arglistigen Weibe überreden, daß sie ihm einen Sohn geschenkt habe. Nach meiner Rückkehr aus Palästina entfloh er, ohne daß er es nur gewagt hätte, das Schwerdt zu ziehen, und jetzt nach fast zwanzig Jahren kehrt er zurück, um mit den Waffen in der Hand mir alles zu rauben, alles! Kinder, Eigenthum, Rang und Titel! Er nennt mich den Mörder seiner Söhne, bestürmt mein Schloß. Rache also gegen Rache! Waffen gegen Waffen. Ich kann sterben, aber nicht nachgeben. Er soll nur einen blutigen Triumpf feiern."

„Eben deswegen sollte der Zwist enden," versetzte der vermeintliche Abgesandte, „allerdings entfloh mein Gebieter, weil Ihr mit Feuer und Schwerdt vor ihm erschient. Ob Tancred seine Besitzungen ungerechter Weise vertheilte, steht mir nicht an zu entscheiden; das aber weiß ich, daß Averado, hätte er seine Söhne als Bettler in der Welt zurücklassen, statt ihre Rechte zu vertreten, wie ein schlechter Vater gehandelt haben würde."

„Du sprichst sehr kühn," bemerkte Guelfo mit zusammengezogenen Brauen.

„Nicht so kühn, wie Averardo selbst sprechen würde, stände er statt meiner hier," lautete die Antwort, „seine Sache ist gerecht, wie sollte er sich scheuen die Wahrheit zu sprechen."

„Wer aber bist denn Du, der Du es wagst solche Sprache zu führen?"

„Ich bin Corrado, der Freund Deines Bruders — ein Anführer in seinem Heere."

„Ein Ghibelline also?" fragte hohnlachend der Schloßherr. „Wer aber steht mir dafür, daß wenn ich den Worten Deines Gebieters vertraue, nicht etwa ein arglistiger Streich im Hinterhalte lauert. Bevor Averardo für seinen Sohn um meine Tochter warb, hatte dieser mir bereits ihr edles Herz geraubt, ohne Zweifel, um hier den Herrn zu spielen, um mich meiner fürstlichen Rechte zu berauben. Ich aber durchschauete den verruchten Plan, leider aber nicht frühe genug, um das ganze verhaßte Geschlecht zertreten zu können. Wollte Gott, es wäre mir gelungen das Oberhaupt desselben — den Averardo, in meine Gewalt zu bekommen! Ein geheimer Instinkt würde mir ihn auf der Stelle verrathen haben, hörst Du?" —

„Woher dieser Durst nach Rache?" fragte der vermeintliche Abgesandte, „Liebte Averardo's Sohn Deine Tochter, hielt er für ihn um ihre Hand an, weshalb das festliche Mahl mit Blut beflecken. Wo ist Guidos Bruder? starb er nicht in diesem Schloße? Ergriff nicht eben deswegen sein Vater neuerdings die Waffen? Gieb der Vernunft Gehör, biete die Hand zum Frieden, laß Salerno — laß Italien von den Kämpfen die es verwüsteten, ausruhn!"

„Nimmermehr," entgegnete der Wütherich, „wird Guelfo aufhören, die Rache des Himmels herabzurufen, auf den, der ihm seine Söhne raubte."

„Bedenke, noch ist es Zeit," warnte Averardo, „Dein Bruder macht billige Vorschläge, seines Sohnes wegen, dessen unglückliche Leidenschaft ihn seinem Verderben entgegenführte."

„Nun, wie lautet denn sein Vorschlag?" fragte Guelfo mit listigem Blick.

„Du sollst in ganz Salerno, in seinen Schlössern und an der Küste herrschen. Er bedingt sich Benevento und Avellino aus, und die Verbindung Guidos mit Deiner Tochter soll das Bündniß besiegeln."

„Hier ist diese Tochter," fiel Guelfo ein, „sie soll zugleich für sich und für mich antworten. Sprich Ricciarda, willst Du Guido die Hand reichen?"

„Was soll ich sagen?" stammelte das unglückliche Mädchen, „mein Herz bricht bei den Worten — der Fürst, mein Vater, verlangte meinen heiligen Schwur, nicht mehr an eine Verbindung mit Guido zu denken."

„Und ihn zu hassen — zu verabscheuen," verbesserte heftig der Schloßherr.

„Das kann, das kann ich nicht, — das will, das vermag ich nicht," rief lebhaft Ricciarda. „Ich liebte ihn — ich liebe ihn noch — ich werde ihn ewig lieben! — Aber," fuhr sie langsam fort, „seiner Hand — will, muß ich entsagen. — Ich muß meinem Vater gehorchen — Averardon aber sage, er möge seinen Sohn trösten — retten."

„Du hast jetzt Deinen Bescheid," nahm Guelfo wieder das Wort, „berichte, was Du vernommen. — Ich trotze meinem Feinde, bis aufs Aeußerste."

„So sey denn Krieg! ich gehe mit schwerem Herzen." Und mit diesen Worten begab sich Averardo hinweg, fest entschlossen, sich noch an diesem Abend zum Herrn des Schlosses zu machen; er war überzeugt, wie er nur dadurch, daß er sich der Person seines Bruders bemächtige, die Gefahr abwenden könne, die über dem Haupte seines Sohnes schwebte. — Vor dem Schloße angelangt, traf er auf Corrado, welcher ihm berichtete, daß er sich auf dem unterirdischen Pfade hinein in die Burg gewagt, und mit Guido gesprochen habe, so wie daß dieser sich zwar in einem sicheren Schlupfwinkel befinde, aber fest und unwiderruflich erkläre, daß er das Schloß nicht anders als mit Ricciarda verlassen wolle.

Als die Liebenden vernahmen, daß der Angriff erneuert werden sollte, wurden zwischen ihnen nur wenige aber schmerzvolle Worte gewechselt. Da Ricciarda den Geliebten unbewaffnet sah, reichte sie ihm hastig einen Dolch; verlangte ihn aber, als sie bedachte, daß er ihn gegen ihren Vater gebrauchen könne, schnell wieder zurück. Guido reichte ihr die Waffe hin; in diesem Augenblick wurden Guelfos nahende Schritte vernehmbar, und rasch barg sich der Jüngling hinter einen der

Gräber. Der Schloßherr trat ein und erblickte den Dolch in der Hand seiner Tochter. Eine furchtbare Scene erfolgte. Er drang in sie zu bekennen, wann und von wem sie den Stahl empfangen. Er drohete, sie auf der Stelle zu tödten — sie aber erklärte, daß sie ihm dieses Verbrechen ersparen und sich lieber selbst den Tod geben wolle. — Er entriß ihr den Dolch und da er in diesem Augenblick vernahm, daß der Sturm des Schlosses aufs Neue beginne, stürzte er hinaus, um in der Vertheidigung seines letzten Zufluchtsortes den Tod zu suchen.

(Der Beschluß folgt.)

Die Thugs.

(Beschluß.)

Wenn die Thugs die Beute der Mühe werth halten, senden sie einige der Ihrigen, welche das wildeste Ansehen haben, ab, um sich den Reisenden anzuschließen. Wenn es ihnen auf diese Weise gelingt, die besorgten Wandrer sicher zu machen, so reisen sie zusammen, bis sie einen passenden Platz erreicht haben, wo sie vorschlagen, ein treffliches Mahl zu sich zu nehmen, dessen Kosten zu tragen, sie sich erbieten. Nach eingenommenem Essen greifen einige zu der Guitarre, während die Uebrigen schmauchend und schwatzend umhersitzen. Jetzt wird das geheime Zeichen gegeben, die Thugs fallen in Schaaren über die Wandrer her, und um den Hals eines jeden derselben wird das todtbringende Tuch geworfen, welches der Elende, welcher die Mordthat vollbringt, so fest als möglich zusammenzieht, während zwei seiner Schandgenossen die Arme des Opfers halten. Erfolgt auch nur der leiseste Widerstand, wird der Unglückliche zu Boden geschlagen und der Mord alsdann vollbracht. Darauf werden die Leichname in dichten Waldungen eingescharrt oder in Waldbäche gestürzt. Da häufig in Indien reiche Schätze von einem Orte nach dem anderen geschafft werden, so machen die Thugs nicht selten große Beute. Vor einigen Jahren gelangten sie durch einen einzigen Raub zu 40,000 Thalern an Gold und Juwelen. Sie beobachten die allergrößte Vorsicht bei der Wahl ihrer Opfer und bei allem, was auf ihr schauderhaftes Gewerbe Bezug hat. Personen, welche zur Regierung gehören, werden nur selten von ihnen überfallen, weil ihr Verschwinden sogleich bemerkt werden, und gefahrvolle Nachforschungen nach sich ziehen würde. Aus demselben Grunde und aus Furcht vor Widerstand wagen sie sich nicht häufig an Europäer. Im Jahre 1823 berathschlagte eine große Anzahl Thugs rücksichtlich des Anfalls auf zwei brittische Offiziere und beschloß endlich den Angriff zu unterlassen und zwar aus folgenden Gründen: 1) weil solche Herren selten Schätze mit sich führen, 2) weil sie stets Pistolen bei sich tragen und 3) weil ihre Ermordung eine Sache der Oeffentlichkeit werden würde. — Der Hauptspruch der Thugs lautet: „Todte Menschen schwatzen nicht aus," weshalb denn auch bei ihnen jedesmal der Mord dem Raube vorangeht.

Gegen Ende der Jahreszeit, oder wenn er genugsam Beute gesammelt zu haben glaubt, kehrt der Thug in seine Heimath zurück, um mit Weib und Kind das Geraubte zu genießen. Er trägt Sorge einen Theil seines Reichthums nach dem Tempel seiner Göttin Bowanee zu bringen, deren Priester ihm dafür auch ferner einen glücklichen Erfolg in seinem Geschäfte, und falls er in seinem Gewerbe fallen sollte, die Freuden des Paradieses versprechen. Diese Priester billigen nicht nur das schändliche Treiben der Thugs, sondern gehn ihnen sogar mit Rathschlägen an die Hand.

In den letzten Jahren, seit in Indien der Mahratten-Krieg beendigt worden, hat sich die Aufmerksamkeit der obersten Regierung auf die Thugs gerichtet, von denen viele festgenommen und hingerichtet wurden. Einer von ihnen, Namens Dirgvaul, welcher wegen seiner Frechheit und wegen des glücklichen Erfolgs seiner Missethaten unter den Thugs hochberühmt war, ward im Jahr 1832 gefangen genommen. Ein Augenzeuge seiner Hinrichtung berichtet über ihn folgendes:

„Seine Vorfahren waren Thugs seit vielen Generationen, und sein Bruder ist noch jetzt einer ihrer Häuptlinge. Von vielen seiner Mordthaten erwähne ich nur einige. Seine erste Mordthat war die Theilnahme an der Ermordung von vierzehn Handelsleuten, sein Antheil an der Beute betrug 2000 Rupien, ungefähr 1000 Thaler. Gleich den Tag darauf erdrosselte er mit seiner Schaar 17 andere Reisende. Er ward am 30sten Juny 1832 mit 29 anderen Thugs hingerichtet. Entschlossen, nicht von der Hand des Henkers zu sterben, schlangen sich bei dem Galgen angelangt, die verurtheilten Thugs, ohne den Augenblick ihrer Hinrichtung abzuwarten, die Schlingen selbst um den Hals, worauf sie mit einem höllischen Jubelgeschrei, die unter ihren Füßen befindlichen Leitern fortstießen und sich so selbst den Tod gaben.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Ihr kennt die kleinen Hollundermännchen, die, so oft man sie niederlegt, immer wieder aufstehen? Jawohl, unsere Kinder spielen damit! Einen solchen kleinen Kerl sollte Jedermann als Penaten oder Hausphaffen auf seinem Tische stehen haben. Die kleinen Männchen predigen unaufhörlich die trefflichen Worte: Immer den Kopf oben! Immer den Kopf oben!

In jedem Jahrhundert schmiedet der Tod neue Pfeile. Viele arme Seelen sterben heute am Zweifel.

Wenn wir an warmen Sommertagen in verschlossene Zimmer treten, finden wir oft todte und halbtodte Schmetterlinge an den hemmenden Glasscheiben hängen, von andern liegen die kleinen verflatterten Leichen auf dem Boden. Die Magd nimmt die Handeule und wirft den Unrath hinaus: ach, begrabt die kleinen Leiber, es sind Menschen, wenigstens haben sie ihr Analogon in der Menschenwelt!

Wir genießen einer doppelten Ewigkeit: einer bekannten der Vergangenheit, und einer unbekannten der Zukunft. Wenn auch Methusalem neun hundert neun und sechzig Jahre alt wurde, so hat ein Vierziger der Gegenwart doch länger gelebt.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

«Der Kaufmann von Venedig. (Beschluß.)

Herr Meyer spielte die hübsche Rolle des Graziano, schien aber an diesem Abend nicht Herr seines Humors zu seyn. Wie wäre es übrigens auch möglich inmitten einer solchen Vorstellung? — Herr Lenz paßt wohl nicht für den Prinzen von Marocco; ganz entschiedenes Mißfallen erregte Herr Zängl als Prinz von Arragon. Zu beklagen ist, daß man bei uns so selten einen guten Lanzelot sieht. Herr Raeder verdarb durch seine übertriebene Action auch das, was gesprochen hätte genugen können. In guten Händen wurde diese Rolle von der herrlichsten Wirkung gewesen seyn. Herr Burmeister (alter Gobbo) setzte seinen Ton viel zu sehr auf Schrauben. Die übrigen Parthien: Lorenzo, der Doge, Salarino, Solanio, Tubal, verdienen keine Erwähnung. — Was in solchen Rollen, die kein absolutes Interesse (mit Ausnahme des Lorenzo im fünften Act) gewähren, hauptsächlich gefordert wird: promptes Eingreifen, ward durchaus vermißt. Für die unschuldig scheinerische Nerissa that Mad. Döring das Ihrige, schien aber durch das nicht correspondirende Spiel der Dlle. Enghaus etwas gehindert. Dlle. Blos führte uns die blühende Jessica vor, die aus sich selbst gebildete Jungfrau, der wir leicht vergeben, daß sie sich so kalt von einem Vater losreißen kann, von dem sie in der Gesinnung so himmelweit verschieden ist. —

Wir haben nun das Einzelne durchgenommen, ohne ein Wort über den Totaleffect zu sagen, — wir überlassen dem Leser die leichte Mühe, ein Resultat zu ziehen, welches dann wohlschwerlich das Beiwort classisch wird zieren können.

„Die Stumme von Portici“ von Auber. Aufgeführt am 6ten July. Mad. Görner die Elvira als Gastrolle.

Wegen des an diesem Tage stattfindenden Waisengrüns hatte sich das Publikum zu dieser Vorstellung nur in sehr geringer Anzahl eingefunden. — Die Darstellung dieser Oper konnte im Ganzen genommen, nicht für befriedigend gelten, obgleich ein ernstliches Bemühen der darin mitwirkenden Künstler nicht zu verkennen war. Die Ursachen dieser mißlungenen Aufführung scheinen uns in den Chören zu liegen, aus welchen wir auch das öftere Schwanken des Orchesters zu folgern geneigt sind.

In das Detail dieser Oper lassen wir uns daher nicht ein; und ist dieselbe ja schon so oft besprochen worden, daß es für die Leser der Originalien von keinem besondern Interesse mehr seyn kann, diese Oper in allen einzelnen Theilen durchzugehen.

Herr Schäfer sang den Alphonso, Herr Wurda den Masaniello und Herr Wollered den Pietro. — Die gelungenste Scene des Herrn Wurda war die Schlummerecaotine im dritten Akt, wofür ihm wohlverdienter rauschender Beifall zu Theil wurde.

Dafür wollen wir uns etwas ausführlicher über Madame Görner, welche als Gastrolle die Elvira sang, aussprechen. Wenn, wie es leider in letzterer Zeit der Fall war, meistentheils nur Anfänger sich in Rollen versuchten, welche überdies die physischen Kräfte der Executirenden zu angenscheinlich überstiegen, so wirkt das Auftreten einer Sängerin, welche Routine und musikalische Bildung durch ihre Leistungen beurkundet, um so wohlthaltiger auf das Publikum. Es ist nichts beangstigender, als schülerhafte Leistungen anhören zu müssen, wenn man, wie der Ruf und die Tendenz des Hamburger Stadttheaters so sehr dazu berechtigen, in der Hoffnung zu einer Darstellung geht, gute gebildete Sänger zu hören. Wir nennen die Leistung der Madame Gorner im Vergleich mit in letzter Zeit sich producirenden Gesangskünstlern gut und zahlen dieselbe jedenfalls zu den gebildetern Sängerinnen.

Fällen wir aber unser Urtheil nach den Anforderungen, welche an eine Künstlerin zu machen wir uns berechtigt halten, so können wir uns nicht ganz so gunstig aussprechen. Mad. Gorner hat Schule gemacht und ist von der Natur mit einer sehr biegsamen Stimme begabt; aber diese Schule ist (wie es uns scheint) mehr auf Kleinliche, oft auf etwas veraltete Manieren beschränkt. Ein Fehler, welcher den meisten Sangern eigen ist, die zu selten auf bedeutendern Bühnen auftreten.

Sanz vorzugsweise verdient aber Mad. Gorner wegen ihres ausgezeichneten Trillers Lob, welchen sie, was vielleicht selten einer Sängerin gelingen mag, auf den verschiedensten Tönen der verschiedenen Stimmlagen gleich rein und präcis herausbringt.

Ein Fehler dagegen ist ein schluchzenähnliches Singen bei Stellen auf welche sie ein Portamento anbringt. Es ist dies lediglich Manier und nur einige Aufmerksamkeit auf sich selbst und Madame G. wird davon befreit seyn.

Das Publikum nahm vielen und warmen Antheil an ihrer braven Leistung und es wäre zu wünschen, daß wir Mad. Görner als Mitglied unserer Oper erhielten, damit denn doch endlich einmal eine Sängerin in ähnlichen Parthien wie die heutige aufzutreten im Stande ist, bei welchen dem Zuhörer vor Besorgniß des Mißlingens nicht der Angstschweiß ausbricht. So wir die Sachen jetzt stehen, fragen wir: Würden wir nicht ganz und gar jeder Oper entsagen müssen, wenn Mad. Walker das Unglück hätte, krank zu werden?

x.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 12ten July: „Die Jüdin.“ Große Oper in 5 Aufzügen. Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 84 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Fünfter Abschnitt.

Die plötzliche Dunkelheit, welche auf das bleiche Licht gefolgt war, hatte die Wirkung, daß sie dem staunenden Schiffsvolke des Terschilling jeden Gegenstand noch undeutlicher machte. Einen Augenblick lang, ja noch länger, war am Bord auch nicht eine einzige Sylbe vernehmbar. Einige standen da, die Blicke noch immer starr auf die Stelle gerichtet, wo die Erscheinung sich gezeigt hatte, andere wandten sich entsetzt ab, die Seele von furchtbarer Ahnung gefoltert. Der Steuermann Hillebrant war der erste, welcher das Schweigen brach, er blickte auf, erschauete einen feurigen Schein am Horizont, fuhr erschrocken zusammen und rief, indem er Philipps Arm erfaßte: „Was ist das?“

„Es ist der Mond, welcher aus den Wolken hervortritt,“ erwiderte Vanderdecken traurig.

„Ja, ja,“ nahm jetzt auch Mynheer Kloots das Wort, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte, „man hat mir früher oft davon erzählt, ich aber lachte bis jetzt darüber.“

Philipp erwiderte nichts. Von der Wahrheit überzeugt, überzeugt das er mit der Erscheinung tief in Verbindung stehe, betrachtete er sich gewissermaßen wie einen Schuldigen.

Der Mond stand jetzt klar am Himmel und breitete sein mildes Silberlicht hindb über den schlummernden Ocean. Wie auf gleichen Antrieb, blickte jetzt das sämmtliche Schiffsvolk wieder dorthin, wo die Vision stattgefunden hatte; dort herschte nur eine todte, todte Ruhe.

Seit der letzten von ihm gegen Philipp geäußerten Worte hatte der einäugige Steuermann Schriften schweigend auf dem Verdeck dagestanden, jetzt näherte er sich dem Capitain: „Mynheer Kloots,“ sprach er, „als Untersteuermann und Lootse dieses Schiffes bemerke ich Euch, daß Ihr Euch auf schlechtes Wetter gefaßt machen müßt.“

„Schlechtes Wetter — Schlechtes Wetter!“ wiederholte der Capitain, wie aus einem Traume aufgeschreckt.

„Ja, ja, Mynheer Kloots, auf schlechtes Wetter,“ versetzte Schriften mit Nachdruck. „Mit dem — mit dem, was wir da eben geschauet haben, ist noch nie ein Schiff zusammengestoßen, dem nicht bald darauf großes Mißgeschick entgegen-

treten wäre. Der Nahme Vanderdecken bringt Unglück, he, he, he!“

Philipp hätte gern auf diese höhnische, boshafte Bemerkung etwas erwidert, aber er vermochte es nicht, seine Zunge war wie gelähmt.

„Was hat der Nahme Vanderdecken damit zu schaffen?“ fragte Kloots.

„Ey, wißt Ihr denn das nicht?“ versetzte grinsend der Einäugige, „der Capitain des Schiffs das wir so eben gesehen haben, heißt Vanderdecken, er ist der fliegende Holländer.“ —

„Woher wißt Ihr das?“ fragte Hillebrant.

„Ich weiß das und noch manches Andere, das ich erzählen könnte, wenn ich anders wollte,“ bemerkte Schriften, „doch wie gesagt, ich warne Euch vor schlechtem Wetter, wie es meine Pflicht ist,“ und somit schritt er hinab in seine Cajüte.

„Gott im Himmel,“ sprach Mynheer Kloots, „noch in meinem ganzen Leben habe ich mich nicht dergestalt entsetzt; ich weiß nicht, was ich davon denken noch sagen soll. Was meint Ihr dazu, Philipp, war das nicht etwas Uebernatürliches?“

„Ja, ja,“ erwiderte der Befragte schwermüthig, „ich zweifle keinen Augenblick daran,“

„Glaubte ich doch, die Zeit der Wunder wäre vorüber,“ bemerkte Mynheer Kloots, „wahrlich wir dürfen die Warnung des Himmels nicht verachten.“

„Gewiß nicht,“ versetzte Hillebrant; „da schauet nur hin, wie sich die Wolken verdichten, der Mond ist ihnen entwischt, aber sie werden ihn bald wieder eingeholt haben. Seht nur, seht, dort blitzt es in Nordwesten.“

„Hört, meine Kinder,“ sprach der Capitain, „ich kann den Elementen trotzen wie irgend einer und thue stets mein Bestes. Ich kümmere mich wenig um Sturm und Unwetter; aber solche Warnung, wie uns heut' geworden, gefällt mir nicht. Mein Herz ist mir schwer wie Blei — sende hinab, Philipp, und lasse aus der Kajüte eine Flasche Schnaps holen, damit mein Gehirn ein wenig klar werde.“

Philipp freuete sich eine Gelegenheit zu haben, das Verdeck verlassen zu können, ihn vorlangte danach, einige Augenblicke sich selbst überlassen zu bleiben, um seine Gedanken sammeln zu können. Die Erscheinung des Geisterschiffes hatte ihn auf das furchtbarste getroffen, — nicht, daß er an dessen Vorhandenseyn noch gezweifelt hätte — aber der Gedanke, das Schiff selbst zu schauen — demselben so nahe zu seyn — dem Schiffe, an dessen Bord sein unglückseliger Vater unter dem grauenvollen Fluche schmachtete — das Schiff auf dem, wie er überzeugt war, sein eigenes Schicksal in Erfüllung gehen sollte, dieser Gedanke verwirrte ihm fast das Gehirn. Als er die Pfeife des Bootsmannes am Bord des Geisterschiffes vernahm, horchte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hin, um den gegebenen Befehl zu verstehen, von dem er überzeugt war, daß er von der Stimme seines Vaters ertheilt werden würde. Auch waren seine Augen fest auf die Erscheinung gerichtet gewesen, die Gesichtszüge und die Tracht der sich auf dem Verdeck zeigenden Gestalten zu erspähen.

So wie Philipp den Schiffsjungen mit dem verlangten Getränk zu dem Capitain hinaufgesandt hatte, eilte er in seine Cajüte, wo er sich auf sein Lager warf, sein Antlitz in das Kissen barg und so lange betete, bis er seine Fassung wiedergewonnen hatte, und sich kräftig genug fühlte, der Zukunft mit dem Muthe eines Märtyrers entgegen zu gehn.

Eine halbe Stunde lang war Vanderdecken unbemerkt geblieben; wie aber hatte sich, als er das Verdeck wieder betrat, alles verändert. Als er hinabgegangen war, glitt das Schiff ruhig auf dem stillen Wasser dahin, und die Segel hingen schlaff herab. Der Mond stand klar am Himmel, so daß die langen Masten sich in der Meeresfläche abspiegelten. Jetzt herrschte ringsum das schwärzeste Dunkel, die Wellen schwollen an und begannen zu schäumen; ein Theil der Segel war bereits eingezogen worden und das Schiff trieb mit dem Winde dahin, dessen Geheul und furchtbare Stöße nur zu deutlich verkündeten, daß sein Zorn geweckt und er zum Werk der Zerstörung bestimmt sey. Die Matrosen waren noch immer mit dem Einziehen der Segel beschäftigt, verrichteten aber ihre Arbeit düster und unmuthig vor sich hin. Was Schriften der Einäugige ihnen gesagt hatte, wußte Philipp nicht, daß sie ihn aber zu vermeiden suchten und ihn mit Unwillen betrachteten, lag klar am Tage; mit jedem Augenblick erhob sich der Sturm immer mehr und mehr.

„Der Wind ist nicht beständig,“ bemerkte Hillebrant, „es ist schwer anzugeben, aus welchem Winkel eigentlich der Orkan tobt. Er ist schon sünfmal herumgesprungen, Philipp, ich mag solche Erscheinungen nicht; wie dem Capitain, ist mir das Herz schwer in der Brust.“

„Auch das meine ist schwer belastet,“ versetzte Vanderdecken, „aber wir sind in Gottes Hand.“

„Rasch noch mehr Segel hinab, beeilt Euch Ihr Bursche,“ gebot Mynheer Kloots, während das Schiff von dem Sturme und den Wellen hin und hergeschleudert wurde. Der Regen stürzte jetzt in Strömen herab, und es war so dunkel geworden, daß man sich auf dem Verdeck nur mit Mühe erkennen konnte. Die Blitze zuckten häufiger und der Donner begann furchtbar zu rollen.

„Schnell, schnell, Ihr Leute, alle Segel herunter,“ rief der Capitain.

Die Matrosen schüttelten das Wasser von ihren nassen Kleidern ab, eilige arbeiteten angestrengt, andere benutzten die Gelegenheit, um sich in der Finsterniß davon zu schleichen, und sich ihrer Furcht allein zu überlassen.

Alle Segel waren jetzt eingezogen, das Vortopsegel ausgenommen, und von dem Sturmwinde gepeitscht, flog jetzt der Verschilling gen Süden dahin. Die Wogen hoben sich brausend und schäumend immer höher und höher — der Regen goß unablässig herab — die Nacht war schwarz wie die Unterwelt — die erschrockenen Seeleute bargen sich vor dem Unwetter so

gut sie es vermochten. Obgleich mehrere ihre Posten verlassen hatten, wagte sich übrigens in dieser Nacht doch keiner hinab, — sie standen nicht in Gruppen beisammen, wie sonst, jeder suchte die Einsamkeit, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach. — Das Geisterschiff hielt ihre Phantasie ausschließlich beschäftigt und nahm ihr ganzes Gehirn in Beschlag.

Es war eine furchtbare Nacht, die kein Ende nehmen wollte — sie glaubten es würde nimmer wieder Tag werden. Endlich ging die schwarze Finsterniß in eine graue Dämmerung über, welches der Tag war, und man schauete jetzt auf einander, fand aber keinen Trost in dem Blicke des Schicksalsgefährten, denn da gab es kein Auge, aus dem auch nur der kleinste Hoffnungsschimmer geleuchtet hätte — alle glaubten sich verloren — und verblieben trübe und schweigend da, wo sie in der Nacht Schutz gesucht hatten.

Die See ging jetzt Berge hoch und fluthete häufig über das Schiff dahin; Monheer Kloots stand beim Compaß, Philipp und Hillebrant befanden sich beim Steuerruder. Da schlug plötzlich eine riesige Welle hoch über das Verdeck, so daß der Capitain und seine beiden Gehülfen über den Haufen geworfen und mit furchtbarer Gewalt gegen das Bollwerk des Schiffs geschleudert wurden. Der Compaß sammt dessen Haus ward in Stücke zertrümmert — keiner erfaßte das Steuerruder — das Fahrzeug ward von den Wogen hin und hergewälzt — die Wellen schlugen darüber hin — und der Hauptmast stürzte über Bord.

Die größte Verwirrung herrschte. Capitain Kloots lag wie betäubt da, und nur mit großer Mühe gelang es Philipp, zwei Matrosen zu bewegen, ihn in die Cajüte hinabzuschaffen. Hillebrant war noch unglücklicher gewesen, sein rechter Arm war gebrochen und er war auch sonst noch schwer verletzt. — Philipp half ihm hinab auf sein Lager und kehrte dann auf das Verdeck zurück, um so viel wie möglich die Ordnung wieder herzustellen.

War gleich Philipp Vanderdecken noch kein erfahrener Seemann, so besaß er doch über die Schiffsmannschaft jenen geistigen Einfluß, den Muth und Entschlossenheit verleihen. Man gehorchte ihm nicht willig, aber man gehorchte doch, und schon nach einer halben Stunde war die Unordnung beseitigt, in so weit es nemlich die Umstände gestatteten. Erleichtert durch den Verlust des schweren Mastes und von zwei der tüchtigsten Seeleute gesteuert, flog das Schiff neuerdings mit Vogelschnelle dahin.

Wo aber befand sich denn während dieses Werks der Vernichtung Monheer van Stroom, der wohlbestallte Supercargo der ehrenwerthen Ostindischen Compagnie? höre ich meine freundlichen Leser fragen. Der lag in seinem Bette, verbarg sein Gesicht in die Kissen, zitterte an allen Gliedmaßen und gelobte hoch und theuer, daß wenn er nur dießmal davon käme, alle Compagnien der ganzen Welt ihn nicht wieder verlocken sollten, sein Leben dem salzigen Wasser anzuvertrauen. Es war allerdings das beste, was der arme Mann thun konnte.

Aber wenn auch die Mannschaft eine Zeitlang den Befehlen Philipp Vanderdeckens gehorchte, sah man sie doch bald in einem sehr ernsten Gespräch mit dem einäugigen Schriften, und nach einer viertelstündigen Berathung mit demselben, verließen alle das Verdeck, die beiden Matrosen am Steuerruder ausgenommen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Unversöhnlicher Haß.

Nach einer italienischen Chronik.

(Beschluß.)

Nach einiger Zeit kehrte Guelfo indeß mit gesteigerter Wuth zurück, denn er war jetzt fest überzeugt, daß Guido sich innerhalb des Gewölbes befände; er fand seine Tochter weinend an dem Grabe ihrer Mutter. Er erfaßte sie, zerrte sie fort durch die weiten schweigsamen Gänge und forderte mit einer donnernder, in den Gewölben widerhallender Stimme Guido auf, hervorzukommen und sich nicht länger wie ein Feigling zu verbergen. Es erfolgte keine Antwort. Da hob er den Dolch über sein unglückliches Kind. „Ungeheuer," schrie er, „tritt hervor, oder die, welche Du Deine Braut zu nennen wagst, wälzt sich, von meinem Stahl getroffen, in ihrem Blute. Hörst Du!" —

In diesem Schreckensmoment stürzte Guido aus seinem Schlupfwinkel hervor, blieb aber von Entsetzen erfaßt wie gelähmt stehen, als er die todbringende Waffe über der Brust derjenigen blitzen sah, die er mit ganzer Seele liebte.

„Fliehe — fliehe — fliehe!" rief Ricciarda, „er wird nicht — er kann mir kein Leid zufügen, es ist ja mein Vater!"

„Fliehe nur," hohnlachte Guelfo, „und ihr Schatten wird Deinen Schritten folgen. — Nicht von der Stelle, wage keine Vertheidigung, empfange von mir den Todesstoß, — oder dieser Stahl vergießt das Blut derjenigen die Du liebst."

„Stoß zu, Vater," flehte verzweiflungsvoll Ricciarda, „nur durch meine Brust geht der Weg zu ihm."

„Guido — Verführer — Bösewicht — nahe heran — oder —" gebot Guelfo mit schäumenden Lippen, indem er den Dolch hob, um die Tochter zu durchbohren.

Der Jüngling stürzte hinzu, um den Todesstoß zu empfangen. Mit einem lauten Schrei des Entsetzens aber drängte sich Ricciarda zwischen ihn und den wuthschäumenden Vater, so daß die blitzende Waffe desselben nicht die Brust des Geliebten sondern die ihre traf, und sie entseelt in die Arme des unglückseeligen Guido sank. —

Während diese schauderhafte That unten im Gewölbe vorging, war draußen der Lärm immer stärker und stärker geworden, Averardos Kriegsschaar hatte das Castell erstürmt, und drang grade in dem Augenblick, in welchem der Schloßherr seiner Tochter den Tod gegeben hatte, herein in das

Gewölbe. Wie ein Wahnsinniger warf sich Guelfo mit gezücktem Schwerdte den Eindringenden entgegen, die Wuth blendete den Rasenden und nach wenigen Streichen sank er von Corados Schwerdt getroffen, todt zu Boden.

Der beklagenswerthe Guido ward aus dem Schlosse fortgeschafft, aber er lag Monate lang in einem bewußtlosen Zustande, und als er aus demselben endlich wieder erwachte, hatte sich seiner ein Trübsinn bemächtigt, der fürder nicht mehr von ihm wich. Das Vaterland schien ihm nur das Grab seiner Geliebten, er nahm das Kreuz, zog gen Palästina und fand dort bald unter den Schwerdtern der Ungläubigen den gewünschten Tod.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Jeder Mensch ist interessant, so lange er ein Strebender ist. Die alten Frauen und Greise werden aber oft durch ihre Ruhe und Lässigkeit unangenehm und langweilig. Jeder Mensch muß bis zum letzten Augenblicke eine geistige Prallheit oder Elasticität sich zu erhalten suchen. Macht nicht die strebende Elasticität den jugendlichen Körper so reizend und lockend?

Kinder der Liebe nennt man unehelich Geborne. Pfui des Ausdrucks! Alle Menschen sollen Kinder der Liebe seyn, und Niemand ein Kind der Sinnlichkeit, oder der Convenienz, oder des Geldsacks. Der Ausdruck „Kind der Liebe," rührt gewiß von irgend einem kaiserlichen Rathe oder weißgepuderten Justizrathe her.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Wien, im Juny.

Lange hörten Sie nichts von mir und doch passirte Manches in hiesiger Residenz. Musikalische Genüsse brachte uns die Anwesenheit der italienischen Oper. Lipinski, der allgemein als Paganinis Nebenbuhler gilt, gab drei Akademien, leistete wahrhaft Verdienstliches, aber steht, meiner Meinung nach, Paganini nach. Saphirs Humoreist erwirbt sich viele Freunde, sind seine Kritiken gleich nicht von Parteilichkeit frei, so ist ihm Witz und Gewandheit nicht abzusprechen. Wie man sagt, verbreitet sich diese Zeitschrift immer mehr und mehr, dagegen soll die Wiener Theaterzeitung, trotz ihrer unerhört vielen Anpreisungen und Ankündigungen nicht mehr so gern gelesen werden. Desgleichen Zunahme erwirbt Feinde, und Klaffer bellen den beliebten Humoristen an; Saphir verachtet dergleichen und schweigt.

An Gästen sahen wir in der letzten Zeit eben nichts Bedeutendes, eine Dlle. Denker vom Theater zu Brünn, trat hier auf dem K. K. Hofburgtheater in mehreren Lustspielen auf, namentlich als Frau von Uhlen in der «eifersüchtigen Frau,» Hedwig in «Ball von Ellerbrunn» und als Georgine in «Quäker und Tänzerin.» Talent ist bei dieser Dame unverkennbar, aber die kleinere Bühne guckt noch überall hervor, auch war sie merklich befangen. Am meisten sprach ihre Leistung als Catharina im «goldenen Kreuz» an.

Das Braunschweiger Theater sandte uns drei Gäste: Herr Kettel und Frau und Dlle. Rospini. Herr Kettel war vor mehreren Jahren ein beliebtes Mitglied unseres Hoftheatres und steht noch bei manchen Kunstfreunden in gutem Andenken, daher war er eines freundlichen Empfanges gewiß. Im Allgemeinen aber sprach er weniger an, als man hätte erwarten sollen; sein Vortrag mancher Rollen war so ganz der Art, wie wir diese Parthien hier ausführen sahen, entgegengesetzt; so war er namentlich als Baron Gluthen, Hauptmann Linden, Herrn ꝛc. viel zu beweglich und seine Rede wurde oft undeutlich, welches der Wirkung sehr schadete. Sein Hans Sachs dagegen war eine recht gelungene Leistung.

Madame Kettel sahen wir bisher nur in drei Rollen als Frau von Birkenau im «ersten Stock,» als Frau von Sydow im «letzten Mittel,» und als Landrathin Durlach in Kotzebues «Strickadeln.» — Sie zeigte sich und in allen dreien als verständige Schauspielerin, ohne aber in irgend einer etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Wir Wiener sind auch schwer zu befriedigen, unser Hoftheater bietet uns stets die ersten Talente, da wird es denn schon sehr schwer, dem Publikum zu genügen.

Dlle. Rospini, welche hier in Wien vor einigen Jahren ihre ersten theatralischen Versuche machte, hat in der Zwischenzeit erfreuliche Fortschritte gemacht. Noch obenein empfiehlt ein einnehmendes Aeußeres diese Schülerin Thaliens und so fand sie denn auch hier aufmunternden Beifall.

Jetzt zum Schlusse noch eine Nachricht, welche Ihre Hamburger Leser gewiß mit Vergnügen erfahren werden. Unser verdienstvolles Veteran Costenoble, über dessen Haupt bereits fast sieben Decennien hingeschwunden sind, vormals das beliebende Prinzip der Hamburger Bühne im Gebiete des Komus, seit 22 Jahren aber die Zierde unsers Hofburgtheaters in ernsten Charakterrollen, zu welchem Fache der vielseitige Künstler damals mit Glück überging, hat, angetrieben von dem Wunsche, die Stadt wiederzusehen, wo ihm in seiner Jugend schon der wohlverdiente Kordeer gerecht wurde, sich entschlossen, sich auf kurze Zeit nach Hamburg zu begeben und dort zu gastiren; Sie können ihn nächstens erwarten.*)

S.

*) Er wird dem Vernehmen nach zuerst in Raimunds «Verschwender» auftreten.

D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 15ten July: „Der Barbier von Sevilla." Komische Oper in 4 Aufzügen. Musik von Rossini.

Madame Görner: Rosine.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 85 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Kosato der Renegat.

Der geistreiche Washington Irwing hat die Leswelt neuerdings mit einem interessanten Buche beschenkt, betitelt: Adventures of Captain Bonneville. Dieses Werk besteht aus drei Bänden, schildert höchst interessante Abentheuer, welche den in dem Titel genannten Wanderer in dem fernen Westen Nordamerikas entgegentraten, und liefert merkwürdige Skizzen der wilden Bewohner jener rauhen Gegenden, und der Lebensweise derselben. Hier für unsere freundlichen Leser eine Probe aus dieser wahrhaft bezaubernden Chronik der Wälder und Berge.

Ein Blackfoot Renegado Namens Kosato, ein feuriger bestiger junger Mann, mit einem schönen Weibe desselben Stammes, hatte bei den Nez-Perces Zuflucht gesucht und gefunden. Obgleich in diesen Stamm aufgenommen, behielt er doch den wilden, kriegerischen Sinn seines Stammes bei, und störte dadurch die stillen friedlichen Sitten seiner Umgebung. Die Hirsch- und Büffeljagd, worauf sich der ganze Ehrgeiz der Letzteren beschränkte, reichte lange nicht hin, seinen unruhigen Sinn zu befriedigen, sein Herz brannte nach Kampf, Raub, Hinterhalt und allen den Abentheuern eines gefahrvollen kriegerischen Lebens.

Das häufige Verweilen der Blackfoots rund um das Lager des Stammes dem er jetzt angehörte, ihre nächtlichen Streifereien und häufigen Plünderungen regten ihn unablässig an und machten sein Blut fieberhaft rollen, so daß er einem Habicht zu vergleichen war, welcher eingesperrt in einen Käfig, seine vormaligen Gefährten jenen frei und wild umflattern sieht.

Das Bemühen des Capitain Bonneville den kriegerischen Geist der Nez-Perces anzuregen, und sie zu ermuthigen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, ward demnach von Kosato kräftig unterstützt. Einige Tage lang war er rastlos beschäftigt Racheplane zu entwerfen und eine Unternehmung zu ersinnen, welche in den Ortschaften der Blackfoots Elend und Verderben verbreiten sollte. Er zog durch seine feurige Beredsamkeit die horchenden Wilden rund um sich her; regte sie auf durch lebhafte Schilderungen, der ihnen zugefügten Kränkungen und des erduldeten Unrechts; zeigte ihnen in der Ferne die Aussicht auf ruhmvolle Triumpfe; erzählte romantische Abentheuer von geheimen Märschen und nächtlichen Ueberfällen, Plünderungen und Scalpirungen, und mahlte ihnen mit bunten Farben den Jubel und die Feste bei einer siegreichen Heimkehr aus. Diese

wilden Erzählungen wurden begleitet von dem Schalle der kriegerischen Trommel, und von kriegerischen Gesängen und Tänzen: Dinge, ganz geeignet die Indianische Tapferkeit anzuregen.

Dieß alles aber machte auf das allzu friedliche Ohr seiner Hörer nur geringen Eindruck, kein Einziger der Nez-Perces ward dadurch zur Rache oder zum Kampfe angefeuert, und in der Bitterkeit seines Herzens verwünschte der Renegat sein Geschick, das ihn von einem ihm gleichgesinnten Stamme getrennt und ihn gezwungen hatte, Zuflucht bei Geschöpfen zu suchen, denen das kriegerische Feuer so ganz und gar mangelte.

Der Charakter und das Betragen dieses Menschen zog Capitain Bonnevilles ganze Aufmerksamkeit auf sich, ihn verlangte danach die Beweggründe zu kennen, welche ihn angetrieben hatten, seinen Stamm zu verlassen, und weshalb er mit einer solchen Feindseeligkeit auf denselben zurückblickte. Kosato erzählte ihm seine Geschichte in der Kürze: — sie liefert ein Gemählde der tiefen und starken Leidenschaften, welche in der Brust dieser Menschenrace arbeiten.

„Ihr seht mein Weib," begann er, „sie ist gut — sie ist schön — ich liebe sie, aber dennoch ist sie die Ursache meines Unglücks geworden. Sie war das Weib eines Häuptlings, ich liebte sie mehr als er sie liebte und sie wußte darum. Wir scherzten miteinander, wir lachten mit einander, wir suchten stets einander auf, aber wir waren so schuldlos wie Kinder. Der Häuptling ward eifersüchtig und gebot ihr, ferner nicht mit mir zu reden. Sein Herz verhärtete sich gegen sie, seine Eifersucht steigerte sich bis zur Wuth. Er schlug sie ohne Ursache und ohne Barmhersigkeit, ja er drohete sie zu tödten, wenn sie auch nur einen einzigen Blick auf mich richten würde. Wollt Ihr Spuren seiner Wuth schauen? Betrachtet diese Narbe an ihrer Stirn, sie ist ein Werk seiner Hand!"

Seine Wuth gegen mich war nicht weniger groß. Kriegerische Schaaren der Crows streiften rund um uns her; unsre jungen Männer hatten ihre Spur entdeckt. Alle Herzen waren zum Kampfe angeregt, meine Pferde standen vor meiner Behausung. Plötzlich erschien der Häuptling, nahm meine Pferde, ließ sie den seinigen beigesellen und nannte sie sein Eigenthum. Was konnte ich thun? — er war der Häuptling! Ich durfte nicht einmal reden, aber mein Herz brannte mir in der Brust. Ich mied von jetzt an den Schauplatz der Berathungen, die Jagd und die kriegerischen Feste, was hatte ich dort zu schaffen, ich ein pferdeloser, beschimpfter Krieger! Ich hielt mich ganz für mich und dachte nur an die mir zugefügte Kränkung.

«Eines Abends saß ich auf einer Anhöhe, von welcher man die Wiese überschauen konnte, auf der die Roße weideten; ich sah die Pferde, welche früher die meinigen waren, jetzt aber unter denen des Häuptlings graseten. Dieser Anblick reizte meinen Zorn noch mehr an, ich gedachte der mir zugefügten Schmach und der an meiner Geliebten verübten Grausamkeit, bis meine Wuth aufs Höchste stieg und meine Zähne knirschten.

„Da erblickte ich plötzlich den Häuptling, welcher zwischen seinen Pferden umherschlenderte; wie ein Habicht richtete ich mein Auge auf ihn, mein Blut kochte, ich athmete kaum. Er trat unter die Weiden — mit Blitzesschnelle war ich auf den Beinen — meine Hand erfaßte das Messer — ich flog mehr als ich ging — noch bevor er es gewahren konnte, war ich neben ihm, zwei Stöße und er lag entseelt zu meinen Füßen.

„Ich bedeckte seinen Leichnam mit Erde, streuete Zweige darauf und eilte zu der die ich liebte; ich erzählte ihr, was ich vollbracht hatte und forderte sie auf, mit mir zu entfliehen. Sie antwortete mir nur durch Thränen; ich mahnte sie an das mir zugefügte Unrecht und an die Mißhandlungen die sie hatte erdulden müssen. Ich stellte ihr vor, daß ich nur eine Handlung der Gerechtigkeit ausgeübt habe, und drang neuerdings in sie mir zu folgen. Sie aber weinte nur und bat mich, sie zu verlassen. Mein Herz war schwer, aber meine Augen waren trocken. Ich schlug die Arme übereinander. „Wolan," sprach ich, „Kosato wird allein in die Wüste fliehen! Niemand wird bei ihm seyn, als die reißenden Thiere der Wildniß. Die blutgierigen Verfolger mögen seine Spur aufsuchen, sie mögen ihn im Schlafe überfallen und furchtbare Rache an ihm nehmen, wirst Du doch in Sicherheit seyn. Ja, ja, Kosato wird allein fliehen."

„Ich wandte mich ab; sie aber sprang mir nach und umschlang mich mit ihren Armen. „Nein, nein!" rief sie, „Kosato soll nicht allein flüchtig werden, wohin er auch geht, ich werde nicht von ihm weichen."

„Wir packten schnell das Nöthigste ein, schlichen uns unbemerkt zum Dorfe hinaus, schwangen uns auf die ersten besten Pferde, die wir antrafen, ritten Tag und Nacht, und suchten Zuflucht bei diesem Stamme. Man nahm uns freundlich auf und wir haben bei den Nez-Perces in Frieden geweilt, es sind gutmüthige, ehrliche Menschen, aber ihre Herzen sind — Weiberherzen."

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Der Beweggrund weshalb die Mannschaft so handelte, ward bald klar. Einige kehrten zurück, mit großen Kannen Brandtwein, zu dem sie gelangt waren, indem sie die Thür der Vorrathskammer gesprengt hatten. Eine ganze Stunde lang suchte Philipp Banderdecken das Schiffsvolk zu bewegen, sich nicht zu berauschen; sein Bemühen blieb fruchtlos, selbst die den Leuten am Steuerruder dargebotenen Kannen wurden nicht zurückgewiesen, und bald bewieß das Hin- und Her-

schwanken des Schiffes, daß das starke Getränk seine Wirkung gethan hatte.

Philipp eilte jetzt hinab um nachzusehen, ob Mynheer Kloots sich genugsam erholt habe, um hinauf auf das Verdeck zu kommen; er fand den Capitain in einen festen Schlaf versunken, hielt es aber für seine Pflicht, ihn zu erwecken und ihm die neue Hiobspost zu überbringen. Der Capitain folgte Philipp aufs Verdeck, aber er litt noch von dem Falle, sein Kopf war betäubt, seine Schritte schwankten, so daß es den Anschein hatte, als hätten auch auf ihn starke Getränke eingewirkt. Als er kaum einige Augenblicke lang auf dem Verdecke gewesen war, sank er auf eine der Kanonen kraftlos zusammen; sein Gehirn hatte offenbar gelitten. Hillebrant war zu schwer verletzt, um sein Lager verlassen zu können, und die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage trat jetzt klar vor Philipps Seele.

Der Tag ging neuerdings zu Ende und mit der heraufdunkelnden Nacht ward der Zustand der Dinge immer furchtbarer. Das Schiff glitt noch immer pfeilschnell dahin, in welcher Richtung wußte man nicht, da sich auf dem Verdeck kein Compaß befand; wäre aber auch einer da gewesen, so würden sich die betrunkenen Matrosen dennoch geweigert haben, Philipps Befehlen Folge zu leisten. Sie sagten, er sey kein Seemann und könne ihnen also keine Verhaltungsregeln geben.

Der Orkan tobte mit der größten Heftigkeit — zwar hatte der Regen aufgehört, dafür aber wüthete der Sturm desto stärker, während das Schiff von trunkenen Matrosen gesteuert wurde, deren Gelächter und wilde Gesänge sich furchtbar mit dem Geheule des Sturmes mischten.

Der einäugige Schriften schien jetzt das Oberhaupt der Schiffsmannschaft. Mit der gefüllten Kanne in seiner Hand, tanzte und sang er, schlug Schnippchen mit den Fingern und schielte dabei, wie ein böser Dämon, höhnisch auf Philipp. Immer mehr und mehr starke Getränke wurden aus der Vorrathskammer herausgeschafft. Flüche, Geschrei und Gelächter alles mischte sich wild durcheinander; die Männer am Steuer ließen dasselbe endlich ganz und gar fahren und schlossen sich den Uebrigen an, und der Terschilling flog jetzt ohne Leitung vor dem Winde dahin.

Philipp stand noch immer auf dem Verdeck. „Wie wunderbar," dachte er, „daß ich gerade bestimmt bin, hier allein zu stehen, der Einzige, der des Handelns fähig ist — daß ich von dem Schicksal ausersehen ward, diese Scene des Schreckens und der Gräuel mit eigenen Augen anzuschauen — der einzige ruhige Zeuge zu seyn vom Untergange dieses Schiffs. Gott vergebe mir den Gedanken, aber so ohnmächtig und verlassen ich auch hier stehe, kommt es mir doch oft vor, als ob ich grade diesem Sturm zu trotzen vermöchte, als ob grade um meines eigenen Schicksals willen, die Vorsehung eine Schranke zwischen mir und den übrigen Sterblichen aufgeführt hätte. Ja, ja, so ist's, ich soll mit diesem Wrack nicht untergehen — ich fühle, ich soll es nicht — ich fühle, daß mein Leben von einem Zauber geschützt wird, damit mein Eid erfüllt werde, den der Himmel aufgezeichnet hat. — Aber der Sturm scheint sich etwas zu legen, die Wellen gehen etwas weniger hoch — vielleicht daß meine Ahnung mich täuschte und noch alles gut abläuft, der Himmel gebe es! Denn welch' ein trauriger, beklagenswerther Anblick ist es nicht, Menschen, die nach Gottes Ebenbilde erschaffen worden, die Welt wie unvernünftige wilde Thiere verlassen zu sehen!"

Philipp hatte Recht in der Behauptung, daß der Wind nicht mehr so stark und das Meer weniger aufgeregt sey. Das Schiff war, nachdem es fortwährend südlich bis über die Tafelbai hinaus getrieben war, in die sogenannte falsche Bay gerathen, wo es gewissermaßen gegen die Heftigkeit des Windes und der Wellen etwas mehr geschützt war. Aber obgleich das Meer ruhiger ging, wogte es doch noch stark genug, um jedes Schiff in Stücke zu zertrümmern, welches gegen das Ende der Bay ans Ufer geschleudert würde, und gegen dieses ward der Terschilling unabläßig hingetrieben; jedoch war Rettung hier eher möglich als draußen an der felsigen Küste, denn das Ufer war hier flach und sandig. Dieß aber konnte Philipp natürlich nicht wissen, denn das Schiff war während der Nacht in die Bay eingelaufen.

Endlich bemerkte Vanderdecken, daß die See rund um ihn her mit Schaum bedeckt sey, aber ihm blieb keine Zeit, sich in dieser Rücksicht Muthmaßungen hinzugeben, denn schon im nächsten Moment stieß das Fahrzeug so heftig auf den Sand, daß die noch übrigen Masten sämmtlich über Bord stürzten.

Das Krachen der brechenden Masten, das heftige Stoßen des Schiffes auf den Sand, wodurch viele Planken gelöst wurden, und die über das Fahrzeug wild hinfluthenden Wellen machten dem trunkenen Gebrüll der Schiffsmannschaft ein Ende. Noch einen einzigen Augenblick und das Schiff ward wie im Kreise umhergedreht und ganz und gar auf die Seite geworfen. Philipp, welcher sich zum Glück an der oberen Seite befand, klammerte sich an das Bollwerk an, während die trunkenen, ins Meer gestürzten Matrosen sich bemühten, ebenfalls die obere Seite zu erreichen.

Zu Vanderdeckens Entsetzen sah er, wie Mynheer Kloots in das Wasser stürzte, welches jetzt auf dem unteren Theile des Verdecks mehrere Fuß hoch stand, ohne daß der Capitain irgend einen Versuch gemacht hätte, sich zu retten. Er war also dahin, und rücksichtlich seiner keine Hoffnung mehr vorhanden. Philipp dachte an Hillebrant und kroch in die Cajüte, er fand ihn auf seinem Lager an die Seitenwand angeklammert, hob ihn heraus und trug ihn mit großer Mühe hinauf aufs Verdeck, wo er ihn in das große Boot legte, welchen Platz er für ihn am sichersten hielt. In diesem Boote, dem einzigen, das noch brauchbar war, hatte das Schiffsvolk ebenfalls Zuflucht gesucht, wies aber Philipp, welcher auch hinein wollte, zurück, und da die Wellen unter-

dessen hoch über das Fahrzeug hinwogten, schnitt man die Taue ab, welche das Boot festhielten. Neuerdings und mit noch größerer Heftigkeit schlugen die Wogen heran, hoben das Boot und trugen es hinaus, fort von dem Wrack, jedoch nicht ohne es fast ganz mit Wasser zu füllen.

Die berauschten Matrosen kümmerten sich indessen darum nur wenig; denn kaum war das Boot mit ihnen flott, als sie auch neuerdings ihren lärmenden Jubel begannen, während sie von dem Winde und den Wellen grade dem Ufer zugeführt wurden. Philipp, welcher sich an dem Stumpf des Hauptmastes angeklammert hatte, schauete ihnen mit angsterfüllten Blicken nach, bald sah er, wie sie von den schäumenden Wellen himmelan gehoben wurden, bald wie sie hinab wie in eine Schlucht versanken. Immer schwächer und schwächer ward der Schall ihres tollen Gelärms, bis derselbe endlich ganz und gar erstarb — noch einmal sah er wie das Boot von den Wogen in die Höhe geschleudert wurde, dann — erschauete er es nicht mehr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Den Menschen geht es wie den Pflaumen. Frisch vom Baum gebrochen ruht auf ihnen der zarte leichte Farbenduft und man sieht jeden Fingerdruck. Auf dem Markt angelangt, zeigen nur noch wenige jenes ursprüngliche Hellblau; am Ende der Lebensbahn tragen nur noch wenige Menschen die Spuren der ursprünglichen Natur an sich.

Es gibt Menschen, die kein Unterfutter haben, und wieder Andere, die bloß Unterfutter haben; wer beides hat, Ueberzeug und Unterfutter, ist der rechte Mann.

Buchstabenräthsel.

1.

Ein angesehn'ner Mann bin ich und hochgeehrt,
Drei Zeichen fort, braucht man mich auf dem Heerd.

2.

Ein nützlich Ding lehr ich den Unrath aus,
Zwei Zeichen weg, bewahr' ich Hof und Haus.

Hugo.

Auflösung des Logogryphs in No. 72.

Claus.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Am 11ten dieses wurde gegeben: «Der Taubstumme, oder der Abbee de l'Epee,» Schauspiel in 5 Aufzügen, nach Bouilly, von Kotzebue.

Wir berichten über eine Vorstellung, die wir sehr gelungen, ja in mancher Hinsicht ausgezeichnet nennen dürfen, und es ist diese Pflicht eine um so angenehmere, daß in der letzten Zeit sehr selten in Anspruch genommen wurde, Ist der Schmuck unseres jetzigen redenden Dramas gleich kein ganz ächter, so war diese Vorstellung doch eine achte Perle in demselben, die um so angenehmer überraschte. Der Abbee wurde von Hrn. Doring mit gewohnter Virtuosität gespielt. Diese würdige Haltung, diese imponirende Ruhe, und vor Allem der unmittelbar im Herzen entspringender Ton, der ja allein immer zu Herzen gehen kann, dazu die herrliche Maske; Alles vereinigte sich zu einem meisterhaften Ganzen. Recht gut unterstützt wurde heute Herr Doring durch Dlle. Enghaus, als Julius Graf Solar. Hier erlaube man uns eine kleine Abschweifung. Wir haben früher zu wiederholten Malen und namentlich bei Gelegenheit der Vergleichung mit einer leider jetzt von unserer Bühne geschiedenen Künstlerin dargelegt, daß wir Dlle. Enghaus für eine talentvolle, keineswegs aber künstlerisch ausgebildete Schauspielerin halten, daß wir als die bewegende Kraft ihres Spiels einen gewissen Instinkt ansehen, der aber nicht mit dem zu verwechseln sey, was mit dem Wort: Genie zu bezeichnen hergebracht ist. Dieses offen ausgesprochene Urtheil beruhte auf unserer aufrichtigen Ueberzeugung und wir hegen diese noch; nicht minder aber bleiben wir ihr getreu, indem wir heute aussprechen, daß Dlle. Enghaus als Julius unsern ganzen Beifall verdiente, um so mehr verdiente, als ihr Hauptvorzug, das schöne Organ, in der Rolle eines Taubstummen nicht in Betracht kommen konnte. Im Ganzen hatte zwar die Augensprache noch beredter, die Bewegungen und Zeichen noch sprechender gewesen seyn können, doch ist die Aufgabe, sich mit seiner Subjectivität in die eines taubstummen Knaben zu versetzen, eine so schwierige, daß es unbillig wäre, so manchen gelungenen Einzelheiten unsere Anerkennung zu versagen. — Herr Lenz als Parlement vereinigte äußere Würde mit dem wahren Ausdruck innern solchen verhehlten Kampfes. Herr Bruning (St. Alan) konnte aus dem klagenden verzweifelnden Liebhaber (der auch durch die Perücke und altdeutsche Tracht eben nicht gewinnt) trotz seines unverkennbaren Strebens wenig Einnehmendes machen. Madame Marschall (Mad. Franval) war gut, nur etwas unverständlich. Herr Meyer (Advocat Franval) war besonders gegen das Ende recht brav; im Anfang hatten wir weichere Töne gewünscht. Dlle. Pleß, eine reizende Clementine; Herr Burgmeister (Dominic) entrirte weniger als gewöhnlich. Die Uebrigen unterstützten das Ganze nach Kräften.

In dem darauf folgenden Lustspiele: «Die böse Nachbarin» excellirten sämmtliche Mitwirkenden, namentlich Mad. Marschall als Nachbarin und Dlle. Lammersdorf als Bäschen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 17ten July: „Robert der Teufel.“ Oper in 5 Aufzügen. Musik von Meyerbeer.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 86 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Aehrenkranz

von

Balladen, Romanzen und Sagen

der

deutschen Dichter neuster Zeit von 1815 bis 1837.

Von der thätigen Verlagshandlung, Julius Wunder zu Leipzig, ist uns unter dem obengenannten Titel, eine Sammlung erzählender Gedichte eingesandt worden, welche um so mehr die Aufmerksamkeit des Publikums verdient, da der Mangel an wirklich guten Gedichten, dsonders aber an solchen die sich zum Vortrage in geselligen Kreisen eignen, in der That mit jedem Tage fühlbarer wird. Der Herausgeber ist hinsichtlich der Wahl mit Geist und Geschmack zu Werke gegangen, welches die Namen Uhland, Raupach, Gustav Schwab, Anastasius Grün u. A. m. von denen diese Sammlung treffliche Dichtergaben darbietet, genugsam beurkunden. Von andern weniger allgemein anerkannten Autoren enthält dieses Buch ebenfalls werthvolle Leistungen, von welchen die Meisten uns wenigstens unbekannt waren. Hier als Probe ein Gedicht von August Schnezler, betitelt:

Die drei Savoyarden.

Wie wirbelt der Schnee! Horch! wie sauset der Wind!
Schon dämmert der Abend heran,
Und über die knarrende Bahn
Mit fliegenden Schritten, geschwind, geschwind,
Denn es wird kälter und trüber,
Zieh'n noch drei Wand'rer vorüber.

Drei kleine Savoyarden sind es,
Vertraut mit jedem Ungemach
Des rauhen Frostes und des Windes,
Von Kindheit, ohne Dach und Fach;
Allein in dieser Schule lernten
Sie früh schon die Zufriedenheit,
Die Millionairen und Bestemten
Nur selten ihre Würze leiht.

Wohin denn noch heute? Paris ist das Ziel;
Dort hoffen sie reichen Gewinn,
Und fröhliche Lieder im Sinn;
Im zitternden Arme das Saitenspiel,
Das Murmelthier zum Begleiter,
So geht es sorgenlos weiter.

Sie denken schon auf alle Arten
Ihr künftiges Gewerb sich aus,
Sie schicken schon von dem Ersparten
Den armen Aeltern was nach Haus,
Die, einsam im Gebirge lebend,
Dem rauhen Mangel blosgestellt,
Ach! zwischen Furcht und Hoffnung schwebend,
Die Kinder schickten in die Welt.

Scharf schneidet die Kälte, da sinket die Nacht,
Herab auf die waldige Flur,
Vom Wege verliert sich die Spur,
Es seufzet die Eiche, die Fichte kracht,
Von schwerer Schneelast gebeuget,
Die neu sich immer erzeuget.

Doch furchtlos schmiegen sich die Kleinen
In das zerrissene Gewand,
Ein jeder haucht mit bitterm Weinen
Sich oft in die erstarrte Hand;
Dem Mund entschlüpfen leise Klagen,
Die Augen sind vom Schlafe schwer,
Und ach! die wunden Füßchen tragen
Fast die Ermüdeten nicht mehr.

Hell leuchtet der Schnee über Berg und Thal,
Da dämmert der Morgen herauf,
Die Sonne beginnet den Lauf,
Doch öffnet ihr freundlicher, warmer Strahl
Die eisgen Augenlider.
Der Savoyarden nicht wieder.

O seht! sie liegen fest umschlungen,
Noch wie der Schlummer sie befiel,
Erstarrt das Murmelthier, gesprungen
An ihrem Haupt das Saitenspiel.
Am Fuße drei verschlung'ner Eichen
Entschliefen sie zur letzten Ruh,
Und die vereinten Bruderleichen
Deckt sanft ein einzig Schneebett zu.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Philipp Vanderdecken begriff, daß er jetzt nichts anders thun könne, als auf dem Schiffe zu bleiben, und zu versuchen, ob er sich auf irgend einem Fragmente des Wracks retten könne. Daß das Schiff noch länger zusammenhalten könne, war, seiner Ueberzeugung nach, unmöglich; denn jeder Wellenstoß löste die verschiedenen Theile immer mehr und mehr von einander. Endlich, während er noch immer den Stumpf des Mastes umklammert hielt, vernahm er unten ein Geräusch, und nunmehr gedachte er des Mynheer van Stroom, welcher sich noch immer in seiner Cajüte befand.

Philipp kroch hinab, schob einen Stein zurück, welcher wie absichtlich vor die Cajütenthür gewälzt war, und erblickte den Supercargo, der sich in Todesangst an die obere Seitenwand anklammerte. Vanderdecken redete ihm zu, aber der Geängstete gab keine Antwort, und eben so wenig war er im Stande, ihn von dem Gesimse loszuwinden, welches er festgepackt hielt.

Ein lautes Gekrach und das eindringende Wasser verkündeten Philipp, daß das Schiff nun ganz und gar geborsten sey, weshalb er nothgedrungen den armen Supercargo seinem Schicksale überlassen mußte und zu der Cajütenthür wieder hinauseilte. Er gewahrte jetzt auch den Bären Johannes, welcher angebunden war, sich aber loszumachen strebte. Philipp schnitt mit seinem Messer den Strick durch und befreiete das arme Thier; kaum aber war diese That vollbracht, als ein neuer Stoß der heranwogenden Wellen den hinteren Theil des Schiffes ganz und gar zersplitterten, so daß Vanderdecken hinab in die Fluth stürzte und mit den Wogen kämpfen mußte. Er schwamm nach einem Theile des Verdecks, schwang sich hinauf und ward von dem Strome dem Ufer zugetrogen. Bald schlenderten ihn indeß die Wellen von dem Rettungsbrette wieder hinab, er war jetzt ausschließlich auf seine eigene Kraft beschränkt, konnte aber, obgleich dem Ufer schon ganz nahe, dennoch zu keinem festen Fuße gelangen.

Schon war der Augenblick da, wo er glaubte, untersinken, um nie wieder aufzutauchen, als er plötzlich etwas in seiner Nähe spürte, wonach er in seiner Todesangst griff. — Es war der Bär Johannes, welcher dem Ufer zuschwamm und unsern Helden, der sich an ihm festhielt, jetzt mit sich fortzog, bis er festen Fuß fassen konnte. Philipp kroch jetzt vollends zum Ufer hin, sank aber dort erschöpft und ohnmächtig zu Boden.

Als Vanderdecken aus seiner Bewußtlosigkeit wieder erwachte, war sein erstes Gefühl ein furchtbarer Schmerz in seinen noch immer geschlossenen Augen, verursacht durch die brennenden Sonnenstrahlen, welche sich stundenlang auf sie hinabgesenkt hatten. Er schlug die Augen auf, war aber gezwungen, sie schnell wieder zu schließen, denn das Licht drang ihm wie ein Messerschnitt hinein. Er bedeckte sein Gesicht mit den Händen, bis er fühlte, daß sich seine Augen wieder beruhigt hatten, dann richtete er sich auf, und nunmehr konnte er den Schauplatz rund um sich unterscheiden.

Das Meer wogte noch immer und schleuderte die Fragmente des Wracks umher, das Ufer war mit Theilen der Ladung bedeckt. — Ganz in seiner Nähe lag der Leichnam Hillebrants und andere umherliegende todte Körper verkündeten ihm, daß die Matrosen, welche es versuchten, sich durch

das Boot zu retten, den Tod in den Wellen gefunden hatten. Es war der Sonne nach zu rechnen, ungefähr drei Uhr Nachmittags, als Philipp aus seinem bewußtlosen Zustand wieder zu sich kam; aber sein Herz war so schwer bedrückt, seine Kräfte waren so erschöpft, daß ihn nach nichts als Ruhe verlangte. Er wandte sich ab von dem Schauplatz der Zerstörung, schwankte einem nahen Sandhügel zu, der ihm vor der Sonne Schutz gewähren konnte, und versank am Fuße desselben in einen festen Schlaf, aus welchem er erst am folgenden Morgen wieder erwachte.

Wie schon einmal, ward er jetzt wieder durch eine Berührung seiner Brust erweckt, er schlug die Augen auf und erblickte vor sich eine Gestalt, in welcher er anfangs den Bären und dann den Supercargo, Mynheer van Stroom, zu erkennen glaubte. Beides war irrig; ein hochgewachsener Hottentott stand vor ihm, das Fell des armen, wahrscheinlich so eben durch ihn getödteten Bären, hing ihm über die Schultern herab, die Perücke des Supercargo prangte auf seinem Kopfe. Der übrigens nackte Schwarze, bot in diesem Costüm in der That einen so komischen Anblick dar, daß Wanderdecken in jeder anderen Lage sich des Lachens gewiß nicht hätte enthalten können. Jetzt aber war seine Seele zu sehr bedrückt. Er sprang vom Boden empor und stand nunmehr neben dem Hottentotten, welcher auch nicht im Mindesten eine feindseelige Absicht an den Tag legte.

Ein heftiger Durst begann jetzt Philipp zu foltern und er gab dem Wilden durch ein Zeichen zu verstehen, daß er zu trinken wünsche. Der Hottentott winkte ihm, ihm zu folgen und schritt voran der Küste zu, wo Philipp an funfzig andere Wilde erblickte, welche beschäftigt waren, die am Ufer zerstreut liegenden Güter des gestrandeten Schiffes zu sammeln.

Aus der Ehrerbietung, welche man dem Führer Philipps bezeigte, ging klar hervor, daß er das Oberhaupt des Kraals sey. Einige von ihm mit der größten Feierlichkeit ausgesprochenen Worte, und das wonach Philipp verlangte, war herbeigeschafft, es bestand aus etwas trübem Wasser aus einem Calabasch, ward aber von unserm Helden mit Entzücken genossen. Sein Gefährte winkte ihm darauf, sich auf dem Sande niederzulassen.

Es war eine seltsame, schreckenvolle und doch dabei komische Scene: der weiße, von der Sonne bestrahlte Sand, mit den vielen umhergestreueten Kisten, Fässern und Ballen — die noch immer schäumenden Wellen, welche unablässig Gegenstände von dem gestrandeten Schiffe heranspülten — die ungeheuren Fischknochen, welche frühere Stürme herangetrieben hatten — und die zerschellten Leichen seiner vormaligen Gefährten, deren Kleider von den Wilden unberührt geblieben waren, bis auf die Knöpfe, in deren Besitz sie sich begierig gesetzt hatten. Hiezu denke sich der geneigte Leser nun noch die unbekleideten Hottentotten, welche feierlich und ernsthaft im Sande auf und abschritten, die allerwerthlosesten Dinge sorgfältig auflasen, alles das aber, worauf gebildet

Menschen Werth gelegt haben würden, unbeachtet liegen ließen; als Krone von Allem aber füge man noch den Häuptling hinzu, der mit dem noch blutigen Fell des armen Johannes und der lockenreichen Perücke des Mynheer van Stroom da saß, mit dem feierlichen Gesicht eines Lordkanzlers, ohne die fernste Idee, daß er höchst lächerlich anzuschauen war.

Obgleich die Holländer ihre Ansiedelung auf dem Cap damals noch nicht vor gar langer Zeit begründet hatten, hatten sie doch schon während einer Reihe von Jahren mit den Eingebornen in Fellen und anderen Afrikanischen Producten einen bedeutenden Handel getrieben; den Hottentotten waren daher Schiffe nichts Fremdes, und da sie bisher gut behandelt worden waren, hegten sie gegen die Europäer freundliche Gesinnungen.

Nach einer Weile trugen die Wilden alles Holz, woran Eisen befindlich war, zusammen, häuften es auf und zündeten es an; der Häuptling befragte jetzt Philipp Vanderdecken durch ein Zeichen, ob er hungrig sey; Philipp bejahete die Frage; worauf sein neuer Bekannter die Hand in einen Sack von Ziegenfellen steckte, eine Handvoll Käfer hervorzog und sie ihm hinreichte. Unser Held wandte sich mit Widerwillen ab, der Häuptling aber verzehrte nunmehr die Käfer selbst und winkte alsdann Vanderdecken ihm zu folgen.

Als Philipp sich erhob, sah er plötzlich unter den übrigen gestrandeten Gegenständen seine eigene Kiste, er eilte darauf zu, gab durch Zeichen zu verstehen, daß es die seinige sey, zog den Schlüßel aus seiner Tasche, öffnete und packte einen Bündel voll mit nützlichen Dingen, auch steckte er einen mit Gulden gefüllten Beutel zu sich. Sein Führer machte keine Einwendungen, sondern schritt voran, von Philipp gefolgt, durch die Sandhügel.

Nach ungefähr einer Stunde befanden sie sich in dem Kraal, der aus niedrigen mit Fellen bedeckten Hütten bestand; und wo die Weiber und Kinder den Fremdling freundlich empfingen und ihm Milch vorsetzten, die er mit Begierde trank. Philipp betrachtete sich diese Kinder Evens in ihrer schmutzigen Tracht, und gedachte seufzend seiner reizenden Amine.

Die Sonne ging jetzt unter, und Philipp, welcher sich sehr ermüdet fühlte, gab durch ein Zeichen zu verstehen, daß er zu ruhen wünsche. Man führte ihn in eine schmutzige, durch einen garstigen Geruch verpestete Hütte, nichts desto weniger aber legte er sein Haupt auf seinen Bündel und versank, ermattet wie er war, bald in einen festen Schlaf.

Am folgenden Morgen ward er durch den Häuptling des Kraals und einen anderen Mann erweckt, der ein wenig Holländisch sprach. Philipp gab seinen Wunsch zu erkennen nach der Ansiedelung geführt zu werden, wo die Schiffe ankerten, und ward völlig verstanden. Der Mann aber versicherte, daß sich jetzt in der Bay keine Schiffe befänden; nichts destoweniger verlangte Philipp dorthin gebracht zu werden; denn er sah ein, daß er so am leichtesten wieder an Bord eines Schiffes gelangen könne und daß er sich doch bis dahin unter Europäern befinden würde. Er erfuhr, daß die Ansiedelung nur einen

Tagemarsch weit entfernt sey, und nach einer kurzen Unterredung des Häuptlings und seines Begleiters, forderte der Letztere Philipp auf, ihm zu folgen. Unser Held that noch einen derben Zug von der ihm dargereichten Milch, lud sein Bündel auf die Schulter und wanderte hinter seinem Führer her.

Gegen Abend erreichten sie eine Anhöhe, von wo aus Wanderdecken eine Aussicht auf die Tafel-Bay und auf die wenigen von den Holländern aufgeführten Häuser hatte. Zu seiner größten Freude gewahrte er in der Ferne eine segelndes Schiff und als er das Ufer erreichte, erfuhr er, daß dasselbe ein Boot ans Land gesandt habe, um frische Vorräthe einzunehmen. Er rief die Schiffsleute an, sagte ihnen wer er sey, erzählte wie der Terschilling untergegangen und bat sie ihn mit sich zu nehmen.

Der Befehlshaber des Bootes erklärte sich bereit, seinen Wunsch zu erfüllen, und berichtete Philipp, daß sie sich auf der Heimreise befänden. Philipps Herz pochte bei dieser Nachricht hörbar; denn er hatte jetzt die frohe Aussicht, seine Amine wiederzusehen, bevor er sich aufs Neue einschiffen würde, um sein grauenvolles Gelübde zu lösen. Er fühlte, daß es in der Welt doch noch Glück für ihn gäbe, daß sein Leben von Entbehrungen und Ruhe untermischt seyn solle, und daß die Zukunft bis zu seinem Tode ihm nicht eine ununterbrochene Kette von Leiden darbiete.

Er ward von dem Capitain des Schiffes auf das freundlichste empfangen, und gern ward ihm eine freie Passage heimwärts zugestanden. — Nach dreien Monaten einer glücklichen Reise befand sich Philipp Vanderdecken neuerdings vor Anker vor der Stadt Amsterdam.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Das vaterländische Drama des achtungswerthen Professors Deinhardstein: «Hans Sachs.» hat seit seinem ersten Erscheinen auf unserer Bühne sich entschieden in die Gunst des Publikums zu setzen gewußt. Es schließt sich dies Gedicht an die Gattung jener Dramen an, in welchen das innere Leben der Kunst oder der Poesie geschildert wird, eine Gattung, als deren Muster Oehlenschlägers Correggio und Gothes Tasso glänzen. Eben darum bewegt sich Hans Sachs in einer so ruhigen Handlung, weil der Dichter seinen Hauptzweck, mehr das innere als das äußere Leben dieses deutschen Dichters zu schildern stets vor Augen behält und uns dadurch ein Bild voll achter Naturwahrheit, Treuherzigkeit und treffender Charakteristik vorführet. Man durfte sich bei dem Erscheinen dieses Dramas allerdings versprechen, daß es die Bahn brechen würde, ein wahrhaft nationales Schauspiel zu gründen — leider aber wurde diese Bahn nur sehr selten und noch seltner mit Erfolg wieder betreten. — Gleich wie diese Tendenz müssen wir auch der Ausführung in Hinsicht der Diction und Versification, der Erfindung und Dramatisirung loben, würden Letzteres aber unbedingter, wenn uns nicht die Katastrophe durch ein Gleichniß herbeigeführt, ein wenig zu theatralisch erschiene. Eine tiefeingehende Charakteristik außer den Hauptpersonen: Sachs und Kunigunde zu verlangen, hieße: den Charakter dieser dramatischen Gattung verkennen.

Was uns am 15ten dieses Monats die Gelegenheit gab, dies Stück auf unserer Bühne zu sehen, war eine erfreuliche Erscheinung: die des Herrn Hendrichs vom Theater zu Hannover. Dieses Gastspiel bietet wahrlich einen Genuß dar, den wir lange entbehren mußten, — möge es nicht lange ein bloßes Gastspiel bleiben! Dies ist ein Wunsch, der unverkennbar in dem durchaus ungetheilten Beifall des ganzen, wenn auch nicht zahlreichen Publikums dieses Abends ausgesprochen war.

Wir wollen nun auf die Leistung des Herrn Hendrichs näher eingehen, und so viel wir nach einer Rolle zu urtheilen vermögen, ein möglichst treues Bild dieses wackeren Künstlers zu entwerfen suchen. Das Aeußere (ein sehr nothwendiges Requisit zu einem ersten Liebhaber) ist imposant und edel. Die Maske verrieth viel sinnigen Geschmack, das Organ ist vom herrlichsten Klange, nicht nur dem Ohre, sondern zugleich dem Herzen wohlthuend: ein Organ, das in einem einzigen, in jedem andern Munde bedeutungslosen Worte Alles, was nur ein Herz im Busen trägt, hinzureißen fähig ist; kurz: die ersten wenigen Reden waren hinreichend, uns eine sehr gute Meinung von dem Gaste einzuflößen.

Jeder, der nur einigen Begriff hat von der Schwierigkeit, Verse auf der Bühne gut zu declamiren, sey es nun, daß er je einen Versuch an sich selbst gemacht habe, sey es, daß die gewöhnlich so mangelhafte Ausführung auf unserer Bühne ihn über diese Aufgabe belehrt habe, er wird uns zugeben, daß es ein Verdienst sey, Verse und dazu gereimte Verse so zu sprechen, wie sie Herr Hendrichs spricht. Wir behaupten, daß das tiefe Fühlen der Rolle, das Herrn Hendrichs so sehr vertheilhaft auszeichnet, ihm die Declamation als solche vergessen macht, und er eben dadurch den Zweck so schön erreicht. Wir werden bei den nächsten Rollen des Herrn H. Gelegenheit nehmen, namentlich dies scharf zu beobachten und unsere Leser das Resultat unserer Betrachtung mittheilen. Für heute bleiben noch einige Worte über unsere einheimischen Schauspieler zu sagen, die ihren ehrenwerthen Gast so ungastfreundlich unterstützt haben. Namentlich war Mad. Lenz als Kunigunde sehr zu tadeln, das war nicht das zarte, sinnige Goldschmidtsköchterlein, das gar liebe Bild zarter, inniger Weiblichkeit; durch forcirte Modulationen und Gesticulationen wird Mad. Lenz nie dem Ausdruck des unserm Gefühls nahe kommen. Herr Lenz (Steffes) leistete manches Gute, im Ganzen wurde aber zu stark aufgetragen. Bei Herrn Burmeister (Eoban Hesse) ist dasselbe im höheren Grade zu tadeln, wiewohl auch hier manche gelungene Einzelheit sich darbot.

Sehr ungenügend waren aber, mit Ausnahme des Herrn Gloy als zweiten Meistersänger, alle übrigen Rollen besetzt; Hr. Schäfer verfehlte durchaus den richtigen Ton als Kaiser Maximilian, auch fehlt ihm die Repräsentation. — Herr Hendrichs wurde im zweiten Akt und am Schlusse der Vorstellung gerufen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 19ten July: „Don Carlos.“ Trauerspiel. Herr Hendrichs: Don Carlos.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 87 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

O'Shanes Tochter.

Mittheilung aus Criminalakten.

Nicht weit entfernt von dem Orte O—, in dem nordwestlichen Theile Englands, liegt ein kleines Dorf, an dessen äußerem Ende noch vor wenigen Jahren eine einsame Hütte stand, die von einem armen Manne, seiner Tochter, und seinen drei Söhnen bewohnt wurde. Diese Leute wurden von der ganzen Nachbarschaft gewissermaßen als verdächtige Personen betrachtet, und allerdings hatte auch ihre Lebensweise etwas Geheimnißvolles, welches niemand zu enträthseln vermochte.

Die beiden ältesten Söhne hielt man für kühne unternehmende Wilddiebe. Von dem Vater glaubte man, daß er mit einer Schleichhändlerbande an der Küste in Verbindung stehe, und von ihnen gebraucht werde, um den Handel mit verbotenen Waaren im Innern zu betreiben. O'Shane war mit seiner Familie aus der Ferne hergezogen; ihr Name, ihr dunkelblaues Auge, ihr langes Haar und ihr kühner entschlossener Geist schienen ihre Abkunft zu verkünden.

Die Bewohner des Dorfes machten sich demnach nur wenig mit ihnen zu schaffen: theils, weil sie nicht wußten, woran sie mit ihnen waren, theils weil sie ihrem Betragen mehr unterlegten, als sie wirklich von demselben wußten; hauptsächlich aber, weil der Vater und die Söhne, was auch immer ihr Erwerbzweig seyn mochte, muthige, entschlossene Gesellen waren, begabt mit flammenden Augen und kräftigen Gliedmaßen.

Ihr ganzes Wesen schien die Worte auszusprechen: „kümmert Euch nicht um uns, und wir kümmern uns nicht um Euch.“ Demgemäß beschränkten sich die Leute des Dorfes wirklich auch darauf, sich ihre Meinungen über die Lebensweise der Hüttenbewohner einander nur zuzuflüstern, oder höchstens die Köpfe zu schütteln, wenn sie diese vorüberschreiten sahen. Dies Letztere war besonders der Fall, wenn irgend ein Obstgarten geplündert, ein Hühnerhaus beraubt oder die Leinen auf dem Trocken-Platze der Wäscherinnen abgeschnitten worden. —

Eine Zeitlang blieb es ungewiß, ob die Hüttenbewohner auch wirklich den Verdacht verdienten, den man im Dorfe rücksichtlich ihrer hegte, oder ob nur ihr ungewöhnliches wildes Aeußeres sie zum Gegenstande desselben gemacht hatte; die Zeit allein konnte hier Ueberzeugung bringen.

Wenn übrigens irgend jemand aus dieser Hütte Mitleid zu verdienen schien, so war es O'Shanes Tochter. In ihrem sechsten Jahre hatte das arme Mädchen ihre Mutter verloren,

und von diesem Augenblick an war sie der Sorge einer Mutter beraubt gewesen. Unter der rauhen Aufsicht ihres Vaters, hatte sie, größtentheils sich selbst überlassen, ihr achtzehntes Jahr erreicht. Ihre geringen Fähigkeiten waren von ihr bis jetzt auf die Sorge ihres jüngeren Bruders verwandt worden, dem die Mutter, als er kaum ein Jahr zählte, gestorben war. Rory, so nannte sich derselbe, blickte daher auf seine Schwester wie auf eine Mutter, er gehorchte ihrem leisesten Winke, und folgte ihrem Willen auf das fügsamste.

Ach! die arme Betty hatte bis auf die etwaigen ihr von ihrem Vater dann und wann gepredigten rohen Sittenlehren, keinen Führer der ihre Schritte lenkte; sie betete nur selten, und wußte kaum daß über ihr ein Wesen weilte, zu dem ihr Gebet gedrungen wäre, wenn sie ein solches ausgesprochen hätte.

Sie liebte ihren jüngeren Bruder und fürchtete ihren Vater, — das waren die einzigen Gefühle, deren sie sich bewußt war, dabei aber hatten Stolz, Eitelkeit, Schlauheit und Eigensinn in dem Herzen der Tochter O'Shanes frühzeitig Wurzel geschlagen, obgleich sie auch diese Leidenschaften kaum den Namen nach kannte.

Die Dorfbewohner blickten mit Mitleid auf die arme Betty und meinten, es sey doch recht traurig, daß das hübsche achtzehnjährige Mädchen nicht einmal lesen gelernt habe, und daß sie nichts verstehe, als in der Gegend umherzustreifen, um durch Singen bekannter Volkslieder oder durch Wahrsagen einige Pfennige zu erwerben. Die Leute beklagten sie, denn trotz ihrer Fehler hatte man bisher der Tochter O'Shanes nichts Böses nachsagen können.

Als einst ihrem Vater der Rath gegeben wurde, seine Tochter irgendwo als Magd unterzubringen, kannte sein Zorn keine Grenzen und er erklärte ohne weiteres, daß er sich nie von ihr trennen werde. Die Hütte, worin die Familie O'Shane wohnte, bestand nur aus einer großen geräumigen Abtheilung und konnte mit Recht lustig genannt werden, denn in den armseligen Wänden befanden sich eine Menge Spalten und Oeffnungen, auch schlossen Thüren und Fenstern nur schlecht. Hier wohnte und schlief fast die ganze Familie; in einem Winkel aber befand sich ein kleiner abgesonderter Raum, in welchem Betty übernachtete, der indeß so eng und finster war, daß er auf den Namen eines Zimmers durchaus keinen Anspruch machen konnte. Wenn am Morgen der Vater und die beiden älteren Söhne sich entfernt hatten, schickte sich Betty an, das Frühmahl für sie zu bereiten, wozu sie die Ueberreste der gestrigen Mittagsmahlzeit zu benutzen pflegte. Diese Mahlzeiten aber waren es, was zuerst den Verdacht der Dorfbewohner gegen die Familie O'Shane rege gemacht hatte, denn trotz der Aermlichkeit die bei derselben übrigens bemerkbar war, waren ihre Lebensmittel weit besser, als die ihrer Nachbaren, weshalb diese Letzteren den Schluß zogen, daß die leckeren Speisen aus den Vorrathskammern der benachbarten Edelleute herstammen mußten, aus welchen die Beargwöhnten sie vermuthlich auf unrechtem Wege sich zu verschaffen gewußt hätten.

Die Zeit war indeß vergangen, ohne daß diese Vermuthung irgend eine Bestätigung, ja selbst ohne daß man über die eigentlichen Verhältnisse der Familie O'Shane die mindeste Gewißheit erhalten hatte. Sie schienen keinen andern Wunsch zu haben, als ruhig und unbeachtet zu leben, und schon fing man an, sie ungestört walten zu lassen, als plötzlich ein Umstand sie neuerdings zum Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit machte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Philipp Vanderdecken so schnell er konnte nach seinem Häuschen eilte, welches alles in sich schloß, was hienieden auf Erden Werth für ihn hatte. Er hoffte für sich auf einige glückliche Monate, denn er hatte ja seine Pflicht erfüllt, und es hieß ja keineswegs sein Gelübde brechen, wenn er bis zum Abgang einer neuen Flottille daheim blieb; diese Letztere ging erst im Herbst unter Segel und der Monat April hatte jetzt kaum begonnen. So sehr er auch den Tod des Admirals Klools, des wackeren Hillebrants und der übrigen Schiffsmannschaft beklagte, fand er doch gewissermaßen einen Trost in dem Gedanken, daß er nun auch auf immer von dem einäugigen Schriften befreiet sey, der das Schicksal des übrigen Schiffsvolks getheilt hatte; auch konnte er nicht umhin, des Schiffbruchs ohne Grauen zu gedenken, denn derselbe war ja Ursache geworden, daß er sobald zu seiner geliebten Amine zurückkehren konnte.

Es war spät Abends, als Philipp ein Boot bestieg, um sich über den Fluß setzen zu lassen, um nach seiner Wohnung zu Terneuse zu gelangen. Es war für die Jahreszeit ein rauhes Wetter; der Wind bließ frisch und der Himmel war mit Wolken bedeckt, die hie und da einen breiten weißen Saum zeigten, denn der Vollmond stand am Himmel. Zuweilen ward das Licht desselben durch eine über ihn hingleitende dichte Wolke ganz und gar verfinstert, oft aber trat er wieder in seinem vollen Glanze hervor.

Philipp stieg ans Land, schlug seinen Mantel noch dichter um sich und eilte mit beflügelten Schritten seiner Wohnung zu. Als er sich derselben näherte, gewahrte er aus der Ferne, daß ein Fenster des unteren Zimmers offen stand und daß eine weibliche Gestalt sich hinauslehnte. Er wußte, daß es niemand anders seyn konnte, als seine Amine, und kaum war er über die kleine Brücke hinüber, als er statt zur Thür sogleich zum Fenster eilte.

Amine, denn sie war es, war so ganz in die Betrachtung

des Himmels und in ihre Gedanken versenkt, daß sie die Annäherung ihres Gatten nicht bemerkte; Philipp gewahrte dieß und blieb daher stehen, als er noch mehrere Schritte von ihr entfernt war. Er wünschte unbemerkt zur Thür zu gelangen, weil er sie durch sein plötzliches Erscheinen zu erschrecken fürchtete, denn er gedachte des ihr gegebenen Versprechens, ihr, wenn es ihm anders gestattet sey, nach seinem Tode erscheinen zu wollen, gleich wie sein Vater seiner Mutter erschien. Aber während er noch so dastand, fielen plötzlich Aminens Blicke auf seine unklare Gestalt, denn der Mond war so eben wieder hinter eine Wolke getreten. Ihr erster Gedanke war, daß sich ihr hier eine Erscheinung aus jener Welt zeige, denn sie konnte ihren Gatten erst nach einem Jahre zurück erwarten. Sie schrack zusammen, strich sich mit beiden Händen das Haar aus dem Antlitz und starrte aufs Neue hin.

„Ich, ich bin er, Amine, erschrick nicht," rief jetzt Philipp schnell.

„Ich erschrecke auch nicht," stammelte Amine, indem sie ihre Hand auf ihr Herz preßte, „es ist schon vorüber. — Geist meines theuren Gatten — denn dafür halte ich Dich — ich danke Dir. Willkommen auch im Tode, Philipp, willkommen!" Bei diesen Worten winkte Amine ihrem Gatten freudig mit der Hand, hereinzukommen, wobei sie sich vom Fenster zurückzog. —

„Barmherziger Gott! sie hält mich für todt," rief Vanderdecken, und kaum wissend was er that, sprang er durchs Fenster hinein in das Gemach, wo Amine jetzt auf dem Sopha saß. — Philipp wollte sprechen, konnte aber keine Worte finden, während Amine, völlig überzeugt, eine übernatürliche Erscheinung vor sich zu schauen, schmerzvoll ausrief: „Heiliger Himmel! so bald — so bald schon! — Herr, Dein heiliger Wille geschehe! wahrlich, aber diese Prüfung ist schwer zu tragen! — Philipp, theurer Philipp, ich fühle es, bald werde ich Dir folgen!"

Philipp erschrack jetzt noch mehr. Er fürchtete die plötzliche Reaction, wenn Amine erfahren würde, daß er leibhaftig vor ihr stehe.

„Amine, theure Amine, höre mich," sprach er, „ich bin unerwartet und zu einer ungewöhnlichen Stunde vor Dir erschienen, aber wirf Dich getrost in meine Arme, und Du wirst Dich überzeugen, daß Dein Philipp nicht todt ist."

„Nicht todt!" rief Amine und sprang rasch von ihrem Sitze auf.

„Nein, nein! nicht todt, sondern frisch und gesund, und wie immer Dein treuer Dich liebender Gatte," versetzte Vanderdecken, indem er sie in seinen Armen auffing und an sein Herz drückte.

Amine sank darauf erschöpft auf das Sopha zurück, während glücklicherweise ein Thränenstrom ihrer gepreßten Brust Luft verschaffte, und Philipp vor ihr kniete und sie zu beruhigen suchte.

„O, mein Gott, mein Gott! wie danke ich dir!" betete Amine, „ich glaubte es sey Dein Geist, mein Philipp, ach selbst sein Anblick gewährte mir Freude," und ihre Thränen benetzten sein Antlitz.

„Bist Du gefaßt genug, mich anzuhören, Geliebte?" fragte der Heimgekehrte nach einer kurzen Pause.

„O sprich, sprich Theurer, ich bin ganz Ohr," versetzte die liebende Gattin.

Philipp erzählte nunmehr mit wenigen Worten, was sich zugetragen und was ihn sobald zurückgeführt habe; und reichlicher Ersatz für alle erduldeten Drangsale ward ihm jetzt in der Umarmung seines geliebten Weibes.

„Und Dein Vater, Amine?" fragte Philipp endlich.

„Morgen wollen wir von ihm reden." erwiderte Amine.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Manche fromme Leute denken sich Gott wie einen lieben, Muth einsprechenden Krankenwärter, Andere wie einen guten alten Vater, derendlich alle seine Kinder und Enkel und Urenkelchen auf seinen Schooß versammelt, Andere wie einen still erhabenen König, noch Anderen gibt ihr Kirchenrath) oder Superintendent das Bild Gottes. Wie jedes Auge seinen eigenen Regenbogen sieht, so sieht Jeder seinen eigenen Gott.

Der Angler, welcher ruhig den Hamen dem Wasser anvertraut, thut wohl einen guten Fang aus der Tiefe; der ungeduldige Bursche, der immer ruckt und aufzieht, bald hieher und bald dahin den Köder wirft, fängt nichts, höchstens ein kleines neugieriges Weißfischchen. Ihr Mädchen, lernt etwas vom verständigen Angler!

Literarisches.

Wir machen unsere freundlichen Leser aufmerksam auf zwei interessante Werke, welche so eben in der Ludwig Schumannschen Verlagshandlung in Leipzig die Presse verlassen haben. Diese zwei literarischen Erscheinungen sind ganz verschiedener Art, jede aber ist höchst anziehend und verdient in jeder Rücksicht die Beachtung der Lesewelt. No. 1 ist ein aus dem Englischen übersetzter amerikanischer Roman, betitelt:

Sybrandt Westbrook oder des Holländers Heerd.

Der in Deutschland bis jetzt noch nicht sehr bekannte Verfasser heißt J. K. Paulding und lebt in Newyork. Der Uebersetzer, dessen Arbeit alles Lob verdient, nennt sich Karl Andree.

Wer einmal den Drang fühlt, und dieß Verlangen spüren gewiß jetzt recht viele Leser, von den krassen, überspannten und bizarren Bildern der neuern, sogenannten romantischen Literatur das Auge wieder ruhen zu lassen, auf einem stillen einfachen Gemählde, auf welchem sich die Gestalten, ohne Sturm und Drang, in ihrer einfachen lieblichen Natürlichkeit entfalten, dem rathen wir dieses interessante Buch zur Hand zu nehmen, er wird sich vollkommen befriedigt fühlen. Denjenigen unserer geneigten Leser aber, welche gern untertauchen in die räthselhafte Tiefe des Geheimnißvollen, empfehlen wir No. 2 dieser unserer literarischen Notiz. Sie ist betitelt:

Richard's natürlich-magnetischer Schlaf.
In Protocoll-gemäßer Darstellung, herausgegeben von seinem Bruder Bernhard Görwitz,

und ist reich an anziehenden Bemerkungen über einen Gegenstand, welcher gar wohl geeignet ist, das allgemeinste Interesse in Anspruch zu nehmen. D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

„Der Barbier von Sevilla," Musik von Rossini, aufgeführt am 15ten July,

Rossinis Meisterwerk, unstreitig dessen gelungenste Composition ist «Der Barbier von Sevilla.» Diese Tondichtung ganz seiner Individualität entnommen, reizt unwiderstehlich Jeden, welcher Sinn für Musik von der Natur empfangen hat, zur Bewunderung, zum Enthusiasmus hin. Und dieses eben ist der sicherste, unwiderlegbarste Beweis für die Vortrefflichkeit des Werkes.

Die Darstellung dieser Oper war aber im Allgemeinen heute auch so ausgezeichnet, wie wir selten einer beiwohnten. Alle Mitwirkenden trugen mit Liebe und Aufmerksamkeit das Ihrige dazu bei, etwas Gutes zu Tage zu fordern und das Publikum, wenn auch nur klein, nahm den regsten und wärmsten Antheil an dieser Aufführung. Der Applaus von der Ouverture bis zum Schlusse, bei welchem Alle gerufen wurden, nahm kein Ende und war es eine erfreuliche Erscheinung, daß sich keine Opposition bildete, wie wir hier leider in letzter Zeit zu oft zu bemerken Gelegenheit hatten.

Herr Schäfer (Graf Almaviva) recht brav. Sowohl die Coloraturen als das Portamento gelangen gut und blieb dem Zuhörer, was den Vortrag der Musikstücke betrifft, nichts zu wünschen übrig.

Herr Uetz ist ein ganz ausgezeichneter Figaro. In dieser Parthie zeigt sich die Stimme des Herrn Uetz in ihrem höchsten Glanze und wir haben mit vielem Vergnügen den gediegenen Klang derselben bemerkt. Die Auffassung und Durchführung dieser Rolle zeugt neuerdings, daß Herr Uetz ein denkender Künstler ist, welcher ganz gemäß dem Willen des Componisten, spielend singt und singend spielt. Er enthielt sich ganz folgerecht jeder Uebertreibung, von der andere Mitwirkende sich nicht fern hielten und war ohne zur Caricatur zu werden, ein jovialer und verschmitzter Barbier (von Sevilla).

Herr Wolterect (Basilio) sang gut, ganz besonders die VerläumdungsArie, die auf nachstehende Bemerkung. Der Umfang seiner Stimme ist selten und hat die gütige Natur ihn mit so herrlichen Mitteln versehn, daß es wahrhaft zu bedauern ist, daß Herr W. nicht mehr für seine künstlerische Ausbildung gethan hat. Wir sprechen hier als ein Musiker, der seiner Sache gewiß und jeden Augenblick bereit ist, die Wahrheit seines Urtheils durch Beweise zu erhärten, und führen als Beispiel die Cadenza in oben erwähnter Arie an, Wir loben darin mit Ueberzeugung das ausgezeichnete crescendo welches Herr W. hier anbringt, selbst das Trillo war nicht ganz übel, aber wir tadeln unverholen nicht nur die Form der Cadenz überhaupt, sondern auch die, ganz gegen alle harmonischen Regeln darin angebrachten Wendungen und Ausweichungen. Herr W. wricht in diesen wenigen Tonen ohne Vermittelung nach der Secunde aus — schlägt auf dem subsemitonium modi dieser neuen Tonart einen Triller!! — — und geht zum allererstenmale Erstaunen, als wenn nichts geschehen ist, ohne weitere Einleitung wieder in die alte Tonart auf deren Dominante! — Solche hier von Seiten des Kapellmeisters nicht eine freundliche Bemerkung an ihrem Platze seyn, und darf es nicht angenommen werden, daß Herr W. dieselbe eben so fr. undlich aufgenommen hatte?

Die Darstellung des Doctor Bartolo durch Herrn Gloy ist unserer Ansicht nach zu sehr Caricatur. Der Charakter dieses Doctors wird komisch durch die Situation, in welche ihn seine Leidenschaft für Rosine versetzt, keineswegs aber kann er die Absicht haben, sich lächerlich machen zu wollen. Bartolo ist ein Geck aber kein Narr.

Eben so zur Caricatur macht Herr Wolterect im Spiel den Basilio. Und dann abgesehen davon daß manches übertrieben wurde, wie konnte Herr W. z. B. so weit aus seiner Rolle fallen und einen Damen-Sonnenschirm als Regenschirm zum Vorschein bringen! — Ueberhaupt scheint es uns, als wenn diese Oper viel zu sehr als Possenspiel behandelt wird. Das ist sie doch wahrlich nicht! Lebendigkeit und Humor sind bei dieser Oper nothwendige Requisiten aber Harlequinadenwerden widerlich. —

Mad. Görner sang als letzte Gastrolle die Rosine. Wenngleich Mad. G. in der heutigen Darstellung ganz vorzugsweise das Publikum auf ihrer Seite hatte und wir von Herzen ihr diese Auszeichnung gegonnt haben, so gestehen wir dennoch — daß sie uns als Elvira in der Stummen besser gefallen hat. Mad. G. ist übrigens eine routinirte Sangerin, welche namentlich in der obern Region der Töne, viel Schmelz und Anmuth in ihrer Stimme hat und wird dadurch immer und zu jeder Zeit das Publikum für sich zu gewinnen im Stande seyn. Was wir in unserer letzten Beurtheilung der Stummen von Portici aussprachen, sind wir nicht genöthigt zu widerrufen, und da wir hören, daß sie am hiesigen Stadt-Theater engagirt seyn soll, so werden wir Gelegenheit haben, noch oft und recht ausführlich über ihre Leistungen zu sprechen.

Das Orchester und die Chöre waren brav und wirkten eben so eifrig und erfolgreich wie die Hauptdarsteller dieser Oper zum guten Gelingen des Ganzen mit.

X.

Repertorium.

Sonnabend, den 22sten July: „Der Eckensteher Nante." Hierauf: „Die Reise auf gemeinschaftliche Kosten."

Herr Beckmann im ersten Stück: Nante; im zweiten: Liborius als Gastrollen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 88 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Madonnenbild.

Ballade von Georg Lotz.

In Frau Marthas kleiner Hütte
Prangt' aus Holz, dem Haus zum Schild,
Nach der frommen Väter Sitte,
Ein uralt Madonnenbild.

Kurt, ihr Gatte, aber blickte
Spöttisch oft zum Bilde hin,
Kriegersleben unterdrückte
Bei ihm andachtsvollen Sinn.

Eines Tages mußten Beide
Nothgedrungen hin zur Stadt,
Doch ihr Knabe, ihre Freude,
Lag im Bett erkrankt und matt.

Daß er Pflege nicht entbehre,
Uebernahmens Nachbarfrau'n,
Bis das Eh'paar wiederkehre,
Oft sich nach ihm umzuschau'n.

Und als nun mit Sorg' und Plage
In der Stadt das Werk gethan,
Traten sie am selben Tage,
Zu dem Sohn den Rückweg an.

Da schau'n plötzlich sie den blauen
Himmel Wolken schwarz umzieh'n,
Und hernieder aus den grauen
Nebelmassen Blitze glüh'n.

Und sie schauen wie vorm Sturme
Demuthsvoll der Baum sich neigt,
Und wie aufgewühlt zum Thurme
Riesenhoch die Welle steigt.

Schauen wie des Flußes Zäumung
Fürder seine Wuth nicht hemmt,
Und er mit gewalt'ger Schäumung
Thal und Fluren überschwemmt.

Jetzt erfaßt sie der Gedanke,
Daß daheim, ganz nah' der Fluth,
In dem Bett, allein, das kranke
Kindlein ihres Herzens ruht.

Von der Seelenangst beflügelt
Eilen sie zum niedern Haus;
Aber pfeilschnell ungezügelt
Tobt heran der Wogen Grauß.

Ringsum um die Hütte thürmen
Wellen sich, die d'rauf mit Macht
Gegen Thür und Fenster stürmen,
Daß Gebälk und Fachwerk kracht.

Unaufhaltsam wildzerstörend
Wälzt die Fluth dann fürchterlich,
Alles um sich her verheerend,
Brausend in die Hütte sich.

Hülf- und hoffnungslos, verlassen —
Alle Nachbarn sind entfloh'n —
Dringen durch die Wassermassen
Kurt und Weib, zum theuren Sohn.

Ach, den hat der Tod gebettet,
In die Fluth so grausig, wild. —
Nein doch, nein! er ist gerettet
Durch das Muttergottesbild!

Angstvoll hat emporgeschwungen
Sich der Knab' hoch zu der Wand,
Hat das Bildniß fest umschlungen,
Welches dicht am Lager stand. —

So beschützt' ihn die Geweihte
Ob die Fluth auch unten tobt —
Kurt stürzt hin: Gebenedeite
Jungfrau! ruft er, sey gelobt!!

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

„Ja, ja," sprach Philipp leise vor sich hin, als er am folgenden Morgen erwachte und die lieblichen Züge seiner noch schlummernden Amine betrachtete; „ja, ja, Gott ist gnädig und barmherzig! Ich fühle, daß es hienieden noch Glück für mich giebt — ja ich fühle, daß ich es nur durch die strengste Erfüllung meiner Pflicht erringen kann, und daß ich gestraft werden würde, vergäße ich je mein feierliches Gelübde. Wolan, sey es so! Trotz Gefahren und Tod will ich meinem Schwur treu bleiben, und von der Gnade des Ewigen hienieden und jenseits Belohnung hoffen. Ward mir nicht alles was ich erduldete, reichlich vergolten? Ach ja wohl, mehr als das," und mit einem Kuße weckte er sein theures Weib, dessen große dunkle Augen jetzt mit dem Ausdruck der innigsten Liebe auf ihm ruhten.

Bevor Philipp hinabging fragte er neuerdings nach Mynheer Poots.

„Mein Vater hat mich unterdessen recht oft gequält," versetzte Amine zögernd, „wenn ich das Zimmer unten verlasse, bin ich jedesmal genöthigt, es zu verschließen, denn mehr als einmal habe ich ihn schon überrascht, als er bemüht war das Schloß des Schranks zu öffnen. Sein Durst nach Gold kennt keine Grenzen, er träumt von nichts Anderem. Es hat mir oft recht weh gethan, wenn er fest versicherte, daß ich Dich nimmer wiedersehen würde und von mir verlangte, daß ich ihm Dein Geld einhändigen sollte; er fürchtet mich indeß — noch mehr aber fürchtet er Deine Rückkehr."

„Wie steht es mit seiner Gesundheit?"

„Er ist nicht grade krank, jedoch welkt er sichtbar dahin — er gleicht einem fast niedergebrannten Lichte, das nur noch dann und wann aufflackert. Welch' ein Unglück ist es, einen solchen Durst nach Geld zu besitzen. Wahrlich, Philipp, ich glaube, schäme ich mich gleich es Dir einzugestehen, der arme alte Mann, obschon am Rande des Grabes, wohin er nichts mit sich nehmen kann, würde Dein, ja selbst mein Leben für den Besitz jener Gulden opfern, die ich sämmtlich für einen einzigen Kuß von Dir hingeben würde."

„Hast Du wirklich Grund, einem solchen Argwohn Raum zu geben?" fragte Philipp.

„Ich wage es nicht, meine Gedanken in dieser Rücksicht auszusprechen," erwiderte Amine, „auch will ich mich keinen Muthmaßungen hingeben, für welche es mir an Beweisen fehlen würde, ich beobachte ihn sorgfältig. — Doch, laß uns jetzt nicht mehr von ihm reden, Du wirst ihn bald selbst sehen — erwarte aber keinen herzlichen Empfang, oder wenn Dir derselbe auch werden sollte, halte ihn wenigstens nicht für aufrichtig. Ich will ihm nichts von Deiner Rückkehr sagen, ich will sehen, welchen Eindruck sie auf ihn hervorbringt."

Amine begab sich nunmehr hinab, um das Frühstück zu besorgen, und Philipp wanderte ein wenig hinaus ins Freie. Bei seiner Rückkehr fand er Mynheer Poots am Tische neben seiner Tochter.

„Allmächtiger Allah, seh' ich recht! seyd Ihr Mynheer Vanderdecken!" schrie der alte Mann.

„Allerdings," entgegnete Philipp, „ich kehrte gestern Abend zurück."

„Und Du sagtest mir kein Wort davon, Amine?"

„Ich wollte Euch eine Ueberraschung bereiten," erwiderte diese.

„Ich bin auch wirklich überrascht. — Wann denkt Ihr wieder unter Segel zu gehen, Mynheer Philipp? Recht bald denke ich? Etwa schon Morgen?"

„Erst nach Monaten, hoffe ich," erwiderte Vanderdecken.

„Erst nach Monaten!“ wiederholte erschrocken der kleine Doctor, „eine so lange Zeit wollt Ihr im Müssiggange verleben? Ihr müßt Geld verdienen — habt Ihr dießmal recht viel mitgebracht?“

„Nicht doch!“ versetzte der Befragte, „ich habe Schiffbruch gelitten und hätte fast das Leben eingebüßt.“

„Dadurch werdet Ihr Euch doch nicht abhalten lassen, wieder zur See zu gehen?“

„Das nicht, einer Zeit wird sich das schon finden.“

„Ganz gut, wir werden unterdessen wieder Euer Haus und Eure Gulden hüten.“

„Vielleicht werde ich Euch der Sorge für die Letzteren überheben,“ bemerkte Philipp, um den Geizhals ein wenig zu necken, „ich werde sie wahrscheinlich mit mir nehmen.“

„Ihr wollt sie mit Euch nehmen? Und weshalb? weshalb?“ fragte Mynheer Poots erschrocken.

„Um dort, wohin ich gedenke, Einkäufe zu machen und damit Geld zu verdienen.“

„Ihr könntet ja aber wieder Schiffbruch leiden, und dann wäre all das Geld dahin! Thut das nicht, schifft Euch immerhin ein, Mynheer Philipp, Eure Gulden aber laßt nur hier.“

Während dieses Gesprächs fiel es dem jungen Wanderdecken ein, daß wenn Mynheer Poots glauben würde, er habe sein Geld mitgenommen, Amine mehr Ruhe haben werde, welche, wie sie ihm erzählt hatte, genöthigt gewesen war, in dieser Rücksicht fortwährend ein wachsames Auge zu haben. Er beschloß daher, bei seiner nächsten Abreise den Geizhals glauben zu machen, daß er sein Geld mitgenommen habe, welches er auch unverholen aussprach.

Mynheer Poots ließ jetzt das Gespräch fallen und versank in düstere Gedanken. Er verließ darauf das Gemach und begab sich hinauf auf sein Zimmer, worauf Philipp seinem Weibe die Gründe mittheilte, weshalb er ihren Vater rücksichtlich des Geldes täuschen wolle.

„Ich danke Dir, Philipp, herzlich für Deine Sorge um meinetwillen,“ erwiderte Amine, „aber ich wollte, Du hättest diesen Gegenstand gegen meinen Vater unberührt gelassen, jetzt muß ich ihn wie einen Feind beobachten.“

„Wir haben von dem alten kranken Manne nichts zu fürchten,“ erwiderte Philipp lächelnd; seine Gattin aber dachte anders und war unablässig auf ihrer Hut.

(Die Fortsetzung folgt.)

O'Shanes Tochter.

Mittheilung aus Criminalakten.

(Fortsetzung.)

Eines Morgens als O'Shane gegen zehn Uhr von seiner Arbeit heimkehrte, gewahrte er seine Tochter, welche mit dem

Rücken gegen ihn gekehrt in dem Fenster der Hütte stand, und etwas, das einem Bündel glich, aufzubinden schien, gleich darauf schritt sie ihrem Schlafkämmerchen zu, ihr Vater aber konnte deutlich bemerken, daß ein feines leinenes Tuch dem Bündel entglitt und zu Boden fiel. Er trat rasch hinein in die Hütte.

„Was heißt das? was hast Du da, Mädchen?“ fragte er heftig, indem er auf das Tuch deutete.

„Es ist die Wäsche der Mistreß Deeds,“ erwiderte Betty, „ich soll sie der Wäscherin bringen. Zuvor aber muß ich das Frühmahl für Euch und die Brüder bereiten, es ist schon spät,“ und so sprechend steckte sie das Tuch wieder in den Bündel, trug diesen in ihre Schlafkammer, verschloß die Thür und schickte sich an, das Frühstück aufzutragen.

Jetzt traten auch ihre beiden älteren Brüder ein, sie brachten einiges Wildprett mit, welches vor der Hand bei Seite gelegt wurde; dann setzten sie sich zum Frühstück, und einer von ihnen erzählte: „in der Umgegend ist diesen Morgen alles auf den Beinen, das Kind eines Edelmannes in der Nachbarschaft ist verschwunden.“

Das abhanden gekommene Kind war ein fünfjähriges Mädchen. Ihre Wärterin hatte sie schon früh spazieren geführt; am Eingange des Parks hatte jene sie auf einige Augenblicke lang allein gelassen, um, wie gewöhnlich, aus der benachbarten Meierei für die Kleine ein Glas Milch zu holen. Als die Wärterin zurückkehrte war das Kind verschwunden und nirgend war eine Spur von ihm aufzufinden. Die Aeltern, so ward berichtet, waren der Verzweiflung preisgegeben; sie hatten die Wärterin auf der Stelle fortgejagt. Boten wurden nach allen Richtungen hin ausgesandt, kurz alles war auf den Beinen; denn Herr Clifford, so nannte sich der Vater des verlornen Kindes, war der reichste Gutsbesitzer in der ganzen Grafschaft.

Die beiden Brüder lachten bei diesem Berichte, es schien als freuten sie sich, daß auch ein reicher vornehmer Mann einmal von einem Unglücksschlage getroffen worden und die harte Hand des Schicksals gefühlt habe. Der alte O'Shane aber schalt sie.

„Schämt Euch, Ihr Buben,“ sprach er, „daß Ihr über das Unglück eines Vaters lachen mögt! ich bin stets bereit zur kühnen That, wenn es darauf ankömmt zu wirken, wo barbarische Gesetze den Armen bedrücken, aber eines Unglücklichen spotten, Ihr solltet Euch schämen.“ Mit diesen Worten stand er auf, küßte Bettys Wange und verließ die Hütte; die Brüder folgten.

Es ist unmöglich den Unwillen zu schildern, welcher sich des alten O'Shane bemächtigte, als er noch an demselben Morgen von zwei Männern angehalten und nach O— zu einer Magistratsperson geführt wurde, wo er erfuhr, daß man den Verdacht hege, er habe das Kind des Herrn Clifford geraubt.

Man zeigte ihm einen kleinen Schuh von rothem Saffian mit einer silbernen Schnalle welcher, wie man behauptet, in der Nähe seiner Hütte gefunden wurde, und forderte ihn auf anzugeben, was er zu seiner Vertheidigung vorzubringen habe.

Trotz seiner Aufregung waren O'Shanes Antworten klar und deutlich. Sein Erstaunen ob der Anklage, und seine Unbekanntschaft mit der Zeit und dem Orte der Begebenheit trugen unverkennbar das Gepräge der Wahrheit, auch bewieß er, daß er und seine Söhne sich an jenem Morgen nach einer ganz andern Gegend hingewandt hatten, — und so ward er natürlich freigesprochen. Sein Zorn aber ob dieser ungerechten Beschuldigung, vermag keine Feder zu beschreiben.

Es war schon zwei Uhr Nachmittags vorüber, als O'Shane zu seiner Hütte zurückkehrte. Als er sich der Thür näherte, vernahm er Stimmen innerhalb seiner Wohnung, weshalb er seine Schritte hemmte, und sich draußen so niederließ, daß er, ohne selbst bemerkt zu werden, alles beobachten konnte, was in der Hütte vorging. Ein kleiner zerbrochener Spiegel war an der Thür aufgehängt, welche zu Bettys Schlafkämmerchen führte. Das junge Mädchen hatte ihren besten Anzug angelegt und war so eben beschäftigt, ihr schönes schwarzes Haar zu flechten, und es dann auf ihrem Kopfe unter einem hochrothen Tuche mit gelben Blumen phantastisch zu befestigen, welches sie zu diesem Entzweck in der Hand hielt, und das ihr Vater früher nie bei ihr gesehen hatte; ihr jüngerer Bruder saß neben ihr auf einem Stuhle und war, da sie nach dem Markte von O — wollten, beschäftigt, Pfennigslieder, Spielsachen und dergleichen in einem Körbchen zu ordnen. Er plauderte dabei zur Schwester gewandt, welche aber seinem Geschwätz nur wenig Aufmerksamkeit zu widmen, und ganz und gar ihrem Putze hingegeben schien.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Es ist wohl eine precaire Sache um die Kunst und die Gunst eines Komikers, beim Publikum nämlich. Oft ist diese recht groß und dennoch jene nicht weit her, oft auch ist es leider umgekehrt. Ein jedes Publikum verlangt einen eignen Komiker und wo möglich sollte jeder Komiker nur vor seinem Publikum auftreten. Es geht daraus hervor, das dieser oft nicht leichtes Spiel hat, indem er von allen Fächern, in denen der Schauspieler sich auszeichnen kann, das gewählt hat, das zu dem Publicum in innigster Verbindung steht, das, indem er vor Allem sich der Kunst befleißigen muß, den Zuschauer am rechten Orte zu packen. Jeder andre Schauspieler hat es mit einer Kunst zu thun, die sich in weit bestimmtere Gränzen hineinzeichnen läßt, und die zugleich, was sehr wichtig ist, einen engeren Kreis von Richtern, sowohl competenten als solchen, die sich doch dafür halten, anzuerkennen hat. Bei uns ist es leider hergebracht, daß der Komiker Leir schließen den feinen Komiker aus, der oft dem tragischen Schauspieler nahe steht) auf denjenigen Theil des Publikums, der quantitativ gewöhnlich der stärkste zu seyn pflegt, seine Bemühungen zu gefallen und Lachen zu erregen richtend, sehr oft platt und albern, werde. — Die poetische Darstellung des Lächerlichen (und eine andre sollte es auf der Bühne nicht geben, wenn diese nicht ihre alte Weihe verlieren soll) soll nicht das Gemeine nachahmen, sondern als kunstmäßige Darstellung dasselbe unter der Form des Sinnreichen und Witzigen erscheinen lassen. Sie soll in charakteristischen Formen ausgedrückt ein fröhliches Spiel des Geistes zeigen, der über dem verkehrten Thun des Menschen dahinschwebt und sich mit freier Phantasie in die niederen Regionen der Menschenwelt herabläßt, um ungebunden, obwohl in sich selbst das Maaß des Edlen und Sittlichen tragend, hinter der Maske der Narrheit und Ungereimtheit die Narren zu necken, und das edle Selbstgefühl des geistig Gesunden scherzend zu erregen und über das Nichtige spielend zu erheben. Die komische Darstellung erhebt das Lächerliche zu einem sinnreichen Ganzen, und obwohl sie scheinbar dem Schönen entgegengesetzt ist und alle Form aufzulösen scheint, die in dem Schönen als Ideal dargestellt, so schafft sie doch ihre eignen Formen und Gesetze, nur ist das Ideal, das sie zunächst zeigt das umgekehrte und die Form demselben angemessen. Dieses ist es, was bisher dem Publicum, wie dem darstellenden Künstlern oft ist aus den Augen gelassen worden, was aber sehr bald wieder aus dem Komischen das Groteske, aus dem Komiker den Hanswurst zu machen droht.

Das Gastspiel des Herrn Beckmann, eines besonders auch durch die Berücksichtigung dieser Gesetze vor den meisten lebenden Komikern ausgezeichneten Künstlers ist es, das uns bewog, bei dieser Gelegenheit eine schon lange von uns gemachte Bemerkung auszusprechen. Möge sein Beispiel auch in unserer Bühnenrepublik in dieser Hinsicht einige wohlthatige Spuren hinterlassen! —

Herr Beckmann spielte am 18ten dieses als Rose in «Schreckensgewebe,» und als Peter Pegold in den «Dachdeckern» bei überfülltem Hause. Das erste Lustspiel schien seines geringen Gehalts wegen das Mißfallen des Publicums zu erregen — wir haben nur Herr Beckmann beobachtet und — bewundert.

Noch mehr gab uns das zweite Stück: «Die Dachdecker,» Lustspiel nach dem Französischen von Angely, in fünf Gemälden, Gelegenheit, das effektreiche und fein nuancirte Spiel des Heern B. zu bewundern. Neben dem scheinbaren Streben, das Publikum durch fast ununterbrochene Witze und Wortspiele zu ergötzen, so viel Consequenz in der Durchführung des Charakters und so viele Feinheiten, die alle zu beobachten, das Auge des schärfsten Kritikers kaum hinreicht. Dabei war nichts Gesuchtes in der Maske, nichts Forcirtes in der Sprache, und nicht die kleinste Unziemlichkeit in den Bewegungen. Alles zeigte ein schönes Maaß. Wir hoffen, Herrn Beckmann noch recht oft zu sehen, bevor ihn leider anjukurzer Urlaub ihn uns entreißt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 24sten July; „Die Soldaten.“ Schauspiel in 5 Aufzügen von Arestо.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 89 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Notizen über einen der ersten Ansiedler im Westlichen Nord-Amerika.

Die einträgliche Besitzung, auf welcher der Ansiedler, von dem hier die Rede ist, lebte, war noch vor dreißig Jahren eine Wildniß. Er führte hier den ersten Schlag mit seiner Art, am Tage der großen Sonnenfinsterniß, in welchem Jahre wußte er nicht genau anzugeben. Sein Sohn erzählte dem Einsender einiges von den Leiden und Entbehrungen seiner Aeltern, als sie mit ihm von Osten her nach dieser Wildniß auswanderten, und berichtete, daß sie auf ihrer Wanderung von Albany nach der Stelle, wo sie zuerst ihren Wohnsitz aufschlugen, genöthigt waren, vierzehn Mal im Walde unter freiem Himmel zu übernachten und das im kalten Winter wo das Vieh sich von den Sprossen der Bäume nähren mußte; nichts destoweniger aber verloren sie den Muth nicht, sondern wanderten unermüdlich weiter bis zu der erwähnten Stelle, wo sie anfingen den Boden zu reinigen und urbar zu machen, mit Hülfe eines einzigen Mannes, den sie mit sich gebracht hatten.

Es gelang ihnen bald, sich eine Art Wohnhaus zu erbauen, und immer heller und heller leuchtete das Gestirn des Tages zu ihnen herein, je geschäftiger die Art in der Waldung wiederhallte. Die Zeit schwand dahin und der Erzähler und seine kleine Schwester erheiterten das Herz ihrer Mutter in der waldigen Einsamkeit. Endlich aber erschien die Jahreszeit der Fieber und die beiden Kinder erkrankten zuerst daran; in dem Waldhause gab es keine Arzenei, keine Aerzte, keine der Bequemlichkeiten, ja selbst nur wenige Nothwendigkeiten des Lebens. In dieser harten Prüfungszeit ward die Mutter von derselben Krankheit erfaßt, darauf erkrankte der Knecht und endlich auch der Vater; und alle lagen nun da auf dem Krankenbette, ohne irgend ein Wesen um sich zu haben, welches ihnen Trost und Pflege zu spenden vermochte. Wenn der Erzähler oder die kleine Schwester, vom brennendsten Durste geplagt, nach Wasser verlangten, war keiner da, der ihnen die gewünschte Labung reichen konnte. Er berichtete, daß er sich gar gut entsinne, wie sein kranker Vater sich alsdann bemüht habe, sich vom Lager aufzurichten, um den Durst der theuren Kinder zu stillen, wie er aber jedesmal wieder ohnmächtig zusammengesunken sey, und wie es seine arme Mutter und dem treuen Knechte nicht besser ergangen. Dann traten wieder Zwischenräume ein, in denen sie sich gegenseitig unterstützen konnten, so daß es ihnen gelang, die Krankheit zu bestehen

und ihr Leben zu retten. Er berichtete auch, daß in dieser trüben Zeit die Kuh vom Walde her nach Hause gekommen sey, um sich melken zu lassen, daß sie aber, da niemand von ihnen dieß Geschäft verrichten konnte, gestorben sey, und sie so ihres hauptsächlichsten Nahrungsmittels beraubt worden wären.

Der Ansiedler und seine Familie aber ließen sich dennoch nicht entmuthigen, sondern bekämpften Trübsal, Gefahr und Entbehrung, bis sie endlich alle Hindernisse besiegten und sich in die wohlhabende Lage versetzten, in der sie sich jetzt befinden. Wo vormals der wilde Indianer als Monarch der grenzenlosen Waldung herrschte, wo der Bär, der Wolf und der wilde Fuchs ungehindert ihr Wesen trieben, bieten sich jetzt dem Auge, so weit es zu schauen vermag, reich angebaute Fluren dar, welche den Nachkommen des ersten Ansiedlers reiche Ausbeute gewähren.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

Der Frühling und der Sommer schwanden ihnen rasch dahin, denn — sie waren glücklich. Vielfach besprachen sich Philipp und Amine über die Vergangenheit, die Erscheinung des Geisterschiffs und den Schiffbruch.

Die Letztere sah für den geliebten Gatten neue Gefahren voraus, aber sie versuchte es auch nicht ein einziges Mal, ihn zu überreden, seinem Gelübde untreu zu werden. Gleich ihm blickte sie voll Hoffnung und Vertrauen in die Zukunft, überzeugt, daß sein Schicksal erfüllt werden müsse, aber hoffend, daß die Erfüllung noch recht fern liege.

Gegen Ende des Sommers begab sich Philipp neuerdings nach Amsterdam, um sich einen Platz auf einem der Schiffe zu verschaffen, die zu Anfang des Winters unter Segel gehen würden.

Der Schiffbruch des Terschilling war natürlich allgemein bekannt geworden, und Philipp Vanderdecken hatte nach seiner Rückkehr die näheren Umstände desselben, mit Ausnahme der Erscheinung des Geisterschiffs, niedergeschrieben, und seine Arbeit den Directoren der Compagnie übergeben. Nicht bloß wegen der glaubhaften Weise, in der sein Bericht abgefaßt war, sondern auch wegen der auf seiner ersten Reise erlittenen Drangsale, war ihm von der Compagnie versprochen worden, daß er als zweiter Steuermann auf einem ihrer Schiffe angestellt werden solle, falls er neuerdings nach Ostindien zu segeln wünschen sollte.

Nachdem er sich bei den Directoren gemeldet hatte, erhielt er eine Stelle auf dem Batavia, einem schönen Schiffe von

ungefähr 100 Tonnen. So wie dieses Geschäft abgemacht war, eilte Philipp nach Terneuse zurück, wo er in Gegenwart des Mynheer Poots Amine von dem Geschehenen benachrichtigte.

„Ihr geht also wirklich wieder zur See?“ fragte der kleine Arzt, sich die Hände reibend.

„Allerdings, aber wahrscheinlich erst nach zwei Monaten,“ erwiderte Vanderdecken.

„So so, in zwei Monaten also,“ murmelte der Geizhals vor sich hin.

Wie wahr ist nicht die Behauptung, daß der Mensch weit besser die schlimmste Gewißheit als eine angstvolle Erwartung zu ertragen vermag; der Gedanke, neuerdings von dem geliebten Gatten getrennt zu werden, verursachte Amine zwar großen Schmerz, da sie aber die Nothwendigkeit dieser Trennung einsah, bewaffnete sie sich mit Muth und Standhaftigkeit, unterwarf sie sich demüthig und ergebungsvoll dem Unabänderlichen. Etwas aber gab es, welches ihr große Unruhe verursachte — der Charakter und das Betragen ihres Vaters. Amine, welche ihn nur zu gut kannte, gewahrte, daß er Philipp mit Haß betrachte, und schrieb dieß Gefühl mit Recht dem Verlangen zu, zu dem Besitz des in dem Hause befindlichen Geldes zu gelangen; denn der Geizhals wußte recht gut, daß nach Philipps Tode seine Tochter sich nur wenig um dessen Nachlaß bekümmern würde. Der Gedanke, daß Philipp sein Geld mit sich nehmen wollte, hatte dem alten geizigen Manne fast das Gehirn verwirrt. Amine hatte ihn beobachtet und bemerkt, wie er oft Stundenlang die Einsamkeit suchte, gedankenvoll vor sich hinmurmelte, und seinem Geschäfte nicht so eifrig wie sonst oblag.

Einige Tage nach seiner Rückkehr von Amsterdam klagte Philipp, welcher sich unterwegs erkältet haben mochte, über Unwohlseyn.

„Ihr fühlt Euch unwohl,“ rief plötzlich Mynheer Poots, indem er sich rasch von seinem Stuhle aufrichtete, „laßt doch einmal Euren Puls fühlen, — ja ja, der geht gewaltig schnell. Amine, Dein armer Mann ist recht krank, er muß sich zu Bett legen — ich will ihm eine Arzeney bereiten, die ihm wohl thun wird. Ich werde Euch nichts dafür anrechnen, Mynheer Philipp, keinen Stüver.“

„Ich fühle mich wirklich so krank nicht, Mynheer Poots,“ entgegnete Philipp, „es ist ein starkes Kopfweh und wird vorübergehen.“

„Nicht doch, nicht doch, Ihr habt das Fieber. Vorsicht schadet nie, legt Euch zu Bett und nehmt die Arzenei die ich Euch bereiten will, Ihr werdet Euch dann Morgen besser fühlen.“ —

Philipp stieg die Treppe hinan, von Aminen begleitet; und Mynheer Poots begab sich auf sein Zimmer, um die Medecin anzufertigen; so wie sich Philipp zur Ruhe gelegt hatte, begab sich Amine wieder hinab, wo ihr Vater ihr ein Pulver einhändigte, mit dem Bedeuten, daß sie es ihrem Gatten reichen möge. Gleich darauf verließ der kleine Arzt das Zimmer.

„Gott vergebe mir die Sünde, wenn ich meinem Vater Unrecht thue," sprach Amine zu sich selbst, „aber ein furchtbarer Verdacht steigt in mir empor. Philipp ist krank, kränker als er eingesteht; nimmt er keine Arzenei, kann sein Zustand sich verschlimmern — aber eine grauenvolle Ahnung foltert mich — sollte mein Vater ein solcher Missethäter seyn können! Es ist nicht denkbar, so teuflisch kann kein Mensch seyn." — Und Amine untersuchte nunmehr den Inhalt des Paviers, derselbe bestand in einem kleinen braunen Pulver, welches Philipp der Anweisung des Mynheer Poots zufolge in warmen Wein gemischt, zu sich nehmen solle. Der Geistliche hatte sich erboten, selbst den Wein zu wärmen, und war während sich Amine ihren Betrachtungen hingab, in der Küche damit beschäftigt — jetzt kehrte er zurück.

„Da bringe ich den Wein, meine Tochter," sprach er, „jetzt reiche ihm die Arzenei und decke ihn warm zu, denn bald wird der Schweiß ausbrechen, er muß ihn sorgfältig abwarten, hörst Du, dann wird er sich morgen besser befinden. Gute Nacht, meine Tochter," mit diesen Worten begab er sich hinweg.

Amine schüttete das Pulver in einen silbernen Becher und schickte sich an, es mit dem Wein zu mischen. Die freundliche Weise, worin ihr Vater zu ihr gesprochen, hatte ihren Verdacht auf Augenblicke entfernt, auch war die Geschicklichkeit des Mynheer Poots und die Sorgsamkeit bei seinen Kranken allgemein anerkannt. Als Amine aber jetzt das Getränk mischte, bemerkte sie, daß kein Bodensatz entstand, sondern daß der Wein so klar blieb, wie zuvor. Dieß war ungewöhnlich und ihr Argwohn erwachte wieder.

„Das gefällt mir nicht," sprach sie kopfschüttelnd. „Ich fürchte, ich fürchte mein Vater — — Gott helfe mir! — Ich weiß nicht, was ich thun soll. — Philipp soll die Arzenei nicht nehmen — der warme Wein allein wird schon Schweiß genug hervorbringen."

Amine zögerte und sann aufs Neue nach. Sie hatte das Pulver mit so wenigem Wein gemischt, daß der Becher kaum bis zum vierten Theile gefüllt war; sie schob das Gemisch bei Seite, füllte einen andern Becher mit dem warmen Weine und begab sich damit nach Philipps Kammer.

Oben angelangt, begegnete ihr ihr Vater, von dem sie glaubte, daß er sich zur Ruhe gelegt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

O'Shanes Tochter.

Mittheilung aus Criminalakten.

(Fortsetzung.)

Der Vater hörte eine Weile das Gespräch der Beiden mit an, dann trat er mit finsterem Antlitz in die Hütte. Betty wollte ihm wie gewöhnlich den Stock abnehmen, er aber lehnte ihren Beistand ab, stellte den Stock in die Ecke der Hütte, schloß die Thür und trat schweigend an den Heerd. — Sein bleiches Gesicht, seine in Falten gezogene Stirn, sein finsteres Schweigen, schienen eine furchtbare Scene zu verkünden. — Betty schien von einer schreckenvollen Ahnung erfaßt, sie beachtete nicht den Wink ihres Bruders, den Weg zum Markte anzutreten, sondern stand da mit niedergeschlagenem Blick und vor Angst klopfendem Herzen. Endlich schien sie einigermaßen Muth gesammelt zu haben, sie winkte ihrem Bruder und näherte sich der Thür, um sich hinweg zu begeben. Kaum hatte ihre Hand den Riegel berührt, als auch O'Shane sich rasch zu ihr wandte; er sprach kein Wort, aber gebot ihnen mit einem Wink, die Hütte nicht zu verlassen; und als Betty den Riegel wieder fahren ließ, herrschte in der Hütte die vorige Todtenstille.

Endlich schien O'Shane Festigkeit genug gewonnen zu haben, das was sein Herz bedrückte, auszusprechen, er schob den alten Stuhl zurecht, nahm Platz auf demselben, blickte mit dem Ausdruck des heftigsten Unwillens auf die bebende Tochter und winkte sie zu sich heran.

„Ich ward," sprach er endlich in einem dumpfen Tone, heut eines so schweren Verbrechens angeklagt, daß ich gegen diejenigen, die mich dessen beschuldigten, äußerte, wie ich Gott danke, daß er mich zu einem armen unbedeutenden Manne gemacht habe, außer dessen Gewalt es liege, einem schuldlosen Manne eine so arge Missethat aufzubürden.

Auf Betty's Wange wechselte die Farbe.

„Ich sagte ihnen," fuhr der alte O'Shane fort, „daß weder ich, noch irgend einer der Meinigen sich so entehren würde, um eine solche unnatürliche Handlung zu begehen, und wäre es auch um für das schwerste Unrecht Rache zu nehmen, das je einen Menschen zugefügt worden. — Kann ich das noch jetzt behaupten? — " Bei dieser Frage steigerte sich sein bisher dumpfer Ton zur Heftigkeit, ja fast zur Wildheit. „Nein, Mädchen, nein! Du weißt es, ich kann es nicht. "

Thränen der Angst wollten sich aus Betty's Augen drängen, aber sie preßte sie zurück und suchte durch scheinbare Ruhe ihre Schuld zu verdecken.

„Ich ward getäuscht — ward betrogen da, wo ich ein unwandelbares Vertrauen hegte," fuhr der Vater fort, „Du bist anders als ich dachte, wolan denn, ich bin auch anders geworden, — Nur einige Worte noch und die Sache zwischen uns ist abgethan."

Betty schwieg noch immer. Die Stimme ihres Vaters aber zitterte als er fortfuhr: „Ich halte Dich für eine Theilnehmerin an dem Raube des Kindes des Sir Clifford."

Keine Antwort erfolgte.

„Du hast Dich nicht gefürchtet, die Missethat zu begehen, aber Du fürchtest Dich sie einzugestehen." Betty fuhr zusammen. „Sprich, stahlst Du das Kind?" fragte ihr Vater mit donnernder Stimme.

„Ich that es,“ stammelte die junge Verbrecherin.

O'Shane schauderte, „Hattest Du Mitschuldige bei diesem Verbrechen?“

Die Unglückliche schüttelte verneinend das Haupt.

„Was ist aus dem Kinde geworden?“

„Ich habe es — verkauft.“

„Du hast Fleisch und Blut verkauft? Wie Elende, Du hast es verkauft,“ jammerte der Greis. „An wen, an wen hast Du das arme Kind verkauft?“

„An die Zigeunerin, Mutter Gurney.“

„Hieß das Weib Dich den Raub begehen, oder handeltest Du aus eigner schmachvoller Eingebung?“

„Sie hat mich dazu aufgefordert.“

„Und was war der Preis der Schandthat?“

Betty zog mit der rechten Hand ein Goldstück hervor und hielt es dem Vater hin, während sie mit der linken Hand auf das Tuch deutete, das jetzt ihr Haupt umwunden hielt.

O'Shane sprang mit großer Heftigkeit empor. Er schlug ihr das Goldstück aus der Hand, riß ihr das Tuch vom Kopfe und warf es zu Boden. Ihre langen Flechten fielen herab und bedeckten das Antlitz der jungen Missethäterin.

(Der Beschluß folgt.)

Aphorismen.

In der Liebe kennt man sich, weil man sich liebt; in der Freundschaft liebt man sich, weil man sich kennt.

Wie viele dumme Streiche werden gemacht, die ein Dummkopf nie hätte machen können.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Es ist allerdings nicht in Abrede zu stellen, daß die geschätzten Vorsteher unserer Bühne recht viele Versuche machen, den augenscheinlich erschlafften Sinn des Publikums für den Besuch des Theaters wieder anzuregen. Ihre bisherigen Bemühungen in dieser Rücksicht sind leider fruchtlos geblieben und sie scheinen jetzt versuchen zu wollen, ob es ihnen nicht gelingt durch das Auftreten fremder Künstler das Haus zu füllen, in welches die Leistungen der einheimischen Darsteller jetzt nur wenige Zuschauer zu locken vermögen. Die Zahl der Gäste aber welche sich zu diesem Entzweck bei uns eingefunden, hätte unserer Meinung nach auf einen größeren Zeitraum vertheilt werden müssen, es sind deren plötzlich so viele angelangt, daß die Darstellungen des Einen die des Andern erdrücken, und wir wenn wir alle ihre Leistungen ausführlich besprechen wollten, ohne der sonstigen Tendenz unseres Blattes zu nahe zu treten, genöthigt wären eine Beilage zu geben, groß wie eine Amerikanische Zeitung. Unter solchen Umständen müssen wir uns darauf beschränken, des Gastspiels der sich bei uns aufhaltenden fremden Künstler theilweise nur in der Kürze zu gedenken.

Madame Gorner, deren Verdienste als Rosine im Barbier und Eloira in der Stummen, in diesen Blättern gebührend gewürdigt worden sind, ist noch als Agathe im Freischütz, Isabella im Robert und Camilla in Zampa aufgetreten, und hat in allen diesen Parthieen das von uns ausgesprochene Urtheil bestätigt. Das Gerücht, das diese Sängerin bereits bei unserer Bühne engagirt sey, war übrigens ein ungegründetes, auch wissen wir wirklich nicht, ob ihr Engagement grade wünschenswerth gewesen wäre, denn wenn sie auch geeignet ist, das Fach einer ersten Sängerin bei uns auszufüllen, so würde doch das Engagement ihres Gatten, ohne welches das ihrige schwerlich stattgefunden haben würde, vermuthlich neue Differenzen herbeigeführt haben, von denen ähnliche uns schon um einen trefflichen Künstler brachten.

Der talentbegabte Künstler, Herr Hendrichs hatte zu seiner zweiten Gastrolle den Don Carlos gewählt, und uns, wenn er uns schon als Hans Sachs hohen Genuß gewährte, ist die Ueberzeugung gegeben, daß er vollkommen geeignet sey, das Fach eines ersten tragischen Liebhabers auf unserer Bühne auszufüllen. Der Raum verbietet uns hier in die schönen Einzelnheiten seiner Leistung einzugehen, genug alles was er uns bot, zeugte von einer wahrhaft poetischen Auffassung, trug den unverkennbaren Stempel ächter Künstlerweihe. Wir wurden durch das treffliche Spiel dieses jungen Mannes wehmüthig erinnert an eine Zeit, welche für unser recitirendes Drama längst verschwunden ist, möge sie uns wenigstens zum Theil dadurch zurückgeführt werden, daß es der Direction gelingt, den talentvollen Herrn Hendrichs für die Folge ganz an unsere Bühne zu fesseln.

Was sollen wir aber von der übrigen Darstellung dieses Trauerspiels sagen? Schweigen heißt Nachsicht üben und wozu auch reden, wenn eingewurzelte Rollen-Monopole und der alte Schlendrian jedem wohlgemeinten Rath hindernd in den Weg treten. Wenn Rollen, wie die des König Philipp und des Herzogs Alba sich in den Händen von Männern befinden, welche allerdings auch ihre Zeit hatten, jetzt aber nicht mehr sol Stande sind, solche Aufgaben würdig zu lösen; während Künstler in voller Kraft, wie z. B. Doring, an solchen Trauerspiel-Abenden müssig unthersolendern, und ihr Kunstsinn in dem trauben Gedanken untergeht, daß ihnen die Gelegenheit nicht geworden, ihr Talent an werthvollen Stoffen werthvoll zu entfalten. Wenigstens kann das Publikum doch verlangen, daß das Stück von der Direction so gut besetzt werde als es die Umstände gestatten. Wahrlich, unser recitirendes Drama ist einzelne Mitglieder ausgenommen, tief, recht tief gesunken, und unserer festen Ueberzeugung nach, kann nur eine gänzliche Reform es wieder emporrichten.

Nachdem unser Wurda, die Zierde unserer Oper, seine diesjährige Kunstreise angetreten, hat der Baritonist, Herr Sicke, sein Gastspiel am Alten dieses Monats als Zampa begonnen. Unsere folgenden Blätter werden sich über diesen Künstler ausführlich aussprechen, für heute reiche die Bemerkung hin, daß derselbe in der obengenannten Parthie vollkommen den Erwartungen entsprach, zu denen der ihm vorangegangene Ruf berechtigte, so wie daß seine wertheste Leistung laute und wohlverdiente Anerkennung fand.

Repertorium.

Mittwoch den 25sten July: „Graf Schelle.“ Hierauf: „Rekaplan,“ Vaudeville in 1 Akt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 90 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

„Nimm Dich in Acht, Amine, die Arzenei nicht zu verschütten," sprach Mynheer Poots; „so ists recht, einen ganzen Becher voll! Halt, gieb ihn mir, ich will ihm die Arzenei selbst reichen." So sprechend nahm er den Becher und trat damit in Philipps Zimmer.

„Hier, mein Sohn! nehmt dieß, trinkt es aus und Ihr werdet Euch besser fühlen," sprach er; dabei aber zitterte seine Hand so sehr, daß er den Wein auf das Betttuch schüttete. Amine, welche ihren Vater scharf beobachtet hatte, war jetzt hocherfreut, daß sie das Pulver nicht in den Wein gemischt habe. Philipp richtete sich auf und trank den Wein; worauf ihm der kleine Arzt eine gute Nacht wünschte.

„Bleibe bei ihm, Amine, ich will schon nach dem Rechten unten sehen," sprach er, indem er das Zimmer verließ, Amine welche anfangs hinabgehen wollte, das im untern Zimmer zurückgelassenen Lichtes wegen, blieb bei ihrem Gatten, dem sie jetzt ihren Verdacht und die Ursache mittheilte, weshalb sie das Pulver ihm nicht gegeben habe.

„Ich glaube, Du irrst Dich, Amine," versetzte Philipp, „gewiß Du irrst Dich, kein Mensch ist so böse, wie Du Deinen Vater wähnst."

„Du hast nicht bei ihm gelebt wie ich, hast nicht geschauet, was ich schauete," erwiderte Amine, „Du weißt nicht, wozu in dieser Welt das Geld die Menschen verlocken kann, aber dennoch ist es möglich daß ich irrte. — Auf jeden Fall suche einzuschlafen — ich will noch ein wenig lesen — später lege ich mich auch zur Ruhe."

Philipp machte nicht länger Einwendungen, er versank bald darauf in einen festen Schlaf, Amine wachte schweigend an seinem Lager bis die Mitternachtstunde längst vorüber war. —

„Er athmet recht schwer," dachte sie, „wer aber weiß ob er, wenn ich ihm das Pulver gereicht hätte, je wieder geathmet haben würde. Mein Vater ist zu bewandert in den orientalischen Geheimnissen, als daß ich ihn nicht fürchten sollte. Nur zu oft hat er, wie ich leider weiß, den Todesschlaf für eine gefüllte Goldbörse bereitet. Ein Anderer würde schon bei dem Gedanken daran zurückschaudern, aber er, der auf den Willen Anderer so oft schon den Tod herbeiführte, wird

sich kein Gewissen daraus machen, selbst den Gatten seiner eigenen Tochter zu opfern. — Welch' eine grauenvolle Ahnung hält meinen Geist umfangen — es ist mir als drohe uns ein großes Unglück. — Philipp ist freilich unwohl, das ist wahr, aber er ist nicht gefährlich krank, nein, nein! — Ueberdem ist ja seine Zeit noch nicht gekommen, er muß ja noch sein furchtbares Geschäft verrichten. — Wie fest er schläft! Die Schweißtropfen perlen an seiner Stirn. Ich muß ihn zudecken, daß er sich nicht erkälte. — Was ist das? da pocht jemand an die Hausthür. Ach, das wird ihn aufwecken! — Ohne Zweifel wird mein Vater zu einem Kranken gerufen"

Amine verließ leise das Zimmer und eilte hinab. Es war wie sie vermuthet hatte, ein Bote, welcher ihren Vater zu einer Kranken beschied.

„Er soll sogleich kommen, ich gehe ihn aufzuwecken," versetzte Amine, und schnell eilte sie hinauf zu der Kammer ihres Vaters und klopfte an die Thür. Sie erhielt keine Antwort und pochte also aufs Neue.

„Mein Vater pflegt doch sonst nicht so fest zu schlafen," dachte sie. Sie öffnete die Thür und trat hinein, zu ihrem Erstaunen aber war ihr Vater nicht in seinem Bette. „Seltsam," dachte sie, „aber ich erinnere mich auch nicht, gehört zu haben, daß er wieder herauftam, nachdem er hinab gegangen war, um nach dem Rechten zu sehen."

Sie eilte wieder hinab und fand ihren Vater in dem unterem Zimmer auf dem Sopha, wo er dem Anscheine nach fest eingeschlafen war; als sie aber rief, um ihn zu wecken, erfolgte keine Antwort.

„Barmherziger Gott," rief sie, „er ist todt!" Und so war es, sein Körper war erstarrt — seine Augen waren gebrochen.

Einige Augenblicke lang war Amine einer Ohnmacht nahe, bald aber gewann sie ihre Geistesgegenwart wieder. Ein furchtbarer Gedanke durchzuckte ihr Gehirn — rasch erfaßte sie den Becher, in dem sie das Pulver mit dem Weine gemischt hatte — er war leer!! — „Der Gott der Gerechtigkeit hat vergolten!" rief Amine, „aber ach! daß dieser Mann mein Vater syn mußte! Ja, ja, alles liegt jetzt klar am Tage. Um den Gedanken an seine hölliche Missethat zu vertreiben, hat er den Becher mit Wein gefüllt, ohne das gemischte Getränk am Boden zu bemerken, worauf er dann selbst den Tod trank, den er für einen Anderen bereitete — für einen Anderen! und für wen? — für seinen Eidam! für den Gatten seiner Tochter! — Wäreſt Du nicht mein Vater," fuhr sie fort, indem sie empört auf die Leiche blickte, „ich würde Dich verfluchen! — Aber Du bist bestraft, und so möge Gott Dir verzeihen und Deiner Seele gnädig seyn!"

Amine verließ das Gemach und begab sich hinauf, wo sie Philipp noch im festen Schlafe fand.

Andere Frauen würden vielleicht ihren Gatten geweckt haben, Amine aber dachte nicht an sich selbst. — Philipp war krank und Amine würde um keinen Preis seinen Schlummer gestört, noch weit weniger aber ihn durch die furchtbare Kunde erschreckt haben. Sie setzte sich neben seinem Lager, stützte ihr kummerschweres Haupt in die Hand und verblieb in dieser Stellung bis der junge Tag seine goldenen Frühstrahlen durch das Fenster zu ihr hereinsandte.

(Die Fortsetzung folgt.)

O'Shanes Tochter.

Mittheilung aus Criminalakten.

(Beſchluß.)

Unterdessen war einer der älteren Söhne O'Shanes eingetreten, aber unbekannt mit dem was vorging und wohl wissend, daß der Vater bei den Ausbrüchen seines Zornes keine Einrede dulde, hatte er schweigend unfern der Thür sich niedergesetzt.

Nach einigen Augenblicken, während welcher Zeit O'Shane mit dem Ausdruck der Verzweiflung in seinem Antlitze dagestanden, trat er in Bettys Kammer und brachte aus derselben das Hemdchen des geraubten Kindes hervor. Dann trat er an das kleine Fenster, nahm eine verbrauchte dort liegende Feder, tauchte sie in eine zerbrochene Tasse, in der sich etwas Dinte befand, zeichnete auf das Hemd die Anfangsbuchstaben seines Nahmens O. S. die einzigen die er schreiben konnte und gebot seinem jüngsten Sohne das Hemdchen zu der Magistratsperson in O — zu tragen, derer Wohnung er ihm bezeichnete. Der kleine Nory aber that als höre er es nicht, er weinte und schmiegte sich an seine Schwester an; da wiederholte der Vater sein Gebot dem ältesten Sohne und dieser verließ unverzüglich die Hütte.

Es trat nun wieder in der Hütte eine tiefe Stille ein, welche nur durch Norys Seufzer und durch den Schall der Schritte des alten O'Shanes unterbrochen wurden, der in der heftigsten Gemüthsbewegung auf und abging. Bettys Stellung war noch immer dieselbe, sie stand da wie eine Statue, starr und regungslos; alles Blut schien aus ihren Adern gewichen, ja selbst ihr Athemholen war kaum bemerkbar.

So verging eine geraume Zeit, da gewahrte der Kleine, daß der Vater auf einen Stuhl gesunken war, wo er sich ganz der Gewalt seines Schmerzes hingebend, das Gesicht mit den Händen bedeckte. Langsam näherte er sich dem Letztern, erfaßte seine Hand und suchte ihm durch Liebkosungen Worte abzugewinnen, sein Bemühen aber blieb erfolglos. Er fragte, ob der Vater krank sey, ein Druck der Hand aber war alles was er darauf als Antwort erhielt.

„Vater," fuhr er endlich mit schüchterner Stimme fort, „glaubt mirs, wir werden die Betty recht sehr vermissen wenn sie erst fort ist."

O'Shane schlug das Auge auf und blickte erzürnt auf den Knaben.

„Wie soll das werden, Vater," fuhr dieser fort, wenn Ihr sammt den Brüdern hungrig von der Arbeit nach Hause kommt, wer wird Euch dann das Essen bereit halten? Wer wird Eure Kleider reinigen und ausbessern? wer Euer Lager bereiten? wer Euch durch ein fröhliches Lied aufheitern, wenn Ihr trüben Sinnes seyd?"

„Schweig Bube!" — gebot mit donnernder Stimme O'Shane, kaum aber waren diese Worte mit einem derben Fluche seinen Lippen entflogen, als sich die Thür der Hütte öffnete, und der fortgesandte Sohn mit zwei Konstables eintrat. —

„Die da ist Eure Gefangene," sprach O'Shane zu ihnen gewandt, in einem dumpfen Tone, indem er auf seine Tochter deutete. Die Konstables blickten staunend auf das unglückliche junge Mädchen.

„Sie ist Eure Gefangene!" wiederholte O'Shane mit mehr Heftigkeit, indem er sich abwandte. Die Diener der Gerechtigkeit erfaßten nunmehr die beklagenswerthe Verbrecherin, welche ihnen ruhig bis zur Thüre folgte. Der kleine Rory aber hielt ihre Kniee so fest umschlungen, daß die Konstables genöthigt waren, Betty mit Gewalt von ihm los zu machen; wobei er in ein so lautes und herzzerreißendes Wehklagen ausbrach, daß die Beamten sich von Mitleid erfaßt fühlten, und die Unglückliche fragten, ob sie nichts zu ihrer Rechtfertigung vorzubringen habe.

Die junge Verbrecherin gab keine Antwort, wandte sich aber jetzt von der Schwelle der Thür, auf der sie bereits stand, und richtete einen ausdrucksvollen Blick auf ihren Vater, wobei sie die Hand auf ihre Lippen legte, so als wolle sie ihm den Abschiedskuß senden.

„Lebt wohl, Vater," stammelte sie, „Eure Tochter sagt Euch Lebewohl, auf ewig!"

„Ich habe keine Tochter mehr!" fuhr der Alte wild auf, und um sich dem ferneren Anblick seines unglücklichen Kindes zu entziehen, stürzte er in die angrenzende Kammer, während die beklagenswerthe Betty von den Dienern des Gesetzes fortgeführt wurde.

Die außerordentliche Weise auf welche die junge Verbrecherin des Kindesraubes überführt worden — die Jugend und Unwissenheit des armen Geschöpfs — hauptsächlich aber der Umstand, daß es in Folge ihrer Angaben gelang, das geraubte Kind wieder aus den Händen der Zigeuner zu retten, machten daß man ihr Vergehen mit möglichster Nachsicht betrachtete, und sie nicht zur Todesstrafe, welcher sie dem Gesetze zufolge eigentlich verfallen war, sondern nur zu einer Transportation auf sieben Jahre verurtheilte. An dem Tage, an welchem dies Urtheil über sie ausgesprochen wurde, verschwand der alte O'Shane mit seinen Söhnen aus der Gegend, und niemals hat man etwas wieder von ihnen vernommen.

Kleinigkeiten aus Amerik. Blättern.

Die zwei Hausirer.

Ein Hausirer mit seinem Karren holte einen anderen seines Gewerbes auf der Landstraße ein. „Was führst Du auf Deinem Karren?" fragte der Letztere. „Rum und Branntwein," lautete die Antwort. „So fahr nur zu," rief jener, „Du bist mit Recht mein Vormann, ich führe Grabsteine!"

Mühlen in Rochester.

Rochester, in dem Staate New-York, besitzt unstreitig die größten Mehlmühlen in der ganzen bekannten Welt. Es sind colossale steinerne Gebäude, oft acht Stockwerke hoch und drei hundert Fuß lang. Es befinden sich in dieser Stadt 21 Mühlen mit 96 Gängen. 20,000 Bushel Weizen sind täglich erforderlich, um sie im Gange zu erhalten. Sie können täglich 5000 Fäßer Mehl liefern.

Schnellarbeit.

Von der Möglichkeit etwas ungemein schnell zu Wege zu bringen, ward hier schon früher eine Probe geliefert, es galt nemlich einen Rock zu fertigen aus Wolle, welche sich noch am Morgen desselben Tages auf dem Körper des Schafes befand. Das Scheeren, Kämmen, Spinnen, Weben und von dem Zeuge den Rock zuschneiden und nähen, dieß alles mußte also von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang vollbracht werden. Das war allerdings schon viel, ist aber nichts im Vergleich zu dem, was das Maschinenwesen jetzt zu leisten vermag. Vermittelst einer Papier- und einer Druckmaschine kann in weniger als drei Minuten aus einem milchartigen Brei eine gedruckte Zeitung geliefert werden. — Eine andere Probe ist hier mit gutem Erfolge versucht worden: es galt innerhalb zwölf Minuten Weizen zu trocknen, zu mahlen, zu sieben, zu Teig zu kneten und ihn als Zwieback fertig zu liefern. Diese Erfindung kann besonders im Kriege nützlich werden, wenn die Truppen durch Kornfelder ziehen.

Geschickte Augencur.

Selten wohl findet man eine ärztliche Geschicklichkeit, wie sie die folgende Notiz liefert. Während eine junge Dame in Newyork bemüht war, mit einer Nähnadel in einem Faden einen Knoten zu lösen, sprang die Nadel plötzlich mit einer solchen Gewalt entzwei, daß die Spitze Hälfte derselben ihr tief in das Auge drang. Der furchtbare Schmerz, den sie empfand kann nicht beschrieben werden. Mehrere Aerzte wurden schnell herbeigeholt, nach mannigfachen vergeblichen Versuchen aber erklärten sie, wie sie keine Möglichkeit einsähen, die Nadel herauszubringen. Endlich ward auch der berühmte Augenarzt,

Doctor Scudder herbeigerufen, dieß geschah aber erst als man zu fürchten begann, daß die Nähnadel in das Gehirn dringen, und unvermeidlichen Tod herbeiführen werde, welches auch aller Wahrscheinlichkeit nach der Fall gewesen seyn würde.

Man gab dem Arzte zu verstehen, daß man das Auge schon als verloren betrachte und daß die einzige Hoffnung der Aeltern der Leidenden darin bestände, die Nadel um jeden Preis herauszubringen, damit nur das Leben ihrer einzigen Tochter gerettet würde. Doctor Scudder untersuchte einige Augenblick lang scharf das kranke Auge und versicherte alsdann mit großer Bestimmtheit, daß er die Nadelspitze herausbringen werde, ohne das Auge zu opfern. Er verordnete ein schmerzstillendes Mittel und als die Kranke dessen Wirkung zu spüren begann, machte er einen kleinen, ganz kleinen Einschnitt mit einem äußerst scharfen und spitzen Instrumente, darauf hielt er einen starken Magnet an das Auge, wodurch es ihm gelang, die Nadelspitze so ganz an die Oberfläche des Auges zu bringen, daß er sie mit einer kleinen magnetisirten Zange herauszuheben vermochte. Ein beruhigendes Augenwasser vertilgte schnell die Entzündung und die junge Dame lacht mit ihren beiden schönen Augen wieder freundlich in die Welt hinein wie zuvor.

Buchstabenräthsel.

Ich bin ein Ehrenzeichen,
Verkünde Heldenmuth.
Versetzest Du mich, nenne
Ich eine schwarze Brut.

Hugo.

Auflösung der Buchstabenräthsel in No. 85.

1) Starost. 2) Striegel.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im July.

Berichte wünschen Sie von mir aus hiesiger Residenz? Das ist kein leichtes Geschäft! Der unparteiische Berichterstatter muß erschrecken über all' das verworrene Zeug was von hieraus in die Welt hineinkreonnetet wird. Wie viele Nach-, Ruck- und Vorsichten führen die Federn der hiesigen Blätter! Ueber eine und dieselbe Darstellung liest man die widersprechendsten Urtheile. «Tout comme chez nous!» werden Sie sagen und da haben Sie recht, ich beginne also ohne weitere Einleitung.

Gluck's Meisterwerk «Alceste» ward am 7ten dieses, nach langer Ruhe im Opernhause aufgeführt. Die vortreffliche Musik des unsterblichen Tondichters brachte auf die zahlreiche Versammlung einen mächtigen Eindruck hervor, und ließ es uns so recht empfinden, wie hoch sie über die neueren Erscheinungen im Gebiete der Oper stehe. Die Aufführung war im Allgemeinen gelungen, das Einzelne ließ wohl Manches zu wünschen übrig. Fraulein von Faßmann sang und spielte die Titelrolle sehr brav, wie man es von dieser Sängerin nicht anders erwarten konnte, doch liegt diese Parthie etwas zu tief für ihre Stimme, welches sie etwas geniert, auch fehlte hin und wieder die nöthige Sicherheit. Herr Eichberger sang die schwere Rolle des Admet sehr gut, doch gehört sie auch nicht zu den besten dieses wackeren Sängers. Herr Böttiger als Oberpriester genügte billigen Anforderungen. Chöre und Orchester thaten ihre Schuldigkeit.

«Phädra» nach Racine von Schiller, wurde auf dem Königlichen Theater zur Anschauung gebracht, erfreute sich aber nur sparsamen Besuchs und geringer Theilnahme; die verdiente Leistung der Mad. Crelinger als Phädra, fand allein laute einstimmige Anerkennung. Herr Rott als Theseus sprach nicht so durchweg an, er declamirte zu viel, sein Vortrag kam nicht von innen heraus, auch verwendete er zu sichtbare Aufmerksamkeit auf Geberde und Mantelwurf. Dlle. Bertha Stich hatte unter der Leitung ihrer trefflichen Mutter vielen Fleiß auf das Studium der Aricia gewendet, und sie löste ihre Aufgabe zur Zufriedenheit des Publikums; weniger genügte Herr Müller als Hyppolyt.

Auf der Königstädtischen Bühne gastirte eine Dlle. Leisring, ohne den mindesten Eindruck hervorzubringen. Ihre Stimme entbehrte der Frische, ihr Spiel war ziemlich lebendig. Eine Dlle. Peroni trat als Isabelle in den Dualgeistern und als Bertha in den Helden auf und sprach an. «Riquiqui oder: die seltsame Heirath,» Lustspiel nach dem Französischen wurde auf dieser Bühne gegeben. Ein unterhaltendes Stück, das aber an zu großer Unwahrscheinlichkeit laborirt; der beispiellose Schuster und seine grasische Ehehälfte überbieten sich an Edelmuth, heirathen sich erst aus Edelmuth und lassen sich zuletzt aus Edelmuth wieder scheiden. Die Darstellung war befriedigend. Ganz besonders ergötzlich war Herr Plock als Schustergesell, auch war die Titelrolle bei Herrn Peters in guten Händen. Mad. Grabowsky als Amalie fand Beifall, eben so ihr Gatte als Chevalier.

Schließlich noch ein Theater-Anekdötchen, ein kleiner Beitrag zur Hysterionen-Geschichte, den ich gebe wie ich ihn empfing;

Ein Schauspieler kam neulich um einen zweimonatlichen Urlaub ein, zu einer Badereise, welche seine in der That leidende Gesundheit nothwendig machte. Er erhielt das Verlangte und obendrein ein Geschenk von dreihundert Thalern, zur Bestreitung der Reisekosten. Augenblicklich fühlte sich ein zweiter Mime ebenfalls unwohl und einer Badereise bedürftig, und eines gleichen glücklichen Resultats gewärtig, kam der dem Anscheine nach tüchtige, gesunde Mann, unter dem Vorgeben von Kränklichkeit, ebenfalls um Urlaub ein. Die Antwort der Behörde aber lautete dießmal: «Ihr Gesuch um Urlaub ist mit Vergnügen bewilligt, und werden wir während Ihrer Abwesenheit den Herrn S. aus S. zu Gastrollen kommen lassen. — Der angeblich kranke Schauspieler ward auf der Stelle gesund. Probatum est! —

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 25sten July: «Norma.» Oper in drei Aufzügen. — Herr Eicke: Sever.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 91 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Wunderbares Abentheuer,

Das folgende seltsame Abentheuer eines Mannes, Namens John Colter, aus einem Englischen Werke: „Bradburys Travels in the Interior of North-Amerika," einer interessanten literarischen Erscheinung, übertragen.

Colter kam im May 1810 nach St. Louis in einem kleinen Canoe von den Hauptgewässern des Missouri, eine Strecke von 3000 Englischen Meilen, die er in dreißig Tagen zurücklegte. Ich sah ihn nach seiner Ankunft, und er selbst erzählte mir das folgende von ihm erlebte Abentheuer. Als Colter mit mehreren seiner Gefährten bei den Hauptgewässern des Missouri anlangte, schienen ihm viele Umstände zu verkünden, daß es hier eine große Menge von Biebern geben müsse, und er beschloß demnach hier eine Zeitlang zu bleiben und der Jagd obzuliegen, in Gemeinschaft mit einem anderen Reisenden Namens Dixon, welcher die ungeheure Strecke Landes von St. Louis bis zu den Hauptgewässern des Missouri ganz allein zurückgelegt hatte. Bald darauf trennte er sich indeß von Dixon wieder, worauf er sich einem Jäger Namens Pott anschloß. Wohlbekannt aber mit den feindseeligen Absichten der Schwarzfuß-Indianer, legten sie ihre Schlingen nur am Abend aus, nahmen sie früh am Morgen wieder auf und hielten sich den Tag über verborgen.

Eines Morgens waren sie ganz frühe schon beschäftigt, ihre Schlingen an einem Einschnitte ins Land zu untersuchen, welcher sich ungefähr sechs Meilen von dem Arm des Missouri befindet, der Jefferson-Fork genannt wird, und eben ruderten sie in ihrem Canoe den Fluß hinan, als sie plötzlich einen lauten Lärm vernahmen, welcher dem Getrampel wilder Thiere glich, rücksichtlich dessen Ursache aber sie sich keine Gewißheit verschaffen konnten, da die steilen Ufer an beiden Seiten ihre Aussicht beschränkten. Colter äußerte sofort seine Meinung, daß es heranziehende Indianer wären und rieth zum schleunigen Rückzuge, ward aber von Pott, welcher behauptete, daß der Lärm von Büffeln herrühre, ausgelacht und der Feigheit beschuldigt; weshalb sie ihre Fahrt fortsetzten.

Nach einigen Augenblicken aber war schon jeder Zweifel gehoben, denn an beiden Seiten des Einschnitts zeigten sich plötzlich fünf- bis sechshundert Indianer, welche ihnen winkten mit dem Canoe anzulegen. Da Flucht unmöglich war, lenkte Colter das Fahrzeug dem Ufer zu und kaum hatte es dasselbe berührt, als auch schon einer der Indianer sich mit Blitzes-

schnelle der Flinte Potts bemächtigte. Colter aber, ein sehr kräftiger, gewandter Mann, entriß dem Wilden das Gewehr wieder und gab es Pott zurück, der in dem Canoe geblieben war und jetzt plötzlich vom Ufer wieder abstieß. Kaum hatte er dieß indeß bewerkstelligt, als ein Pfeil gegen ihn abgeschossen wurde und er ausrief: „Colter, ich bin verwundet!“

Colter stellte ihm vor wie thörigt es sey, eine Flucht versuchen zu wollen und drang in ihn ans Ufer zu rudern; statt aber dieß zu thun, legte Pott die Flinte an, richtete sie auf den Indianer und drückte ab, so daß der Letztere augenblicklich todt zu Boden stürzte. Des Betragen scheint auf den ersten Blick eine Handlung des Wahnsinns, war aber aller Wahrscheinlichkeit nach das Resultat reiflicher Ueberlegung; denn er mußte erwarten zu Tode gemartert zu werden, wenn sie ihn lebendig gefangen hätten. Im nächsten Moment war er so von Pfeilen durchbohrt, daß er, um Colters eigenen Ausdruck zu gebrauchen, einem Siebe glich. Jetzt erfaßten die Indianer auch Colter, entkleideten ihn ganz und gar und berathschlagten über die Art und Weise, wie sie ihn tödten sollten. Anfangs wollten sie ihn als Zielscheibe aufpflanzen, um danach zu schießen, der Häuptling aber machte Einwendungen dagegen, packte ihn bei der Schulter und fragte ihn, ob er recht schnell laufen könne. Colter, welcher eine Zeitlang bei dem Kee-Kalso's oder Crows verweilt und die Sprache der Schwarzfuß-Indianer ziemlich gut gelernt hatte, war mit ihren Sitten und Gebräuchen gar wohl bekannt. Er wußte daß er jetzt um sein Leben laufen müsse und daß er es mit fünf- bis sechshundert Indianern zu thun habe, er erwiderte daher mit großer Schlauheit, daß er nur ein ganz schlechter Läufer sey, obgleich seine große Schnelligkeit im Laufen von allen Jägern anerkannt war.

Der Häuptling gebot darauf den Indianern an der Stelle zu bleiben, wo sie sich befanden, führte Colter drei oder vierhundert Schritt hinein in die Prairie, wo er ihn in Freiheit setzte, mit dem Bemerken: er möge sich jetzt retten, wenn er könne. In diesem Augenblick drang das furchtbare Kriegsgeschrei der Indianer in das Ohr des armen Colter, welcher, in der Hoffnung sein Leben zu retten, mit einer Schnelligkeit davon rannte, die ihn selbst in Erstaunen setzte. Er richtete seinen Lauf gegen den Jefferson-Fork und hatte demnach eine sechs Meilen breite Ebene zu durcheilen, welche mit flachlichtem Kraute bewachsen war, so daß seine nackten Füße unablässig verletzt wurden. Er hatte fast schon den halben Weg zurückgelegt, bevor er wagte, sich umzuschauen, und jetzt gewahrte er, daß die Indianer sich nach verschiedenen Richtungen hin zerstreuet hatten und daß er einen bedeutenden Vorsprung gewonnen habe. Ein Einziger der Indianer nur, war mit einem Speer in der Hand, den Uebrigen weit vorausgeeilt, und kaum noch Hundert Schritte weit von Colter entfernt. Ein schwacher Hoffnungsstrahl erhellte jetzt des Flüchtlings trübes Gemüth, der Gedanke, daß doch noch Rettung möglich sey, gab ihm Vertrauen; dieß Vertrauen aber wäre ihm fast verderblich geworden, denn er beflügelte jetzt seine Schritte so sehr, daß das Blut ihm aus der Nase zu strömen begann. Er hatte jetzt nur noch eine Meile weit bis zu dem Flusse, als er plötzlich den furchtbaren Schall von Fußtritten hinter sich vernahm, und nunmehr jeden Augenblick fürchtete, von dem scharfen Speer seines Verfolgers durchbohrt zu werden.

Neuerdings wandte er sich — der Indianer war nur noch zwanzig Schritte von ihm entfernt. Entschlossen, wo möglich den Todesstoß zu vermeiden, blieb er plötzlich stehen, wandte sich rasch herum und breitete die Arme aus. Der Wilde durch diese Handlung überrascht und einigermaßen bestürzt über das furchtbare Ansehen Colters, dem das Blut noch aus der Nase strömte, wollte ebenfalls schnell seine Schritte hemmen, stürzte aber in dem Versuche dieß zu bewerkstelligen zu Boden, so daß sein Speer zerbrach. Colter erfaßte rasch den scharfen Obertheil desselben, bohrte damit den Indianer fest auf den Boden und setzte alsdann seine Flucht fort.

Als die übrigen Indianer dorthin gelangten, hemmten sie ihre Schritte und drachen in ein lautes Geheul aus. Colter benutzte jetzen Augenblick, und so erschöpft und ermattet er auch war, gelang es ihm dennoch das am Ufer des Flusses befindliche Gehölz von Baumwollbäumen zu erreichen, welches er rasch durchflog und worauf er sich in das Wasser stürzte. Zum Glück für ihn befand sich etwas weiter hinab im Flusse ein kleines Eiland, gegen welches einiges Treibholz angetrieben war. Hier tauchte Colter unter und glücklich gelang es ihm, seinen Kopf durch die Baumstämme über das Wasser zu bringen, so daß die Zweige ihn bedeckten; kaum hatte er dieß bewerkstelligt, als die Indianer am Ufer des Flußes anlangten und, wie Colter sich ausdrückte, gleich wahrhaften Teufeln heulten und schrieen. Sie durchschwammen den Fluß und suchten ihn überall, so daß Colter bis zum Einbruch der Nacht in wahrhafter Todesangst schwebte. Endlich vernahm er nichts mehr von den Indianern; er tauchte nunmehr unter dem Holze hervor und schwamm eine ganze Strecke weit den Fluß hinab, wo er ans Ufer stieg und seine Flucht während der ganzen Nacht fortsetzte.

Obgleich er sich höchst glücklich pries, sich aus den Händen der Indianer gerettet zu haben, befand er sich doch noch immer in einer entsetzlichen Lage. Nackt unter den Strahlen einer brennenden Sonne, mit wunden Füßen, von Hunger verzehrt, war er aller Mittel beraubt, das Wildprett zu erlegen, das er in großer Menge rund um sich her erschauete. Auch hatte er wenigstens sieben Tagereisen bis zum Fort. — Dieß waren Umstände, welche jeden Anderen, einen amerikanischen Jäger ausgenommen, wahrscheinlich zur Verzweiflung getrieben haben würden. Colter aber verlor den Muth nicht, er bestand die Beschwerden und Gefahren mannhaft, und langte wirklich nach sieben Tagen glücklich in dem Fort an, nachdem er sich während dieser ganzen Zeit von einer Wurzel ernährt hatte, welche von den Indianern des Missouri sehr geschätzt wird.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

Neuerdings ward an die Hausthür gepocht, Amine begab sich hinab, ohne indessen zu öffnen.

„Mynheer Poots wird dringend verlangt," sprach eine weibliche Stimme draußen.

„Ach, gute Therese," versetzte Amine, „mein Vater kann Deiner Kranken keinen Beistand leisten — ich fürchte, sein Werk hienieden ist gethan. Ich bitte Dich, geh' Du für mich nun zum Pater Seysen und ersuche ihn, sogleich hieher zu kommen, mein armer Vater liegt, wie ich besorge, in den letzten Zügen."

„Barmherziger Gott, ist dem so!" rief Therese, „ich eile Euren Wunsch zu erfüllen, Frau Vanderdecken."

Das Geräusch unten an der Thür hatte unterdessen Philipp erweckt, welcher sich jetzt weit besser fühlte. Er bemerkte, daß sich Amine während der ganzen Nacht nicht zur Ruhe gelegt habe und war eben im Begriff ihr deshalb Vorwürfe zu machen, als sie eintrat und ihm berichtete was sich zugetragen.

„Du mußt mir sogleich behülflich seyn, Philipp," sprach sie, „den Leichnam hinauf in das Bett zu schaffen, bevor der Priester anlangt. Gott der Gnade! wenn ich Dir, Dir das Pulver gereicht hätte! — aber laß uns jetzt nicht davon reden. — Wir müssen uns beeilen, denn Pater Seysen wird bald hier seyn."

Philipp warf schnell seine Kleidungsstücke über und begab sich mit Amine hinab in das untere Gemach; die Sonne stand klar am Himmel und ihre Strahlen fielen grade auf die verzerrten Züge des Entseelten.

„Ach Amine, dieß Zimmer scheint zu Schreckensscenen bestimmt" seufzte Vanderdecken, „wie viele grauenvolle werden sich darin noch zutragen!"

„Keine hoffentlich," beruhigte Amine. „Auch ist das eigentlich keine Schreckensscene. Als der alte Mann da — der jetzt seine Strafe empfangen — an Deinem Lager stand und Dir den vermeintlichen Giftbecher mit allen Zeichen der Liebe und Freundlichkeit darreichte, — das, das war eine Scene des Schreckens, welche mir lange Zeit vor Augen schweben wird."

„Der Himmel verzeihe ihm, wie ich ihm verzeihe!" sprach Philipp, indem er den entseelten Körper aufhob und ihn hinauf in das Zimmer trug, welches Mynheer Poots bewohnt hatte.

„Man soll wenigstens glauben, daß er in seinem Bette und eines natürlichen Todes gestorben," sprach Amine, „mein Stolz kann es nicht ertragen, daß die Sache bekannt werde, und man mich als die Tochter eines Mörders bezeichne. Ach Philipp! in welchem Lichte muß ich jetzt bei Dir erscheinen, wüßtest Du doch, wie unglücklich mich der Gedanke macht!" Bei diesen Worten brach Amine in Thränen aus.

Ihr Gatte war bemüht sie zu beruhigen, da pochte Pater Seysen schon an die Hausthür und Philipp eilte hinunter um zu öffnen.

„Guten Morgen, mein Sohn," sprach der wackere Geistliche, „wie steht es um den Kranken?"

„Er hat aufgehört zu leiden, frommer Vater."

„Wirklich?" fragte der gute Priester mit betrübtem Antlitz. „Ich komme also zu spät und doch zögerte ich keinen Augenblick."

„Er ward in einem Krampfe plötzlich hinweggerafft," versetzte Philipp, indem er den Geistlichen die Treppe hinauf führte.

Pater Seysen betrachtete den Leichnam und überzeugte sich bald daß hier nichts mehr für ihn zu thun sey, er wandte sich demnach zu der noch immer weinenden Amine.

„Weine meine Tochter," sprach er, „weine, denn Du hast gerechte Ursache dazu. Der Verlust eines liebenden Vaters ist für ein frommes, gehorsames Kind eine harte Prüfung. Aber gieb Dich Deinem Grame nicht allzu sehr hin mein Kind, Du hast andere Pflichten zu erfüllen, — andere Bande zu berücksichtigen — Du hast einen Gatten."

„Ich weiß das, frommer Vater," erwiderte Amine, „dennoch aber muß ich weinen, denn ich bin seine Tochter."

„Legte er sich denn nicht gestern gehörig zur Ruhe, daß er noch jetzt im vollen Anzuge ist? Wann klagte er zuerst?"

„Ich sah ihn zuletzt, als er vor mein Bett trat und mir eine Arzenei reichte," versetzte Philipp, „er ward zu einer Kranken beschieden, und als meine Frau ihn wecken wollte, fand sie ihn sprachlos."

„Das ist plötzlich gekommen," bemerkte der Priester, „aber er war ein alter Mann und alte Leute gehn oft plötzlich heim. Warst Du bei ihm, als er starb?"

„Nein Vater," entgegnete Vanderdecken, „als mich mein Weib geweckt hatte, warf ich schnell einige Kleidungsstücke über, aber als ich bei ihm anlangte, hatte er bereits diese Welt verlassen."

„Um sie mit einer besseren zu vertauschen, wie ich hoffe," bemerkte Pater Seysen.

Amine schauderte zusammen.

„Sage mir noch, Amine," fuhr der Geistliche fort, „zeigte er vor seinem Tode kein Verlangen, sich zu bekehren? Denn Du weißt, daß er lange Zeit als ein Ungläubiger betrachtet wurde, als ein Verächter unserer heiligen Kirche."

Amine schüttelte traurig und verneinend das Haupt.

„So müssen wir die himmlische Barmherzigkeit für ihn in Anspruch nehmen," sprach der Geistliche, „knieet mit mir nieder, meine Kinder, und laßt uns für die Seele des Hinübergegangenen ein andachtsvolles Gebet zum Himmel senden."

Philipp und Amine knieeten nieder mit dem Priester, welcher laut und inbrünstig betete, und als sie sich wieder erhoben, blickten die Eheleute sich mit einem Ausdrucke an, aus welchem deutlich sprach, was in ihrem Innern vorging.

„Ich will die Leute herfenden, damit sie ihre Pflicht bei dem Todten verrichten, und für sein Begräbniß Sorge tragen," sprach darauf Pater Seysen, „aber es wird eben so gut seyn zu verschweigen, daß er schon vor meiner Ankunft starb, damit man nicht erfahre, daß er ohne die Segnungen der heiligen Kirche dahingeschieden."

Philipp nickte bejahend mit dem Haupte und der Geistliche begab sich hinweg.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aphorismen.

Das Leben der Menschen ist eine Parthie Schach. Jede Figur nimmt nach ihrer Eigenschaft einen bestimmten Rang ein, hält der große Spieler die Partie für geendigt, so werden König, Dame, Springer und Bauern, ohne Ansehen der Person in Einen Sack gesteckt.

Es giebt Schwachheiten, die einem so viel Ehre machen, daß man sie nicht einmal gestehen kann, ohne sich den Vorwurf der Eitelkeit zuzuziehen.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Die zahlreichen hier anwesenden Gäste scheinen die Theaterwüsteneien noch immer nicht beoolkern zu wollen, nur die Darstellungen des talentbegabten Hrn. Beckmann machen in dieser Ruckscht eine Ausnahme und wenn auch nicht grade ganz gefüllte, denn doch sehr besetzte Hauser. Dieser treffliche Künstler ist seit unserm letzten Bericht über ihn am 22sten dieses als Eckensteher Nante und Liborius in «die Reise auf gemeinschaftliche Kosten,» am 23sten dieses als Schuster Kneip in «Lumpaciogagabundus» und am 26sten d. als Graf Schelle aufgetreten. Ueber letztgenannte Rolle werden wir im nächsten Blatte ausführlicher sprechen, in den drei ersten bestätigte Herr Beckmann vollkommen das von uns über ihn bereits ausgesprochene Urtheil, nehmlich, daß er durchaus nicht zu der Klasse jener gewöhnlichen Komiker gehöre, welche um den Beifall der Gallerie und der weniger Gebildeten zu erringen, ihre Kunst hinabziehen in den Staub, und die sich als Muster den Harlequin gesetzt zu haben scheinen. Herr Beckmann hat offenbar einen edleren Zweck, wurde aber denselben noch zuverlässiger erreichen, wenn er seine Schwingen in besseren Regionen entfalten, wenn er Rollen wählen wollte, besser geeignet als die oon ihm gegebenen, um darzuthun, daß die eigentliche Komik der wahre Humor, der Tiefe des Gemüths entspringen müsse. Mehr darüber bei der Beurtheilung des Grafen Schelle.

Herr Hendrichs, dessen Darstellungen gewiß ebenfalls recht viele Zuschauer in das Haus locken würden, wenn nicht seine Mitspielenden größtentheils viel zu wünschen übrig ließen, beurkundete sich in seiner dritten Gastrolle als Fahnenjunker von Schrankenau in dem Schauspiele «Die Soldaten» welche Rolle er am 25sten dieses gab, aufs Neue als ein wahrhafter Künstler, dem es Ernst um die Sache ist und der sich nicht begnügt leichthin von der Oberfläche zu schöpfen, sondern eifrig danach strebt, den darzustellenden Charakter mit allen Nuancen richtig aufzufassen und wiederzugeben, Seine wirthvolle Leistung war in jeder Rücksicht durchdacht und tadellos, auch ward dem wackeren jungen Künstler der laute einstimmige Beifall der Versammlung und die Auszeichnung des Hervorrufs zu Theil.

Dem Vernehmen nach ist dem Herrn Hendrichs von Seiten der hiesigen Direction bereits ein ehrenvoller Engagements-Antrag gemacht worden, wir wollen hoffen und wünschen daß sich die Sache realisiren moge.

So gern wir auch über die in dem obengenannten Drama sanft Beschäftigten schweigen, so sehen wir uns doch genöthigt, um das oben Ausgesprochene zu bestätigen, einige Bemerkungen über dieselben niederzuschreiben. Herr Lenz war vor mehreren Jahren ein sehr braoer Major von Bohn, jetzt aber paßt er nicht mehr für diese Rolle, die durch Herrn Fehringer weit besser hatte besetzt werden konnen. Herr Jängl stellte den Unteroffizier Graun wie einen Prädicanten hin, während Herr Brüning denselben gewiß weit besser zur Anschauung gebracht haben wurde. Mad. Lenz als Wittwe Felden, spielte affectirt und durchaus ohne Wahrheit. Dlle. Enghaus war dagegen recht gut, nur hin und wieder etwas zu monoton.

Am 25sten dieses hatten wir das Vergnügen im Theater einen jungen Landsmann zu begrüßen, Herrn Schrader, einen Hamburger und Schüler des talentvollen Methfessel. Schon vor mehreren Jahren legte dieser wackere junge Künstler auf der diesigen Bühne Beweise seines aufkeimenden Talentes ab, welche auch eine sehr aufmunternde Anerkennung fanden. Jetzt zeigte er unn als Georg Brown in der Oper «Die weiße Frau» daß er keineswegs auf der Kunstbahn stillstand, sondern daß er im Gegentheil für seine weitere musikalische Ausbildung ernstlich bemüht war. Die Stimme des Herrn Schrader gehört zwar keineswegs zu den starken Tenorstimmen, aber sie klingt hochst lieblich und angenehm, und wenn der wackere junge Gast auch im ersten Akte weniger Verdienstliches leistete, als in der Folge seiner Darstellung, so ist das ganz gewiß nur auf Rechnung seiner Befangenheit zu stellen. Wir werden uns bei den ferneren Gastrollen dieses jungen Künstlers ausführlicher über ihn aussprechen.

Unterstützt ward Herr Schrader an diesem Abend sehr gut. Mad. Walcker als Anna war sehr bei Stimme und sang vortrefflich. Mad. Christiany (Jenny) führte ihre Parthie recht brav durch; Herr Nacke der als Dickson dagegen trug wieder viel zu stark auf.

Repertorium.
Stadt-Theater.

Montag, den 31sten July: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Achtes Heft

№ 92 — 104.

August 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler der ausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

	Seite
Georg Lotz. Das Geisterschiff. Nach Capitain Marryat. Sechster Abschnitt	729 ff.
— — General Arnold und Major Andre	801 ff.
Erinnerung aus Nelsons Zeit	
1) Der Königliche Besuch	817 ff.
2) Der Ball	825 ff.
3) Die Fahrt nach Livorno	837 ff.
W. Pfeifer. Aus meinem Taschenbuche. 782. 799.	806.
Der Minister und der Marschal	789.
Die Jugendgespielen. Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit	739 ff.
Der Favorit	777.
Die Quäker. Ein Assecuranzgeschichtchen	781.
Der Abt zu Marchthal über die bösen Weiber im 13. Jahrhundert	761.
Ein Dichter des 9ten Jahrhunderts	740. ff.
Todeskunde	774.
Der Tempel in Paris	732.
Besuch der unterirdischen Hölen bei Mastricht	771.
Abend-Ansicht des Aetna vom Theater Taormina	734.
Sinnsprüche.	759. 775.
Reflection	759.
Gewinn durch Banquerott	758.
Antwort auf eine Anfrage	751.
Anecdoten-Gallerie.	735. 742. 782. 799. 807. 815.
Aphorismen	743.
Musikalisches	806.

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

H. P. F. Hintze. Lorber und Palme	793.
Hugo. Buchstabenräthsel.	759.
— Räthsel	782.
— Räthsel	831.

Auswärtige Notizen.

Lübeck Anfang August	763
Dobberan im August.	784.

Gedruckt bei Jürgen-Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 92 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

Man hatte in dem Dorfe, in welchem Vanderdecken wohnte, gegen Mynheer Poots stets einen großen Widerwillen gehegt; seine Vernachlässigung aller religieusen Pflichten — der Verdacht, daß er sich nicht einmal zu dem römisch-catholischen Glauben bekenne — sein Geiz und seine Erpressungen — alles das hatte ihm eine Menge von Feinden wach gerufen; seine große, allgemein anerkannte ärztliche Geschicklichkeit dagegen machte ihn zu einem Manne von Wichtigkeit.

Wäre es bekannt geworden, daß er, wenn er anders überhaupt einem Glauben anhing, sich zum muhamedanischen Glauben bekannte, und daß er in dem Versuche seinen Eidam zu vergiften, den Tod gefunden habe, so würde man ihm unfehlbar ein christliches Begräbniß verweigert und mit dem Finger der Verachtung auf seine Tochter gezeigt haben.

Da aber Pater Senfen als er deshalb befragt ward, in dem ihm eigenthümlichen milden Tone versicherte, daß Mynheer Poots in Frieden hinübergegangen sey, setzte man voraus daß der Verstorbene als Christ dahingeschieden sey, obgleich er während seiner Lebenszeit nur wenig Beweise von einer christlichen Denkungsart an den Tag gelegt hatte.

Am folgenden Tage wurden demnach die irdischen Ueberreste des alten Mannes mit den herkömmlichen feierlichen Gebräuchen der mütterlichen Erde wiedergegeben, und Philipp und Amine fühlten ihr Herz ungemein erleichtert, als die Bestattung ruhig abgegangen war.

Erst als Mynheer Poots im stillen Grabe ruhte, schickte sich Philipp Vanderdecken an, gemeinschaftlich mit seiner Gattin das Zimmer seines verstorbenen Schwiegervaters zu untersuchen. Der Schlüssel zu der eisernen Geldkiste war in der Tasche des Erblichenen gefunden worden, noch aber hatte Philipp keinen Blick in die geheime Schatzkammer desselben gethan. Das Gemach war mit Büchsen und Flaschen voll Arzenei angefüllt, welche theils weggeworfen, theils wenn Amine ihren Nutzen kannte, in einer Kammer aufbewahrt wurden. Sein Schreibtisch hatte viele Schubfächer, welche die heterogensten Dinge und unter anderen auch mehrere Arabische Schriften — wahrscheinlich Rezepte — enthielten. Auch fanden sie in einer Büchse die eine arabische Aufschrift trug, ein Pulver, dem ähnlich, welches Mynheer Poots seiner Tochter gegeben hatte, um es ihrem Gatten unter den Wein zu mischen. Andere Blätter

bewiesen, daß der Verstorbene dem Studium der sogenannten schwarzen Kunst obgelegen, weshalb sie sämmtlich ins Feuer geworfen wurden.

Endlich fanden sie auch bedruckte Papiere. Es waren Actienscheine der Holländisch-Ostindischen Compagnie. „Das ist Geld, Amine," sprach Philipp, „es sind acht Actien in der Ostindischen Compagnie, welche jährlich einen schönen Zins abwerfen. Ich hatte keine Ahnung davon, daß der alte Mann sein Geld auf diese Weise angelegt habe. Ich hatte die Absicht vor meiner Abreise, mit meinem Gelde, statt es müßig liegen zu lassen, auf gleiche Weise zu verfahren."

Jetzt kam die Reihe der Untersuchung an die eiserne Geldkiste. Als Philipp sie öffnete, glaubte er anfangs, daß sie nur wenig enthalten würde, denn sie war zwar geräumig und tief, schien aber fast ganz leer. Als er sie aber unten untersuchte, zog er dreißig bis vierzig zwar kleine aber ganz mit Gold gefüllte Beutel heraus; nur ein einziger großer Beutel mit Silber gefüllt war vorhanden. Hierauf aber beschränkte sich der gefundene Schatz nicht, es standen auch noch einige Kästchen da, welche Diamanten und andre Edelsteine enthielten. Alles zusammen bildete eine Summe von großem Werthe.

„Gute Amine," sprach Philipp, „Du bringst mir in der That eine unerwartete große Aussteuer mit."

„Wohl magst Du sagen: unerwartete," bemerkte seine Gattin. „Diese Juweelen muß mein Vater von Aegypten mit hieher gebracht haben, und dennoch, wie armseelig lebten wir, ehe wir hier dieß Häuschen bezogen. Und trotz aller dieser Schätze wollte er meinen Philipp vergiften, um immer mehr zu haben, immer mehr! Der Himmel verzeihe ihm!"

Nachdem sie das Gold überzählt hatten, dessen Werth sich fast auf 50,000 Gulden belief, brachten sie alles wieder an Ort und Stelle und verließen das Gemach.

„Ich bin ein reicher Mann," dachte Philipp, als Amine sich entfernt hatte, „was aber nutzen alle diese Reichthümer mir? Ich könnte mir ein Schiff kaufen und es als Capitain selbst führen, aber würde nicht das Schiff verloren seyn? — Nein, nein! ich will kein Schiff kaufen. Ist es aber recht mit dieser Ueberzeugung ein Schiff anderer Leute zu besteigen? — Ich weiß es nicht. Das aber weiß ich, daß ich eine Pflicht zu erfüllen habe und daß unser aller Leben in der Hand einer gnädigen Vorsehung ruht, die uns von hier abruft, wenn sie es für gerathen hält. Ich will für einen großen Theil meines Vermögens Actien der Ostindischen Compagnie kaufen, gehen dann ihre Schiffe, auf welchen ich mich befinde, durch das Zusammentreffen mit meinem armen Vater, zu Grunde, so leide ich wenigstens mit den Uebrigen. Jetzt aber muß ich sorgen, daß meine Amine unterdessen mit größerer Bequemlichkeit lebe."

Philipp traf jetzt sogleich eine große Veränderung in ihrer bisherigen Lebensweise. Zwei weibliche Dienstboten wurden gemiethet, besseres Hausgeräth ward angeschafft, kurz er sparte

nichts, wo es der Annehmlichkeit seiner Amine galt. Er schrieb nach Amsterdam und kaufte noch mehrere der oberwähnten Actien. Die Diamanten und sein eigenes Geld übergab er der Sorge Aminens; und über diese Anstalten schwanden schnell die zwei Monate dahin, nach deren Ablauf Philipp schriftlich aufgefordert wurde, sich an Bord seines Schiffes zu begeben. Amine wünschte, daß Wanderdecken sich als bloßer Passagier einschiffen möge, damit er der Schiffsarbeit überhoben wäre, er aber zog die Anstellung als Steuermann vor, meinend, er habe sonst keinen Grund für seine Reise vorzuschützen.

„Ich weiß nicht, wie es zugeht," sprach Philipp am Abend vor seiner Trennung zu Aminen, „ich weiß nicht, wie es zugeht, aber ich habe diesmal nicht, wie bei meiner ersten Reise, ein böses Vorgefühl."

„Auch mich quält grade keine schlimme Ahnung," versetzte Amine, aber es ist mir, als ob Du lange, recht lange ausbleiben würdest, ist das nicht schon Trübsal genug für ein liebendes Weib, Philipp?"

„Gewiß, Theure, gewiß, aber — —

„Ich weiß es, es ist Deine Pflicht, Du mußt fort," unterbrach ihn Amine, indem sie ihr Antlitz auf seiner Brust barg.

Am folgenden Tage schied Philipp von seiner Gattin, die ihn diesmal mit mehr Festigkeit entließ. „Alle kamen um, nur er ward gerettet," dachte Amine, „ich fühle, er wird zu mir zurückkehren. Herr des Himmels, Dein Wille geschehe!"

Philipp Vanderdecken traf glücklich in Amsterdam ein und nachdem er mehrere Dinge eingekauft hatte, von denen er glaubte, daß sie ihm bei besondern Zufällen, denen er mit Gewißheit entgegensah, nützlich seyn konnten, begab er sich an Bord des Schiffes Batavia, welches segelfertig vor Anker da lag.

Ende des fünften Abschnitts.

(Ich hoffe den sechsten schon nach wenigen Blättern meinen freundlichen Lesern vorlegen zu können.) G. L.

Der Tempel in Paris. *)

Als die Bastille niedergerissen wurde, machte man den Vorschlag, daß den Tempel ein gleiches Loos treffen solle; aber die Republikaner wollten ebenfalls ihre Bastille haben, und der Vorschlag wurde hintertrieben. Der Tempel der bis zur Revolution leer stand, wurde nun zum Staatsgefängniß eingerichtet; die ungeheuren Hallen wurden unterschlagen, die Thüren auf den Treppen bis auf die Zahl von 13 vermehrt, und dreifache Corps de Gardes angelegt. Die verschiedenen Faktionen, die sich nach und nach des Staatsruders bemächtigten, kerkerten einander der Reihe nach ein, und es ist ein

*) Aus einem älteren französischen Werke.

merkwürdiges Zeichen der Zeit, daß nach Herstellung der monarchischen Form nicht nur die Zahl der Staatsgefangenen beträchtlich sich verminderte, (sie stieg seit Einführung des Konsulats nie über 40, vorher war sie nie unter 150), sondern daß es ein Monarch war, der diesen letzten Zwinger der Despotie, wie ihn die Republikaner nannten, aus dem Umkreise der Stadt zu entfernen befahl.

Wenn man das Hotel Conti und seine großen Höfe hindurch ist, kommt man auf einen mit Bäumen besetzten und von einer sehr hohen Mauer eingeschlossenen Platz, wo der Tempel steht. Der Tempel bildet ein unregelmäßiges Viereck, und ist mit sieben Thürmen gekrönt. Viere davon, in deren Mitte sich der größte Thurm (jener der Kirche) erhebt, bilden ein regelmäßiges Viereck, und bezeichnen den Umfang des sogenannten größern Tempels, an den der kleinere Tempel, an seinen zwei Enden ebenfalls mit Thürmen versehen, angebaut ist. Die Mauern sind mehr als klafterdick, und das Niederreißen wird mehr kosten, als die Baumaterialien werth sind. Ein Gitter z. B., das vielleicht 6 Franken werth ist, erfordert 12 Franken Arbeitslohn für's Losbrechen. Pulver darf man wegen der umgebenden Häuser nicht anwenden.

Der kleinere Tempel war es, wo die königliche Familie beisammenwohnte, bis der größere für sie zubereitet wurde. In diesem wurde sie vom 10. August bis 29. Sept. 1792 getrennt; der König, mit dem Dauphin, und seinem treuen Kammerdiener Clery, bewohnten das untere Stockwerk; die Königin mit ihrer Tochter und Madame Elisabeth das obere. Die Zimmer waren reinlich und gut möblirt. Das eine Thurmzimmer diente zu einer Kapelle, wo der Beichtvater des Königs, Edgeworth, dem Könige Messe las. In der Folge kam der berüchtigte Schuhflicker Simon hinzu, von dessen sansculottischer Rohheit selbst die Kerkermeister mit Abscheu sprach. Mit welchen Empfindungen muß Ludwig in dieser Stätte gelebt haben, wo Heinrich der Dritte von England dem heil. Ludwig einst ein glänzendes Fest gab; wo Philipp der Schöne bisweilen wohnte, und seinen königlichen Schatz musterte!

Als die Königin noch im kleinen Tempel wohnte, wurden ihr aus den Fenstern des gegenüberstehenden Hauses täglich Abendmusiken gemacht, um sie zu zerstreuen. Auch korrespondirte sie mittelst Zeichen. Das erstere wurde man nicht sogleich gewahr, aber das letztere; im großen Tempel wurden daher die Fenster der königlichen Wohnzimmer bis auf Mannshöhe zugemauert. Auf dem Dache des Tempels, eigentlich in dem engen Raume, der rings um den großen Thurm herumführt, durfte der König spatzieren gehen, so wie auch in dem mit Bäumen besetzten Hofraume; aber immer nur in Begleitung von zwei Kommissären, und ohne die Königin zu sprechen. Selbst bei dem Abschiede des Königs, als er zum Tode geführt wurde, durfte sich das königliche Ehepaar nur durch eine Glasthüre sprechen, und mußte ohne Umarmung scheiden.

Unter den Gefangenen, die nach Vincennes abgeführt

wurden, befand sich noch der berüchtigte Abbee David. Auch von den beiden Polignac's hatte der jüngere seine Strafzeit überstanden, aber er blieb freiwillig im Kerker, bis sein Bruder ebenfalls frei war. Ein russischer General, der im Jahre 1799 dorthin als Kriegs-Gefangener kam, hat die Gegend seines Geburtsortes mit schwarzer Kreide auf die Wand, und darunter die Worte gezeichnet: O rus, quando ego te, etc. Ein anderer schrieb über seine Thüre: Patience aujourd'hui! — demain je sortirai. Mehrere Gefangene haben auf ähnliche Art den engbeschriebenen Raum ihres Daseyns auszudehnen oder zu vergessen gesucht. Vor der Revolution war der Hofraum des Tempels, worin der Malteser-Orden ein eigenes Gericht hielt, dessen Sprengel ziemlich ausgedehnt war, ein Asyl für Schuldner, wie Newgate zu London. Der Hof gestattete es, um Künstler oder unglückliche Fabrikanten von dem Auswandern abzuhalten; nur Diebe oder Betrüger mußten ausgeliefert werden. Der Dichter Chaulieu kam öfter in Veranlassung, dem Großprior seinen Besuch abzustatten.

Noch eine Merkwürdigkeit im Tempel ist der Dachstuhl des mittlern oder großen Thurmes, der die Hälfte eines Rhombus bildet, und ganz aus Kastanienholze (von deu ebaren Kastanien im Limousin) erbaut ist. Das Holz hat die ionderbare Eigenschaft, daß es keinem Insekte Aufenthalt gestattet; und wirklich ist das ganze Innere des eben so massioen als einfachen Gebälkes von allen Spinnengeweben so rein, als wäre es eben gesäubert worden. N.

Abend-Ansicht des Aetna vom Theater in Taormina.

Die vielen großen Höhlen, an denen wir vorbei klimmten, sagten uns, daß wir im Lande der Cyklopen uns befänden. Die Felsentrümmer vor den Höhlen schienen ihre umgeworfenen Amboßklötze.

Um 5 Uhr Abends, standen wir auf den hohen Stufen des Theaters, das in Ansehung seiner Lage wohl niemals und nirgends seines Gleichen hatte. Die ganze Gegend von Taormina gehört zu den ausgezeichnetsten Naturgemählden, die ich jemals sah.

Hohes und Wildes, Erhabenes und Romantisches, Schauerliches und Idyllisch-Freundliches mischen sich hier auf eine seltene und höchst eigenthümliche Weise. Mauerreste aus den getrenntesten Jahrhunderten von Griechen, Sarazenen, Römern und Normannen herstammend, ragen auf Hügeln oder drohenden Stellen. Im Hintergrunde ruht der älteste Beherrscher der Gegend, der gewaltige Feuerberg.

Aetna! wer mahlt dein Bild, wo die Natur dich in deiner vollen Hoheit und Größe mahlt! Solche Tinten und Töne mischt keines Künstlers Hand; so mahlt kein Sterblicher.

Die ganze große, gedehnte Masse des hier in seinen Linien so einzig erscheinenden Berges war in Tonfarbe aufgelöst, und stand da wie hingehaucht. — Graulische, violette, violettröthliche und violett-blauliche, allmählich in das zarteste Grün übergehende Töne verschmolzen mit dem darüber sich breitendem Licht- und Schattenduste zu einem unbeschreiblichen Ganzen. Goldne Wölkchen flimmerten an dem noch mit Schnee bedeckten hohen Rücken empor, und zwischen ihnen wirbelte die Rauchsäule an der höchsten Spitze in dem reinen lichten Aether.

Und zu diesem Bilde — welche Einfassung! welche Umgebung! — Dort das Meer mit seinen gegen Syrakus hin sich verlierenden Küsten. Am Fuße des Berges eine unermeßliche Fruchtfelder-Ebene, und näher die Felsenwälle von Taormina, als stürzten sie in's Meer hinab, und auf ihnen die herrlich prangende Stadt mit dem gigantisch über ihr starrenden Felsen der alten Kaiserburg und der höhern Steile des Dörfchens Mola. Stumm, in den Anblick versunken, wußt' ich kaum, ob ich eine Wirklichkeit oder ein idealisches Traumbild vor mir sähe, denn solche Linien, solche Zusammenstellung solch eine Farben-Harmonie und Glorie hatte mein Auge nie gesehen. —

Eine Stunde entfloh uns mit Minuten-Eile, und wir konnten den vielen schönen Details der Gegend, den Mauernischen der alten Naumachie mit darunter und darüber stehenden Orangen, dem prächtig liegenden Kloster St. Domenico, wie den Palmen, die einzeln an der Stadtmauer sich erheben, blos flüchtige Blicke widmen.

Nur die Theater-Ruine reißt selbst noch neben dem Aetnabilde das Interesse zu sich hin. Diese hochgefärbten Ziegelmauern, mit blühendem Gebüsch behangen, diese Nischen, diese Marmorsäulen-Trümmer, die an dem Prosceniun herumliegen oder aufgestellt sind, weckten mitten in der Freudenbegeisterung eine stille Wehmuth, daß solche Zeiten vorübergingen, da der Menschengeist solche Werke erdachte und schuf. R.

Anecdoten-Gallerie.

Der geistreiche, aber höchst eitle Dichter O. in E. wollte von dem satyrischen aber sehr geschickten Mahler H. sein Bild mahlen lassen und besprach sich mit demselben hinsichtlich der Stellung, der Tracht u. s. w.

„Wo aber bringen wir den Lorbeer hin?“ fragte endlich der von Eitelkeit berauschte O.“

„In den Mund,“ erwiderte sarkastisch der satyrische Mahler.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Herr Beckmann, der bei seinem jedesmaligen Auftreten ein volles Haus und reichlichen Beifall findet, spielte am Acten dieses den Vader Schelle in der neuen, durch ihn auf unsere Bühne gebrachten dreiaktigen Posse von Angely: «Graf Schelle.» Dies Stück ist unbedingt eines der elendesten, die unsere Zeit gesehen hat, denn es läßt sich mit der größten Anstrengung demselben keine vortheilhafte Seite abgewinnen. Erfindung, Charakteristik, Dialog, die Situationen: Alles ist kaum alltäglich zu nennen, und selbst der Hauptcharakter hat so wenig acht Humoristisches in seiner Färbung, und flößt so wenig Interesse ein, daß es uns fast unbegreiflich scheint, wie der treffliche Künstler, den man doch viel Erfahrung und Tact im Bühnenwesen zutrauen darf, eine solche Rolle wählen konnte. Ja, nicht einmal dankbar ist die Rolle, wenn wir auch alle strengeren Anforderungen aufgeben wollen. Jeder Naupach'sche Schelle wäre nach unserer Ansicht nicht allein eine würdigere, sondern auch eine viel dankbarere Aufgabe gewesen. Ueberhaupt müssen wir bei dieser Gelegenheit nochmals unser Bedauern darüber aussprechen, daß Hr. Beckmann nicht würdigere Vorwürfe gewählt hat, um seinseltenes Talent zu entfalten. Es giebt doch der komischen Rollen, die zugleich inneren Gehalt haben, noch recht viele! — Unser Publikum, dessen Anforderungen an ein Lustspiel in der Regel nicht die strengsten sind, äußerte dennoch über dies Angely'sche Machwerk laut seinen Unwillen. Das unser Gast übrigens abermalige Beweise seines großen komischen Talents gab, bedarf keiner Erwähnung; er war wie immer im Besitze jener rosigen Laune, die ihm bei jedem Publikum eine so dienstbende Kraft giebt, zumal aber bei einem solchen, das Empfänglichkeit und selbst Vorliebe für einen komischen Schauspieler besitzt. Daß dies bei dem unsrigen der Fall sey, beweisen die gefüllten Häuser bei den Darstellungen des Herrn Beckmann, während der Besuch nur sparsam ist bei denen anderer Künstler, die zwar nicht so einzig in ihrer Art, aber dennoch nicht minder achtungswerth sind. Wir werden Gelegenheit haben, hierauf zurückzukommen.

Auf die Posse folgte an diesem Abend der beliebte kleine Tambour Nataplan. Ist dieses Singspiel gleich durchaus nicht mehr neu, wiewohl auf unserer Bühne vor Kurzem zum ersten Male gegeben, so ist es doch, wenigstens in dieser Beziehung, eine ganz allerliebste Erscheinung. Mad. Zängl: Nataplan, Dlle. Bleb: Pfeifer Caprice, Herr Gloy: Sergeant, bilden ein vortreffliches Kleeblatt. Mad. Zängl empfehlen wir eine sorgfältige Ausbildung ihrer Stimme, die nicht ohne Klang ist, das Spiel ist unbefangen und natürlich, der Vortrag der verschiedenen Musikstücke scheint aber das Herz etwas zu beklemmen, das erste liegt übrigens unbequem und ist nicht ohne Schwierigkeiten. Das Duett mit Herrn Gloy wurde von beiden Seiten sehr beifallswürdig executirt. Herr Gloy ist in dergleichen Rollen stets ausgezeichnet, weil er im Gesang und Declamation immer wahr ist. Dlle. Bleß spielte den kleinen Pfeiffer mit Anmuth und reizender Natürlichkeit. Auch Herr Raeder wirkte zum Gelingen des Ganzen, namentlich durch Einlegung einer von Herrn Canthal recht launig und hübsch componirten Gesangspiece.

Repertorium.

Mittwoch, den 1ten August: „Des Adlers Horst.“ Oper in drei Aufzügen. — Herr Beckmann: Vater Renner.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 93 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Jugendgespielen.

Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit.

Leon von Armantieres, welcher das reizend gelegene Schloß Armantieres bewohnte, war ein schöner freisinniger junger Mann von 24 Jahren, geboren unter den Schrecken der Revolution, und dem Anscheine nach für ein Leben von Leiden und Entbehrungen bestimmt.

Als Napoleon aber zur Herrschergewalt gelangte, brachte die Erinnerung an kleine Dienstleistungen, welche der Baron von Armantieres vormals dem jetzigen Herrscher geleistet hatte, plötzlich eine wohlthuende Veränderung in dem Schicksale der Familie des Ersteren hervor. Sie ward in ihrer Verborgenheit aufgesucht, und mit den Gunstbezeugungen der Regierung überschüttet. Der Baron fand bald Mittel seine confiscirten Besitzungen wieder an sich zu bringen und nur sein frühzeitiger Tod auf dem Schlachtfelde von Austerlitz verhinderte sein Emporsteigen zu den höchsten Stellen. Einige Monate nach seinem Tode starb auch seine Gemahlin vor Kummer, nachdem sie ihren einzigen Sohn dem Kaiser dringend empfohlen hatte, so daß Leon von Armantieres schon in seinem zehnten Jahre als Page dem Haushalte des Kaisers einverleibt wurde, wobei er mechanisch jene Ansichten und Grundsätze angenommen hatte, welche die Dankbarkeit seinen Aeltern einflößte.

Viele der angesehensten Häuser Frankreichs: die Familien Montesquieu, Narbonne und Breteuil standen ebenfalls schon im Dienste der Tuilerien, und als Leon das achtzehnte Jahr erreicht hatte, ward er von dem Kaiser als Stallmeister bei dem so eben geborenen Könige von Rom angestellt. Im kaiserlichen Cirkel ging das Gerücht, daß die verstorbene Baronin von Armantieres, die der Schmerz über den Soldatentod ihres Gatten tödtete, den Kaiser beschworen hatte, ihren einzigen Sohn nicht den Gefahren der Schlachten auszusetzen. Leon aber selbst hegte den bitteren Verdacht, daß der große Krieger ihn nicht für würdig hälte, unter seinen Adlern zu fechten, und ein unbesiegbarer Abscheu gegen die glänzende Dienstbarkeit, in die er versetzt war, bemächtigte sich seiner.

Einige Jahre lang hatte Leons hauptsächlichstes Vergnügen darin bestanden, das Schloß Armantieres in welchem er geboren war und in dem er seine frühsten Jahre verlebte, so oft zu besuchen, als es ihm sein Dienst in den Tuillerien gestattete. Jeder Baum seiner Besitzung war ihm vertraut, jeder Hügel war ihm ein befreundeter Gegenstand;

selbst das Grün zu Fontainebleau und Compiegne schien in seinen Augen nicht mit dem seiner Wälder wetteifern zu können. Nirgends erschien ihm das Clima so gesund, nirgends die Freude der Jagd angenehmer. Dort war auch er der Gegenstand allgemeiner Theilnahme, selbst die Holzschläger konnten den Tag und die Stunde seiner Geburt genau angeben, ja selbst der blinde Bettler, welcher sich in der großen zum Schloße führenden Allee in der Sonne wärmte, kannte den Schall der Schritte des jungen Barons von Armantieres.

Die Besitzung ward übrigens während Leons Minderjährigkeit nur mit geringer Sorgfalt behandelt. Die Fensterläden vor den zahlreichen Gemächern wurden höchstens jährlich einmal geöffnet, um die kostbaren Gemählde und Möbeln vom Staube zu reinigen. In der Allee und im Schloßhofe lagen gefällte Bäume aufgehäuft, und in den Gärten schoß das Unkraut wild empor. Diese Unordnung aber bildete für Leon zu der geregelten Steifheit des Hofes einen angenehmen Contrast.

„Wäre ich mein eigner Herr," sprach er eines Tages, „ich würde Armantieres nie verlassen."

„Das glaubst Du, weil es fast das Einzige ist, was Du nicht thun darfst," bemerkte lächelnd sein Busenfreund, der junge Graf von Breteuil.

„Vorliebe für den Ort unserer Geburt scheint mir kein Fehler," versetzte Leon, welcher sich in diesem Augenblick mit seinem Freunde zu St. Cloud in dem kaiserlichen Vorgemache befand.

„Du bist dort ein kleiner König, das gefällt Dir," fuhr Breteuil fort, „wir alle lieben das Herrschen."

„Da irrst Du doch. Ich liebe Armantieres, und doch gefällt es mir nicht mehr so wie damals als ich es in meinem zehnten Jahre verließ, als wir, Margaretha und ich, dort die Fluren durchstreiften und aus wilden Anemonen und Lilien Kränze wanden."

„Margaretha? Wer ist Margaretha? Etwa Deine Schwester?"

„Ich habe keine Geschwister, Margaretha war ein kleines von der Pförtnerin des Schloßes auferzogenes Mädchen. Nach ihrem Nahmen habe ich nie gefragt, ich nannte sie nur Margaretha, oder zuweilen meine kleine Frau."

„Und wie nennst Du sie jetzt?"

„Ich habe seit den letzten zehn Jahren nichts mehr von ihr gehört; Margaretha ward zu der Zeit, als ich meinen Dienst in den Tuilerien antrat, den Händen ihrer Pflegeältern entnommen, jetzt ist sie wahrscheinlich die ehrsame Hausfrau irgend eines Krämers in der Straße St. Denis."

„Also das wäre ein Stückchen von Deiner Liebesgeschichte," lächelte Breteuil; „doch a propos, von Liebe und Ehe, ich habe eine Neuigkeit für Dich. Wen, glaubst Du wohl, wird bald das süße Band der Ehe fesseln?"

„Doch nicht etwa Dich?"

„Doch, doch! Der Kaiser will es so und Du weißt, da gilt kein Widerspruch."

„Und wen sollst Du heirathen?"

„Eine Demoiselle Galli en oder Galli and, ich weiß selbst nicht recht wie sie heißt."

„Sie ist also kein Gegenstand Deiner Wahl?"

„Ey bewahre! Ich bat den Kaiser um ein Mittel meine Schulden bezahlen zu können und er hatte die Gnade, mir dasselbe nicht bloß zuzugestehen, sondern mir noch obendrein eine Frau an den Hals zu werfen. Er giebt mir das einzige Kind eines General-Einnehmers und eine Adjudantenstelle. Der Heirathscontract soll schon diesen Abend unterzeichnet werden. Morgen wird zu St. Roch die Vermählung gefeiert, und wenn der Kaiser meine nächste Bitte eben so huldreich gewährt als die Erste, so begleite ich ihn am folgenden Tage nach Rußland."

„Nun, und Du ladest mich nicht zu Deiner Hochzeit ein?" fragte Leon.

„Der Kaiser will eben daß Du mein Trauzeuge seyn sollst," versetzte Breteuil, „mache Dich also bereit mich diesen Abend nach der Straße Grenelle zu begleiten, wo ich meiner Braut vorgestellt werden und ihr auf Kosten der kaiserlichen Majestäten einen Schmuck, mehrere Tausend Franken an Werth, zum Geschenk machen soll."

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dichter des neunten Jahrhunderts.

Hand in Hand vereinigten sich im neunten Jahrhundert in dem Schooße der Abtei von St. Gallen mit den Schutzheiligen der Kirche die Musen; mit ernsthafter Gelehrsamkeit heitere Freude. Hier schöpften Herren und Fürsten Erholung von Fehden, bald Rath und Unterricht. In der Klosterschule bereitete sich der jüngere Adel zum Dienste entweder des Altars oder des Thrones vor, an der Klostertafel lernte unter Scherz und Spiel der rohe Krieger etwas Humanität. Je weniger glänzend damals das königliche Hoflager war, je öfter es abänderte, je mehr die Kronbeamten, weil sich ihr Dienstlohn nur auf Lehngüter beschränkte, die meiste Zeit auf solchen Gütern zubringen mußten, um so willkommener war ihnen zum Vereinigungspunkte, zum Sammelplatze, bald für Lustbarkeiten, bald für Berathschlagungen, irgend eine gastfreie Abtei. — Nicht weniger wegen köstlicher Bewirthung im Speisesaale, als wegen frommer Fürbitten im Heiligthume, erhielten die Mönche zu St. Gallen immer reichere Opfer. Seit Karls des Großen Zeiten strömten von allen Enden und Orten, nicht nur aus Brittannien und Italien, selbst aus Konstantinopel und aus Arabien in den Schooß des heiligen Gallus, zugleich mit den Schätzen des morgenländischen Luxus, auch manche

Seltenheiten der klassischen Kunst und Literatur. So kam es, daß man die schöne große Welt weniger in der Welt, seinere Lebensgenüße weniger bei Hofe, als hier in der Abtey fand. Hier war es, wo der junge Ramschwag unter liberaler Leitung in der Gelehrsamkeit große Fortschritte machte; hier sammelte er die Materialien zu seinem encyklopädischen Wörterbuche; hier gewann er auf Empfehlung des Abtes Hartmot ganz besondere Gnade bei König Ludewig dem Deutschen. Je lebhafter sich in ihm die Natur regte, um so mehr zitterte er vor der Ablegung des Klostergelübdes; freudig begleitete er den König als Geheimschreiber aller Orten, auf Reisen, nach dem Hof- und Feldlager. Um sich ihm gefällig zu machen, wagte er Versuche in deutschen Gedichten; ungemein schmeichelte er dem Könige mit dem Liede auf seinen Sieg gegen die Normannen.

So wie dem Kriegshelden sein Lied hochschallend erklang, so schmelzend ergoß es sich für die Geliebte. Auch den Töchtern des Königs huldigte Ramschwag's Muse. Vielmehr gefällig als mißtrauisch nahm an den Lateinischen Versen Antheil; ohnehin bereits beschlossen war es bei ihm, daß auch die jüngere Prinzessin Bertha, so wie Hildegard die ältere, ins Kloster gehen sollte. — Nicht ungern sah er's, wenn als Lehrmeister Ramschwag sich zu Berthas Füßen lagerte, wenn er sie bald im Harfenspiel, bald in der lateinischen Sprache unterrichtete. Gute Vorübungen, dachte er, sind das für die künftige Aebtissin; schuldlose Zeitkürzungen. So dachten unbesangen auch die Prinzessin Bertha und ihre Herzensvertraute, Hedwig von Lodau. Ihr selbst unbewußt, ergriff diese Letztere immer stärker die Flamme der Liebe. Welch ein ganz anderer Gesellschafter war nicht für sie der holde Apollo-Ramschwag, als jene wilden Lapithen, die rohen und immer trunkenen Raubritter! Hohen Muth hatte auch dieser, damit aber verband er das feinste Gefühl. So wie es jedesmal der Gebieterin Laune verlangte, bezeigte er sich wechselweise frei und bescheiden; äußerst gewandt war seine Sprache, äußerst erfinderisch und thätig seine Achtsamkeit. Er war ja der Liebling des Königs und der Prinzessin, ohne Bedenken also wählte ihn zum Lieblinge auch sie. Als Verwandte von Ramschwag, glaubte sie ihm ohne Folgen die eine und andere kleine Freiheit gestatten zu dürfen.

Ernsthaft endlich und in den Ausdrücken der feurigsten Leidenschaft erklärte Ramschwag Hedwig seine Liebe. — Es geschah im Frauenmünster zu Zürich, wo in des jungen Mentors Begleitung die Prinzessin Bertha ihre Schwester, die Aebtissin, besuchte. Welcher Widerspruch zwischen der klösterlichen Einsamkeit und der Person der jungen Aebtissin! Noch befand sich diese in der Blüthe der Jugend; sie, würdig in Amathunt unter Cytherens Priesterinnen zu glänzen, hieher verbannt in das schauerliche Dunkel des Klosters? Im Innern des Klosters aber gebrach es weder an Pracht noch an Kunst.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Der berühmte Phylolog, Professor W., machte einst in der Postkutsche eine Reise von Leipzig nach Berlin. Unter den Passagieren befand sich auch ein junger vorlauter Student, welcher das erste Jahr seiner Universitätszeit in Leipzig verbrachte und sich jetzt nach Berlin begab, um dort seine Studien fortzusetzen. Während der Professor in der Ecke des Wagens einnickte, oder sich vielleicht auch nur seinen Gedanken hingab, gefiel sich der junge Musensohn darin, bei einigen, sich ebenfalls im Wagen befindlichen Damen, den Gelehrten zu spielen; bei welcher Gelegenheit er, um den Wohlklang der Griechischen Sprache vor der Deutschen darzuthun, mehrere griechische Verse mit großem Pathos ziemlich falsch herdeclamirte, die er eine Stelle aus dem Sophocles nannte. Die griechischen Klänge erweckten den alten Phylologen: „Sie sprachen mein Herr," begann er zu dem jungen Vielredner, „so eben einige griechische Verse, welche Sie dem Sophocles zuschreiben, ich entsinne mich aber nicht sie in seinen Werken gefunden zu haben."

„Ey, da haben Sie nicht recht zugeschauet," lächelte vornehm der junge Mann, „die Stelle steht dort Wort für Wort, vermuthlich haben Sie den Sophocles vergessen, da es schon lange her seyn muß, seit Sie das Kollegium besuchten." —

Der Professor steckte die Hand in die Seitentasche seines weiten Reisemantels, zog ein Buch in Taschenformat hervor und reichte es dem Musenkinde hin, indem er sprach: „Hier ist der Sophocles, haben Sie doch die Gefälligkeit mir die Stelle aufzuschlagen."

Der schon etwas verdrüffte Student nahm das Buch, blätterte hin und her darin, und gab es dann zurück, indem er mit einiger Verlegenheit bemerkte: „Ich habe mich geirrt, die Verse stehn im Euripides."

„Dann bitte ich Sie, mir sie hier nachzuweisen," versetzte der ergrauete Schulmann, indem er wieder in die Tasche langte und ein zweites Büchlein hervorzog. „Hier ist der Euripides."

Der junge Großsprecher blätterte wieder verlegen in dem Buche: „Wo hatte ich denn den Kopf," entgegnete er endlich, „jetzt fällt mir's ein, richtig, die Stelle ist aus dem Aeschylos."

Der Professor schob neuerdings die Hand in die verhängnißvolle Tasche, um auch den dritten seiner Lieblings-Classiker hervorzuziehen. Der Musensohn aber, der einer dritten Beschämung vorbeugen wollte, rief schnell, indem er seine Hand hielt: „Nicht doch! die Verse befinden sich in den Nachbildungen alter Classiker, von dem berühmten Professor W."

„Von dem sind sie auch nicht," entgegnete mit dem ihm eigenthümlichen trockenen Humor der Phylolog, „ich muß das wissen, denn der Professor W. bin ich selbst."

Die Damen konnten nicht umhin, jetzt in ein lautes Gelächter auszubrechen; der beschämte Student aber dankte dem Himmel, daß grade nach einigen Augenblicken der Postwagen vor der Station anhielt, wo er unter dem Vorgeben, daß er in dem Städtchen Geschäfte habe, eilig die Gelegenheit ergriff, sich von seiner Reisegesellschaft zu flüchten.

Aphorismen.

Was ist Eifersucht? Mißtrauen gegen die geliebte Person? — Mißtrauen gegen sich selbst.

Man sollte doch immer mehr Werth darauf legen, wie man von einem Manne entlassen, als, wie man empfangen wird. Man empfängt uns, je nachdem unser Rock ist, man entläßt uns, je nachdem unser Geist ist.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im July.

Stadt-Theater.

Am 31sten July trat sie uns zum Letztenmale ein Gast auf, der während seines kurzen Gastspiels es verstanden hat, die Stimme der hiesigen Kunstfreunde in einem hohen Maaße für sich zu gewinnen und den diese aus mehr als einem Grunde ungern wieder von unserer Bühne scheiden sahen, Herr Heudrichs gab am obengenannten Abende den Dorn in den «Lichtensteinern,» welches Drama zu seinem Benefiz gegeben wurde. Wir konnen diese Wahl nicht ganz billigen, denn das Stück an sich: «Die Lichtensteiner, oder die Macht des Wahns,» Schauspiel in 5 Aufzügen, mit einem Vorspiel: «Das Weihnachtsfest» in einem Akt, nach van der Velde, bearbeitet von Bahrt, ist ein ganz bedeutungsloses Machwerk, wie es auch aus der dramatischen Bearbeitung eines Romans nicht anders entstehen kann Wir haben hiernber bei Gelegenheit des «Ben David» unsere Ansicht ausführlich ausgesprochen, und konnen daher sogleich zur Beurtheilung der Darstellung übergehen. Im Ganzen war diese wieder eine von den mißlungenen, dergleichen man bei uns oft sieht, wenn ein alteres Stück nach langerer Ruhe wieder einmal gegeben wird. Sie war durchaus eine ungenugende, die einen Mangel an Proben nur zu deutlich verrieth. Von der wenigen Rucksicht für den Gast, der zugleich Benefiziat war, wollen wir gar nicht reden. Sichtlich wurde dieser dadurch gehindert, und in der freien Bewegung seines Spiels beschränkt. Dennoch zeigte sich Herr Heudrichs in dem günstigsten Lichte, und riß durch die Wahrheit und Gefühltiefe seiner Darstellung Alles zur Bewunderung hin Ganz entschiedenen Vorzug verdienen diejenigen Stellen, die eine sanftere Gemüthsbewegung zeigen, indem sich diesen das äußerst weiche und angenehme Organ des Herrn Heudrichs am schönsten anschmiegt, wiewohl auch die Scenen des leidenschaftlichen Affekts und namentlich des emporten Selbstgefühls von ihm mit großer Naturwahrheit dargestellt wurden. Nur in den ruhigen Theilen der Rolle vermißte man hie und da die ganz genaue Vertrautheit mit derselben, die übrigens im Ganzen stets sehr wahr und treu aufgefaßt ward. Wir leiten dies von der schönen Eigenthümlichkeit des braven Künstlers her, sich von seinem Gefühle ganz beherrschen zu lassen, wodurch denn die Scenen, in welchen dieses nicht vorherrscht, etwas grell contrastiren. Eine größere Bühnengewandtheit wird auch diesem kleinen Mangel bald abhelfen, von dem wir übrigens nicht wissen, ob Herr Heudrichs nicht in gewisser Beziehung stolz auf ihn seyn kann. Der wackere Künstler, den wir recht gerne bald den unsrigen nennen möchten, erhielt lebhaften Beifall und wurde gerufen. Der Ruf: «Hierbleiben» erscholl von allen Seiten.

Ueber die anderen Rollen bleiben uns wenige Worte zu sagen. Zu loben war Herr Döring als Hurka. wenn er gleich seinen Vorganger in dieser Rolle nicht erreichte, so wie Herr Meyer als Franciskaner und Herr Burmeister (Diaconus Beer). Herr Zängl als Kaufmann Fessel war zu steif und kalt. Mad. Lenz (Catharina) überschritt abermals die Granze des Schonen, ohne die des Wahren zu berühren. Dlle. Enghaus, Fides, war wieder ganz monoton und zu pathetisch. Hr. Fehringer hätte wohl aus der kleinen aber hübschen Rolle des Lotect etwas mehr machen konnen. Herr Gloy als Oberst Gros, outrirte: Herr Lenz war ein guter Wallenstein. Mad. Marschall als Wittwe Rosen war an ihrem Platze. Herr v Laoallade gab den Hannibal, dieser junge Mann gewinnt zusehends an Freiheit und Sicherheit. Herr Steinbeck dagegen hatte vom italienischen Pfaffen nichts als das Embonpoint.

Unsere Opernvorstellungen sind durch die Rückkehr der Mad. Schroder-Devrient von London für einige Abende belebt worden. Die seltene Künstlerin trat am 29sten July als Norma auf und entzückte durch ihren Gesang und ihr herrliches Spiel die für die Jahreszeit sehr zahlreiche Versammlung. Ihre Stimme, war bei weit m noch kraftiger als bei ihrem letzten Hierseyn, und so konnte es nicht fehlen, daß sie neuerdings einen wahrhaften Triumph errang.

Herr Eicke sang an diesem Abend den Sever und leistete, namentlich zu Anfang der Oper, Verdienstliches, jedoch hatten wir gewünscht, daß das Falsett weniger von ihm gebraucht worden ware. Der Uebergang von der Brust- zur Kopfstimme ist bei diesem Sanger viel zu bemerkbar, als daß derselbe keinen unangenehmen Eindruck hervorbringen sollte. Daß der gastgebte Gast grade in dieser Rolle auftrat, mochten wir uberhaupt keine gluckliche Wahl nennen, denn unser Burda, der jetzt in Dresden Lorbeeren erndtet und, wie es leider heißt, sich dort bereits in Engagements-Unterhandlungen befinden soll, ist als Severin mit Recht so beliebt und leistet in dieser Rolle so wahrhaft Vorzugliches, daß jeder Sanger, der nach ihm hier in dieser Parthie auftritt, schweres Spiel haben und Opposition finden wird.

Dlle. Unald als Adalgisa sang heute ausgezeichnet gut. Orchester und Chore waren an diesem Abende recht brav, namentlich der Chor im letzten Akt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 8ten August: „Der Jude.“ Schauspiel in 5 Aufzügen von Cumberland.

Herr Costenoble vom K. K. Hofburg-Theater zu Wien: Schewa als erste Gastrolle.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 94 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Jugendgespielen.

Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit.

(Fortsetzung.)

Obgleich gewohnt an die glatte Herzlosigkeit eines Hofes, lag doch in der kalten Gefühllosigkeit, mit der Breteuil eine so ernste Sache behandelte, etwas, was dem jungen Baron von Armantieres höchst zuwider war, und als er sich am Abend für die Ceremonie ankleidete, geschah es nicht ohne einen Anflug von Mitleid für das arme Geschöpf, das da geopfert werden sollte, um die Schulden eines Wüstlings zu tilgen. Auch hatte er kein Ohr für die Scherzworte, welche den Lippen des Bräutigams entsprudelten, als sie Abends nach sieben Uhr in einem schönen Hotel in der Straße Grenelle die breite Treppe hinanstiegen. Die Namen des Grafen von Breteuil und des Baron Armantieres liefen durch die Reihen der Bedienten, worauf Herr Gallien bis in das Vorgemach eilte, um seinen gräflichen Eidam zu begrüßen. Leon warf einen unwilligen Blick auf den alten Financier, welcher, wie es klar am Tage lag, seine Tochter verhandelt hatte, denn ihm war für die Hand seines Kindes der Baronstitel versprochen worden. Ein reicher Emporkömmling sollte geadelt, der verarmte Cavalier sollte bereichert werden, so wollte es Napoleons Verschmelzungssystem.

„Ich will um Breteuils Willen wünschen, daß die Tochter des Herrn Gallien einnehmendere Gesichtszüge besitze als ihr Vater," dachte Leon, während sie jenem durch eine Reihe prachtvoller Gemächer folgten, bis sie in einem Saal anlangten, wo um einen Schreibtisch mehrere Sachwalter standen, neben einer jungen lieblichen Dame, welche von ihren Verwandten umgeben war. Nichts konnte edler oder anmuthiger seyn, als die Art und Weise, womit sie die ihr gespendete Begrüßung und den kostbaren Strauß empfing, den ihr Breteuil mit sichtbarer Gleichgültigkeit überreichte, obgleich ihre Schönheit und die Würde ihres Benehmens ihn zu überraschen schienen.

Auf Verlangen des Herrn Gallien verlas nun einer der Notaren die Punkte des Ehecontracts, und bis auf Leon, welcher bei Nennung des Namens: Maria Margaretha Gallien, plötzlich zusammenzuckte, schien niemand eben darauf zu achten. Als der Notar zu Ende gelesen hatte, reichte Breteuil seiner Braut die Hand, um sie zu dem Tische zu führen, auf dem die Pergamente zum Unterzeichnen bereit lagen. Nachdem die Verlobten unterschrieben hatten, folgten die Unterschriften der Zeugen und diese Gelegenheit benutzte Breteuil, um seiner Braut

seinen Freund, den Baron Armantieres vorzustellen. Der Letztere trat hinzu um seinen Glückwunsch auszusprechen, als aber beider Augen sich begegneten, brachen beide in den lauten Ruf des Staunens aus, welcher dem Verlobten auf der Stelle darthat, daß er im Begriff stand, sich mit der „kleinen Frau“ seines Freundes zu vermählen. Die künftige Gräfin von Breteuil war in der That Niemand anders als die der Pförtnerin zu Armantieres zur Pflege übergebene kleine Margaretha.

Der alte Gallien gehörte zu jenen Menschen, welche als Lieferanten bei den Armeen in Spanien plötzlich zu großem Reichthum gelangten. Seine pecuniären Verhältnisse waren früher eben so armseelig als seine Abstammung, ja selbst damals noch, als sein junges Weib im Wochenbette starb und ihm ein kleines Mädchen hinterließ. Kaum aber hatte Margaretha ihr zehntes Jahr erreicht, als sein plötzlicher Reichthum ihn in den Stand setzte, sein Töchterlein ihrer bisherigen niedrigen Lage zu entziehen, und sie den Händen der Frau von Campan zur Ausbildung zu übergeben. Das Gerücht ihrer pecuniären und körperlichen Vorzüge erreichte das Ohr des Kaisers, und veranlaßte diesen, ihre Hand einem seiner armen Anhänger zu verleihen. Daß das Zartgefühl der Demoiselle Gallien durch eine solche Verfügung über ihre Hand verletzt werden konnte, kam ihm bei seinen hohen Berechnungen nicht in den Sinn.

„So hat also das Schicksal uns wunderbar mitgespielt, mein guter Leon,“ bemerkte Breteuil, als er am Abend frühzeitig mit seinem Freunde nach Hause zurückkehrte, um zu dem wichtigen folgenden Tage die nöthigen Anstalten zu treffen. „Hätte ich von Deinen Verhältnissen zu meiner Verlobten früher Kunde gehabt, die Sache wäre vielleicht anders gekommen, denn Du wirst leicht begreifen, daß es mir ziemlich gleich gelten kann, welche reiche Emporkömmlingstochter meine Schulden bezahlt. — Uebrigens schien es mir aus Eurem lebhaften Gespräch hervorzugehen, daß Ihr Euch beide recht feurig nach der Wohnung der Pförtnerin zurücksehnt, wo Margaretha ihre erste Erziehung empfing.“

Leon gab keine Antwort, und sann darüber nach, ob es denn durchaus kein Mittel gebe, seine Jugendgespielin aus den Händen des Wüstlings zu befreien. Aber sein Sinnen blieb fruchtlos. Am folgenden Morgen segnete der Erzbischof von Paris das junge Paar ein. Am Abend desselben Tages bezogen die Neuvermählten die, ihnen in den Tuilerien angewiesenen Gemächer und einen Monat später begab sich die junge Gräfin wieder zu ihrem Vater nach dessen Villa in dem Thale von Montmorency, indem der junge Graf von Breteuil, als Adjudant des Kaisers mit diesem zum Heere abgegangen war.

Bis dahin hatte der Baron von Armantieres keine Gelegenheit gefunden, seine Bekanntschaft mit Frau von Breteuil zu erneuen. Der ganze Hof sprach von ihrer großen Schönheit und von der Würde ihres Benehmens. Ihrem Gatten allein schien ihre Liebenswürdigkeit nicht einzuleuchten, ja im vertrauten Gespräch mit Leon beklagte er sich oft über ihr zurückhaltendes linkisches Wesen, welches er eine Folge ihrer früheren schlechten Erziehung nannte.

Leon hatte übrigens beschlossen, auch während der Abwesenheit ihres Gemahls das Zusammentreffen mit Margaretha zu vermeiden, als er aber nach kurzer Zeit, wieder einmal nach seinem geliebten Armantieres kam, da rief dort alles das Bild der Jugendgespielin mit unbeschreibbarer Lebhaftigkeit in seiner Erinnerung hervor. Zu seinem Erstaunen hörte er von dem Pförtner, daß vor einigen Wochen eine sehr schöne Dame aus dem Thale Montmorency das Schloß Armantieres besucht und den Bewohnern des Dorfs so wie der Pförtnerfamilie reichliche Geschenke gespendet habe.

„Und suchtet Ihr nicht den Namen dieser Eurer Wohlthäterin zu erfahren?“ fragte der Baron.

„Ich weiß nur ihren Titel, nicht ihren Namen,“ versetzte der Pförtner, „ich bekam heraus, daß sie eine Gräfin sey und daß sich ihr Gemahl bei dem Heere befinde. Sie schien recht bewegt, ihr Begleiter aber, ein steifer alter Herr, ich glaube, es war ihr Vater, meinte, sie solle hübsch bedenken, wer sie sey, und da nahm sie sich zusammen und preßte die Thränen zurück, die ihr in die Augen getreten waren. Sie hat sich auch nach Ihnen erkundigt, gnädiger Herr und gefragt, ob Sie ein recht huldvoller Gebieter und ein Beschützer der Armen wären. Da ward meiner Alten die Zunge gelöst, und sie erzählte von allem den Guten was sie uns und den Dorfbewohnern gethan und kam in ihrer Geschwätzigkeit auf alte längst vergangene Tage zurück, wie Sie noch ein Knabe hier mit der kleinen lieben Margaretha gespielt — —“

„Und die Gräfin, was sagte sie dazu?“ unterbrach Leon den Pförtner lebhaft.

„Ach, die nahm innigen Antheil an dem Geschwätz meiner Alten, sie erfaßte ihre welke Hand und drückte sie an ihr Herz, so daß der alte Herr ganz böse wurde und sie fast mit Gewalt aus dem Zimmer und in den Wagen führte.“

„Versprach die schöne Gräfin denn nicht hieher wieder zurückzukehren?“ forschte Leon.

„Das that sie nicht,“ erwiderte der Pförtner, „aber sie fragte, wann Sie, gnädiger Herr, wol das Schloß zu besuchen pflegten. Wir sagten, daß wir Sie im September erwarteten, worauf sie entgegnete, daß sie um diese Zeit vielleicht das Schloß noch einmal besuchen werde.“ —

Wirklich erschien auch die schöne Gräfin, als Armantieres sich kaum einige Tage auf dem Schloße eingerichtet hatte. Als er eines Tages in einer lieblich duftenden Jasminlaube saß, gewahrte er zu seiner Freude, die reizende junge Gräfin von Breteuil, welche in Begleitung ihres Vaters und des Pförtners die Allee heraufkam. Er sprang empor und eilte ihr entgegen, war aber entschlossen, ihr Geheimniß vor der Pförtnerfamilie zu bewahren. Frau von Breteuil schien über seine Zurückhaltung verlegen, Herr von Gallien aber, dem der Baron von Armantieres als ein Freund seines Eidams bekannt war, nahm mit Freuden das gastfreie Anerbieten eines so ausge-

zeichneten Mitgliedes des kaiserlichen Haushaltes an. Sich des Vorrechts seines Alters bedienend, zog er vor, nachdem er sich den köstlichen Bordeaur der Colation trefflich hatte schmecken lassen, sich der Siesta zu überlassen, während Leon und Margaretha sich nunmehr wie sonst in dem Garten allein befanden, wo sie unter den schattigen Bäumen Platz nahmen und ihrem Herzen Luft machten, indem sie von den früheren Tagen ihrer Kindheit schwatzten.

Leon aber glaubte, als Margaretha von ihrer jetzigen Lage zu sprechen begann, an ihrem bitteren Lächeln zu bemerken, daß sie recht gut das Erzwungene ihrer dermaligen Stellung fühlte, daß es ihr einleuchtete, wie sie ihre Schönheit, ihre Jugend, ihre edlen Gefühle, an einem Unwürdigen verschwendet habe, welcher die Verbindung mit ihr nur wie eine Strafe für seine frühere Verschwendungssucht ertrug. Sie sprach von dem Hofe, wie von einem Orte, den sie nur mit dem größten Widerwillen betreten könne, und den sie gern auf immer meiden möchte.

„Dieß ist der glücklichste Tag, den ich seit Jahren verlebte," rief Armantieres begeistert aus, als Margaretha ihn endlich darauf aufmerksam machte, daß die Sonne bereits in Westen hinabsinke und die Scheidestunde nahe. „Nicht wahr Sie erfreuen mich recht bald wieder durch einen Besuch," fügte er hinzu, „oder wollen Sie erlauben, daß ich Ihnen zu Montmorency meine Huldigungen darbringe."

„Mein Vater wird Sie gewiß zu uns einladen," erwiderte die Jugendgespielin, „doch mache ich Sie darauf aufmerksam, wie seltsam meine Stellung ist, und füge daher die Bitte hinzu, daß Sie der Aufforderung meines Vaters keine Folge leisten mögen."

Leon wagte es nicht, Gegenvorstellungen zu machen, denn Margarethas ruhige Haltung überzeugte ihn, daß sie im vollen Ernste sprach.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dichter des neunten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Wie leer aber bleibt unter allen noch so reichen Schätzen das Herz voll unbefriedigter Sehnsucht, wie leer selbst das Paradies ohne eine mitfühlende Seele! Während die Aebtissin mit dem Liebesverständnisse zwischen Hedwig und Ramschwag vertraut war, erschrak sie über sich selbst; unter glühendem Erröthen wollte sie von dem schönen geistreichen Manne den Blick abziehen, sie vermochte es nicht; ganz verlor sie die muntere Laune, sie verschloß sich in ihre Zelle, sie kränkelte. Um sie zu zerstreuen, beredete man sie zu einer Reise durch das ganze Gebiet der Abtey. Dieses Gebiet erstreckte sich von den Ufern der Limmat über den Albis bis an die Ufer des großen Luzerner Alpensees. Nebst Bertha, Hedwig und Ramschwag begleitete die Aebtissin auch Burkard, der Graf vom Zürchergau. Zu Hoffnung, über die Abtey mehr Einfluß zu gewinnen, bewarb sich Burkard um Berthas Hand; sie haßte seine Zudringlichkeit, begegnete ihm aber wegen des Mallus (Gerichtshofes), den er auch über das Gebiet der Aebtissin zu erweitern bemüht war, mit Achtung. Er war ein roher, herrschsüchtiger Mann.

Wie sehr verletzte er nicht jeden Augenblick Ramschwags Zartgefühl! Durch freies Betragen gegen Hedwig stürzte er ihn in quälende Eifersucht. Die Achtsamkeit, wodurch den Grafen Hedwig zu gegenseitiger Zurückhaltung nöthigen wollte, betrachtete der eifersüchtige Liebhaber als Vorliebe zum Nebenbuhler, nicht blos als Klugheit.

Auf der Reise stürzte am Fuße des Albis Burkhard vom Pferde; wegen einer Quetschung am Arme entschloß er sich zur Rückreise nach Zürich. So willkommen der Reisegesellschaft sein Entschluß war, so stellte sie sich gleichwohl, als ob sie der Vorfall beunruhigte; sogar mußte nach Hedwigs Wunsche ihr Ritter den Grafen begleiten. Mittlerweile harrten seiner die Damen am Gipfel des Albis. Im Innern verschließt Ramschwag seine Wuth. „Welcher Uebermuth," sagt er zu sich selbst, daß mich Hedwig zu Burkhards Wärter erniedrigt. Ha, der stolzen Gebieterin! Für sie ist mir keine Liebesprobe zu schwer, für sie erklimm ich den unzugänglichsten Felsen, ich setze über den Waldstrom, ich bestehe den Kampf mit dem Raubthiere! Für sie soll ich mich herabwürdigen, zum Sklaven von Burkhard, von diesem Barbaren! Sie will's, gehorchen muß ich."

Mit Ungeduld sehnen sich die Gebieterinnen nach seiner Zurückkunft; zur Vertreibung ihrer Langenweile unterhalten sie sich nur von ihm, von seinen Talenten und Tugenden. „Schwesterlich," sagt Hedwig, „theil' ich mit Euch sein Herz, aber mit Euch nur."

„Du betrügst Dich selbst," unterbrach sie Bertha, „darum verzeih' ich Dir, daß Du auch uns zu betrügen suchst. — In Deinem Herzen herrscht nur er allein — die Freundin durchschaut Dich — bewahr' ihm Deine Liebe, denn er verdient sie."

Eine innige Umarmung war die Antwort der hocherröthenden Hedwig. Die Aebtissin gesellte sich wieder zu ihnen und es währte nicht lange, daß Ramschwag wieder zu ihnen stieß. Seine Stirn war bewölkt, ein freundlicher Händedruck und einige Worte von Seiten Hedwigs vertheilten indeß bald die Wolken auf seiner Stirn.

Wie sehr ermuntert nicht die Reise mitten durch die verschwiegenen Schatten tausendjähriger Waldungen zu gegenseitiger Unbefangenheit! — Um so sorgenloser überließen sich die Damen jeder noch so phantastischen Laune, je lebhafter sie sich beredeten, daß aus dem Scherze nie Ernst werden könne. Eine ernsthafte eheliche Verbindung mit Ramschwag war durchaus unmöglich. Seit Jahren schon war Hildsgardis Aebtissin; bereits

war Bertha für das Klosterleben erzogen; zu nahe verwandt mit Ramschwag war Hedwig. Solche Berechnungen aber macht man hinter dem Rücken des Liebesgottes; wenig bekümmert sich dieser um die Dekrete der Vernunft.

Mitten unter unermessenen Wildnissen überraschte die Reisenden am Togener- (Zuger-) See beim Einflusse der Lowerz gleichsam ein neues Amathunt oder Paphos, die Meierei von Cham. — Unlängst hatte diese König Ludwig seiner Tochter, der Aebtissin von Zürich geschenkt. Der Meier von Cham war ein merkwürdiger Mann; vormals hatte er viele Reisen gemacht und sich in Geschäften vieler Fürsten bereichert; z. B. hatte er den König von England, Sankt Oswald, auf einer Wallfahrt nach dem heiligen Grabe begleitet. Mittelst der reichen Geschenke dieses Königs legte er an dem Zuger See den Grund zu dem Städtchen Zug; daselbst erbauete er die Oswaldskirche. Während in seiner Begleitung die Aebtissin und ihre Schwester den Bau in Augenschein nahmen, unterhielten sich zu Hause Ramschwag und Hedwig mit den Handschriften, besonders auch mit den Ossianschen Liedern, welche der Meier aus den schottischen Gebirgen in die helvetischen verpflanzt hatte.

Ein Paar Tage hernach vereinigte sich die ganze Gesellschaft zur Umschiffung des großen Waldsees (des Waldstädter oder Luzerner Sees). So wie im felsigen Arabien, so sind auch an den Anhöhen dieses schauervollen Sees die Bewohner zugleich Hirten und Jäger. Von der übrigen Welt leben sie ganz abgeschnitten, unter der Leitung ihres selbstgewählten Ammanns. Auch noch im neunten Jahrhunderte, ja weit später, war mehreren unter ihnen das Christenthum fremd.

(Die Fortsetzung folgt.)

Antwort auf eine Anfrage.

Eine gelehrtseynwollende Dame, wird irgendwo erzählt, habe, als die Rede von Virgil gewesen sey, gefragt: „Ist das der Virgil, der den Horaz geschrieben hat?“ Und nun fragt der Erzähler, wie man einen solchen Unsinn nennen müsse? Eine Verbindung von Wörtern, bei der das Prädikat das Subjekt aufhebt, als: ein lederner Schleifstein, hölzernes Fensterblei, ein Virgil, der den Horaz geschrieben hat, u. s. w. nennen die Franzosen un-coq-à-Pâne; und ich dächte, wir könnten diese Benennung so gut in unsere Sprache aufnehmen, wie wir Charade, Logopryph und ähnliche nicht wohl zu übersetzende Benennungen aufgenommen haben. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Tivoli-Theater.

„Nach Tivoli! Nach Tivoli laßt uns gehn!“ erschallt es aus manchem schonen Munde, wenn die Sonne freundlich zum Spazierengehen einladet, und in der That, wer möchte es besonders der Jugend verargen, wann sie sich hingezogen fühlt nach einem Orte, der so viel Liebes und Schones beut. Umgeben von dem wohlthuenden Hauche der frischen Sommerluft werden uns mitunter auf dem freundlichen Sommer-Theater recht anmuthige Kunstgebilde vorgeführt; überhaupt bietet die Direction alle ihre Kräfte auf, um die Schaulustigen mit immer neuen Productionen zu unterhalten. Das Personale ist durch das Engagement mehrerer recht guter Mitglieder bedeutend vermehrt. Das Repertoir bietet reiche Auswahl, da ist es denn sehr natürlich, daß nicht Alles gleich gut seyn kann; ein lobenswerthes Streben ist indes immer unverkennbar. Lustspiele werden, was ganz besonders Lob verdient, dem Publikum, am mehrsten dargeboten, doch ist das Schauspiel nicht ganz ausgeschlossen. Schade, daß die Kräfte des Personals nicht ausreichen, gute Volksopern zu geben, dafür sollte unsrer Meinung nach, etwas mehr geschehen. Wir haben Gelegenheit gehabt bei Anhorung einiger kleinen Singspiele zu bemerken, daß einige Mitglieder recht gute Stimmen besitzen, doch fehlt jede musikalische Ausbildung, daher geschieht denn nicht selten des Guten zu viel und der Gesang artet in Geschrei aus. — Wir machen die Direction darauf aufmerksam, und sind überzeugt, daß unter gehoriger Anleitung die Mitglieder im Gebiete der Operetten manches Gute leisten würden.

Am 31sten July sahen wir folgende drei Pieces: No. 777, Posse in 1 Akt von C. Lebrün. — Lowenberg und Comp. Lustspiel in 1 Akt von G. Harrys, und: Der Sänger und der Schneider, Singspiel in 1 Akt. Die Aufführung dieser Pieces war im Allgemeinen recht brav. In No. 777 zeichneten sich Herr Klager als Pfeffer und Mad. Behncke als Frau Putzig vortheilhaft aus. In „Lowenberg und Comp.“ war besonders Herr L'Arronge als Walter zu loben. Dieser Schauspieler ist in Besitz eines sehr guten Organs und befleißigt sich einer richtigen und deutlichen Aussprache. — Herr Landt stellte den unter dem Pantoffel seiner theuren Ehehälfte seufzenden Herrn Demuth, sehr naturgetreu dar; auch Mad. Behncke als-dessen Gattin, hatte den richtigen Ton getroffen. — Das Singspiel „Der Sänger und der Schneider“ wurde durch das lebendige Spiel und den komischen Gesang des Herrn Hanstein, welcher den Schneider Strack als letzte Gastrolle gab, bedeutend gehoben. Die. Fabricius, seine Tochter, hielt durchaus keine Stimmung mit dem Orchester und forcirte ihre Stimme, die sonst nicht übel ist, zu sehr. — Der Sanger wurde von Herrn Marchion ziemlich befriedigend durchgeführt. Dieser junge Mann besitzt gute Mittel aber — keine richtige Grundlage. — Daß Herr Hechner nicht singen kann, wird er wohl selbst am besten wissen, die Partzie des Bedienten konnte deshalb nur mittelmäßig durchgeführt werden.

Repertorium.
Stadt-Theater.

Montag, den 7ten August: „Othello,“ Oper in 3 Aufzügen. Musik von Rossini.
Mad. Schröder-Devrient: Desdemona. Letzte Gastrolle.
Herr Eicke: Othello.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 95 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Jugendgespielen.

Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit.

(Fortsetzung.)

Armantieres eilte wieder auf seinen Posten. Das Schloß Armantieres hatte für ihn jetzt ein noch weit größeres Interesse, denn das Bild der geliebten Margaretha war mit demselben auf das Innigste verbunden. Er dachte nur an Margaretha. Jeden Gedanken an die Gräfin von Breteuil, deren Schönheit am Hofe zum Sprichwort geworden war, suchte er zu verbannen, denn er fühlte, daß zwischen dieser und ihm eine tiefe Kluft bestände.

Noch vor Ablauf des Jahres aber, und während noch der Eindruck, den der letzte Besuch auf Armantieres bei ihm hervorgerufen hatte, in voller Kraft bestand, kam ihm ein Gerücht zu Gehör, welches die Gräfin von Breteuil unangenehm berührte. Ihr Vater, der alte Gallien, noch immer Associe des Handlungshauses, durch dessen Geschäfte er zu so großem Reichthum gelangt war, ward plötzlich in einen Banquerott verwickelt, den Napoleons bereits sinkender Glücksstern herbeigeführt hatte. Plötzlich in Armuth hinabgeschleudert, mußte er, zumal da die Mitgift seiner Tochter zur Bezahlung der Schulden ihres leichtsinnigen Gatten verwandt worden war, darauf verzichten, sie länger bei sich zu behalten, da er ihr keinen, ihrem Stande angemessenen Unterhalt ferner zu bieten vermochte, weshalb man sich in den Tuilerien ins Ohr flüsterte, daß die junge Gräfin von Breteuil sich wohl bald genöthigt sehen dürfte, in dem Haushalte der Kaiserin Maria Louise, irgend eine kleine Anstellung nachzusuchen.

„Arme, arme Margaretha," seufzte Armantieres, denn er gedachte des Widerwillens, mit dem sich seine Jugendgespielin gegen ein solches Verhältniß ausgesprochen hatte, und Margaretha eine Gefangene in den Tuilerien — genöthigt sich den leeren Förmlichkeiten dieses herzlosen Aufenthalts zu unterwerfen, — Margaretha gezwungen sich für das bittere Brod der Dienstbarkeit dankbar zu bezeigen!"

Sein edles Herz dachte nicht daran, daß er sie dann täglich sehen, sich täglich des Umgangs mit der theuren Gefährtin seiner früheren Tage erfreuen könne, er hegte keinen anderen Gedanken, als den, daß Margaretha gedemüthigt werden, daß sie sich unglücklich fühlen würde, und rasch entschlossen griff er zur Feder, um dem alten Gallien und dessen Tochter sein Schloß Armantieres zum Aufenthalte anzubieten, bis der Graf von Breteuil rücksichtlich seiner Gemahlin anderweitige Ver-

fügungen getroffen haben würde. „Sie werden," so schrieb er, „mir dadurch eine Gefälligkeit erzeigen, wenn Sie mein Schloß bewohnen und gewissermaßen die Aufsicht darüber übernehmen wollen, denn da ich entschlossen bin, wenigstens ein Jahr lang es nicht zu bewohnen, und also genöthigt seyn würde, mehrere meiner dortigen treuen Diener zu entlassen, so würde es mir angenehm seyn, wenn Sie die Gefälligkeit haben wollten, mich dieser Unannehmlichkeit zu überheben, und während meiner Abwesenheit im Schlosse die Aufsicht zu führen."

Gallien fühlte sich geschmeichelt und nahm den Vorschlag mit Freuden an und wider ihren Willen sah sich Margaretha genöthigt, entweder eine Bewohnerin des Schlosses Armantieres zu werden, oder auf die Gesellschaft ihres Vaters zu verzichten; Leon hielt übrigens sein Versprechen, sich vom Schlosse fern zu halten, auf das Strengste.

Endlich langten Nachrichten von der Armee an, von jener Armee, welche jetzt bei Leipzig neuerdings ein herbes Mißgeschick erfahren hatte; auch erfuhr Leon, daß der Graf von Breteuil von dem Unglücke seines Schwiegervaters, wie von der großmüthigen Unterstützung die jener demselben hatte angedeihen lassen, Kunde erhalten habe, denn er schrieb ihm selbst darüber in höchst unpassenden leichtsinnigen Ausdrücken.

Dem Baron von Armantieres blieb übrigens nicht lange Muße, sich dem schmerzlichen Gedanken hinzugeben, daß seine geliebte Jugendgespielin einem solchen Menschen angehöre. — Das Unglück Frankreichs und Napoleons drängte sich ihm mit aller Gewalt auf und nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das Unwahre der Bulletins ward endlich in Paris allgemein bekannt, und noch bevor das leichtgläubige Volk sich von dem ersten Schlage erholen konnte, langte Napoleon plötzlich, wie ein Flüchtling, in den Tuilerien an, und selbst dem Partheiischsten war es jetzt klar, daß Rußland gerettet und das militairische Kaiserreich über den Haufen geworfen sey. Ein Trost war indeß noch für den Stallmeister des kleinen Königs von Rom vorhanden, der Graf von Breteuil war mit dem Kaiser nicht zurückgekehrt, sondern genöthigt, bei der Armee zu bleiben, um dort Dienstpflichten zu erfüllen, die so gefahrvoll und seinem Geschmacke so zuwider waren, daß er seine kriegerische Stellung gern, selbst gegen die Nähe seines ihm jetzt verhaßten Schwiegervaters und seine ihm stets gleichgültig gewesene Gattin vertauscht haben würde.

Die Kunde des National-Unglücks, gelangte bald bis nach Armantieres. In trübe Gedanken versenkt, saß Margaretha eines Tages den traurigen Berichten der Schloßleute horchend, da vernahm sie plötzlich den Hufschlag eines Pferdes, die Thür öffnete sich und bleich, bekümmert und von dem raschen Ritte erschöpft, stand Leon vor ihr. Der Fall war zu dringend, als daß er wegen seines Erscheinens eine Entschuldigung hätte hervorbringen sollen, eine furchtbare Wahrheit mußte erzählt werden und zwar sogleich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dichter des neunten Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Lange genug hatte die Aebtissin diese roheren Menschen gesehen; gerne kehrte sie daher mit ihrer Reisegesellschaft in die Abtei nach Zürich zurück. Was aber war die Ursache, daß Hedwig nach der Zurückkunft immer so niedergeschlagen aussah? Dort in Amathunt, in der Meierei von Cham, war der Engel ihrer Unschuld von ihr gewichen. — Je mehr Vorliebe die Damen Ramschwag bewiesen, mit desto größerem Haße verfolgte ihn Graf Burkard. Während jener bei dem Pabste, Nikolaus I., um sich mit Hedwig vermählen zu dürfen, um Dispensation ansuchen ließ, setzte ihn unter der Hand Burkhard durch seinen Kaplan in Verdacht als Verfasser verschiedener Blätter zur Vertheidigung des fürstlichen und bischöflichen Ansehens gegen das päbstliche. Noch nicht vergessen war in Rom jener Liebeshandel zu Lothar, dem Könige von Austrasien und seiner Waldrada, der durch das sich kreuzende Interesse theils Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen, theils des Pabstes und der Bischöfe eine kriegerische Iliade erzeugte. Je eifriger während dieser Iliade Ramschwag (damals schon Hofrath von mehreren mächtigen Fürsten) die Parthei der Bischöfe gegen den Pabst nahm, desto begieriger ergriff nun dieser die Gelegenheit zur Rache. Ganz unbedingt verweigerte er Ramschwag die Dispensation. Peinlich war diesem der Gedanke, Hedwigs Schmach vor dem Altare nicht auslöschen zu können. Sein Entschluß ist gefaßt. Umsonst sind alle Bitten und Thränen der Geliebten, umsonst die Beschwörungen der Aebtissin und ihrer Schwester, mit Gewalt riß er sich aus ihren Armen los, und zwar unter dem Vorgeben, daß er nach Rom reisen, und persönlich durch alle nur möglichen Mittel die Dispensation herauspressen wolle.

Sogleich nach seiner Abreise versinkt die Aebtissin wieder in ihren kränklichen Zustand, wechselsweise quält sie bald Sehnsucht nach dem entfernten Freunde, bald der innere Vorwurf, daß an Hedwigs unglücklicher Verirrung sie selbst und ihre freie Sinnes- und Lebensart die Schuld trügen. Sie härmt sich ab und stirbt im acht und zwanzigsten Jahre. — Ihre Nachfolgerin in der Abtei ist ihre Schwester Bertha. Die neue Aebtissin behält Hedwig im Kloster zurück, insgeheim kömmt diese mit einem Töchterchen nieder, das zur ersten Verpflegung dem Weibe des Klostergärtners anvertraut wird. In Geduld, aber unter Thränen und Seufzern erwarten Hedwig und Bertha Nachrichten von Ramschwag. In Ermangelung der Posten und bei der Seltenheit sowohl der Schreibmaterialien als der Schreiber, konnte man damals so leicht nicht aus der Ferne Kunde erhalten. Um so mehr beunruhigte Ramschwags Schicksal seine Freundinnen, je unsicherer aller Orten die Straßen und der Verkehr waren.

Muthvoll aber trotzt seiner Hedwig zu Liebe Ramschwag jeder Gefahr; bereits erreichte er den Gipfel des Gotthard. Hoch begeistern ihn die majestätischen Scenen. In jenen ungeheuren Lasten von Granit, von glasartigen Felsen erblickt er die Zeugen von altem allgemeinen Feuerbrande; in jenen Kalkgebirgen, in jenen versteinerten Seeproducten, die Zeugen von alter Ueberschwemmung und Sündfluth; in jenen Urquellen, die sich unter immer wachsendem Strömen nach dem Meere ergießen, und wieder aus den Strömen und Meeren sich zu den quellenreichen Berggipfeln erheben — die Zeugen von dem ewigen und ewig regelmäßigen Kreislaufe der Elemente. Wie kleinlich erscheint nicht von diesen Himmelshöhen dem einsamen Denker dort unten im tiefen Stande das eitle Spiel der menschlichen Ameisenhaufen. Nein, in die Welt mag er nicht zurückgehen; hier auf diesen Himmelshöhen umfaßte er im Geiste seine Hedwig, und beim Erwachen aus langer Verzückung weiß er nicht wie ihm geschieht, wo er steht, wohin er sich wenden soll. Zum Erstenmale ergriff ihn der Gedanke, daß hienieden für ihn und für seine Geliebte kein Heil zu finden sey, als unter irgend einem klösterlichen Obdache.

Was soll er in Rom, was vermag er daselbst? Dort ist er verhaßt; verhaßt sind dort die Deutschen. Der Reihe nach erhebt sich auf den päbstlichen Stuhl jedes verwerflichere Ungeheuer, und wird von einem noch verwerflicheren gestürzt. Nach Rom also nicht. Wohin denn? Wie darf ohne Verlöbnißschein Ramschwag zu Hedwig in die Abtey Zürich zurückkehren? Unschlüssig irrt er hin und her; von Disertin (Disentis) nach der rhätischen Curia (Chur) und weiter nach Konstanz. Hier begegnete er zufälliger Weise dem neuerwählten deutschen Kaiser, Conrad I., und zwar in Begleitung des Grafen Burkard. Um sich auf dem Throne zu behaupten, bedurfte der Kaiser gerade solcher Männer, wie Burkard und Ramschwag; er söhnte sie aus. So eben hatte er jenen zum Herzog von Schwaben erhoben, und da nun Ramschwag feyerlich das Klostergelübde that, beförderte ihn der Kaiser zum Coadjutor von Konstanz, und zugleich zum Abte von St. Gallen. Je roher noch das Volk, je unbändiger der Raubadel war, um so wichtiger war den weltlichen Herrschern der Beistand der Geistlichen. Zu eigener Person wohnte Kaiser Conrad der Einweihung Salomons von Ramschwag bei, und auch er ließ sich als Konventbruder einschreiben.

Zur Charakterisirung der Zeitsitten dient folgende Geschichte: Beim Gastmahle in der Abtey befanden sich auch die verbrüderten Grafen Berchtold und Erchinger. — Durch zwei seiner Hirten beschenkte sie der neue Abt mit so eben getödtetem Wilde. Beim Annähern der Hirten, die sehr stattlich aussahen, entblößten die Grafen das Haupt, indem sie in denselben vornehme Edelleute zu sehen glaubten. Die Täuschung belustigte den Abt, beleidigte aber die Grafen; noch mehr beleidigte es diese als der Kaiser den Abt mit großen

Gütern aus der kaiserlichen Kammer, unter andern mit dem Ueberreste von Stammheim beschenkte. Kaum war jener verreist, so paßten sie diesem auf; gefänglich schleppten sie ihn auf die Boldsburg. Unterwegs warfen sich vor dem Abte einige Hirten auf die Knie; voll Unwillen hierüber verstümmelte ihnen Berchtold die Füße. Beim Anblick des gebundenen Abtes erschrack Bertha, Erchingers Gattin. Zur Verhütung noch schwererer Folgen ging sie dem Gefangenen bis an das Schloßthor mit Ehrerbietung entgegen, und gab ihm die beste Bewirthung. Drei Tage hernach forderte sein Vater Siegfried seine Mannschaft auf; er befreite den Abt und legte die Grafen in Fesseln. Umsonst bat jener für diese um Gnade.

Während Ramschwag in den ersten Wochen nach seiner Einweihung unter Staats- und Kirchenangelegenheiten beinahe ganz niedergedrückt war, umschwebte ihn unaufhörlich das Bild seiner Hedwig; aller Orten, nicht nur im einsamen Schlafgemache, oder im verschwiegenen Haine, sondern auch unter dem Gepränge, selbst am Hochaltare umschwebte sie ihn, unter immer wechselnden, bald reizenden, bald rührenden Gestalten. Jetzt endlich wagte er es, ihr in einem ausführlichen Schreiben voll Wehmuth und Feuer von der Vollziehung seiner Klostergelübde Nachricht zu geben. Ach, setzte er zum Beschlusse hinzu, im Kloster suche ich Ruhe, aber umsonst! Als Eremit werde ich mich in irgend einer Einöde retten, hinsterben werde ich, und nicht eher Ruhe finden, bis ich unter göttlicher Begnadigung mich dort oben im Chore der Engel mit Dir vereinige."

(Der Beschluß folgt.)

Gewinn durch Banquerott.

Vor ungefähr hundert Jahren lebte in Irland ein gewisser Burton, der in Dublin eine Wechselbank hielt und einen so festen Kredit hatte, daß man in Irland von einer recht sicheren Forderung sprichwörtlich zu sagen pflegte: So gut als Ben Burton. Nichts desto weniger geschah es, daß durch eine Verwicklung von Ursachen, die im menschlichen Leben gewöhnlich sind, der ehrliche Burton fallirte, und sein Vermögen unter Administration gesetzt ward. Die ruhmvolle Ungewißheit des Gesetzes verwandelte diesen Kuratel in einen Erbschafts-Prozeß, der 74 Jahre währte. Vor ungefähr zwanzig Jahren erst wurde die Sache vor dem Gerichtshofe der Chancery zu Ende gebracht. Die Descendenten der ersten Administratoren bezahlten der Nachkommenschaft der ursprünglichen Gläubiger ihre respectiven Dividenden nach Maßgabe der Ansprüche ihrer Erblasser. Da der ganze Ertrag der Burtouschen Vermögensmasse auf Zinsen angelegt worden war, so hatten sich diese in so hohem Grade vermehrt, daß ein gewisser Herr Fizpatrik, anstatt seiner ererbten Forderung von 979 Pfund Sterling, eine Dividende

von mehr als 6000 Pfund Sterling erhielt. Il vaut mieux tard, que jamais!

Reflection.

Die Menschen flüchten sich so gern aus dem Sinnlichen in das Uebersinnliche, zumal, wenn sie in der Sichtbarkeit mit ihren Wünschen und Hoffnungen scheitern; aber leider! pflanzen sie meist in der unsichtbaren Welt die sichtbare wieder an. Es geht ihnen, wie manchen üppigen Verschwendern: wenn diese ihr Gut in der Heimath durchgebracht haben, wandern sie aus, werden aber, wo sie hinkommen, eben so wenig glücklich. Warum? weil sie ihre wüsten Neigungen und Begierden mitbringen.

Sinnsprüche.

Du kannst eine Quelle mit einem Stöpsel aufhalten; aber wird sie zum Fluße, so hält sie Elephanten auf.

Wenn die Fledermaus am lichten Tage nicht sieht, hat die Sonne Schuld?

Buchstabenräthsel.

Rathe mich, ich bin ein närrscher Tropf,
Mit dem Kopf
Schlag' ich mich ohne Kopf.

Hugo.

Auflösung des Buchstabenräthsels in No. 90.

Narbe. Raben.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Die Thätigkeit die der wackere Hr. Mühling in der Bühnenführung, die ihm jetzt während der Abwesenheit des Hrn. Schmidt, allein obliegt, an den Tag legt, verdient die Anerkennung der Theaterfreunde, denen er in der letzten Zeit manche erfreuliche Abendgenuße verschaffte, indem es seinem Eifer zu verdanken ist, daß die Schwierigkeiten beseitigt wurden, welche sich dem Auftreten der Mad. Schröder-Devrient, während ihres diesmaligen kurzen hiesigen Aufenthalts entgegenstellten. Was diese seltene Künstlerin neuerdings als Norma leistete, davon ist bereits in diesen Blättern die Rede gewesen, und wenn wir ihre Donna Anna im Don Juan welche sie am Dienstag den 5ten dieses zur zweiten Gastrolle gab, nicht mit derselben Künstlerkrone schmücken können, so war daran wahrscheinlich die in dem gefüllten Hause herrschende erstickende Hitze schuld, welche florend auf ihre Darstellung einwirkte; nichts deste weniger war das, was die treffliche Sängerin namentlich im ersten Akte bietet, so vorzüglich, daß sie unter stürmischem Applaus zweimal hervorgerufen wurde.

Herr Cicke sang heute den Don Juan als Gast, befriedigte darin aber noch weniger als im Sroer, ob daran ebenfalls die Hitze schuld war, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; auch Dlle. Unald als Gloire ließ vieles zu wünschen übrig. In dieser Parthie, welche frühre so herrlich von Mad. Walcker ausgeführt wurde, wird sie schwerlich vor der Hand den Beifall des Publikums erringen.

Ueber den Mozartschen Don Juan waltet nun einmal auf unserer Bühne ein Unstern; seltsam genug, bald wirft die Kälte der Sänger, bald die Hitze der Jahreszeit nachtheilig auf seine Darstellung ein.

Der verdienstvolle Komiker, Herr Beckmann, hat jetzt für dieses mal bei uns sein Gastspiel geschlossen, indem er am 2ten dieses den Vater Renner im «Adlershorst,» und am 3ten dieses den Mengler in «Endlich hat er es doch gut gemacht,» so wie den «Nante im Verhör» gab. In Glasers lieblicher Oper, beurkundete der ausgezeichnete Künstler als Vater Renner, daß wenn er gleich auf der Laufbahn des Gesanges kein Renner ist er dagegen unbestreitbar zu den besten Darstellern gehört, deren sich die deutsche Bühne in seinem Fache zu erfreuen hat. Trotz dem, daß der geschätzte Gast, weder Stimme noch Gesangsbildung besitzt, nehmen wir keinen Anstand, diese Leistung für die allervorzüglichste seiner Gastdarstellungen zu erklären, denn er schuf uns hier ein vollendetes Charakterbild, und bewieß so was ein Künstler zu leisten vermag, wenn er sein Talent an würdigen Gegenständen entfaltet. Beiläufig wollen wir übrigens bemerken, daß diese Rolle von dem Verfasser des Textes der Oper: Herr von Holtei, ausdrücklich für Herrn Beckmann geschrieben worden, weshalb auch der Componist, das geringe Sangertalent des Darstellers berücksichtigend, die Parthie nur mit so wenigem Gesange ausstattete.

Als Mengler in dem obengenannten Lustspiele leistete der treffliche Künstler ebenfalls sehr Verdienstliches, und wenn er sorgfältig als echter Künstler jene crassen Striche vermied, welche zwar den Beifall der Gallerie zusichern, dagegen aber das mißbilligende Kopfschütteln der Kunstkenner veranlassen, so gereicht dieß dem wackern Darsteller, der auch diesmal einstimmig hervorgerufen wurde, nur zum Lobe. — Das Gerücht verlautet, daß unsere Bühnenvorsteher, von dem Wunsche beseelt, den ausgezeichneten Künstler für ihr Institut zu gewinnen, mit demselben bereits eine Engagementsunterhandlung angeknupft hätten, worin auch die künftige Gattin des Herrn Beckmann, Dlle. Muzzarelli, welche hier nächstens zum Gastspiele eintreffen wird, mit eingegriffen wäre. Wir wünschen, daß sich diese Nachricht verwirklichen möge, weil dadurch, so wie durch das Engagement des Herrn Hendrichs, falls dieses, wie wir hoffen, stattfinden sollte, ein bedeutender Schritt zur Verbesserung unsers reetitirenden Dramas gethan seyn würde.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 9. July: „Die Schweizerfamilie," Oper in 2 Aufzügen. Musik von Weigl.

Herr Mayer vom Theater zu Mainz: Richard Boll.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 96 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Abt zu Marchthal
über die
bösen Weiber im 13ten Jahrhundert.

Das Chorstift Marchthal wurde 1171 zur Ehre der heiligen Apostel Peter und Paul von Hugo III. Pfalzgrafen zu Tübingen, und Elisabeth, Rudolpho, Grafen von Breganz Tochter, dessen Ehefrau, in ein Prämonstratenser Kloster verwandelt, und von Grund aus dergestalt fundirt, daß man allerdings sagen kann, dies Kloster sey gleich bei seinem Entstehen groß gewesen. Wunderbar ist es, daß mit diesen Klostergeistlichen auch zugleich geistliche Frauen des nämlichen Ordens zusammenlebten, und innerhalb vier Mauern eine Gemeinschaft hatten. Da nun dies in die Länge nicht gut that, und durch dies gemeinschaftliche Leben vielleicht noch das dritte Kloster hätte entstehen können, so hat Abt Conrad XIV. in seinem sechsten Regierungsjahre am Sonntage Judica 1274 diesem Uebel vorzubeugen sich entschlossen. Die darüber entworfene Urkunde lautet wörtlich also:

„Wir Cunrad, Abt zu Marchthal, wohlüberlegend, daß die weibliche Bosheit alle andern Bosheiten der Welt weit übertreffe, und daß keine Wuth jener der weiblichen gleichkomme, daß also Drachen- und Basilisken-Gift dem menschlichen Geschlechte weniger schädlich als der Umgang mit Weibern, haben wir einhellig und mit allgemeinem Rath sowohl zum Besten unserer Seelen, als des Leibes, auch zu Aufrechthaltung unserer zeitlichen Güter beschlossen, in Zukunft keine blos zu unserm Untergang dienende Schwestern mehr aufzunehmen, selbe sofort als allerdings vergiftete Bestien zu fliehen. — Auf daß aber all dies fest gehalten werde, habe ich mich, Abt Cunrad und Vorsteher dieser Kirchen mit denen älteren und vernünftigern meines Convents an Eidesstatt verbunden, daß ich innerhalb 50 Jahren weder eine neue Schwester aufnehmen, noch, daß eine solche aufgenommen werde, dulden wolle. Uebrigens haben auch meine Conventualen mir in die Hände den gegenseitigen Eid abgelegt, daß auch keiner derselben innerhalb dieses Zeitraums von 50 Jahren eine Schwester aufnehmen oder dulden wolle, daß eine derlei aufgenommen werde.

Wir überlassen schließlich den Gedanken und dessen Ueberlegung unserer Nachkömmlingen, was Sie nach Verlust dieser Zeit thun werden, doch hoffen wir, daß auch Sie ihres Seelenheils willen ihre Vorfordern nachahmen werden, wollte Gott es geschähe!

Die Jugendgespielen.

Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit.

(Fortsetzung.)

„Alles ist verloren!“ rief Leon, nachdem er Frau von Breteuil bei Seite geführt hatte, „die Alliirten siegen überall, die Preußen sind nur noch einen Tagemarsch von Armantieres entfernt.“

„Also nur noch zwei Tagemärsche von Paris?“ fragte Margaretha, welche über das Mißgeschick ihres Vaterlandes die eigene Gefahr vergaß.

„Verstehn Sie mich recht, nur noch einen Tagemarsch von Armantieres,“ wiederholte Leon, „und ich, ich kann nicht hierbleiben, um Sie zu beschützen. Ich habe, um diese kurze Zusammenkunft zu erlangen, alles auf's Spiel gesetzt — alles — meine Ehre! Der Kaiser, der Wohlthäter meines Vaters und der meine, steht am Rande eines Abgrundes, mein Platz ist an seiner Seite, mein Schwerdt muß nur für ihn gezückt werden. Ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen, Margaretha! — falle ich, sind Sie meine Erbin!“ So sprechend nahm er ein Pergament von seiner Brust und legte es in ihre kalte zitternde Hand.

Das scharfe Ohr des alten Gallien hatte unterdessen die Kunde von der Annäherung der Preußen erlauscht, angsterfüllt stürzte er herbei und fragte was zu thun sey, ob man Widerstand leisten, oder sich mit christlicher Ergebung plündern und verbrennen lassen solle. — „Sollen wir etwa die weiße Fahne aufziehen?“ fragte er.

„Lieber würde ich das Schloß meiner Väter mit eigener Hand in Brand stecken,“ erwiderte empört der Baron von Armantieres; aber während er diese Worte sprach, fielen seine Blicke auf Margaretha, welche mit ihrem bleichen, von dem rabenschwarzen Haar umwallten Antlitz wie ein Bild des Schmerzes dastand, er gedachte der Gefahr in welcher die theure Jugendgespielin schwebte und fügte in einem milderen Tone, jedoch ohne sein Auge von Margaretha abzuwenden, hinzu: „Herr Gallien, Sie haben meine Stelle hier lange Zeit so würdig versehen, daß es Unrecht wäre, wollte ich Ihnen hier vorgreifen. Meine Leute sind zu Ihrer Verfügung. Sollte der Feind auf seinem Marsche nach Armantieres kommen, so ergreifen Sie die Vorsichtsmaßregeln, die Sie für Ihre Sicherheit und für die Ihrer Tochter für nothwendig erachten. Margaretha,“ fuhr er darauf in einem noch sanfteren Tone fort, „als ich gestern erfuhr, daß Breteuil einer der Ersten gewesen, welche die dreifarbige Cocarde von sich geworfen hätten und zu den Siegern übergegangen wären, schauderte ich zusammen. Wenn ich aber jetzt seinem Beispiele folge und das Haus meiner Väter der Schande übergebe, so verachte Du mich nicht, Margaretha — denn ich bringe das schwere Opfer nur um Deinetwillen — um Deinetwillen, die ich so innig liebte — die ich von diesem Augenblick an nie wiedersehen werde!“ — Und noch bevor die junge Gräfin von Breteuil genugsam Fassung finden konnte, um Worte der Dankbarkeit, der Angst seinetwegen auszusprechen, war Leon verschwunden.

„Was ist das?“ fragte der alte Gallien, indem er das Pergament aufhob, das Margarethas Hand entfallen war, während der Pförtner und die übrigen Schloßbewohner eilig Anstalten trafen, die werthvollsten Gegenstände in Sicherheit zu bringen, und nach Anweisung des Ersteren eine große weiße Fahne zu fertigen, welche sie darauf am Haupteingange aufpflanzten. „Ein Vermächtniß des Schlosses Armantieres und der dazu gehörenden Ländereien zu Gunsten der Gräfin Margaretha v. Breteuil!“ rief Gallien, nachdem er den Inhalt des Pergaments durchflogen. „Traun ein guter Gedanke unsers jungen Freundes; allein obgleich nur wenig Aussicht vorhanden ist, daß ein so kühner Partheigänger, wie der junge Baron, in diesem verzweiflungsvollen Kampfe Frankreichs gegen Europa, mit dem Leben davonkommen werde, bitte ich Dich doch, Dich wegen dieses Testaments keiner allzugroßen Hoffnungen hinzugeben, denn der Baron hat, um mich der Verfolgung meiner Gläubiger zu entziehen, bedeutende Gelder aufgenommen, und seine Güter sind tief verschuldet.“

„Um Sie der Verfolgung Ihrer Gläubiger zu entreißen?“ fragte Margaretha mit zitternder Stimme.

„Weshalb jetzt noch ein Geheimniß daraus machen,“ entgegnete ihr Vater, „zwar machte der Baron es zur ausdrücklichen Bedingung, daß Du nie etwas davon erfahren solltest — aber unter Umständen wie die jetzigen, wird es wohl zu entschuldigen seyn. Ich würde vielleicht meine Tage im Gefängniß geendet haben, hätte mich nicht Armantieres Großmuth gerettet.“

Margaretha bedeckte ihr Gesicht mit den Händen, begab sich auf ihr Gemach und überließ sich dort ganz ihrem Kummer. Der Feind so nahe! Ihr Vater und sie jeder Gefahr preisgegeben! Ihr Jugendgefährte bereit, sich für den sinkenden Glücksstern Napoleons zu opfern! Diese furchtbaren Gedanken durchkreuzten unablässig ihr Gehirn.

In der folgenden Nacht senkte sich kein Schlummer auf die Bewohner des Schlosses Armantieres herab; kaum aber grauete der Morgen, als auch schon Schaaren von Bauern aus der Umgegend im Schloße erschienen, mit der Schreckenskunde, daß der Feind rasch heranrücke und alles verwüste und verheere. Margaretha aber schien sich jetzt einer verzweiflungsvollen Ruhe hingegeben zu haben, und selbst als das Gekrach der feindlichen Artillerie vernehmbar wurde, bewegte sie nur bebend ihre Lippen zum leisen Gebet. Eine böse Kunde langte nach der anderen an und immer näher und näher rückten die feindlichen Schaaren. In diesem Augenblicke der größten Angst aber erschien plötzlich ein Landmann mit vor Freude strahlenden Augen, welcher die frohe Botschaft brachte, daß die preußische Brigade, welche sich bisher auf Armantieres zu bewegt habe, plötzlich, wunderbar genug, links gegen das Thal Mont-

morency abmarschirt sey, so daß das Schloß in diesem Augenblicke nichts zu befürchten habe.

Alles jubelte auf Armantieres, nur Margaretha nicht, denn eine furchtbare Ahnung folterte sie.

Das Schloß und dessen Bewohner waren gerettet, Breteuil befand sich bei dem siegreichen Feinde, Leon wahrscheinlich bei dem geschlagenen Heere! Wie sollten sich ihre Zweifel lösen? Woher konnte sie ferner Berichte erwarten?

Was man in Erfahrung brachte schienen lauter Mährchen. Der Einzug der Alliirten in Paris — Napoleons Abdankung — das alles waren Dinge, denen diejenigen kaum Glauben beimessen konnten, die so lange auf den großen Helden Frankreichs vertrauet hatten.

Nur zu bald aber erhielt die arme Margaretha die Kunde, daß ihr Wohlthäter, Leon von Armantieres, gefallen — und noch obendrein, daß er als Verräther gefallen sey. Man versicherte, daß Leon, bald nach seiner letzten Anwesenheit in Armantieres, in dem feindlichen Hauptquartiere gesehen worden sey, wo er, wie behauptet ward, unter gewissen Bedingungen übernommen habe, sein Detachement dem Feinde zuzuführen, bei welchem Versuche er aber von seinen eigenen Leuten getödtet worden sey. Etwas Genaueres darüber zu erfahren, war unmöglich. Margaretha hatte selbst nicht einmal den Trost, zu wissen, wo man die Staubeshülle dessen den sie liebte, der mütterlichen Erde wiedergegeben habe.

„So tapfer, so edel, und doch den Tod eines Verräthers sterben," klagte Margaretha, als sie nach mehreren Wochen, das Haupt in die Hand gestützt wieder einmal in jener schattigen Laube weilte, die ihre Kinderspiele sah. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß Breteuil jetzt die Früchte seiner Verrätherei genieße, und daß er dem Briefe, den er ihr gesandt, bald selbst folgen werde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Dichter des neunten Jahrhunderts.

(Beschluß.)

So tief beklemmend für Hedwig diese Nachricht war, so willkommen war sie im Innern der Seele einem jungen Wittwer, Rupert von Waltersperg. Beim Besuche des Prodstes in dem Zürch'schen Chorherrenstifte hatte dieser edle liebenswürdige Ritter Hedwig kennen gelernt; für sie ergriff ihn die heftigste Leidenschaft; ganz gewann er ihre Achtung und Freundschaft; ganz besaß er ihr und der Aebtissin Vertrauen; nun, seitdem für Hedwig die letzte Aussicht zur ehelichen Verbindung mit Ramschwag verschwunden war, schmeichelte er sich, bei ihr mit seiner Liebeserklärung doch endlich Eingang zu finden. Selbst die Aebtissin begünstigte seine Wünsche. An Hedwigs Herzen nagte aber der Wurm der Reue; sie fühlte sich entehrt; aber wie ein Stern leuchtete mitten durch das Dunkel der Nacht ihre innere moralische Würde. Mit Gelassenheit sah sie sich entehrt vor der Welt, aber unausstehlich war ihr der Gedanke, sich in den Augen ihres Ramschwags zu entehren; „und dies thue ich," sagte sie, wenn ich jemals einem andern Herz und Hand gebe, als ihm. Rupert sah, daß ihr Entschluß unerschütterlich fest war; auch er schwur der Welt ab; um der Geliebten desto näher zu seyn, trat er jenseits der Abtei in das Kloster zum großen Münster. Zur Abbüßung ihres Fehltrittes oder vielmehr zur Angelobung ewiger Treue gegen Ramschwag entschließt unwiderruflich auch Hedwig sich, den Schleier anzunehmen. „Sey Du," schrieb sie dem Abte Salomo, „mein Hieronymus; erziehe mich zu Deiner Marcella."

In eigner Person wohnte er ihrer Einkleidung bei. Umsonst verbittet sie sich bei der Aufnahme das Gepränge: dem Abte zu gefallen, tritt sie an der Aebtissin Hand in einem glänzenden Anzuge, zugleich aber in tiefster Demuth, vor den Altar. Nach alemannisch-fränkischer Sitte schloß ihr Gewand von schneeweißem leinenen Zeuge, mit Goldfäden durchstreift, genau dem Leibe an; unbedeckt waren der Kopf, die Brust und der Nacken; das Haupthaar, theils in Flechten um den Kopf gewunden, theils in Locken hinwallend über die Schultern; der Arm entblößt, aber mit Armbändern von Purpur geschmückt; um die Hüften ein Gürtel von Edelsteinen; der Fuß bis zum Knöchel nackt, jedoch umflochten mit feinen Riemen, die eine Schnalle von Gold festhielt.

Nach Vollentung des stillen Gebetes nahmen sie die Klosterfrauen in ihre Mitte; unter feierlichem Kirchengesange umarmte sie die Aebtissin; mit zitternder Hand und unter Thränen schneidet sie ihr die Haarlocken ab, legt sie zu den ihrigen und den Locken der verstorbenen Hildegard in eine Schachtel; diese Schachtel überreicht sie dem Abte; er stellt sie als Opfer auf den Altar.

Ein Priester besteigt die Kanzel, und hält zum Theil in der lateinischen Kirchen- zum Theil in der deutschen Hofsprache eine Rede, voll poetischer Floskeln, zum Lobe des jungfräulichen Klosterlebens. Nach Vollendung der Rede tritt Hedwig aus dem Innern des Chores an die Treppe, und vor dem ganzen versammelten Volke entsagt sie mit lauter Stimme der Welt. Jetzt wirft über ihr verklärtes Gesicht die Aebtissin den Schleier; sie löset von ihren Hüften den Gürtel, und umschlingt sie mit der schwarzen Schärpe. Hand in Hand kehren sie zurück nach dem Altare. In bischöflichem Ornate, den Mantel von Seide über den Schultern, segnet beide der Abt. Indem er sich besonders nach Hedwig hinwendet, erklärt er sie feierlich als seine gewesene Verlobte. Unter seliger Hingebung wirft sie sich ihm zu Füßen; liebevoll hebt er sie in den Armen empor; unter vermischten Empfindungen von Ehrfurcht und Zärtlichkeit schlägt sie vor ihm den Schleier zurück; er küßt sie auf

die Stirn; alsdann führt er an der einen Hand sie, an der andern die Aebtissin aus der Kirche in das Kloster.

Sorgsam erzog Hedwig ihre Tochter Salome. Bei reifern Alter vermählte sie der Abt mit Ruperts Sohne, dem jungen Volker von Walterspera. Immerfort lebte Hedwig so wohl mit Rupert als mit Salomo in dem freundlichsten Verhältnisse; da sie keinem die Hand geben konnte, so gab sie diesem das Herz, und dem Sohne des Ersteren die Tochter. Der Abt Salomo starb im Jahr 934; nicht lange nachher auch Hedwig. Schon seit langen Jahrhunderten ist ihr Staub verweht; immer noch aber zeigen sich, der Klostersage zufolge, ihre Schatten bald zwischen den Kreuzgängen, bald im Wiederscheine des Mondes. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Am 3ten d. trat nach 9jähriger Abwesenheit, ein früheres sehr beliebtes Mitglied unsers Stadttheater-Personals, Herr Costenoble, der damals besonders sich im Fache des niedrig Komischen auszeichnete, als Schewa im »Juden« auf. Herr Costenoble hat im Verfolge seiner künstlerischen Laufbahn sich auf das anfänglich ergriffene Rollenfach nicht beschränkt, sondern nach einem Ziele, nach welchem nur Wenige streben dursen, da nur Wenige es erreichen können, nach Vielseitigkeit in der scenischen Darstellungskunst, gerungen. Wir müssen offen gestehen, das wir eigentlich keine Freunde solcher Vielseitigkeit sind, denn wird sie wirklich erreicht, was aber selbst bei weitem nicht einmal allen Künstlern ersten Ranges möglich ist, so geminnt die Bühnenkunst im Grunde nur wenig dadurch, wird sie aber nicht erreicht, so muß das ergebliche Streben nach ihr, in vieler Beziehung nachtheilig auf das Ganze einwirken. Wie es Herrn Costenoble, der sich so fertlich zu den Künstlern ersten Ranges zählen darf, gelungen sey, seiner schwierigen Aufgabe sich zu entledigen, wird sich noch deutlicher als jetzt, nach einem wiederholten Auftreten desselben entscheiden lassen. Mit der Darstellung des Schewa konnte man durchaus zufrieden seyn. Das Gemisch fast unbegrenzter Liebe zum Gelde, untergeordnet aber dem noch stärkeren Drange, dem Nebenmenschen überall liebevolle Hülfe zu spenden, selbst auf Kosten des guten Namens, und der zum Leben unentbehrlichsten Dinge, welches den, vielleicht nicht ganz naturgemäß gezeichneten Charakter des Schewa bildet, war von Herrn Costenoble vortrefflich aufgefaßt und durchgeführt. Die Uebergange von der Sprache des Geldmenschen zu der Sprache des edlen, sich unterdrückt fühlenden, aber dennoch überall unbekannt Gutes thuenden Menschen, waren besonders gelungen. Frei von Affectation und Uebertreibung, zu welcher diese Rolle so leicht verführen kann, stellte Herr Costenoble den Juden dar, und besonders mit ausgezeichnetem Gebethdienspiel, doch vermißten wir in der Sprache den eigentlichen jüdischen Accent, der sich in affectvollen Momenten wohl deutlicher hätte herausstellen müssen. Der liebe Gast ward beim Auftreten mit lauter freudiger Begrüßung empfangen, und nach dem ersten Akte und am Schlusse gerufen, worauf er seine Gefühle in kurzen dankenden Worten aussprach.

Die Rolle des Carl von Sternfeld ward von Herrn Brüning recht gut durchgeführt, während Herr Zängl als Eduard Braun die Zuschauer durchaus unbefriedigt ließ, sowohl durch die Steifheit seines Spieles, als durch die mißlungene, allem wahren Gefühle ferne Declamation. Herr Lenz gab die Rolle des Commercienrath Braun recht brav, bis zum letzten Akte, in welchem, trotz seiner Umstimmung, doch mehr von seinem früheren Wesen, das seinen eigentlichen Charakter ausmacht, hätte durchscheinen müssen. Hirsch, die Rolle in welcher früher Herr Costenoble glänzte, fand in Hrn. Gloy einen guten Darsteller, und auch Herr Hollmann d. ä. gab sich Mühe die kleine Rolle des Buchhalters Müller, nach besten Kräften auszuführen. Mad. Marschall welche die Frau von Sternfeld spielte, hat uns durchaus nicht angesprochen, indem sich in ihrem Wesen nur Affectation und Gezierthelt, aber kein wahres Gefühl kund gab. Sophie Sternfeld wird von Dlle. Enghaus, die in solchen Rollen mit besserem Erfolge sich bewegt, als in manchen andern, recht gut repräsentirt. Mad. Lebrün Rachel, würde wohl gethan haben, sich ein älteres Ansehen zu geben, was gewiß dem Stücke angemessener gewesen seyn würde; überhaupt konnten wir uns mit ihr in dieser Rolle, nicht befreunden. Mad. Klenge gab die Rolle der Frau Mendel nur mittelmäßig.

Mad. Schröder-Devrient hat jetzt unser Hamburg wieder verlassen, nachdem sie uns noch am 4ten August als Leonore im »Fidelio« und am 7ten als Norma entzückte. In beiden Parthieen ward ihr die frühere wohlverdiente Anerkennung zu Theil, ja in der letztgenannten Rolle wurden ihr, nachdem sie dreimal hervorgerufen worden, von der zahlreichen Versammlung duftende Blumen zugeworfen, Kinder Florens welche der Muse des Gesanges ihre Huldigung darbrachten.

Im »Fidelio« sang Herr Schrader den Florestan als Gast, seine angenehme Stimme bewährte sich auch dießmal und zwar ganz besonders in dem Andante seiner Arie, von der er namentlich den Anfang ausgezeichnet gut vortrug.

In der Oper »Norma« war Dlle. Unald als Adalgisa wieder sehr brav. Herr Eicke aber hatte, ward er gleich von einem Theile des Publikums gerufen, neuerdings mit Opposition zu kämpfen.

Zur Nachricht.

Ich habe die Redaction der allgemeinen Theater-Chronik niedergelegt, und indem ich dies hiermit zur Kenntniß meiner zahlreichen Geschäftsfreunde bringe, verbinde ich damit die Anzeige, daß ich sofort ein neues Blatt unter dem Titel: „Theaterfreund" herausgeben werde. Alle die, welche mir in dem früheren Wirkungs- und Geschäftskreise ihre freundliche Mitwirkung oder ihr ehrendes Vertrauen schenkten, bitte ich, mir diese auch in Bezug auf den „Theaterfreund" zu erhalten.

Leipzig, den 1. August 1837.

L. von Alvensleben.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 12ten August: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 97 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Besuch der unterirdischen Höhlen bei Mastricht. *)

Kaum war ich zwei hundert Schritte weit in die unterirdischen Höhlen bei Mastricht eingedrungen, als sie meiner Phantasie wie eine dunkle unbegrenzte Masse entgegentraten, in welcher der ganz allein auf sich angewiesene Mensch unvermeidlich den Tod finden müsse.

Das melancholische Schweigen, welches in diesen finsteren Gewölben herrscht, vermehrt noch das Schrecken der rings umher waltenden Finsterniß. Die menschliche Stimme vermag kaum diese Stille zu unterbrechen, ihr Schall wird durch das Dunkel gewissermaßen gedämpft, erstickt, vernichtet. Das Echo selbst, das der verirrte Wanderer in der Wüste befragen kann, ist hier nicht vorhanden.

Wenn ich mich dann und wann einige Schritte von meinen Führern entfernte, um urtheilen zu können, welchen Anblick unsere Fackeln in dieser Düsterheit gewährten, überzeugte ich mich, daß das matte röthliche Licht, welches ihre Flammen spendeten, selbst die nächsten Gegenstände nur undeutlich erkennen ließ; wobei sich unsere Stimmen in den hundert Gängen verloren, die hier kreuzweis durch einander dahinlaufen.

Um den fürchtbaren Eindruck dieser gänzlichen Einsamkeit so recht schwer zu empfinden und die Gefühle kennen zu lernen, die sich des Unglücklichen bemächtigen müssen, der sich in diesem unterirdischen Labyrinthe verirrt hat, muß man die Fackeln auslöschen lassen und seine Führer beordern, sich auf einige Minuten zurückzuziehen. Plötzlich wird den Wanderer alsdann ein inneres, unbeschreibbares Entsetzen erfassen; ein unwiderstehlicher Instinkt wird ihn antreiben, die nächste Wand zu suchen und gleichsam, als wolle er sich die Ueberzeugung verschaffen, daß ihm doch noch wenigstens ein Sinn übrig geblieben, dieselbe wiederholt mit der Hand zu berühren. Sein Auge wird vergebens alle seine Nerven anstrengen, um auch nur den schwächsten Schimmer eines Rettung spendenden Lichtes zu erspähen — sein Ohr würde selbst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auch nicht das kleinste Trost gewährende Geräusch erlauschen. Er ist einzig und allein auf den Sinn des Fühlens beschränkt, und an einem Orte wo die Schrecken des Grabes ihn überall umgeben, und wo ihm seine

*) Diese Hohlen bilden ein großes Labyrinth von vielen Meilen. Wir verdanken diesen Bericht über dieselben einem geistreichen Franzosen, Bory de St. Vincent.

Einbildungskraft alle die Leiden und Qualen vorführt, welche die Unglücklichen erduldet haben müssen, deren Wehklagen, Gebet und Jammergeschrei in diesem einsamen Labyrinthe vergebens verhallten.

Wenn er alsdann eine kurze Zeit, wie lebendig begraben, längs der Wand hingetappt ist, wird selbst der Muthigste sich von einer nahmenlosen Angst erfaßt fühlen und nur der Gedanke, daß die Führer in der Nähe sind, wird ihm Kraft geben, daß er nicht vor Entsetzen zu Boden sinke. Er ruft seine Führer mit bebender Stimme, und bei dem ersten Funken, den sie dem Feuersteine entlocken, fühlt er einen unbeschreiblichen Trost in seine Brust zurückkehren.

Die Führer, welche den Reisenden hiehergeleiten, verfehlen nie die Geschichte einiger Artilleristen zu erzählen, welche, als die französischen Republikaner Mastricht belagerten, es thörigterweise unternahmen, diese unterirdischen Höhlen allein zu besuchen, aus denselben aber nie zurückkehrten, um von ihren Abentheuern Bericht abstatten zu können. Sie erzählen weiter, daß damals, als das Gesetz der Conscription das Land bedrückte, mehrere junge Leute, entschlossen, alles zu wagen und sich lieber jeder Gefahr preiszugeben, als sich der barbarischen Verfügung zu unterwerfen, in diesen unterirdischen Höhlen eine Zuflucht suchten. Der Glücklichste von ihnen gewann durch seinen Aufenthalt in der Tiefe der Erde jene Freiheit, welche ihm die Oberfläche nicht darbot, während die Uebrigen hier einen Tod fanden, qualvoller als er ihnen je auf dem Schlachtfelde hätte entgegentreten können.

Ich selbst traf in diesen Schreckensgewölben mehrmals auf Ueberreste von menschlichen Gerippen, schauderhafte Ueberbleibsel von Unglücklichen, deren Seelenqualen und Körperleiden furchtbar gewesen müssen.

An verschiedenen Stellen, werden mit Kohlen skizzirte Zeichnungen gezeigt, um an das Auffinden von Leichnamen zu mahnen, welche hier gefunden wurden. — Hier sieht man einen Arbeiter abgebildet, welcher sich in dem Labyrinthe verirrte, und so lange den Ausweg suchte, wie seine Fackel noch brannte, um ihn die Gegenstände unterscheiden zu lassen. Die letzte Gluth derselben, unfähig ihm länger zu leuchten, hatte ihm die Hand verbrannt, und so war er verzweiflungsvoll zu Boden gesunken und dem qualvollsten Tode preisgegeben.

Dergleichen schauderhafte Unglücksfälle werden hier viel erzählt, der beklagenswertheste Bericht aber ist der von den vier Franziskanermönchen, welche hier im Jahre 1640 den Tod fanden. Diese frommen Männer hatten den Entschluß gefaßt, in diesen unterirdischen Höhlen eine Kapelle auszuhauen. Sie waren bemüht die passendste Stelle dazu auszusuchen, verschmähten es aber, nachdem sie in den Höhlen einigermaßen bewandert geworden, Führer mit sich zu nehmen, und bedienten sich dagegen das Mittel der Ariadne, um bis in die entlegensten Tiefen zu dringen. Nachdem sie sich reichlich mit Stricken versehen hatten, befestigten sie das eine Ende derselben an den Eingang und wanderten so lange fort, als die Stricke reichten, auf welche Weise sie zu einer damals noch unbekannten Stelle gelangten. Hier zeichnete einer der Franziskaner mit Kohlen die Skizze zu einer Kapelle, welche noch jetzt an der Wand zu schauen ist, und nachdem er den Tag der Entdeckung darunter verzeichnet, wollte er mit seinen Gefährten zurückkehren, da aber entdeckten sie plötzlich zu ihrem unbeschreibaren Schrecken, daß der Leitfaden durch irgend einen Zufall gerissen war.

Es ist nicht bekannt geworden, was die unglücklichen Männer in dieser verzweiflungsvollen Lage begannen, da sie aber nicht heimkehrten, ließ ihr Oberer, welcher wußte, weshalb sie in die Höhlen eingedrungen waren, die sorgsamsten Nachforschungen anstellen; erst eine volle Woche darauf fand man die Leichname der Verunglückten; sie lagen in einiger Entfernung von einander, das Gesicht zu Boden gekehrt, den Rosenkranz noch immer in der Hand haltend, so als ob sie im Gebete gestorben. Die Bildnisse dieser frommen Männer sind mit ergreifender Wahrheit an den Stellen gezeichnet, wo sie gefunden wurden.

Die Jugendgespielen.

Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit.

(Fortsetzung.)

Unterdessen waren von Seiten der Gläubiger Leons auf dem Schlosse die Siegel angelegt worden, und Gallien und Margaretha waren genöthigt gewesen, in einer benachbarten armseeligen Hütte unterdessen ein Unterkommen zu suchen, denn zwei Briefe der Letzteren an ihren Gatten, worin sie diesen, mehr um ihres Vaters als ihrer selbst willen, mit ihrer traurigen Lage bekannt gemacht hatte, waren unbeantwortet geblieben. Endlich wurden von dem Friedensrichter die Siegel gelöst. Armantieres letzter Wille zu Gunsten Margarethas, ward von dem alten Gallien vorgelegt und anerkannt, und kaum erhielt Bretenil hievon Kunde, als er auch sofort auf dem Schlosse anlangte.

Mit eisiger Kälte und beleidigenden Worten, mit welchen er der Freigebigkeit Leons gegen seine Gemahlin gedachte, erschien der herzlose und eigennützige Bretenil vor Margaretha, und erklärte seinen Entschluß, von nun an selbst das Schloß Armantieres bewohnen zu wollen, ein Vorsatz, welcher leicht begreiflich war, da der Aufenthalt an einem Hofe, der ihn als einen Verräther kannte, ihm durchaus nicht angenehm seyn konnte. Er suchte übrigens Margarethens Gefühle immerdar durch Anspielungen auf ihr freundschaftliches Verhältniß zu Armantieres zu verletzen, und ganz seiner Verschwendungssucht hingegeben, berücksichtigte er nicht, daß die größte Sparsamkeit nöthig sey, um die auf dem Schlosse lastenden Schulden zu tilgen. Ganz von der Herrschaft Ge-

brauch machend, welche ihm die Gesetze zusprachen, verkaufte er alle Pferde und Hunde des Verstorbenen, die alten Diener der Familie wurden auf höhnende Weise fortgeschickt, ja selbst der alte Pförtner und seine ergraute Ehehälfte, wurden von einem Orte weggewiesen, den ein 30jähriger Aufenthalt sie fast als ihr Eigenthum hatte betrachten lassen.

Die unglückliche Margaretha mußte dieß alles geschehen laßen; sie wußte, daß Vorstellungen das Uebel nur vermehren würden. Von Gram und Schmerz überwältigt, suchte sie häufig die Einsamkeit, wo sie denn oft den Garten verließ und der benachbarten Waldung zuschritt.

Eines Tages wanderte sie einsam und allein denselben Gang; ihr Vater, welcher in der letzten Zeit sehr kränklich und fast geistesschwach geworden war, war nach Tische sanft eingeschlafen; Breteuil war mit einigen seiner Genossen nach der entgegengesetzten Richtung hin, auf die Jagd geritten. — So ganz ihrem trüben Gedanken preisgegeben, gelangte sie tiefer hinein in den Wald, bis sie endlich die kleine, jetzt fast ganz verfallene Hütte erreichte, in der sie und ihr Vater, als die Siegel auf dem Schloße angelegt wurden, eine Zuflucht gesucht hatten.

Sie wollte die Hütte betreten, als sie zu ihrem Erstaunen bemerkte, daß die Thür derselben, welche in der letzten Zeit nur lose in ihren Angeln hing, sorgfältig verschlossen war. Sie faßte die Klinke um zu öffnen, aber siehe da, inwendig war ein Riegel vorgeschoben. Sie wußte nicht, was sie davon denken sollte und war schon im Begriff, sich wieder zu entfernen, als es ihr plötzlich schien, als ob der Riegel von innen fortgeschoben wurde. Die Thur öffnete sich langsam, jedoch trat niemand heraus, und plötzlich fühlte sie sich von einem räthselhaften unheimlichen Gefühle beschlichen. Sie wollte fliehen — aber sie war wie festgebannt. Und als sie nun gar aus dem Innern der Hütte ihren Namen zu hören glaubte, da fühlte sie ihre Sinne schwinden und hinein stürzte sie über die Schwelle der Hütte.

„Margaretha, kommst Du endlich," sprach eine hohle Stimme, während ein Arm schnell die Thür wieder verschloß.

„Ja ja, ich komme," sprach sie wie vom Irrsinn erfaßt, denn sie glaubte die Erscheinung ihres Jugendgespielen vor sich zu schauen, „ich komme mein Haupt in das Grab neben das Deine zu legen. Ich wäre schon früher gekommen, hätte ich nicht meines armen hilflosen Vaters wegen gezögert."

„Margaretha," erwiderte Leon von Armantieres zitternde Stimme. „Ich weiß, daß ich unwürdig bin, vor Dir zu erscheinen, weiß, daß mein Name aus der Reihe ehrenwerther Männer gestrichen ist, aber wenn ich einen Verrath an meinem Kaiser und an meinem Vaterlande beging, so geschah es um Deinetwillen. Um Dich vor Gefahr zu schützen und Dich zu retten, übergab ich mich dem Feinde. Bald aber folgte meine Strafe, meine eigenen Leute empört, mißhandelten mich — ich ward schwer verwundet von mitleidigen Bauern gefunden, welche mich in ihre Hütte trugen; sie kannmich nicht und handelten nur aus Menschenfreundlichkeit. — Leon von Armantieres gehört jetzt den Todten an, der arme elende, aus der menschlichen Gesellschaft Ausgestoßne schleppte sich hieher, um Dich noch einmal zu sehen, um von Dir Verzeihung zu erflehen, — dann ist mein Entschluß gefaßt, ich verlasse Frankreich, um meine Schmach in fremden Landen zu verbergen. Ich harre Deiner hier schon seit drei Tagen ohne Nahrung zu mir zu nehmen, ich bin bis zum Tode ermattet — wärst Du länger ausgeblieben, hättest Du mich hier als Leiche gefunden."

„So beruhige Dich jetzt, faße Dich," flehte Margaretha, „folge mir auf das Schloß, sey ganz wieder Leon von Armantieres, erhebe Dich über Dein Geschick. In einem Augenblick des Wahnsinns handeltest Du gegen Dein besseres Gefühl; Du hast gebüßt, bereuet, man wird das Geschehene vergessen, komm komm, tritt wieder in Deine Rechte ein."

„Nimmermehr!" seufzte der Unglückliche vor sich hin.

„Ach, wüßtest Du, wie sehr ich Deiner bedarf," fuhr Margaretha fort, „wie sehr man mich gemißhandelt und gekränkt hat — — "

„So komm Du mit mir," unterbrach sie Leon, indem er heftig ihre Hand erfaßte und sie an seine Brust preßte, „folge mir übers Meer, in das Land der Freiheit! dort, dort werden wir glücklich seyn!"

„Dann würden wir uns selbst verachten müssen," versetzte Margaretha, indem sie sich seiner Umarmung entwand. „Aber Du bist so matt, so erschöpft," fuhr sie fort, als sie gewahrte, daß ihm das Haupt auf die Brust gesunken war. „Leon, theurer Leon, Du bedarfst der Nahrung, der Ruhe, stütze Dich auf mich — komm mit mir aufs Schloß!"

Sie sprach vergebens. Aufregung und Ermattung hatten den Unglücklichen überwältigt, und kraftlos sank er zu Boden. So ungern sie ihn auch in dieser Lage allein ließ, begriff sie doch, daß der einzige Weg ihm Hilfe zu schaffen, der sey, aufs Schloß zu eilen und von dort Beistand zu holen. Sie flüsterte Leon einige Worte der Ermuthigung zu und flog von dannen.

(Der Beschluß folgt.)

Todeskunde.

Der so eben in England erschienene vierte Band der interessanten Biographie Walter Scotts, aus welcher ich meinen Lesern in diesen Blättern schon Einiges mitgetheilt habe, ist noch weit anziehender als die ersten drei Bände, und umfaßt die Jahre von 1815 bis 1820, welches die glücklichsten waren, die der berühmte Verfasser von Waverley, Kenilworth u. s. w. auf seiner Erdenwallfahrt verlebte. Mit Ausnahme mehrerer krampfhafter Anfälle, denen Scott unterworfen war, sah er sich während dieser Zeit jeder pecuniären Bedrängniß entrückt, und in den Stand gesetzt, seiner Liebingsleidenschaft nachzuleben: nemlich Ländereien auf Ländereien

reien zu kaufen, um das Gebiet von Abbotsford zu vergrößern, zu bauen und zu verschönern. In jener Zeit ereignete sich eine kleine Begebenheit mystischer Art, welche auf Walter Scott einen nicht unbedeutenden Eindruck hervorbrachte und die hier ein Plätzchen finden möge. — Im Monat April schrieb Scott aus Selkirk:

„Der dermalige Zustand meines Hauses hat zu einem mystischen Vorfall Veranlassung gegeben. In der vorgestrigen Nacht wurden wir plötzlich durch einen gewaltigen Lärm erweckt, es war als ob schwere Dielen durch den neugebauten Theil des Hauses fortgeschleppt wurden. Ich glaubte anfangs es sey etwas hinabgestürzt und dachte nicht mehr daran. Dieß geschah gleich nach zwei Uhr Morgens. — In der vergangenen Nacht aber grade um dieselbe Stunde, erhob sich derselbe Lärm. Meine Frau ist, wie Sie wissen, etwas furchtsam, und so mußte ich auf, um mit dem Schwerdte unter dem Arme nachzusuchen; aber durchaus keine Spur irgend einer Unordnung war aufzufinden, und so legte ich mich, verdrießlich über die Störung, wieder zu Bette.“ —

An dem Vormittage an dem Herr Terry in London dieses Schreiben Scotts empfing, frühstückte Herr William Erskine bei demselben, und der Hauptgegenstand ihrer Unterhaltung, war der plötzliche Tod des Hrn. George Bullock, welcher grade in derselben Nacht und zu derselben Stunde gestorben war, in welcher Scott durch den räthselhaften Lärm geweckt wurde. — Als Scott hievon die Kunde erhielt, machte sie einen mächtigen Eindruck auf ihn und er schrieb daher an seinen obengenannten Freund:

„Das seltsame Zusammentreffen des nächtlichen Lärms in meinem Hause mit der Todesstunde meines Freundes, hat mich in der That wunderbar ergriffen. Ich wiederhole es Ihnen, es war ein Lärm, als ob ein halbes Dutzend Arbeiter Bretter fortschleppten, oder Möbeln hin und herrückten, und dennoch ist nichts gewisser, als daß sich in jener Stunde niemand dort befand, woher das geheimnißvolle Geräusch erscholl.“

Sinnsprüche.

Jemand wurde gefragt, von wem er die Regeln der Höflichkeit gelernt hätte? — „Von Groben,“ antwortete der Gefragte.

Lappen auf Lappen zusammennähen ist besser, als ein Kleid betteln.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Am 9ten dieses wurde die Oper: «Die Stumme von Portici» als vorletzte Gastdarstellung und zum Benefiz des Herrn Eicke gegeben. Ueber die Oper selbst ist schon zu oft in diesen Blättern die Rede gewesen, als daß wir noch etwas hinzuzufügen brauchten. Wollten wir aber diese Tondichtung streng analysiren, so würde sie freilich, als Kunstwerk betrachtet; manches von ihrem Glanze einbüßen müssen, doch wird sie durch ihren Melodieenreichthum und durch die dramatische Handlung noch lange Interesse behalten und Lieblingsoper der Menge bleiben.

Herr Eicke gab an diesem Abend die Parthie des Masaniello und erwarb sich den Beifall des versammelten, wenn auch nicht zahlreichen, Publikums; eine unbedeutende Opposition war zwar auch heute bemerkbar, doch ging sie spurlos vorüber. — Schwebt gleich als Masaniello ein bedeutendes Bild vor unserer Seele, so müssen wir doch unpartheiisch bekennen, daß Herr Eicke auf diese Parthie, die Gesang und zwar dramatischen Gesang, und Spiel erfordert, vielen Fleiß verwendet hatte und der ihm gespendete Beifall wohlverdient war. Der Part des Masaniello ist nur nicht ganz für die Stimme des wackeren Künstlers geeignet, wodurch bedeutende Abänderungen und Transpositionen nothwendig wurden. Als gelungene Scenen heben wir heraus: den ganzen zweiten Akt; auch im vierten Akt waren höchst lobenswerthe Momente, doch erforderi die Stelle: «doch besser als dein Schwerdt» einen etwas zuversichtlicheren Vortrag, und die spätere; «Ueb' wohl geliebte Hütte» muß mehr elegisch behandelt werden, denn in diesen Tönen liegt schon eine Ahnung seines künftigen Schicksals. Die Wahnsinns-Scene im fünften Akte konnen wir nicht unbedingt loben, es gebrach ihr an Wahrheit des Ausdrucks, wodurch der Künstler allein hinreißen und rühren kann. Der verdienstvolle Gast wurde am Schlusse gerufen.

Mad. Walcker als Elvira ließ nichts zu wünschen übrig, vorzüglich war der Vortrag der Arie im ersten Akt. — Herr Schäfer (Alphons) war gleichfalls lobenswerth und der Fleiß, womit der brave Sänger jede Parthie behandelt, verdient volle Anerkennung. — Herr Wolterec als Pietro war im zweiten und vierten Akte gut, aber der Vortrag der Barcarole im fünften doch wohl etwas zu con amore. — In den Chören wollten sich wieder einige Sopran-Stimmen durch einen vorlauten Vortrag bemerkbar machen, was durchaus nicht geduldet werden mußte, denn die starken Stimmen sollen sich den schwächeren anschmiegen und so Ein Ganzes bilden. — Ein Pas de deux, gelangt von den Herren Kretschy und Dorusway, wurde vorzüglich ausgeführt und mit lautem Applaus belohnt. — Das Orchester war brav.

Wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Dlle. Enghaus hatte Madame Brüning, die Gattin unsers Herrn Brüning, die Gefälligkeit die schwere Parthie der Fenella zu übernehmen, und verdient die treffliche Leistung dieser wackeren Künstlerin, welche wir verlautet, nächstens ein Mitglied unserer Bühne werden wird, um so mehr lobende Erwähnung, da ihre Darstellung ohne vorhergegangene Probe stattgefunden.

Repertorium.
Stadt-Theater.

Montag, den 11ten August: „Der beste Ton.“ Lustspiel.
Hierauf: „Drei Frauen auf einmal.“ Lustspiel.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 98 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Favorit.

Mons de la Croix war der Sohn eines Weinschenken, der aus Frankreich gekommen war, und sich anfänglich in Riga niedergelassen hatte. Nach der Zeit war er nach Moskau gegangen, und lebte daselbst im deutschen Quartier, oder wie man dort sagt, in der Nemetzkaja Sloboda.

Peter der Große, der immer gern mit Ausländern lebte, ohne zu untersuchen, ob Geburt oder Rang sie zu dieser Auszeichnung qualificirte, bemerkte mit Vergnügen den jungen wohlerzogenen und gut unterrichteten Mons, dessen Schwestern der Monarch kannte, sie schön und liebenswürdig gefunden hatte, und zum Theil noch ihren Umgang liebte.

Lange nach dieser Zeit, und zwar erst dann, als Peter schon Katharina geheirathet hatte, wurde der tiefe Eindruck bemerkbar, welchen die außerordentlich schöne Gestalt des jungen Mons auf das Herz dieser Fürstin gemacht hatte. Um die gegenseitige Neigung mit Anstand unterhalten zu können, war es nöthig, dem Günstlinge eine Stelle bei Hofe zu geben, die ihm der Gemahlin des Kaisers ohne Verdacht näher bringen konnte. In dieser Absicht brachte es Katharina so weit, daß er erst zum Kammerjunker und dann zum Kammerherrn der Kaiserin ernannt wurde. Peter war lange Zeit einer von den wenigen, welche das Geheimniß nicht wußten. Einmal schon war er auf der Spur, es zu entdecken, als ihn die junge Prinzessin Elisabeth auf die große Bestürzung aufmerksam machte, die durch ihre unerwartete Dazwischenkunft in der Unterhaltung der Kaiserin mit Mons entstanden war; allein der Monarch, der eben damals andere Geschäfte im Kopfe hatte, achtete nicht auf das Geschwätz eines Kindes und so hatte diese Entdeckung weiter keine Folgen.

Einige Jahre nachher wurde Peter durch andere aufmerksam gemacht. Er gab daher der Generalin Balk, einer Schwester des Kammerherrn Mons, den schwierigen Auftrag, ihren Bruder und die Kaiserin zu beobachten. Dessenungeachtet konnte er nie etwas entdecken, und wurde immer wieder beruhigt. Endlich am 8ten November 1724 gab er eine Reise nach Schlüsselburg vor, fuhr auch wirklich fort, war aber einige Stunden nachher schon wieder in Petersburg, und ging unbemerkt in das Palais des sogenannten italienischen Gartens an der Fontanka, wo er Katharine überraschte, als eben Mons bei ihr war. Mit der ihm eigenen Heftigkeit theilte der Monarch vorläufig einige Strafen aus, von welchen man sehr richtig auf diejenigen schließen konnte, die späterhin nachfolgen sollten.

Ein Kabinets-Secretair und ein Kammerdiener der Kaiserin wurden in Arrest gebracht. Aber die härteste Strafe traf den unglücklichen Mons. Er wurde sogleich arretirt. Der Generalmajor Uschakow war schon damals Präsident der geheimen Kanzlei, und also ein sehr furchtbarer Mann, obgleich er nicht die Gewalt hatte, die er unter der Kaiserin Elisabeth ausüben durfte. Dieser Mann holte den Kammerherrn Mons noch an dem nämlichen Abend ab und brachte ihn in sein Haus, das schon darauf eingerichtet war, Arrestanten aufzunehmen. Hier wurde Mons zwei Tage sehr scharf bewacht.

Am 10. November brachte man ihn in das Winterpalais, wo das höchste Gericht war. Hier rührte ihn, in Folge des heftigen Schreckens, der Schlag. Die Inquisition wurde mit großer Schnelligkeit gehalten und in ein wenigstens anfänglich, fast undurchdringliches Geheimniß verhüllt. Als das Urtheil bekannt gemacht wurde, gab man vor, Mons und seine Mitschuldigen hätten sich bestechen lassen, um den Kaiser zu hintergehen. Kein Mensch glaubte es. Einige der Arrestanten bekamen die Knute, oder wurden auf die Galeren gebracht, eine Strafe, die damals erst in Rußland eingeführt wurde. — Diese Strafe traf nach Umständen vorzüglich eine Menge weiblicher und männlicher Bedienten der Generalin Balk und des Kammerherrn Mons. Aber die grausamste Strafe war diesem unglücklichen Manne selbst vorbehalten. Er wurde am 16. November vor den Augen der Kaiserin, die aus Schmerz sich schloßen, enthauptet.

Die Körperliche Schönheit des bedauernswürdigen Mons war der Stempel seines Charakters. Er war ein sehr edeldenkender Mann, schadete am Hofe Niemand, half aber durch seine Dienstfertigkeit, Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit allen, die seine Hülfe in Anspruch nahmen.

Mit seinem Tode hörten die Strafen der Kaiserin nicht auf. Peter ließ den abgehauenen Kopf in Spiritus setzen und mußte ihn mehrere Tage vor sich stehen sehen. Der Kaiser gab den Kopf alsdann in die Akademie der Wissenschaften und befahl, daß er in einem besondern Zimmer, mit einem andern Kopfe, der schon dort war, verwahrt werden sollte. Dies geschah mit größter Pünktichkeit. Die Köpfe wurden von den Aufsehern der Präparate sehr gut erhalten, übrigens aber, da sogar Katharina auf eine unbegreifliche Weise vergessen konnte, darnach zu fragen, ganz aus der Acht gelassen.

Endlich nach sechzig Jahren wurden sie wieder in Erinnerung gebracht. Es war in den achtziger Jahren, da die Knejina Daschkow, als Präsident der Akademie der Wissenschaften die Rechnungen nachsah und fand, daß zu viel Spiritus gebraucht wurde. Unter andern bemerkte sie dergleichen angesetzt für zwei Köpfe, die im Keller verwahrt wurden. Sie fragte nach, und erfuhr von dem Manne, welcher die Aufsicht darüber hatte, daß im Keller sich ein Kasten befände, zu welchem er allein den Schlüssel habe, und daß in diesem Kasten zwei Köpfe in Spiritus gesetzt, ständen.

Man suchte im Archive nach und fand, daß Peter I. die Köpfe der Fräulein Hamilton und des Herrn von Mons dahin geschickt, um sie in Spiritus setzen und daselbst aufbewahren zu lassen. — Man sprach davon mit der Kaiserin Katharina. Die Köpfe wurden geholt, und man bewunderte noch an ihnen die nicht zu verkennenden Reste ihrer ehemaligen Schönheit. Katharina II. befahl alsdann, diese beiden Köpfe im Keller zu begraben. N.

Die Jugendgespielen.

Eine Geschichte aus Napoleons Regierungszeit.

(Beschluß.)

Der erste, auf den sie im Schloßhofe traf, war der Graf von Breteuil. Sie wollte an ihm vorübereilen, um Brod und Wein herbeizuschaffen, er aber bemerkte ihre Bewegung und faßte Verdacht, drang ungestüm mit Fragen in sie und erpreßte ihr das Geständniß der Wahrheit, denn sie fürchtete für Leons Leben, falls er nicht schnelle Hülfe erhalte.

Der argliſtige herzlose Breteuil, den der Gedanke, daß Leon noch am Leben und wiedergekehrt sey, um sein Eigenthum wieder zu fordern, mit Schrecken erfaßte, stand einen Augenblick lang in tiefen Gedanken verloren, sinnend da. „Du hast recht," sprach er endlich, „hier muß rasch gehandelt werden." Er erfaßte ungestüm Margarethas Arm, zerrte sie in ein auf dem Schloßhofe befindliches gewölbtes Gemach und verschloß die Thür hinter ihr. Margaretha sah jetzt ein, daß sie eine Gefangene, und das Geschick ihres theuren Jugendgefährten in den Händen seines ärgsten Feindes sey. Vergebens rief sie um Hülfe, vergebens rang sie die Hände, das Gebäude lag von dem Hause getrennt, niemand konnte sie hören. Die bleiernen Minuten dehnten sich ihr bis zu Stunden aus. Die Abendsonne, welche ihren Schein durch das hohe schmale Fenster hineinsandte, verkündete ihr, daß der Tag sich zu Ende neige und daß Leons Schicksal festgestellt sey. Auf diese heftige Bewegung folgte eine gänzliche Bewußtlosigkeit, in welcher sie lange verblieb.

Endlich wurde sie daraus durch nahende Schritte geweckt. Sie schreckte auf und suchte ihre Kleidung und ihr aufgelöstes Haar zu ordnen. Als aber der schändliche Breteuil von mehreren Herren begleitet, eintrat, da vermochte sie sich nicht länger zu halten, sondern stürzte mit stürmischer Heftigkeit auf ihn zu und fragte, was er mit dem unglücklichen Leon begonnen habe.

„Sie sehen, meine Herren," nahm der Graf von Breteuil zu seinen Begleitern gewandt das Wort, „daß ich in der Schilderung ihres unglücklichen Zustandes nichts übertrieben habe; ihre Geistesverwirrung liegt klar am Tage, bevor Sie indeß die Leidende nach Charenton bringen, wünsche ich, daß

Sie ihre Krankheit genau prüfen möchten, Sie werden sich überzeugen, daß sie die fire Idee hat, der unglückliche Baron von Armantieres, welcher, wie uns allen nur zu gut bekannt ist, vor mehreren Monaten ermordet wurde, lebe und bewohne noch immer dieses Schloß. Sie behauptet, ihn noch gestern gesehen zu haben."

„Wie! was!" stammelte Margaretha sprachlos vor Entsetzen, und den ganzen Umfang seines boshaften Anschlags begreifend.

„Sorgen Sie für sie, meine Herren, behandlen Sie sie möglichst mit Milde, ich beschwöre Sie darum," bat der Bösewicht, indem er sein Tuch vor die Augen drückte und rasch das Zimmer verließ.

Margaretha hoffte, daß jetzt eine einfache Erzählung hinreichen würde, die Aerzte, denen sie übergeben worden, von der Wahrheit des Hergangs zu überzeugen, aber sie gewahrte bald, daß alles was sie vorbrachte, nur dazu diente, den Glauben an ihren Wahnsinn zu bestätigen.

Sie verlangte durchaus nach der Hütte geführt zu werden, wo sie Leon verlassen hatte, und endlich erfüllte man ihr Begehren. Die Hütte aber war menschenleer und keine Spur, daß Leon dort gewesen, war vorhanden. Alle ihre weiteren Vorstellungen blieben demnach fruchtlos, trotz ihrer Versicherungen, daß Leon hier ermordet worden sey, daß man seine Ueberreste gewiß in der Nähe finden würde, ward die Unglückliche in einen Wagen gebracht und nach dem Aufenthalte der Wahnsinnigen geschafft, wo der Gram und der Kummer sie bald einer Welt entführten, die ihr nur Leiden dargeboten hatte, und sie mit ihrem Jugendgespielen wieder vereinte.

* *

Die Quäker.

Ein Assecuranzgeschichtchen.

Zwei Quäker, welche zu Philadelphia wohnten, wandten sich, da sie nie eine gerichtliche Klage führen, an ihre Brüdergemeinde, damit sie über eine zwischen ihnen obwaltende Streitigkeit entscheide. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

A— ist unruhig wegen eines seiner Schiffe, dessen Ankunft er erwartet. Er begegnet B— und erklärt ihm, daß er sein Schiff versichern lassen wolle, Letzterer übernimmt die Assecuranz und die Prämie wird festgestellt. Als aber A— nach Hause zurückkehrt, findet er einen Brief, welcher ihm die Nachricht bringt, daß sein Schiff von den Wellen verschlungen worden. Was soll er jetzt beginnen? Er fürchtet, daß da die Police noch nicht ausgefertigt ist, B—, falls er von der Sache Kunde erhalten sollte, sein Wort zurücknehmen werde. Er schreibt demnach sogleich an B— folgendermaßen: «Freund B—, wenn Du die Police noch nicht ausgefertigt hast, so zeige ich Dir hiemit an, daß ich so eben Nachricht von dem Schiffe empfangen habe."

„Ho, ho!" denkt B—, „der schlaue Patron, der will Dich um die Prämie bringen!" Und auf der Stelle schreibt er zurück: „Freund A—, Deine Nachricht kommt zu spät, die Police war bereits ausgefertigt."

A— reibt sich vergnügt die Hände, B— aber weigert sich später zu bezahlen. — Die Gemeinde entschied, daß Beide den Schaden zu gleichen Theilen tragen sollten.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Manchen Aeltern möchte ich an die Stubenthür schreiben: Lieber Papa, liebe Mama, spielt doch zu Hause mit Euren Kindern keine Komödien, und erspart den Kindern dadurch in der Schule die Tragödien.

Von Plato möchte ich sagen, er träume philosophisch, von Pythagoras, er spiele philosophisch und — ich kanns nicht ändern — von Cicero, er schwatze philosophisch.

Was mag die Frau beim Manne am höchsten schätzen? Gelehrsamkeit? Nein. Gerechtigkeit? Nein. Herzenseinfalt? Nein. Keuschheit? Nein. Religiosität? Nein, den Muth! — Und der Mann bei der Frau? Keuschheit.

Anecdoten-Gallerie.

Ein musikalischer Instrumentenmacher zu Paris war durch die Revolution plötzlich zu einem reichen Manne gemacht worden, und erhob sich mit der plumpen Emporkömmlingen eigenthümlichen Arroganz weit über seinen Stand. Eines Tages prahlte er in einem Salon, zu welchem ihm sein Reichthum den Zutritt verschaffte, gewaltig mit seinem Gelde, und sprach von Hunderttausenden wie von der größten Kleinigkeit. Da klopfte Talleyrand, welcher zufällig neben ihm stand, dem unverschämten Pianoforte-Fabrikanten auf die Schulter, indem er ihm mit sarkastischem Lächeln zurief: „Piano, Pianissimo, lieber Freund, es ist hier kein Grund zum Forte vorhanden."

Räthsel.

Wenn Hungersnoth bedroht die Stadt,
Was ist alsdann der beste Rath?

Hugo.

Auflösung des Buchstabenräthsels in No. 95.

Bader. Ader.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Anfang Augusts.

Fast noch in keinem Sommer ist der Reise-Verkehr durch unsere Stadt so lebhaft gewesen, als im gegenwärtigen, der doch eine so sauersüße Physiognomie trägt, daß man glauben sollte, sie sey nicht im Stande, irgend Jemand aus seinen vier Pfählen, viel weniger aus seinem Lande zu locken. Und doch ist die Dampf- und Segel-Schiffahrt von und nach dem Norden in langer Zeit nicht so bedeutend, doch sind in langer Zeit unsere Gasthöfe (namentlich: Stadt Hamburg, Hotel du Nord, und die Fünf Thürme) nicht so überfüllt gewesen, wie gegenwärtig, wo es sich sogar einmal zutrug, daß mehrere Gäste, welche Stadt Hamburg nicht mehr fassen konnte, ihr Nachtlager in ihren eigenen Equipagen aufschlagen mußten. Sie können wohl denken, daß nicht nur unsere Gasthöfe mit diesem embarras de richesses sehr zufrieden sind, sondern daß auch der Verkehr in unserer Stadt selbst, wie Seiden- und Galanteriekrämer brzeugen werden, augenscheinlich dadurch profitirt. Bedeutender Reisender, die eine starke und gewichtige Stimme im Rath der Götter dieser Erde führen, ich meyne Staatsmänner, gab es eine Menge; Künstler und Celebrten sehr wenige, diese ziehen den welchen Süden vor, der ihre Aufmerksamkeit, wie ihre Bewunderung, auch mehr zu fesseln im Stande ist. Staunen kann der tiefe Norden wohl erregen, aber das Gemüth läßt er kalt, wie seine Marmorpaläste und seine Granitsäulen.

Travemünde ist, der immer häufiger werdenden Conecurrenz ungeachtet, doch auch in diesem Sommer wieder recht zahlreich besucht, so wenig Anziehungsmitteln, außer dem kräftigen Seewasser und einer reinen, stärkenden Seeluft, dasselbe auch sonst seinen Besuchern zu bieten vermag. Dabei sind Logis und Verpflegung nichts weniger, als sehr billig, was einem, der grossere Bäder und Brunnen besucht hat, unangenehm auffällt. Die Herzogin von Coburg-Gotha hat auch dieses Jahr das Bad mit ihrem Besuche beehrt, aber welches wir ein recht interessantes Buch von dem dortigen Doctor Einbodt erhalten haben.

Im Gebiete der Literatur, in welchem jetzt, auf deutschem Grund und Boden, ein so gewaltiges Drängen herrscht, das sich Manche fogar mit den Ellenbogen Platz zu machen suchen, um nur recht breit auftreten und von der gaffenden Menge recht genau beobachtet werden zu können, ist es bei uns sehr still, ohne daß es uns grade an Männern fehlen sollte, die, wenn es ihnen — was jetzt so wohlfeil zu erlangen ist — um Ruf und Namen zu thun wäre, manches, in den Augen der Zeitgenossen hellstrahlende Licht in tiefen Schatten zu stellen vermochten. Sie füllen das Fach ihrer gelehrten Wirksamkeit, thatig, kräftig, ehrenvoll, aus, und ziehen das Bewußtseyn, als wackere Staatsbürger, zur Grundung und Befestigung des Gemeinwohls redlich beigetragen zu haben, dem zweideutigen Verdienste bei Weitem vor, in allen Mescatalogen mehr als Einmal genannt zu werden.

Ihr Hamburg zählt der rüstigen Federn sehr viele; aber — unser freundschaftliches Verhältniß erlaubt mir wohl einmal eine dreiste Aeußerung — zuweilen kommt es einem wahrhaftig vor, als ob die Hamburger Gänse nicht blos die Federkiele, sondern auch den Witz hergeliefert hatten!

Mancherley wäre hier noch zu besprechen, z. B. die nicht immer ganz glücklichen Verschönerungen unserer Stadt, unsere beregneten Sommerreste, unsere oerunglückte Eisenbahn, unser Tivoli, unser projectirter Mäßigkeitsverein, unser künftiges Theater, bei welchem sich allererst, in seinen Erwartungen und Anforderungen, dieser Mäßigkeits-Verein wird an den Tag legen können u. s. w. u. s. w. — Sie sehen, mein Freund, aus der Reichhaltigkeit dieser Materialien, daß Sie nachstens einen sehr corpulenten Brief in Empfang zu nehmen haben. Rüsten Sie sich also mit Geduld!

Dobberan, im August.

Madame Clauer, ein früheres Mitglied Ihrer Bühne, welche zum Gastspiel hieher kam und schon in ihrer ersten Rolle der Griseldis so sehr gefiel, daß der Hof und die General-Intendanz ihr Hierbleiben wünschten und mit ihr einen Engagements-Contract abschlossen, wird schon mit Anfang des nachsten Monats einen ihr zugestandenen sechswochentlichen Urlaub benutzen, um im Berlin auf dem Königlichen Hoftheater einen Cyclus von Gastrollen zu geben.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Es ist, wie wir vernehmen, von mehreren Seiten Verwunderung geäußert worden, darüber, daß das Haus bei den beiden Gastdarstellungen, welche der verdienstvolle Veteran Herr Costenoble vom K. K. Hofburgtheater zu Wien, bis jetzt bei uns gegeben, nicht gefüllt, ja selbst nicht einmal gut besetzt gewesen, und man hat diesen Umstand als einen Mangel an Theilnahme des Publikums für einen Künstler, der lange Jahre hochgeschätzt in dessen Mitte lebte und sich dessen ungetheilte Gunst erfreute, tadeln wollen. Hierin aber thut man den braven Publikum durchaus Unrecht. Herr Costenoble ist zu lange von Hamburg fern geblieben, als daß zu erwarten stand, daß er bei seinem jetzigen Wiedererscheinen auf unserer Bühne, von allen Theaterfreunden als ein lieber alter Bekannter begrüßt, daß die Anzeige seines Auftretens allein hinreichen werde, das Haus zu füllen. Herr Costenoble hat vor 20 Jahren die Hamburger Bühne verlassen; wer von den jetztlebenden Theaterfreunden seiner von jener Zeit her noch mit Theilnahme zu gedenken vermag, muß damals doch wenigstens 16 Jahre gezählt haben, für alle Theaterbesucher unter 36 Jahren also war Herr Costenoble gewissermaßen ein fremder Gast, hatte derselbe früher unser Hamburg besucht, die Sache wurde sich anders erklärt haben. Der Schwung des wackeren Künstlers ist bereits in diesen Blättern gebührend gewürdigt worden, einen gleich lobenden Ausspruch verdient sein Vater Dominik im „Essighändler," den er am 8ten dieses gab. Der verdienstvolle Künstler hatte sich eines lauten einstimmigen Beifalls und der Ehre des Hervorrufs zu erfreuen. Weniger befriedigte uns sein Jude in der Posse: „Die Heirath durch ein Wochenblatt," worin dagegen Herr Döring als Barbier ganz Ausgezeichnetes, so wie Herr Meyer als Buchhändler recht Braves leistete. Noch dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß im Essighändler, wegen plötzlicher Unpäßlichkeit der Dlle. Enghaus, die Rolle der Julie von Dlle. Pleß und zwar recht allerliebst gegeben wurde.

Am 10ten dieses sollte Herr Costenoble als Shylock auftreten, das Unwohlseyn der Darstellerin der Portia machte einen Strich durch die Rechnung und so ward „der Schultheiß von Breslau" angesetzt, vermuthlich, damit die durch den Besuch der Schroder-Devrient'schen Darstellungen geschwächten Börsen der Theaterfreunde Gelegenheit fänden, sich wieder zu erholen. Dieser Schultheiß scheint für unsere Bühne ein ewiger Jude werden zu wollen, er will nicht schlafen, so sehr ihm auch eine ewige Ruhe zu wunschen ist.

Repertorium.

Montag, den 16. August: „Der Freischütz." Oper.
Herr Eicke: Max. — Dlle. Knuth: Agathe, als erste Gastrolle.

Berichtigung.

Im vorigen Blatte, Spalte 774, Zeile 3 von unten lese man: jeder Bedrangniß, selbst der pecuniären u. s. w. statt: jeder pecuniaren u. s. w.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 99 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Sechster Abschnitt.

Philipp Vanderdecken wär noch nicht lange am Bord, als sich ihm auch schon die Bemerkung aufdrang, daß er aller Wahrscheinlichkeit nach keine sehr angenehme Reise haben werde, denn der Batavia hatte den Befehl empfangen, ein großes Detaschement Truppen an Bord zu nehmen, welche das Militair der Compagnie zu Java und Ceylon verstärken sollten. Wirklich bestand auch die ganze Ladung aus militairischen Effekten, auch erhielt das Schiff die Ordre schon zu Madagaskar die Flotte zu verlassen, weil man voraussetzte, daß es bei der Menge der sich an Bord befindenden Truppen, auch allein im Stande seyn würde, sich gegen einen Feind zu vertheidigen, falls es auf einen solchen stoßen würde. Der Batavia führte überdem dreißig Kanonen; auch bestand die Schiffsmannschaft aus fünf und siebzig Köpfen. Außer den militairischen Gegenständen und Vorräthen bestand die Ladung auch noch aus vielem baaren Gelde für den Indischen Markt.

Das Detaschement der Truppen ward eben eingeschifft, als Philipp Vanderdecken sich an Bord begab, und schon nach wenigen Augenblicken war das Verdeck so überfüllt, daß man sich kaum von der Stelle zu bewegen vermochte. Philipp, welcher den Capitain kaum hatte sprechen können, suchte den ersten Steuermann auf und trat sogleich sein Amt an, mit dessen Pflichten er, da er auf der letzten Reise alles aufmerksam beobachtet hatte, besser vertrauet war, als man hätte glauben sollen.

In kurzer Frist begann übrigens die Verwirrung zu schwinden, das Gepäck der Offiziere und Soldaten, ward fortgestauet, während von den Soldaten Abtheilungen gebildet wurden, die ihre Plätze zwischen den Kanonen bekamen, so daß das Verdeck leerer ward, und die Schiffsverrichtungen gehörig versehen werden konnten. Philipp zeigte in seinem Amte große Thätigkeit und Ueberlegung, und als in der Arbeit eine kurze Pause eintrat, bemerkte der Capitain zu ihm gewandt: „Ich glaubte, daß Ihr die Sache auf die leichte Schulter nehmen würdet, Mynheer Vanderdecken, weil Ihr erst so spät an Bord gekommen seyd, jetzt aber scheint Ihr die verlorene Zeit wieder einbringen zu wollen, Ihr habt

während dieses Vormittags weit mehr vollbracht, als ich erwartet hätte. Es thut mir jetzt um so mehr leid, daß Ihr nicht früher kamet, als wir mit dem Stauen beschäfftigt waren, welches, wie ich fürchte besser hätte besorgt werden können. Mynheer Struys der erste Steuermann, war allzu sehr beschäftigt, und kennte, wie ich besorge, nicht auf Alles gehörig Acht haben."

„Es thut mir leid, nicht früher hier gewesen zu seyn," versetzte Philipp Vanderdecken, „aber ich kam so wie mich die Compagnie rufen ließ."

„Ganz recht. Man wußte dort, daß Ihr ein verheiratheter Mann seyd, und da Ihr übrigens viele Actien besitzt, so ließ man Euch aus Rücksicht nicht früher rufen, als es grade nöthig war. Wahrscheinlich wird man Euch schon für die nächste Reise das Commando eines Schiffes übertragen. Ihr könnt Euch darauf verlassen, ich sprach darüber noch diesen Vormittag mit einem der Directoren."

Philipp war erfreuet, sein Geld so gut angelegt zu haben, denn selbst ein Schiff zu befehligen, war sein sehnlicher Wunsch; er erwiderte: wie er hoffe, daß ihm ein Schiff schon für die nächste Reise anvertrauet werden würde, falls er alsdann die nöthigen Fähigkeiten dazu besäße.

„Das ist nicht mehr zu bezweifeln, Mynheer Vanderdecken," versetzte der Capitain, „Ihr müßt wirklich ein großer Freund der See seyn."

„Das bin ich," — entgegnete Philipp, — „ich zweifle, daß ich das Seefahrerleben je aufgeben werde."

„Wie, es niemals aufgeben! So denkt Ihr jetzt, Ihr seyd noch jung, thätig und lebhaft, aber nach und nach werdet Ihr des Dings schon überdrüßig werden, und froh seyn, wenn Ihr für Eure übrigen Tage die Anker auswerfen könnt."

„Wie viel Truppen haben wir am Bord?" fragte Philipp.

„Zweihundert fünf und vierzig Soldaten und sechs Officiere," lautete die Antwort. „Die armen Teufel, nur Wenige von ihnen werden zurückkehren, die Hälfte davon wird kaum den nächsten Geburtstag erleben. — Es ist ein schauderhaftes Klima. Ich habe einst in jener verwünschten Gegend dreihundert Mann ans Land gesetzt, sechs Monate darauf lebten keine Hundert mehr davon."

„Dann ist es ja fast eine Mordthat, sie dorthin zu schicken," bemerkte Vanderdecken.

„Pah! sie müssen doch irgendwo sterben. Und wenn sie auch etwas früher daran glauben müssen, was thut's? Das Leben ist eine Waare, die man kaufen und verkaufen kann, so gut wie jede Andere. Wir senden Manufacturwaaren und baares Geld hinaus, um Indische Produkte dagegen einzuhandeln. Nun da schicken wir auch Menschenleben hin, das giebt gute Rechnung für die löbliche Compagnie."

„Aber eine schlechte Rechnung für die armen Soldaten," fiel Philipp ein.

Der Capitain zuckte die Schultern und erwiderte, indem er hinab in die Cajüte schritt. „Die Compagnie kauft sie wohlfeil ein und verkauft sie theuer."

„Er hat Recht," dachte Philipp, „sie handeln das Menschenleben wohlfeil ein, um es zu hohen Preisen wieder an den Mann zu bringen, denn wie wären sie im Stande, ohne diese armen Teufel, ihre Besitzungen gegen die Eingebornen und fremden Feinde behaupten zu können? für welche armseelige Kleinigkeit verkaufen diese Menschen ihr Leben, damit es in jenem furchtbaren Clima geopfert werde, dem man sie zuführt — und das ohne Hoffnung — ohne Aussicht, je zurückkehren zu können, um sich in der lieben Heimath ihres Daseyns zu erfreuen. Großer Gott! Wenn dieß Soldatenleben so herzlos dem Mammon geopfert werden, wie kann ich mich dem beklagen, daß ich mein Leben darbringe in der Erfüllung einer heiligen Pflicht die mir vom Himmel auferlegt worden, dessen geheimnißvolles Walten kein sterbliches Auge zu durchschauen vermag? Kein Sperling fällt ohne seinen Willen zu Boden, Tod und Leben ruhen in seiner Hand. Ich bin nur ein Geschöpf seines Willens, und ich erfülle nur meine Pflicht, wenn ich der Anweisung dessen folge, dessen Wege zwar räthselhaft sind, aber dennoch zum Heile führen. Wenn aber dieß Schiff bestimmt wäre zu verunglücken, wie das vorige, so möchte ich wünschen, mich an den Bord eines andern begeben zu haben, wo weniger Menschenleben aufs Spiel gesetzt wären."

Erst eine Woche nachdem Philipp Vanderdecken an Bord gegangen war, waren der Batavia und die übrigen Schiffe bereit unter Segel zu gehen.

Es wäre schwierig das Gefühl Vanderdeckens bei dieser seiner zweiten Einschiffung schildern zu wollen. Seine Seele war so ganz und gar mit dem Zweck seiner Reise beschäftigt, daß ihm, wenn er gleich seine Amtspflichten strenge erfüllte, dennoch jeder Tag wie ein Traum vorüberglitt. Die feste Ueberzeugung die er hegte, daß er auch dießmal wieder mit dem Geisterschiffe zusammentreffen werde, und der fast eben so gewisse Glaube, daß dieser Begegnung irgend eine furchtbare Catastrophe und aller Wahrscheinlichkeit nach, der Untergang des Schiffes mit dem er segelte, folgen werde, so daß alle seine Gefährten geopfert würden, lastete auf ihm und zehrte so sehr an seiner Gesundheit, daß er bald nur noch einem Schatten ähnlich sah. Er sprach fast zu Niemand, außer wenn sein Geschäft es verlangte. Er kam sich vor wie ein Verbrecher, der Alle rund um sich her, durch seine Einschiffung mit ihnen, dem Tode und dem Verderben geweiht hatte, und wenn einer seiner Gefährten von seinem Weibe, ein Anderer von seinen Kindern sprach, oder wenn sie mit einander über die Freuden der Rückkehr plauderten, dann krampfte sich ihm das Herz in der Brust zusammen und er verließ jedesmal schnell das Verdeck, um sich in der Einsamkeit seinen schmerzlichen Gefühlen hingeben zu können. Dann und wann suchte er sich zu überreden, daß irgend ein

Umstand auf seine Sinne eingewirkt habe und daß alles nur Täuschung gewesen sey; bald aber drängte sich ihm immer wieder und wieder die furchtbare Wirklichkeit auf, und dann erfaßte ihn mitunter der Entsetzen erregende Gedanke, daß vielleicht gar der Böse sein Spiel mit ihm treiben könne. Aber die heilige Reliquie! — die Reliquie widersprach einem solchen schauderhaften Verdachte. Einige Zeit nachdem er mit dem Schiff unter Segel gegangen war, machte er sich bittere Vorwürfe, daß er das Ganze nicht dem frommen Pater Seysen offenbart und denselben befragt habe, ob er auch Recht daran thue, wenn er seinen furchtbaren Zweck weiter verfolge. Aber es war jetzt zu spät, das gute Schiff: „Der Batavia," war bereits schon Tausend Meilen von dem Hafen von Amsterdam entfernt, und Philipps Geschäft, so schwer es auch immer seyn mochte, mußte vollbracht werden.

So wie das Schiff sich dem Cap näherte, stieg Wanderdeckens Herzensangst so sehr, daß es von allen bemerkt ward, die sich am Bord befanden. Der Capitain und die Offiziere der Truppen, welche sich sämmtlich für ihn interessirten, suchten vergebens die Ursache seiner Angst zu erforschen. Philipp schützte körperliches Unwohlseyn vor und seine bleiche Wange und sein eingesunkenes Auge schienen dieses Vorgeben zu bestätigen. Den größten Theil der Nacht brachte Philipp auf dem Verdecke zu, wo er sein Auge nach allen Richtungen hinsandte, und angstvoll jede Luftbewegung beobachtete, denn mit jedem Augenblick glaubte er, daß das Geisterschiff sich zeigen werde. Erst als der Tag zu dämmern begann, suchte er in seiner Hängematte eine kurze Ruhe.

Nach einer glücklichen Fahrt ankerte die Flotte in der Tafel-Bay und Philipp fühlte eine Erleichterung bei dem Gedanken, daß die grauenvolle übernatürliche Erscheinung sich bis jetzt noch nicht gezeigt habe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Minister und der Marschall.

Es ist längst kein Geheimniß mehr, daß der Nestor in der Politik sich in Frankreich durch zeitgemäße Speculationen in Staatspapieren bereicherte, und zwar zu jener Zeit, als die französische Börse noch in ihrer Kindheit war, und der Glanz der Rothschilds erst zu dämmern begann. Nur wenige von Napoleons Generälen versäumten es auf eine weniger gewagte Weise, nemlich durch Bedrückungen und Erpressungen in den eroberten Ländern zum Reichthume zu gelangen. Diese Handlung war durch Gewohnheit so sehr geheiligt worden, daß die Raubsucht in Feindes Land kaum noch als ein tadelnswerthes Benehmen des Oberbefehlshabers betrachtet wurde. Einige von ihnen waren indeß so sehr von dem Gedanken an Frankreich und dessen Ruhm erfüllt, daß sie durchaus nicht daran dachten, ihr Glück auf diese Weise zu begründen. Einer dieser Letzteren war der tapfere Marschall — — welcher sein heimathliches Dorf in seinem vierzehnten Jahre verließ, le Sac-sur le dos, aber keine Idee davon hatte, wie viel erforderlich sey, zu Paris seinem Range gemäß ein Haus zu machen, weshalb er es durchaus vernachläßigte, sich während der Feldzüge, in welchen er sich auszeichnete, zu bereichern. Wirklich konnte er die Verfeinerungen des geselligen Lebens so wenig, daß weder Vorstellungen noch Brieftel es vermochten, ihm die Redeweise der guten Gesellschaft beizubringen, im Gegentheil, nichts konnte ihn überzeugen, daß die Ausdrücke der Wachtstube seinen Reden eben so schlecht ständen, als die Epauletts und die Goldstickerei seine Uniform schmückten.

Nachdem er indeß einr Zeitlang das schwatzerische Leben seiner Waffengefährten mit angeschauet hatte, kam der Herr Marschall endlich auch auf den Gedanken, daß nächst dem Vergnügen sich im Felde zu schlagen, es gewiß auch sehr angenehm seyn müsse, ein schön eingerichtetes Hotel zu besitzen, und wegen der Meisterschaft seines Koches verehrt zu werden. Er wandte sich demnach an den Minister und zwischen beiden fand nunmehr folgendes Gespräch Statt:

Marschall. „Pardieu, das ist eine saubere Geschichte! Da schwelgen Sie im Ueberfluß und lassen sich's wohl seyn, und das Alles weil Sie schreiben und handeln und Leute betrügen können, weniger klug als Sie; während ich, der ich Jahrelang das siegreichste Armeecorps ins Feld führte, auf ein Häuschen in der Vorstadt beschränkt bin und oft von Mahnern gedrängt werde. Sie haben gut spielen in den öffentlichen Fonds, Sie wissen voraus was kommt — auch heißts überall: daß Sie in jedem Monat wenigstens eine halbe Million gewönnen."

Minister. „Es ist nicht unmöglich, mein tapferer Freund, daß ich dann und wann mit meinen Speculationen glücklich bin, und wenn Sie wirklich Vertrauen in meine Berechnungen setzen, so ist diese Ihre Meinung mir sehr schmeichelhaft, und ich bin mit Vergnügen bereit, Sie an meiner nächsten Operation Theil nehmen zu lassen, versteht sich, wenn ich Ihnen damit einen Dienst erweisen kann. In diesem Falle erlauben Sie mir zu fragen, wie viel Sie zu der Unternehmung hergeben können?"

Marschall. „Je nun, wenn ich alles zusammenraffe, meine Sparpfennige — das Geld was ich von meinen Freunden borgen kann, und den Ertrag einiger unnützen Dinge, die ich dann verkaufen würde, so könnte ich innerhalb zweier Wochen so ein 300,000 Francs zusammenbringen."

Die Sache ward abgemacht, der Minister erhielt freie Hand, das Geld nach seiner Ansicht anzulegen. Das Erste aber was der arme Marschall rücksichtlich dieser seiner Speculation erfuhr, war die ihm von dem Makler überbrachte Trauerkunde, daß die ganze Summe, als Folge eines plötzlichen ganz unerwarteten Sinkens der Staatspapiere verloren gegangen sey. Halb wahnsinnig eilte der arme Kriegsmann zu dem Urheber seines Ruins; der unerschütterlich Minister aber erwiderte mit einem ruhigen Lächeln, daß ihm

bis jetzt noch kein Spiel bekannt sey, in welchem man nicht auch verlieren könne, und daß oft der erste Verlust sehr heilsam sey. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Am 11ten dieses trat Herr Meyer, Regisseur vom Theater zu Mainz, in Rossini's »Tell« in der Hauptrolle als Gast auf. Herr Meyer ist schon der dritte Bassist, der im Laufe dieses Sommers auf unserm Theater erschien. Die Herren Versing und Standigl gingen ihm voran, welche beide Treffliches leisteten; Herr Meyer schloß sich ihnen würdig an. Bei seinem Erscheinen wurde er herzlich willkommnet, was aber wohl mehr dem Landsmanne (Herr Meyer ist ein Hamburger) als dem Künstler galt, dessen Verdienste man noch nicht kannte, doch erwarb er sich bei der Durchführung dieser höchst schwierigen Partie auch als Künstler wohlverdienten Beifall und wurde am Schlusse einstimmig hervorgerufen. — Herr Meyer ist von der Natur mit einer trefflichen Stimme begabt, deren Mittellone besonders schön sind, auch die hohen Töne klingen sehr angenehm, nicht ganz so die tiefen, deren Klang, im Verhältniß zu den andern, nicht markig genug ist. — Die Schule des Herrn Meyer ist, nach dieser ersten Rolle zu urtheilen, eine recht gute zu nennen. Der Vortrag ist edel und gefühlvoll; sein Spiel war dem Charakter des Tell angemessen. — Das Duett im ersten Akte mit Arnold wurde sehr brav executirt; eben so die Scene auf dem Rütli im 3ten Akte, worin der geschätzte Gast von den Herren Schäfer (Arnold) und Ley (Walter Fürst) besonders gut unterstützt wurde. Die schwierige Scene im dritten Akte wurde mit einem Gefühle vorgetragen, welches dem braven Sänger alle Ehre machte.

Mad Walcker als Mathilde war ausgezeichnet. — Herr Schäfer als Arnold brachte Treffliches zu Gehör; wir erwähnen nur das Duett mit Tell im ersten Akte, das Terzett auf dem Rütli und die große Arie mit Chor im letzten Akte, wofür der wackere Sänger mit lautem Beifall belohnt wurde. — Herr Eloy als Gesler repräsentirte diesen Tyrannen gut. — Wegen Unpäßlichkeit der Mad. Fischer hatte Dir. Heinemann die Parthie der Gattin Tells übernommen, deshalb muß die Kritik schweigen. — Herr Krause (Fischer) sang die schöne Cantilene an diesem Abend recht rein, nur wünschten wir etwas mehr Ausdruck im Vortrage, auch müssen die Coloraturen geregelter executirt werden, was bei einigem Fleiße doch so schwer nicht ist, da Herr Krause das erste Erforderniß eines Sängers, eine gute Stimme, besitzt. — Mad. Christiany als Gemmy trug ihre Parthie mit lobenswerthem Fleiße vor, besonders war ihre reine Intonation zu loben. Die Chöre klangen ziemlich matt, besonders der Schützenchor, woran wohl die drückende Hitze schuld seyn mochte. Das Orchester leistete Gutes, besonders brav ward die Ouverture ausgeführt, die Celli zeichneten sich darin vorzüglich durch guten Vortrag aus.

Herr Costenoble trat am 12ten dieses als Shylock im »Kaufmann von Venedig« auf. Herr C. ist ein achter Künstler, und dieses verdurgt uns, daß von ihm in einer Rolle, auf die er eifriges Studium verwandte, nicht etwas durchaus Verfehltes zu erwarten sey, aber verhehlen darf die Kritik nicht, daß Herr C. nicht in dem Grade als Shylock befriedigte, als man es erwartet hatte. Wir wollen nicht auf eine Vergleichung des Spiels unseres Gastes mit dem seiner berühmtesten Vorgänger in dieser Rolle eingehn, denn das Bild, von dem Künstler zu unserer Anschauung gebracht, muß frei und unabhängig von früheren Eindrucken beurtheilt werden. Er muß das Recht haben, der von dem Dichter gelieferten Zeichnung nach seinem eigenem Kunstgefühle die aesthetische Farbengebung zu ertheilen, und weiß er Harmonie in das Ganze zu bringen, Gedicht und Darstellung zu einer Einheit zu verbinden, so hat er seine Aufgabe gelöst; nur eine offenbare Copie, darf und muß als solche, mit dem Original verglichen werden. Herr C. ist einer von den wenigen jetzt lebenden Künstlern, die es verschmähn auf Kosten der Wahrheit, nach Effekt, der in der Regel des Beifalls nicht ermangelt, zu haschen, aber grade dieser große Vorzug verleitet ihn zu weit zu gehen, in den Fehler des Gegentheils zu verfallen, und manche Stellen, die durchaus gehoben werden mußen, um die Harmonie des Ganzen nicht zu stören, ruhig, ohne gesteigerten Affekt zu behandeln. Dieses stellte sich namentlich im ersten Akte, schon von den ersten Worten des Shylock an, heraus. Gelungener waren der zweite und dritte Akt, doch folgten während des Redens die Sätze oft etwas zu schnell auf einander. Im vierten Akt hingegen war Herr C. wieder recht brav. Was wir schon bei der Darstellung des Schewa tadelnd erwähnten, wüßen wir auch heute wiederum rügen, nemlich den verhehlten oder vielmehr den fehlenden jüdischen Accent. Wird auch Niemand vom Shylock verlangen, daß er wie ein gemeiner Schacherjude reden soll, so darf doch bei ihm, der so durchaus ein Jude ist, die eigenthümliche Sprache seines Volkes nicht vermißt werden.*) Ueber die Darstellung der übrigen Rollen haben wir uns schon beim Gastspiele des Herrn Görner weitläuftiger ausgelaßen, wohnald wir nur kurz die bedeutendsten anführen wollen. Die Enghaus hat auch jetzt noch nicht das Launische, Neckische im Charakter der Porzia erkannt, was störend auf ihre Darstellung einwirkte. Im vierten Akte indessen war sie mehr zu loben. Herr Fehringer als Antonio befriedigte heute, die Herren Brunn und Meyer als Bassanio und Gratiano leisteten sehr Gutes. Mad. Döring Nerissa, und Herr Burmeister der alte Gobbo, genugten; auch Dlle. Pleß that für die undankbare Rolle der Jessica was in ihren Kräften stand. Die übrigen Rollen wurden größtentheils ungenugend ausgeführt, namentlich störte Herr Räder als Lanzelot Gobbo durch unerhörte Uebertreibung. Das Gefolge des Prinzen von Arragon muß sich in Zukunft weniger linkisch benehmen.

*) Herr Costenoble hat, vermuthlich nicht ganz zufrieden mit der Aufnahme die ihm, namentlich in seiner Darstellung des Shylock, geworden, seine letzte Gastrolle: den Valentin in Raimunds »Verschwender« fahren laßen und seine Rückreise nach Wien bereits angetreten. Wenn er seine Erwartungen hier nicht befriedigt fand, so hat er es einzig und allein dem Umstande zuzuschreiben, daß er nicht bedachte, wie in dieser fabulanischen Welt jedes Ding seine Zeit hat und wie die Klugheit überhaupt gebietet: zur rechten Zeit aufzuhören.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 19. August: Unbestimmt.

Druckfehler.

Im vorigen Blatte, Sp. 784, Z. 19 v. o. lese man: ungetheilter statt: ungetheilte.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 100 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Lorbeer und Palme.

(Gesprochen auf der Lübecker Bühne vor der Aufführung des Dramas: „Alexander von Soltwedel," am 5. Dec. 1836.)

Ein großer Garten, wo die stolze Ceder
Die grünen Arme hoch zum Himmel streckt,
Wo tief im Moos, bescheidener und bloder,
Das stille Haideblümchen sich versteckt,
Ein großer Garten ist die Erd' und d'rin —
Natur die ewig rege Gärtnerin.

Hell angelacht vom reinsten Himmelsbogen,
Sieht man zwei Bäum' in diesem Garten stehn,
Zu deren Zweigen, mächtig hingezogen,
Der Menschen sehnsuchtsvolle Wünsche gehn;
Der Ein' an Glanz, der Andr' an Segen reich,
Heißt jener Lorbeer- dieser Palmenzweig.

Des Lorbeers Glanz umstrahlt die Stirn des Helden,
Der tausend Opfer seinem Ruhm gebracht,
Von dem Geschicht' und Monument einst melden,
Was Großes er vollendet und gedacht;
Doch schöner winkt, ein Sinnbild stiller Ruh',
Der Palme Zweig der Erde Völkern zu.

Heil jedem Land, wo ihren sanften Frieden
Die Palme segenbringend ausgestreut,
Wo rohe Willkür herrisch nie entschieden,
Der Aermste selbst sich seines Schutzes freut,
Wo Bürgerwohl und Bürgertugend blüht,
Und freier Sinn in freien Herzen glüht.

Der Helden viel' hat Lübeck einst gesehen,
Ein unvergeßlich tapferes Geschlecht;
Nichts konnte seinen Waffen widerstehen,
Es trug sie für die Freiheit und das Recht,
Und kühner Muth, der stets zum Siege führt,
Hatt' ihm die Stirn mit Lorbeer reich geziert.

Vor Allem strahlt, gleich einem Flammenbilde,
Soltwedel's Nam' aus der Vergangenheit,
Kühn in der Schlacht, im Rathe weis' und milde,
Ward ihm der Zeitgenossen Dankbarkeit,
Und um sein Leben flocht, im reinsten Glanz
Die Muse selbst des Angedenkens Kranz.

Nicht mehr bedarf's, zu Lübecks Glück und Heile,
Des Lorbeers, der die Helden einst geweiht,
Das schön're Loos ward dieser Stadt zu Theile,
Das Loos, das nur die Palme segnend streut,
„In Frieden seines Fleißes sich zu freu'n,
„Und hochgeehrt vor aller Welt zu seyn!"

Ja, hochgeehrt durch Fleiß, Gewerb' und Handel,
Wird Lübeck stets der Hansa Zierde seyn! —
Du, der auf Wolken fährt, laß ohne Wandel
Sich deines Segens diese Stadt erfreu'n,
Und deck', als Vater, sie mit deiner Hand!
Gnad' ist dein Thron, Erbarmen dein Gewand!

H. P. F. Hintze.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

So wie die Flotte sich mit frischem Wasser versehen hatte, ging sie heuerdings unter Segel, und neuerdings war Philipps heftige Gemüthsbewegung bemerkbar. Mit einem günstigen Winde umschifften sie indeß das Cap, kamen an Madagascar vorüber und langten in den Zudsichen Gewässern an, wo der Batavia sich nunmehr von den übrigen Schiffen trennte, die nach Gambroon und Ceylon steuerten.

„Wird das Geisterschiff sich jetzt zeigen," sprach Philipp nunmehr zu sich selbst, „hat es vielleicht nur gewartet, bis wir uns allein befinden würden, damit kein anderes Schiff uns in der Noth beistände?"

Aber der Batavia segelte unter einem klaren Himmel auf dem ruhigen Meere dahin, ohne daß irgend ein Gegenstand des Schreckens erschien. Nach einigen Wochen kamen sie an Java vorüber und nunmehr legten sie für die Nacht bei, um am folgenden Tage die Fahrt nach Batavia zu vollenden. Dieß war die letzte Nacht, in welcher das Schiff unter Segel seyn sollte und Philipp Vanderdecken kam während der ganzen Dauer derselben nicht von dem Verdeck, sondern harrte dort angstvoll des kommenden Morgens. — Der Tag begann zu dämmern, die Sonne stieg in aller Klarheit empor und der Batavia schiffte weiter. Noch vor Mittag ging das Schiff vor Anker und Philipp, dem für den Augenblick eine schwere Last von der Brust genommen war, begab sich jetzt hinab in die Cajüte, um dort der Ruhe zu pflegen.

Er erwachte neugestärkt mit erleichtertem Herzen. „Es ist also nicht ausgemacht, daß das Schiff, weil ich mich am Bord desselben befinde, dem Verderben geweiht wurde," sprach er zu sich selbst. „Es ist also nicht ausgemacht, daß das Geisterschiff erscheinen muß, weil ich es aufsuche. Da dem nicht so ist, lastet keine Schuld auf meinem Gewissen. Ich suche es auf das furchtbare Schiff und wünsche ihm zu begegnen, aber ich finde mich nur in der Lage eines jeden Anderen, und daraus, daß ich es aufsuche, geht nicht hervor, daß ich ihm begegnen werde. Daß das Geisterschiff jedem auf den es stößt Unheil bringt, ist gewiß, aber dadurch, daß ich am Bord bin, wird dem Batavia nicht die Gewißheit, es anzutreffen. Himmel ich danke dir! jetzt kann ich mein Aufsuchen ohne Vorwürfe fortsetzen."

Beruhigt durch diese Betrachtungen begab sich Philipp hinauf auf das Verdeck. Die Ausschiffung der Truppen hatte bereits begonnen, denn dieselben waren eben so begierig ihrer langen Haft entlassen zu werden, als die Schiffsmannschaft nach größerem Raume und mehr Bequemlichkeit verlangte. — Philipp überschauete die Scene, die sich seinen Blicken darbot. Niedrig am Ufer, ungefähr eine Meile weit entfernt, lag die Stadt Batavia, hinter welcher sich eine riesige Bergkette erhob, welche mit einem lieblichen Grün bedeckt war, und zu deren Füßen man hie und da anmuthige Landhäuser, die Wohnungen der Residenten, erschauete, die romantisch von Waldungen umkränzt wurden. Es war ein herrliches Panorama, dessen reiche Vegetation mit ihrer lebhaften Farbenpracht, dem Auge einen erfreulichen Anblick gewährte.

Nahe bei der Stadt lagen große und kleine Schiffe, die einen Mastenwald bildeten; das Wasser in der Bay zeigte das schönste Blau und ward von einem sanften Hauch nur leise gekräuselt. Hier und da unterbrachen Inselchen die Einförmigkeit des Wasserspiegels; und auch die Stadt selbst bot eine angenehme Abwechselung, indem ihre weißen Gebäude schön mit dem dunklen Grün der Bäume contrastirten.

„Ist es möglich," bemerkte Philipp zu dem neben ihm stehenden Capitain des Batavia gewandt, „daß diese herrliche Gegend so ungesund seyn kann? Hatte ich mir doch von ihrem Anblick ein ganz anderes Bild entworfen."

„Und dennoch ist es so," versetzte der Capitain, „gleich wie hier die giftige Schlange plötzlich aus der sie verbergenden Blumenpracht hervorschießt, so lauert auch hier der Tod unter der Hülle der anmuthigen Landschaft. — Fühlt Ihr Euch jetzt besser, Monheer Vanderdecken?"

„Weit besser," erwiderte Philipp.

„Dennoch aber würde ich Euch bei Eurem schwachen Gesundheitszustande rathen, Euch ans Land zu begeben."

„Ich werde Eure Erlaubniß dazu mit Vergnügen benutzen. Wie lange werden wir hier verweilen?"

„Nicht lange. — Unsere Ordre gebietet uns schnelle Rückkehr," entgegnete der Capitain. "Unsre Ladung liegt schon bereit, wir nehmen sie ein, so wie wir gelöscht haben werden."

Philipp Vanderdecken folgte dem Rathe seines Capitains. Er fand ohne große Schwierigkeit Aufnahme bei einem gastfreien Kaufmanne, dessen Haus in einiger Entfernung von der

Stadt in einer gesunden Gegend lag. Hier blieb unser Held zwei Monate lang, während welcher Zeit er seine Gesundheit vollkommen wieder herstellte, dann ging er wieder an Bord, da das Schiff segelfertig war. Die Rückreise ging eben so glücklich von statten, und vier Monate, nachdem sie Batavia verlassen hatten, befanden sie sich bei St. Helena.

Neuerdings also waren sie das Cap passirt, ohne dem Geisterschiffe begegnet zu seyn und Philipp erfreuete sich jetzt nicht nur einer trefflichen Gesundheit, sondern auch eines heiteren Sinnes. Als sich eines Tages das Schiff wegen Windstille fast nicht von der Stelle bewegte, während sie die Insel im Gesicht hatten, gewahrten sie plötzlich ein Boot, welches auf sie zuruderte und nach dreien Stunden auch wirklich den Batavia erreichte. Die in dem Boote befindlichen Leute waren ungemein erschöpft, denn sie hatten sich nun schon zwei Tage lang in dem Fahrzeuge befunden, während welcher Zeit sie rastlos bemüht gewesen waren, nach der Insel zu gelangen. Sie erzählten, daß sie das Schiffsvolk eines kleinen Ostindienfahrers wären, welcher vor einigen Tagen untergegangen sey, indem plötzlich eine Planke gebrochen und das Wasser so schnell eingedrungen wäre, daß der Mannschaft kaum Zeit übrig blieb, sich in dem Boot zu retten.

In demselben befanden sich der Capitain, die Steuerleute und zwanzig Matrosen des Schiffs, so wie ein alter portugiesischer catholischer Priester, der von dem Holländischen Gouverneur zurückgesendet worden war, weil er auf der Insel Japan dem Interesse der Holländer zuwider handelte. Er hatte unter den Eingebornen gelebt, welche ihn einige Zeit bei sich verborgen hielten, da die Japanische Regierung ihm ebenfalls nachspürte, um ihm das Leben zu rauben. Er sah sich daher genöthigt, sich den Holländern, als seinen am wenigsten grausamen Feinden, in die Arme zu werfen.

Die Holländische Regierung entschied, daß er fortgeschickt werden solle, und er war demnach an Bord des Ostindienfahrers mit eingeschifft worden. Dem Berichte des Capitains und der Mannschaft zufolge hatte bei dem Schiffbruche nur ein Mann das Leben eingebüßt, dieß aber war ein Mann von Wichtigkeit, denn er hatte seit vielen Jahren als Präsident in der Holländischen Factorei zu Japan fungirt und war jetzt im Begriff gewesen, mit seinen gesammelten Reichthümern nach Holland zurückzukehren. Nach der Aussage des Capitains und des Schiffsvolks hatte er, nachdem er sich bereits in dem Boote befunden, hartnäckig darauf bestanden, sich wieder auf das Schiff zu begeben, um noch ein Kästchen zu retten, das Edelsteine und Kostbarkeiten von großem Werth enthielt und welches mitzunehmen er in der Angst vergessen hatte. Als sie aber seiner Rückkehr harrten, sey plötzlich das Schiff gesunken, so daß an seine Rettung nicht mehr zu denken gewesen und sie nur dem Himmel gedankt hätten, selbst dem Verderben entkommen zu seyn. Sie hätten zwar noch eine Zeitlang sich in der Gegend aufgehalten, um sich zu überzeugen, ob er nicht vielleicht wieder auftauchen werde, aber er sey nicht wieder erschienen.

„Ich wußte es wohl, daß uns etwas dergleichen begegnen würde, sprach der Capitain des verunglückten Schiffs," als er sich mit dem Capitain des Batavia und Philipp Vanderdecken einige Zeit in der Cajüte befunden und etwas erholt hatte, „drei Tage zuvor sahen wir das Teufelsschiff, wie man es nennt."

„Wie, den fliegenden Holländer?" fragte Philipp zusammenschaudernd.

„Ja, ja, so heißen sie es, wie ich glaube," fuhr der Capitain fort. „Ich hatte schon oft davon gehört, war ihm aber noch nie begegnet, auch hoffe ich zu Gott, daß ich nie wieder auf ihn treffen werden; denn ich bin jetzt ein zu Grunde gerichteter Mann und muß von vorne wieder anfangen."

„Ich habe ebenfalls schon von diesem Schiffe gehört," nahm der Capitain des Batavia das Wort, „erzählt mir doch, wie es sich Euch gezeigt hat?"

„Nun," entgegnete der Andere, „eigentlich sah ich nichts als die Hülle seines Rumpfs. Es war, seltsam genug! die Nacht war schön, der Himmel klar. Gegen zwei Uhr Morgens rief mich der Steuermann hinauf auf das Verdeck. Ich fragte, was es denn gäbe, er aber entgegnete, daß er es selbst nicht recht wisse, daß aber die Matrosen in großer Angst schwebten, und hoch und theuer schwuren, daß sie etwas schauten, was sie ein Geisterschiff nannten. Ich begab mich aufs Verdeck, der ganze Horizont war rein, aber an einer einzigen Stelle gewahrte man vom Hinterdeck aus eine Art von Nebel, rund wie eine Kugel und kaum zwey Kabeltaulängen von uns entfernt. Wir segelten weiter, die Nebelmasse aber folgte uns unabläßig. — „Seht doch, seht!" rief der Steuermann, „Was alle Teufel mag das seyn?" fragte ich, indem ich mir die Augen rieb. „Hört, hört, jetzt sprechen Sie wieder," fuhr der Steuermann fort. „Sprechen?" fragte ich erstaunt, ich horchte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hin, und vernahm wirklich aus dem Nebelball Stimmen erschallen, dann hört ich eine Stimme deutlich rufen: „Schauet scharf nach vorn hinaus, Hört Ihr?" — Ey freilich, Herr!" antwortete eine Andere. „Das Schiff auf die Steuerbord-Seite gelegt!" erscholl es weiter. „Soll geschehen; laßt die Glocke läuten!" — Und wirklich hörten wir ganz deutlich eine Glocke läuten. —"

„Das muß ein Schiff seyn," sprach ich zu meinem Steuermann.

„Keins von dieser Welt," versetzte er.

„Schnell jetzt an die Kanone!" erscholl es wieder aus dem Nebel, der uns immer näher zu kommen schien. „Feuer!" —

„Plötzlich krachte in unser Ohr der Donner des Geschützes — und dann — dann — — "

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Die Poesie und das ganze literarische Treiben mancher Schriftsteller kann man kurz und bezeichnend eine „löblich nützliche Verrichtung“ nennen.

Der Mensch murrte gegen Gott an. „Du liebst mich,“ sprach er, „und theilst mir so wenig von Deinen Gaben mit?“ — „Was wünschest Du?“ erwiderte der gütige Gott. „Habe ich Dich nicht mir gleich gemacht? Bist Du nicht selbst ein Gott?“ — Der Mensch, der ewig Ungenügsame, schwieg nicht und verlangte endlich Güter, die Gott nicht mit ihm theile. Und Gott erbarmte sich, und gab dem Menschen den Schlaf für den Körper und die Hoffnung für die Seele. Den einmal geborenen Menschen ließ er täglich neu geboren werden. Doch auch das genügte dem Menschen nicht; er klagte bald selbst darüber, daß er ewig neu geboren werde. Da sandte Gott den ernsten Bruder des Schlafes, den wohlthätigen Tod, indem er ihm ewiges Stillschweigen auferlegte.

Anecdoten-Gallerie.

Zu Brüssel befand sich noch im Jahre 1832, wo wie jedermann weiß, Europa ungemein angeregt war und es in der Politik heiß herging, an der Inschrift des Hôtel de l'Europe eine seltsame Verstümmelung, indem die Kartätschenkugeln der Holländer von derselben soviel weggerissen hatten, daß nur noch die Buchstaben Hôt.. .. .Europe übrig geblieben waren, gleichsam als hätten sie in englischer Sprache bezeichnen wollen wie es um Europa stände.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Der 16te dieses brachte uns eine Vorstellung der ächt deutschen Volksoper: «Der Freischütz.» Was Weber in dieser herrlichen Tondichtung geschaffen, ist von allen musikliebenden Nationen als vortrefflich anerkannt und mit einer Begeisterung aufgefaßt worden, die in der Geschichte der Musik fast ohne Beispiel ist. — An diesem Abend gastirten in dieser Oper: Dlle. Kunth, vom K. K. Theater am Karthnerthor-Theater zu Wien als Agathe, und Herr Eicke als Max.

Dlle. Kunth ist im Besitz einer zwar vollen aber noch nicht völlig ausgebildeten Stimme; aber ihre Schule können wir nach dieser ersten Rolle noch kein definitives Urtheil fällen; einige Manieren aber waren keineswegs nachahmungswerth, wohin wir besonders die Verzierung in der zweiten Strophe des herrlichen Gebetes «Leise, leise, fromme Weise» rechnen, das sind Schnickschnackereien, welche diese Composition nicht vertragt. Die Behandlung der großen Scene im zweiten Akte dot manches Gelungene dar.

Herr Eicke leistete in der Parthie des Max manches Gute, seine kraftige gesunde Stimme ist von großer Wirkung, doch konnten einige Stellen in den hohen Tonen nicht so ausgeführt werden, wie sie der Componist vorgeschrieben, da sie nicht in der Tonlage des Sängers liegen. Die große Arie im ersten Akt wurde recht brav behandelt.

Mad. Ehrlichiany (Aennchen) genügte billigen Anforderungen und erhielt Beifall, doch nicht ohne Opposition. Wir begreifen nicht, wozu solche Oppositionen nützen sollen, das Beste der Kunst befordern sie auf keinen Fall. — Herr Wolterect sang seine Parthie als Kaspar recht brav; die Witze beim Kugelgießen aber waren durchaus unpassend und schwächten den Eindruck den diese Scene bezweckt. — Herr Uetz als Fürst, Herr Gloy als Forster, Herr Mentschel als Kilian, so wie Herr Dumon als Eremit waren lobenswerth.

Die Chöre hielten sich gut, doch hätte der Jägerchor etwas bewegter genommen werden können, er gewinnt dadurch bedeutend an Kraft. — Das Orchester war ausgezeichnet. Die Ouverture wurde da Capo verlangt und zum zweitenmale noch exacter zu Gehör gebracht.

Nach der Oper wurde dem Herrn Direktor Schmidt, der von seiner Reise zurückgekehrt ist, von den Sängern und Orchester-Mitgliedern vor seinem Hause eine Abendmusik gebracht und mit einem Lebehoch beschlossen. Das schönste Wetter begunstigte diese Feier und hatte eine zahlreiche Versammlung herbeigelockt.

Musikalisches.

Wir machen unsere freundlichen Leser auf eine neue Erscheinung im Gebiete der musikalischen Literatur aufmerksam, nemlich auf ein neues Blatt, welches unter dem Titel:

„Hamburgische musikalische Zeitung“

vom 1sten October an erscheinen und welches der thätige, durch die Herausgabe mehrerer Werke in der musikalischen Welt schon bekannte Herr J. F. Kayser herausgeben wird.

Die Redaction ist dem talentvollen und in der Musikwelt als gründlichen Theoretiker schon hinlänglich bekannten Herrn G. A. Grosse übertragen; auch haben mehrere der vorzüglichsten Musikgelehrten Deutschlands ihre thätige Mitwirkung zugesichert. Man kann also mit Recht etwas Vorzügliches erwarten und wir wünschen diesem Unternehmen von Seiten des musikalisch gebildeten Publikums eine rege Theilnahme.

D. R.

Repertorium.

Montag, den 21. August: „Revange Prag, oder: der Spieler.“ Schauspiel in 5 Aufzügen von Iffland.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 101 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

General Arnold und Major Andre.

Es war am Morgen eines heiteren Tages im Monat Januar des Jahrs 1779 als das ruhige stille Dorf Morristown in New-Jersey, der Schauplatz einer seltsamen und imposanten Feierlichkeit wurde — eines Kriegsgerichts nemlich, das über den tapfern und talentvollen, aber habsüchtigen Amerikanischen General Arnold gehalten werden sollte, welcher der Erpreßung, der Beraubung und der Ungerechtigkeit angeklagt worden, die er während seines letzten Commandos zu Philadelphia begangen und weshalb der ausübende Rath jener Stadt nunmehr als Kläger gegen ihn auftrat. Der tugendhafte Held der neugebornen Amerikanischen Unabhängigkeit, war von dem Congreß angewiesen worden, die zahllosen, von den empörten Bewohnern Pensilvaniens gegen Arnold vorgebrachten Beschwerden, auf das Strengste zu untersuchen, und es war in Folge dieser Anordnung, daß Washington im Verein mit den kühnen und großherzigen Männern die ihn umgaben, den General Arnold vor ein Kriegsgericht gefordert hatte, welches aus seinen Kriegscameraden bestand, damit er sich von den Beschuldigungen reinige, welche der Versicherung des Verklagten zufolge, nur in dem Haße und Neide seiner Verfolger begründet seyn sollten.

Vergebens hatte Arnold alle Kunstgriffe der Intrigue und der Ueberredungskunst angewandt, um das Verfahren gegen ihn zu beseitigen, oder die Mitglieder des Gerichts zu seinen Gunsten zu stimmen, — die unbeugsame Gerechtigkeitsliebe des Oberbefehlshabers, und die nicht weniger feste Ehrlichkeit der republikanischen Offiziere, vereitelten alle seine scharfsinnigen Versuche. Ueberzeugt, daß ihm keine ferneren Ausflüchte nützen konnten, concentrirte der General daher alle seine Kraft und Geschicklichkeit zu einer kühnen Vertheidigung, und sich fest verlassend auf die ihm eigenthümliche Keckheit und auf den Ruhm, den ihm seine kriegerische Tapferkeit erworben, unterwarf er sich verzweiflungsvoll der Feuerprobe, die ihn entweder vor seinen Mitbürgern reinigen, oder auf immerdar der Schande preisgeben sollte.

Endlich ward der Tag für das Kriegsgericht festgestellt und der Ort wo es stattfinden sollte war, wie schon früher erwähnt, das zu jener Zeit kaum entstandene Dorf Morristown, auf dessen Umgegend man die weißen Zelte der Republikaner erschauete. Mit jedem Augenblick gewahrte man Gruppen von

Männern, deren gedankenvolle, ernste Gesichter die Wichtigkeit des Gegenstandes beurkundeten, mit welchem sie sich beschäftigten und die in ihrer halb militairischen, halb bürgerlichen Tracht, welche zugleich das Doppelgewerbe des Bürger-Soldaten bezeichnete, dem unscheinbaren Gebäude zueilten, das diesen einfachen Menschen als Gerichtshof diente.

„Es kann nicht seyn!“ sprach ein junger Soldat mit einem kühnen Antlitz, zu einem weit älteren Cameraden, als sie jetzt an jenem Tage ihre Schritte dem allgemeinen Anziehungspunkte zulenkten, „es ist unmöglich, Jacob,“ und lebhaft warf er seine Büchse über die Schulter, während er seine Schritte, die ihn seinem ruhigeren Gefährten etwas voraus gebracht hatten, hemmte, „ich kann es nicht glauben, daß Arnold — der tapfere wackere General — er, der sich mit seinem Schwerdte den Weg zur Ehre und zum Ruhme bahnte, so tief sinken konnte. Es kann nicht seyn! Der Soldat, der sich für die Sache seines Vaterlandes so tapfer geschlagen, würde eher sterben, als den Lorbeer beflecken, den er so ruhmvoll geerndtet. Stets der Erste in jeder Gefahr, jede Entbehrung mit dem Niedrigsten seiner Soldaten theilend, lebt Arnold nur in der Liebe seiner Cameraden — nur der Ruhm war sein Ziel und seine Freude! Sprich, Jacob, glaubst Du, daß ein solcher Mann geizig und habsüchtig werden, daß er zum betrügerischen Krämer hinabsinken kann?“

„Dein Eifer läuft mit Deiner Vernunft davon, Richard,“ erwiderte der ältere Soldat. Ich gebe es zu, Arnold ist tapfer, aber es ist die Tapferkeit des thierischen Instinkts. Er würde in den Reihen unserer Unterdrücker eben so muthig gekämpft haben, als er jetzt mit den Freiheitsvertheidigern focht. Seine Leidenschaft ist der Durst nach Gold — dieser und die Sucht zu glänzen sind die Ursachen aller seiner Verirrungen — um ihretwillen würde er noch größeren Gefahren trotzen, — ihnen opferte er seinen herrlichen Ruhm und die ehrliche Billigung des eigenen Herzens — und das was dem Patrioten über alles gilt, die ehrenvolle Anerkennung seines dankbaren Vaterlandes.“

„Jacob,“ versetzte der Jüngere, „Du hast Deine besten Gefühle überlebt, das Alter hat Dein Auge abgestumpft und Du urtheilst über die Menschen — — “

„Nach der Wirklichkeit, nicht nach dem Scheine, Knabe,“ unterbrach ihn der ältere Camerad, „ich habe den Arnold während seiner glänzenden Laufbahn scharf beobachtet, er ist ein tapferer Soldat, aber er ist es nur, weil ihn nach Reichthum dürstet, welchen zu erlangen ihm jedes Mittel recht war. Verlasse Dich darauf, dieß Kriegsgericht wird seinen Charakter im wahren Lichte zeigen, wird seine Bedrückungen, seine Erpressungen darthun; die von ihm und seinen Spießgesellen zu Philadelphia begangenen Ungerechtigkeiten liegen zu klar am Tage, als daß sie abgeleugnet werden könnten.“

„Nun, nun, wir werden ja sehen, „erwiderte vertrauensvoll der junge Soldat, während er von seinem Cameraden gefolgt, sich durch das Menschengewühl drängte, welches sich vor dem Hause versammelte, wo das Gericht stattfinden sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Nun und dann?“ fragte der Capitain des Batavia in angstvoller Spannung.

„Dann — dann, „fuhr der Berichterstatter feierlich fort, „dann war Alles, der Nebel und alles Uebrige verschwunden, wie auf einen Zauberschlag — der ganze Horizont war wieder klar und rein und nicht das Mindeste war mehr zu schauen.“

„Ist das möglich?“

„Es befinden sich auf diesem Schiffe jetzt zwanzig Mann, die meine Aussage bestätigen können,“ versetzte der fremde Capitain, auch der alte katholische Priester kann es bezeugen, er stand während des ganzen Vorfalls neben mir auf dem Verdeck. Die Mannschaft sprach sogleich die Besorgniß aus, daß uns ein Unglück begegnen werde, und richtig hatten wir am folgenden Morgen vier Fuß Wasser im Schiffe; wir arbeiteten tüchtig mit den Pumpen, aber es half zu nichts, und wir mußten in das Boot, wie Ihr gesehn habt. Mein Steuermann sagt, das seltsame Schiff wäre wohlbekannt, es werde der fliegende Holländer geheißen.“

Philipp sagte zu dem Allen nichts, aber das, was er vernahm, gewährte ihm Beruhigung. „Wenn,“ dachte er, „das Geisterschiff meines armen Vaters auch Anderen eben so gut erscheint als mir, und jedem dem es begegnet, Unheil verkündet, so kann meine Anwesenheit an Bord keinen Unterschied machen. Ich theile dann nur das Schicksal der Uebrigen und bringe durch meine Anwesenheit das Schiff in keine Gefahr. Jetzt ist meine Brust erleichtert und ich kann nunmehr meine Zweck mit einem ruhigen Gewissen verfolgen.“

Am folgenden Tage suchte Philipp Vanderdecken eine Gelegenheit, um mit dem erwähnten katholischen Priester ein Gespräch anzuknüpfen, welcher eben so geläufig Holländisch und mehrere andere Sprachen als Portugiesisch redete. Er war ein ehrwürdiger alter Mann, dem Anscheine nach von ungefähr sechzig Jahren, mit einem langen weißen Barte — sanftem Benehmen und dabei höchst angenehm in seiner Unterhaltung.

Als Philipp in der nächsten Nacht die Wache hatte, blieb der alte Geistliche mit ihm auf dem Verdeck und nach einer langen Unterredung mit einander, offenbarte ihm Vanderdecken, daß er dem katholischen Glauben angehöre.“

„Und ein Holländer? — Seltsam, mein Sohn, in der That!“

„Das ist es allerdings,“ erwiderte Philipp, „auch weiß es niemand hier am Bord — nicht etwa, daß ich mich meiner Religion schämte, aber ich wünsche jede Religionsstreitigkeit zu vermeiden.“

„Daran thust Du recht, mein Sohn. Wenn die Reformation keine besseren Früchte trägt als die, welche ich in Japan geschauet, so wäre sie wahrlich dem Götzendienste zu vergleichen.“

„Sagt mir doch, frommer Vater,“ nahm endlich Philipp Vanderdecken zögernd das Wort, „sie erzählen da von einer übernatürlichen Erscheinung — von einem Schiffe, dessen Mannschaft nicht aus sterblichen Menschen besteht. — Sagt mir doch, habt auch Ihr es geschauet?“

„Ich sah was die Anderen sahen;“ entgegnete der Priester, „und wahrlich, in so weit ich meinen Sinnen trauen darf, muß ich bekennen, die Erscheinung schien höchst wunderbar und übernatürlich. Aber ich hatte schon früher von diesem Geisterschiffe gehört, so wie von der Behauptung, daß seine Begegnung Unheil verkünde. Dieß bewährte sich denn auch an uns, obgleich wir einen Menschen mit an Bord hatten, der jetzt nicht mehr ist, dessen schwere Schuldenlast aber mehr als hinreichend war, einem Schiffe den Untergang zu bereiten, und dessen Tod in den Wellen, in dem Augenblick in welchem er schon im Vorgefühl des Glanzes lebte, den ihm seine schmachvoll erworbenen Reichthümer in seiner Heimath bereiten sollten, genugsam darthut, daß der Allmächtige oft auch schon in dieser Welt über den Verbrecher die ihm gebührende Strafe verhängt.“

„Ihr meint den Holländischen Präsidenten, welcher beim Untersinken des Schiffes den Tod fand.“

„Eben denselben. Die Erzählung der Verbrechen dieses Menschen aber ist lang. — In der nächsten Nacht will ich wieder mit Dir Wache halten und Dir alles berichten. Der Friede der Herrn sey mit Dir, mein Sohn, und somit gute Nacht!“

Das Wetter blieb schön und der Batavia legte am nächsten Abend bei, um am folgenden Morgen auf der Rhede von St. Helena Anker zu werfen. Als Philipp sich hinauf auf das Verdeck begab, um die Mitternachtswache anzutreten, fand er bereits den alten Priester, welcher seiner harrte. — Da das Schiff beigelegt hatte, herrschte ringsum eine tiefe Stille, Philipp Vanderdecken setzte sich mit seinem neuen Bekannten und der Priester begann wie folgt:

„Ihr wißt vielleicht nicht, daß die Portugiesen, indem sie sorgsam ein Land zu behaupten suchten, welches durch ihren Muth und ihren Unternehmungsgeist entdeckt wurde, und um dessen Besitznahme sie, wie ich fürchte, viele Verbrechen begingen — dennoch wie ihren Zweck aus den Augen verloren, der allen gut katholischen Christen heilig seyn muß, den nemlich: das Banner des ächten Christenthums in der Wüstenei des Götzendienstes aufzupflanzen. Nachdem einige unserer Landsleute an der Küste Schiffbruch gelitten, wurden wir mit der Insel Japan bekannt, und sieben Jahre später landete dort unser heiliger und gesegneter Franziscus, der unsere Religion predigte und manchen Heiden bekehrte. Späterhin schiffte er sich nach China, seinem eigentlichen Bestimmungsorte ein; aber es war ihm nicht beschieden denselben zu erreichen, er starb auf der Fahrt dorthin, und beschloß auf diese Weise sein frommes und heiliges Leben. Nach seinem Tode nahm die Zahl der Bekehrten auf der Insel Japan bedeutend zu, obgleich die Priester des Götzendienstes alles Mögliche thaten, es zu verhindern; ja diejenigen, welche sich hatten taufen lassen, wurden auf ihre Veranlassung verfolgt. Dennoch aber breitete sich unsere heilige Religion immer mehr und mehr aus, und bald verehrten viele Tausende den wahren Gott

„Einige Zeit darauf begründeten die Holländer eine Niederlassung auf Japan, und als sie sahen, daß die Japanesischen Christen, welche die Factoreien umgaben, nicht mit ihnen, sondern nur mit den Portugiesen zu schaffen haben wollten, denen sie nun einmal ihr Vertrauen geschenkt hatten, entstanden Mißverhältnisse zwischen ihnen und uns und der Mann, von dem wir in der vergangenen Nacht sprachen und der damals an der Spitze der Holländischen Factorei stand, faßte in seinem Durst nach Gold den boshaften Entschluß dem Beherrscher des Reichs das Christenthum verdächtig zu machen und auf diese Weise den Portugiesischen Einfluß zu vernichten. Dieß mein Sohn, war das Benehmen eines Menschen, welcher sich rühmte, sich zu der reformirten Religion zu bekennen, die er besser als die unsrige nannte.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Der Epheu ist ein vielseitiges Bild der Liebe. Er umschlingt mit zarten Armen die stolze Eiche und schirmt und verschönt sie. Das ist ein Bild der glücklichen Liebe.

Fest umschlingt ein anderer Epheu einen Stamm; es glänzt sein dunkles Laub, man sieht fast nichts vom Stamm, hier und da schimmert ein wenig von der Rinde durch und verkündet den Eichbaum. Ein Bild der Liebe, die den Mann zum Sklaven macht.

Ein zartes Stämmchen schaukelt im Winde und spielt mit Luft und Sonnenschein. Der Epheu sehnt sich hinauf zu dem hübschen Stämmchen. Sie umschlingen sich und der Wanderer freut sich über die zarte liebliche Vermählung. O der kurzen Wonne! Eine Stunde der Herbstnacht hat beide geknickt. Das ist ein Bild der kurzen romantischen Liebe.

Es steht ein Stamm auf einem felsigen Grunde. Ein Epheureis küßt den harten Stein. Beide, Stämmchen und Ewiggrün, sehnen sich zu einander. Es naht sich keine liebende Hand, die den Epheu die Felsenwand hinanhöhe. Das ist ein Bild der Liebe, die in Sehnsucht hinschmachtet.

Wie wär's Gärtner, wenn wir um diesen Ulmenstamm ein Epheu zögen? Jawohl, Herr, sagt der Gärtner, und mit Nägeln und Bändchen wird das biegsame Grün am Stamm befestigt und in die Höhe geleitet. Ein Bild der Liebe, die nur Liebe heißt.

Anecdoten-Gallerie.

Niedergedrückt von der Last eines mit Korn gefüllten Sackes, den er während er durch einen Fluß watete, auf seinen Schultern trug, sprach ein fouragirender Perser das den Moslems eigenthümliche Gebet aus: nemlich, „daß Allah für ihn den Knoten lösen möge," welches so viel sagen will, daß die Vorsehung ihm aus der Verlegenheit helfe. Kaum waren diese Worte seinen Lippen entflogen, als sich zufälligerweise der Knoten des auf seinen Schultern sich befindenden Kornsacks löst'te und der Weizen in den Strom verschüttet wurde. „O Allah, Allah!" rief traurig der Lastträger, „nun hast Du doch viele Hundert Jahre die Welt regiert, und wenn es darauf ankömmt einen Knoten zu lösen, so nimmst Du doch den falschen."

Während der Blokade von Toulon durch eine englische Flotille, traf es sich, daß der Flaggen-Capitain, einen alten gedienten Offizier, einen Veteran, welcher schon in vielen Seeschlachten seinen Muth dargethan hatte, zu sich auf das Verdeck rufen ließ, um ihm irgend einen Befehl zu ertheilen. Das Schiff war ziemlich weit von den feindlichen Batterien entfernt, von welchen aber in dem Augenblick, in welchem der Veteran das Verdeck betrat, ein schweres Geschütz abgefeuert wurde. Der betagte unerschrockene Offizier gewahrte kaum den Blitz, als er auch sofort ausrief: „Das ist meine Todeskugel!" Und im nächsten Moment lag er wirklich zerschmettert zu den Füßen des Flaggen-Capitains.

Wenn eine Holländische Magd zum Tanze gehen will und keinen Begleiter hat, miethet sie sich einen solchen für die Gelegenheit. Ein Cavalier mit einem Regenschirm bekömmt das Doppelte.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Die zweite Gastdarstellung der Dlle Kunth war die Giulietta in Bellinis beliebter Oper: «Die Familien Capuleti und Montecchi» welche am 18ten dieses aufgeführt wurde. Wir fanden unser ausgesprochenes Urtheil bei ihrem ersten Auftreten als Agathe im «Freischütz» heute wieder bestätigt. In der Parthie der Giulietta hatte die junge Künstlerin nun auch Gelegenheit, Proben ihres Talentes im verzierten Gesange abzulegen. Die Coloraturen wurden lobenswerth ausgeführt; wenn es gleich die und da noch an Schatten und Lichtfehlte, d. h. wenn auch die feinen Nüancen noch nicht ganz gehörig beobachtet wurden, so leistete die Sängerin doch viel Verdienstliches. Die Arie im ersten Akte wurde recht gut gesungen, auch zeugte die Scene im dritten Akte mit Capello von fleißigen Studien. Weniger sprach sie uns im letzten Akte an, woran wohl vorzüglich der Umstand schuld seyn mag, daß sie zu wenig Spiel besitzt und ihre Bewegungen nicht immer die passenden waren. Einigemale war ihre Intonation nicht ganz rein, z. B in dem Quintett des zweiten Akts.

Mad. Walcker als Romeo war, wie immer in dieser Rolle, ganz vorzüglich. Sie sang mit voller Stimmenfreiheit, auch war ihr Vortrag so seelenvoll und innig, daß sie schon nach der ersten Scene gerufen wurde. Das Duett mit Tebaldo im dritten Akte, unstreitig das gediegenste Tonstück der Oper, wurde vortrefflich executirt. — Herr Schäfer als Tebaldo war ebenfalls lobenswerth. Die Soli im ersten Akte wurden von dem braven Sänger ausgezeichnet vorgetragen. — Herr Mollered als Capello leistete Gutes, eben so Herr Dümon in der kleinen Rolle des Lorenzo, — Chöre und Orchester waren gut.

Möchten doch alle Opern so brav gegeben werden, wir die Bellinischen, so würden gewiß alle Musikfreunde zufrieden gestellt werden; aber dem ist nicht so, denn auf die alteren Tondichtungen scheint nicht so viel Fleiß verwandt zu werden, als auf die neueren Lieblingscompositionen, wohin die Bellinis unstreitig zu rechnen sind.

Mad. Brüning, welche schon früher in der Oper: «Die Stumme» als Fenella ihr Darstellungstalent entfaltete, gab am 15ten dieses Catharina die Zweite in dem Drama: «Die Günstlinge,» als Gastrolle, und bewahrte sich auch in dieser Parthie als eine denkende Künstlerin, der es Ernst mit der Sache ist, und die sich bemüht in den Charakter ihrer Aufgabe einzudringen. Obgleich das, was wir bis jetzt unerreichte Sophie Schröder aus diesem Charakter schuf, bei den hiesigen Theaterfreunden noch im lebhaften Andenken ist, so fand dennoch die Leistung der Mad. Brüning eine sehr beifällige Aufnahme. Die wackere Künstlerin wird, dem Vernehmen nach, noch in mehreren Rollen auftreten, und sich dann auch, sie soll im Besitz einer schönen Altstimme seyn, als Sängerin und zwar in der Parthie des Tankred zeigen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 23. August: „Robert der Teufel." Oper.

Dlle. Kunth: Isabelle. — Herr Meyer: Bertram.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 102 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Es gab einen Japanesen," fuhr der Priester fort, „der sehr reich war und einen großen Einfluß besaß, und der nebst zweien seiner Söhne sich zu unsrer heiligen Religion bekannt hatte und getauft worden war. Er hatte zwei andre Söhne, die sich am Hofe des Kaisers von Japan befanden. Dieser Japanese hatte uns ein Gebäude zum Geschenk gemacht, um in demselben ein Collegium und eine Unterrichtsanstalt zu begründen. Nach seinem Tode aber, bestanden seine beiden Söhne, die sich noch am Hofe befanden, und noch dem Götzendienste anhingen, auf die Zurückgabe des Hauses, das sie ihr Eigenthum nannten. Da wir uns hierin nicht fügen wollten, so benutzte jener Holländer diesen Umstand um die Japanesen gegen uns aufzuregen und dem Kaiser von Japan die Ueberzeugung beizubringen, daß die Portugiesen und Christen über eine Verschwörung gegen sein Leben und seinen Thron brüteten; denn, Du mußt wissen, mein Sohn, daß wenn ein Holländer gefragt ward, ob er ein Christ sey, er stets zur Antwort gab, „Nein, ich bin ein Holländer."

„Der Kaiser von Japan, welcher nicht mehr daran zweifelte, daß man Arges gegen ihn im Schilde führte, ertheilte sofort den Befehl zur Vertilgung aller Portugiesen und aller Japanesen, welche sich zu dem christlichen Glauben bekannten. Er brachte zu diesem Entzweck ein Heer auf die Beine, und übergab den Oberbefehl über dasselbe den obenerwähnten jungen beiden angesehenen Japanesen, den Söhnen dessen der uns das Schulhaus geschenkt hatte. Die Christen, überzeugt daß ihr Heil einzig und allein auf ihrem Widerstande beruhe, griffen zu den Waffen, und ertheilten das Commando ihrer Kriegsschaaren den beiden anderen Söhnen unseres Wohlthäters, welche sich zu unserm Glauben bekannten. So wurden die beiden feindlichen Heere von vier Brüdern befehligt, welche je zwei und zwei einander gegen über standen.

„Das christliche Heer bestand aus mehr als 40,000 Mann; dieß aber wußte der Kaiser nicht und deßhalb sandte er nur eine kaum 25,000 Mann starke Kriegsschaar ab um den Feind zu vertilgen. Die Heere trafen aufeinander, und nach einem muthvollen Widerstande, denn die Japanesen sind sehr tapfer, trugen die Christen einen so vollständigen Sieg davon, daß bis auf Einige welche sich in Böten retteten, die ganze Kriegsschaar des Kaisers in Stücke gehauen ward.

„Dieser glückliche Erfolg vermehrte die Zahl der Bekehr-

ten, so daß das christliche Heer bald 50,000 Mann zählte; auf der anderen Seite aber ließ der Beherscher von Japan aber ein neues Heer ausheben, welches 150,000 Mann stark war, und wobei er den Befehlshabern das strengste Gebot ertheilte, keinem Christen Pardon zu geben, die beiden oft erwähnten jungen Japanesen ausgenommen, die er lebendig zu fahen wünschte um sie dem martervollsten Tode zu übergeben. — Alle Friedensanträge wurden zurückgewiesen, und der Kaiser stellte sich selbst an die Spitze seiner Krieger.

Die Heere stießen auf einander und an dem ersten Tage der Schlacht neigte sich der Sieg auf die Seite der Christen, aber sie hatten den Verlust eines ihrer Heerführer zu beklagen, welcher schwer verwundet und von den Feinden gefangen genommen worden war; auch hatten sie da die Japanesen keinen Pardon gaben, eine große Anzahl von Streitern verloren.

„Der zweite Tag der Schlacht war unglücklich für die Christen. Ihr Anführer ward getödtet und sie wurden von der Ueberzahl überwältigt und niedergemetzelt. Der Kaiser ließ weder Greis, noch Weib, noch Kind verschonen. Auf dem Schlachtfelde, im Lager und durch langsame qualvolle Martern fanden wenigstens 60,000 Christen den Tod. Dieß aber war noch nicht Alles; es ward die strengste Aufsuchung aller Christen anbefohlen, welche durch die ganze Insel mehrere Jahre lang fortdauerte, und in deren Folge alle gefundenen Opfer grausam getödtet wurden. Man kann annehmen daß im Laufe dieser Zeit durch diese Maßregel der Grausamkeit an 400,000 Christen als Opfer fielen und das einzig und allein durch die Habsucht und Falschheit des Menschen, welcher vor einigen Tagen seine gerechte Strafe durch den Wellentod empfing. Die Holländische Compagnie, welche aus allen diesen Begebenheiten großen Vortheil zog, ließ den Verbrecher viele Jahre lang als Präsidenten der Factorei zu Japan. Er war ein junger Mann als er sich dorthin begab, und sein Haar war ergrauet als er an seine Rückkehr in die Heimath dachte. Er hatte unermeßliche Reichthümer gesammelt — unermeßlich müssen sie gewesen seyn, da sie seinen Golddurst befriedigten. Sie sind jetzt mit ihm hinab ins Meer versenkt, und er ist vor den ewigen Richter gestellt um Rechenschaft zu geben von seinen Thaten. — Wohl dem dem keine solche Schuld auf dem Gewissen haftet. Ich habe nur noch wenige Tage zu leben, mein Sohn, aber der Himmel weiß es, ich verlasse diese Welt ruhig und in Frieden."

„Das hoffe auch ich zu können, frommer Vater," sprach Philipp Vanderdecken.

„Du, mein Sohn! Wie magst Du schon an den Tod denken," fragte der Greis, „Du bist jung Deine Brust sollte nur von Hoffnung erfüllt seyn. Du hast nichts zu thun, als die Pflicht zu erfüllen, zu der der Himmel Dich berufen."

„Ich weiß es, ich habe eine Pflicht zu erfüllen," seufzte Philipp. „Aber frommer Vater, die Nachtluft ist zu scharf für einen Mann Eures Alters. Legt Euch zur Ruhe und überlaßt mich der Nachtwache und meinen eigenen Gedanken."

„Das will ich, mein Sohn, möge der Himmel Dich in seinen Schutz nehmen und das Gebet eines alten Mannes Dir Segen bringen."

„Gute Nacht!" sprach Vanderdecken, froh sich jetzt wieder allein zu befinden. „Soll ich dem frommen Greise mein schweres Geheimniß offenbaren?" fragte er sich selbst, „ich fühle es, ich könnte mich ihm anvertrauen. — Aber nein! Ich wollte es nicht einmal dem Pater Seyßen mittheilen, weshalb ihm? Ich würde mich in seine Hand geben, und er könnte mir gebieten — — Nein, nein! mein Geheimniß gehört nur mir, ich bedarf keines Rathgebers!" — So sprechend nahm er die Reliquie von seiner Brust und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

Der Batavia blieb nur einige Tage lang bei St. Helena, dann setzte er seine Fahrt fort. Nach sechs Wochen fand sich Philipp neuerdings vor Anker in der Zuyder See, und nachdem er dazu die Erlaubniß des Capitains erhalten, machte er sich sofort nach seiner Heimath auf den Weg, indem er den alten Portugiesischen Priester Mathias mit sich nahm, mit dem er unterwegs sehr vertraut geworden war und dem er seinen Schutz angeboten hatte, für die ganze Dauer seines Aufenthalts in den Niederlanden.

Ende des Sechsten Abschnitts. *)

*) Bei dem fortwährend steigenden Interesse dieser anziehenden Novelle, thut es mir ungemein leid, solche meinen freundlichen Lesern nur in kurzen Abschnitten vorlegen zu können. Da ich hier aber nur Uebersetzer bin und nicht eher übersetzen kann bis der Dichter geschafft hat, so muß ich um meinen Lesern den Genuß dieser trefflichen Erzählung zu verschaffen, ihre Geduld schon dann und wann auf die Probe stellen, werde aber wie bisher die Fortsetzung jedesmal schnellmöglichst und augenblicklich folgen lassen, so wie ich das Original aus England empfangen. G. L.

General Arnold
und
Major Andre.

(Fortsetzung.)

Das Aeußere und die Einrichtung des Gerichtshofes waren höchst einfach. „An einem aus ganz rohen Brettern zusammengefügten Tische saßen zehn bis zwölf jener Bürger-Soldaten, welche mit ihren klugen entschlossenen aber ruhigen und kalten Gesichtern als das Muster einer Gruppe römischer Krieger aus früherer Zeit hätten betrachtet werden können. —

Ausgezeichnet von seinen Mitsoldaten nur dadurch, daß er am Oberende des Tisches saß und ein würdevolleres Benehmen zeigte, gewahrte man Washington. Sein klares, forschendes Auge ruhte auf einem Zeugen, welcher grade verhört wurde, und dem er dann und wann Fragen in jenem

ausdrucksvollen Tone vorlegte, welcher, wie der Zauberstab des Propheten dem harten Gestein die lebendige Quellen, der widerspenstigen Lippe die Wahrheit entlockte.

In der zahlreichen Versammlung, welche diesem Verfahren beiwohnte, herrschte das tiefste Schweigen, und nur wenn gegen den Angeklagten unwiderlegbare Beweise seiner Schuld vorgebracht wurden — störte auf einen Augenblick lang ein unwilliges Gemurmel der Anwesenden die Ruhe der Verhandlung.

Allein, dreist und durchaus nicht niedergebeugt durch die sich häufenden Zeugnisse seiner Verbrechen stand der General Arnold am unteren Ende des Tisches, die Arme übereinander geschlagen und auf seine zahlreichen Ankläger gewissermaßen mit Verachtung schauend. Von mehreren Mitgliedern des Gerichts ward dieß trotzige Wesen irrigerweise für das Resultat des stolzen Bewußtseyns seiner Unschuld genommen, und trotz aller vorgebrachten Beweise waren sie dennoch unschlüssig, ob sie ihn für schuldig oder schuldlos halten sollten; auch ward dieser Eindruck keineswegs geschwächt, als der General Arnold, nachdem er von dem Präsidenten aufgefordert worden war, sich zu vertheidigen, seine hohe Gestalt noch mehr aufrichtete, und zu seinen Richtern mit einem Fluß der Rede sprach, deren Eindruck noch durch sein bleiches Antlitz und seine abgezehrte Gestalt erhöht ward, welche, wie man gar wohl wußte, das Resultat jener schweren Wunden waren, die er bei der denkwürdigen Belagerung von Quebek empfing, wo sein Muth und seine Tapferkeit der Gegenstand allgemeiner Bewunderung gewesen waren.

So geschickt verstand Arnold die gegen ihn vorgebrachten Beschuldigungen zurückzuweisen, so gewandt wußte er die Aussagen der Zeugen zu verdächtigen, und so kräftig sprach er von seiner Anhänglichkeit an seinem Vaterlande und an dessen Freiheit, daß selbst seine Richter in ihrer Ueberzeugung von seiner Schuld zu schwanken begannen. „Ich bin," sprach er am Schlusse seiner Vertheidigung, „angeklagt, mein Vermögen verschleudert zu haben. Wenn ich mein kleines, väterliches Erbtheil verschwendete, so geschah dieß nur zur Vertheidigung unseres Vaterlandes, um dessen Vergrößerung gab ich mich selbst der Armuth preis. — Dieses Verbrechens bekenne ich mich allerdings schuldig. - Ich bin außerdem beschuldigt, meine Gewalt in Philadelphia gemißbraucht, edle Bürger der Republick bedrückt zu haben, um mich dadurch selbst zu bereichern. Wäre diese Anklage begründet, würde ich vor diesem ehrenwerthen Gerichte wie ein ehrloser Verbrecher dastehen, und das Blut welches ich für mein Vaterland vergossen habe, wäre nicht im Stande meine Schuld zu sühnen. Als Soldat und Ehrenmann erkläre ich, daß diese Anklage falsch ist.

Arnold verbeugte sich vor den Richtern und schwieg. Aber so mächtig wirkte seine Jugend, sein militairischer Ruf, seine edle Gestalt und seine ergreifende Beredsamkeit auf die Zuhörer, daß die Mehrzahl der Richter schon geneigt war ihn laut als unschuldig freizusprechen. Der ruhige überlegende Geist Washingtons aber ließ sich durch den Flitter einer glänzenden Beredsamkeit, oder durch das täuschende Licht von Sophismen nicht blenden; er hatte die vorgebrachten Beweise sorgsam abgewogen, und wenn gleich sein Herz blutete, daß ein tapferer Krieger seinen Ruhm befleckt habe, so konnte er dennoch sein Auge nicht vor der Ueberzeugung schließen, daß General Arnold wirklich die Verbrechen begangen habe, deren er beschuldigt worden.

Die Anwesenden mußten sich jetzt entfernen, damit die Mitglieder des Gerichts sich allein über den Ausspruch berathen konnten, und während dieser Zwischenzeit gaben sich nunmehr die auf der Gasse Versammelten, den mannigfaltigsten Ansichten in Rücksicht des zu erwartenden Urtheilsspruches hin; bei Wenigen aber waren die Meinungen hinsichtlich Arnolds Character so entgegengesetzt, wie bei den beiden Soldaten, die wir bereits redend bei unsern Lesern eingeführt haben. Sie standen unter dem einfachen Portal des Rathhauses, wo sich der ältere an einen der Pfeiler gelehnt hatte, und ruhig den Worten horchte welche sein junger Camerad mit großer Lebhaftigkeit hervorbrachte.

„Ich wiederhole Dir, Jacob," sprach derselbe, „er ist so schuldlos wie ich es bin, trotz der schweren Eide seiner Ankläger. Bemerktest Du nicht sein verächtliches Lächeln, als er von dem jämmerlichen Neide seiner Feinde sprach? fahst Du nicht wie sein stolzes Auge flammte, wie seine Wange glühte, als er der gefochtenen Schlachten gedachte? O, Jacob, ich würde meine Büchse darum geben — und die gilt mir fast so viel als mein Leben — könnte ich in diesem Augenblick an seiner Seite fechten, wie damals als wir Burgogne und die Seinigen vor uns her trieben.

Wie gescheuchte Rehe warf sein Camerad ein. „Ohne Zweifel ist Arnold ein tapfrer Soldat aber — "

„Aber, was aber?" unterbrach ihn der feurige junge Mann.

„Ich halte ihn nicht für schuldlos," lautete die Antwort, „und ich müßte Washingtons Auge nicht kennen, denkt er nicht wie ich."

Jetzt öffnete sich die Thür des Gerichtssaals wieder, und hinein drängte sich die Menge in dem Augenblick, in welchem Washington sich erhob, um das Urtheil zu verkünden. Alles schwieg und aller Augen ruhten auf der edlen gebietenden Gestalt des Präsidenten ein mehr als gewöhnlicher Ausdruck von Strenge, wie ihn der Augenblick erforderte, sprach aus seinem sonst wohlwollenden Antlitz, als er in einem feierlichen ernsten Tone das „Schuldig" über den niedergedonnerten Arnold aussprach. Von Muth und Schaam überwältigt gab der Verurtheilte keine Antwort, weder auf den Schmerz den der Präsident äußerte daß ein so tapferer Offizier in solche Verirrungen fallen konnte, noch auf die von ihm ausgesprochene Hoffnung, daß ein ferneres tadelloses Betragen ihm die verlorne Achtung seines Vaterlandes wiederverschaffen werde; — er warf nur einen Blick des Trotzes und der Verachtung auf seinen Richter und ging dann mit festem Schritt

durch die Menge, welche ihm, in ihm nur den Helden von Quebek erblickend, und geblendet von seiner persönlichen Tapferkeit, ehrerbietig Platz machte.

Die dreiste Stirn aber, welche die Nichtswürdigkeit öffentlich zur Schau trägt, ist oft nur eine Larve hinter welcher sich innere Angst und Qual verbergen. Arnold kehrte in seine Wohnung zurück, und dort in seinem einsamen Gemache, wo kein Sterblicher über seinen Fall triumphiren konnte, gab er sich der schmerzvollsten Verzweiflung hin. Er war entehrt, des Glanzes beraubt, der bisher ruhmvoll seinen Nahmen umstrahlt hatte, und der ihm jetzt, jetzt, als er ihn nicht mehr besaß, werthvoller als irgend ein Gegenstand auf der Erde erschien. Selbst die zärtlichen Liebkosungen seines schönen jungen Weibes vermochten nicht Ruhe in seine Brust zu senken, konnten den Sturm seiner Seele nicht beschwichtigen; ihre Trostworte verklangen von ihm ungehört, er ward von Zorn aber nicht von Reue verzehrt.

Endlich wagte es seine Gattin darauf hinzudeuten daß ein Land, welches seine Verdienste um dasselbe mit Schmach belohnt habe, nur seines Hasses werth sey, daß er dasselben nur mit dem Gefühle der Rache gedenken könne. Er fing an, anfmerksam auf ihre Gründe zu horchen, und wenn er gleich nichts darauf erwiderte, machten sie doch sichtlich Eindruck auf ihn. Es war bei einer solchen Gelegenheit als er sich mit seinem Weibe über das bittere Thema seiner Schmach besprach, und sie ihn neuerdings zur Rache gegen sein Vaterland aufforderte, daß er, der bisher düster sein Antlitz mit seinen Händen bedeckt hielt, plötzlich sein Haupt emporrichtete, und ernst auf seine Gattin blickend, in die Worte ausbrach: „Rache ist süß! Wie aber Beatrice soll ich sie mir verschaffen? Meine Feinde sind zahlreich und mächtig“

„Der Sache den Rücken wenden, die ihrem Freunde den Rücken wandte,“ erwiderte sie.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Der letzte Herzog von Orleans hatte ein Verzeichniß der Hofdamen entworfen, und bei Jeder eins der drei Epitheten: schön, häßlich, abscheulich beigefügt. Er beeiferte sich im Cirkel der Königin, seine Liste mehreren Personen mitzutheilen, um die Neugier der Marquise de Fleury zu reizen, die er nicht liebte. Diese, von der Abneigung des Prinzen gegen sich überzeugt, fragte dennoch, was er vorhabe, und fand ihren Namen unter der Rubrik „abscheulich“ eingetragen. „Man weiß zum Glücke, Monseigneur,“ sagte sie laut, „daß Sie vom Signalement keine bessere Kenntniß haben, als von Signalen.“ Eine beißende Anspielung auf das Treffen bei Quessan, bei welchem der Herzog von Orleans keine schöne Rolle gespielt hatte.

Schönwissenschaftliche Berichte, aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Den 19ten August: „der Verräther“ Dem. Meister aus Cassel „Clärchen“ als erster theatralischer Versuch.

Um das Interesse des Publikums am Theater auch im Sommer-Halbjahr zu erhalten, hat die Direction, wie bekannt, eine Menge von Gästen ach unserer Vaterstadt gezogen, und so etwas Leben in die Theaterwelt zu bringen gesucht. So viele Anerkennung nun auch solche Bestrebungen verdienen, so muß doch auch hier, wie bei jedem andern Dinge im Leben, das Est modus in rebus berücksichtigt werden. Zu viel Fremdes und Neues ist in der jungst verflossenen Zeit unserem Auge und Ohre geboten, so daß selbst Künstler die unter andern Umständen große Aufmerksamkeit würden erregt haben, fast ganz unbeachtet wieder fortgingen. Daher muß es uns um so mehr Wunder nehmen daß Dlle. Meister, grade in dieser Periode ihr erstes Auftreten wagte, und daß sie grade die Hamburger Bühne wählte, die doch einen zu hohen Rang einnehmen soll, als daß sich entschiedene Anfänger auf ihr versuchen dürfen, und es nicht vorzog vorher auf einer kleineren Bühne aufzutreten. Selbst bei einem entschiedenem Talente konnte sie doch immer nur Nachsicht vom Publicum erwarten, aber keineswegs hoffen, irgend künstlerischen Anforderungen zu genügen, wie sie an unsere Bühne gemacht werden müssen. Auf einer minder bedeutenden Bühne, wo die Ansprüche des Publicums an die Schauspieler, ganz andrer Art sind, wurde sich die Sache anders gestaltet haben. Die Hamburger Bühne scheint überhaupt dazu bestimmt zu sein, Anfänger die Talent verrathen, und deßhalb eine nachsichtige Aufnahme finden, zu Künstlern heranzubilden, und sie zu vertieren, wenn sie Künstler geworden sind.

Auf eine genaue Analyse des Spieles der Dem. Meister, der wir einiges Talent gern zugestehn, wollen wir uns nicht einlassen. Sie laborirte zu sehr an den Fehlern der Anfänger als daß sie das Anlegen eines künstlerischen Maasstabes vertragen konnte. Von dem, was nur mit Rücksicht auf die Verhältnisse gelobt, aber abgetehn von diesen, getadelt werden kann, thut die Critik besser, zu schweigen. Herr Rader als Jacob genugte, Herr Lenz dagegen welcher früher den Winzer Berger recht gut gab, war heute sehr unverständlich. Daß nach seinem Besuch bei der Mutterin sein Arm mit Mehl bestreuet erscheint, ist in der Ordnung; das Bestreichen des Gesichts mit weißer Kreide aber ist keinesweges zu billigen, es giebt einen unappetitlichen Begriff von besagter Müllerin, und es ist zu tadeln, wenn um Effect hervorzubringen der Schauspieler es versucht dem Publikum auf diese Weise etwas weiß zu machen.

Repertorium.

Sonnabend den 27sten August: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 103 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Erinnerungen aus Nelsons Zeit.

Mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.

I.

Der königliche Besuch.

Als wir zu Palermo anlangten und Lord Nelsons Flagge glorreich von unserm Schiffe wehte, strömte ganz Sizilien herbei, um den siegreichen Helden zu begrüßen. Das Königliche Banner, welches sich in der Admiralsbarke entfaltete, die langen abgemessenen Ruderschläge, die ehrfurchtsvolle Stellung des Lieutenants am Steuer, dieß alles verkündete uns, daß die höchsten Personen des Reichs sich in dem Fahrzeuge befanden. Die schrillende Pfeife des Bootsmanns mahnte zur Aufmerksamkeit, und der wiederholte Ruf: „Alle Hände bereit," brachte in einem Augenblick gegen 700 Mann auf das Verdeck und in das Thauwerk.

„Wache ins Gewehr!" erscholl jetzt das Commando. Alle Offiziere betraten das Verdeck und sechs der ansehnlichsten Seecadetten pflanzten die seidene Standarte in den Damensessel, in welchen der Held Englands, und der Stolz der Brittischen Marine, der Königin von Sizilien und ihren drei Töchtern, wegen des Mangels seines einen Armes, mit ziemlicher Ungeschicklichkeit hinein half. Oben auf dem Verdecke angelangt, küßte der Admiral so galant wie er es vermochte die Hand der Tochter Maria Theresiens, welche ihm mit feurigen Worten und belebtem Auge ihren Dank aussprach; worauf sie sich sammt ihren Töchtern mit unbeschreibbarer Grazie zu den Offizieren wandte, und ihnen die Hand zum Kuße darbot.

Was mich betrifft, so machte die Schönheit derjenigen Prinzessin, welche die Huld hatte, mir, damals einem der jüngsten Lieutenants, die Hand zum Kuße darzureichen, einen solchen Eindruck auf mich, daß ich noch jetzt als Greis dieses Augenblicks mit Entzücken gedenke. Die Musikchöre spielten einen Marsch, die Wache präsentirte das Gewehr, die Offiziere standen mit entblößten Häuptern da, von dem Augenblicke an, in welchem die Tochter Maria Theresiens das Verdeck betrat. Die königliche Flagge Siziliens trat an die Stelle der Flagge Lord Nelsons und das Geschütz donnerte.

Nur wenige Augenblicke widmete die Königin der glänzenden Collation, die für sie bereit stand, sie beendete dieselbe schnellmöglichst um in Gemeinschaft mit ihren liebenswürdigen Töchtern Balsam auf die Schmerzen der Verwundeten zu legen.

Die Trommeln riefen neuerdings unter die Waffen und die Herscherin begab sich nunmehr mit ihren Töchtern hinab zu den Kranken und Leidenden, reichte allen selbst den niedrigsten Matrosen die Hand, sprach zu ihnen Worte des Dankes und des Trostes und überhäufte sie mit wahrhaft königlichen Geschenken. Den Augen der jungen Prinzessinnen entströmten Thränen bei den Leiden der wackeren Seeleute, und theilnehmend drückten sie die rauhen Hände derselben. Wahrlich, ich beneidete fast den verwundeten Matrosen als sich die reizende Maria Antoinette zu ihm über sein Schmerzenslager neigte, und ihren Corallenlippen sanfte Worte der Beruhigung entflossen.

Der letzte Gegenstand der Theilnahme von Seiten der königlichen Gäste, war mein wackerer Freund und Camerad, der Lieutenant West; der Capelan führte uns zu ihm. Es war ein schmerzerregender Anblick: der bildschöne, rothwangige junge Mann war durch seine Schmerzen zum welken Greise umgewandelt worden; vom Wundfieber geschüttelt, lag er zum Gespenste abgezehrt da. Lord Nelson erfaßte mit dem Ausdruck des tiefsten Gefühls seine Hand, pries sein Muth und gab ihm die Versicherung daß er bereits auf sein Avancement bedacht gewesen sey. Auf den heldenmüthigen Jüngling schien dieß alles auch nicht den mindesten Eindruck hervorzubringen, er sprach keine Sylbe als die Worte: „mich durstet, mich durstet!“ die junge Prinzessin theilte schnell eine Orange und preßte die eine Hälfte derselben auf seine brennenden Lippen. Lord Nelson stellte ihm die Königin von Neapel und ihre reizenden Töchter vor, berichtete ihm, wie sie sein Unglück schmerzlich beklagten — und wirklich entströmten Thränen ihren Augen, als sie neben dem Schmerzenslager des Dulders standen. Der Admiral sprach ihm Worte des Trostes zu und sagte ihm er möge auf eine frohe Zukunft und auf frohe Tage hoffen; der Wundarzt aber schüttelte das Haupt, und bemerkte leise: daß der Unglückliche innerhalb einer Stunde ausgelitten haben würde, indem seine Wunde bereits von dem kalten Brande erfaßt worden sey. Der edle Held schien durch diese Nachricht sehr erschüttert, und zeigte große Gemüthsbewegung. Der sterbende junge Mann, den die Labung der Fürstentochter etwas erquickt hatte, schlug jetzt, als sie sich über sein Lager hinabneigte die Augen wieder auf, und schien nun erst zu begreifen, was rund um ihn her vorging. Das Blut kehrte in sein Herz zurück, sein Puls der zu schlagen fast aufgehört hatte, belebte sich aufs Neue, und aus seinen Augen glänzte ein mattes Licht, als sie jetzt auf der wunderschönen Erscheinung vor ihm ruhten. Ich hörte, wie er tief aufseufzte, und sah wie er einen schwachen Versuch machte, die Hand zu küssen, die ihm so huldvoll Erquickung gespendet hatte. Es war das letzte Aufflackern der erlöschenden Natur — der edle Jüngling sank auf sein Kissen zurück — die Farbe des Todes bedeckte sein Antlitz — sein Auge brach — der Wundarzt erklärte, daß er Moment seines Dahinscheidens gekommen sey.

Die Ehrendamen und die Hofbeamten entfernten sich, ohne dazu den Befehl erhalten zu haben, nachdem sie zuvor vergebens die Königin und die Prinzessinnen, welche ein tiefes Gefühl an den Tag legten, ersucht hatten, sich hinweg zu begeben.

Lord Nelson gab tief bekümmert der Lady Hamilton ein Zeichen, daß sie die Königin entfernen möge, dann bot er der Kronprinzessin seinen einen Arm und führte so die erlauchten Gäste hinauf aus das Verdeck; von wo sie wieder in die königliche Barke hinabstiegen und mit einer schwermüthigen Feierlichkeit fortschifften, welche mit dem fröhlichen Getreibe, das ihre Ankunft hervorgerufen hatte, auf das auffallendste contrastirte. Die Wache war abcommandirt worden, die Musikchöre hatten aufgehört zu spielen, kurz das tiefste Schweigen herrschte seitdem sich das Schicksal meines unglücklichen Freundes erfüllt hatte. — Der tapfere junge Mann ward mit kriegerischen Ehren auf dem Friedhof der protestantischen Kapelle des Gesandten der mütterlichen Erde wiedergegeben. Er starb den Tod eines Helden und ward von allen seinen Cameraden aufrichtig beweint. Friede seinen Manen!

General Arnold
und
Major Andre.

(Fortsetzung.)

Die geheimste Saite in Arnolds Brust, welche er selbst nicht zu berühren gewagt hatte, ward durch diese Worte angeregt, und er fühlte wie sie alle seine Nerven in Bewegung setzte.

„Möchtest Du, daß ich mit dem Nahmen eines Verräthers gebrandmarkt würde?“ fragte er.

„So nennt Dich jetzt schon die Parthei des Königs,“ lautete Beatricens Antwort. „Wir nennen die Engländer Tyrannen, sie nennen uns Verräther und Rebellen, und die Wahrheit zu gestehen, sie haben einen großen Schein des Rechts dazu.“

„Aber meine Freunde zu verlaßen, Beatrice, — mein Vaterland zu verrathen — selbst die Ueberreste meines vormaligen Ruhmes wegzuwerfen — nur der Gedanke daran überwältigt mein Rachegefühl.“

„Wie,“ unterbrach ihn sein Weib ungeduldig, „Du sprichst von Freunden von Vaterland? Haben beide Dich nicht mit Füßen getreten? Haben sie Dich nicht wie ein giftiges Gewürm von sich abgeschüttelt? Und Du zögerst Deine Dienste dort anzutragen, wo Ehre und Lohn ihrer harren?“

„Laß mich, Beatrice, laß mich!“ rief Arnold, indem er sehr bewegt auf einen Stuhl sank, „ich kann mich in diesem Augenblick noch nicht zu einem solchen furchtbaren Schritte

entschließen — Schande ist es freilich — da aber meine Stirn einmal gebrandmarkt worden, was thuts wenn die Zeichen verändert werden!"

Beatrice welche wohl merkte daß das schleichende Gift ihres Rathes zu wirken begann, überließ ihren Gatten nunmehr seinen eigenen Gedanken. Während der ganzen folgenden Nacht schritt der Exgeneral unablässig in seinem Gemache auf und ab, die Ungleichheit seiner Bewegungen verkündete den Kampf welcher zwischen seiner Vernunft und seiner Leidenschaft stattfand. Bald maß er das Zimmer mit langsamen Schritten, dann blieb er plötzlich stehen, aber nur um bald zum rascheren Gange überzugehen, als wolle er eine Feste im Sturmschritt erobern.

Als Arnold am folgenden Morgen in das Wohnzimmer trat wo seine Gattin und ihre Schwester bereits beim Frühstück saßen, verkündeten sein verstörtes Ansehen und die Unordnung seiner Kleidung auf welche er sonst fast geckenmäßig zu achten pflegte, daß er während der vergangenen Nacht weder körperliche noch geistige Ruhe genossen habe. Seine Wange war ungemein bleich aber aus seinen Augen brannte ein ungewöhnliches Feuer. Sein Weib richtete auf ihn einen bedeutungsvollen fragenden Blick — er verstand denselben vollkommen — er antwortete darauf in einem Tone, dem das Bemühen ihn zur Ruhe zu zwingen, einen seltsam furchtbaren Klang verlieh, „Beatrice, Du hattest Recht! Mein Entschluß ist gefaßt!"

Sein Weib versuchte es nicht, ihm durch Worte zu danken, sondern erfaßte schweigend seine Hand und drückte sie an ihre Lippen und an ihr Herz. — Ihre Schwester Maria ein außerordentlich schönes achtzehnjähriges Mädchen war eine schweigende, aber keineswegs theilnahmlose Zuschauerin dieser Scene. Ein Anflug von freudiger Röthe überflog schnell ihr reizendes Antlitz, und sie war genöthigt sich abzuwenden um die frohe Bewegung zu verbergen, welche sie durchzuckte. —

Von diesem Augenblick an ward Arnold im Herzen ein Verräther. Um die Beweggründe zu erklären, welche auf seine schon schwankenden Grundsätze einwirkten und seiner Treulosigkeit das Siegel aufdrückten, müssen wir etwas von dem Gange unserer Erzählung abweichen.

Vor jenen unglücklichen Differenzen, die auf immer zwei Länder trennten, welche durch mehr als gewöhnliche Freundschaftsbande mit einander verbunden waren; bevor dies zu hart gehaltene Kind das Joch der väterlichen Tyrannei von sich abschüttelte, und Amerika im Angesicht der Beifall spendenden Nationen seine Freiheit proklamirte — hatte sich Arnold in Liebe zu einem reizenden Mädchen hingeneigt, der Tochter eines angesehenen Bewohners von Philadelphia, dessen Familie, von vornehmer Englischer Abkunft, das Land ihrer Väter mit einer fast enthusiastischen Verehrung betrachtete. England war ihrer Ansicht zufolge, im Frieden wie im Kriege das erste Land der Welt.

Es war aus dem Schooße dieser England anbetenden Familie, daß General Arnold sich seine künftige Lebensgefährtin erkor. Leidenschaftlich geliebt von ihrem Gatten, erwiderte Beatrice diese Zuneigung mit der Innigkeit eines weiblichen Herzens; und als sie beim Anfange der Feindseligkeiten zwischen England und Amerika sah, wie sich ihr Gatte zur Sache der Freiheit mit einem Eifer und einer Hingebung wandte den Anfang seiner Laufbahn bezeichneten, duldete sie es mit trübem Schweigen.

Sie liebte ihn zu zärtlich und war selbst zu stolz auf den kriegerischen Ruhm ihres jungen Helden, alsdaß sie sich hätte bemühen sollen, seinen Muth durch Vorwürfe zu lähmen, oder ihn abzulenken von der Laufbahn, der er sich hingegeben hatte; aber eben die Stärke ihrer Liebe zu ihrem Gatten ließ sie wünschen, daß er zu jener Parthei übertreten möge, deren politische Meinungen sie seit ihrer Kindheit eingesogen hatte, und von denen man sie gelehrt hatte daß sie die Grundsätze jedes ehrenwerthen Mannes bilden müßten.

Noch ein anderer Beweggrund trug bedeutend dazu bei, Arnolds Gattin und ihre Schwester zu geheimen Anhänger der königlichen Sache zu machen. Schon einige Zeit vor Beatrices Verheirathung mit Arnold, war ein junger Englischer Offizier, Nahmens Andre welcher zu Philadelphia in Garnison lag, in das Haus ihres Vater eingeführt worden. Mit einer sehr schönen Gestalt und einem höchst geistreichen Antlitz, verband dieser junge Engländer ein würdevolles und doch zugleich äußerst sanftes und einnehmendes Benehmen, welches ihm bald alle Herzen gewann; auch trug der Ruf seiner Tapferkeit nicht wenig dazu bei, ihn in der Gunst der Schönen zu Philadelphia noch fester zu setzen. Den Reizen der lieblichen Maria allein aber war der Triumph vorbehalten, den jungen Krieger zu ihren Füßen zu erblicken. — Ach, daß doch Thränen und Elend nur zu oft die bitteren Folgen solcher kurzen glücklichen Momente werden! Eine gegenseitige Leidenschaft keimte schnell in der Brust Marias und Andres auf, aber die beschränkten Verhältnisse der beiden Liebenden — Maria hatte kein Vermögen und Andre besaß nichts als seine Offizierstelle — nöthigten sie ihre Verbindung zu verschieben, bis Andre im Stande seyn würde, eine Frau seinem Stande gemäß zu erhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Als Anthony Ashley Cooper Graf von Shaftesbury Mitglied des Parlaments war, brachte er eine Bill ein, worin er darauf antrug, daß den wegen Hochverraths angeklagten Gefangenen, ein Defensor gestattet werde möge. Er hielt diese Sache für höchst wichtig und hatte zu diesem Ende eine Rede verfertigt; als er sich aber von seinem Sitze erhob um sie in der Parlamentsversammlung vorzutragen, ward er plötz-

lich von einer solchen Schüchternheit befallen, daß sein Gedächtniß ihm den Dienst versagte und er nicht weiter konnte. Nachdem man eine Zeitlang ruhig gewartet hatte, ward er von allen Seiten aufgefordert seine Rede fortzusetzen, worauf er endlich sich zusammennahm und sich mit folgenden wenigen Worten zu dem Sprecher wandte: „Wenn ich, Sir, der ich das Wort nur genommen habe, um über die in Rede stehende Bill meine Meinung auszusprechen, schon so in Stocken gerathe, daß ich nichts von dem hervorzubringen vermag, was ich auf dem Herzen habe, so scheint das am gewichtigsten die Bill zu unterstützen, denn das Parlament kann jetzt beurtheilen, wie traurig erst die Lage desjenigen seyn muß, welcher genöthigt ist ohne fremden Beistand für sein Leben zu sprechen."

Diese kurze Rede machte den größten Eindruck und die Bill ging durch.

Aphorismen.

Manche Autoren suchen ihre Fehler durch große Autoritäten zu rechtfertigen. Oft heißt das aber zu Homer in die Schule gehen, um von ihm — schlummern zu lernen.

Ich kenne eine Zauberin, an die Niemand glaubt, und die doch, da sie immer wieder aus ihrer Asche hervorgeht, trotz der Aufklärung, schon unzähligemal verbrannt worden ist. Diese verhaßte Unholdin — wer hat nicht längst ihren Namen errathen? heißt Wahrheit.

Diogenes suchte mit der Laterne — Menschen. Wie sich doch die Zeiten ändern! In unsern Tagen — man spart das Oel — werden sie gar nicht mehr gesucht, und wehe dem, der sich finden ließe!

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Unpoetische Repetirwerke der großen Weltenuhr konnte man in Jean Paul's Geiste die Werke Iffland's nennen. Iffland ist ein Matrialist und als solcher anerkannt, ob ein poetischer? — Seine theatralischen Arbeiten besitzen beinahe Alles, was man zu einem poetischen Körper fordert: Weltkenntniß, Wahrheit Einbildungskraft, Form, Zartsinn, Sprache; aber da ihnen der poetische Geist abgeht, so gewähren sie nie einen wahren, reinen Genuß. Eine treue, bis in's Einzelne wahre Nachbildung der Wirklichkeit bereitet zwar auch einiges Vergnügen, theils weil sie belehrt, theils weil der Mensch so gern seinen Zustand außer sich und aus der verworrenen persönlichen Nähe in die deutlichere objective Ferne geschoben sieht. Aber die Poesie ist doch die einzige Friedensgöttin der Erde und der Engel, der uns, und wär' es nur auf Stunden, aus Kerkern auf Sterne trägt. In diese poetische Freiheit die prosaische Leibeigenschaft der bloßen Nachahmung eingeführt zu haben, ist Iffland's Werk.

Abgesehen von dieser unserer mehr subjectiven Expectoration glauben wir behaupten zu können, daß Iffland's Schauspiele sehr in der Sphäre des hiesigen Theaters liegen, und daß man daher vielleicht mehr thun sollte, sie ihm nicht zu entfremden. Freilich war am Alten dieses bei der Aufführung des Spielers das Haus leer, indeß giebt es in dieser Hinsicht keinen untrüglichen Maaßstab, der an die jetzige Zeit anzulegen wäre. Das Interesse im Allgemeinen muß zuvor wieder wach seist, ehe man ein solches im Speciellen wahrnehmen kann. — Für denjenigen, der noch ungetrübten Antheil an der Kunst und ihrem jetzigen Stande nimmt, war jene Darstellung nur in Rücksicht auf Einen der Mitwirkenden von ungewöhnlichem Interesse. Herr Döring nämlich ohne Zweifel das beste Mitglied unseres redenden Dramas den wir mit dem innigsten Bedauern seit geraumer Zeit feiern sahen, schuf aus der Rolle des Hauptmanns von Posert ein Bild das an kräftiger Farbung und Naturwahrheit schwerlich von irgend einem Künstler übertroffen werden möchte. Die Zeichnung der Rolle ist der Art, daß wir nicht leicht einzelne Momente als hervorstehend bezeichnen können, das Ganze zeugte von dem klarsten Bewußtsein und der uneingeschränktesten Beherrschung des Stoffes. Die Darstellung glich vermöge ihrer Objectivität mehr einem selbstgeschaffenen Kunstwerke, als der Auffassung und Wiedergebung eines vorgezeichneten Charakters. Wir wollen keinen derjenigen mimischen Künstler, die früher diese Rolle theils mit Glück theils mit Auszeichnung darstellten, zur Würdigung dessen herbeigehen, was der Unsrige leistete. Dieser Gebrauch, einen Gegenstand, anstatt ihn absolut zu construiren, an einen anderen zu halten, dieser Parallelismus ist nur eine alte Art, — Nichts zu sagen. In's unendliche reichen diese Vergleichungen, und am Ende ist man nicht einmal beim Anfange.

Mit Herrn Fehringer's Darstellung des Barron's von Wallenfeld konnten wir in den ersten ruhigeren Scenen wohl zufrieden sein, später verfiel er in die an ihm schon oft gerügten gewohnlichen Fehler eines Routinisten. Die siebente Scene des vierten Acts war die mißlungenste: anstatt Weinlaune sahen wir Wahnwitz. — Mad. Lenz (Baronin) ließ kalt bei dem höchsten Aufwand von Mitteln. Die Rolle des Gabrecht schien Herr Glon nicht richtig aufgefaßt zu haben, wenigstens litt die Darstellung an bedeutenden Mängeln. Die Maske war gut, so wie auch die ganze erste Scene. Herr Lenz als Lieutenant Stern verdient, so wie in den meisten Iffland'schen Stücken, auch hier alles Lob. Herr Schäfer gab die treuherzige Biederkeit des Generals mit Wahrheit wieder, nur zu schlicht; Hoheit und Repräsentation fehlten. Herr Burmeister als Rector Berger lieferte wie immer neben Wahrheit — Affectation, neben Natur — Carricatur. — Herr Schmidt zeigte in der Rolle des Geheimen Raths Dankenswerthes, nicht so Herr Zängl in der des Hofraths. —

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag den 28sten August, „Griseldis" damatisches Gedicht in 5 Aufzügen, von Friedrich Halm.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 104 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Erinnerungen aus Nelsons Zeit.

Mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.

2.

Der Ball.

Die Verwundeten und Kranken wurden mit großer Sorgfalt ans Land geschafft, wo sie sich der aufmerksamsten Pflege zu erfreuen hatten. Das schöne Schiff ward durchweg gesäubert, die Flaggen entfalteten sich an ihren gewöhnlichen Plätzen, und Sorge und Kummer waren verbannt. Darauf wurden große Vorbereitungen zu einem glänzenden Mittagsmahle und einem Balle getroffen, den Lord Nelson zur Feier zweier großer Begebenheiten geben wollte, der Wegnahme des „Wilhelm Tell“ des einzigen feindlichen Schiffs welches aus der Schlacht vom Nil entkommen war, und der Vermählung des Sir John Acton, des ersten Neapolitanischen Ministers, eines von den Jahren niedergebeugten Schottländers, welcher bereits über die Siebzig hinaus war, sich aber dennoch mit seiner Nichte, einem reizenden ganz jungen Mädchen verheirathete; dies abscheuliche Opfer von Jugend, Unschuld und Schönheit, ward am Altar des Mammons dargebracht. Dadurch daß man das Sonnendeck zwanzig Fuß hoch brachte, die Kanonen fortgeschafft und die Masten mit Seide bekleidet wurden entstanden zwei geräumige Gemächer, welche man auf das Prachtvollste ausschmückte, und die am Abend als sie erleuchtet waren, einen zauberähnlichen Anblick gewährten, zumal wenn sanfte Musiktöne dazu erklangen. Alle Damen und Cavaliere des Hofes der König und die Königin allein ausgenommen, fanden sich zu dieser Festlichkeit ein. Der Marquis de Neeza, Befehlshaber der Portugiesischen Flottenabtheilung, erschien, begleitet von seinen Offizieren, es war eine glänzende Erscheinung, und bildete einen schönen Contrast zu der des Mustapha Bey und der türkischen Granden. Der gefangene französische Admiral erregte ebenfalls und zwar mit Recht die allgemeinste Aufmerksamkeit; als von seinem Besieger seine Gesundheit ausgebracht ward, hielt er eine kurze Rede, in welcher er mit ehrenden Worten unseres Capitains Blackwood gedachte, und dem Lord Nelson versicherte, daß er diesem tapferen Helden allein den Sieg über den „Wilhelm Tell“ zu verdanken habe, ja um demselben öffentlich seine Achtung zu beweisen, umarmte er ihn und küßte ihn nach französischer Sitte, auf beide Wangen. Die dunkle Röthe im Angesicht des wackeren Capitain's Blackwood, beurkundete zur Genüge, daß er dem Franzosen gern diese Huldigung erlassen hätte.

Der jugendliche Theil der auserwählten Gäste legte nunmehr an den Seiten des Admiralschiffs an, dessen glanzvolle Illumination die ganze Bai beleuchtete. Unter andern erschienen auch zwei Sprößlinge eines fürstlichen Hauses in ihrer prachtvollen Barke; einer unserer Lieutenants, welcher bei dem Mittagsmahle dem Becher allzusehr zugesprochen hatte, eilte zur Schiffstreppe, um als galanter Ritter der Prinzessin beim Aussteigen seine Dienste anzubieten. Vom Wein und vielleicht von der Schönheit der Dame berauscht, benahm er sich dabei so ungeschickt, daß er sammt der Prinzessin hinab in das Wasser stürzte. Der Hülferuf zahlloser verschiedener Stimmen erscholl durcheinander; die ganz durchnäßte Prinzessin ward aufs Verdeck gebracht, wo sie eine Seenymphe, aber von der wüthenden Art schien. Sie bestand sogar darauf, daß ihr unglücklicher Cavalier, welcher sich mit schwerer Zunge zu entschuldigen bemühte, sogleich an den Mast aufgeknüpft werden solle; Lord Nelson bemerkte aber ernst, daß die Englischen Gesetze in dem vorliegenden Falle keine so strenge Bestrafung gestatteten, und besänftigte die beleidigte Prinzessin dadurch, daß er ihren ungeschickten Cavalier sofort in Arrest sandte; auch führte Lady Hamilton die schöne Furie nach kurzer Frist und unter ihrer Aufsicht noch geschmackvoller gekleidet als früher, wieder zur Gesellschaft.

Nunmehr begann der gracieuse und lebhafte Tanz La Saltarella, der so ungemein verschieden ist von unserem langsamen schläfrigen, leichenbegängnißähnlichen Schleifen durch die Quadrillen, wobei die Elastizität des Verdecks die trefflichsten Dienste leistete. Die Lebendigkeit und Gewandtheit der Cavaliere, die üppigen, gracieusen Formen der Signoras, die Blicke ihrer feurigen ausdrucksvollen dunklen Augen, und ihre rabenschwarze Lockenfülle, dieß Alles gewährte einen imposanten Anblick, war aber, nach meiner Ansicht, nichts am Vergleich zu der bescheidenen Lilie Englands, welche von der jugendlichen Baroneß Acton repräsentirt wurde.

Nur wenige Paare waren übrigens so kühn, die ersten Strahlen der aufsteigenden Sonne abzuwarten, die Uebrigen zogen sich sämmtlich vor Aufgang derselben zurück, klüglich berechnend, daß ein übernächtliches Ansehen keineswegs geeignet ist, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

Am folgenden Tage erhielten wir Befehl uns bereit zu halten, die Königin von Neapel und ihre drei Töchter am Bord zu empfangen um sie nach Livorno zu bringen, von wo sie sich nach Wien zu begeben gedachten. Ein anderes Schiff von 14 Kanonen und eine Fregatte erhielten ebenfalls Befehl um das Gefolge und das Reisegepäck aufzunehmen.

3.

Die Fahrt nach Livorno.

Lord Nelson übernahm in Person den Befehl über die Flottille, und der König begleitete seine energische Gemahlin und ihre drei Töchter an Bord, wo er mit allen den Ehrenbezeugungen empfangen ward, welche man bei Anwesenheit gekrönter Häupter auf brittischen Schiffen zu beobachten pflegt. Noch nicht lange hatte die Majestät beider Sizilien das hintere Verdeck betreten, als der wohlbekannte John Allan, Lord Nelsons liebster Cajütenaufseher, sich ihm etwas allzuvertraulich näherte. Der König bemerkte zwar die allzugroße Freiheit, welche sich der verzogene Diener nahm, aber reichte ihm dennoch huldreichst die Hand zum Kuße. Der Cajütenaufseher nahm die dargebotene, drückte sie tüchtig und sagte in dem ihm eigenthümlichen derben Tone: „Nun, wie gehts, Herr König?“ — Alle Umstehenden konnten das Lachen kaum unterdrücken; Lord Nelson aber gerieth über die Unbescheidenheit seines Lieblings in heftigen Zorn. — Hier noch eine kleine Anekdote von diesem derben Menschen, welcher übrigens, unter einem rohen Aeußeren ein tiefsühlendes Herz verbarg. Am 11ten Februar erhielt er von Lord Nelson den Befehl, alle Offiziere, welche an der ruhmvollen Affaire bei St. Vincent Theil genommen hatten, in seinem Nahmen zur Mittagstafel einzuladen. Ich ward dazu von John Allan auf seine gewöhnliche Weise inoitirt, sie lautete: „Sie sollen heute mit Sr. Herrlichkeit zu Mittag essen.“

„Ist mir leid, John, ich kann nicht!“

„Sie müssen.

„Es gebricht mir an reiner Wäsche und meinen Cameraden gehts nicht besser.“

John rapportirte das pflichtgemäß dem Admiral, welcher aber gutmüthig erwiderte, ich möchte nur kommen, meine Wäsche möchte auch seyn wie sie wolle, ich müßte präcise um drei Uhr an seiner Tafel den Jahrestag jenes glorreichen Sieges mit feiern helfen. Dieß war das Erstemal, daß ich bei dem heldenmüthigen Nelson speiste, dessen Betragen gegen seinem Untergebenen höchst gütig und freundlich war. Sein Lächeln besaß einen unbeschreiblichen Reiz, so als er mir Wein aus seiner eigenen Flasche anbot, ein Wein der auf seinem eigenen Grund und Boden in seinem Herzogthum Bronte gewachsen war, sah er dabei fast hübsch aus; oft aber trug sein Antlitz den Ausdruck von Schwermuth, so als ob düstere Gedanken sein Gehirn durchkreuzten. Fünf Gläser Wein war alles was Lord Nelson vertragen konnte, hatte er sie zu sich genommen führte ihn John Allan fort, indem er ihn daran erinnerte, daß wenn er nur ein einziges Glas mehr tränke, er am folgenden Tage dafür leiden würde.

Unsere Fahrt nach Livorno ward übrigens bei stürmischem Wetter vollbracht; die beiden ältesten Prinzessinnen wurden von der Seekrankheit ersaßt; die Jüngste, die Lieblichste von allen, und die Königin besiegten das Uebel. Das fröhliche Gelächter der zuletzt erwähnten Fürstentochter, als sie es versuchte, den Hofdamen auf den andern Schiffen durch das Sprachrohr etwas zuzurufen, klingt mir noch jetzt in den Ohren. Die Königin und ihre Töchter vergoßen übrigens Thränen, als sie von uns schieden und die Toskanischen Kanonen ihre Ankunft verkündeten. Lady Hammilton schien bei dem Abschiede

der Königin innig bewegt, sie zog sich in ihre Kajüte zurück so wie die Monarchin sich hinwegbegeben hatte.

General Arnold
und
Major Andre.

(Fortsetzung.)

Während nunmehr das liebende Paar geduldig des Augenblicks harrte, in welchem seine Hoffnungen in Erfüllung gehen sollten, brach zwischen Amerika und dessen Mutterlande jener Bürgerkrieg aus, welcher ringsum alles in Flammen setzte, alle Bande der Freundschaft zerriß, und überall Elend und Verheerung verbreitete.

Niemand aber fühlte den Schlag der sie trennte gewaltiger, als Andre und Maria; der junge Offizier war genöthigt auf der Stelle mit den Engländern gegen die Republikaner ins Feld zu ziehen, während seine theure Verlobte bei ihrer Schwester unter dem Schutze ihres Schwagers Arnold zurückblieb, der sich gleich beim Ausbruch des Krieges durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte und von Washington zu einem bedeutenden Posten in dem Amerikanischen Heere erhoben worden war.

Es war in der Ausübung dieses seines Amtes, daß der Letztgenannte jene Erpressungen und Bedrückungen beging, wegen welcher das unter dem tugendhaften Washington gehaltene Kriegsgericht ihn seines militairischen Postens entsetzte. Von jenem Augenblicke an, hegte Arnold die feindseligste Gesinnung für die Sache, der er sich bisher mit einem wahrhaft stürmischen Eifer hingegeben hatte, und es bedurfte nur weniger Beredsamkeit von Seiten Beatricens, welche eine solche Umwandelung seiner Denkweise längst schon sehnlichst gewünscht hatte, um ihn zu dem Entschlusse zu bringen, die Parthei, der er bis jetzt angehangen, zu verrathen, sobald sich eine Gelegenheit dazu darbieten würde.

Kaum hatte Arnold, mit den wenigen, von uns mitgetheilten Worten, welche die Veränderung seiner Gesinnung deutlich aussprachen, das Zimmer verlassen, als Maria, indem sie sich an die Brust ihrer Schwester warf, ihren Gefühlen in einem Thränenstrome Luft machte.

„Jetzt werden wir alle „glücklich werden" rief sie voll Entzücken aus „Arnold wird jenen verabscheuungswürdigen Republikanern den Rücken wenden, sich dem Königlichen Heere anschließen, und dort, o Freude! mit meinem braven Andre zusammentreffen."

„Theure Maria," erwiderte Beatrice „die Aussicht auf Dein Glück erfüllt mein Herz mit Freude; aber wahrlich nicht deßhalb, nicht um die Befriedigung meiner eigenen Wünsche willen, würde ich meinen Gatten zu jenem Schritte überreden, den er zu thun im Begriff steht, fühlte ich nicht, daß die unheilige Sache der er sich bisher weihete, nimmermehr gedeihen kann, daß der Arm des göttlichen Zorns gegen jene sündhaften Rebellen gehoben ist, welche es in ihrem Frevel wagen sich gegen ihren rechtmäßigen König und gegen die Gesetze ihres Vaterlandes zu empören."

Die weinende Maria blickte in das von Enthusiasmus strahlende Auge ihrer Schwester, aber sie wagte es nicht sie zu unterbrechen.

„Glaube ja nicht, Maria, daß ich nicht bedenke mit welchem Abscheu mit welcher Verachtung man auf meinen Mann blicken wird, welcher die Fahne verläßt unter der er früher gefochten? Glaubst Du etwa daß ich mich nicht des bisherigen Ruhms meines Gatten freuete, daß mich nicht seine jetzige Schmach tief niederbeugt? Nein, nein! Aber ich weiß, daß der Erstere nur durch das Opfer seiner Unterthanspflichten errungen, daß die Letztere von einem undankbaren Vaterlande über ihn verhängt worden. Ich segne daher die Vorsehung, die ihn auf den Pfad zurückführte, den er nie hätte verlassen sollen. Ich kenne meines Gatten Character, sein Entschluß sich von den Republikanern zu trennen, steht felsenfest, und ich müßte mich sehr in ihm irren, wenn er sich nicht der Sache Englands mit großem Eifer anschließen sollte."

„Schwester!" versetzte Maria, „Du sprichst wie eine eifrige Königlichgesinnte, ich aber — ich fühle wie ein schwaches Weib."

„Andre ist mit Deinem Herzen und Deiner Anhänglichkeit an unserm Könige davon gegangen, lächelte Arnolds Gattin," aber nur Muth gefaßt, und alles wird sich nach Deinen Wünschen lenken."

Mit diesen Worten schlang Beatrice ihren Arm durch den ihrer Schwester und beide verließen das Gemach. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Jugendklänge von W. Pfeifer.

Ein so eben bei Breitkopf und Härtel in Leipzig in zwei Heften erschienene und von Carl Felix verfaßte liebliche Composition mehrerer Lieder des obengenannten genialen Dichters, läßt uns einer Gedichtsammlung desselben gedenken, welche vor zwei Jahren, unter obigem Titel in der Kübler'schen Buchhandlung zu Göttingen die Presse verließ, die aber wenn sich gleich mehrere bedeutende Literarische Institute sehr ehrenvoll über sie aussprachen, doch noch nicht so bekannt geworden ist, wie sie es zu seyn verdient. Von seinem schönen poetischen Talente hat Herr W. Pfeifer auch in diesen Blättern durch mehrere interessante Poesien, z. B. „Fühlingsstimmen" und „Hydyaden" unwiderlegbare Beweise gegeben, und so wird es unseren freundlichen Lesern gewiß angenehm seyn, daß wir ihre Aufmerksamkeit auf die oben-

genannte Gedichtsammlung richten, welche jedem empfänglichen Gemüthe reiche Nahrung zu gewähren vermag.

D. R.

Gedanke.

Die Menschen bezahlen in der Regel keine Schuld so ungern, als die, gegen welche sich am wenigsten einwenden läßt — die Schuld der Natur. Noch mehr aber fehlen die Selbstmörder, weil sie die Verfallzeit nicht abwarten.

Räthsel.

Der Ton macht die Musik, auf ihn kommt alles an,
Ich zeig' die Mode Dir, doch auch Vernichtung an.

Hugo.

Auflösung des Buchstabenräthsels in No. 98.
Vorrath.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Karlsruhe Ende August.

Bei uns herrscht seit einiger Zeit ein ungewöhnliches Leben und Treiben beim Theater, Gäste reihen sich an Gaste, so daß uns kaum Zeit übrig bleibt sie alle zu beurtheilen.

Vor allem will ich Ihnen aber zuerst den Namen: Sophie Schröder nennen, und sie werden mir glauben wenn ich Ihnen melde daß diese treffliche Künstlerin mit ihren Gastdarstellungen auch hier neue Triumpfe feierte; sie ist ein glänzendes Gestirn und reißt bei ihrem jedesmaligen Erscheinen zu neuer Bewunderung hin. Auch Herr Lowe aus Wien, entzückte die hiesigen Kunstfreunde. Wer nur einmal diesen herrlichen Künstler als Correggio gesehen, dem bleibt ein unvergängliches Bild in der Seele. — Lowe hat den Dichter ganz begriffen, und die Parthie in dessen Geiste wiedergegeben. Herr Seeu aus Berlin welcher ausgezeichnet im komischen Fache ist, setzt hier seine Gastrollen mit vielem Glücke fort, man wünscht allgemein ihn für die hiesige Bühne zu gewinnen, da schon seit Jahren dieses Fach nur mittelmäßig besetzt ist. Was unsre Oper anbelangt, so besteht solche wie jedermann weiß aus Künstlern ersten Ranges; die Namen Haitzinger Fischer-Schwarzböck, Reichel ꝛc. sind in der Theaterwelt zu bekannt als daß man ihrer Verdienste ausführlicher gedenken sollte. Leider aber droht uns in dieser Hinsicht ein herber Verlust: unser Bassist, Herr Reichel wird wahrscheinlich von seiner Urlaubsreise nicht wieder zurückkehren, da schon 3 Monat über seine Urlaubszeit verflossen sind und er immer noch nicht heimgekehrt ist. Schon vor zwei Jahren wollte er sich treulos von uns wenden, aber sein Plan gelang ihm nicht — diesmal scheint er es seiner angelegt zu haben. Die Intendanz steht nun mit Staudigl in Unterhandlung vermuthlich werden wir ihn künftigen Ostern den Unsrigen nennen; ob er uns Herrn Reichel ersetzen wird, wird die Zukunft lehren.

Mad. Franchetti Walzel hat jetzt hier ihre Gastrollen beendet jedoch mit wenig glücklichem Erfolg. Ein Anderes können wir aber rücksichtlich der Dlle. Hentel vom Kärnthnerthor-Theater, in Wien berichten, die mit dem größten Beifall hier gastierte. Eine lieblichere anmuthigere Soubrette, mit einer glockenreineren Stimme wie Dlle. Henkel besitzt hat sich uns hier noch nicht gezeigt; sie wurde von der Intendanz für die hiesige Bühne gewonnen und mit 3000 Gulden angestellt. Durch das Engagement dieser liebenswürdigen Kunstlerin hat unsre Oper ein bedeutendes Mitglied erlangt, und wir können dem Herrn Grafen Leiningen nur den wärmsten Dank dafür zollen.

R.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Den 23. August: „Joseph in Aegypten" Oper in 3 Aufz. Musik von Mehül. — Herr Cramolini, K. K. Hof-Opern-Sänger aus Wien: Joseph. Dlle. Meister: Benjamin.

Diese herrliche Tondichtung Mehuls nimmt einen der ersten Plätze in der Reihe classischer Opern ein. Edle und würdevolle Einfachheit spricht sich in jeder Piece aus; eine wahrhaft patriarchalische Musik, die das Herz rührt und die Seele zum Himmel erhebet. Ein Ton in dieser Oper ist berührt als der ganze Schwall nichtssagender Tiraden prancher neuen Compositionen, die das Ohr betäuben, die Sinne reizen, aber das Herz kalt lassen. — Die Aufführung dieser Oper können wir mit Recht leinige Kleinigkeiten im Chore abgerechnet) als eine sehr gelungene bezeichnen. In Herrn Cramolini lernten wir einen in guter Schule gebildeten Sänger kennen, dessen Stimme zwar keinen jugendlichen Schmelz mehr besitzt, aber sehr angenehm, besonders in den trefflichen Mittellonen, anspricht, die hohen Töne kamen etwas forcirt und ohne eigentlichen Klang zu Gehör, woran in etwas auch wohl der Umstand schuld seyn mag, daß der Sänger augenscheinlich mit Heiserkeit zu kämpfen hatte, doch trug derselbe seine Parthie sehr brav vor und hob seinen Gesang noch durch passendes Spiel; auch der Dialog wurde sehr brao behandelt, ein sehr seltner Fall bei Sängern. Lauter Beifall ward jeder seiner Scenen zu Theil. — Dlle. Meister als Benjamin war im Gesange recht brav: ihre Stimme ist rein und klar, dabei kraftvoll und nicht ohne Biegsamkeit, wahrlich dieser Versuch war kein mißlungener zu nennen und verspricht für die Zukunft gute Früchte. Herr Wolterreck als Jacob war im Gesang und Spiel vorzüglich; sehr schon trug er das Gebet: «Gott Abraham» vor; auch das Duett mit Benjamin im dritten Akte wurde so lobenswerth executirt, daß es stürmisch da Capo verlangt wurde. — Herr Uetz stellte den von Gewissensbissen gequälten reuigen Simeon naturgetreu dar; die übrigen Brüder befriedigten aber nur theilweise, es fehlte noch an Zusammenspiel. Die Chöre hielten sich im Ganzen gut; auch das Orchester leistete lobenswerthes; vortrefflich kam die Ouverture zu Gehör. — Am Schlusse wurden Alle hervorgerufen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch den 30sten August: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Neuntes Heft

№ 105 — 117.

September **1837.**

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreimal erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler der ausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es

[illegible] weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres

[illegible] fünfzehn Mark Hamburger Courant (circa

[illegible] it bei dem Herausgeber statt

[illegible] lungen wenden, welche letztere

Diese [illegible] Angemessene Beträge werden

auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

	Seite
Georg Lotz. Das Geisterschiff. Nach Capitain Marryat. Siebenter Abschnitt	905 ff.
— — Erinnerungen von der Herzogin von Abrantes, (aus dem noch nicht übersetzten 7ten Bande).	917 ff.
Das Einquartirungsbillet. Erzählung.	881 ff.
Wiedersehn nach dem Tode.	873 ff.
Erinnerungen aus Nelsons Zeit, mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.	841 ff.
General Arnold und Major Andre. (Beschluß).	836 ff.
Ein geschichtlicher Ball.	857
Sinclairs Grab in Norwegen.	861
Der Dudelsackpfeifer.	881
Geschichte eines jungen Franzosen.	868 ff.
Seereise eines Großen der Erde.	889
Schuldig oder nicht?	866
Die Eisinsel.	887
Notizen aus dem Innern von Afrika.	849
Gefahr eines Perlenfischers.	878
Walter Scotts Geistesgegenwart.	833
Scharfsinn eines Wilden.	838
Zustand der Gefängnisse in Schottland.	851
Es giebt keine häßliche Frauen.	863
Almanache auf 1838.	835
Geschichtliche Anecdote	910
Anecdotengallerie. 863. 886. 902.	
Gedanken 839. 847.	
Kleinigkeiten 855. 863. 887.	

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

W. Pfeiffer. Das Größte und Tiefste. 916

Auswärtige Notizen.

Pesth im September. 912
Lübeck im September. 920

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 105 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Walter Scotts Geistesgegenwart.

Heinrich Weber, ein armer deutscher Student, welcher im Jahre 1801 durch Unglücksfälle gezwungen ward, sein Vaterland zu verlassen und sich nach Schottland begab, erregte Walter Scotts Mitleid, und erhielt durch denselben literarische Beschäftigungen verschiedener Art. Weber hatte allerdings viel gelernt, Walter Scott aber scheint dessen Eigenschaften überschätzt zu haben, denn er unterstützte ihn in mehreren unglücklichen Unternehmungen. — Weber hatte zehn Jahre lang als Amanuensis seines Beschützers gewirkt, und wenn die Familie sich zu Edinburgh befand, speiste er oft mit derselben zu Mittag. Sein Aeußeres und sein Benehmen hatten etwas ungemein Interessantes; er besaß ein schönes offenes Antlitz, aus welchem die Ehrlichkeit und der Enthusiasmus seiner Nation sprachen; sein Betragen war fein und bescheiden, und er hatte nicht nur einen großen Vorrath von antiquarischen Notizen, sondern wußte auch mit unterhaltender Einfachheit von seinem früheren wechselvollen Leben zu erzählen. Kurz er war bald ein Liebling Walter Scotts und des ganzen Hauses, auch ward er so oft wie möglich zur Mittagstafel eingeladen, schon deshalb, weil sein Beschützer bei ihm eine Leidenschaft für den Trunk bemerkt hatte, und ihm gern jede Gelegenheit rauben wollte, diesem Hange in anderen Cirkeln sich hinzugeben. Dieses Laster nahm aber dennoch immer mehr und mehr bei dem jungen Manne zu, so daß Walter Scott sich endlich genöthigt sah, ihm in dieser Rücksicht ernste Vorstellungen zu machen und ihm zu bemerken, daß der Trunk nicht nur seiner Gesundheit sondern auch seinem literarischen Streben Nachtheil bringe.

Sie waren indeß als Freunde von einander geschieden, als Walter Scott im Jahre 1813 um Weihnachten Edinburgh verließ. Am Tage nach seiner Rückkehr fand sich Weber wie gewöhnlich in seinem Studierzimmer ein, wo Walter Scott bereits mit literarischen Arbeiten beschäftigt war und der junge Mann ihm gegenüber Platz nahm, um einige Auszüge zu fertigen. Da es dunkel zu werden begann, lehnte Scott sich in seinem Lehnsessel zurück, und wollte so eben die Klingel ziehen, damit man Licht brächte, als er plötzlich bemerkte, wie die Augen des jungen Deutschen mit dem Ausdruck seltsamer Wildheit auf ihn gerichtet waren. „Weber," fragte er, „Weber, was fehlt Ihnen?" — „Herr Scott," entgegnete der Angeredete, indem er sich von seinem Sitze erhob, „Sie haben mich lange Zeit beleidigt, ich kann es nicht länger ertragen. Ich habe ein Paar Pistolen mitgebracht und muß

daranf bestehen, daß Sie sofort eine wählen." Mit diesen Worten zog er die Waffen hervor, die er unter seinem Stuhle verborgen gehalten, und legte eine derselbe auf Walter Scotts Manuscript.

Der Scharfsinn des Letzteren durchschauete sofort die Lage der Dinge. „Sie greifen fehl in der Art und Weise die Sache abzumachen," sprach Scott gelassen, „aber gleichviel! Es kann indeß nicht Ihre Absicht seyn, meine Frau und die Kinder zu erschrecken, wenn es Ihnen also recht ist, wollen wir die Pistolen hier ins Bureau legen, und nach dem Mittagsessen ins Freie gehen, um dort die Sache wie Ehrenmänner abzumachen."

Weber erwiderte mit gleicher Ruhe, „Sie haben Recht, das wird besser seyn," und so sprechend legte er auch das zweite Pistol auf den Tisch. — Walter Scott verschloß die Waffen in seinem Schreibetisch. „Es freuet mich, daß Sie die Richtigkeit meiner Bemerkung einsehen," sprach er, „jetzt noch eine Bitte: lassen Sie sich während des Mittagsessens nichts entschlüpfen, was unser Vorhaben andeuten könnte, damit meine Frau keinen Verdacht schöpft." — Weber versprach auch dieß, worauf sich Walter Scott auf sein Ankleidezimmer zurückzog, von wo er sofort eine Botschaft an den vertrautesten Freund Webers sandte. Unterdessen war das Mittagsessen servirt worden und Weber schloß sich wie gewöhnlich der Familie an. Er betrug sich mit der größten Fassung und Ruhe und alles schien wie sonst seinen Gang zu gehen, bis Whisky und heißes Wasser gebracht wurde und Scott, statt wie sonst den jungen Deutschen aufzufordern, sich selbst zu bedienen, aus dem Gebrachten nur ein schwaches Getränk bereitete und ein damit gefülltes Glas vor seinen Gast hinstellte. Jetzt fuhr Weber mit verzerrten Zügen wild empor — faßte sich aber schnell und setzte sich ruhig wieder nieder, und erwiderte als Scotts Gattin ihn fragte, ob er plötzlich unwohl geworden sey, daß er einen krampfhaften Anfall gehabt habe, sich aber schon wieder besser fühle. Er erfaßte jetzt das Glas, goß begierig den Inhalt hinunter, und stieß es dann seinem Wirthe wieder hin.

In diesem Augenblick erschien der Freund, nach welchem Walter Scott gesandt hatte; — kaum hatte ihn Weber erblickt, als er auch sofort von seinem Sitze emporsprang und ohne Hut sporenstreichs zum Zimmer und zum Hause hinaus rannte. Sein Freund folgte ihm so schnell er konnte, holte ihn am Ende der Gasse ein und suchte ihn zu beruhigen, jedoch vergebens. Noch am Abend desselben Tages mußte man dem unglücklichen Weber die Tolljacke anlegen. Zwar zeigten sich bei ihm nach einiger Zeit Spuren der Genesung, später verfiel er aber wieder in seinen unglücklichen Wahnsinn, so daß Walter Scott ihn in eine Irrenanstalt zu York bringen lassen mußte, wo er ihn auf seine Kosten verpflegen ließ. —

General Arnold
und
Major Andre.

(Fortsetzung.)

Einige Monate waren bereits vergangen, seit dem Arnold für unwürdig erklärt worden war, sein Schwerdt fürder für die Vertheidigung seines Vaterlandes zu ziehen. Während dieses Zeitraumes hatten seine veränderten Gefühle bei ihm immer tiefer und tiefer Wurzel gefaßt, und sein Haß gegen die Sache, für die er früher so oft sein Leben aufs Spiel setzte, war jetzt unvertilgbar geworden. — Ueberzeugt aber, daß die offene Andentaglegung seiner verrätherischen Gesinnungen ihn der Mittel berauben würde, an seinen vormaligen Freunden Rache zu nehmen, trieb er die Verstellung so weit, daß er fortwährend ein inniger Theilnehmer an dem Erfolge der amerikanischen Waffen schien, während er insgeheim in Unterhandlung mit Sir Henry Clinton trat, dem General der Engl. Truppen, welche damals New-York besetzt hielten. Zu vorsichtig und argwöhnisch um sich irgend einem der Brittischen Emissarien anzuvertrauen, welche in sein Haus kamen, erschloß er sein Herz einem Manne, welcher das Vertrauen des Englischen Befehlshabers in einem hohen Grade besaß; dieser Mann war Charles Beverley Robinson, ein Amerikaner von Geburt, welcher als Obrist in Englischen Diensten stand, dessen ganzes Eigenthum sich aber auf Ländereien beschränkte, welche im Gebiete der vereinigten Staaten lagen. Ihm theilte Arnold zuerst sein Verlangen mit, seinen Abfall von seinem rechtmäßigen Souverain dadurch wieder gut zu machen, daß er aufs Neue dessen Sache erfasse, wobei er nicht unerwähnt ließ, daß es in seiner Macht stehe, der Königlichen Angelegenheit nicht unwesentliche Dienste zu leisten.

Dieser Antrag ward von Sir Henry Clinton bereitwillig angenommen, und nachdem der Preis des Verraths festgestellt worden war, ward beschlossen, daß Arnold sich bemühen solle, von Washington neuerdings eine Befehlshaberstelle zu erhalten, deren Einfluß alsdann zum Besten seiner nunmehrigen Verbündeten verwandt werden sollte. Von diesem Augenblicke an versäumte der Verräther keine Gelegenheit sich den Amerikanischen Oberhäuptern wieder anzuschließen, er schien die ihm zugefügte Kränkung völlig vergessen zu haben und der Sache der Unabhängigkeit eifriger als je ergeben zu seyn; auch wußte er sich so ganz zu verstellen, daß es ihm gelang, das Vertrauen Livingtons zu gewinnen, eines damaligen Mitgliedes des Congresses, welcher versprach sich bei Washington dahin zu verwenden, daß Arnold zum Commandanten der wichtigen Feste West-Point ernannt werde, welche ungefähr 20 Meilen oberhalb New-York den Schlüssel zu der Schiffahrt auf dem Hudson bildete. Zu dem Besitze dieses Postens zu gelangen, der unter der Aufsicht der französischen Ingenieurs befestigt worden, mit Kriegs- und Mundvorräthen

wohl versehen war, und durch 4000 Mann vertheidigt wurde, war ein Gegenstand der höchsten Wichtigkeit für den englischen Befehlshaber; er befand sich nicht in der Lage, um einen Sturm gegen die Feste zu versuchen, und es lag klar am Tage, daß wenn der Fluß, so nahe bei New-York für die Engländer unschiffbar bliebe, er genöthigt seyn würde, entweder diese Stadt zu räumen, oder sich von Washington einschließen zu lassen.

Arnold war überzeugt, daß der Verlust dieser Feste den Republikanern eine ihrer besten Stützen rauben würde, denn außer den großen dort aufgehäuften Mundvorräthen, befand sich auch die für die ganze Armee bestimmte Munition dort; er sparte demnach keine Mühe, um das Commando dieses Platzes zu erlangen, und um diese seine Absicht zu erreichen, schrieb er einen demüthigen Brief an Washington, worin er wegen seiner früheren Verirrungen den Reuigen spielte und die Bitte aussprach, daß ihm die Befehlshaberstelle zu West-Point übergeben werden möge, damit er im Stande sey, seinem Vaterlande zu beweisen, daß es ihr dränge, durch neue Thaten für dessen Ruhm die ihm zugefügten Kränkungen vergessen zu machen. Washington war anfangs abgeneigt, dem Gesuche zu willfahren, die Vorstellungen des Generals Schuyler aber und ein Schreiben Livingstons, welcher dringend Arnold zu diesem Posten empfahl, hoben seine Bedenklichkeiten in dieser Rücksicht, so daß er einwilligte, ihm ein Commando zu übertragen, wobei er indeß mit ahnungsvoller Vorsicht bemerkte: „ich kenne die Talente Arnolds, und wenn ich darin willige sie zu beschäftigen, so möchte ich wünschen, daß dieß für den Angriff, nicht aber für die Vertheidigung wäre. Er mag sich zu mir begeben und mir wegen seiner Anstellung andere Vorschläge machen. Besteht er indeß durchaus auf das Commando zu West-Point, will ich seinem Wunsche nicht entgegen seyn."

Es ist leicht zu begreifen, daß Arnold diesen Bescheid mit geheimer Freude empfing, aber er war zu sehr Meister in der Verstellungskunst, als daß er jene auf irgend eine Weise hätte an den Tag legen sollen. Er begab sich sofort in das Feldlager und dankte dem Oberbefehlshaber für das ihm wiedergeschenkte Vertrauen, ohne indeß dabei eine andere Freude als die eines ehrlichen Mannes zu erkennen zu geben. Washington empfing ihn mit dem sanften, wohlwollenden Lächeln eines Vaters, der seinen verlorenen Sohn wieder in seinen Armen aufnimmt. „Ich wünsche," sprach er, indem er dem scheinbar Reuigen mit der ihm eigenthümlichen edlen Offenheit seine Hand reichte, „ich wünsche, General Arnold, Sie in eine Stellung zu bringen, welche Ihnen Gelegenheit giebt, Sie in der guten Meinung Ihrer Landsleute wieder festzustellen, die aber auch zu gleicher Zeit eines so tapferen Offiziers würdig seyn muß."

Arnold verbeugte sich stumm.

„Das brittische Heer zu New-York," fuhr der Held der Freiheit fort, „ist geschwächt, ein Theil desselben hat sich bereits zu einer anderen Expedition eingeschifft; sobald die Schiffe abgesegelt sind, will ich die Stadt angreifen."

Arnold prüfte mit einem kurzen Blick das Antlitz des Oberbefehlshabers, aber es sprach keine verdeckte Meinung aus demselben. „Und ich trage Ihnen hiemit," sprach Washington weiter, „den Befehl über den linken Flügel des Heeres an, mit dem ich vorrücken werde."

Der wieder eingesetzte General vernahm diesen für seinen Muth so ehrenvollen Antrag mit Gefühlen, die wir nicht zu beschreiben vermögen. Er sah jetzt die Gelegenheit zu einer Auszeichnung in seine Hand gegeben, nach der ihm längst gedurstet hatte, ein Augenblick des Nachdenkens aber überzeugte ihn, daß er mit Sir Henry Clinton zu weit gegangen sey, um noch zurück zu können, und er glaubte sich demnach genöthigt, eine Gelegenheit fahren zu lassen, die für einen ruhmdürstigen Mann gleich ihm so viel Verlockendes hatte. — Er schützte seine noch nicht ganz geheilten Wunden vor, welche wie er sagte, ihn nöthigten den ehrenvollen Antrag abzulehnen und sein Gesuch um das Commando zu West-Point zu wiederholen; wobei er indeß versicherte, wie er hoffe recht bald im Staude zu seyn, sich zu dem Heere begeben zu können, um mit demselben Mühen und Gefahren zu theilen. — Mit diesen Entschuldigungsgründen zufrieden, ging Washington auf Arnolds Wünsche ein und übergab dem nichtswürdigen Verräther seines Vaterlandes, das ehrenvolle Commando der wichtigsten Feste die dasselbe besaß.

Während Arnolds verrätherische Pläne durch diesen ersten schwarzen Schritt zur gewünschten Reife heranwuchsen, und während er mit teuflischer Arglist über den Untergang des Mannes brütete, dessen Hand ihn neuerdings zu der Ehre und dem Range erhob, die er durch seine Missethaten verwirkt hatte, blieb sein Weib, die Rathgeberin und eigentliche Urheberin seines treulosen Anschlags, zu Philadelphia, wo sie angstvoll dem Resultate der Zusammenkunft ihres Gatten mit dem Oberbefehlshaber entgegenharrte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Scharfsinn eines Wilden.

Der Scharfsinn der Wilden übertrifft oft bei Weitem alles was die Gelehrsamkeit der Schulen zu bewirken vermag. Ein Nordamerikanischer Indianer fand, als er nach seiner Hütte heimkehrte, daß das Wildpret, welches er zum Trocknen aufgehängt hatte, während seiner Abwesenheit gestohlen worden war. Nachdem er die Stelle wo das Wildpret sich befunden, genau untersucht hatte, machte er sich auf, um den Dieb zu verfolgen. Er begegnete mehreren Personen und befragte sie, ob sie nicht einen kleinen, alten, weißen Mann gesehen hätten, der von einem kleinen Hunde mit einem Stutzschwanze begleitet worden. Seine Frage ward bejahet, und als der Indianer versicherte, daß dieß der Räuber seines Wildprets sey,

ward er befragt, wie er im Stande sey, von einem Menschen den er nie gesehen, eine so genaue und richtige Beschreibung zu geben. Der Indianer erwiderte: „Ich weiß, daß der Dieb ein kleiner Mann ist, weil er mehrere Steine auf einander häufen mußte, um das Wildpret von der Stelle herabzuholen, wo ich es aufgehangen; daß er ein alter Mann ist, bezeichneten mir seine kurzen Schritte, deren Spur ich im Walde auf den welken Blättern fand; und daß er ein weißer Mann ist, beweißt der Umstand, daß die Spitzen seiner Füße beim Gehen auswärts gekehrt waren, welches bei uns Indianern nie der Fall ist. Daß sein Hund nur klein ist, zeigte mir dessen Spur, und daß er einen Stutzschwanz hatte, entdeckte mir die Stelle wo er gesessen haben muß, während sein Herr mich beraubte. “ —

Gedanke.

Mutius Skävola wurde dadurch unsterblich, daß er sich freiwillig die linke Hand wegbrannte. Ich kenne unzählige Schriftsteller, denen ich einen gleichen Heldenmuth für die rechte wünschte: denn auf eine andere Art kann sie ihnen doch nicht zur Unsterblichkeit verhelfen. Die noch schmerzhaftere Operation, nicht die Hand, sondern das, was durch sie hervorgebracht wurde, zu verbrennen, ich sage, diese Operation ihnen zuzumuthen wäre eine unmenschliche Forderung an die menschliche Natur.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Nachdem in einer geraumen Zeit keine Novität auf unserer Bühne erschienen, ward am vergangenen Sonnabend ein zweiaktiges Lustspiel von C. Blum, «die Verlobung in Genf,» zum erstenmale gegeben. Leider können wir diesem Stücke nicht viel Gutes nachrühmen. Es gehört durchaus in die Kategorie des Gewöhnlichen, und bietet uns nichts Neues, Frappantes-, was unsere Aufmerksamkeit erregen könnte; die Situationen sind alt und verbraucht, und daher kann es kein Wunder nehmen, daß das Stück nur getheilten Beifall fand. Auch von Unwahrscheinlichkeiten hat sich dasselbe keineswegs frei erhalten, so ist namentlich die Verkauschung der Namen in Rußland, von Seiten Eduard Belforts, auf welcher größtentheils die Verwickelung des Stückes beruht, durchaus unzureichend motivirt, und wollten wir auch wirklich die schwachen Gründe für dieselbe gelten lassen, so bleibt es doch jedenfalls unbegreiflich, wie Eduard der Geliebten sein Geheimniß verschweigen konnte. Auch die unvermuthete Erkennung Adolph Dufours als Neffen Marteaus, welcher Letzterer ebenso wie seine Gebieterin aufs Gerathewohl in der Welt umherreist, um einen Verlorenen zu suchen, aber sein Metier incognito treibt, indem wir von seinem Suchen nicht eher etwas erfahren, bis der Gesuchte durch eine glückliche Fügung des Theatergeschicks gefunden wird, ist sehr ungeschickt angebracht. — Jetzt zur Darstellung: Herr Schmidt als Raschmann, Herr Fehringer als Eduard Belfort, Herr Brüning als Adolph Dufour und Herr Burmeister als Marteau genügten. Dasselbe würde sich von Herrn Lenz als Kaufmann Belfort sagen lassen, wenn er etwas mehr heitern Humor gezeigt, und besser memorirt hätte. Die Grafin Alexiewna Czarkoff ward von Dlle. Enghaus gespielt, und zwar im Ganzen nicht befriedigend. Dlle. Enghaus tritt im ersten Theile ihrer Rolle als Mann verkleidet auf, und wenn sie auch sonst zu der Darstellung solcher Rollen, in denen sie sich zu gefallen scheint, Talent zeigt, so war doch heute grade das Gegentheil der Fall. Zuerst ist die unnatürliche gezwungene Stellung, mit ganz vorübergebogenem Oberkorper zu tadeln, eine Stellung die Dlle. Enghaus auch in Mädchenrollen angenommen hat, wo sie freilich minder auffallend, aber doch immer keine angenehme Erscheinung ist. Ein anderer Mißgriff ist der Ton des fast begeisterten Entzückens in welchem Dlle. Enghaus vor ihr fast fremden Menschen deklamirt. Die von dem Dichter, oder richtiger von dem Verfasser des Stücks ihr in den Mund gelegten Worte konnten allerdings Anlaß zu einem solchen Mißgriffe geben, aber eine denkende Künstlerin muß die offenbaren Verzeichnungen eines Stücks erkennen, und solche durch ihr Spiel wenigstens in einiger Rücksicht verbessern, keineswegs aber muß sie durch Wort und Gebehrde dazu beitragen, dieselben in ein noch grelleres Licht zu setzen. Wir wollen einen Zug hervorheben. Dem eben eingetretenen Raschmann, antwortet Dlle. Enghaus, auf dessen Frage, ob den Grafen Geschäfte herführten, mit auf das Herz gelegter Hand und zum Himmel gerichteten Blicken, die Worte: «Geschäfte von großem Interesse.» Darf auch eine leise angedeutete Beziehung mit diesen Worten verbunden werden, so müssen sie doch vielmehr in einer Art höflich abertragenden Tone gesprochen werden. Die Mitspielenden müßten sehr einfaltig seyn, wenn sie nicht, durch eine so pathetische Antwort auf eine gleichgültige Frage, allerlei Vermuthungen erlangten, wenn ihnen ihre Rolle nicht gebote, dieses Pathetische zu ignoriren; wir verhalten sich aber unter solchen Umständen mit der dramatischen Illusion? — Mad. Lebrün machte aus der undankbaren Rolle der Agathe was daraus zu machen ist, und auch Dlle. Lammersdorf als Euphrosine befriedigte im Ganzen, wenn auch im Einzelnen noch Manches zu tadeln war. Madame Zängl als Adele hatte nicht den richtigen Ton getroffen, den ihre Rolle erfordert.

Zum Beschluße sahen wir das komische Liederspiel «Die Familie Rüstig, oder: der hundertjährige Greis,» in welchem Herr Gloy mit gewohnter Virtuosität den alten Feldwebel Philipp Rüstig gab. — Die Vorstellung war überhaupt eine genügende und nur Herr Räder, Peter Rüstig hatte den richtigen Ton verfehlt. Eine unangenehme Störung die am Ende des Stückes stattfand, wird sich hoffentlich nicht wiederholen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 2. September: Unbestimmt.

Druckfehler.

Im vorigen Blatte, Sp. 827 Z. 32 v. o. lese man im Vergleich statt am Vergleich. — Sp. 828 Zeile 31 v. o. seine statt seinem. Sp. 830 Z. 14 v. u. Eine statt Ein.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 106 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Erinnerungen aus Nelsons Zeit.

Mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.

4.

Der Sturm.

Gegen das Ende des Monats Januar im Jahre 1801 brach der Morgen mit allen Anzeichen von schlechtem Wetter an. Trüber Dunst und schwere Wolken bedeckten in Süd-Westen den ganzen Horizont — die Sonne glich, als sie emporstieg, einer feurigen Kugel — der Seevogel flatterte den Sturm ahnend, landwärts, jenem wunderbaren Instinkte folgend, den selbst der tiefste Denker nicht zu ergründeln vermag. Der Wind bließ heftig und in gewaltigen Stößen — es schien als ob die Wolkenmassen sich jeden Augenblick entladen wollten, und dumpf rollte der Donner in der Ferne. — Nach und nach verdichteten die Wolken sich so sehr, daß sie fast das Tageslicht gänzlich verhüllten, sie wurden von sich kreuzenden Blitzen dann und wann beleuchtet und glichen alsdann gigantischen feuerspeienden, am Himmel aufgeworfenen Batterieen. Nach und nach nahm eine Finsterniß überhand, wie ich sie früher zu dieser Tageszeit noch nicht geschauet hatte; auch begann jetzt der Regen sich in Strömen zu ergießen.

Während dieses Kriegs der Elemente sah sich die Brittische Flotte die von dem Vice-Admiral, Lord Keith, befehligt wurde, während Sir Abercrombie die auf Kriegsschiffen zusammengedrängte Landmacht commandiren sollte, und die mit den Transportschiffen aus 200 Segeln bestand, genöthigt, gegen den Wind von der Küste abzuhalten; diese Küste war Caramania in Klein-Asien, ein felsiges, waldiges, schwarzes Ufer. Wir suchten den Hafen von Marmoria auf, der bestimmte Zusammenkunftsort für die egyptische Expedition; und die asiatischen Piloten, welche die gefahrvolle Lage der Flotte in diesem furchtbaren Wetter beängstigte, verloren in ihrer Bestürzung noch die geringe Kenntniß, welche sie früher von dieser öden, unbesuchten Küste besessen hatten, deren Felsen hoch über die Wolken emporragten. — Wenn die Blitze die Nacht auf Augenblicke erhellten, ward sogleich jedes Fernglas eifrig auf das steile Ufer gerichtet, gegen welches sich die Wogen mit furchtbarer Erhabenheit brachen. Selbst dem schwächsten Begriffe war es klar, daß wenn der Hafen nicht vor Einbruch der Nacht erreicht wurde, die mit brittischen Kriegern gefüllten Transportschiffe an der nackten Küste rettungslos stranden würden. Die Kriegsschiffe konnten sich vielleicht retten, der größte Theil des schönen Heeres aber konnte in wenigen Stunden eine Beute der Seeungeheuer oder der Raubthiere

jener Waldungen werden, welche unserm Auge undurchdringlich schienen. Wenn dann jeder sein Fernglas mit betrübtem Blicke wieder sinken ließ, während seine Züge die getäuschte Hoffnung verkündeten, verstummten selbst die jungen fröhlichen Seecadetten, zu ernsten sinnenden Männern.

Der Admiral, auf dem die ganze Verantwortlichkeit ruhte, suchte in seinem Tone und seinem Benehmen eine Unbefangenheit zu zeigen, die er aber bei seiner Gradheit nicht so, wie er es wünschte, hervortreten lassen konnte; seine innere Bewegung war in den Zügen seines ehrwürdigen Antlitzes und in der Erschütterung seines ganzen Wesens deutlich zu schauen. „Feuert eine Kanone ab, und zieht die Signalflagge für die Flotte auf!“ gebot der Lord.

„Alle Schiffe haben geantwortet, Mylord,“ erwiderte nach kurzer Frist der Offizier des Signal-Departements.

„Nun geben Sie Acht, Herr Stains,“ fuhr darauf der Admiral fort, „fragen Sie, ob irgend ein Schiff sich im Stande glaubt, die Flotte nach Marmoria zu führen?“.

Als hierauf von allen Kriegsschiffen eine verneinende Antwort erfolgte, ward jedes Gemüth noch betrübter. Endlich, endlich, bemerkte ich mit unbeschreibbarer Freude, daß eine unserer Schaluppen die bejahende Flagge aufgezogen hatte.

„Welche ist das?“ fragte der Admiral ungeduldig.

„Der Sturmvogel, Mylord!“

Ich gewahrte den Ausdruck der Freude und der wärmsten Dankbarkeit in dem ehrwürdigen Antlitze des Lord Keith, er schlug andächtig sein Auge zum Himmel empor und legte die Hand auf sein Herz. — „Gebt der Flotte das Signal, mehr Segel aufzuziehen, und dem „Sturmvogel“ zu folgen,“ gebot er. „Auf Capitain Inglis können wir uns verlassen.“

Seinem Befehl ward augenblickliche Folge geleistet und der Sturmvogel ward jetzt unser Führer. — Als wir uns nunmehr dem neuen unbekannten Felsenlande näherten, fühlte sich jedes Herz von dem furchtbaren Gedanken erfaßt, daß wenn Capitain Inglis sich irren sollte, sämmtliche Schiffe mit 25000 Mann das Opfer eines solchen Irrthums werden würden. — Lord Keith gebot dem Sturmvogel zu signalisiren, daß er mit ihm zu reden habe. „Capitain Inglis,“ warnte er alsdann durch den Telegraphen, „Ihre Verantwortlichkeit ist furchtbar! Sind Sie mit der Einfahrt des Hafens von Marmoria genau bekannt?“

„Ganz genau!“ lautete die Antwort, „nur mir gefolgt!“

„Die Signal-Offiziere sämmtlich auf die Focktau, das Fernglas zur Hand!“ befahl der Admiral.

Wir klimmten hinan und wahrlich, es war die höchste Zeit, denn hochauf brauşten die Wellen und furchtbar brachen sie sich an der Küste, so daß die Gefahr aufs Höchste gestiegen schien.

„Eine schmale Einfahrt zeigt sich!“ rief der Signal-Lieutnant Stains.

„Gewahrt Ihr Andern sie auch?“ fragte Lord Keith.

„Wir unterscheiden sie alle, Mylord,“ riefen wir sämmtlich von oben herab.

„Gott sey gelobt, für diese große Gnade!“ sprach der Admiral, indem er sein ehrwürdiges Haupt entblößte und es andachtsvoll neigte, und ich bin überzeugt, daß die ganze Besatzung des Schiffs dasselbe Gefühl der Dankbarkeit empfand.

Die Einfahrt in dem Hafen von Marmoria ward jetzt jedem auf dem Verdecke sichtbar, und unverzüglich ward nunmehr das Signal gegeben, daß alle Segel in den Hafen steuern, die Kriegsschiffe aber draußen bleiben sollten, bis die Uebrigen hinein wären, worauf das Admiralsschiff zuerst pfeilschnell hineinglitt in den Kanal. Die riesigen Felsen stiegen an beiden Seiten, Giganten gleich, über uns empor, und schienen sich von ihrer unermeßlichen Höhe mit jedem Augenblick über uns hinabstürzen zu wollen, bis wir endlich glücklich in den schönen unvergleichbaren Hafen gelangten, wo die ganze Flotte vor dem noch immer brausen tobenden Sturme gesichert lag.

General Arnold
und
Major Andre.

(Fortsetzung.)

Einige Tage nach der Abreise Arnolds in das Amerikanische Feldlager, und als Beatrice, noch unbekannt mit dem glücklichen Erfolge jener Unterredung sich mit ihrer Schwester Maria in der Mitte einer Gesellschaft befand, in welcher die Letztere so eben eine Ballade anmuthsvoll vorgetragen hatte, fragte ein erst vor wenigen Minuten eingetretner junger Offizier einen seiner Nachbaren, wer die reizende Sängerin sey? —

„Sie müssen durchaus fremd in Philadelphia seyn, daß Sie die liebliche Miß B. nicht kennen,“ erwiderte der Befragte.

„Ich bin erst vor einer Stunde hier angelangt,“ entgegnete der Offizier, „da ist es denn kein Wunder, daß mir Ihre Schönheiten noch unbekannt sind.“

„So kommen Sie wohl aus dem Feldlager?“ fragte der Einwohner von Philadelphia, während Beatrice, welche sich so nahe befand, daß sie jedes Wort der Unterredung vernehmen konnte, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hinhorchte, hoffend, etwas über einen Gegenstand zu erfahren, welcher ihr ganzes Seyn erfüllte.

„So ist's, ich komme grade aus dem Feldlager,“ lautete die Antwort, „wo anders wäre ein Amerikanischer Soldat auch anzutreffen? Ich bin die ganze Nacht hindurch gejagt, wie der Blitz, ich brachte Depeschen hieher.“

„Was giebt es Neues im Lager?“

„Besonderes eben Nichts, außer daß der Oberbefehlshaber den verschlagenen Arnold wieder zu Gunsten aufgenommen und ihn zum Commandanten von West-Point ernannt hat.“

Ein unterdrückter Schrei entpreßte sich Beatricens Lippen und bleich und regungslos sank sie in die Arme ihrer Nachbarin. Erschrocken eilte Maria ihr zu Hülfe und schon nach wenigen Augenblicken gelang es ihr die Ohnmächtige wieder zum Bewußtseyn zu bringen. Auf Mariads dringende Fragen, was ihren Zustand so plötzlich herbeigeführt habe, erwiderte Beatrice nur durch einen bedeutungsvollen Händedruck; schob aber deuselben auf die im Saale herrschende Hitze. Die Schwestern verließen bald darauf die Gesellschaft und nunmehr ward es bekannt, daß ihre Ohnmacht durch die plötzliche Kunde von der Wiederaufnahme ihres Gatten in die Gunst des Oberbefehlshabers veranlaßt worden sey; auch ward es begreiflich gefunden, daß ihre Freude darüber so mächtig auf sie einwirkte. Ihre Gemüthsbewegung aber hatte einen gewichtigeren Grund als man zu Philadelphia vermuthete, ein Augenblick überzeugte sie, daß jetzt das Wohl Amerikas in die Hand ihres Gatten gegeben sey und daß er nunmehr. durch einen einzigen kräftigen Schritt dessen kaum aufgekeimte Freiheit niedertreten und in die Schale der Sache, für die ihr Herz schlug, ein Gewicht werfen könne, welches so leicht nicht aufzuwiegen seyn würde.

Wir wollen jetzt dem nichtswürdigen Verräther auf den krummen Schleichwegen folgen, die er einschlug, um zu seinem verabscheuungswürdigen Ziele zu gelangen; ein Verräther seines eigenen Vaterlandes, wagte er es nicht denen zu trauen, an die er sich zu verkaufen im Begriff stand, und so feilschte er wie ein gemeiner Krämer, bis ihm für seinen Verrath die Summe von 30,000 Pfund Sterl. und derselbe Rang in der Brittischen Armee zugestanden wurde, den er jetzt in dem Amerikanischen Heere behauptete, nemlich der Rang eines Brigadegenerals.

(Der Beschluß folgt.)

Almanache auf 1838.

Cornelia.

Taschenbuch für deutsche Frauen.

Herausgegeben von Aloys Schreiber.

23ster Jahrgang.

Eine alte längst bekannte Wahrheit lautet, daß es schwerer sey, sich ein Vermögen zu erhalten als es zu erlangen. Diese Behauptung kann auch mit Fug und Recht auf literarische Institute angewandt werden. Mittelst einiger Gönner und Freunde, und wer hätte sich derselben nicht zu erfreuen, ist es grade keine schwierige Aufgabe, ein Unternehmen solcher Art auf die Beine zu bringen, weit schwerer aber ist es, ein solches Jahrelang aufrecht zu erhalten, weil der Reiz der Neuheit und die Gunst der Gönner leicht verschwinden und nur der eigene Werth dem Institute Dauer zu verschaffen vermag. Wie gegründet dieser Ausspruch ist, davon liefern täglich zahllose literarische Erscheinungen den Beweiß, welche nach wenigen Jahren, ja oft schon nach wenigen Monden, eben so schnell wieder verschwinden, als sie am literarischen Horizonte auftauchten.

Eine ehrenvolle Ausnahme von solchen Ephemeren aber macht der obengenannte Almanach, welcher nun schon seit einer Reihe von 23 Jahren als eine Zierde der Toiletten- und Lesetische, von dem Herausgeber mit Geist redigirt und von der wackern Verlagshandlung J. Engelmann zu Heidelberg elegant und geschmackvoll mit gelungenen Stahlstichen ausgestattet, nicht nur zu den ersten, sondern auch zu den besten Büchlein dieser Art zu zählen ist, welche der schönen Welt alljährlich eine angenehme Unterhaltung darbieten.

Auch dießmal liefert die Cornelia vier Erzählungen, welche, wenn sie auch grade nicht zu dem Ausgezeichnetsten gehören, was die Literatur in diesem Genre zu bieten vermag, dennoch sämmtlich ein anziehendes Interesse haben und vollkommen geeignet sind, dem Leser einige Stunden angenehm zu verkürzen. Blumenhagens Erzählung: „Arabella“ zeichnet sich unter diesen Mittheilungen besonders aus, und bewährt auch dießmal den Credit, den sich der Verfasser als Erzähler erworben.

Unter den Gedichten giebt es mehrere, welche den Leser gewiß freundlich ansprechen werden. Hier als Pröbchen eines von Neuffer, das uns am meisten zusagte.

Des Deutschen Vaterland.

Der Boden wo der Deutsche weilt,
Ist vielfach wie sein Herz getheilt,
Und dennoch ist es weltbekannt
Der Deutsche hat ein Vaterland.

Zwar ist's nicht hier und ist nicht dort,
Er wählt es frei an jedem Ort,
Auf hoher See, am Meeresstrand,
Er macht sich selbst sein Vaterland.

Er trägt es freudig im Gemüth,
Auch wenn er von der Heimath schied,
Und wär' er auch daraus verbannt,
Ihm mangelt nie ein Vaterland.

Wo kluger Fleiß und Redlichkeit,
Sich des verdienten Lohns erfreut
Und sich den Weg zur Ehre bahnt,
Da ist des Deutschen Vaterland.

Wo man der Wahrheit Stimme hört,
Und dem Gesetze Treue schwört,
Und redlich hält mit Herz und Hand,
Da ist des Deutschen Vaterland.

Wo das Verdienst den Preis gewinnt,
Und Menschenrechte heilig sind,
Und Geistesfreiheit und Verstand,
Da ist des Deutschen Vaterland.

Wo Männer großgesinnt und kühn,
Für edle Lebenszwecke glühn,
Verbunden durch der Treue Band,
Da ist des Deutschen Vaterland.

Wo Kunst und Wissenschaft ihn grüßt,
Und wo es gut zu leben ist,
Bis an des Erdballs fernsten Rand,
Da ist des Deutschen Vaterland.

Literarische Notiz.

Novellen von Eduard Janinski.

Leipzig bei Carl Focke.

Das obengenannte Büchlein eines jungen Schriftstellers, welcher sich der Lesewelt bereits durch einige andere Arbeiten und durch Mittheilungen in mehreren Journalen bestens empfohlen hat, bietet drei Novellen dar. 1) Napoleon Bugalaw, 2) Jeannette, 3) der originelle Unbekannte. Diese Erzählungen haben den Vorzug der Originalität und besitzen um so mehr ein anziehendes Interesse, da der Autor historische Personen in seinen Stoff zu verflechten gewußt hat. Die zweite Novelle „Jeannette“ hat uns am meisten angesprochen, jedoch sind auch die beiden anderen geeignet, den Zweck einer angenehmen Unterhaltung vollkommen zu erfüllen. D. R.

Gedanken.

In unserer sogenannten aufgeklärten Zeit verachtet man alles — das wahrhaft Verächtliche allein ausgenommen.

Schwerlich werden sich jemals Männer von richtigem Gefühl mit der weiblichen Romanschriftstellerei aussöhnen. Ein liebenswürdiges Frauenzimmer soll ein schöner Körper, aber kein schöner Geist seyn. Daher behaupten Leute, die es verantworten mögen, ein weiblicher schöner Geist sey selten ein schöner Körper, und noch seltener eine schöne Seele. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im August.

Stadt-Theater.

Das Unwohlseyn des Herrn H. Schäfer und der Mad. Walcker verhinderte bis jetzt die Aufführung des „Othello,“ worin Hr. Cramolini vom Kärnthnerthor-Theater zu Wien die Titelrolle zu seiner zweiten Gastdarstellung geben sollte, statt dieser Oper fand am 27. Aug. eine Wiederholung des „Joseph“ statt, welche aber nicht so befriedigend ausfiel, wie die neulich besprochene. Herr Cramolini schien an diesem Abend sehr an Heiserkeit zu leiden, welches seiner Leistung bedeutenden Eintrag that; überhaupt schien der ganzen Vorstellung heute das rechte Feuer zu fehlen. — Die dritte Gastrolle des obengenannten Künstlers war die des Roger im „Maurer,“ sie fand am letzten des vorigen Monats statt. Es traten darin auch noch zwei andere Gäste, nemlich: Dlle. Kunth als Irma und Mad. Brüning als Frau Bertrand auf, weshalb dieser Darstellung in unserm nächsten Blatte ein besonderer Artikel gewidmet werden soll.

Der plötzliche Witterungswechsel hat übrigens nicht bloß auf die Opernmitglieder seinen bösen Einfluß geäußert, einige Herren und Damen des recitirenden Drama's haben ebenfalls unter demselben gelitten, weshalb mehrere Abänderungen im Repertoire stattfinden mußten. Daß die beiden Dramen „Pfefferröse“ und „Griseldis“ dennoch über die Bretter gehen konnten, hat die Direction einzig und allein der Bereitwilligkeit des Herrn Meyer zu danken, welcher statt der erkrankten Rollen-Inhaber, im ersten Stück den deutschen Kaiser und im zweiten den König Artus an uns vorüberführte. Die Gefälligkeit dieses wackeren Darstellers verdient eben so sehr Anerkennung, als seine verdienstlichen Leistungen, und wir vernehmen daher mit vielem Bedauern, daß auch dieser brave Künstler im Begriff steht, unsre Bühne zu verlassen, der er bei seiner Vielseitigkeit und Bühnengewandtheit ein sehr schätzenswerthes Mitglied war. Jedesmal, wenn Herr Meyer in Rollen hingestellt wurde, worin ein Künstler sich geltend machen kann, wie z. B. Ben David, Fiesterlei u. s. w. hatte er sich des einstimmigsten ehrendsten Beifalls des Publikums zu erfreuen, und wenn er nicht häufiger Gelegenheit fand, sich die Anerkennung der Theaterfreunde zu erringen, so ist daran einzig der Umstand schuld, daß er nicht genugsam in guten Rollen beschäftigt wurde.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 4ten September: „Zampa, oder die Marmorbraut.“ Oper in 3 Aufz. Musik von Herold.
Herr Cramolini: Zampa. — Dlle. Kunth: Camilla.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 107 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Notizen
aus dem
Innern von Afrika.

Nach langem Harren hat man endlich in England einen ausführlichen Bericht von der interessanten aber leider tragischen Expedition erhalten, welche in den Jahren 1832, 33 und 34 auf den Dampfschiffen Quarra und Alburkah unternommen ward, um auf dem Flusse Niger bis in das Innere Afrikas zu dringen. Dieser Bericht ist von den beiden Offizieren verfaßt, welche einzig und allein diese merkwürdige aber unglückliche Expedition überlebten. Hier einige Notizen aus diesem anziehenden Werke, wobei wir unsre freundlichen Leser ersuchen, sich ohne Weiteres mit uns nach Afrika zu versetzen.

„Am 6ten October ankerten wir bei dem Holländischen Fort Apin. Wir stiegen ans Land und begaben uns zu dem Gouverneur, dem einzigen hiesigen Europäischen Residenten. Seine Garnison bestand aus einem Corporal und fünf Mann, welche ihm, wie er versicherte, weit mehr zu schaffen machten, als alle seine übrigen Untergebenen. Es belustigte uns nicht wenig, die Art und Weise zu beobachten, wie dieser Sohn des Mars seine Herrschaft ausübte, die sich vom Cap Apolonia in Westen, bis nach Dix Cove in Osten erstreckt. Seine Verfahrungsweise dabei ist ganz einfach folgende. Wenn über irgend jemand innerhalb seines Gebiets Klage bei dem Gouverneur einläuft, so schickt er augenblicklich seinen Stock in das Dorf, wo der Verklagte wohnt. Der Bote welcher den Stock dort hinträgt, pflanzt ihn in der Mitte des Dorfs aufrecht ein, und bleibt dabei stehen. Die Eingebornen wissen ganz gut, was das zu bedeuten hat, und daß die Erscheinung des Stocks des Gouverneurs auf diese förmliche Weise nichts mehr und nichts weniger sagen will, als daß der Schuldige als Strafe acht Ackeys (eine halbe Unze Gold) zahlen soll. —

Der Abgesandte verweilt, wenn der Verurtheilte sich weigert zu zahlen, vier und zwanzig Stunden neben dem in den Boden gepflanzten Stock; nach Verlauf dieser Zeit aber wird der Hut des Gouverneurs dem Stocke nachgeschickt und oben auf denselben gesteckt. Jetzt wird die Sache ernsthafter, und die Strafe auf eine ganze Unze Gold gesteigert. Weigert aber der Schuldige sich auch noch jetzt, so erscheint ein dritter Abgesandter mit dem Degen des Gouverneurs und nunmehr

steigt die Geldbuße auf zwei Unzen Gold. Dieses letzte Mittel hat bis jetzt noch immer Erfolg gehabt; in der Regel aber reicht schon die Sendung des Stockes hin, um den Schuldigen zur Zahlung zu vermögen.

Eines Tages, als wir unsern Attah vor Anker lagen, wurden wir Augenzeugen, wie auf eine höchst geschickte Weise ein Alligator (Krokodil) getödtet wurde. Eines dieser ungeheuren Geschöpfe ward entdeckt, als es sich in einiger Entfernung vor unserm Schiff auf einer Sandbank in der Sonne wärmte. Zwei Eingeborne ruderten sofort in ihrem Canoe zu der entgegengesetzten Seite der Sandbank und krochen mit großer Behutsamkeit nach dem Thiere hin. In der Nähe desselben angelangt, erhob sich plötzlich einer der Eingebornen und bohrte mit einem einzigen gewaltigen Stoß seinen sechs Fuß langen Speer durch den Schweif des kolossalen Thiers hinein in den Sand. Jetzt erfolgte ein heftiger Kampf. — Der Mann mit dem Speer drückte denselben so tief in den Sand hinab, wie es seine Kräfte nur gestatten wollten, wobei er sich, um den Angriffen des Alligators zu entgehen, mit großer Gewandtheit rastlos bald hierhin, bald dorthin bewegte, oder sich wohl gar an dem Speer hinaufschwang, während sein Camerad mit seinem langen Messer dem Thiere, welches unablässig den Speer umkreiste, mehrere Wunden beibrachte, wobei er jedesmal mit großer Geschicklichkeit schnell wieder zurücksprang. Der Kampf währte fast eine halbe Stunde lang und endigte endlich mit dem Tode des Alligators und dem Triumphe der Sieger, welche sogleich das Thier in Stücke zerschnitten, mit dem Fleische desselben ihr Canoe beluden und wieder zum Ufer ruderten, wo sie ihre Beute an ihre Landsleute verkauften.

Als wir bis Fundale gelangt waren, erschien um 10 Uhr Morgens der erste Eunuche des Königs, um der Untersuchung unserer Güter und unseres Gepäcks beizuwohnen, damit wir uns überzeugten, daß unsere Führer uns nichts entwendet hätten. Nachdem wir alles in Ordnung gefunden hatten, machte ich den Trägern unseres Gepäcks und einem jeden unserer Escorte Geschenke, welche ihre Erwartungen weit zu übertreffen schienen. Nachmittags erhielten wir einen Besuch von dem Könige, welcher von vielen Eunuchen und einem Dutzend Reuter begleitet wurde. Er war prachtvoll in seidene und sammtene Gewänder gekleidet, und war ein Mann von ungemeinem Umfange. Sein Gesicht war keineswegs einnehmend; ganz vorzüglich zurückstoßend aber waren seine Augen, welche eine schmutzige rothe Farbe trugen, und einen düsteren drohenden Ausdruck hatten. Wir beschenkten ihn mit einem schön ausgelegten Degen, einem schön gearbeiteten großen Schirm, der fünf Fuß im Durchmesser hatte, einem Paar Pistolen

und vielen anderen ähnlichen Dingen, worauf wir ihn durch unsern Dollmetscher benachrichtigen ließen, daß wir weit hergekommen wären, sein Antlitz zu schauen, und mit ihm zu reden; daß seine Botschafter uns unterrichtet hätten: wie er gewünscht habe, das Antlitz eines weißen Mannes zu sehen, weshalb wir vertrauensvoll zu ihm gekommen wären, bereit, unsere Güter gegen Elfenbein zu vertauschen.

Nach Beendigung unserer Rede erhob er sich und erwiderte in der Sprache seines Landes, daß er sich freue, das Antlitz eines weißen Mannes zu schauen, wonach ihn schon längst verlangt habe; daß er einen großen Vorrath von Elfenbein besitze und daß wir darüber verfügen könnten. Zwölf erzzahme Neger, welche seinen geheimen Rath zu bilden schienen, verbeugten sich bei dieser Rede, gleichsam als wollten sie die Worte des Königs bestätigen. — Wir beklagten uns darauf über den Empfang, der uns bis jetzt zu Theil geworden, über die elende Hütte, in welche man uns gebracht hatte, und sprachen den Wunsch aus, unverzüglich in eine bessere Wohnung geführt zu werden. Der König bewilligte dieß Begehren und begab sich hinweg unter einem schauderhaften Lärm von Trompeten, Trommeln und einer Art von Querpfeifen. Etwas Neues aber sollten wir noch durch diesen Besuch lernen; es scheint hier als Gesetz zu gelten, daß dasjenige was der hintere Theil des Monarchen berührt, durch diese Berührung geheiligt und sein Eigenthum wird. Zum Unglück hatten seine Afrikanische Majestät auf unserm Kleiderkasten gesessen, und kaum hatten sie sich demnach von ihrem Sitze erhoben, als auch seine Diener ohne weitere Umstände unsern armen Kleiderkasten auf die Schultern luden, um ihn mit sich fortzutragen, woran sie indeß durch die Vorstellungen unseres Dollmetschers verhindert wurden.

Eine alte Frau, welche auf dem Boden umherkroch, weil ihr das eine Bein fehlte, erregte unsere Aufmerksamkeit und wir erfuhren rücksichtlich ihrer Folgendes: Das unglückliche Geschöpf hatte behauptet, einen Maghonie, oder Zauber zu besitzen, welcher sie gegen jede Verletzung durch eine scharfe Waffe schütze, und war so fest davon überzeugt, daß sie sich erbot, ihr Bein hinzuhalten, und einen Hieb mit einer scharfen Axt darauf führen zu lassen. Der König erhielt hievon Kunde und beschloß die Macht des Zaubers zu prüfen, um denselben, falls er Probe halten sollte, in seinen Kriegen zu benutzen. — Das Bein des Weibes ward auf einen Block gelegt, der Schlag der Axt erfolgte — und das Bein der Unglücklichen flog, vom Körper getrennt, vom Blocke hinab. — Die Wunde ward geheilt, aber sie war seitdem gezwungen, umher zu kriechen.

General Arnold und Major Andre.

(Beschluß.)

So lauteten die Bedingungen, unter welchen General Arnold versprach, die Feste West-Point und die dazu gehörenden Häfen dem Brittischen Heere zu überliefern, zu welchem Entzwecke er dem Sir Henry Clinton die Pläne der Festungswerke und die nöthigen Anweisungen für den Marsch der Englischen Truppen einhändigen sollte. Arnold erklärte sich hiezu bereit, machte aber die Bedingung, daß Major Andre, der Adjudant des Sir Henry Clinton und dessen vertrauter Freund, seine Angaben in Empfang nehmen solle. Arnold, welcher um das Liebesverhältniß wußte, das zwischen dem Major Andre und seiner Schwägerin bestand, wählte diesen, weil er keinem Anderen vertraute; auch willigte Clinton, welcher den Muth und die Gewandheit seines Schützlings kannte, gern darin, daß ihm die Leitung dieser Angelegenheit übergeben würde.

Nunmehr wurde zwischen dem General Arnold und dem Major Andre unter den angenommenen Namen Gustavus und Anderson ein geheimer Briefwechsel eröffnet; kaufmännische Verhandlungen bildeten den scheinbaren Gegenstand dieser Correspondenz, welche übrigens so eingerichtet war, daß die beiden Briefsteller darin versteckt sich ihre geheimen Absichten mittheilen konnten.

Es war im Anfange des Monats September 1780, als sich das Gerücht verbreitete, daß eine zahlreiche Verstärkung der französischen Truppen nach Amerika eingeschifft sey, und daß Washington nur ihre Ankunft erwarte, um die Belagerung von New-York zu beginnen. Clinton, den seine Lage bedenklich machte, drang jetzt in Arnold, die Ausführung des verabredeten Planes nicht länger zu verschieben, indem er ihm vorstellte, daß nach der Vereinigung der Alliirten, derselbe vielleicht nicht mehr ins Werk gesetzt werden könne. — Auf diese Anforderung erwiderte Arnold in dem täuschenden kaufmännischen Style: „Unser Herr reist am 17ten dieses Monats ab und wird fünf bis sechs Tage abwesend seyn. Lassen Sie uns diese Gelegenheit benutzen, um unser Geschäft abzumachen. Kommen Sie augenblicklich zu mir bis über die Gränze, damit wir unsre gemeinschaftliche Angelegenheit reguliren können. Alles wird bereit seyn."

Washington hatte allerdings mit dem französischen General Rochambeau eine Zusammenkunft zu Hartford in Connecticut verabredet, hinsichtlich des ganz genauen Zeitpunktes derselben aber befand sich Arnold in einem Irthume, welcher die wichtigsten Folgen hatte.

Bei dem Empfange des Briefes von General Arnold, brannte Major Andre vor Ungeduld, die treffliche Gelegenheit zu ergreifen, den Krieg mit einem einzigen Schlage zu beenden. Der Englische Befehlshaber erblickte aber in dieser Maßregel mehr Gefahr als sein leidenschaftlicher Adjudant, und zögerte, bevor er sich entschließen konnte, einen so schätzenswerthen Offizier insgeheim die feindliche Linie passiren zu lassen, meinend, die Sache könne ja von den bisherigen Agenten ausgerichtet werden. Andre aber, geblendet von dem Ruhme des Unternehmens, schauete in dem Glanze desselben die drohende Gefahr nicht, und bekämpfte Clintons Vorstellungen mit dem ganzen Feuer eines nach Auszeichnung dürstenden jungen Kriegers. Er machte dem General begreiflich, daß da Arnold sich bisher nur ihm und dem Robinson anvertrauet habe, er ohne Zweifel auch die Pläne der Befestigungen von West-Point nur in die Hände dessen legen werde, den er zur Ausführung des Planes bestimmt habe.

Ueberredet, wenn auch vielleicht nicht überzeugt, willigte endlich der Englische General darin, daß dem Major Andre die Leitung der ganzen Angelegenheit überlassen bleibe, wobei er dem Letzteren indessen dringend anempfahl, mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, und sich durch seine Kühnheit nicht zu allzu gewagten Schritten verleiten zu lassen. — Clinton ertheilte darauf insgeheim den Befehl, eine Kriegs-Schaluppe bereit zu halten, um Andre den Hudson hinauf zu bringen, und es ward berechnet, daß wenn er New-York am 11ten September verließ, er die Amerikanischen Forts in zwei Tagen erreichen würde.

Major Andree bestieg die Kriegs-Schaluppe und schiffte den Hudson hinauf, die Brust von den frohsten Hoffnungen erfüllt; aber er kehrte nicht wieder zurück nach New-York! — Washingtons scharfes, für das Wohl der neuen Freiheit rastlos wachendes Auge hatte die Verrätherei durchschauet, so fein das Gewebe derselben auch gesponnen war. Im Augenblicke des Zusammentreffens der Verschwörer stürzte zermalmend auf sie das Schwerdt der Gerechtigkeit hinab, welches Washingtons strafende Hand längst schon über dem Verrathe gehalten hatte. Sie wurden der That überführt, und fielen Beide als Verräther. —

Welchen Eindruck die Kunde von ihrem Geschick bei Beatrice und Maria hervorbrachte, ist leicht zu begreifen. Kummer- und Schmachbeladen ward ihrer Erdenwallfahrt schon nach wenigen Jahren ein Ziel gesteckt.

Zustand der Gefängnisse in Schottland.

Ein Theil der Gefängnisse in Schottland befindet sich in einem solchen unsichern Zustand, und die Aufsicht wird dort so nachlässig verwaltet, daß die Gefangenen an manchen Orten thun was sie Lust haben, nemlich sie gehen und kommen wie es ihnen beliebt.

Zu Lerwick, dem bedeutendsten Ort auf den Shetlands-Inseln, geht es in dieser Rücksicht wunderbar zu. Eine dortige Magistratsperson lud den Verfasser dieser Zeilen eines Tagen ein, mit ihm das Gefängniß zu besuchen, damit er sich selbst überzeuge, wie es dort zugänge, wobei er ihm in Voraus bemerkte, daß sie wahrscheinlich unterwegs schon einigen Gefangenen begegnen würden, noch bevor sie das Gefängniß erreicht hätten. Es erschien indeß kein Gefangner, bis sie bei der Kerkertreppe anlangten, welche grade nach der Straße hinausführt. Hier begegneten sie einem Weibe, welches wegen Kindesmord gefangen saß, und das auf die Frage, was sie dort mache, zur Antwort gab: daß sie ihr Gefängniß ihren Nachbarinnen eingeräumt habe, welche dort ihre Wäsche besorgten. Man fragte sie darauf, wo sich ein zweiter Gefangener, der wegen Schulden saß, befinde. Sie schob ohne Weiteres den Riegel von seiner Kerkerthür zurück und deutete hinein. — Ein andermal traf die Magistratsperson auf der Treppe einen Knaben, welcher einen großen Korb mit leeren Flaschen forttrug. Er ward befragt und man erfuhr, daß einer der Gefangenen stets viele Flaschen Ale einkaufe und sie dann wieder einzeln an mehrere seiner würdigen Cameraden verkaufe, welche täglich zu ihm kämen, um zu zechen und Karten zu spielen.

Zu Dingwall auf Roß-shire gewahrte der Einsender, als er in einem Fenster des Gasthauses stand, welches dem Gefängnisse grade gegenüber gelegen war, plötzlich einen großen Fisch, welcher an der Mauer des Letzteren hinaufglitt. Als der Fisch eines der oberen Fenster erreicht hatte, verschwand er, und der Beobachter überzeugte sich jetzt bei genauerer Betrachtung, daß von dem Fenster ein Strick mit einem Häkchen bis auf die Straße hinabhing. Ein kleiner Bube, welcher unten stand, erfaßte das Häkchen und sah sich eine Gelegenheit ab, um es in einen der Fische zu schlagen, welche ein Weib am Fuße des Gefängnißes in mehreren Körben zum Verkauf hatte. Dann gab er ein verabredetes Zeichen und der Fisch flog hinauf in die Luft. Ebendaselbst ist es auch den Gefangenen gestattet, ihren Kerker zu verlassen und das Abendessen bei ihren Bekannten einzunehmen, wo sie alsdann den Gefängnißschlüssel zu sich stecken, damit bei ihrer Rückkehr der Kerkermeister nicht im Schlafe gestört werde. D.

Kleinigkeit.

Der berühmte, bekanntlich in Frankreich verfolgte Descartes, von der Königin Christine berufen, starb zu Stockholm am 3. Februar 1650 an einer Lungenentzündung. Einige Jahre später wurde seine Leiche nach Paris gebracht, und in der Kirche der H. Genovefa beigesetzt. Der Begleiter des Transportes, ein Schwedischer Offizier, öffnete auf der Reise insgeheim den Sarg, nahm Descartes Schädel zu sich, und verbarg ihn sorglich. Nach seinem Tode fand man ihn mit folgenden Zeilen:

„Es hieße Schwedens Schutzgötter beleidigen, wenn man den edelsten Theil dieses großen französischen Weisen seinem undankbaren Vaterlande zurückgebe. Es ist eines so kostbaren Schatzes unwerth. Es beweine seinen Verlust, und ehre dadurch sich selbst.“ N.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Die vielen Lücken, die sich in unserer Oper seit einiger Zeit zeigen, geben Veranlassung zu Vorstellungen, die uns fast nur Gäste vorführen. Der „Maurer,“ eine gefällige und hier stets gefallende Oper, die am 31sten vor. Monats gegeben wurde, liefert ein Beispiel davon. — Herr Cramolini — Maurer, Dlle. Kunth — Irma, und Mad. Brüning — Frau Bertrand, waren drei Gäste an einem Abende. Wir begannen gebührender Maaßen, mit Herrn Cramolini, der schon als Joseph reichen Beifall erndtete, welcher ihm auch heute nicht ausbleiben konnte. Herr C. vereinigt mit einer vollen, sehr angenehm tönenden Stimme, der nur etwas Hohe gebricht, einen warmen seelenvollen Vortrag, und, wenigstens in der heutigen Rolle, ein Spiel, in dem wohl schwerlich ein Sänger Deutschlands mit ihm in die Schranken treten durfte. In Hinsicht des Gesanges sowohl, als auch des Spiels konnen wir ganz besonderes den dritten Akt mit dem schönen Gebet hervorheben, das da Capo verlangt aber leider nicht gesungen wurde. Auch das Duett des Maurers und Schlossers im zweiten Akt wurde von seiner Seite mit großer Virtuosität gegeben. Mit Freuden bemerkten wir daß auch auf die im Munde der meisten Sänger so leer klingenden gesprochenen Worte viel Fleiß verwendet war. Herr. C. verdient mehr als irgend einer den Namen eines dramatischen Sängers.

Dlle. Kunth konnte nur ganz billigen Anforderungen genügen; die Anfängerschaft verleugnete sich in nichts. Spiel und Rede waren unbefriedigend.— Mad. Brüning zeigte Verdienstliches in der Parthie der Frau Bertrand; im Gesange war Festigkeit, im Spiel Freiheit. Beides trat vortheilhaft hervor. Bei Mad. Christiany schienen ihre physischen Kräfte zu der Rolle der Henriette heute nicht ganz auszureichen. Das Zank-Duett ließ deshalb noch manches zu wünschen übrig. Herr Schäfer (Merrinville) war leider nicht bei Stimme, die Durchführung der Parthie erforderte sichtliche Anstrengung. Herr Raeder als Schlosser konnte auch heute seiner Lust, Gelächter zu erregen, nicht Meister werden: durch unzeitige Späße sollte das Publikum von seiner ungenügenden Leistung als Sänger abgezogen werden. — Die Ausführung der Ouverture war lobenswerth. Von mehreren Ensembles, namentlich des dritten Akts, so wie von der Ausführung sämmtlicher Nebenrollen, schweigen wir nachsichtsvoll.

Mittwoch, den 6. September: „Casanova,“ Lustspiel. Hierauf: „Der Obrist von sechzehn Jahren.“

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 108 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Ein geschichtlicher Ball.

Noch ist die Zeit nicht gekommen, in welcher die Geschichte er letzten Kriege zu Großvater-Erzählungen oder historischen Romanen benutzt werden kann. Noch immer hört man mit dem wärmsten Interesse die Berichte der Begebenheiten, zu welchen jene Kämpfe Veranlassung gaben. Ich ward neuerdings zu dieser Betrachtung geführt, als ich mich grade in einer Gesellschaft befand, wo ein Herr von mittlerem Alter von einem Balle erzählte, dem er in Paris im Jahre 1815 beiwohnte. Seine Mittheilung schien mir so interessant, daß ich genau auf jeden Umstand achtete, und dieselbe, zu Hause angelangt, sogleich niederschrieb. Ich theile sie hier meinen Lesern mit, wobei ich zu bemerken bitte, daß ich den Erzähler selbst sprechen lasse. —

„Angelangt zu Paris gegen das Ende des Julymonats 1815, nachdem ich den merkwürdigen Kriegsschauplatz bei Waterloo besucht, war ich höchst begierig, die Männer zu schauen, welche jenen merkwürdigen Sieg erfochten, durch den ungefähr vierzehn Tage vor meiner Ankunft Frankreichs Hauptstadt in die Hände der Alliirten gefallen war. Ich erfuhr von meinem Freunde Sir John Malcolm, welcher ein Waffengefährte des Herzogs von Wellington in Indien gewesen war, daß der Letztere nach zwei Tagen einen glänzenden Ball geben werde, wo die Monarchen, Prinzen, Generäle und Staatsmänner aus den verschiedenen Ländern Europas versammelt seyn würden. Mein ebengenannter Freund versprach mir sein Möglichstes zu thun, mir eine Einlaßkarte zu verschaffen; leider aber berichtete er mir am Tage des Balles, daß es zu spät gewesen sey, und daß der Herzog sich bestimmt geweigert habe, noch mehr Einlaßkarten auszugeben, weil trotz seiner geräumigen Gesellschaftssäle, dennoch der Raum für die bereits Eingeladenen ungemein beschränkt seyn werde. — Es blieb mir nichts übrig, als mich in mein Schicksal zu fügen; ich verschlenderte den Tag und warf mich Abends neun Uhr von der Hitze ermattet, verdrießlich aufs Sopha. Da ward mir plötzlich ein Billet meines Freundes gebracht, welches folgendermaßen lautete:

„Ziehn Sie schnell Ihre seidenen Strümpfe an, nehmen Sie Ihren Hut unter den Arm, werfen Sie sich in den Fiacker, der vor Ihrem Hotel Ihrer harrt, und finden Sie sich unverzüglich auf dem Platz Vendome ein.“

Wie auf einen Zauberschlag verschwand meine Müdigkeit, und in unglaublich kurzer Zeit war ich bestrumpft, beschuhet und mit dem Hut unter dem Arm unterwegs.

In dem Hotel meines Freundes angelangt, erfuhr ich leider mit Bedauern, daß derselbe sammt einer zahlreichen Gesellschaft, unter welcher sich auch Walter Scott befand, bereits nach dem Balle gefahren sey, aber den mündlichen Auftrag an mich zurückgelassen habe, daß ich unverzüglich folgen, und falls man sich weigern sollte, mich einzulassen, ihn nur herausrufen lassen möge, wo er denn alles schon in Ordnung bringen werde. Ich faßte Muth, gebot dem Fiacker Eile und rollte nach dem Palast des Marschall Junot, gelegen am Platz Ludwig des Funfzehnten, wo damals der Herzog von Wellington seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte.

Ich fuhr hinein in den Schloßhof. Eine Ehrenguarde von allen alliirten Mächten, war das Erste, was sich bei dem Glanz der Fackeln meinen Blicken zeigte; das Gemisch der Truppen bot einen prachtvollen und zugleich freundlichen Anblick dar. Als ich mich darauf der Eingangsthür näherte, ereignete sich ein Zufall, welcher jede Vermittlung meines Freundes überflüßig machte. Eine reiche englische Equipage rollte heran und entlud einen Herrn und zwei Damen. Ich trat bei Seite, um ihnen den Vortritt zu lassen, schloß mich ihnen aber alsdann so schnell und so dicht wieder an, daß mich die Dienerschaft, an der wir vorüber kamen, für das vierte Mitglied der Gesellschaft Mylords halten mußte. Nur sein Name ward gemeldet; und so gelangte ich hinter ihm und den Damen glücklich hinein in den Salon, in welchem der Herzog von Wellington seine erlauchten Gäste empfing, und wo ich gleich am Eingange auf meinen Freund und dessen Gesellschaft traf. Auf seinen Rath nahm ich neben ihm Platz, um die Gäste kennen zu lernen und sie genau betrachten zu können, wenn ihre Namen gemeldet wurden. Wir waren zum Glück frühzeitig gekommen, denn noch war keiner der erlauchten Gäste angelangt. Als wir nun so dastanden und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die Thür im Auge behielten, erschienen in rascher Reihenfolge, Feldherren und Staatsmänner: Schwarzenberg, Benningsen, Platow, Fürst Wrede, der Sieger bei Hanau, Barclay de Tolly, Metternich, Castlereagh, Bülow, Humbolt und viele andre Männer von gleicher Bedeutung, nachdem sie zuvor auf französisch angemeldet worden. In der Gesellschaft befanden sich, wie sich von selbst versteht, alle ausgezeichneten Brittischen Offiziere. Es glänzten reichgestickte rothe, weiße und blaue Uniformen; Diamanten und Ordenssterne strahlten.

Gemeldet ward jetzt: Son Altesse le Prince de Benevent, und zum erstenmal sah ich jetzt den berühmten Talleyrand ganz in der Nähe. Die äußere Erscheinung dieses schlauen Politikers überraschte uns alle, sie verkündigte keineswegs jenes überwiegende Talent, jene geistige Kraft, welche bereits mehrere Revolutionen politisch überlebt, ja selbst Napoleon vor dem Sinken seines Glückssterns gewarnt hatte. Er erschien fast wie ein alter Stutzer, und durchaus nicht im Stande, die europäische Politik zu beherrschen. Als ich indeß sein Antlitz schärfer und länger betrachtete, glaubte ich in demselben statt Ruhe und Milde den Ausdruck diplomatischer Kälte zu bemerken.

Nach ihm erschien Fouche, und wir sahen jetzt jenen Polizeiminister, den Lenker der furchtbarsten Maschine der Tyrannei neuerer Zeit. Sein Aeußeres entsprach seinem Amte, und es war höchst interessant, so ganz in der Nähe einen Mann betrachten zu können, dessen Name fast mehr Schrecken einflößte als der Napoleons.

Ein glänzendes Gefolge von Offizieren und Adjudanten, an deren Spitze sich ein Veteran zeigte, ward durch die Meldung angekündigt: Son Altesse Serenissime le Prince Blucher! Als er eintrat, erhob sich in dem ganzen Kreise ein freudiges Gemurmel und es gewährte einen erhabenen Anblick als der Herzog von Wellington ihm bis zur Hälfte des Saales entgegenschritt, die beiden Hände des Greises erfaßte und sie mit Herzlichkeit drückte. Sir Walter Scott ward hievon zu Thränen gerührt; „blicken Sie hin," sprach er zu mir, „vor wenigen Wochen haben diese beiden Männer Europa befreiet."

Das schnelle Aufreißen der Flügelthüren zog nunmehr unsere Aufmerksamkeit dorthin. Mit gehobenerer Stimme als bisher erschallte folgende Meldung: Sa Majesté le Roi de Prusse — leur Altesses Royals les Princes Royal de Prusse — Le Duc de Mecklenbourg! — Der König trat mit seinem glänzenden Gefolge ein und mischte sich, nachdem er von seinem erlauchten Wirthe auf das Ehrfurchtsvollste begrüßt worden war, und sich einige Augenblicke lang mit ihm unterhalten hatte, unter einen Cirkel, in welchem Lady Castlereagh präsidirte und zu dem sich auch Fürst Blücher begeben hatte. Dieser Monarch gefiel ungemein in Paris, wegen seines ritterlichen und einfachen Wesens. Sein schönes Antlitz trug einen Ausdruck von Ernst und Schwermuth. Seine beiden Söhne waren noch Jünglinge. — Der Prinz von Oranien folgte, noch bleich von der vor Kurzem erhaltenen Wunde und den Arm in der Binde tragend. Er sprach ebenfalls einige Worte mit dem Herzog von Wellington und trat dann auch zu dem obenerwähnten Cirkel.

Ich bemerkte auch den Grafen von Alava häufig in der Nähe des Herzogs. Er hatte sich durch Abfassung eines geistreichen Berichts von der Schlacht ausgezeichnet, und ward später Gesandter Spaniens, seines Vaterlandes, in England.

Der Herzog von Wellington trug die Feldmarschalls-Uniform und erschien, wie es sich für die Gelegenheit paßte, ungemein heiteren Sinnes. Er war überall und sprach mit jedem den er kannte, auf höchst leichte einnehmende Weise. Man hat behauptet, daß er sich habe überreden lassen zu tanzen, ich aber habe es nicht gesehen.

Eine der auffallendsten Erscheinungen in diesen Gesellschaftssälen, wenigstens in diesem Augenblick, war ein Bild Napoleons, welches vor Kurzem für Junot gefertigt worden, und in einem der Gemächer gegen die Wand gelehnt war. Der Herzog von Wellington hatte großmüthig gestattet, das Bild dort zu lassen und so schien der gestürzte Kaiser gewisser-

maßen mit zur Gesellschaft zu gehören. Ich sah den König von Preußen und einige andere hohe Personen, deren Schicksal mit dem des Abgebildeten in nahe Berührung gestanden hatte, das Bildniß einige Augenblicke lang betrachten und vernahm, wie sie einige Bemerkungen über die große Aehnlichkeit desselben machten.

In jenem Augenblick befand sich das Original schon auf dem Wege nach St. Helena — entthront — ein Gefangener auf Lebenszeit! — Walter Scott bemerkte mir, daß wenn er in seinen Romanen eine Scene hinstellen würde, wie sie sich hier in der Wirklichkeit darbot, man ihn der Uebertreibung beschuldigen würde. Er hatte Recht!

Nachdem wir die Säle durchwandert waren, begaben wir uns hinab in die Gärten, welche glanzvoll erleuchtet waren und durch die Darstellungen von Jongleurs und ähnlichen Gauklern belebt wurden. Ein köstliches Soupee ward hier unter Zelten aufgetragen. Ich machte den Versuch, bis in den großen Speisesaal zu dringen, um den Herzog von Wellington mit den Monarchen und Prinzen speisen zu sehen, aber das Gedränge war zu groß, ich konnte nicht hinein.

Um vier Uhr Morgens traf ich mit Walter Scott wieder zusammen, welcher mir sagte, daß er ermüdet sey und mir den Vorschlag machte, uns zusammen nach Hause zu begeben; wir verließen den Ball und als ich meine Wohnung erreichte, war es mir, als sey ich aus einem schönen Traume erwacht — aus einem Traume, den ich nimmer vergessen werde.

Sinclairs Grab in Norwegen.

Im Lenz des Jahres 1612 sandte Gustav Adolph, König von Schweden, Offiziere nach den Niederlanden und nach Schottland, damit sie Truppen für ihn aufbrächten, die ihn in seinem Kriege mit Dännemark und Norwegen Beistand leisten könnten. Unter denen welche aus Schottland dazu ihre Dienste freiwillig darboten, befand sich auch der Obrist Georg Sinclair, ein Eingeborner aus Caithneß, welcher dem Könige gegen 400 Mann zuführte. Er und seine Hochländer leisteten dem Monarchen große Dienste. Die Norweger, welche das schwere Gewicht ihrer Waffen gefühlt hatte, geriethen gegen diese kleine Kriegsschaar gewaltig in Zorn, und da sie dieselbe in offener Schlacht nicht überwältigen konnten, so faßten sie den Entschluß, sie durch eine Kriegslist zu vernichten. Die bergige Natur ihres, den Schotten unbekannten Landes, schien einen solchen Plan zu begünstigen. Sinclairs Bewegungen wurden demnach durch ausgesandte Späher auf das Sorgfältigste bewacht, und kein Mittel blieb unversucht, ihn in einen Hinterhalt zu locken. Nun ereignete es sich, daß Sinclair bei einem Streifzuge an eine furchtbare Bergschlucht gelangte, welche Kringellen genannt wird, und die er passiren mußte. Der hier in den Felsen gehauene Pfad war äußerst schmal und führte dicht an dem Rande eines Abgrundes hin, in dessen Tiefe ein mächtiger Waldstrom schäumte.

Da ihm bisher kein Hinderniß entgegen getreten war und er auch nicht die leiseste Ahnung hatte, daß in dieser Gegend ein Angriff gegen ihn stattfinden werde, setzte Sinclair sorglos seinen Weg durch das furchtbare Defilee fort. Kaum hatte er indeß die Hälfte desselben zurückgelegt, als plötzlich die Bauern, welche von seinem Marsche Kunde erhalten und sich unter der Leitung ihres Aufführers, Berdon Segelstadt von Ringedve, auf dem Gipfel der Felsen in einem Hinterhalte gelegt hatten, oben auf den Bergen erschienen, und nachdem sie jedes Weiterschreiten, jeden Rückzug verspervt hatten, sich anschickten, große Steinmassen auf die unglücklichen Schotten hinab zu wälzen, welche fast sämmtlich davon zermalmt und getödtet wurden. Ungefähr 60 der Hochländer flehten um ihr Leben, und wurden zu Gefangenen gemacht und in den Dörfern vertheilt. Die wilden Bauern aber wurden es bald überdrüßig, ihre Feinde zu füttern, sie schleppten sie sämmtlich auf eine große Wiese und ermordeten sie mit kaltem Blute. Nur ein einziger entkam, um die traurige Geschichte zu erzählen. Sinclairs irdische Ueberreste wurden auf anständige Weise zur Erde bestattet, die Leichname seiner beklagenswerthen Cameraden aber ließ man liegen, wo sie erschlagen waren, eine Beute hungriger Wölfe und Geier. — Es giebt über diese Begebenheit eine lange Norwegische Ballade, wo die bei dieser Gelegenheit bewiesene Tapferkeit der Bauern hoch gepriesen und welche überall gesungen wird.

Der Schwedenkönig beklagte tief den Verlust seines Schottischen Regiments und dessen tapferen Anführers: aber es gab jemand, der den Tod des Letzteren noch schmerzlicher fühlte. Dieß war eine junge reizende Schwedin, die Braut des gemordeten Sinclairs. Er hatte sie zuerst zu Stockholm auf einem Balle erblickt, wo er von ihrer unbeschreiblichen Schönheit unwerzüglich gefesselt wurde. Er bewarb sich um ihre Liebe, fand Erwiderung und hielt um ihre Hand an, so daß der Hochzeitstag bereits festgestellt war, als die Kriegstrompete ihn ins Feld rief.

Jahre schwanden dahin, die trauernde junge Schwedin aber vergaß nie ihren geliebten Helden, und wieß alle Heirathsanträge zurück, die ihr später gemacht wurden. So lange sie lebte pilgerte sie alljährlich nach seinem Grabe; diese ihre Wallfahrten fanden gemeinhin gegen das Ende des Sommers statt, weil um diese Zeit das Trübe der ersterbenden Natur mit ihren schwermüthigen Gefühlen übereinstimmte. Stundenlang weilte sie alsdann an der Grabstätte des Geliebten und bethauete mit ihren Thränen die kleinen wilden Blumen, die auf dem Grabhügel wuchsen.

Ein kleines, hölzernes Kreuz bezeichnet die Stätte, wo Sinclairs Staubeshülle ruht; eine kleine Inschrift an demselben lautet folgendermaßen: „Hier ruht Obrist Georg Sinclair, welcher mit 400 Schottländern von den Bauern zu Lessoe, Baaye und Froen zermalmt wurde.“ C.

Es giebt keine häßlichen Frauen.

Ein Freund des Scherzes beklagte sich eines Tages, daß er trotz seiner großen Bemühung nicht im Stande gewesen sey, ein häßliches Frauenzimmer aufzufinden, so daß er nachgrade fest überzeugt sey, wie es überhaupt in dieser Welt keine solchen Geschöpfe gebe. „Vor einigen Jahren," erzählte er, „machte ich folgendes Experiment: Ich ließ in die öffentlichen Blätter zwei Anzeigen rücksichtlich einer Haushälterin einrücken. In der einen ward ein Frauenzimmer verlangt, welches nicht nur alle erforderlichen Kenntnisse, sondern dabei auch ein hübsches einnehmendes Wesen besitzen müsse. — In der zweiten ward Häßlichkeit als eine unerläßliche Bedingung bezeichnet. Auf die zuerst erwähnte Aufforderung erhielt ich 207 Anerbietungen und ich pries mein Vaterland glücklich, das es so viel schöne einnehmende Weiber besitze. — Auf die letztgenannte Anzeige aber, erfolgte auch nicht eine einzige Anmeldung. O.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Irländer bemerkte neulich, daß die Schnelligkeit der Beförderung durch die Eisenbahnen so bedeutend sey, daß man nun von London nach Brigton in kürzerer Zeit fahren, als zu Hause bleiben könne.

Kleinigkeiten.

Der Cardinal Azolino, Liebling der Königin Christine von Schweden während ihres Aufenthaltes in Rom, vermochte sie, dem Bildhauer Auconitano die Fertigung ihres Grabmahles von weißem Marmor aufzutragen. Es enthielt vier Figuren: 1) Den weinenden Amor; 2) die Narrheit, in päbstlicher Kleidung, auf einem mit der Tiara gekrönten Esel reitend; 3) die Philosophie, eine Krone mit Füßen tretend; 4) einen Chemisten, der bläst. — Wahrscheinlich ist dieses höchst grillenhafte und charakteristische Monument längst zertrümmert.

Als Gustav Adolph bei Lützen durch Meuchelmord fiel, wurde zu Madrid die Geschichte seines Todes zwölf Tage nach einander in Gegenwart des Hofes auf dem Theator dargestellt.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Am 4ten Sept.: „Zampa, oder: die Braut von Marmor." Oper in drei Aufzügen, Musik von Herold. — Herr Cramolini: Zampa. — Dlle. Kunth: Camilla. — Letzte Gastrollen.

Wir können uns heute über Herrn Cramolini als Zampa nicht so vortheilhaft aussprechen, als wir wünschen, und wir es über seine früheren Leistungen als Joseph und Roger gethan. Die Parthie des Zampa ist nicht für diesen Künstler geeignet; obgleich ein guter dramatischer Sänger, fehlt ihm doch die dazu erforderliche physische Kraft, welcher Mangel sich besonders in den Ensembles bemerkbar machte. — Die große Arie und die Barcarole im zweiten Akte wurden recht brav gesungen. In den hohen Tönen haben wir keine Besserung bemerkt, sie waren auch heute klanglos; also fanden wir unser Urtheil bei Besprechung des Joseph bestätigt. Auch sang Herr C. einen andern als den hier gebräuchlichen Text, welches ebenfalls störte. — Herr C. wurde zwar am Schlusse von einem Theil des Publikums gerufen, der größere Theil aber schien nicht ganz befriedigt das Haus zu verlassen.

Die Kunth als Camilla können wir keineswegs loben. Der Flug den sie unternommen, ist zu kühn für ein so jugendliches Talent und sie kann ihre Stimme dadurch zu Grunde richten, zumal da es ihr noch an der gehörigen Sicherheit fehlt. Die Coloraturen in der ersten Arie kamen nicht regelrecht zu Gehör. Die Romanze „In dem Schmuck der ersten Jugend" wurde nicht mit der gehörigen Ruhe vorgetragen, sondern etwas übereilt, was dem Charakter dieses herrlichen Tonstückes merklichen Abbruch that. — In den Stellen, wo die Begleitung etwas stark ist, konnte ihre Stimme sich nicht geltend machen. Wir empfehlen dieser jungen Sängerin noch fleißiges Scalasingen und vor allem sich einer deutlichen Aussprache zu befleißigen.

Herr Schäfer als Alphonso war sehr brav. — Mad. Christiany hatte an diesem Abend die Parthie der Frau Ritta übernommen und entsprach billigen Anforderungen, — Herr Gloy als Daniel war vorzüglich. — Herr Mentschel machte aus dem Dandolo einen Possenreißer und konnte daher unmöglich befriedigen, wenn er auch einige Lacher auf seiner Seite hatte.

Die Chöre wurden recht brav ausgeführt, besonders war der weibliche Theil zu loben. — Das Orchester that seine Schuldigkeit. Mit vielem Feuer und Energie wurde die Ouvertüre executirt, welches große Erwartungen erregte und beifällig aufgenommen wurde. Schade daß die Sänger nicht von gleichem Eifer beseelt waren.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 9ten September: „Casanova." Lustspiel.
Hierauf: „Voltaires Ferien." Lustspiel in 1 Aufz.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 109 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Schuldig oder nicht?

Das Liverpool Kaleidoscope theilt nachfolgenden merkwürdigen Criminalfall mit, welcher einen neuen Beweiß für das Mangelhafte der Geschwornen-Gerichte liefert.

Thomas Harris besaß einen Gasthof: „Die aufgehende Sonne," ungefähr 18 Meilen von York auf der Landstraße nach New-Castle. Harris hatte einen Knecht und eine Magd im Dienste. Der Erstere, Namens Morgan, versah zugleich die Verrichtungen eines Aufwärters, Stallknechts und Gärtners.

James Gray, ein Hufschmidt, wanderte zu Fuß nach Edinburgh, kehrte in Harris Gasthof ein, genoß ein Abendessen und legte sich zu Bett, um dort zu übernachten. Früh am folgenden Morgen begab sich Morgan zu der nächsten Magistratsperson, und machte derselben die Anzeige, daß sein Herr, Harris, in der vergangenen Nacht einen Reisenden, Namens James Gray, in seinem Bette ermordet habe. Der Gastwirth ward sogleich vorgefordert und leugnete die That eben so bestimmt, als Morgan auf seiner Anklage beharrte, er sagte aus, daß er mit seinen eigenen Augen gesehen habe, wie Harris den James Gray in seinem Bette erwürgte, daß er aber zu spät gekommen sey, um den Letzteren zu retten. Harris habe vorgegeben, daß sein Gast plötzlich erkrankt sey und daß er ihm Beistand geleistet habe; er, Morgan, habe sich darauf scheinbar zurückgezogen, sich aber in eine angränzende Kammer geschlichen, von wo aus er durch das Schlüsselloch gesehen, daß sein Herr die Kleider des Verstorbenen durchsucht habe.

Harris leugnete bestimmt auch dieß, wie überhaupt jede Angabe des Knechts, und nachdem der Leichnam untersucht worden und keine Spur irgend einer Gewaltthätigkeit daran gefunden war, so war der Beklagte schon nahe daran freigesprochen zu werden, als plötzlich die obenerwähnte Magd erschien und um Gehör bat. Sie sagte aus, daß sie gesehen habe, wie ihr Herr, gleich nachdem er das Zimmer des Gastes verlassen, hinab in den Garten gegangen sey, wo er mehrere Goldstücke aus der Tasche gezogen, sie in ein Stück Zeug eingewickelt und dann in einem Winkel des Gartens unter einem Baume eingegraben habe.

Bei dieser Aussage erblaßte Harris, und verlegen wich er jeder Erklärung wegen der Goldstücke aus. Ein Constable ward mit der Magd nach dem Garten gesandt und wirklich fand man an der von der Letzteren bezeichneten Stelle gegen dreißig Guineen verscharrt. Jetzt gestand der Beklagte ein-

daß er die Goldstücke dort vergraben habe, aber er legte dieß Bekenntniß mit einer solchen Verwirrung ab, und gab auf alle an ihn dieserhalb gerichteten Fragen so verlegene Antworten, daß alle Zweifel an seiner Schuld verschwanden und er vor das Assisengericht gestellt ward.

Morgan wiederholte dort seine Anklage; die Magd und der Constable den Umstand mit den Goldstücken und der Magistrat bestätigte Harris Verwirrung bei dem Auffinden der Letzteren.

Harris behauptete dagegen standhaft, daß Morgans Anklage durchaus falsch und grundlos sey; rücksichtlich des Goldes aber erklärte er, daß dasselbe sein rechtmäßig erworbenes Eigenthum sey, und daß er es nur zu größerer Sicherheit in dem Garten vergraben habe; seine Verwirrung vor der Magistratsperson sey einzig und allein bei ihm durch die unangenehme Empfindung hervorgerufen, daß seine Aengstlichkeit hinsichtlich des Geldes entdeckt worden.

Der Richter erwog die Sache genau und verweilte hauptsächlich bei dem Verbergen der Goldstücke, und der Schwäche der von dem Gefangenen zur Erklärung desselben vorgebrachten Beweggründe; worauf die Geschwornen sich zurückzogen und nach kurzer Berathung das „Schuldig" über den Beklagten aussprachen.

Harris ward hingerichtet, beharrte aber bis zu seinem Tode in der Betheurung seiner Unschuld, wobei er indeß jedermann mit lebhaften Worten vor dem Laster des Geizes warnte, weil dieser wie er versicherte, einzig und allein an seinem Unglück und an seinem Tode schuld sey.

Der wahre Zusammenhang der Sache kam endlich an den Tag. Harris war durchaus schuldlos. Zwischen Morgan und der Magd bestand ein Liebesverhältniß. Als diese einst zufällig gewahrt hatte, daß ihr Herr etwas vergrub, theilte sie ihrem Geliebten diesen Umstand mit. Da dieser auch das Amt des Gärtners versah, benutzte er die erste Gelegenheit, um zu erfahren, was Harris verscharrt habe. Er grub nach und fand fünf Goldstücke, ließ sie aber liegen, und berichtete der Magd was er gefunden. Sie beschlossen nunmehr das Geld unberührt zu lassen, bis ihr Herr noch mehr hinzufügt haben würde, alsdann aber sich des Schatzes zu bemächtigen, sich damit aus dem Staube zu machen, und mit dem Gelde irgendwo ein Geschäft anzufangen.

Eines Tages war Morgan in einem Wortwechsel von seinem Herrn geschlagen worden und der Erstere beschloß sich zu rächen. In diesem verhängnißvollen Augenblick langte James Gray an. Morgan findet denselben am nächsten Morgen todt auf seinem Lager; da durchzuckte ihn der teuflische Gedanke, den Harris des Mordes anzuklagen, und während seiner Gefangenschaft den beabsichtigten Raub des vergrabenen Goldes zu vollbringen. Morgan theilte seinen Plan der Magd mit, welche ihn billigte, und worauf der Erstere sich zu der Magistratsperson begab, um die falsche Anklage vorzubringen. Als aber die Sache eine für Harris günstige Wendung zu nehmen schien, befürchtete die Magd, daß man ihren Geliebten als lügenhaften Ankläger bestrafen könne, weshalb sie beschloß, das verborgene Gold zu opfern und dadurch Morgans Aussage zu bekräftigen.

Die ganze Schändlichkeit dieses Verfahrens kam durch einen Streit Morgans und der Magd an den Tag, die zwar sofort gefänglich eingezogen, aber der gerechten Strafe durch ein ansteckendes Fieber entzogen wurden, welches Beide in ihrem Kerker hinwegraffte.

Harris Unschuld ward auch dadurch noch klarer bewiesen, daß man in Erfahrung brachte, wie James Gray, der Hufschmidt, schon früher Schlagflüssen unterworfen gewesen, und wie er niemals in seinem ganzen Leben auch nur fünf Guineen besessen hatte.

Geschichte eines jungen Franzosen.

Der junge Franzose, dessen interessante schwermüthige Lebensgeschichte den Inhalt der folgenden Seiten bilden soll, nannte sich Eugene, und war von seiner Familie, welche rücksichtlich seiner die schönsten Hoffnungen hegte, schon in seinem frühen Alter in eine der vorzüglichsten Erziehungsanstalten Frankreichs gebracht worden. Er täuschte die Erwartungen der Seinen nicht, er liebte seine Studien und bot alle seine Kräfte auf, sich auszuzeichnen. In diesem Alter ist Fleiß vielleicht eben so nützlich als angebornes Genie; in unserm jungen Schüler aber war beides vereint.

Sein eigener unbeschränkter Ehrgeiz übestieg noch bei weitem den seiner Freunde; er hatte schon die Leidenschaft seiner frühesten Jahre ausgemacht, und ward durch vielfache geistige Anlagen und durch ein großes Talent der Beredsamkeit unterstützt. — Nach Vollendung seiner Schulstudien, kam er nach Paris, um bei seinen Aeltern zu wohnen und sich seinen neuen Stand zu wählen; in dieser Rücksicht schwankte er eine Zeitlang hin und her. Außer einer wissenschaftlichen und classischen Bildung hatte er auch mehrere der neueren Sprachen erlernt. Sein Ehrgeiz aber begnügte sich damit nicht, seine Kenntnisse schienen ihm nur eine Morgenröthe auf seinem Lebenswege, ihn verlangte danach in der Sonne des Glanzes und des Ruhmes einher zu schreiten.

Er spielte mit großer Geschicklichkeit mehrere Instrumente, sang lieblich, sprach mit hinreißender Anmuth und zählte kaum achtzehn Jahre. Der zwischen seiner großen Jugend und seinen ausgebreiteten Kenntnissen obwaltende Contrast machte seine Erscheinung um so merkwürdiger. Er sah daß er häufig die Seele einer Gesellschaft war, deren Mitglieder sämmtlich älter waren als er. Das Temperament eines Franzosen führt ihn nur selten zu Träumereien oder zu einer Gemeinschaft mit der Natur in ihren einsamsten Orten: er sucht die sich rastlos hebenden Wellen der großen Welt

auf, der vergoldeten, nicht goldenen Welt von Paris, wo man seinen witzigen Wortspielen horcht, seine Ansprüche anerkennt, wo sein Geist durch Collisionen geschärft, aber nicht durch eine richtige Würdigung desselben gestärkt wird. Die leise, schwache Stimme, welche sich zuweilen in Intervallen in dem Inneren der Seele vernehmen läßt, wird in diesen Cirkeln nur selten gehört.

Eugenes Onkel war einer der Marschälle Frankreichs, sein Vater hatte eine hohe Stellung unter der Regierung Napoleons. Es gab damals in Frankreich kein ehrenvolleres Gewerbe als das der Waffen, in welchem die Protection seiner Familie, die in ihn drang es zu ergreifen, ihm von dem größten Nutzen seyn konnte. Er trat in den Cavalleriedienst und avancirte so schnell, daß er schon in seinem neunzehnten Jahre Capitain war. In einer der Schlachten in Deutschland ward er verwundet und als Gefangener nach Rußland geschleppt. Dort waren seine Leiden groß; er war dem größten Elende preisgegeben; eine ansteckende Krankheit führte ihn bis zu den Pforten des Todes. Nach der Abdankung des Kaisers und dem darauf folgenden Friedensschlusse kehrte er zu seiner Familie zurück. Er ward von seinen Aeltern über alle Beschreibung geliebt; Thränen entströmten ihren Augen, als sie seine verwelkte Gestalt erblickten, ach! sie wußten nicht, daß auch seine Seele schwer verwundet worden war.

Seine Gefangenschaft hatte drückend auf ihm gelastet, weniger wegen des Elends und der Qualen, die er in der Kälte eines strengen russischen Winters zu erdulden hatte, als deshalb, weil er durch seine Gefangennahme jeder Hoffnung auf weitere Beförderung beraubt worden war. Der Kampf schien lange währen zu wollen, Schlachten wurden geschlagen; Jahre konnten vergehen, bevor sich seine Kerkerpforten erschloßen. Er ward eine Beute dieser quälenden Gedanken, bis ihm das Leben gänzlich gleichgültig wurde. Diese Gleichgültigkeit gegen sein Daseyn verschwand aber mit Blitzesschnelle, so wie er sich wieder in Paris befand, wo ihn liebevolle Arme umschlangen, wo ihm Ruhm und Glanz neuerdings entgegentraten.

Seine Familie hatte ihn schon verloren gegeben, seit langer Zeit waren keine Briefe von ihm angelangt, man hatte ihn für todt gehalten. Sein Vater bewohnte ein schönes, großes Haus im Faubourg St. Germain; er lebte auf einem großen Fuß, und wenn ihn gleich die Regierungsveränderung die officielle Stellung raubte, die er unter Napoleon besaß, so war er doch reich genug, um ein glänzendes Haus zu machen und Gesellschaften geben zu können. Eugene mischte sich jetzt wieder entzückt unter diese Cirkel, welche für ihn einen um so größeren Reiz hatten, da er ihrer so lange entbehren mußte. Er hatte sie früher geliebt, jetzt reichten sie ihm den Balsam, dessen sein Geist bedurfte. Wenn der Ehrgeiz gebrochen ist, wenn seine glänzenden Schwingen von dem Sturme gelähmt wurden, wie geschmeidig schleicht alsdann nicht die Eitelkeit heran um die Wunden zu heilen.

Er ward neuerdings die Seele der Gesellschaften, ja, er wurde vielleicht noch mehr bewundert, als vor seinem Mißgeschick. Nie schien er früher so interessant als jetzt — nie schien er so ganz und gar den Freuden der Geselligkeit hingegeben. Er ward von den Frauen noch mehr begünstigt als je; er sprach mit einer rührenden Beredsamkeit, von seiner Gefangenschaft und seinen Leiden — sein Antlitz war todtenbleich, aber aus seinen Augen strahlte noch ganz das wilde Feuer seiner Kindheit.

So schwand neuerdings ein Jahr dahin. Eugene hatte fast zwei Jahre lang in der Gefangenschaft geschmachtet und es war beschlossen worden, seinen zwei und zwanzigsten Geburtstag mit einem glänzenden Fest zu feiern, zu dem eine große Anzahl von Gästen geladen und bei dem von Seiten der Aeltern nichts gespart worden war, um durch Pracht ihren theuren Sohn zu ehren. — Eine Leidenschaft Eugenes aber war unbefriedigt geblieben, jene Leidenschaft welche ihn als Kind in der Schule, ja selbst im Kerker verzehrte, wo sie ihm fast das Herz brach. Seine Familie, welche ihn an diesem festlichen Abend glücklich wähnte, gab sich der trügerischen Hoffnung hin, daß die Vergangenheit für ihn ihre Bitterkeit verloren habe, und daß er im Leben noch eine recht glänzende Rolle spielen werde. — Und dennoch ward grade dieser Abend das Grab aller ihrer Hoffnungen — zerriß grade er die zartesten Bande der Natur! —

(Der Beschluß folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Endlich nach langem, langem sehnsüchtigen Harren, nachdem das Publikum seit der im März gegebenen Abschieds-Oper der Mad. Diehl «Anna Bolena» keine neue Oper mehr auf hiesiger Bühne gesehen, erschienen am 8ten September die vielbesprochenen:

„Hugenotten“ von Meyerbeer,

um als ein Wunschelruthlein, neue ersehnte Goldadern zu Tage zu fordern, als ein Magnet das Publikum wieder ins Theater zu ziehen, als ein Mosesstab aus dem nackten Felsen einen Quell strömen zu lassen, dessen Wasser die von der übergroßen Sommerhitze dürr und verbrannt gewordenen Theaterfelder, neu erfrischen, neu grünen machen sollte.

Das geniale Werk Meyerbeers ist in jeder Beziehung zu colossal, um nach einmaligem Hören ganz erfaßt, ganz verstanden zu werden; wir werden also, um zum mehrmaligen Hören Zeit zu gewinnen, um die musikalischen Schönheiten dieses Riesen-Werkes gehörig würdigen zu können, diesen Bericht in zwei Abtheilungen erscheinen lassen, und in der ersten den wunderlieblichen Scribeschen Text, in der

zweiten die gigantesse Musik, die Aufführung und Scenerie ausführlich besprechen.

Hamburg ist, so weit bis jetzt bekannt, die vierte deutsche Bühne, auf welcher die »Hugenotten« erschienen. Coln führte sie zuerst in Deutschland ein, indem schon im März des laufenden Jahres, der damalige Direktor des dortigen Stadt-Theaters, Herr Mühling, diese Oper in Scene setzte. — Um dies möglich zu machen, ließ er den Scribeschen Text, welcher wegen der dort herrschenden Religions-Parthei Coln ist bekanntlich die Residenz des Erzbischofs) nie die Censur passirt hätte, durch den Regisseur seiner Bühne, Hrn. Ludw. Meyer, gänzlich umarbeiten und gab die Hugenotten unter dem Titel: «Margarethe von Navarra, oder: Partheienhaß,» mit ausgezeichnetem Erfolge. — Etwa drei Wochen später, kam sie nach der (im Clavier-Auszug enthaltenen) Bearbeitung des Herrn Castelli, in Leipzig zur Aufführung; vor ganz kurzer Zeit erschien sie in Frankfurt am Main und Hamburg folgte nun am 8ten September nach.

Wenig Opernbücher werden dem Componisten ein so reiches Feld bieten, seine Phantasie nach allen Richtungen hin glänzend zu entfalten, als der Scribesche Text zu den Hugenotten. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, das dieser Text ohne Musik gegeben, seine Wirkung nicht verfehlen kann und so viel werth ist als manches neuere Schauspiel. Obgleich nun Herr Castelli recht viel gethan hat, diesen vortrefflichen Text zu vortheilhaft zu feilen, so bleibt doch noch so viel Schönes übrig gehn andre Librettos daraus zu schaffen. Um mit dieser Bearbeitung des Herrn Castelli, die vorehrlichen Leser bekannt zu machen, wollen wir am Schluß einige Verse abdrucken lassen, die das Obengesagte vollkommen rechtfertigen werden.

Der erste Akt führt uns in den reichen Salon des jungen leichtsinnig-liebenswürdigen Grafen Nevers. Eine Menge junger Katholiken aus den ersten Familien sind bei ihm zu einem Festgelage versammelt, und erwarten noch die Ankunft des Raoul de Nangis, eines jungen hugenottischen vornehmen Edelmannes, der vom Festgeber auch eingeladen ist. Raoul kömmt, wird freundlich empfangen (es war damals Friede zwischen den beiden sich feindlich gegenüberstehenden Partheien) und jubelend geht man zu Tische. Man scherzt, erzählt Liebesabenteuer, und auch Raoul, ohne den Namen seiner Schonen zu nennen, erzählt wie er die Geliebte einst aus den Händen roher Studenten zu Amboise errettet und so ihr Herz gewonnen, wie er sie ewig lieben werde, und sie ihm auch Treue gelobt. Jetzt erscheint Marcel, der alte Diener Raouls, seinen Herrn suchend. Er ein streng asketischer Hugenot, ist entsetzt, seinen geliebten Herrn in der Gesellschaft der Gottlosen zu erblicken und warnt ihn vor Gefahr, — Er wird von der munteren ausgelassenen Gesellschaft verhöhnt, Raoul nimmt sich seiner an, doch zur Strafe soll er ein Lied singen. Er thut dies gern, und um seinem Hasse gegen die Katholiken Luft zu machen, singt er ein Hugenottisches Kampflied. Mittlerweile ist ein Diener des Grafen eingetreten und meldet ihm, daß eine Dame ihn zu sprechen begehrt. Der Eitle glaubt eine neue Eroberung gemacht zu haben, bittet seine Gaste ihn zu entschuldigen, und geht in ein Nebenzimmer die Dame zu empfangen. — Die munteren Freunde belauschen ihn, ziehen auch, fast wider seinen Willen, Raoul herbei, die Schone zu sehen, und wer beschreibt seinen Schreck, sein Entsetzen, er erkennt in der Dame — seine eigne Geliebte. Der Graf kommt zurück, von ihm hören wir, was er jedoch den Freunden verschweigt, daß jene Dame, Valentine, seine eigne Braut, ihm vom Vater dem Grafen St. Bris verlobt, bei ihm war, um ihn, aufgefordert durch ihre Beschützerin, die Königin Margarethe, zu beschworen, ihre Hand nicht anzunehmen, sie nicht unglücklich zu machen; sie achte ihn hoch, doch könne sie ihn nicht lieben, da ihr Herz einem Andern gehore — Nevers gewährt ihre Bitte. — Die Freunde des Grafen necken denselben noch über das eben bestandene Liebesabenteuer, als ein junger Page eintritt, nach Raoul de Nangis fragt, und demselben einen Brief übergiebt, die Einladung einer hohen Dame, die sich jedoch nicht nennt, enthaltend, in einer bereitstehenden Kutsche, mit verbundenen Augen sich zu ihr führen zu lassen. — Raoul von Muth und Rache gegen die treulose Geliebte, folgt dieser Aufforderung unter dem Jubel und den Glückwünschen der jungen Edelleute, welche in dem Boten einen Pagen der Königin erkannt haben, und den Ritter um das hohe Glück beneiden, welches ihn bei Margarethen, der schönsten Frau Frankreichs, erwartet. —

Der zweite Akt versetzt uns in den zauberähnlichen Schloßpark der Königin zu Chenonceau. Margarethe von Valois, die in der Geschichte Frankreichs so berüchtigt geworden, die Phryne, von elenden Schmeichlern und feilen Dichtern die zehnte Muse und vierte Grazie genannt, Margarethe hat so eben in den Wellen des reizenden Flußes, der den Garten durchströmt, ein Bad genommen. Die Damen ihres Hofes sind noch damit beschäftigt, die schönen Glieder im exquisitesten Wellenbade zu erstarken. Sie tanzen, bilden anmuthige Gruppen, und singen Lieder zum Lobe der Gottin Cythere, sie preisen das Geschick, Priesterinnen der holden Gottinn von Amathunt zu seyn. — Valentine, die Tochter des Grafen St. Bris, gewesene Verlobte des Grafen Nevers, kommt zur Königin und meldet ihr, wie sie ihren Befehlen zu Folge, den Grafen gebeten, die Freiheit ihr zurückzugeben, und er es ihr zugesagt. — Margarethe entdeckt ihr, daß der Geliebte ihres Herzens, Raoul, sogleich hier erscheinen, und wie sie auch heute ihr ein großes Glück verkünden werde. Sie entläßt jetzt ihre Damen, um Raoul zu empfangen. Dieser erscheint mit verbundenen Augen, sie erlaubt ihm die Binde zu lösen. Voll Entzücken sieht er sich an einem so herrlichen Ort, den alle Reize der Natur und Kunst schmücken, einer wunderschonen Dame gegenüber, die ihn freundlich begrüßt. Margarethe versichert ihm, nur sein Glück zu wollen und fordert von ihm unbedingten Gehorsam, den er ihr verheißt, als der Page die Ankunft des Hofes meldet, um die Königin zu begrüßen. — Erschreckt hort Raoul das die schone Dame, Margarethe von Valois sey, die Schwester seines Konigs Carls IX. — Sie beruhigt ihn und bittet ihn sich seines Gelübdes zu erinnern. — Der Hof erscheint, mit ihm die Grafen St. Bris und Nevers, so wie neben dem katholischen Adel viele vornehme Hugenotten. Die Königin theilt der Versammlung den Wunsch des Königs mit, künftig die Partheien nicht mehr feindselig gegenüber zu sehen. Katholiken und Hugonotten nähern sich einander und schworen Friede und Freundschaft, in die Hande der Königin. Diese meldet dem Hofe, daß der König und sie beschlossen haben, durch die Bande des Bluts die Feinde in Freunde zu wandeln, die Hugenotten an die Katholiken zu fesseln, und daher solle Raoul der Hugenottenführer, die Tochter des edlen Katholiken St. Bris ehelichen, Raoul habe ihr Gehorsam gelobt und St. Bris willige ein. Man holt die Braut herbei — es ist Valentine! — Raoul erkennt seine, wie er glaubt, treulose Geliebte, stößt sie zurück — und schwort, daß dies Weib nie seine Gemahlin werden durfe. — Entsetzt hören alle diese ungeheure Beleidigung: die Partheien dringen auf einander ein — und nur dadurch, daß Margarethe den Raoul entwaffnen laßt, und dem Grafen St. Bris nebst Nevers befiehlt, nach Paris zum Konige zu eilen, der sie zu sehen wünsche, verhindert sie blutige Streit. Ergrimmt trennen sich die Partheien, baldige Rache sich gelobend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 11ten September, zum Zweitenmale: „Die Hugenotten, oder: Die St. Bartholomäusnacht.“ Oper in 5 Aufzügen. Musik von Meyerbeer.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 110 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Wiedersehn nach dem Tode.

Ein Geselle eines Segelmachers in London bekam eines Tages von seinem Brodherrn die Erlaubniß, während der bevorstehenden Weihnachtsfeiertage seine Mutter zu besuchen, die in Kent, einige Meilen jenseits Deale wohnte. Er legte den Weg zu Fuß zurück, als er aber Deal erreicht hatte, fühlte er sich plötzlich unwohl und unfähig weiter zu wandern, weshalb er die Eigenthümerin eines kleinen Wirthshauses, die, wie er wußte, eine Bekannte seiner Mutter war, um ein Nachtlager ersuchte. Ihr Haus war aber gefüllt und jedes Bett besetzt; sie erklärte sich indeß bereit ihn bei sich aufzunehmen, falls er ein Bett mit ihrem Oheim theilen wolle, dem Bootsmanne eines vor Kurzem angelangten Ostindienfahrers. Der Segelmacher nahm dieß Anerbieten dankbar an und legte sich mit seinem neuen Schlafkameraden zur Ruhe. Während der Nacht aber nahm sein Uebelbefinden so sehr zu, daß er seinen Bettgefährten weckte, ihm erklärte, daß er hinaus ins Freie müsse, und ihn befragte, wie er hinab in den Garten gelangen könne. Der Bootsmann sagte ihm, er müsse durch die Küche gehen, bemerkte ihm aber, daß der Drücker der zum Hofe führenden Thür beschädigt sey und rieth ihm, aus seiner Tasche ein dort befindliches Messer zu nehmen, womit er die Klinke aufheben könne.

Der junge Mann folgte diesem Rathe, fühlte sich, nachdem er eine halbe Stunde im Garten zugebracht, besser und kehrte in die Schlafkammer zurück, wo er indessen zu seinem Erstaunen den Bootsmann nicht mehr vorfand. Ungeduldig indeß seine Mutter wiederzusehen, fragte er nicht weiter nach demselben, sondern machte sich noch vor Tagesanbruch auf den Weg und langte gegen Mittag in seiner Heimath an.

Die Wirthin, welche wußte, daß er frühzeitig hatte aufbrechen wollen, wunderte sich durchaus nicht; als aber ihr Oheim am Morgen nicht zum Vorschein kam, stieg sie die Treppe hinan, um sich nach ihm umzusehen. Wie groß aber war ihr Schrecken, als sie das Bett mit Blut befleckt fand und jede Nachfrage rücksichtlich ihres Oheims fruchtlos blieb. Man suchte überall nach und entdeckte nunmehr auch Blutspuren auf der Treppe, bis zur Straße und sogar noch weiter hinab, bis zum Wasser. Alle Zungen kamen jetzt in Bewegung, der Verdacht fiel auf den jungen Mann, welcher während der Nacht sein Lager getheilt hatte, und niemand zweifelte daran, daß er seinen Schlafkameraden ermordet und den Leichnam in die See geworfen habe.

Ein Verhaftsbefehl ward gegen den Segelmacher erlassen

und schon am Abend desselben Tages ward er in der Wohnung seiner Mutter gefangen genommen. Bei näherer Nachsuchung entdeckte man Blutspuren an seinem Hemde und seinen Beinkleidern; auch fand sich in seiner Tasche ein Messer und eine seltene Silbermünze, welche beide Gegenstände die Wirthin für das Eigenthum ihres Oheims erklärte; auch behauptete sie, beide Dinge noch bei ihm am Abend gesehen zu haben, als er sich mit dem jungen Manne hinauf auf die Schlafkammer begab.

Wegen dieser stark gegen ihn zeugenden Umstände, ward über den unglücklichen jungen Mann das „Schuldig“ ausgesprochen. Er erzählte die Sache der Wahrheit gemäß, da er aber wegen der Silbermünze gar keine Auskunft und wegen der Blutspuren an seinen Kleidungsstücken keine andere als die geben konnte, daß er sie bekommen haben müsse, als er sich nach seiner Rückkehr aus dem Garten auf das Bett geworfen, so schenkte ihm niemand Glauben. — Das Verschwinden des Bootsmanns, die Blutspuren an den Kleidern des Beklagten und auf der Gasse bis zum Ufer des Wassers, das Geldstück, Alles, Alles sprach in den Augen der Richter so unwiderlegbar gegen den jungen Mann, daß er verurtheilt ward, nach dreien Tagen gehängt zu werden.

Die Henker jener Zeit, (diese Begebenheit trug sich im Jahre 1723 zu) waren noch nicht so gewandt, als die Scharfrichter unserer Tage. Der junge Mann war hoch gewachsen, so daß, nachdem er gehängt worden, seine Füße fast den Boden berührten. Einige seiner Freunde gewahrten dieß und schoben unbemerkt Steine hin, so daß er festen Fuß fassen konnte. Nachdem er abgeschnitten worden, trugen diese Freunde den vermeintlich Entseelten heim, und bald gelang es ihnen, ihn gänzlich zum Leben wieder zu erwecken.

Man hielt es nun für rathsam, daß er sofort das Land verlasse und nie wieder zurückkehre; er wanderte demnach zur Nachtzeit nach Portsmouth, wo er sich an Bord eines Kriegsschiffs begab, das eben bereit lag, nach einem entfernten Welttheile unter Segel zu gehen. Er hatte seinen Namen verändert und so kam seine tragische Geschichte nicht an den Tag.

Nach mehreren Dienstjahren, während welcher Zeit er sich durch ein exemplarisches Benehmen bis zum Range eines Obersteuermannes hinaufgeschwungen hatte, ward er mit Mehreren der Besatzung in Westindien auf einem anderen Kriegsschiffe angestellt. Wie groß aber war sein Erstaunen und seine Freude als der erste Mann, der ihm auf jenem Schiffe entgegentrat, jener Bootsmann war, wegen dessen Ermordung er vor fünf Jahren verurtheilt und gehängt worden. Der ehrliche Bootsmann wunderte sich nicht weniger, als er hörte was sich zugetragen; und nunmehr folgte die Erklärung seines räthselhaften Verschwindens. Er hatte sich, ohne Vorwissen seiner Nichte, am Tage der Ankunft des jungen Segelmachers zu Deal von dem Barbier des Orts eine Ader schlagen lassen. Als ihn der junge Mann in der Nacht erweckte und sich hinab in den Garten begab, bemerkte er, daß die Aderlaßbinde sich gelöst hatte

und der Arm wieder blutete. Darüber erschreckt, stand er auf um sich über die Straße nach der Wohnung des Barbiers zu begeben; kaum aber war er aus dem Hause getreten, als er überfallen, zum Matrosen gepreßt, und in ein am Ufer bereit liegendes Boot geschleppt wurde. Er ward darauf an Bord eines Kriegsschiffes gebracht, welches sogleich nach Ostindien unter Segel ging. Was die Silbermünze anbetraf, so war dieser Umstand nicht anders zu erklären, als daß solche, als der junge Mann in der Dunkelheit das Messer aus der Tasche seines Schlafkameraden zog, sich zufällig zwischen die Klinge und die Scheide geschoben haben müsse.

In England wieder angelangt, machten Beide diese Begebenheit den Richtern bekannt, welche darauf die Unschuld des fälschlich Verurtheilten öffentlich erklärten.

Geschichte eines jungen Franzosen.

(Beschluß.)

Eugene wußte, daß der Sturz Napoleons seine kriegerische Laufbahn geschlossen hatte. Sein Oheim, der Marschall, war mit seinem Gebieter gefallen — der ganze Einfluß seiner Familie bei der Armee war dahin; er konnte zwar wieder Dienste nehmen, aber nur mit der hoffnungslosen Aussicht jener aus der Gefangenschaft zurückgekehrten Offiziere, die die Straßen von Paris füllten. Seine stolzen Träume von Ruhm und Glanz, welche sein früherer glücklicher Erfolg verwirklichen zu wollen schien, waren auf ewig verschwunden. — Auch die vormalige glänzende Lage seines Vaters hatte eine bedeutende Veränderung erlitten und sein Einkommen war sehr geschmächt worden; seine Aeltern betrachteten diesen Wechsel des Glücks mit jenem leichten heiteren Sinn, welcher den Franzosen bei Unglücksfällen so eigenthümlich ist. Eugene aber konnte nun ein für allemal nichts in der Welt mit Ruhe betrachten — er konnte nur hoch, oder gar nicht spielen. Er hätte sich leicht um eine Anstellung im geistlichen oder Civilfache bemühen können, worauf seine Familie noch immer Einfluß hatte; aber er konnte sich dazu nicht entschließen und schwankte bis zu dem schon obenerwähnten Balladend, rücksichtlich seiner Pläne für die Zukunft, unschlüßig hin und her.

Seit einigen Wochen besuchte er den Abt Augustin, den Oberen der Trappisten, bei dem er nach seiner Rückkehr aus Rußland gebeichtet hatte. In der Unterhaltung mit demselben von der selbst seine Mutter nichts wußte, ward er durch die Worte Augustins oftmals beruhigt. Der Abt aber hatte den Charakter seines Beichtkindes nicht genugsam erforscht.

Der festliche Tag erschien — die Säle waren mit Gästen angefüllt — alles überhäufte den Gefeierten mit Glückwünschen. Er schloß sich dem Tanze an und durchflog die Reihen mit mehreren reizenden Frauen, die fast sämmtlich ein ungemeines Interesse für ihn empfanden. — Von dieser Scene der

Freude und des Glanzes aber zog sich Eugene plötzlich zurück. Ein glänzendes Soupee war bereitet und schon war die Zeit herangerückt, sich zu demselben niederzulassen. Es ward Mitternacht und seine Familie unruhig über sein Ausbleiben, suchte ihn in seinem Zimmer auf, aber er war nicht dort. —. Angsterfüllt harrte man bis zum Anbruch des Tages, Eugene aber kehrte nimmer zurück!

Wohin er sich an jenem Abend so plötzlich begab, wird am leichtesten durch einen Brief erzählt, den er an seine Mutter schrieb, welchen sie aber erst zwei Jahre nach seinem Verschwinden empfing, bis zu welcher Zeit alle Nachforschungen nach ihm fruchtlos geblieben, so daß er allgemein für todt gehalten wurde. Der Brief lautete wie folgt:

Monte Giove unfern Ancona 18 —

„Meine theure Mutter! Nur mit dem tiefsten Grame trennte ich mich von Ihnen. Wie oft habe ich in meiner Erinnerung die Zärtlichkeit wach gerufen, die Sie mir erzeigten. Nimmermehr werde ich die Liebe und Güte vergessen, womit Sie mich überhäuften. Der Himmel belohnte mich an jenem Abend, als sich in Ihrem Gesellschaftssaal alles dem Scherze und der Freude hingab. Sie sahen mich nicht in jenem Augenblick — Sie konnten den Schlag nicht schauen, der mich traf. — Sie konnten die Stimme nicht vernehmen, die mich rief. — Ich mußte diesem Rufe folgen; ich befinde mich jetzt in einer Zelle, die mir theuer geworden ist, hören Sie die Geschichte jenes Abends. Sie gaben jenes Fest mir zu Ehren, luden alle meine Bekannte dazu ein und sparten kein Geld, damit es prachtvoll begangen werde. Ich kann jetzt davon reden, da seitdem zwei Jahre vergangen — früher aber wagte ich nicht zu schreiben, weil ich nicht Kraft genug in mir fühlte, bei diesen Erinnerungen zu verweilen. Das Irdische ist nicht so leicht zu bekämpfen — endlich aber habe ich den Sieg davon getragen. Als die Mitternachtsstunde heranrückte, hatte ich grade mit der jungen Geäfin ** getanzt, welche Sie mir zur Gattin bestimmten, und die ich damals wirklich allen anderen Frauen vorzog. Ich will auch hievon nicht mehr reden, ja selbst nicht einmal daran denken, denn ein solcher Gedanke ist Sünde und ich werde dafür in meiner einsamen Zelle büßen —' in diesem Briefe aber mußte ich diesen Umstand anführen. — Nach beendigtem Tanze trat ich in einen Winkel und überschauete die glänzende Scene rund um mich her — da ersaßte mich plötzlich und unwiderstehlich der Gedanke mich dem Himmel zu weihen, wobei sich meiner auf der Stelle ein solcher Abscheu gegen das Getreibe dieser Welt bemächtigte, daß ich mich schnell in mein Zimmer zurückzog, um über das nachzudenken, was mir ein Ruf von oben schien. Mit jedem Augenblick ersaßte es mich allgewaltiger — mächtiger trieb es mich an auf der Stelle zu entfliehen und meinen Plan in Ausführung zu bringen. — Noch in derselben Nacht begab ich mich zu dem Abte Augustin, dem Oberen der Trappisten, er war ob meines Entschlußes hocherfreut, gelobte mir aber denselben in verschwiegener Brust zu bewahren. Er gab mir ein Schreiben an ein Seminarium in Avignon, wo ich einige Zeit blieb, und von wo ich mich später in dies Kloster begab. In meiner einsamen Zelle finde ich oft die Ruhe, welche mir die Welt nicht zu bieten vermochte. Adreßiren Sie ihre Antwort an den Bruder Ireno, welchen Namen ich hier führe."

Gefahr eines Perlenfischers.

Ein Perlenfischer hatte eilf Klafter tief untergetaucht, hoffend dort eine reiche Beute zu machen. Da sah er plötzlich wie das Wasser sich verfinsterte, er blickte auf und gewahrte in geringer Entfernung über sich einen ungeheuren Haysisch, welcher seine Bewegungen scharf zu beobachten schien und offenbar beabsichtigte ihn zu verschlingen. Der Taucher schoß mit Blitzesschnelle einen Felsen zu, hoffend sich dadurch dem Auge des Ungeheuers zu entziehen, und dann schnell empor zu tauchen. Der Haysisch aber schlug mit seinem Schweife und folgte ihm ruhig, jedoch sichtbar entschlossen, ihn, so wie er auftauchen würde, zu verschlingen. In dieser gefahrvollen Lage faßte der Perlenfischer einen kühnen Entschluß. Er warf sich schnell hinab bis auf den Grund, rührte mit dem Stabe den alle seines Gewerbes bei sich führen, den Schlamm auf, so daß das Wasser sich verdichtete und der Raum zwischen ihm und seinem Verfolger undurchsichtig wurde, worauf er einige Schritte weiter schwamm und mit Blitzesschnelle zu der Oberfläche und den Fischerböten auftauchte.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Die „Hugenotten" Oper von Meyerbeer.

(Fortsetzung.)

Im dritten Akt befinden wir uns zu Paris auf dem Pré aux clercs, dem Vergnügungsort aller Stände der Seine-Stadt, dem berüchtigsten Orte, wo täglich mehrere Opfer der Duellwuth gebracht wurden. Das regste Leben herrscht hier. Hugenotten und Katholiken mit ihren Weibern und Mädchen, Schreiber, Pfaffen, Soldaten, Bürger, Alles drängt sich im bunten Gewimmel durcheinander, und ist lustig und guten Muths. Da nähert sich der Brautzug des Grafen Nevers dem Platze; um sich in die Kapelle zu begeben, die heilige Weihe des Ehesacraments zu empfangen; denn nach der unerhörten Beleidigung die St. Bris und Valentine durch Raoul erfahren, indem er ihr Hand verachtungsvoll ausgeschlagen, hat St. Bris die Tochter gezwungen, dem Nevers zum Altar zu folgen. Nach Beendigung der Ceremonie erscheint Nevers mit dem Vater seiner Gattin, und meldet ihm wie er seiner jungen Gemahlin erlaubt habe, bis gegen Abend in der Kapelle am Fuß des Altars zu beten, und wie er später zurückkehren werde, um sein junges Weib mit fürstlichem Glanz in sein Haus einzuführen. Die Nachtmette ist unterdeß geläutet und Scharwächter benachrichtigen das

Volk, daß es Zeit sey, sich nach Haus zu begeben. Die Masse zerstreut sich in die Schenken, die sich auf dem Pré aux cleres befinden. Schon früher ist Marcel erschienen und hat dem St. Bris einen Brief seines Herrn übergeben, der mit der Königin in Paris eingetroffen, ihn zum Zweikampf fordert. St. Bris sagt zu und begiebt sich mit einem Vertrauten (Maurevert) zurück in die Kapelle, und dann nach Hause, um Vorkehrungen zum Kampf zu treffen. Marcel auf der Wiese verweilend und seinen Herrn erwartend, sieht eine Dame in größter Bestürzung aus der Kapelle treten, die ihn, ihn bei seinem Namen rufend, beschwört, sich sogleich zu Raoul zu begeben und denselben zu benachrichtigen, daß bei dem Zweikampfe er durch einen Ueberfall der Häscher in der Verwirrung getödtet werden solle; sie habe eben in der Kapelle dies schreckliche Complott vernommen, — Jetzt nähern sich die kampfenden Partheien. Valentine eilt in die Kirche zurück, um sich von ihrem Vater hier nicht sehen zu lassen. Raoul und St. Bris mit ihren Secundanten treten auf, der Kampf soll beginnen, als Maurevert, der Vertraute des Grafen mit den Häschern herbeikommt und sich zur Parthei St. Bris schlägt. — Marcel, den Verrath kennend, ruft um Hülfe; Hugenottische Soldaten stürmen in Menge aus den Schenken herbei; der Graf kurz gleichfalls um Hülfe, die Katholiken erscheinen; sie bedrohen sich gegenseitig, verhohnen einander, die Wuth steigt und das Gemetzel soll eben beginnen, als die Königin Margarethe, nach dem Louvre zurückkehrend, auf der Wiese erscheint und durch ihren Machtspruch dem beginnenden Kampfe zuvorkommt. Nun naht der Graf Nevers mit glanzendem Hochzeitsgefolge, reicher Dienerschaft, wahrsagenden und Glücksverkundenden Böhmen, die sich in Paris aufhalten, um mit Pomp seine Gemahlin heimzuführen. Die Böhmischen Wahrsager führen nationelle Tänze auf, und unter schelndarem Jubel, doch innerlich voll Wuth und Grimm, stehen die feindlichen Partheien sich gegenüber. Die Königin bricht auf unter einer glanzenden Fackelbegleitung, und auch Nevers mit den Seinigen begiebt sich hinweg.

Der vierte Akt führt uns in die Wohnung des Grafen Nevers. Valentine, seine junge Gemahlin, beweint den Schritt den sie auf Befehl ihres Vaters thun mußte, ihre Hand dem Grafen gegeben zu haben, den sie achtet, aber mit dem Bilde Raouls im Herzen nicht lieben konnte. Da tritt dieser plötzlich in ihr Zimmer. Von Marcel hat er gehört, daß sie ihn noch liebe, daß sie um sein Leben besorgt gewesen. Voll Schrecken beschwört sie ihn, sie zu verlassen und sich nicht der dringenden Gefahr auszusetzen, doch er ist entschlossen zu sterben, da er sie, sein Liebstes auf der Welt, verloren hat. Da hört sie ihren Vater mit ihrem Gemahl sich nahen, und sieht Raoul an, sich zu verbergen, um sie nicht der Schande Preis zu geben, die sie trafe wenn man ihn bei ihr fande. Er erfullt ihren Wunsch. St. Bris und Nevers treten ein, gefolgt von den Hauptern des katholischen Adels. Mit ihnen kommen noch Volk, Magistratsbeamte, Soldaten, ja selbst Weiber, um das zu hören, was St. Bris ihnen mitzutheilen hat. Dieser zeigt ihnen nun an, wie Carl IX. die Ausrottung der Hugenotten beschlossen habe und die heutige Nacht zum Lästen Auguste dazu bestimmt sey die Ketzerbrut zu vertilgen. Alle sind freudig überrascht, nur Nevers will sich nicht zum Meuchler hergeben, und zerbricht eher sein Schwerdt als daß er es schandet. Er wird auf Befehl seines eignen Schwiegervaters gefangen fortgeführet. Die Rollen des blutigen Dramas werden vertheilt, Verschwiegenheit bis zum Augenblick wo die Glocke von St. Germain das Zeichen zur Mordlung geben wurde, peinlich gelobt, von den anwesenden Monchen die Waffen eingesegnet, das Erkennungszeichen der Kaiholiken, eine weiße Armbinde ausgetheilt, und Alles begiebt sich fort, zur Blutarbeit sich zu starken. Jetzt stürzt Raoul entsetzt aus seinem Versteck, er will fort die Bruder zu warnen; Valentine wirft sich ihm in den Weg; nicht will sie das er mit den Andern verderbe. Raoul hort sie nicht an — da gesteht sie ihm ihre heiße, innige Liebe zu ihm, die nie aufgehört hatte ihr Herz zu erfullen. — Voll Seligkeit sinkt er ihr zu Füßen, da ertönt das gräßliche Zeichen zur Bluthochzeit vom Thurm der alten Kirche l'Auxerois. — Raoul kommt zur Besinnung, reißt sich von der Geliebten los, die seine Knie umklammert, um mit den Freunden zu sterben. Er stürzt fort zu Kampf und Tod, die unglückliche Valentine, die fast ohne Bewußtseyn zu seinen Füßen lag, in ohnmachtigem Jammer zurücklassend.

In den ersten Scenen des fünften Akts finden wir uns in dem Palast zu Nesle, wo eben die Hochzeit Margarethens mit Heinrich von Navarra von den Hugenotten gefeiert wird. — Plötzlich tönen in den Jubel der Hochzeitfeier die fürchterlichen Klänge der Sturmglocke. Raoul stürzt blutend herein, seinen Gefährten die schreckliche Kunde mitzutheilen — Der Jubel verstummt, und rachgierig stürmen die Hugenotten fort zum Kampfe. — Die Scene verandert sich und führt uns auf einen dusteren Kirchhof. Marcel schwer verwundet ist hieher gestohen, um hier den Tod zu erwarten. In der Kirche liegen Greise, Weiber und Kinder der Hugenotten auf den Knieen, und flehen zum Herrn um Rettung!! Auch Raoul hat hieher sich durchgekampft und ist bereit, an dem heiligen Orte mit seinen alten Dienern den Todesstreich des Feindes zu erwarten. Da stürzt auch Valentine herbei! — Ihr Gatte ist gefallen und ihren Bitten ist es gelungen, die Königin Margarethe zu bestimmen, den geliebten Raoul zu retten. Sie will mit ihm in ein ferneS Land fliehen, die Königin begünstigt die Flucht und hat für Verkleidungen gesorgt. Schon will Raoul nachgeben, als der alte Marcel ihn daran erinnert, daß er nie glucklich werden konne, wenn er seine unglücklichen Bruder im Tode verließe — Raoul fühlt dies mit ihm, und schwört, bei den Seinen bis zum letzten Lebenshauch zu bleiben. — «Nun denn so bleibe auch ich bei Dir, hier schwore auch ich meinen Glauben ab — Dein Gott ist auch der Meine, ich bin Dein Weib — Du bist mein Gott und meine Seligkeit!» so ruft Valentine und stürzt in Raouls Arme. Entzückt bittet dieser seinen alten Diener und Freund, da kein Priester seines Glaubens hier ist, das Amt des Priesters zu übernehmen und die Ehe einzusegnen, damit ir Valentine als sein Weib ins freudigere Jenseits hinuber nehmen konne. Gerührt segnet der Alte unter Gesangen der Hugenotten in der Kirche, das junge Paar. — Nun dringen die Morder in das Heiligthum ein, und fordern die Hugenotten auf, ihrem Glauben zu entsagen (abjurez hugenots). Diese entgegnen, daß sie bis zum letzten Athemzuge treu ihrem Gelübde bleiben werden — und — — mit Gewehrsalven werden die Wehrlosen zu Boden gestreckt. Auch zu Raoul und den Seinigen kommen die Meuchler, auch ihnen wird zugerufen, ihren Glauben abzuschwören, doch kühn schreitet Marcel mit Valentine und Raoul, den Mordern entgegen, reißt seine Brust auf und fordert auf ihn zu durchstoßen. Erstarrt von dieser Kühnheit, beschließen die Feinde, sie nicht zu erschießen, sondern schleppen sie mit sich fort. Abermals verwandelt sich die Scene, und wir befinden uns in einer Straße von Paris. Die finstere Nacht wird nur durch den Schimmer einzelner Sterne matt beleuchtet. Die Hugenotten fliehen von den Katholiken verfolgt. Raoul mit Marcel und gefolgt von Valentinen, hat sich durch die Feinde geschlagen, sinkt aber todlich verwundet zur Erde. Da nahen neue Mordergeschaaren, St. Bris an der Spitze. «Wer ist hier?» ruft er ihnen zu. «Hugenotten!» antwortet mit der letzten Kraft seiner Stimme Raoul. St. Bris giebt das Zeichen, es erfolgt eine Salve. Todt bleibt Raoul und Marcel auf dem blutgetrankten Boden liegen. «Mein Vater,» ruft sterbend Valentine, «Du hast Dein eigenes Kind gemordet.» — «Allmachtiger, was habe ich gethan,» schreit entsetzt und verzweifelnd St. Bris auf die Leiche der Tochter niederstürzend, und unter dem hollischen Jubelchor der Katholiken fällt der Vorhang.

(Die Fortsetzung folgt.)

Mittwoch, den 13. Sept.: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 111 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Einquartirungsbillet.

Erzählung.

Es war gegen drei Uhr an einem kalten, feuchten Novembertage, als ein von dem Lieutnant Mostyn befehligtes Detaschement vom Regiment der Königin, in die weitläuftige, alte Stadt Balinacreagh einrückte. Die Soldaten und ihr Offizier waren durchnäßt und ermüdet, und harrten mit Ungeduld auf dem Marktplatze dem Empfange ihrer Einquartirungsbillette entgegen; denn die Stadt war bereits so sehr mit Truppen angefüllt, daß man in den Gasthäusern kein Unterkommen oder sonstige Bequemlichkeiten zu finden hoffen konnte. Endlich, nachdem der Talisman in ihren Händen war, welcher selbst die hartnäckigste Thür zu öffnen vermochte, trabte Lieutnant Mostyn mit zehn seiner Leute, welche mit ihm denselben Bestimmungsort hatten, durch drei bis vier Gassen, bis sie endlich vor einem großen düsteren Gebäude anlangten, welches dem Anschein nach von einer der angesehensten Familien der Stadt bewohnt war. Ein schon sehr betagter Diener in reicher Livree öffnete die Thür und schien mehr unangenehm überrascht als erfreuet durch die Erscheinung der ungebetenen Gäste, welche in Folge der Einquartirungsbillets ein Nachtlager begehrten. Nach einigem Zögern ersuchte er Lieutnant Mostyn in die Vorhalle zu treten, seine Leute aber zu beordern draußen zu bleiben, bis er die weiteren Befehle seines Herrn eingeholt haben würde. Obgleich diese neue Zögerung ihm keineswegs angenehm war, willigte dennoch der Offizier darin, berücksichtigend, daß ein solcher unerwarteter Zuwachs der Hausgenoßenschaft in jeder Familie eine Störung veranlassen müsse.

Der Diener kehrte bald zurück und erklärte dem Lieutnant, daß sein Gebieter mit Vergnügen bereit sey jegliche noch so bedeutende Vergütigung baar zu zahlen, falls die ihm bestimmte Einquartirung irgendwo ein anderes Unterkommen suchen wolle. Dieser Antrag verdroß den Offizier, und er bemerkte dem Diener, daß so ungern er sich auch irgendwo eindränge wo man ihn nicht gern sähe, er und seine Soldaten dennoch der Ruhe bedürften, weshalb er darauf bestehen müsse, daß ihnen augenblicklich ein Quartier angewiesen würde, welches in Folge des Einquartirungsbillets ihnen nicht verweigert werden könne. Ein Verzug von einigen Minuten ward nunmehr begehrt um die nöthigen Anstalten zur Aufnahme einer so großen Menschenzahl zu treffen; der Offizier bewilligte ihn, wenn gleich das lange Harren ihn unangenehm aufgeregt hatte.

Nach ungefähr zehn Minuten erschien der alte Diener wieder, die einzige Person welche sich bis jetzt gezeigt hatte, und führte den Lieutnant und die Soldaten durch eine Hinterthür in einen großen Hof. Ein geräumiges Gemach für die Dienerschaft, welches sich an der einen Seite des Vierecks befand und allem Anschein nach in der Eile geräumt worden war, ward den Soldaten angewiesen. Ein helles Feuer loderte dort in dem geräumigen Kamin, und nach Wärme verlangend, drängten sich die durchnäßten Krieger um dasselbe, warfen ihre Tornister ab, stellten in einem Winkel ihre Gewehre beisammen, kurz, machten es sich so bequem wie möglich. Der alte Diener theilte ihnen darauf, gleichsam als wolle er die frühere Unhöflichkeit wieder gut machen, die freudige Kunde mit, daß augenblicklich Erfrischungen erfolgen sollten, worauf Mostyn, nachdem er noch zwei über den Ställen befindliche Zimmer in Augenschein genommen hatte, wo seine Leute übernachten sollten, endlich auch auf eine Verbesserung seiner eigenen unbehaglichen Lage bedacht war. Sein Bedienter trug seinen Mantelsack auf den Schultern; der Lieutnant bat jetzt auch ihm sein Zimmer anzuweisen.

Der betagte Diener, noch immer der Einzige, welcher von der Hausgenossenschaft zu schauen war, führte nunmehr den militairischen Gast über einen langen Gang, eine hohe Steintreppe hinan, in ein geräumiges, altmodisches Gemach. Die hier herschende, kalte feuchte Atmosphäre beurkundete, daß das im Kamin hellodernde Feuer, welches in der Nähe desselben bereits seine wohlthätige Wärme zu verbreiten begann, erst vor wenigen Augenblicken angezündet worden sey; der glühende Torf und das Knasternde Holz berechtigten, übrigens zu den freudigsten Erwartungen, und nachdem er seine durchnäßten Kleider gewechselt hatte setzte sich Mostyn demnach zum Feuer um sich zu erquicken.

Erst nachdem er sich so recht durchgewärmt fühlte, sah er sich in seinem Zimmer um. Ein Paar schwere Armleuchter aus gediegenem Silber, mit starken Wachskerzen, standen auf dem Tische; aber so hell sie auch brannten, beleuchteten sie dennoch nur schwach das geräumige Gemach mit den getäfelten Wänden und dem finsteren Geräth. Das Zimmer hatte drei Thüren, von denen eine auf die Haupttreppe führte, eine zweite bildete den Eingang zu einem angränzenden Gemach, aber es war in der Eile ein Schrank vorgeschoben worden — in der Eile, denn die Sache war so unvollständig bewerkstelligt, daß die wahrscheinliche Absicht die Thür ganz und gar zu verbergen, keineswegs erreicht worden war. An der Wand war noch die Stelle sichtbar, wo der Schrank früher gestanden hatte, und dieß sorgfältige Bemühen jedem Weiterschreiten vorzubeugen erregte die Neugierde des Offiziers in Betreff der Hausbewohner. Er hatte viel von der Gastfreiheit der Irländer gehört, aber nach dem zu urtheilen wie er bei seiner Ankunft in diesem Lande empfangen worden, begann er die Schilderung derselben für übertrieben zu halten.

Er hatte seinen Bedienten zu den übrigen Soldaten hinabgesandt, und obgleich er sehr hungrig war konnte er sich doch nicht entschließen zu klingeln, um ein Abendessen zu verlangen. Er trat ans Fenster und gewahrte daß es nach einem weitläuftigen Garten hinausging. Ein Bücherschrank zog alsdann seine Aufmerksamkeit auf sich, und als er ein Buch in einem sehr altmodischen Bande herausnahm, sah er daß es eine Sammlung jener mönchischen Legenden war, von denen er schon viel vernommen hatte, die ihm aber bis jetzt noch nicht zu Gesicht gekommen waren. Noch gab er sich der Betrachtung dieses Werkes hin, als der ofterwähnte alte Diener wieder eintrat, welcher durchaus der einzige Bewohner dieses Hauses schien. Patrik, dieß war seiner eigenen Ankündigung zufolge der Nahme des Mannes, brachte mehrere verdeckte Schüsseln, welche nachdem sie auf den Tisch gestellt und die Deckel abgehoben worden, gebratenes Geflügel, Eier und mehrere andere, für einen hungrigen Soldaten höchst lockende Gerichte zeigten. Ein trefflicher Wein, Whisky und Porter, boten sich ebenfalls einladend dem Gaste dar. Mostyn aber welcher sehr mäßig war, genoß von diesem Allen nur soviel als durchaus nothwendig war um seine Kräfte wiederherzustellen, und trat, nachdem er etwas in dem Legendenbuche geblättert, wieder ans Fenster.

Der Regen hatte jetzt aufgehört, aber es war, obgleich erst Abend, schon so finster geworden, daß eine geraume Zeit verging, bevor er draußen etwas deutlich zu unterscheiden vermochte. Endlich zeigte ihm eine, vermuthlich in einem Gamine plötzlich aufodernde Flamme, in einem Fenster des ihm gegenüberliegenden Flügels, die Gestalt eines Mannes, welcher sichtbar seine Bewegungen beobachtete. Der Schein war so hell, daß die Umrisse und Züge des Menschen, sammt seiner Kleidung deutlich zu erkennen waren, deren Schnitt, im Verein mit dem schaufelförmigen Hute, ihn als dem geistlichen Stande angehörig bezeichnete.

So wie er gewahrte daß der junge Offizier seine Anwesenheit bemerkt hatte, trat er vom Fenster zurück, und unwillig sich auf diese Weise belauscht zu sehen, zog Mostyn die schweren Fenstervorhänge dicht zusammen, so daß man durchaus nicht hineinschauen konnte; auch verstopfte er die Schlüssellöcher in den Thüren. Er überzeugte sich bei dieser Gelegenheit daß die nach der Haupttreppe führende Thür verschlossen sey, weshalb er seinerseits den Riegel vorschob, denn er war fest entschlossen jeder zudringlichen Beobachtung vorzubeugen.

Obgleich von Natur nicht eben neugierig, fühlte Mostyn doch ein großes Verlangen, etwas Näheres von einer Familie zu erfahren mit der ihn die Umstände gewissermaßen in Verbindung gebracht hatten. Der einzige von den Hausgenossen der ihm bisjetzt zu Gesicht gekommen war, war höchst

schweigsam und hatte auf die wenigen an ihn gerichteten Fragen nur ausweichende Antworten gegeben.

Es schien dem jungen Offizier jetzt Zeit sich nach den unter seinem Befehl stehenden Soldaten umzuschauen, und sich zu überzeugen, ob es ihnen auch nicht an dem Erforderlichen gebräche; er verließ demnach sein Zimmer und stieg die Hintertreppe hinab, welche von einer dort hängenden Lampe beleuchtet wurde. Als er sich unten in dem langen Gange befand, öffnete sich plötzlich eine auf denselben hinausführende Thür, die durch einen Vorsprung der Mauer verborgen gehalten wurde, und Mostyn erblickte in dem Zimmer ein junges Frauenzimmer, dem Anscheine nach eine Zofe, welche den jungen Offizier mit einer flehenden Gebehrde betrachtete und ihm ein Zeichen gab; da aber im nächsten Moment der Schall von Schritten vernehmbar wurde, schloß sich die Thür schnell wieder und gleich darauf erschien Patrik am anderen Ende des Ganges.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Dudelsackpfeifer.

Als vor vielen Jahren die Pest in London wüthete, wurden in jeder Nacht Karren durch die Stadt gesandt, deren Führer rastlos klingelten, um die Bewohner aufzufordern die Todten hinauszuschaffen. Die Leichname wurden alsdann auf die Karren geworfen, und aus der Stadt gebracht, wo tiefe Gräber gegraben waren, in welche man sie hinabwarf.

In jener schreckenvollen Periode hatte ein Dudelsackpfeifer seinen Stand in der Nähe der St. Andreaskirche. Er war in der ganzen Nachbarschaft bekannt und beliebt, und fast jeder Vorübergehende warf ihm einige Pence zu, als Belohnung für seine musikalische Leistung. Ein Herr welcher ihm ebenfalls täglich eine kleine Gabe zu reichen pflegte, wunderte sich eines Tages den Dudelsackpfeifer nicht auf seinem Platze zu finden, und erfuhr, als er sich nach ihm erkundigte, daß der arme Mann in Folge eines seltsamen Zufalls erkrankt sey. Erfreuet ob der Ankunft eines Landsmanns aus dem Hochlande, hatte der gute Pfeifer seiner Schnapsflasche zu häufig zugesprochen, so daß bei ihm der Geist den Körper besiegte, und er auf den Stufen der Kirche umsank, wo er in einen festen Schlaf verfiel.

Das war damals keine Zeit auf den Kirchentreppen zu schlafen. Der Pfeifer ward in diesem Zustande gefunden, als der Todtenkarren die schauervolle Runde machte, und da der Führer ihn für todt hielt, lud er ihn mit dem Beistande seines Gehülfen oben auf den fast schon gefüllten Karren, in der Absicht, unsern schottischen Tonkünstler, mir nichts, dir nichts, der mütterlichen Erde wiederzugeben. Der treue Hund des ehrlichen Dudelsackpfeifers protestirte zwar sehr gegen die Fortschaffung seines Herrn; da das aber zu nichts half, sprang er hinauf auf den Karren, um nicht zu dulden daß jemand seinem Herrn nahe käme; wobei er zugleich ein herzzerreißendes Trauergeheul anstimmte.

Da die Straßen und Wege, welche der Karren zu passiren hatte, damals ungemein holprig waren, so bewerkstelligte das Stoßen des Letzteren und das Geheul des Hundes, schon nach kurzer Frist, das Erwachen des berauschten Pfeifers. Es war unterdessen ganz Nacht geworden, und der arme Musikus konnte sich nicht denken: was er von seinen vielen stummen Gesellschaftern, und von seiner Fortschaffung denken sollte. Instinctmäßig griff er nach seinem Dudelsack und begann darauf ein munteres schottisches Lied zu spielen, zum großen Schrecken des Führers. Einige Augenblicke brachten indeß alles in Ordnung, man schaffte Licht herbei und da fand es sich denn, daß der musicirende Leichnam kein Anderer als der wohlbekannte lebende Dudelsackpfeifer sey, der auch sofort aus seiner grauenvollen Lage befreiet wurde. Der arme Mann erkrankte indeß als Folge dieser Begebenheit und ward während seines Unwohlseyns freigebig unterstützt von seinem obenerwähnten Wohlthäter, welcher um die wunderbare Rettung seines Schützlings der Vergessenheit zu entreißen, von einem Bildhauer die Statue des Pfeifers fertigen ließ, wobei sowohl der treue Hund wie die Schnapsflasche nicht unbedacht blieben. — Dieses Steinbild ward später von dem Herzoge von Argyle erkauft und kam nach seinem Tode in die Hände des jetzigen Eigenthümers, welcher damit die Terrasse seines Gartens zu Tottenham Court schmückte.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Quäker kam zu einer Wittwe, welche ihren Gatten schon seit mehreren Jahren verloren hatte, sich aber noch immer über seinen Tod einem Uebermaße von Schmerz hingab. „Ich sehe, Freundin," sprach er, „Du hast dem allmächtigen Gotte noch immer nicht verziehen." Diese Worte machten einen so gewaltigen Eindruck auf sie, daß sie alle ihre Seelenkräfte zusammennahm und von diesem Augenblicke an, ihrem Schmerze weit weniger nachhing.

Der Herausgeber eines öffentlichen Blattes in einer Landstadt der westlichen Staaten Amerika's, macht wegen des Nichterscheinens seines Blattes an dem bestimmten Tage folgende triftige Entschuldigung, die ich hier wörtlich übertrage. „Ich fühle mich beschämt die Thatsache zu erzählen, aber mein Herz will Luft. Die Wahrheit, meine verehrten Leser, ist, daß meine liebe Frau mir anbefahl zu Hause zu bleiben und die Kinder zu warten, während sie eine Lustfahrt

mitmachte. Da ich nun ein friedfertiger Mann bin, so that ich wie sie mir gebot, und das ist alles, was ich zu meiner Entschuldigung vorbringen kann.“

Kleinigkeiten.

In einer Gesellschaft, zu welcher auch der verstorbene, verdienstvolle Konsistorial-Rath Teller in Berlin gehörte, ward über die Anmaßung einiger Priester gesprochen, und manches Beispiel als Beweis angeführt. Ruhig hörte Teller zu, endlich sprach er mit seiner gewöhnlichen, ächt toleranten Leutseligkeit: „Meine Herren, wissen Sie es noch nicht, so kann es Ihnen jeder Anatom sagen, alle Priester haben in ihrem Herzen einen — kleinen Papst.

Eine in Philadelphia erscheinende Zeitung belehrt ihre Leser, daß die Weine Deutschlands in der Regel sauer wie Essig und scharf wie eine Feile wären. Es wird dort bemerkt daß der Genuß des Stuttgardter Weins, eine Empfindung hervorbringe, als ob einem eine Katze durch die Gurgel krieche, den Kopf voran. Von einem anderen Wein wird versichert, daß es sey, als ob die Katze wieder bei dem Schwanze zurückgezogen werde.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Die „Hugenotten“ Oper von Meyerbeer.

(Fortsetzung.)

Wir kommen jetzt zur Beurtheilung des musikalischen Theils dieser interessanten Tondichtung, wobei wir zugleich unsere Ansicht über die Leistungen der darin Beschäftigten aussprechen wollen.

Die Oper wird durch eine kurze aber charakteristische Ouverture eingeleitet; Luthers herlicher Choral «Ein feste Burg ist unser Gott» welchem sich sanfte melismatische Melodien anschmiegen, ist von großer Wirkung. — Die Bewegung steigert sich vom Poco Andante zum Allegro molto, dessen Schluß etwas infernalisch klingt. Dann geht es zum Chor der Introduction in A-dur über, welche Graf Nevers, (Herr Gloy) beim Freudenglase heiter eröffnet und worin seine Gäste jubelnd einstimmen. Raoul tritt mit einem schönen Cantabile in As-dur auf, welches von Herrn Schäfer, wenn auch noch nicht ganz sicher, doch gut behandelt ward. Jedoch müssen wir im Voraus bemerken, daß wir die erste Darstellung dieser Oper nur als General-Probe betrachten und daher manches ungerügt lassen werden, welches sich in den folgenden Vorstellungen hoffentlich verbessern wird. — Ein Trinkchor steigert jetzt die Tafelfreuden bald zum Bachanal. Die Steigerung ist dem Componisten ganz vorzüglich gelungen; sie beginnt Allegro con moto und endet in immer wilderer Ausgelassenheit mit einem Prestissimo. — Raoul schildert in einer ungemein graziösen Romanze die Schönheit und Anmuth seiner Dame; der liebliche Schluß-Refrain blos von der Viole begleitet, zweistimmig durchgeführt, ist für die Tenorstimme von großer Wirkung; und der Chor der Gäste contrastirt durch die laute Fröhlichkeit mit der vorhergegangenen zarten Behandlung der Romanze um so effectvoller. — Jetzt naht sich Martel (Herr Wolter ec) Raouls Diener, um seinen Herrn dem Gelage der gottlosen Schlemmer zu entziehen. Er stimmt den Lutherischen Choral canto fermo, nach einem effectvollen Pauken-Tremolo fortissimo an, welches sehr ergreifend ist und beifällig aufgenommen wurde. — Das wilde Hugenotten-Lied in C-moll ist vortrefflich gehalten; der Chor belacht im heitern C-dur Refrain den Zorn Marcels, worauf dieser in gesteigerter Wuth sein mörderisches Schlachtlied wiederholt. Nach einem Ensemble, welches mehrere vortreffliche Stellen enthält, beginnt das Finale, worin sich der Chor der Ritter auszeichnet; auch das herrliche Cantabile des Pagen (Dlle Heinemann) in B-dur verdient besonders erwähnt zu werden; dieses reich figurirte Tonstück ist eben nicht leicht auszuführen, weshalb wir mit der jungen Sängerin nicht rechten wollen, wenn es nicht so zu Gehör kam, wie es eigentlich sollte. Zu der Stelle D-dur führt der Page die figurirte Oberstimme brillant durch. Das Finale schließt in lebhafter Bewegung mit dem Trinklied der Introduction.

Den zweiten Akt leitet ein reizendes Andante cantabile in G-dur ein und versetzt den Hörer schon im Geiste nach dem Schlosse Chenonceaux. Margarethe von Valois (Dlle. Unald) drückt in einer Arie ihre Gefühle aus; vortrefflich ist das folgende Terzett mit Chor, worin die Oberstimme, wenn gleich nicht ohne bedeutende Schwierigkeiten für die Sängerin, von großer Wirkung ist. — Der nun folgenden Chor der Badenden ist reizend, die Instrumentirung ist hier meisterhaft. Ein Duett (Margarethe und Raoul) beginnt melodiös und ist höchst dankbar für beide Stimmen geschrieben, doch ist der Schluß etwas gewöhnlicher Art. — Im Finale ist der Schwur der Katholiken und Protestanten, in Frieden und Freundschaft zu leben, von großer dramatischer Wirkung. Leise Achtelschläge der Pauken leiten das Maestoso in C-moll ein. Raoul, Nevers, St. Brls und Martel schworen zuerst pianissimo und der Chor fällt fortissimo ein. Die sanfte Cantilene (E-dur Andante) «Süße Eintracht» vierstimmig behandelt, besänftigt das Gemüth. — Das großartige Gesangstück endet wie es begonnen in C-moll. Nachdem Raoul die Hand seiner Braut ausgeschlagen, weil er sie für treulos hält, beginnt die Arietta, C-moll Allegro con spirito, und die Wuth der Katholiken wird hier vortrefflich ausgedrückt. Der folgende Chor (C-dur) steigert den Ausdruck des Hasses und der Rache und so schließt dieser Akt in der größten Aufregung. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 16ten September: „die Hugenotten, oder: die St. Bartholomäusnacht.“ Oper in 5 Aufzügen. Musik von Meyerbeer.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 112 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Seereise eines Großen der Erde.

Mitgetheilt von einem Seefahrer.

Auf einer meiner Reisen, als ich noch Steuermann war, ward mir die Ehre einen Großen des Orients an Bord zu bekommen. Es war eine Person von großem Gewicht in ihrem eigenen Vaterlande, die Bewunderung aber welche sie nach ihrer Ankunft in Europa erregte, war noch weit größer. Obgleich dieser Geschwichtige nur mit einem einzigen Diener am Bord anlangte, und nicht das mindeste Gepäck bei sich hatte, betrat er dennoch das Verdeck mit einer Festigkeit, als ob er Herr des Schiffes sey. Der Capitain selbst hielt sich in ehrerbietiger Entfernung von ihm. Er war schweigsam und zurückhaltend in seinem Benehmen, und der Einzige den er mit Herablassung und Freundlichkeit behandelte, war ein kleiner unterseßter schmutziger Kerl, welcher auf unserem Schiffe das Geschäft eines Schlachters versah. Erstaune nicht geneigter Leser über diesen seltsamen Vorzug; dieser Große der Erde war kein Anderer als der riesige Elephant, welcher sich jetzt im Zoologischen Garten zu London befindet; auch war es ganz natürlich, daß er sich ganz besonders zu demjenigen hingezogen fühlte, welcher ihm seine tägliche Nahrung reichte und überhaupt für seine Bedürfnisse Sorge trug.

Es war im July 18** als am Bord des Compagnieschiffs ** Vorbereitungen getroffen wurden um den colossalen, vierfüßigen Passagier aufzunehmen. Auf allen großen Ostindienfahrern befindet sich ein Raum eine Kuh mitzunehmen; das Dach dieses Behältnisses ward bedeutend erhöht, die Kuh wurde an einem andern Orte untergebracht, und der Raum so bequem als möglich für den neuen Bewohner eingerichtet.

Endlich erschien der Tag der Ankunft des hohen Reisenden, es war wirklich kein leichtes Stück Arbeit ihn an Bord zu bringen und neugierig betrachteten wir vom Schiffe aus die Anstalten die dazu am Ufer getroffen wurden. Es war ein sehr schöner Tag und die Brandung ungewöhnlich schwach. Viele Jahre waren vergangen seitdem hier ein Elephant eingeschifft worden, und es hatte sich daher eine zahlreiche Menschenmenge am Strande versammelt, um seine Fortschaffung mit anzuschauen. Ein großes Floß lag bereit, es war auf beiden Seiten eingehegt. Der Elephant mit seinem Wärter auf dem Rücken ward auf das Floß geführt welches nunmehr von einem Ruderboote fortgezogen unserm Schiffe zuschwamm. Es war ein ungemein schöner Anblick als das edle Thier stolz

und ruhig dastand, während die schäumenden Wellen der Brandung über seine Füße dahinschlugen. Es war ein interessanter Beweis von seinem Vertrauen auf Menschen daß er muthig der Gefahr trotzte die ihn drohend zu umgeben schien, weil er seinen Wärter bei sich wußte. — Unterdessen war am Bord alles zu seinem Empfange bereit. Ein Paar gewaltige Schlingen, wie man sie wohl anwendet um Pferde einzuschiffen, nur noch weit größer, waren gefertigt worden; sie wurden um den umfangreichen Passagier geschlagen und majestätisch schwebte derselbe nunmehr herauf auf das Verdeck, wo sein Wärter schon bereit stand um ihn durch Zucker und andere Näschereien zu beruhigen. Der Elephant schien übrigens zu sehr erfreuet, daß er jetzt wieder auf seinen Füßen stand, als daß er die neue Scene die sich jetzt seinen Blicken darbot mit Neugier hätte betrachten sollen, er blickte auf alles rund um sich her nur mit philosophischer Gleichgültigkeit. Nachdem man ihm einige Zeit gelassen hatte, ward er auf dieselbe Weise in den obenerwähnten Raum hinabgeschafft, dessen Dach zu diesem Entzweck aufgehoben worden war. Sein Wärter nahm nunmehr fast unter Thränen Abschied von ihm und kehrte dann ans Ufer zurück; worauf dem Schlachter die Sorge für den vierfüßigen Mitreisenden übertragen wurde.

Unser Passagier ward übrigens bald heimisch in seinem neuen Quartier und schien dort so zu Hause als ob er sein Lebelang ein Matrose gewesen sey. Er blieb fast neun Monate am Bord, während welcher Zeit wir Pinang, Sincapore, China und St. Helena besuchten. Seine Hauptnahrung bestand aus Heu, Kürbissen und einer Art von rohem Zucker, welchen Letzteren es ganz besonders liebte; er trank täglich acht Gallonen Wasser. Er war überaus sanft und umgänglich und hatte jeden gern, der sich ihm freundlich bezeigte. Er kniete nieder, wenn man es ihm auf Hindostanisch gebot, und wenn man ihn aufforderte die Hand zu reichen, bot er bereitwillig seine riesige Tatze dar. Sein Scharfsinn war außerordentlich und würde oft einem vernünftigen Wesen Ehre gemacht haben, hier nur eine Probe desselben:

Sein Raum hatte an dem einen Ende eine viereckige vier Fuß große Oeffnung, durch welche der Schlachter ihm seine Nahrung brachte. Eins der größten Vergnügungen des Elephanten bestand darin, seinen Kopf durch dieses Loch zu stecken, vermuthlich um sich zu überzeugen ob wir auch sämmtlich unsere Pflicht thäten, wobei sein Rüssel alle kleinen Dinge aufsog, die in seinen Bereich kamen. Dieß konnte er mit mehr Bequemlichkeit verrichten mittelst einer Planke, deren Ende einige Fuß weit in sein Behältniß reichte und die ihm als Stufe diente. Eines Tages fügte der Zimmermann, welcher etwas Holz gebrauchte, ein Stück von der Planke ab, so daß sie nun nicht mehr hinein reichte. So wie der Elephant seinen Schemel vermißte, schnaubte er wüthend, und begann die dünnen Bretter zu zertrümmern, womit sein Behältniß ausgeschlagen war. Nun konnte er mit seinem Rüssel ein Bündel Stäbe erfassen, zog er dasselbe in seinen Raum, bediente sich dessen von nun an als Stufe und gab seine Freude deutlich zu erkennen.

In England angelangt ward er für die Zoologischen Gärten in Regent Park gekauft und unser Capitain machte bei dieser Gelegenheit ein gutes Geschäft. Einige Wochen nachdem er seinen neuen Bestimmungsort erreicht hatte, begaben wir uns, ich und einige Schiffscameraden, zu ihm um zu sehen, ob er uns wohl wieder erkennen würde. Es hatten sich bereits bei ihm zahlreiche Besucher eingefunden, die ihm im Ueberfluße Zucker und Näschereien spendeten. Als wir zu ihm sprachen, schien er uns wirklich wieder zu kennen, auf jeden Fall aber verstand er uns, denn als wir ihm auf Hindostanisch geboten: niederzuknieen, gehorchte er sogleich, auch reichte er uns auf unser Verlangen die Tatze; Beides zum großen Erstaunen aller Anwesenden. — Dieser große Orientale befindet sich noch jetzt an dem obengenannten Orte, hat aber, seitdem er seinem Vaterlande entführt wurde, noch bedeutend an Größe und Umfang zugenommen.

Das Einquartirungsbillet.

Erzählung.

(Fortsetzung.)

Mostyn kam jetzt an einer zweiten offenstehenden Thür vorüber, die in einen Raum führte der als Küche gedient zu haben schien; da sich aber niemand in demselben befand so zog er den Schluß, daß man absichtlich die Dienerschaft entfernt habe, um jede Gemeinschaft zwischen ihr und den Fremden zu verhindern. Der Lieutnant nahm seinen Sergeanten mit sich und ging durch eine Hinterthür zur Vorderseite des Hauses um dort ein wenig zu recognociren. Als er nun so dastand und hinausschaute auf das große, düstere Gebäude, aus dessen Fenstern auch kein einziger Lichtstrahl schimmerte, öffnete sich plötzlich die Hausthür und heraustrat dieselbe Gestalt in geistlicher Tracht, welche er vorhin am Fenster bemerkt hatte. Der Schein einer in der Vorhalle hängenden Ampel setzte beide Theile in den Stand sich zu erkennen, und unwillkürlich legte der junge Offizier die Hand an seine Mütze, so als wolle er den Mann begrüßen, welcher dem Anscheine nach sein Wirth war. Derselbe aber that als sey die Höflichkeit von ihm unbemerkt geblieben, er erwiderte die Begrüßung nicht, sondern schritt ohne Weiteres an dem jungen Engländer vorüber, welcher aber, wenn er sich mit unter umwandte um zu dem Sergeanten zu reden, deutlich gewahrte, daß ihn der Mann in geistlicher Tracht aus der Ferne beobachtet, ja ihm sogar folge, als er sich entfernte, um sich nach den in verschiedenen Theilen der Stadt einquartirten Soldaten seines Detaschements umzuschauen. Dieß Benehmen verdroß den jungen Offizier, und er beschloß die Absicht des Spähers zu vereiteln, zu welchem Ende er das nächste Haus in welches

er getreten war, durch eine Hinterthür verließ, um sich so der ferneren Nachforschung des Unbekannten zu entziehen.

Er war nur wenige Schritte weiter gegangen, als er neuerdings auf eine der wenigen Bekanntschaften traf, die er während seines kurzen Aufenthalts in dieser Stadt gemacht hatte, dieß war ein altes Bettelweib das, als er vor seinem Quartier harrte, ihn angebettelt, und dem er ein Goldstück zugeworfen hatte. Jetzt aber nahm die Bettlerin nicht sein Mitleid in Anspruch. „Schickt den Sergeanten fort," flüsterte sie ihm zu, ich habe mit Euch zu reden."

Mostyn leistete dieser Aufforderung fast unwillkürlich Folge und gebot seinem Begleiter voraus zu gehen und ihn in einer Viertelstunde auf dem Marktplatze zu erwarten. „Die heilige Jungfrau sey mit Euch!" sprach nun die Bettlerin. „Gebt Acht auf meine Worte. Laßt unter keiner Bedingung den Hausschlüssel in Patriks Händen, und schauet Euch während der Nacht nach Euren Leuten um. Schafft Euch auch einige Dietriche an, Ihr werdet ihrer bedürfen."

„Dietriche? Wie soll ich die bekommen?"

„Ich will sie Euch besorgen," erwiederte die räthselhafte Alte, „gebt mir das Geld dazu. Aber beeilt Euch, die Sache ist wichtiger als Ihr denkt."

Der feierliche Ernst des Weibes imponirte dem jungen Offizier, er zog einen Thaler aus seiner Tasche und reichte ihn der Bettlerin. Sie eilte damit durch ein Seitengäßchen fort, und über seine eigene Leichtgläubigkeit lächelnd, stand Mostyn da, vermeinend sie werde sich nimmer wieder blicken lassen. Hierin hatte er sich indeß geirrt, die Bettlerin kehrte nach wenigen Minuten zurück und händigte ihm zwei Dietriche ein, wobei sie zugleich mit großer Ehrlichkeit ihm auch die kleine Münze übergeben wollte, welche sie aus dem Thaler herausbekommen hatte. „Behaltet das Geld nur, gute Alte," sprach der Lieutnant, und eben war die Bettlerin im Begriff für diese Gabe den Segen des Himmels auf ihn herabzurufen, als sie plötzlich inne hielt und im nächsten Moment verschwunden war. Mostyn bemerkte sogleich die wahrscheinliche Ursache ihrer Entfernung. Sein räthselhafter Beobachter von vorhin zeigte sich am Eingange der Straße, jedoch hatte er vermuthlich die Bettlerin nicht bemerkt, da der Lieutnant zwischen ihr und ihm gestanden. — Der Letztere schlenderte nunmehr zu dem Marktplatze, kaufte sich dort einige Cigarren und kehrte alsdann mit dem Sergeanten in sein Quartier zurück.

Mostyn hielt es nicht für rathsam den Verdacht, oder auch nur die Neugierde seiner Untergebenen rege zu machen, er verschwieg demnach sorgfältig alles was sich mit ihm zugetragen. Als er sich nun überzeugt hatte, daß bei den Soldaten alles in Ordnung war, verlangte er daß die Schlüssel zum Hause und zur Hinterpforte ihm eingehändigt würden, denn er bemerkte, daß der ostbesagte alte Diener sich mit denselben fortbegeben wollte. „Ich muß durchaus während der Nacht die Runde machen," sprach er, „ich habe auf unserem Marsche bisher auf diese Weise jeden Excess meiner Leute verhindert und ich muß diese meine Pflicht frei und ungehemmt beobachten können.

Patrik händigte dem Offizier die Schlüssel ein, jedoch that er es augenscheinlich nur mit Widerwillen; er versicherte er werde aufstehen und die Thür öffnen, sobald es nöthig wäre. „Ich will meinen Wirthsleuten nicht unnöthige Störungen veranlassen, versetzte Mostyn, „auch verlangt der Dienst, daß ich stets freien Zugang zu meinen Leuten habe, und da Ihr Hindernisse mir in den Weg zu legen scheint, so werde ich in der Küche einen Corporal lassen."

Ein Corporal blieb demnach zu Patriks sichtlichem Verdruß in der Küche. Es war ein Mann auf den Mostyn sich verlassen konnte, er befahl ihm Wachsamkeit an und begab sich alsdann auf sein Zimmer, wo er vor dem Camin Platz nahm, bis die Zeit zur Runde erschienen seyn würde.

Die unbeschreibbare Stille und Ruhe welche in diesem Gebäude herrschte, hatte auf den Lieutnant einen wunderbaren Eindruck hervorgebracht; mochte es nun von der Dicke der Mauern oder von der großen Vorsicht der Bewohner herrühren, auch nicht der leiseste Schall unterbrach die hier herrschende Grabesstille. Endlich, endlich, vernahm er ein leises Geräusch, es war als ob ein Vogel gegen sein Fenster flattere; es wiederholte sich und gleich darauf ward ein schwaches Schlagen vernehmbar. Mostyn öffnete das Fenster, und siehe da, an einem Stricke hing ein Briefchen, welches er sogleich ablöste und öffnete. Es enthielt folgende sichtbar in der Eile hingeworfene Zeilen:

„Sie sind Soldat und Edelmann und also verpflichtet dem Bedrängten Beistand zu leisten. Ich habe keine Zeit zu einer ausführlichen Erklärung, es reiche für Sie hin, daß ich das Opfer eines engherzigen Planes werden soll, wenn ich nicht noch in dieser Nacht meine Flucht zu bewerkstelligen vermag. Schicken Sie mir, vermittelst des Stricke, die Dietriche herauf, sammt einem Ihrer vollständigen Anzüge. Schieben Sie den Schrank bei Seite, welcher in Ihrem Zimmer die Thür bedeckt, und seyn Sie, ich beschwöre Sie, bereit mich aus diesem Hause zu führen. Eilen Sie, denn im Garten hält jemand Wache, dessen Aufmerksamkeit nur auf einige Augenblicke abgezogen werden kann."

Mostyn konnte aus diesem Briefe nicht abnehmen, ob derselbe von einer männlichen oder weiblichen Hand geschrieben worden, er war geneigt das Letztere zu glauben, schickte sich aber ohne weiteres Grübeln an, den Wunsch seines unbekannten Correspondenten zu erfüllen.

Ein günstiger Zufall wollte, daß sich grade in seinem Mantelsack die Uniform eines seiner Cameraden befand, dessen Gestalt etwas kleiner als die seinige war, und der ihn ersucht hatte ihm dieselbe aus Dublin mitzubringen. Er packte schnell das Ganze zusammen, legte die zwei Dietriche dabei und band das Packet an den Strick, welcher auch sofort

hinaufgezogen wurde. Nunmehr schloß er das Fenster wieder, schob die Vorhänge dicht zusammen und schickte sich an den Schrank fortzurücken. Es gelang ihm dieses geräuschlos zu bewerkstelligen, und da der ihm gewordene Auftrag nunmehr in seinem ganzen Umfange ausgerichtet war, stand er da, das Auge fest auf die Thür gerichtet, und nicht ganz ohne Spannung den angekündigten Besuch erwartend.

Die Glocke der Hauptkirche verkündete so eben die erste Stunde nach Mitternacht; Mostyn sah auf seine Uhr und zählte die fliehenden Minuten. Endlich bewegte sich die Thür langsam in ihren Angeln und eine Gestalt, in die von ihm gesandte Uniform gekleidet, erschien. Es war offenbar ein Frauenzimmer; war gleich das Gesicht augenscheinlich dunkler gefärbt, ließ sich doch Mostyns erfahrenes Auge nicht täuschen. Uebrigens war die Verkleidung so vollkommen, daß so leicht keine Entdeckung zu befürchten stand. Nur wenige flüchtige Worte wurden gesprochen. „Bringen Sie mich hinaus so schnell sie können," flüsterte die Unbekannte, „Patrik hält Wache, aber die Nacht ist so finster und ich kenne den Ort so genau, daß ich nichts mehr befürchte, bin ich nur erst durch den unteren Gang gelangt; es ist von der größten Wichtigkeit, daß Niemand erfährt wie ich entkomme, noch wohin ich mich geflüchtet."

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Die „Hugenotten" Oper von Meyerbeer.

(Fortsetzung.)

Ein kurzer Entre-Akt bildet die Einleitung zu dem dritten Akt, welcher mit einem fröhlichen Chor der Studenten, jungen Mädchen, Handwerker ꝛc. beginnt die hier den Sonntag feiern. Der folgende Soldatenchor der hugenottischen Krieger ist höchst charakteristisch, aber nicht leicht auszuführen. Jetzt erscheint der Brautzug, zwei Sopranstimmen singen während der Prozession die Litanei «Heilige Maria» in sanft gebundener Melodie, wozu der Frauenchor des Ave intonirt. Die Einfachheit dieses weiblichen Gesanges hat etwas Rührendes. Marcel tritt auf mit dem Hute auf dem Kopfe, die „katholischen Soldaten äußern ihre Erbitterung darüber, während die Hugenotten ihren Gesang fortsetzen und die Litanei der Frauen gleichzeitig wiederholt wird. Diese Combination ist in harmonischer wie in rhythmischer Hinsicht sehr kunstreich und wirksam gedacht und durchgeführt. —. Das Zigeunerlied in E-dur ist vortrefflich und originell, diesem schließt sich ein charakteristischer Zigeuner-Tanz an. — Scene und Duett (Valentine und Marcel.) Das Duett beginnt mysteriös. Beide klagen, Marcel über das Loos seines Herrn, Valentine über ihre Leiden. Sehr schön sind die Mittelsätze dieses Duett; das ausdrucksvolle innige Larghetto in D-dur, womit der leidenschaftliche Schluß des Allegro in F-dur um so mehr contrastirt, ist von großer dramatischer Wirkung und eines der vorzüglichsten Gesangstücke der Oper. Die Ausführung durch Mad. Walcker und Herrn Woltereck war, obgleich noch nicht ganz sicher, doch recht brav; und wurde beifällig anerkannt. — Scene und Chor. Die Anstalten zum Zweikampf beginnen. Ein höchst effectvolles Septett von 3 Tenoren und 4 Bässen spannt die Erwartung auf das Aeußerste; in großartig ballettösem Charakter ist Conart, Modulation und Stimmenführung gehalten — die erste Tenorstimme liegt sehr hoch. Die Erbitterung steigt; beide Parthieen rufen ihre Glaubensbrüder zu Hülfe; Marcel thut dies indem er den bekannten Choral anstimmt. Im Chore verhöhnen sich beide Partheien; dieser Satz ist vom Componisten ganz vortrefflich behandelt; die Ausführung ist aber sehr schwierig und ließ daher noch vieles zu wünschen übrig. — Finale: dieses ist ein höchst ausgezeichnetes Tonstück und die Combination der ernsten und heiteren Motive ist eben so kunstvoll als wirksam; und schließt dieser Akt höchst effectvoll.

Der vierte Akt beginnt nach einem kurzen Entre-Akte mit einem Recitativ und einer sehr ausdrucksvollen Romanze Valentinens, Andante cantabile in E-dur, eine Composition die einer gefühlvollen Sängerin reiche Gelegenheit giebt ihr Talent zu entfalten; Madame Walcker leistete Vortreffliches und riß alle Hörer durch den seelenvollen Vortrag dieser Piece hin. — Schwur und Waffenweihe. — Großartig ist dieses Musikstück durchgeführt; sehr charakteristisch ist die Parthie des St. Bris behandelt, doch wurde sie von Herrn Uetz noch nicht mit der gehörigen Sicherheit vorgetragen.

Ergreifend ist die Stelle wo St. Bris im dumpfen Cis-moll Allegro die Bluthefehle ertheilt. Das Poco Andante in As-dur, beim Eintritt der Mönche, trägt ganz den gravitätisch lugubren Charakter dieser blutdürstigen Gottesdiener. Nach dem ausgesprochenen Fluche über die Hugenotten nimmt die Musik im Allegro con fuoco in Gis-moll den wildesten Charakter an, nehmlich bei dem Chore: «Alles strecket nieder!» — St. Bris mahnt zum Schweigen und alle entfernen sich. Die Wirkung war großartig. — Duett und Finale. Dieses Musikstück können wir unbedingt die Krone der Oper nennen. Alle Schönheiten desselben aufzuzählen gestattet der Raum nicht, wir erinnern nur an die ausdrucksvoll elegische Cantilene, welche in F-moll beginnt und in F-dur übergeht, jedoch mit gesteigerter Seelenschaft in die weiche Tonart zurückkehrt. Im lieblichen Andante amoroso ist der Ausdruck der zärtlichsten Liebe, sowohl in der Singstimme wie in der tremulirenden Begleitung und den Nachahmungen des Gesanges durch das Violoncell enthalten. — Schmerzliche Angst und das höchste Liebesglück ist hier vom Componisten treu geschildert und in Tönen versinnlicht. Lauter und anhaltender Beifall und lauter Hervorruf ward beiden Sängern (Mad. Walcker und Herr Schäfer) zu Theil. — Hier endet der vierte Akt.

(Der Beschluß folgt)

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 18ten September, zum Erstenmale: „Der Wetterableiter" Posse in 2 Aufzügen. Hierauf: „Yelva, oder die russische Waise," Drama.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 113 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Eisinsel.

Maßlos, des Steuers beraubt, knarrend und krachend, ein Spielwerk der rollenden Wogen, kämpfte unser armseliges Fahrzeug gegen den tobenden Orkan. Matrosen ihrer Pflicht entbunden, Passagiere jeder Hoffnung baar, klammerten sich bald hier bald da an das Tauwerk an, und empfahlen ihre Seelen dem Himmel.

Es ist stets furchtbar zu sterben; der Tod in der finsteren Einsamkeit der Tiefe aber, während See und Himmel mit einander Krieg führen und die Natur selbst den Streit ihrer Elemente anzuregen scheint, ist der schaudervollste von allen. — Es war überdem Nacht, der Mond war zwar aufgegangen, aber er ward von einem dichten Nebel verschleiert, welcher die herrschende Finsternis noch vermehrte. Von der Furchtbarkeit des Sturms kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der jemals Zeuge eines solchen Naturschauspiels gewesen ist. Das Krachen des Donners, das Geheul des Windes und das Brausen der Wogen, bildeten das grauenvolle Orchester des Unwetters.

Ein plötzliches Schweigen des Windes — eine unerklärbare Ruhe — eine gleiche Stille des Wassers erfüllten uns mit Entzücken, und viele von uns jauchzten schon freudig auf als plötzlich eine dumpfe und heisere, aber deutlich vernehmbare Stimme die Worte rief: „die Eisinseln!“

„Die Eisinseln! das kann nicht seyn, das ist unmöglich!“ riefen auf einmal viele zitternde Stimmen.

„Und dennoch sind sie es,“ wiederholte die dumpfe tiefe Stimme. — Ein plötzlicher heftiger Blitzstrahl zeigte uns einen Augenblick lang unsere Lage. Massen von Eis, dieselben die wir am Abend mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet hatten, dehnten sich vor uns gegen Nord-Westen hin und umgaben unser Fahrzeug, in dessen Nähe sich ein colossaler Eisberg zeigte, welcher wie eine ungeheure Feste mit Thürmen und Citadellen, in dem uferlosen Gewässer umherschwamm.

„Es sind die Eisinseln,“ wiederholte die tiefe Stimme von vorhin, und im nächsten Moment zeigte uns ein neuer, niederzuckender Blitzstrahl noch einmal den furchtbaren Gegenstand, welcher sich rasch auf uns zu bewegte. So als wolle er uns die Schreckensscene in ihrem vollen Lichte zeigen, trat jetzt der Mond aus den Wolken hervor; und obgleich auf dem ganzen weiten Horizont rings umher ein furchtbares Dunkel ruhte, ward doch grade der Raum, der die grauenvolle Eisinsel und das dem Verderben geweihte Fahrzeug umfaßte, fast zur Tageshelle beleuchtet.

Ich besitze nur wenig von jenem philosophischen Gleichmuth gegen den Tod, dessen sich manche Menschen rühmen, meine Angst übernahm mich. Ich erinnere mich nichts von der Catastrophe, als eines gewaltigen Stoßes, eines Einsinkens des gespaltenen Verdecks, eines grauenvollen Wasserwirbels, eines lauten grauenvollen Schreies — dann sank ich bewußtlos hinab in die Fluth.

Ich erwachte wie aus einem schmerzlichen qualvollen Traum, es schlug etwas gegen meinen Hinterkopf, denn ich lag auf dem Gesichte. Ich wandte mich, so gut ich es vermochte, ein Seeadler, oder sonst ein furchtbarer Wasservogel schwang sich empor. Ich faßte an meinen Kopf, er blutete. Meine Glieder waren wie erstarrt und an mehreren Stellen schwer verletzt. Ich richtete mich auf und befand mich in einer von dem Eise gebildeten Höle, in deren Boden sich aber viele Risse befanden, so daß ich das Geräusch des Wassers hören konnte. Besorgt, daß der gebrechliche Boden ganz und gar bersten und ich wieder in die Fluth hinabsinken könne, der ich auf so wunderbare Art entrissen worden war, kroch ich zum Eingang des Eisgewölbes.

Die Sonne stand am Himmel; das Meer war ruhig oder bewegte sich wenigstens doch nur regelmäßig, langsam und so unbedeutend, daß dadurch das Gleichgewicht meiner schwimmenden Eis-Insel fast nicht gestört wurde. — Wo waren meine Gefährten? Ich rief so laut ich es vermochte — keine Antwort erfolgte, das Schweigen des Todes herrschte auf meiner Insel. Plötzlich aber vernahm ich ein durchdringendes Gekreisch. Ich blickte auf, und gewahrte nicht weit von mir einen Raubvogel, welcher sich in eine Aushölung des Eises hinabsenkte und dann mit wildem Geschrei wieder von dannen flog. Ich näherte mich jener Stelle und fand dort den Leichnam eines jungen Mannes, welcher durch seine fröhliche Laune, seine Reisegesellschaft oft angenehm unterhalten hatte. Sein Körper war verstümmelt und sein Antlitz fast unkenntlich gemacht; um seinen Hals hing ein schwarzes Band, ich zog es hervor und erblickte das Miniaturgemählde eines jungen reizenden Frauenzimmers. Ich wickelte es sammt seiner Brieftasche und Uhr in sein Halstuch, entschlossen, das Päckchen seiner Familie zu überbringen falls ich gerettet werden sollte. Darauf hob ich den Leichnam empor, trug ihn bis an den Rand des Eises, rollte ihn hinab ins Meer und — war nun ganz allein.

Tief niedergebeugt von dem qualvollen Gefühl des gänzlichen Alleinseyns warf ich mich nieder und gab mich ganz der Verzweiflung hin. Weshalb war ich nicht mit meinen Gefährten umgekommen? Ein ruhiges Begräbniß in der Tiefe des Oceans war diesem eisigen, lebendigen Grabe vorzuziehen!

Die Liebe zum Leben trug endlich über meine Verzweiflung den Sieg davon. Ich richtete mich empor und schaute umher nach Mitteln mein Daseyn zu erhalten. Ich entdeckte zwar auf meiner Eisinsel Felsenstücke, Baumstämme und ähnliche Fragmente, nichts aber konnte ich finden meinen Hunger zu stillen. Kein erfrornes Thier, kein todter Vogel belohnte mein eifriges Umherspähen, und so warf ich mich endlich hoffnungslos auf den Stamm einer in das Eis geklemmten Fichte. Ueber mir erhob sich der glänzende Eisberg in riesiger Höhe, zu meinen Füßen lag das Meer ruhig und still wie ein glatter Spiegel.

Der Tag schlich traurig und einförmig dahin; der Einbruch der Nacht fand mich noch immer auf dem Fichtenstamme. Der Mond stieg empor. Ich habe stets den Mond geliebt, und als ich jetzt zu seiner wolkenlosen Silberscheibe hinaufschaute, vergaß ich auf einen Augenblick meine verlassene unglückliche Lage und gedachte der Theuren daheim, mit denen ich so oft im seinem Zauberglanze fröhlich gewesen war.

Da ward das Licht des Mondes plötzlich durch eine dichte Wolke bedeckt, ich schauderte zusammen und das ferne dumpfe Rollen des Donners verkündete mir einen neuen Sturm. Ich umschlang fest einen starken Ast der Fichte, während der Wind sich immer mehr erhob und den Mond und die Sterne mit schwarzen Wolken bedeckte. Der Ocean ward neuerdings aufgewühlt, und wild schäumten die riesigen Wellen über mich hin.

Es verging übrigens eine Zeit, bevor mein schwimmender Wohnort, den Einfluß des Orkans spürte; als aber endlich die Gewalt des Meeres dieß bewerkstelligte, ward die Eisinsel auf furchtbare Weise einem großen Schiffe gleich von den Wogen bald himmelan gehoben, bald hinab in die Tiefe gesenkt, bis endlich ein donnerähnliches Krachen hinter meinem Rücken erfolgte und mich vermuthen ließ, daß der Eisberg aller Wahrscheinlichkeit nach gespalten worden.

Der Orkan ließ jetzt wieder nach und mit der Morgensonne erschien wieder eine Windstille, und ein Tag des Hungers und des Elends, ein dritter Tag verstrich wie dieser. An Wasser fehlte es mir nicht; ich stillte meinen Durst indem ich kleine Eisstückchen in meinem Munde schmelzen ließ. An Nahrung aber — an Nahrung fehlte es mir durchaus, und so wurden meine Qualen unerträglich, bis ich endlich in einen Zustand fast gänzlicher Bewußtlosigkeit versank. Da weckte mich plötzlich ein Vogelgeschrei, ich richtete mich auf und gewahrte, daß ich mich nicht weit vom Lande befand. War dies Täuschung? War es Wahnsinn? War das Traum? Waren jene entzückenden blauen Hügel, die sich vor meinen Augen erhoben, nichts als ein aus Nebeldust gebildetes Scheinparadies? Die Erscheinung ward indeß immer schöner und herrlicher, aber ach! — der Strom trieb meine Eisinsel pfeilschnell an der Rettungsküste vorüber. Daß war zu viel für meine geschwächten Kräfte — ich sank ohnmächtig zusammen und jenes Eden war für mich auf immer dahin.

Endlich — Endlich, ward ich aus meinem todtenähnlichen Zustande durch den Schall menschlicher Stimmen geweckt. Ich schlug die Augen auf und raffte mich mit der größten Anstrengung empor. Nur einige Klafter weit von meiner

Eisinsel entfernt lag ein Schiff, man hatte von dort aus das Tuch erblickt, was ich an einen Zweig des Fichtenbaums befestigt hatte. — Man hatte mich erschauet und rief mir zu. Ein Boot ward ausgesetzt und nach meinem eisigen Kerker gesandt; die Seiten der Insel aber waren zu schroff und scharf, als daß man hätte landen können. Ich sammelte demnach alle meine Kräfte, kroch bis an den Rand des Eises und glitt hinab in die See; ich ward aufgegriffen und fand mich nunmehr wieder unter Menschen, welche es mir an keiner Pflege fehlen ließen, und mich glücklich wieder in mein Vaterland zurückbrachten.

Das Einquartirungsbillet.

(Fortsetzung.)

Mostyn bat seinen Schützling sich dicht hinter ihm zu halten, schritt voran die Stiege hinab und verlöschte schnell die dort brennende Lampe. Dann rief er mit lauter Stimme den Corporal, und schalt daß das Licht ausgegangen sey. Noch bevor aber dasselbe wieder angezündet werden konnte, flog seine Begleiterin rasch an ihm vorüber. Patrik kam erst zum Vorschein als die Lampe wieder brannte und der Offizier sich anschickte das Haus zu verlassen. Mostyn fand seinen Schützling draußen vor der Hinterpforte, und schweigend schritten beide einige Augenblicke lang neben einander hin, endlich nahm die Unbekannte das Wort: „Ich muß mit der Postkutsche nach Dublin," flüsterte sie, „sie wird sogleich durch dieses Stadtviertel kommen. Geben Sie mir Ihre Adresse; damit ich weiß, wem ich für meine Rettung in einem so hohem Grade verpflichtet bin. Noch aber muß ich Sie um die größte Verschwiegenheit bitten, wenn Sie wegen meiner Flucht befragt werden sollten. Patrik wird mein Kammermädchen in dem Zimmer wiederfinden in welchem er es am vergangenen Abend einschloß und ich habe in meinem eigenen Gemache solche Anstalten zurückgelassen, daß man glauben wird ich sey durch das Fenster entflohen. Auf diese Weise kann nicht der geringste Verdacht auf Sie fallen."

Mostyn gelobte ihr zu schweigen, und da in diesem Augenblick die Postkutsche heranrollte und leer war, hob er seinen Schützling hinein, worauf er in sein Quartier zurückkehrte, indem ihm das ganze, so eben erlebte Abenteuer fast wie ein Traum erschien.

Auf seinem Zimmer wieder angelangt rückte er den Schrank wieder an dessen frühere Stelle, und legte sich dann auf einige Stunden zur Ruhe. Die Trommel weckte ihn bald wieder, und kaum hatte er die Augen aufgeschlagen als auch schon der alte Diener mit dem Kaffee eintrat. Der Lieutnant nahm das Frühstück zu sich und zog dann mit seinen Leuten ab, deutlich gewahrend, wie Patrik ihm mit dem Ausdruck geheimer Freude nachblickte.

Die kleine militairische Truppe hatte bald die Stadt hinter sich, und während sie nun dahinzogen, suchte Mostyn sich der Züge des Frauenzimmers zu erinnern, denn er in der vergangenen Nacht zur Flüchtigen behülflich gewesen war. Jung war sie und hübsch trotz der Färbung ihres Gesichts; ihre dunklen Augen flammten noch lebhaft in seiner Erinnerung. Mit jedem Augenblick glaubte er Patrik oder die Gestalt in geistlicher Tracht hinter sich zu erblicken; aber die Unwahrscheinlichkeit die Flüchtige wieder zu bekommen, falls sie ein Truppen-Detaschement zu ihrer Escorte gewählt haben sollte, verhinderte wahrscheinlich jede Verfolgung.

In seinem Standquartier angelangt, vergingen mehrere Wochen, ohne daß Mostyn das Mindeste von dieser Angelegenheit erfuhr. Endlich langte mit der Post ein von einem Briefe begleitetes Päckchen für ihn an, der erstere war ohne Unterschrift und brachte ihm keine Erklärung des Vorfalls, enthielt aber die allerwärmsten Dankesäußerungen, sammt der Bitte die beifolgende Kleinigkeit als Andenken nicht zu verschmähen. Es war ein goldenes Armband, von antiker Arbeit mit Diamanten geschmückt.

Mostyn sah sich unangenehm getäuscht; er hatte eine ausführliche Aufklärung erwartet, befand sich aber jetzt mit völligen Dunkel wie bisher. Die wenigen Fragen, welche er in Betreff der Familie in Balinacreagh gethan hatte, waren erfolglos geblieben; seine Dienstpflicht hatte ihn verhindert jenen Ort wieder zu besuchen, und da ihm der Nahme desjenigen unbekannt war, in dessen Hause er einquartirt gewesen, konnte er in dieser Rücksicht auch keine Erkundigungen einziehen.

(Der Beschluß folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Lord Sandwich, welcher bekanntlich einen schlechten nachlässigen Gang hatte, erzählt von sich selbst folgende drollige Anecdote. Während meines Aufenthalts in Paris nahm ich im Tanzen Unterricht und fand viel Wohlgefallen an meinem Lehrer, so daß ich ihn bei meiner Abreise aufforderte, sich eine Gunst von mir zu erbitten. Der Tanzmeister verbeugte sich tief, „dann," sprach er, „ersuche ich Ew. Herrlichkeit, Niemand zu offenbaren, daß ich Ihr Tanzlehrer war."

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Die „Hugenotten" Oper von Meyerbeer.

(Beschluß.)

Der fünfte Akt beginnt in einem herrlich beleuchteten Ballsaal des protestantischen Hotel de Sens. Eine prachtvolle Menuett wird durch entfernte Glockenklänge begleitet, welche zwar Aufmerksamkei

erregen, jedoch ohne die Tänze zu unterbrechen. Plötzlich stürzt Raoul blaß und verwundet herein. Jetzt beginnen die Schauer-Scenen der Oper, deren Dichtung die neue romantische Schule nicht verkennen läßt. Der Componist verdient Dank, daß er die rasche Handlung durch die Macht der Töne nicht noch mehr hervorgehoben, sondern gemildert hat. Die Arie mit Chor, wo Raoul den Mord Coligny's berichtet, ist sehr brav gearbeitet und wurde von Herrn Schäfer vorzüglich gesungen. — Scene und Terzett (Raoul, Marcel, und Valentine) ganz elegisch gehalten. Vorzüglich ist die Stelle, wo Valentine sich entschließt Protestantin zu werden, und da Nevers im Kampfe gefallen, reicht sie Raoul ihre Hand und der verwundete Marcel vertritt Priesterstelle. Die Einsegnung Marcels Molto maestoso in Es-moll ist sehr feierlich, und Raoul und Valentine legen ihr Gelübde zweistimmig pianissimo in Es-dur sanft gehalten ab. Der weibliche Chor in Fis-dur mit der Choralmelodie saftirt sich wieder an, dann wird er durch wilden Lärm plötzlich unterbrochen. Der Chor der Katholiken fällt in wild bewegten Rhythmen und frappand dissonirenden Harmonien ein, welcher bis zum Schluße der Oper öfters wiederkehrt. — Sehr wohlthuend und besänftigend ist der Gesang Marcels, als er eine himmlische Vision zu erblicken glaubt und Raoul und Valentine bewundernd und ergriffen mit stimmen; die Harfenbegleitung ist hier von großer Wirkung. — Die letzten Scenen sind vom Dichter sehr grell behandelt. — Dieser letzte Akt ist fast zu schauderhaft, und die Oper schließt ohne einen wahrhaft tragischen Eindruck zu bewirken. — Von Seiten der Mitwirkenden wurde alles aufgeboten, um dieses große Tonwerk würdig zu Gehör zu bringen, die zweite Darstellung hatte bedeutende Vorzüge vor der ersten; diesmal sang Mad. Christiani die Parthie des Pages welches zum Vortheil der Aufführung gereichte. — Wie wir vernehmen soll die Oper bei den folgenden Darstellungen gekürzt werden; möge dies nur mit gehöriger Umsicht geschehen. — —

Die Ausstattung des großartigen Werkes, war elegant zu nennen. Die Decorationen sind von Herrn Lorch gemahlt, also konnte man etwas Treffliches erwarten, und in der That der Saal im ersten Akt, so wie die Schlußdekoration waren wunderbar schön, dahingegen ging der Garten der Margarethe zu Chenonceau, sehr viel zu wünschen übrig, und das Publikum konnte nicht mit Raoul ausrufen: «O wie entzuckend schön ist es hier.» Der Phantasie des Herrn C war hier ein sehr großer Spielraum gegeben, der jedoch — wunderbar genug unbenutzt blieb — weshalb sich einem die Bemerkung aufdrängt, daß C. nur wahrhaft Ausgezeichnetes im Fach der Architektur Malerei zu leisten vermag. — Die Costüme waren durchweg glänzend — fast zu reich — aber nicht historisch treu, — namentlich waren die reich bestickterten, glänzenden Anzüge der Zigeuner störend, da hier nicht Ballet-Tänzer auftreten, sondern, die sich in Paris aufhaltenden Zigeuner, National-Tänze aufführen sollen. Das ganze Arrangement war fleißig und sinnig geordnet, das Pas de trois erregte von unserm talentvollen Balletmeister Herrn Teschner war recht hübsch, und das Schlußtableau von höchst überraschender Wirkung; nur hätten wir die störende bengalische Flamme als hier höchst unpassend weg, und dafür eine sanfte Mondbeleuchtung (etwa durch blaue Lampenglaser zu bewerkstelligen) während der ganzen letzten Scene gewünscht. Wenn auch die plötzliche glanzvolle Erhellung des Bildes nach der tiefen Nacht die auf der Bühne herrschte, momentan überraschend wirkte, so wird doch jeder Zuschauer sich einig tragen: wie kommt diese Zauberflamme aus dem Donnerkeil dem oder andern Zauberspektakelstücken, in die Hugenotten hinein? Die Ausnahme war in den drei ersten Akten ziemlich kalt. Schuld daran mögen wohl einige Längen — — oder wahrscheinlich Locher noch — einige Mängel in der Besetzung seyn!! — — Das Duett im 4ten Akt war der Culminations, punkt des Beifalls, der sich von da ab, bis zum Schluß der Oper erhielt. — Mad. Walcker die wohl die Ausnahme nie mit höherem Rechte verdient hat) wurde mit den Herren Schäfer und Wolterect gerufen; und nach ihnen die Direktion.

Wir verbrachten im Eingang einige Stellen, der Castellischen Uebersetzung zu liefern, welche — zur Belustigung des geneigten Lesers, hier folgen: —

Act. 1. Tavannes.

Wollet freundlicher Wirth die Frage gestehen
Warum wir nicht zur Tafel gehen.

(Eine Frage zu gestehen, wahrlich das ist neu!)

Der Klavierauszug macht uns mit folgendem Tafellied bekannt.

Freunde auf zu Tische
Bachwerk, Fleisch, und Fische
Lecker im Gemische
Laden uns hier ein. ꝛc.

Die hiesige Direction lies jedoch diese, dythyrambischen Schwung ausdrückende Worte unarbeiten, und es hieß hier:

Freunde auf zum Mahle
Freude winkt im festlichen Saale
Bietet Nektar in goldner Schale
Sie ladet uns ein. ꝛc. ꝛc.

(was jedenfalls viel besser war)

Nevers. Trennen muß ich dies Band, das mich so froh gemacht
Die Königin räth selbst zu diesem Schritte
Und meine Braut hat ihre Bitte
Von ihr zu lassen, bei mir selber angebracht.

(Von ihr lassen, ist das nicht göttliche Poesie?)

Act. 2. Singt Margarethe von Valois in ihrem paradisisch eitzenden Garten

O glückliche Land, Ihr Saatenwellen
Du Blätterdach mit grünen Zellen
Klarer Bach welcher murmelt in Quellen,
Wie träum ich gern in Eurem Schooß.

(Ein Bach murmelt in Quellen
Die Narrenkappe hat Schellen
reimt sich auch.)

Margaretha zum Pagen.

Margarethe. Ha welche Kühnheit du hier?

Page. Das bin ich nicht; (Was dran?? wenn ich fragen darf?)
ein Andrer folget mir!!

Raoul du hier, du mein Marcel.

Marcel Ja!

Ein Engel kam Herr Ritter
Mir kündend ein Gewitter
Ein Abgesand thut sich vor Euch auf.

(Ein Engel als Barometer!!)

Raoul. So theilet ein Ihr Herrn da Ihr die Zeugen seyd
Die Sonn' den Wind ich ein zu fügen mich bereit.

(Die Sonne? Es ist aber finstre Nacht auf der Bühne.)

St. Bris. Hört und schweigt: Wenn bei Sankt Theobald
Zum ersten male dann die Abendglock erschallt!

(Scribe kennt zwar in Paris keinen St. Theobald sondern St. Germain l'Auxerois, aber wenn es keinen Theobald gäbe, hätte Castelli ja nicht reimen können, Theobald und erschallt.)

Valentine. Mein Gott wie soll ich retten ihn
Ich wollte gern und kann nicht zu ihm hin!!

Repertorium.

Mittwoch, den 20sten September: „Die Jüdin," Oper in 5 Aufzügen. Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 114 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Siebenter Abschnitt.

„Fern sey es von mir, Dich schwermüthig zu machen, mein Sohn," sprach Pater Mathias, während er nur mit Anstrengung mit Philipp Vanderdecken gleichen Schritt hielt, der sich jetzt nur noch eine Viertelmeile von seiner Wohnung entfernt befand, „bedenke aber, daß in dieser vergänglichen Welt alles wechselt und daß eine geraume Zeit dahinschwand, seit Du von dieser Gegend geschieden. Deshalb möchte ich gern, daß Du jene feste Ueberzeugung von Glückseeligkeit schwinden ließest, dieses freudige Vorgefühl, dem Du seitdem wir das feste Land betraten, Dich mit so ganzer Seele hingegeben. Ich hoffe zwar von der Gnade Gottes, daß Du alles wohlauf finden und daß Dich nach wenigen Augenblicken die Arme Deines geliebten Weibes umschließen werden; aber gieb Dich Deinen frohen Erwartungen nicht allzusehr hin, damit eine getäuschte Hoffnung Dich nicht zu Boden stürze. Wir erfuhren unterwegs, daß ein furchtbarer Gast in diesem Lande eingekehrt sey, wer weiß ob der Tod ein so junges, blühendes Opfer verschonte."

„So laßt uns unsere Schritte beschleunigen, frommer Vater," rief Philipp ungeduldig, „Ihr sprecht die Wahrheit, und eine angstvolle Ungewißheit quält furchtbar."

Philipp eilte voran und überließ es dem Greise ihm zu folgen. Er langte bei dem Brücklein und dem Pförtchen an; es war gegen sieben Uhr Morgens, denn mit Tagesanbruch hatten sie die Schelde paßirt.

Philipp Vanderdecken bemerkte, daß die Fensterläden des unteren Gemachs noch verschlossen waren. „Noch nicht aufgestanden," dachte er, indem er die Hand auf die Klinke legte. Die Thür war nicht verschlossen. Philipp trat ein; in der Küche brannte ein Licht; er stieß die Thür auf und gewahrte die Magd auf einem Stuhle im festen Schlafe. Noch bevor er Zeit hatte einzutreten und sie zu wecken, vernahm er eine Stimme, welche von oben herabfragte: „Maria, ist das der Doctor?"

Vanderdecken verlor keinen Augenblick, er flog die Stiege hinan, an der Sprecherin vorüber und öffnete die in Aminens Schlafzimmer führende Thür.

Hier verbreitete ein Lämpchen nur einen schwachen Schim-

mer, die Vorhänge des Betts waren zugezogen und neben demselben kniete eine dem Eingetretenen wohlbekannte Gestalt: es war die des Pater Seyfen. Philipp schauderte zusammen, sein Blut stockte; er konnte kein Wort hervorbringen, sondern war, um nicht hinzusinken, genöthigt, sich an die Wand zu lehnen. Ein tiefer, angstvoller Seufzer entwand sich seiner beklommenen Brust, der knieende Geistliche vernahm das Geräusch, er wandte sich, richtete sich rasch auf und reichte schweigend dem Heimgekehrten die Hand hin.

„So ist sie also todt," stammelte Philipp mit leichenblaßen Lippen.

„Nein, mein Sohn, noch nicht, aber es ist nur wenig Hoffnung vorhanden. Die Krisis ist eingetreten. Nach einer Stunde wird es entschieden seyn, ob sie Dir wiedergeschenkt, oder jenen Hunderten beigesellt werden soll, die von der furchtbaren Epidemie hinweggerafft worden."

Pater Seyfen führte darauf den jungen Mann zu dem Lager und schob die Vorhänge ein wenig auseinander. Amine lag bewußtlos da und athmete schwer — ihre Augen waren geschlossen. Wanderdecken erfaßte ihre brennende Hand — kniete nieder, drückte sie an seine bebenden Lippen und brach in einen Thränenstrom aus. — Nachdem er ein wenig Fassung gewonnen, ersuchte Pater Seyfen ihn, sich aufzurichten, und sich an dem Lager neben ihm zu setzen.

„Das ist ein trüber, schwermüthiger Anblick, Philipp," sprach er, „und bei diesem Feuer, Deiner Lebhaftigkeit muß er Dir zwiefach traurig seyn. Aber der Wille des Herrn geschehe! Bedenke auch, noch ist Hoffnung vorhanden — zwar nur schwache, aber denn doch Hoffnung, so berichtete mir der Arzt, dessen Rückkehr ich jeden Augenblick erwarte. Ihre Krankheit ist ein ansteckendes Fieber, welches während der letzten zwei Monate ganze Familien weggerafft hat und noch immer wüthet; glücklich zu preisen ist das Haus, das nur ein Opfer zu beklagen hat. Ich wollte, Du wärest nicht grade jetzt angelangt, denn das Uebel ist sehr ansteckend. Viele haben aus Furcht die Gegend verlassen, und was das Unglück noch steigerte ist der Umstand, daß es an medizinischem Beistande fehlte, denn die Krankheit hatte auch den Arzt getödtet."

Jetzt ward die Thür leise geöffnet und ein hoher finsterer Mann, in einem braunen weiten Mantel, sich einen Schwamm mit Essig unter der Nase haltend, trat ein. Er neigte sein Haupt gegen Philipp und den Priester und trat alsdann an das Lager. Einige Augenblicke lang untersuchte er den Puls der Leidenden, dann legte er seine Hand an ihre Stirn und zog die Decke noch dichter über sie. Er reichte darauf Wanderdecken den mit Essig getränkten Schwamm hin, gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er davon Gebrauch machen solle, winkte dem Pater Seyfen und verließ mit ihm das Gemach.

Schon nach einem Augenblicke kehrte der Geistliche zurück. „Der Doctor hat mich von allem Nöthigen unterrichtet, mein Sohn," sprach er, „er hofft, daß sie gerettet werde. Vor allen

Dingen ist ihr große Wärme nothwendig, so wie ganz besonders Ruhe, wenn sie ihr Bewußtseyn wieder erlangt."

„Dafür wollen wir schon Sorge tragen, frommer Vater," bemerkte Philipp.

„Es ist nicht die Freude über Deine plötzliche Rückkehr allein, was nachtheilig auf sie einwirken kann," fuhr Pater Seyfen fort, „die Freude tödtet nur selten — aber es giebt andre Ursachen."

„Und welche, welche, frommer Vater?"

„Es sind jetzt dreizehn Tage, Philipp, seit Amine im Fieber lauter wirre Dinge gesprochen; seitdem habe ich sie nur dann verlassen, wenn mein heiliger Beruf mich nothwendig zu Anderen rief. Ach, Philipp, ich bin nur ungern von ihrem Lager gewichen, denn in ihrer Geistesabwesenheit hat sie eine Geschichte vorgebracht, welche, so unzusammenhängend sie auch war, mich mit Entsetzen erfüllte. Diese Sache scheint schwer auf ihrem Herzen zu lasten und ihre Genesung zu verhindern. Du wirst Dich erinnern, Philipp, daß ich Dich einst um dieß Geheimniß befragte, welches Deine arme Mutter frühzeitig ins Grab senkte, und Dir auch jetzt Dein treues Weib rauben kann; denn es liegt klar am Tage, daß sie um alles weiß. Sprich, ist dem nicht also?"

„Ja, ja, sie weiß alles," erwiderte Philipp traurig.

„Und hat in ihren Fieberphantasieen alles wiedererzählt," fiel Pater Seyfen ein. „Doch jetzt ist es nicht Zeit davon zu reden. Trage Sorge für sie, Philipp; in einer halben Stunde bin ich wieder hier, wie der Arzt versichert, wird es sich bis dahin zeigen, ob sie dem Leben wiedergeschenkt werden, oder für Dich auf immerdar verloren seyn soll."

Wanderdecken bemerkte jetzt seinem väterlichen Freunde, daß er den Pater Mathias mit sich gebracht habe und ihn als Gast bei sich behalten wolle, er bat, demselben das Vorgefallene mitzutheilen und dafür zu sorgen, daß es ihm an nichts gebräche. Pater Seyfen verließ hierauf das Gemach. Philipp setzte sich jetzt wieder neben dem Lager und schlug den Vorhang ein wenig zurück.

Vielleicht giebt es auf Erden keine Lage die so peinigend, so ergreifend für das Gefühl ist, als diejenige in der sich der Heimgekehrte befand. Das Herz erfüllt von den freudigsten Hoffnungen, voll der seeligsten Erwartung diejenige in seine Arme zu schließen, an der seine ganze Seele hing, und die auf seiner langen Reise fast ausschließlich den Gegenstand aller seiner Gedanken ausgemacht hatte, und jetzt plötzlich aus allen seinen Himmeln gerissen und einer namenlosen Angst preisgegeben! Die welche er gehofft hatte in blühender Gesundheit anzutreffen, lag jetzt bleich und abgezehrt mit verwirrtem Geiste vor ihm da, während der Todesengel über ihr schwebte, des Augenblickes harrend, um sie in sein finsteres Reich mit sich hinweg zu führen.

„Ach!" dachte der arme Philipp, „müssen wir uns so wiedertreffen, Amine! Wohl hatte Pater Mathias Recht, indem er mich warnte, als ich mit so flüchtigen Schritten nicht

meinem Glücke, sondern meinem Elende zueilte. Guter Himmel, sey barmherzig, verzeihe mir, wenn ich diesen Engel fast mehr geliebt habe, als dich. Rette sie, erhalte sie mir, oder ich bin auf immer verloren."

Philipp kniete nieder und betete andächtig. Dann neigte er sich über seine Amine und drückte einen Kuß auf ihre brennenden Lippen. Er bemerkt, daß sich Tropfen auf ihrer Stirn sammelten, zog die Decke noch dichter über sie und betrachtete sie mit der ängstlichsten Aufmerksamkeit.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Einquartirungsbillet.

(Beschluß.)

Ungefähr zwei Jahre später ward das Regiment der Königin nach Dublin beordert, und hier sah Mostyn auf einem Balle, den der Vicekönig gab, eine junge Dame, welche ein Armband trug, ganz demselben ähnlich, das ihm übersandt worden war. Er redete sie an, sie empfing ihn mit einem überaus freundlichen Lächeln, und noch bevor er den Ball verließ, fühlte der junge Offizier, daß sein Schicksal unwiderruflich besiegelt sey.

Er sah sie öfterer, ihre gegenseitige Neigung wuchs mit jedem Tage und als sie sich zum erstenmal ungestört befanden, sprach Evelyne, so nannte sich die junge Dame, lächelnd zu Mostyn gewandt: „Es ist ein rechtes Glück, daß wir Gefallen an einander finden, weil kein anderer Mann als Sie mein Gatte werden kann; in der seltsamen Lage, in welche ich gebracht worden, können Sie allein den Schritt rechtfertigen, der allerdings sehr geeignet war, meinen Ruf zu compromittiren. Sie wissen jetzt, daß ich eine reiche Erbin bin, mein Oheim welcher zugleich mein Vormund war, war leider der Meinung, daß das Vermögen, welches ich von meinen Großvater erbte, seinem Sohne hätte zufallen müssen. Es gab für ihn nur zwei Mittel, seiner Familie meinen Reichthum zuzusichern, nemlich: meine Verheirathung mit seinem Sohne oder mein Eintritt in ein Kloster. Beides war mir indeß verhaßt, ich erklärte dieß meinem Oheim und ward von ihm in strenger Gefangenschaft gehalten, unter dem Vorwande, daß ich ketzerische Meinungen eingesogen habe; ja ich war sogar überzeugt, daß falls jedes andere Mittel fehlschlagen sollte, mein Oheim sogar nach meinem Leben trachten würde. — Dem alten Patrick lag der Glanz des Hauses zu sehr am Herzen, als daß er nicht bereitwillig gewesen wäre, zur Vermehrung desselben dienstwillige Hand zu leisten. Seine Tochter aber, welche man mir zur Zofe gegeben hatte, zeigte sich theilnehmender, und obgleich sie selbst sorgfältig bewacht wurde, gelang es ihr dennoch, die alte Wettlerin in unser Interesse zu ziehen. Es war meine Absicht, bei meiner Flucht so viel wie möglich jedes Aufsehn zu vermeiden, denn ich verbarg es mir nicht, daß

mein Ruf darunter leiden werde, und wenn es mir nicht gelang, bis zu meiner Volljährigkeit meinen Aufenthaltsort zu verbergen, müßte ich fortwährende Verfolgungen von Seiten meines Oheims erwarten. Jetzt ist dieser Zeitpunkt erschienen und ich habe nichts mehr von ihm zu fürchten."

Es ist wohl überflüssig zu bemerken, daß Lieutnant Mostyn diesem Bericht mit der innigsten Freude horchte und daß er schon nach wenigen Tagen seine Eveline zum Altare geleitete, wo der Priester die Hände zweier Liebenden in einander legte, welche das Schicksal auf so wunderbare Weise zusammenführte.

Geschichtliche Anecdote.

Als der König von Schweden, Karl XII. gegen den letzten Willen seines Vaters drei Jahre früher majoren erklärt wurde, so war im ganzen Reichsrathe keiner, der sich dagegen auflehnte und dawider protestirte, als Boethius, Bischof von Dalekarlien. Er hielt eine mit göttlichen und menschlichen Gesetzen unterstützte Rede, und ungeachtet man ihn auf alle Art und Weise mit Vorstellungen und Drohungen auf andere Gedanken zu bringen suchte, blieb er eigensinnig auf seinem Vorsatze und wollte auf keine Weise davon abstehen. Da nun dieses eigensinnige Verfahren nach und nach viel Aufsehen erregte und man befürchten mußte, daß die Dalekarlier zuletzt an dieser Streitigkeit Theil nehmen möchten, ließ man ihn endlich mit einem Piket Soldaten abholen, setzte ihn fest und machte ihm den Prozeß; das Urtheil wurde gefällt, und er sollte an Leib, Ehre, Gut und Leben gestraft werden. In dem Augenblicke aber, als man ihm sein Urtheil bekannt machte, hielt er neuerdings eine in den heftigsten und stärksten Ausdrücken abgefaßte männliche Rede, so daß der Graf Piper, welcher damals schon alles leitete und führte, sich nicht getraute, das gegen ihn gefällte Urtheil vollziehen zu lassen. Alles, was man gegen ihn vornahm, war, daß man alle seine Schriften, worunter sich sogar eine Logik befand, die er ehedem als Professor hatte drucken lassen, Reden, Kanzelreden ꝛc. in seiner Gegenwart durch den Henker verbrennen ließ, und ihn zu einem ewigen Gefängnisse nach Rotenburg verbannte.

Nachdem er einige Jahre bereits gefangen gesessen hatte, kam seine Frau bittlich ein und begehrte, man möchte ihn aus seinem Gefängnisse entlassen. Die Bittschrift wurde Karl XII. zugeschickt, der den darin ausgesprochenen Wunsch gewährte. Als man dem Bischof seine Befreiung bekannt machte, sprach er: „weder seine Gattin noch der König könnten ihn aus seinem Gefängnisse befreien, man müsse ihn erst neuerdings im Reichsrathe richten, und ihm dann als einem unschuldig Verfolgten seinen guten Namen wiedergeben. Da man dieses nun nicht thun würde, so solle man ihn nur in

seinem Gefängnisse lassen, bis Graf Piper selbst käme, der ihn aus seiner Gefangenschaft erlösen müsse. Er schrieb auch selbst dieses in der Kasematte, in welcher er in Rotenburg saß, mit großen Buchstaben an die Wand.

Als nun die siegreichen Waffen Peters des Großen 1702 den 26. Sept. die Festung Roteburg eingenommen hatten, und man den Bischof Boethius mit einem Passe versehen in sein Vaterland zurückschicken wollte, bat er, man möchte ihn in seinem Gefängnisse so lange lassen, bis der, welcher ihn ungerechter Weise hineingeworfen hätte, käme ihn zu befreien.

Nach der 1709 den 27. Juni vorgefallenen für Schweden so unglücklichen Schlacht bei Pultawa wurde der Reichsrath Graf v. Piper gefangen genommen, und in das nämliche Gefängniß gebracht, in welchem der Bischof Boethius so lange Zeit zugebracht hatte. Nun erst ging der Bischof Boethius nach Schweden zurück, ließ sich bei der Regierung melden, und bat, man möchte ihm ein anderes Gefängniß anweisen, und ihn dahin bringen lassen. Da er nun während der Zeit alt und grau geworden, und sein übertriebener Eifer und Eigensinn sich merklich gelegt hatten, schlug man ihm vor, ihm ein Bisthum zu ertheilen; allein er antwortete, daß er auf keine Art und Weise mehr Bischof seyn könnte noch wollte, da man ihn auf eine so ungerechte Art seines Bisthums entsetzt und aus demselben verjagt habe.

Endlich bewegte ihn die Königin Ulrica Eleonore, ein kleines Gut von ihr als Geschenk anzunehmen, auf welchem er seine noch wenigen Lebenstage endigte. N.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Pesth, Anfangs September.

Unser wackere Director, Herr Schmidt, hat nicht verabsäumt uns auch in diesem Sommer höchst interessante Erscheinungen auf seiner Bühne vorzuführen. Unter den ausgezeichneten Gästen, welche uns besuchten, verdient vor Allen der reichbegabte Tenorist, Herr Wurda, von Ihrer Bühne die ehrenvollste Erwähnung. Ein solches furore, wie dieser Künstler hier erregte, hat hier seit Jahren nicht stattgefunden. Man begrüßte in ihm nicht blos den herrlichen Sänger, sondern auch den lieben Landsmann und so vereinten sich Kunst- und Vaterlandsliebe, ihn mit Entzücken anzunehmen. Was Wurda als Seyer, Elsazar (er sang diese Rolle hier dreimal) Elwin, Licinius, Arthur, Zampa und Pirat, in welchen Partheien er hier auftrat, zu leisten vermag, wie unendlich der Zauber seiner Stimme hinreißt, welch ein seelenvoller Vortrag alle diese seine Darstellungen belebt, ist in Ihrem Hamburg zu allgemein bekannt, als daß ich auch nur ein Wörtchen darüber zu sagen brauchte. Es reiche hin zu berichten, daß trotz der drückenden Hitze bei jeder seiner Leistungen das Haus überfüllt war, daß er einen fast unbeschreibbaren Enthusiasmus erregte, und daß er vielfach besungen und bekränzt worden. Leider ist der liebe Sänger schon wieder von uns geschieden, aber er ist nicht ohne Begleitung abgereist, er hat unsere Herzen mit sich genommen.

Auf das Ausgezeichnetste ward der liebe Gast von unserer wackeren Mad. Liebl unterstützt, welche fortwährend die Zierde unserer Bühne ist und deren Erscheinen es uns jedesmal dankbar anerkennen läßt, daß die Hamburger Theater-Direction uns diese verdienstvolle Sangerin überlassen hat.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Nachdem der erste Rausch vorüber, den die so lange heiß ersehnte Aufführung der Hugenotten Meyerbeers, in den Köpfen der meisten unserer Theaterbesucher verursachte, fängt unsere Comödie, für eine Weile in den Hintergrund gedrangt, wieder an, sich zu regen, und so haben wir am verflossenen Montage ein neues Stück: «Der Wetterableiter» oder richtiger, der Wetterableiter, von Carl Lebrun, nachdem Französischen für die Bühne bearbeitet, welches Stück sich einer recht beifälligen Aufnahme zu erfreuen hatte. Wir können uns in unserem Urtheile über dasselbe kurz fassen. Demjenigen, der vom Lustspiele eine Reihe komischer Scenen, gewürzt durch heitere Laune und piquante Einfälle verlangt und weiter nichts, der zufrieden ist, wenn seine Lachmuskeln tüchtig angeregt werden, der voraussetzt, daß, sich den Wetterableiter zu betrachten, indem seinen Anforderungen gewiß entsprochen werden wird. Wer aber das Lustspiel auf aesthetischer Kunstwage wägen will, dem es nicht genügt, wenn es in einigen flüchtigen Zügen nur genial hingeworfen ist, sondern der innere Wahrheit, und noch viele andere bei unserm Lustspiele längst aus der Mode gekommene Dinge verlangt, der thut besser auch dieses mal der neueren französischen Muse seine Huldigung zu versagen. Wollen wir uns nun zu der Beurtheilung der Ausführung wenden, so müssen wir freilich das manche Gelungene in der Leistung des Herrn Nader als Flicotot anerkennen, können aber nicht verhehlen, daß der Franzose und die französischen Manieren an ihm fast gar nicht zu bemerken waren. Herr Brüning als Sir Arthur, und Mad. Lenz als Effie waren zu loben, die Rolle des Bloom hingegen darf Herr Glop nicht zu seinen gelungenen zählen, eben so wenig als Herr Schäfer sich mit der des Roughead befreunden zu können scheint. Herr Zängl als Derby, that was in seinen Kräften stand, blieb aber nichts desto weniger Herr Zängl.

Dem Wetterableiter voran ging «Delva oder die russische Waise,» ein bekanntlich ebenfalls nach dem Französischen bearbeitetes Stück, das indessen seine Mängel über seine Schönheiten leichter vergessen macht, und überhaupt zu den wenigen besseren Stücken gezählt werden darf, die von französischem auf deutschen Boden versetzt wurden. Die. Lammersdorf in der Titelrolle ergriff tief durch ihr seelenvolles Spiel, und erhielt am Schlusse durch einstimmigen Hervorruf einen Beweis der Anerkennung ihrer trefflichen Leistung. Ehe wir schließen, erlauben wir uns noch Herrn Fehringer auf einen Sprachfehler aufmerksam zu machen. Wenn Herr Fehringer sagt: «es ergreift mich in das Innerste,» so beweist dieses ein falsches Gefühl in uns, daß wir davon im Innersten, oder bis in das Innerste ergriffen werden.

Repertorium.

Sonnabend, den 23. September: „Die Nachtwandlerin.“ Oper in 3 Aufzügen. Musik von Bellini.

Herr Wurda: Elwin (zuerst nach seiner Urlaubsreise.)

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 115 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes. *)

I.

Tod Ludwigs des Achtzehnten.

Am 28sten August begab sich der König nach Choisy in einer geschloßenen Kalesche. Er litt schon viel. Zwei Tage darauf präsidirte er im Conseil, unterhielt sich mit den Ministern — arbeitete, wie die Journäle berichteten! — Auf diese Weise, und indem er dem Tode einen Tag nach dem anderen raubte, gelangte er bis zum 13ten September, und wir lasen am 13ten in dem Moniteur — diesem Journal par préférence, welches stets die wichtigsten Neuigkeiten bringt, die man schon seit einem Monate kennt —, daß der König, der Achtzehnte seines Namens, im Begriff sey, seine Krone niederzulegen, um mit einer glorreicheren geschmückt zu werden, wenn er derselben würdig sey. Sofort wurden die Schauspielhäuser und die Börse geschlossen, und der Minister des Cultus gebot der Geistlichkeit Frankreichs, für ihren König zu beten.

Es ist ein feierlicher Moment, wenn die Todtenglocke für einen Herrscher anschlägt. Nicht etwa, daß derselbe als Mensch wichtiger sey, als jeder Andere; aber ihm ward das Schicksal vieler anderer Häupter anvertraut. Er ist groß als verantwortlicher Mensch! Was wird er seinem Gott antworten, wenn er von ihm Rechenschaft begehrt von seiner Mission — von seiner schönen Mission; denn es giebt keine heiligere und keine erhabenere als die, welche einem Geschöpf das Glück des Anderen übergiebt! — Indem man über diese Verantwortlichkeit nachdenkt, welche für den Menschen zittern macht, der Morgen Antwort geben soll, berathet man sich und freuet sich wenn man sagen kann: „Er hat mir nichts Böses gethan!“ —

Das Ende Ludwigs des Achtzehnten ist auf vielfach verschiedene Weise erzählt worden. Es giebt besonders einen Gegenstand über den man noch jetzt nicht einig ist, nehmlich: die Beichte des sterbenden Monarchen. Es ist sehr zweifelhaft, ob er überall gebeichtet habe. Man hat die Details dieser Ceremonie erzählt, wie man grade wollte. — Ich weiß zwar, daß der Groß-Almosenier und der Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois zu Fuß durch den Hof der Tuilerien mit

*) Aus dem so eben erschienenen noch nicht übersetzten siebenten und letzten Bande ihrer Mémoires sur la Restauration.

den heiligen Gegenständen eingelassen wurden, um dem König das Viaticum zu ertheilen. — Es fand eine schöne Ceremonie statt, aber es war nur eine Ceremonie, bei welcher der Neapolitanische Gesandte und die Königliche Familie zugegen waren. — Der König lebte noch, aber mit jeder Stunde trat das Leben immer mehr und mehr von ihm zurück. — Er ließ den Herzog von Bordeaux und Mademoiselle zu sich rufen, segnete sie Beide und sprach zu dem jungen Herzog von Bordeaux folgende Worte, welche ganz besonders jetzt merkwürdig sind.

„Armes Kind! Welche Pflicht hat Gott Dir auferlegt! Du würdest unterliegen, schenkte er Dir nicht die nöthige Energie sie zu erfüllen! Du wirst es seyn, der mein Frankreich retten wird."

Diese Worte waren, wie alle Reden Ludwigs des Achtzehnten, auf Effekt berechnet; aber sie sind zumal jetzt merkwürdig, wo dieses Kind neuerdings in die Verbannung gesandt worden. Dinge, welche dazu beitrugen, zu scheinen, waren Ludwig dem Achtzehnten nothwendig; er beobachtete dieß, so lange seine Kräfte dazu ausreichten. — Am 27sten August unterwarf er sich den furchtbarsten Schmerzen, um sich in einem offenen Wagen zeigen zu können; ja er wollte sogar, wie mich ein Stallmeister der Herzogin von Angouleme versicherte, noch am 29sten ausfahren, aber er fühlte sich so krank, daß die bereits angespannten Wagen wieder abgesagt werden mußten. — Die Journale aber berichteten, daß der König nicht habe ausfahren können, weil er im Conseil präsidirt habe. Es war unwahr, aber Herr v. Villele liebte solche kleine Lügen.

Am 12ten September, dem ersten Tage, an welchem der Zustand des Monarchen für gefährlich erklärt ward, erschien ein Bülletin, unterzeichnet von Portal, Alibert, Montaigu, Distel, Dupuytree, und Herrn von Damas, erstem Kammerherrn des Königs. Dieß Bülletin lautete furchtbar, es enthielt nur wenige Worte, aber sie sagten Alles. In Folge dieser Bekanntmachung ward noch dem Viaticum gesandt. — Herr de Croi war erst seit Kurzem zum Großalmosenier ernannt; er begann eine Rede an den König, von der er große Wirkung erwartete, gerieth aber dergestalt in Verwirrung, daß Ludwig der Achtzehnte, der ein gar feines Gehör für schöne Reden hatte, ihm durch ein Zeichen zu verstehen gab, daß er schweigen möge. — Das ist charakteristisch!

Am 14ten September begann man mit den Sterbegebeten; der König, so ward berichtet, habe den Priestern geantwortet — die Wahrheit ist, das er nichts sprach. — Seine Stimme war erloschen, auch hatte er nicht den Willen, zu sprechen, so und nicht anders verhielt es sich. —. Die Gebete wurden am 15ten fortgesetzt. Die Agonie war furchtbar und ward von einer Erschlaffung begleitet, die um so schrecklicher war, da sie dem Tode glich. — Dazu kam nun noch, daß das Lebenslicht des Sterbenden nach jeder Stunde wieder aufflackerte. — Es war schauderhaft! — Endlich wurden Hände und Füße kalt. Am 15ten um zehn Uhr Abends trat wieder eine furchtbare Crisis ein, welche die letzte seyn sollte. — Nach Beendigung derselben begann die Todesangst, welche lange währte und furchtbar war. Der Beichtiger des Königs hatte sich über den Sterbenden geneigt und flüsterte ihm Worte der Religion zu. — der König aber erwiderte nichts darauf, nicht einmal durch ein Zeichen. Endlich begann die Brust des Monarchen zu röcheln — eine Todtenstille folgte. Herr Portal, erster Arzt des Königs, hob die Bettdecke auf, ergriff den Arm, untersuchte den Puls, wandte sich zu den Anwesenden und sprach mit der ihm eigenthümlichen hohlen und heiseren Stimme: „Meine Herren, der König ist todt!"

Das Größte und Tiefste.

Groß ist das Meer mit seinen stillen Gründen,
In deren Tiefen eine Schöpfung ruht,
Doch wag' ich Größeres die zu verkünden,
Und Tieferes als Meeresfluth.

Groß sind der Himmel ungemeßne Runden,
In ihren Armen tanzt ein Weltenheer,
Doch hab' ich Größres, Tiefres noch gefunden,
Als Himmelreich und Weltenmeer.

Als Größtes ward nicht Luft und Meer beschieden,
Ich bin mir eines Größeren bewußt!
Das Tiefste und das Größte ist hienieden,
Die kleine, enge Menschenbrust!

W. Pfeiffer.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Nach einer Viertelstunde hatte er die Freude zu gewahren, daß sich die Kranke in einer vollständigen Transpiration befinde; nach und nach ward ihr Athem weniger schwer und statt, daß sie bisher regungslos dagelegen, fing sie an sich zu bewegen und unruhig zu werden. Endlich schien sie in einen sanften Schlaf zu versinken. Bald darauf erschienen Pater Seysen und der Arzt. Philipp erzählte ihm was sich zugetragen, der Arzt trat an das Bett, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken wieder zurück.

„Euer Weib ist Euch erhalten, Mynheer!" sprach er zu Philipp gewandt, „aber es ist nicht rathsam, daß sie Euch so unerwartet erblicke. Bei ihrer Schwäche könnte ihr das

gefährlich werden. Je länger sie schläft, desto besser. Bei ihrem Erwachen wird sie wieder Herrin ihrer Vernunft seyn. Ihr müßt sie alsdann dem Pater Seysen überlassen.

„Darf ich nicht im Zimmer bleiben, bis sie erwacht?“ fragte Vanderdecken. „Ich werde mich alsdann unbemerkt entfernen.“

„Wozu wäre das. Die Krankheit ist ansteckend. Ihr habt hier schon zu lange geweilt. Bleibt unten, Ihr müßt Eure Kleider wechseln. Sorgt dafür, daß der Kranken ein Bett in einem anderen Gemache bereitet werde, sie muß dort hingeschafft werden, so wie Ihr glaubt, daß sie es zu ertragen vermag. Alsdann laßt diese Fenster öffnen, damit frische Luft hereinziehe.“

Philipp sah das Verständige dieses Rathes ein, er verließ das Zimmer mit dem Arzte, wechselte seine Kleider und begab sich zu dem Pater Mathias, den er in dem unteren Gemache fand.

„Ihr hattet Recht, frommer Vater,“ sprach Philipp indem er sich auf das Sopha warf.

„Ich bin alt und mißtrauisch, Ihr seyd jung und vertrauensvoll. — Ich denke, es wird alles noch gut gehen.“

„Das hoffe ich auch,“ versetzte Philipp Vanderdecken, welcher jetzt, da die größte Gefahr vorüber war, sich in Nachdenken über das versenkte, was ihm Pater Seysen rücksichtlich der Entschleierung seines Geheimnisses durch die kranke Amine mitgetheilt hatte. Vater Mathias, welcher sah, daß der Geist seines jungen Reisegefährten beschäftigt war, störte ihn nicht.

Endlich nach Verlauf einer Stunde trat Pater Seysen ein. „Danke dem Himmel, mein Sohn,“ sprach er, „Amine ist erwacht und ganz wieder Herrin ihrer Vernunft; an ihrer Wiederherstellung ist fast nicht mehr zu zweifeln. Sie hat die von dem Arzte verordnete Arzenei genommen, und ist jetzt aufs Neue entschlummert. Eine der Mägde befindet sich bei ihr, sie wird ohne Zweifel lange schlafen und darf nicht gestört werden. Ich will nunmehr für einige Erfrischungen sorgen, deren wir sämmtlich wohl bedürfen werden. — Aber Philipp, Du hast mich noch nicht Deinem Reisegefährten vorgestellt, welcher, wie ich sehe, gleich mir ein Diener der heiligen Kirche ist.“

„Vergebt mir, frommer Vater, ich hoffe, Ihr werdet Euch freuen, die Bekanntschaft des Pater Mathias zu machen, der wie ich hoffe, eine Zeitlang bei mir verweilen wird. Ich will Euch jetzt Beide bei einander lassen und mich nach dem Frühstück umsehen.“

Philipp verließ das Gemach und begab sich in die Küche. Nachdem er dort die nöthigen Anordnungen getroffen hatte, damit das Frühstück den beiden Geistlichen vorgesetzt würde, ergriff er seinen Hut und verließ das Haus. Er selbst konnte nicht essen, sein Gemüth war allzusehr aufgeregt die Begebenheiten dieses Morgens hatten ihn zu gewaltsam ergriffen, er fühlte, daß er frische Luft schöpfen müsse.

Als er so seines Weges dahinschlenderte, begegnete er vielen seiner Bekannten, welche ihm von ganzen Herzen Glück wünschten, als sie erfuhren, daß es sich mit seiner Amine bessere und ihm alsdann eine Schilderung des Unheils entwarfen, das die ansteckende Krankheit in dieser Gegend angerichtet hatte. Kaum ein Drittheil der Bewohner von Terneuse und der umliegenden Gegend war noch übrig, und diejenigen, welche die Krankheit überstanden hatten, befanden sich in einen solchen Zustande von Erschöpfung, daß sie außer Stande waren, ihre gewöhnlichen Beschäftigungen wieder vorzunehmen. Sie hatten zwar das Uebel besiegt, waren aber eine Beute des Elends und des Mangels geworden, und Philipp faßte den Vorsatz, seine Ersparnisse zum Beistand dieser Nothleidenden zu verwenden.

Bei seiner Rückkehr fand er Amine noch schlummernd und die beiden Priester im Gespräch mit einander.

„Mein Sohn.“ sprach Vater Seysen. „Jetzt erwarten wir von Dir einige Aufklärung. Ich habe mit diesem frommen Vater eine lange Unterredung gehabt, er hat mir durch die Kunde über die Verbreitung unserer heiligen Religion unter den Heiden große Freude verursacht. In Folge dessen, was mir Amine, während ihrer Fieberphantasieen äußerte, habe ich ihn auch über das Vorhandenseyn eines Geisterschiffs in jenen fernen Gewässern befragt. Du siehst Philipp, daß ich um Dein Geheimniß weiß, sonst hätte ich diese Frage nicht gethan. Zu meinem Erstaunen hat Pater Mathias die Erscheinung eines solchen bekräftigt, die er mit seinen eigenen Augen geschauet, und die man nur als durch übernatürliche Kraft bewirkt sich erklären kann. Wahrlich, eine seltsame und furchtbare Vision! — Wäre es nicht besser, Philipp, daß Du, statt mich länger einem Heer von Zweifeln zu überlassen, uns jetzt alles offenbartest, was mit dieser wunderbaren Geschichte in Verbindung steht, so daß wir es prüfen und Dir den Rath von Männern ertheilen können, die älter und erfahrner sind als Du, es bist und deren heiliger Beruf sie vielleicht in den Stand setzt, Dir zu verkünden, ob die übernatürliche Kraft durch welche jene Erscheinung bewirkt ward, einem guten oder einem bösen Geiste angehöre.“

„Der fromme Vater hat Recht, Philipp Vanderdecken,“ sprach Vater Mathias.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Im Jahre 1643 hatte St. Preuil, Gouverneur von Amiens, eine Kriegslist ausgesonnen, um zu dem Besitze von Arras zu gelangen. Er ließ einen Soldaten Namens Courralles rufen, durch den er seinen Anschlag in Ausführung zu bringen gedachte.

„Camerad,“ sprach er, „ich habe Dich gewählt, Dich dessen Schlauheit mir bekannt ist, um einen Streich auszu-

führen, durch den auch Du Dein Glück machen kannst. Es kommt darauf an, Etwas zu überrumpeln; höre wie ich das anzufangen gedenke. Du sollst Dich als Bauer verkleiden und Früchte zum Verkauf in der Stadt ausbieten; nachdem Du dieß eine Zeitlang gethan, mußt Du mit irgend jemand Streit anfangen und ihn erdolchen. Man wird Dich gefangen nehmen, verhören und zum Galgen verurtheilen. Die Hinrichtungen finden zu Etwas dicht vor dem Thore statt, ich lege mich mit einer Kriegsschaar dort in einen Hinterhalt, und wenn man Dich nun hinausführt, um Dich aufzuknüpfen, werfe ich mich mit den Meinen in die Stadt, nehme sie in Besitz und eile alsdann sogleich Dich zu befreien. Nun, wie gefällt Dir der Plan?"

„Er ist gut," versetzte der Soldat, „aber die Sache will überlegt seyn."

„Da hast Du Recht," sprach St. Preuil, „denke darüber nach und bringe mir Morgen Deinen Entschluß."

Am folgenden Morgen meldete sich Couralles wieder bei dem Gouverneur.

„Nun, mein braver Camerad," fragte der Letztere, „was denkst Du jetzt von meinem Plane?"

„Er ist ganz vortrefflich," versetzte der Soldat, „nur möchte ich, daß wir beide die Rollen wechselten, daß ich den Hinterhalt zu befehligen bekäme, und Ihr den Korb mit Früchten übernähmt."

Literarische Notiz.

Als ein vorzugsweise bedeutendes, viel belehrendes, und nur zu lobendes Buch erwähnen die literarischen Institute:

Die Epigonen.

Familienmemoiren in neun Büchern. Herausgegeben von Karl Immermann. 3 Bände, 80 Bogen in Octav, auf feinem Maschinen-Velinpapier. In geschmackvollem Umschlage geheftet. Auch unter dem Titel: Immermanns Schriften 5ter bis 7ter Band. — Düsseldorf bei J. E. Schaub.

In diesem Werke haben sich die Conflicte der Gegenwart in moralischen und gesellschaftlichen Beziehungen, in Kunst, Wissenschaft und Politik zu einem reichen Lebensbilde gestaltet. Wie einst in Werther und Wilhelm Meister die einseitigen Richtungen sich dichterisch spiegelten und dadurch ihr eignes Heilmittel und Korrektiv wurden, so erhält unser späteres Zeitalter, die Zeit der Epigonen, hier ein Gegenbild, dem bei seiner psychologisch-scharfen Auffassung und poetischen Milde ähnliche tiefe Wirkungen nicht fehlen werden.

In einer ausführlichen Beurtheilung in der Mitternachtzeitung 1836 No. 137, sagt die Rec.: „Wir haben einen großen Schriftsteller und ein Nationalbuch gewonnen. Das ist ein guter, ein schöner, ein vortrefflicher Roman." O.

Musikalisches.

(Aus Leipzig eingesandt.)

Der ehemals beim hiesigen Theater angestellte, nunmehr Großherz. Badensche Musikdirektor, J. D. Boldenecker, hat fünf wunderschöne Walzer à la Strauß, „die Ohrklinger" nebst einem „Schellengalopp" componirt, welche so eben in der Kistnerschen Musikhandlung erschienen sind. Er hat sie dem Dr. Bönecke freundschaftlichst zugeeignet.

Schönwissenschaftliche Berichte, aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Anfang Septembers.

Nur mit aufrichtiger Freude haben wir seit längerer Zeit schon die Anstalten bemerkt, die man getroffen hat, um aus dem alten verfallenen Sitze der Hansa einen Ort zu schaffen, der durch Kunstsinn, Schönheit und Gemüthlichkeit eben so bekannt und genannt wird, wie er es ehemals durch seine historische Berühmtheit war. Durch die Hauptstraßen führen zum Theil schon Trottoirs, in der Breitenstraße wird es nächstens bis an den von Rodenschr Buchhandlung inclusive gehen, wo der weitere Fortgang unbegreiflicherweise gestört wird. Die kleinen Buden und Häuser, die früher wie Schwalbennester um und an die Kirchen geklebt waren, sind niedergerissen, und nichts stört den Eindruck mehr, den so kolossale Meisterwerke der gothischen Baukunst, wie die Marien- und Jacobskirche, auf uns hervorbringen müssen. — Unser Militair ist in Oldenburg. Einige Alte, die an die Besatzung der Festung in den sechzig Jahren unter der Leitung des Herrn Drechsmann wieder ersehnen zu sehen. Die Mitglieder memoriren zum Theil schlecht, sonst, war Routine Keinem abzusprechen.

Kläglich sah es übrigens mit der Kritik hier aus. Die Fremdenliste hat es sich zur Aufgabe gemacht, mit vielen Worten — Nichts zu sagen. Es ist freilich das Bequemste. Man kann auf die Art kein Freiblatt verlieren, noch weniger sich den Haß schlechter Schauspieler durch rücksichtslosen Tadel zuziehen; bequem ist eine so politische Kritik, aber — ehrenvoll nicht. Mein Prinzip ist und bleibt: rücksichtslose unparteiische Kritik, zu gestatten, ohne die erbärmliche Rache der Getadelten zu fürchten. Ueber das Wintertheater, dem wir seinen glücklichen Acquisitionen nach zu urtheilen, ein gutes Prognosticon stellen können, nächstens mehr. — i —

Montag, den 25sten Sept.: „Die Nachtwandlerin." Oper.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

№. 116 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes.

Die Geißeln.

Maria Antoinette war in St. Cloud ungemein beliebt. Sie hatte dort ein Hospital für Kranke errichtet und den Plan dazu selbst entworfen. Man sah dort noch im Jahre 1829 ein kleines weißes Bett, dessen Vorhänge sie mit ihrer eigenen Hand genäht hatte. Sie wollte die Parochialkirche wieder aufbauen lassen, konnte aber nur den Grund legen. Die neuen Pfeiler liegen in Trümmern.

Folgende Thatsache in Betreff der Stadt St. Cloud ist des Aufzeichnens werth. Am 12ten October 1793 erfuhren die Bewohner, daß die Königin vor das Gericht gestellt werden solle; sie versammelten sich in einer Scheune und wählten eine Deputation, welche sich nach Paris begab, um vor dem National-Convent alle Bewohner von St. Cloud als Geisseln für die Königin anzubieten. Der Redner dieser Deputation war ein Greis von 75 Jahren. Er weinte so sehr, daß seine Zähren seine Stimme erstickten! Er konnte nicht weiter fortfahren —. Eine Ordre du jour gebot ihm zu schweigen!

Der Leichenzug.

Im Jahre 1827 fand zu Paris ein schauderhaftes Ereigniß statt. Der Herzog von Liancourt starb; es war ein edler Mensch, er lebte nur, um den Unglücklichen Beistand zu leisten. Dennoch verfolgte ihn die Restauration, sie liebte ihn nicht und raubte ihm an einem Tage fünf Aemter, welche sämmtlich nichts eintrugen, ihm aber Gelegenheit gaben, viel Gutes zu thun. — An dem Tage, an dem sein Tod bekannt wurde, trauerte ganz Paris. Schulen von ihm gestiftet, Hospitäler von ihm reich beschenkt, Unglückliche denen er geholfen, Familien die er durch Beschäftigung dem Leben wiedergegeben, kurz ein ganzes Volk, das ihn verehrte, umringte seinen Sarg; und die Zöglinge der Schule zu Chalons bestanden darauf, seinen Leichnam bis in die Kirche zu tragen. — Anfangs bewegte sich der Leichenzug ungestört dahin. Herr Franchet Duperreur, welcher vermuthlich keinen Begriff von den Gefühlen dankbarer Herzen hatte, hatte nicht vorausgesehen, was doch zu erwarten stand und also auch keine Anordnungen in dieser Rücksicht getroffen. Die Agenten der Polizei wagten nichts zu unternehmen, sondern gingen seine Befehle einzuholen.

Jetzt zeigte sich Herr Franchet, und die Polizei befahl, daß die Leiche auf eine Bahre gesetzt, und nicht von den jungen Leuten auf ihren Armen bis auf den Kirchhof getragen werden

sollte. Die jungen Leute widersetzten sich diesem Befehle und wollten weiterschreiten; die Polizei aber bestand auf ihren Willen, und der Streit ward furchtbar, denn er hatte einen Sarg zum Gegenstand. Endlich erreichte die Entheiligung den höchsten Grad, der Sarg entglitt den Händen der jungen Leute, welche ihren Wohlthäter auch noch im Tode nicht fahren lassen wollten, er stürzte zu Boden, öffnete sich, und die Leiche des ehrwürdigen Mannes zeigte sich seinen Verfolgern, gleichsam als wolle er über sie den Fluch des Himmels herabrufen. Entsetzen erfaßte alle Umstehenden — es war ein Ereigniß, das etwas Uebernatürliches hatte. Die beiden Partheien standen da vor dem entstellten Antlitz, dessen Ausdruck die Ungeheuer zu verdammen schien, welche durch ihr Betragen jene Zeit der Profanation zurückriefen, der jeder bessere Mensch nur noch mit Schrecken gedenkt. — Es waren die Linientruppen selbst, welche, sich schämend daß sie einen solchen Scandal geduldet hatten, die Ordnung wiederherstellten, worauf der Leichenzug seinen Trauerweg beendigte.

Ergebung.

Nach der Abreise Carls X. und seiner Familie bekümmerte mich eine Sache sehr, dieß war die Lage des Erzbischofs. Er hatte die Flucht ergriffen. Dieser Mann, den ich als Muster betrachtete, der mich an den heiligen Franziscus de Sales erinnerte, war von dem Volke angeklagt und genöthigt worden zu fliehen. Herr v. Quelen, er dessen apostolische Stimme so oft um Schmerzen zu lindern, fromme Worte der Religion gesprochen hatte, in jener Erzbischöflichen Kapelle, welche die tolle Wuth des Volks geschändet hatte, er war genöthigt ein Asyl zu verlassen, geheiligt sowohl durch die Tugend des Priesters, als durch die des Menschen überhaupt. — Ich empfand den tiefsten Schmerz, wenn ich der traurigen Lage meines apostolischen Vaters gedachte, des Mannes dessen Hand mich auf den Pfad des Glaubens zurückgeführt hatte, dessen tröstende Worte mich mit mir selbst wieder aussöhnten. — Ich weinte über eine solche große Ungerechtigkeit. — Es war mir, als befände ich mich in einem fremden Lande, seitdem mir sein Zuspruch entzogen war. — Ich schrieb ihm, erschloß ihm mein Herz und sprach ihm von meinem Unwillen darüber, daß er so verkannt worden. Welch' eine Antwort sandte er mir? Welch' einen bewunderungswürdigen Beleg christlicher Ergebung!

„Und wie," so schrieb er, „Sie lassen sich vom Zorn hinreißen! Wissen Sie auch, daß das nicht christlich ist! Weshalb mich denn beklagen, daß ich für den Dienst des Heilandes Jesus Christus litt und noch leide! — Auch galt die Verfolgung ja nicht mir persönlich: sie galt dem Priester, dem Prälaten. — Und ich schätze mich glücklich da gewesen zu seyn, um den Schlag zu empfangen. — — "

Der König von Sardinien.

Der König von Sardinien, Victor Emanuel, besaß einen Eigensinn, welcher oft ins Burleske ausartete, der aber

im Ganzen nicht ohne Resultate blieb. An dem Tage, an dem er nach Turin zurückkehrte, wollte er dort zu Pferde anlangen, und zwar auf demselben Pferde, welches er zur Zeit der Invasion im Jahre 1794 gewöhnlich ritt. Da vernehmen und gehorchen am Hofe von Sardinien gleich galt, so suchte man das Pferd auf; — sey es nun aber das das arme Thier das Zeitliche gesegnet hatte, oder daß es die Beute irgend eines Cavallerie-Offiziers oder gemeinen Reuters geworden war, genug, es war nicht aufzufinden. Was nun beginnen? Wie eine solche Nachricht einem Manne überbringen, der, um das Wort Republik nicht über seine Lippen zu bringen, selbst von der römischen Republik nicht sprechen wollte, und der während der vollen 19 Jahre seiner Verbannung diesem seinen Schwure nicht untreu geworden war? Zum Glück war das Pferd schwarz, klein und nicht sehr schön, so daß man ein ähnliches leicht auffand. Der König ritt auf demselben in Turin ein und wiederholte oft: „Man muß Charakterfestigkeit zeigen, um dem Volke zu beweisen, daß man von einer anderen Natur ist als dasselbe."

Die Franzosen hatten eine sehr schöne Brücke über den Po gebauet — der König Victor Emanuel aber wollte dieselbe niemals passiren. „Ich will von keiner Neuerung etwas hören!" rief er. „Ich will, daß mein Hof, meine Hauptstadt, mein Königreich durchaus unverändert seyn soll, so als ob alle Welt dort geschlafen hätte."

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Wenn es das Werk des Allmächtigen ist," fuhr Pater Seyen fort, „wem könntest Du Dich dann mit mehr Zuversicht anvertrauen, von wem könntest Du bessere Rathschläge empfangen, als von denen, die seinen heiligen Dienst auf Erden verrichten? Rührt es aber von dem Bösen her, wer könnte Dir da mehr helfen, als diejenigen, deren Pflicht es ist, seine verderblichen Anschläge zu Schanden zu machen? Bedenke überdem, Philipp, daß dieses Geheimniß schwer auf dem Herzen Deines Weibes lastet, und vielleicht Deine Amine in die Gruft stürzt, wie es Deine verewigte Mutter getödtet hat. Mit Dir, durch Deine Gegenwart unterstützt, wird sie die Bürde vielleicht tragen, aber bedenke wie viel einsame Tage und Nächte sie während Deiner Abwesenheit zu durchleben hat, und wie sehr sie alsdann des Trostes und des Beistandes Anderer bedarf. Ein solches Geheimniß gleicht einem nagenden Wurme, und muß trotz ihrem Muthe ihre Gesundheit zerstören, wird ihr nicht jener Balsam zu Theil, den die Diener unserer heiligen Religion uns zu spenden vermögen. Es war grausam von Dir, Philipp, das arme Weib allein zu lassen, dem Schmerze

über Deine Abwesenheit kreisgegeben und das Herz mit einem qualvollen Geheimniß bedrückt."

„Ihr habt mich überzeugt, frommer Vater," erwiderte Philipp, „ich fühle, daß ich Euch schon früher hätte alles offenbaren sollen. Ich will Euch jetzt die wunderbare Geschichte erzählen, lege ich gleich nicht die Hoffnung, daß Euer Rath mir in einem so schwierigen Falle helfen kann, wo es einer mir durch die Umstände auferlegten strengen Pflicht gilt."

Philipp berichtete jetzt alles, was unsere freundlichen Leser schon wissen; als er seine Erzählung beendet hatte, bemerkte er: „Ihr seht, frommer Vater, daß ich mich selbst durch ein feierliches Gelübde gebunden habe, daß dieses Gelübde im Himmel niedergeschrieben und angenommen worden ist, und es scheint mir, daß ich jetzt nichts anders thun kann, als dem Rufe meines seltsamen Schicksals zu folgen."

„Mein Sohn," entgegnete der wackere Geistliche, Du hast uns wunderbare Dinge erzählt, Dinge nicht von dieser Welt — wenn Du Dich anders nicht getäuscht hast. Laß uns jetzt allein, Pater Mathias und ich, wir wollen uns über diesen ernsten Gegenstand berathen, und ist das geschehen, sollst Du unsere Meinung erfahren."

Philipp begab sich die Treppe hinan zu Aminen, sie lag noch im festen Schlafe. Er sandte die Magd hinab und nahm den Platz derselben am Lager der Kranken ein. Fast zwei Stunden lang verweilte er hier, dann ward er hinab zu den beiden Geistlichen beschieden.

„Wir hatten ein langes Gespräch, mein Sohn über diese wunderbare, vielleicht übernatürliche Begebenheit," nahm Pater Seyfen das Wort; „ich sage vielleicht, denn die Mittheilungen Deiner Mutter könnten möglicherweise die Gebilde einer aufgeregten Phantasie gewesen seyn; und aus demselben Grunde wäre vielleicht anzunehmen, daß der höchst bewegte Zustand, in dem Du Dich nach dem Tode Deiner Mutter befunden, auf ähnliche Weise auf Dich einwirkte; — da aber Pater Mathias bestätigt, daß die seltsame, wenn nicht übernatürliche Erscheinung eines Schiffes auf seiner Heimreise wirklich stattfand, und diese Erscheinung mit Deinem Berichte übereinstimmt, so bin ich der Meinung, wie es nicht unmöglich ist, daß hier übernatürliche Kraft einwirkt."

„Bedenkt auch noch, frommer Vater, daß auch ich und viele Andere das Geisterschiff geschaut."

„Wer aber von denen, die es mit Dir sahen, lebt noch, mein Sohn, um Zeugniß geben zu können?" fragte der Geistliche. „Aber gleichviel, wir wollen annehmen, daß das Ganze kein Menschenwerk, sondern das Werk einer höheren Macht ist." —

„Das Werk einer höheren, allerdings," bemerkte Wanderdecken, „es ist das Werk des Himmels."

„Das ist eine andere Frage, mein Sohn. Es giebt noch eine andere Macht, als die göttliche — die des Teufels, des Erfinders der Menschen. — Da aber diese Macht, weil sie geringer ist als die Macht Gottes, ohne seine Zulassung nicht wirken kann, so können wir immerhin annehmen, daß der Himmel dergleichen Versuchungen des Bösen bei gewissen Gelegenheiten gestattet."

„So stimmen wir also in unsere Ansichten überein, frommer Vater."

„Nicht so ganz, mein Sohn! Etwas, dem Zauberer, ward es gestattet, die Kunst auszuüben, die ihm der Feind der Menschheit verliehen, damit sein Untergang und seine Blindheit verkünde, wie tief sein Meister unter dem göttlichen Beherrscher der Welt stehe. — Daraus aber folgt noch nicht, daß die Zauberei überhaupt gestattet war. In dem vorliegenden Falle kann allerdings angenommen werden, daß es dem Bösen erlaubt ward, seinen Einfluß auf den Capitain und die Besatzung jenes Schiffes zu äußern; so wie daß die Erscheinung dieses Schiffs als Warnung für Andere gestattet worden. — Die große Frage aber ist erstlich, ob es Dein Vater sey, auf dem ein so furchtbarer Spruch lastet, und zweitens: in wie weit Du genöthigt bist, diesem Schattengebilde nachzujagen, — dessen Aufsuchen — wie es mir scheint — Deinen Untergang herbeiführen, nicht aber Deinen Vater aus seiner Verdammniß erlösen kann. Verstehst Du mich, Philipp?"

„Ich begreife wohl, was Ihr sagen wollt, frommer Vater, aber — — "

„Wende mir jetzt nichts ein," fiel ihm Pater Seyfen in die Rede. „Es ist die Meinung dieses frommen Vaters wie die meine, daß wenn sich auch alles so verhält, wie Du glaubst, die Offenbarung, die Dir geworden, nicht vom Himmel, sondern von dem Bösen herrührt, der Dich ins Verderben stürzen will; denn hättest Du wirklich ein solches Geschäft zu vollbringen, weßhalb erschien Dir alsdann nicht das Schiff auf Deiner letzten Reise? Wie kamst Du, und wenn Du demselben auch funfzigmal begegnen solltest, Dich mit denen in Verbindung setzen, welche nur Geister und Schatten sind, und nicht dieser Welt angehören? Vernimm jetzt unsern Vorschlag. — Wir meinen, Du sollst einen Theil des Dir von Deinem Vater hinterlassenen Geldes dazu verwenden, Messen für das Heil seiner Seele lesen zu lassen, welches Deine Mutter unter anderen Umständen gethan haben würde; Du aber sollst ruhig am Lande bleiben, bis Dir etwa ein neues Zeichen zukommen wird, aus dem deutlich hervorgeht, daß Du in der That für dieß wunderbare Geschäft erkoren worden."

„Aber mein Schwur, mein Gelübde, frommer Vater."

„Die heilige Kirche hat Macht, Dich desselben zu entbinden, mein Sohn; die Absolution soll Dir ertheilt werden. Du hast Dich in unsere Hände gegeben, Du mußt unserm Ausspruche Folge leisten. Walten Irrthümer ob, so bist nicht Du, so sind wir dafür verantwortlich. Für jetzt aber genug davon. Ich will hinauf zu der Kranken, sobald sie erwacht, bereite ich sie auf Dein Erscheinen vor."

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Glück und Unglück, Leid und Lust beurtheilen wir Menschen meistens ganz falsch nach den äußeren Erscheinungen. Wir bedauern unendlich oft, wo nichts zu bedauern ist, und stehen neidisch da, wo wir bedauern sollten. — Die tiefsten Schmerzen werden selten, selten vom Auge des Mitleids aufgespürt.

Bei jedem Dispüt sollte es hergehen, wie in jenem Saal des Odin im skandinavischen Walhalla, wo die getödteten Krieger immer gesund wieder aufstehen und sich dann friedlich zum Mahle niedersetzen.

Wie mancher große Rechenmeister und Zahlenkönig, der sich nie in seinen Wechsel- und Gelderechnungen verrechnete, sieht am Ende seines Lebens zu spät ein, daß er sich nicht um einen Pfennig, aber um ein ganzes Leben verrechnete.

Literarische Notiz.

Die in der ganzen Lesewelt rühmlichst bekannten literarischen Rheder: Hoffmann und Campe hieselbst, welche sich vor vielen ihrer merkantilischen Geschäftsgenossen auch dadurch auszeichnen, daß sie von ihrem literarischen Werfte meistens nur zeitgemäße Fahrzeuge in den Leseocean senden, und unter deren Flagge auch die Heineschen und Börneschen Kriegsschalupen ihre Fahrt machten, haben neuerdings von ihrem Werfte ein Schifflein entlassen welches den Namen: „Panaché“ führt, und gar wohl geeignet ist, auf dem Meere der Literatur Aufsehen zu erregen. Der gewandte Capitain dieses neuen Fahrzeugs E. M. Oettinger, hat sich als Commandeur von Kriegsbrigantinen und Kanonenböten längst vielfach ausgezeichnet, dießmal aber führt er in seinem Schifflein eine Ladung, welche zwar zum Theil auch aus Salz, Pulver und Salpeter besteht, dabei aber auch recht friedliche Güter an Bord hat, so daß auch kriegsscheue Käufer und Käuferinnen bei dem Ankauf derselben vollkommen ihre Rechnung finden werden, denn alles was die Panachés bringt, ist zeitgemäß, modisch, geschmackvoll und anziehend. Wir prophezeihen diesem Schifflein eine glückliche Fahrt, zumal da es die kritischen Piraten nicht zu fürchten hat, weil der Capitain Kanonen an Bord führt, die er zu gebrauchen versteht.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 23sten September: „Joseph in Egypten.“ Oper in 3 Aufzügen Musik von Mehul.

Unser trefflicher Wurda ist von seiner Kunstreise zurückgekehrt, nachdem er in Dresden und Pesth, wo er dießmal als Gast auftrat, sich den Lorbeer um die Schläfe gewunden. Der Enthusiasmus den dieser seltene Sänger namentlich in letzgen unter Stadt erregte, übersteigt jeden Begriff, den man sich zu entwerfen vermag; es war, wie die öffentlichen Blätter verkunden, des Jubelns, des Hervorrufens, des Gestingens und Bekränzens kein Ende, und als der Gefeierte, auf stürmisches Verlangen, eine Piece in Ungarischer Tracht und in Ungarischer Sprache vorgetragen, ward ihm von seinen Landsleuten ein koldbares Silbergeräth mit ehrender Inschrift überreicht. Es ist, wie wir mit Zuversichtlichkeit versichern konnen, dem herrlichen Sänger von dem Hofttheater zu Wien ein Engagements-Antrag mit einer Gage von 8000 Gulden Münze gemacht worden, wir hoffen indeß, daß die Direction der hiesgen Bühne alles aufbieten werde, was nur in ihren Kraften steht, um sich und uns einen Künstler zu erhalten, der unbestreitbar die Zierde unserer Oper ist.

Herr Wurda trat hier zuerst am 25sten dieses als «Joseph» wieder auf, und ward mit wahrhaftem Jubel empfangen, welcher deweis, wie sehr man auch hier den wackeren Kunstler zu schatzen weiß. Seine schöne klangvolle Stimme entzucte alle Horer und mit jeder Scene steigerte sich der Beifall; Herr Wurda ward nach dem ersten Akte und am Schlusse stürmisch hervorgerufen und dankte mit herzlichen Worten. — Singe[illegible] konnen wir nicht hervorheben, denn alles wurde von dem trefflichen Sanger so drao zu Gehör gebracht, daß es den strengsten Anforderungen genügte. Gesang und Spiel vereinigten sich hier, um ein schones Ganzes an uns vorüber zu fuhren.

Ueber die Oper selbst ist erst kurzlich in diesen Blättern die Rede gewesen. Herr Wollereck als Jacob und Herr Uetz als Simeon waren ausgezeichnet. Mad. Christiany führte die Parthie des Benjamin lobenswerth durch und erwarb sich wohlverdienten Beifall. Mad. Christiany ist keine erste Sangerin, aber die Parthien die sie singt, behandelt sie mit vielem Fleiße; correkter Vortrag und reine Intonation sind Vorzuge dieser Sangerin.

Die Chore waren, einige Kleinigkeiten abgerechnet, recht brav, vorzuglich der Morgengesang im zweiten Akte und der Frauenchor im dritten Akte, nur verlangen die kleinen Solostellen in letztgenannten Chore eine bessere Behandlung, als ihnen hier zu Theil wurde; es ist unbegreiflich, wie eine solche Musik so ganz ohne Seele vorgetragen werden kann. — Das Orchester war im Ganzen sehr brav; nur die Trompeten hatten wir gerne ins Feldlager gewunscht, wo die falschen Tone nicht so hoch angerechnet werden, wie in der herrlichen Oper Joseph von Mehul. Wir wunschen in Zukunft mehr Fleiß in der Ausfuhrung dieser Stellen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 27sten Sept.: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 117 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Name Luise.

Saget mir nichts auf den Namen Luise, ich schätz' ihn vor allen!
Glaubt mir, es hat schon das vielfachen heimlichen Sinn.
Schaut, wie fast Alles, was lin ist und labend und löblich und lieblich,
Mit gar weisem Bedacht grad dies Zeichen erkor!
Wollt Ihr ein Beispiel? Gut! Vor allem nenn' ich Luise,
Dieser Name ja schon nennt eine Fülle von Lust.
Ferner, merket mir auf! Luft, Leben, Liebe und Lippe,
Lämmchen, Lieder und Lenz, Lächeln, Limone und Licht,
Leinen, Liebchen und Leibchen — das Alles erkor sich ein L ja!
Laute uns Lispeln — genug! Nimmer ja fänd' ich ein Ziel!
He, Ihr Knappen und Ritter vom Wechtische und Zahlbrett,
Hat sich das liebliche L Euch noch nicht sattsam bewährt?
Strecket die Waffen, denn mein ist der Sieg, ein Wörtchen nur sag' ich:
Klingender Gott Louisd'or, Du auch ehrst Dir das L!

Pfeiffer.

Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes.

Der schwarze Gast.

Im Jahre 1825 oder 1826 speiste ich eines Tages zu Mittag in einem Hause, aus dem die Jesuiten durchaus verbannt waren. Ein vormaliger Zögling der Polytechnischen Schule, zu jener Zeit bei dem Brücken- und Chausseewesen angestellt, Herr Raymond, nahm das Wort, um sich gegen die Jesuiten mit einer Heftigkeit auszusprechen, welche, obgleich seine Aeußerungen mit der Ansicht des Hausherrn übereinstimmten, demselben doch nicht paßend schienen. Er ertheilte Herrn Raymond demnach eine freundschaftliche Zurechtweisung und fügte hinzu: „Man weiß allerdings, daß man in meinem Hause keinen Jesuiten suchen muß — aber eben weil ich sie hasse, mag ich nicht, daß von ihnen gesprochen wird; das ist das beste Mittel sie zu vertilgen.“

Der Hausherr war ein Banquier, er empfing viele Fremde und jeden Tag langten bei ihm recommandirte und accreditirte Personen aus allen Städten des mittäglichen Frankreichs an. Am vergangenen Tage hatte er aus Bordeaux

bedeutende Fonds empfangen, um sie zur Disposition eines Herrn zu stellen, den er zum Mittagessen eingeladen hatte und der mit uns speiste. Es war ein langer, bleicher, hagerer Mann, in Schwarz gekleidet. Er sprach wenig, beobachtete viel und aß noch mehr. Der Mensch mißfiel mir gleich beim ersten Anblick. Herr Raymond, von dem Gegenstande über den er sprach mächtig angeregt, wandte sich, trotz der Zurechtweisung des Hausherrn jetzt an jenen Fremden um sein Thema über die Jesuiten weiter zu verarbeiten; der bleiche Mann im schwarzen Rocke aber unterbrach ihn. — „Mein Herr," sprach er mit einer Stimme, die aus dem Grabe zu kommen schien, „Sie sind zu jung, um über Dinge zu sprechen, die Ihnen unbekannt sind." — Der Ton mit welchem er diese Worte vorbrachte, erfüllte uns gewissermaßen mit Entsetzen. Herr Raymond maß ihn vom Fuße bis zur Scheitel mit einem drohenden, trotzigen Blick. —

„Sie sollten wirklich vorsichtiger seyn — Sie sowohl wie jener Herr" — fuhr der schwarze Gast fort, indem er auf den Hausherrn deutete. Dieser, ebenfalls ein lebhafter Mann, ward über und über roth und wollte reden, ich aber bat ihn durch einen Wink sich ruhig zu verhalten — der Fremdling jagte mir Furcht ein.

„Ja, ja," fuhr er fort, „so werden die Sachen verhandelt; so regiert der König, indem er in seinem Reiche Feinde des Glaubens duldet. — Man glaube mir, es wird eine völlige Säuberung erfolgen — kann es nicht ohne Schwerdtstreich geschehen, wolan, wie werden ihn führen!"

„Und wer ist denn der Herr," fragte Herr Raymond, „daß er es wagt, so zu reden?"

„Es ist Herr Rub . . .," versetzte unser Wirth, welcher damals noch nicht das Gewicht dieses Schreckensnamens kannte.

„Herr Rub . . .," rief ich bestürzt, denn ich wußte, was man von diesem Manne zu erwarten hatte.

Der schwarze Gast erhob sich jetzt von seinem Sitze, schritt langsam auf Raimond zu und sprach mit einem Lächeln, welches nichts Gutes verkündete: „Mein Herr, ich versichere Sie, daß ich des Mittagemahls, welches ich heute mit Ihnen einzunehmen die Ehre hatte, nicht vergessen werde." Darauf verbeugte er sich gegen den Hausherrn und dessen Gattin mit einer Höflichkeit welche schaudern machte, und verließ langsam das Gemach.

War es nun Zufall oder nicht, genug von diesem Tage an, verfolgte den armen Raymond das Mißgeschick überall, er büßte einen großen Theil seines Vermögens ein, auf allen Seiten traten Feinde gegen ihn auf; das Schmerzlichste aber war, daß ihm auch auf seiner Geschäftslaufbahn, allerhand Hindernisse entgegengestellt wurden; alles mißlang ihm, wo er nur seinen Namen nannte. Jetzt gedachte er des Herrn Rub . . . Wenn der es wäre? In dieser Rücksicht giebt es einen Instinct, welcher nicht trügt, er irrte sich nicht. Er begab sich nach Amerika, wo er einige Unternehmungen versuchte; sie gelangen ihm. Aber kaum waren zwei Jahre dahingeschwunden, als er neuerdings den früheren, bösen Einfluß rund um sich gewahrte. Aufs Aeußerste getrieben faßte er endlich einen verzweiflungsvollen Entschluß, er ließ sich in Amerika naturalisiren und erkaufte um diesen Preis seine Ruhe.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Nachdem Pater Seysen das Zimmer verlassen hatte, besprach sich Philipp über das in Rede Stehende mit Pater Mathias. Endlich, nach einer langen Unterredung, verließ Philipp sein Häuschen und suchte das Freie. Er war keineswegs überzeugt, sondern noch unschlüssiger als bisher.

„Ein neues Zeichen!" dachte er „sind denn noch nicht Zeichen und Wunder genug geschehen! Es mag wahr seyn, daß Messen für die Seele meines armen Vaters hinreichen, ihn zu erlösen. — Auf jeden Fall wenn sie für mich entscheiden, bin ich nicht zu tadeln. – Wolan, so will ich denn auf ein neues Zeichen vom Himmel warten, wenn es so seyn soll." Unter solchen Betrachtungen, die aber häufig durch die Erinnerung an seine Amine unterbrochen wurden, wanderte Philipp weiter.

Es war jetzt Abend und die Sonne senkte sich hinab. Philipp schritt unwillkürlich mitte, bis er endlich jene Stelle erreichte, wo er einst niederkniete und sein feierliches Gelübde ausgesprochen hatte. Er erkannte den Ort wohl wieder; sein Blick fiel auf die fernen Berge. Die Sonne senkte sich grade hinter denselben hinab, wie damals — dieselbe Sonne — derselbe Ort — dieselbe Stelle traten ihm entgegen. — Wie damals kniete Philipp nieder, er zog die heilige Reliquie hervor und küßte sie andachtsvoll. Er beobachtete das Sinken der Sonne, und neigte abermal sein Antlitz zur Erde. — Er wartete auf ein Zeichen. — Aber die Sonne sank hinab und die Nacht breitete ihren dunklen Schleier über die Landschaft. Es erschien ihm kein Zeichen! — Philipp Wanderbecken erhob sich und kehrte langsam Schrittes nach seiner Behausung zurück, jetzt weit mehr geneigt als früher, der Anweisung des Pater Seysens zu folgen.

Daheim angelangt, stieg Philipp leise die Treppe hinan zu Aminens Gemo welche jetzt erwacht war und sich mit dem Priester besah. Die Vorhänge des Bettes waren zugezogen und mochklopfenden Herzen stand er unbemerkt da an die Wand gelehnt.

„Also Gede sind vorhanden zu vermuthen, daß mein Gatte angelangt" fragte Amine mit schwacher Stimme. „O sprecht fromm Vater, nennt sie mir."

„Sein Schiff ist wieder zurück, jemand der am Bord gewesen, versichert, daß dort alles wohlauf sey.“

„Und weshalb ist er denn nicht hier? Wer anders als er selbst konnte die Kunde von seiner Rückkehr bringen? Pater Seysen, entweder er ist gar nicht angelangt, oder er ist auch hier — ich weiß, er muß hier seyn, ist er zurück und wohl auf. — Ich kenne meinen Philipp zu gut! Sagt mir, ob er hier ist. Fürchtet nicht Ja zu sagen, nur Euer Nein könnte mich tödten.“

„Nun ja Amine, er ist hier, frisch und gesund!

„O Gott, mein Gott, wie danke ich Dir! Aber wo ist er? Wenn er hier ist, muß er in diesem Zimmer seyn, oder Ihr täuscht mich. Diese Ungewißheit ist schlimmer als der Tod!“

„Ja Amine, ich bin wirklich hier!“ rief Philipp, indem er die Vorhänge zurückschob.

Amine richtete sich mit einem lauten Freudenschrei auf und streckte ihm ihre Arme entgegen, sank aber im nächsten Moment bewußtlos wieder zurück. Bald erholte sie sich indeß wieder und bewahrheitete den Satz: daß Freude nicht tödtet.

Wir wollen jetzt die folgenden wenigen Tage übergehen, während welcher Zeit Philipp Vanderdecken nicht von dem Lager seiner Gattin wich, die jetzt schnell ihre Kräfte wieder erlangte. So wie sie sich stark genug dazu fühlte, erzählte ihr Philipp alles was sich seit seiner letzten Trennung von ihr zugetragen, das Bekenntniß das er dem Pater Seysen abgelegt und dessen Entscheidung. Amine hoch erfreut, daß Philipp bei ihr bleiben solle, vereinte ihre Beredsamkeit mit der der beiden Geistlichen und so verging einige Zeit, ohne daß Philipp davon sprach, wieder zur See zu gehen.

So schwanden sechs Wochen dahin, und Amine, gänzlich wieder hergestellt, durchstrich die Gegend am Arm ihres Gatten, oder saß mit demselben daheim im traulichen Gespräch. Pater Mathias war noch immer ihr Gast. Das Geld für die Seelenmessen des alten Vanderdecken war bezahlt worden, auch hatte Pater Seysen außerdem noch eine bedeutende Summe empfangen, zur Unterstützung der nothleidenden Armen. — Man wird leicht begreifen, daß einen Hauptgegenstand der Unterhaltung zwischen Aminen und ihrem Gatten die Entscheidung der beiden Geistlichen ausmachte. Sein Gelübde war durch den Priester gelöst worden, und er hatte die Absolution empfangen; aber obgleich er sich dem Ausspruch der Geistlichen unterworfen hatte, fühlte er sich doch keineswegs beruhigt. Seine Liebe für Amine, ihr Wunsch, daß er bei ihr bleiben solle, verliehen zwar der Bestimmung des Pater Seysen mehr Gewicht, aber obgleich es sich um so williger in dieselbe fügte, konnte er dennoch die Zweifel, ob er auch recht handle, nicht beschwichtigen. Aminens Gründe, welche, da sie von den Geistlichen unterstützt wurden, sich Philipps Abreise jetzt gradezu widersetzten, ja selbst ihre Liebkosungen, beruhigten ihn offenbar nur auf Augenblicke. So wie Philipp sich wieder selbst überlassen blieb, klagte er sich innerlich selbst an, daß er eine heilige Pflicht vernachlässige. Amine gewahrte, daß oft schwere Wolken seine Stirn umzogen; die Ursache davon war ihr nur zu gut bekannt, und jedesmal wiederholte sie dann ihre Gründe und ihre Liebkosungen, bis Philipp Vanderdecken vergaß, daß es in der Welt irgend etwas anderes gäbe als seine Amine.

Eines Morgens als sie beisammen auf einer Rasenbank saßen, und die lieblichen rund um sie her blühenden Blumen pflückten, ergriff Amine die Gelegenheit, um von einem Gegenstande zu sprechen, den sie bisher noch nicht berührt hatte.

„Philipp,“ fragte sie, „glaubst Du auch an Träume? Bist Du der Meinung, daß wir durch dieselben übernatürliche Mittheilungen empfangen können?“

„Ich zweifle nicht daran,“ versetzte ihr Gatte, „wir finden viele solche Beispiele in der heiligen Schrift.“

„Kann denn nicht ein Traum Deine Zweifel beschwichtigen?“

„Träume kommen ungebeten, theure Amine,“ bemerkte Philipp, „wir können sie nicht herbeirufen noch ihnen vorbeugen.“

„Wir können sie herbeirufen, Philipp,“ versetzte Amine. „Faße den Entschluß, von dem träumen zu wollen, was Deinem Herzen am werthesten ist, und Du wirst es.“

„Ich werde es?“

„Ja, ja, Philipp. Ich wenigstens besitze diese Gewalt, habe ich mit Dir gleich noch nicht davon gesprochen. Ich erbte diese Gabe von meiner Mutter, wie manches Andere, woran ich seit langer Zeit nicht gedacht habe. Du weißt es, Philipp, daß ich nie die Unwahrheit spreche. Ich sage Dir, wähle Dir etwas, und Du wirst davon träumen.“

„Und was soll das, Amine? Besitzest Du die Gewalt, mich etwas träumen zu lassen, so muß Dir dieselbe durch etwas verliehen seyn.“

„So ist es, Philipp. In meinem Vaterlande giebt es viele Dinge, von denen man hier nichts weiß. Ich besitze in dieser Rücksicht einen Zauber der sich stets bewährt.“

„Einen Zauber, Amine? — Hast Du mit Zauberei zu schaffen? Ach solche Gewalt kommt nicht vom Himmel.“

„Ich weiß nicht, woher sie kommt, ich weiß nur, daß sie mir verliehen worden.“

„Solche Macht kommt von dem Böse n, Amine!“

„Und weshalb das, Philipp? Sagt nicht Pater Seysen selbst, daß der Böse nichts wirken könne, wenn Gott es ihm nicht gestatte? Laß es also immerhin Zauberei seyn, wenn sie gegen den Willen des Himmels geübt würde, würde sie sich nicht bewähren. — Aber ich sehe nicht ein, weshalb wir grade annehmen sollen, daß sie vom Bösen herstamme. Wir bitten um einen Traum, damit er uns in zweifelhaften Fällen leite.“

„Ein Traum kann uns allerdings warnen, wie vor Zei-

ten die Patriarchen erfuhren — aber sich unheiligen Zaubers bedienen, um eine solche Vision herbei zu beschwören, heißt einen Vertrag mit dem Teufel schließen. „Einen solchen Vertrag aber könnte der Bäle nicht erfüllen, wenn es ihm der Himmel nicht erlaubte. Philipp, Deine Schlußfolge ist irrig. Man lehrt uns nur, wie wir durch Anwendung gewisser Mittel den gewünschten Traum herbeifuhren können. (Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Es ist nicht Alles todt, was begraben ist. Diese kleine Wahrheit ist noch immer Vielen ganz unbegreiflich.

Die Knaben freuen sich, wenn ihr Schreibebuch voll geschrieben ist und denken, nun ists gethan. Wie unendlich viele Autoren begnügen sich aber damit, ohne wie die guten Kinder es zu thun pflegen, den Ringelreim hintenan zu schreiben: hab' ichs auch nicht gut gemacht, hab' ichs doch zu End' gebracht.

Literarische Notiz.

Mozarts Gedächtnißfeyer.

Zum Vortheil des Mozarts Denkmahls in Salzburg ward am 15ten August im Münchner Hoftheater eine Vorstellung gegeben. Für denselben edlen Zweck ist jetzt für diese Darstellung gedichtetes, und von dem talentvollen Hofschauspieler, Herrn Dahn vorgetragenes Gedicht von Heinrich Stieglitz, in der Verlagshandlung von G. Franz in München erschienen. Es wird in dieser Dichtung dem Genie des unsterblichen Meisters auf würdevolle Weise gehuldigt, indem der Verfasser die herrlichen Gestalte der Mozartschen Schöpfungen der Reihe nach, wie sie in dem Geiste des verewigten Tondichters entstanden, in ihrer ganzen Erhabenheit und Lieblichkeit an uns vorüberführt. Das schönste und unvergänglichste Monument hat sich zwar Mozart selbst in den Herzen aller derer erbauet, denen der Sinn für das Schöne und Edle nicht ganz und gar versagt worden; wer aber wurde nicht mit Freuden nach seinen Kräften beisteuern, damit in unserm Deutschland auch ein sichtliches Denkmahl die Geburtsstätte des erhabenen Meisters verkünde, der die deutsche Musik auf einen so hohen Standpunkt brachte. Recht Viele werden sich daher gewiß beeilen, sich in den Besitz dieser kleinen und doch zugleich großartigen Dichtung zu setzen, in welcher uns folgende Verse ganz besonders angesprochen haben:

Und folgen wir dem Strom der wunderbaren
Tonfluthen, die uns seine Brust gebar,
Wer wagt es, zu entweihn des Himmelsklaren
Lichtbahn mit düster klagendem „Er war"? —
Er ist! Denn was sich je zu offenbaren
In Kraft vermocht, als ächt, als schön als wahr,
Was in des Geistes Weihnacht ward geboren,
Dran ist das Grabeslied „Es war" verloren.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Am 25ten d. hatten wir das Vergnügen Herrn Prosper Sainton, ersten Violinisten der Königl. Academie zu Paris, auf dem Stadt-Theater in einem Violin-Concert zu bewundern. — Ich wähle mit Fleiß den ziemlich oft unnütz gebrauchten Ausdruck: bewundern, denn das was Herr Sainton leistete, war wahrhaft bewundernswürdig, um so mehr da viel weniger erwartet wurde, indem dem Künstler kein Ruf eines Paganini, Gerlot, Lafont, Spohr, Maurer und anderer Heroen seiner Kunst voranging. Herr Sainton hat einen gediegenen, wahrhaft ergreifenden Vortrag, er fühlt das was er spielt, und besiegt die technischen Schwierigkeiten seines Instruments mit einer Leichtigkeit und nie fehlenden Sicherheit, die uns Erstaunen abnöthigt. Schon während des Vortrags mit Beifall überschüttet, ward der Künstler nach Beendigung seines Spiels von den zahlreich versammelten Zuschauern stürmisch gerufen. Er erschien, sichtbar verlegen über eine Ehrenbezeugung die in seinem Vaterlande nicht gebräuchlich ist, die aber in Deutschland eingeführt, und so oft falsch angewendet, hier am rechten Platz war. Möge Herr Sainton uns noch öfter Gelegenheit geben, uns an seinem Kunst- und seelenvollen Spiele zu ergötzen.

Nach dem Concerte folgte die Aufführung des Boieldieuschen „Kalifen von Bagdad." Außer der Ercculirung der Ouverture, die sehr beifällig aufgenommen wurde, haben wir nicht viel mehr von dieser Oper die vor Allem, wie ein Französisches Lustspiel, mit Leichtigkeit und Zartheit dargestellt werden muß, zu bewundern, als das Mad. Döring sich sehr viele Mühe mit ihrer Parthie gab, und auch Anerkennung dieser Mühe fand. Die Meister (Zeitlbe) war heute auf dem Theaterzettel als engagirtes Mitglied aufgeführt. Unsere Bühne ist also wieder um eine Anfängerin reicher!

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 30sten Sept.: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Doc. 9625 / IV.

Josef Böck-Gnadenau
Wien.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Zehntes Heft

№ 118 — 131.

October **1837.**

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreima erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler der ausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Georg Lotz. Vergißmeinnichtblätter auf 1838
Die verhängnißvolle Gabe. ..... 953 ff.
Der Grabstein ohne Inschrift. ..... 1012 ff.
— — Das Geisterschiff, Novelle nach Capt. Marryat. (Achter Abschnitt). ..... 985 ff.
Ludwig Meyer. Novelletten.
1) Das Heldenmädchen ..... 961 ff.
2) Pauline ..... 1009 ff.
W. Pfeifer. Aus meinem Taschenbuche. 952. 958. 961. 971. 980. 998. 1006.
Der Arzt in der Wildniß. ..... 1013 ff.
Theatralischer Kriegs-Courier aus Bremen mit unterwegs hinzugekommenen Nandgloßen .... 937 ff.
Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes
1) Der Kammerdiener. 957
2) Die Verbannten. 993
3) Napoleons Nichte. 1001
Ein Besuch bei Mozarts Frau und Schwester 977
Das Leben der Königin von Preußen Luise. 993
Anecdotengallerie. ... 958. 966. 975. 982. 983. 989
August Mahlmanns gesammelte Gedichte 976
Literarische Notizen. 943 952
Dramatische Dichtung 989
Beiträge zur Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrich des Großen. 1007
Musikalisches. 1006
Erinnerungen aus Nelsons Zeit, mitgetheilt von einem alten Seeoffizier. ..... 1041 ff.

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

W. Pfeiffer. The better land. 945
— — — Der Leichenzug. 989
Stierling. An eine längst Verstorbene, als ich ihre Tochter erblickte. 1014

Auswärtige Notizen.

Mainz. Ende September. 959
Schwerin, im October 975
Aachen, Ende September. 994
Lübeck Anfang October 1014
Altona im October. 1014
Gothenburg, Anfang October 1031
Bremen, im October 1039
Frankfurt am Mair, im October. 1047

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 118 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Theatralischer Kriegs-Courier aus Bremen.

Mit einigen unterwegs hinzugekommenen

Randglossen.

Herr Engelken hat sowohl in dem hiesigen Unterhaltungsblatt, als auch in einigen auswärtigen Journalen die Ursache angegeben, warum er die Direktion des Bremer Theaters provisorisch übernommen habe, nehmlich: seiner Vaterstadt endlich eine stabile Bühne zu verschaffen 1). Dies ist ein Unternehmen gewesen, daß wenigstens die Letztern seiner Vorgänger ohne geborne Bremer zu seyn, gleichfalls beabsichtigten 2). Man muß es Herrn Engelken lassen, er ist rüstig ans Werk gegangen, und hat, wo es sich nur thun ließ, sein gepriesenes Einschränkungssystem angewendet. Die Mitglieder der vorgefundenen Gesellschaft, waren die Ersten an deren Gage die Probe gemacht wurde; nur die Gagen von monatlich 16 bis 20 Thlr. blieben verschont 3). Das zweite Kapitel des großen Reductions-Planes, betraf die Herabsetzung des

---

Randglossen:

1) Dies ist ein unausführbares Unternehmen. Schreiber dieser Bemerkungen, der Bremen sehr genau kennt und Theaterpraxis genug hat, um ein competentes Urtheil abgeben zu können, versichert, daß Bremen nie ein stabiles Theater erhalten kann, wenn man stabil nicht etwa auf 1 Jahr oder 18 Monate angewendet wissen will. Bremen kann nur in den 5 höchstens 6 Wintermonaten ein Theater erhalten. Hat daher der Unternehmer für die übrigen 6 Monate keine guten Orte, wie früher Hannover und Pyrmont, so muß jedes Unternehmen in Bremen, nach kurzem Bestehen, in sich selbst zerfallen.

2) Ist also nur zu bewundern, daß Herr Engelken noch den Muth dazu hatte, und der Beweis, daß er zu viele Vorliebe für seine Vaterstadt hegte.

3) Mich dünkt, daß Herr Engelken hier als ganz rechtlicher Mann gehandelt hat. Sein Vorgänger, Herr Anholt, der keinen Ruf haben konnte, da er nie ein andres Theater geleitet hat, als die ambulanten Thespiskarren zu Brandenburg, Rathenow ꝛc. konnte keine Mitglieder, von auch nur untergeordnetem Range erhalten, wenn er der Obscurität seines Namens, und den Gedanken von Nicht-Gage-Zahlung, die sich jedem Künstler sofort bei der Erinnerung an die Bremer-Theater-Direktions-Un- und Umfalle aufdringen, nicht durch hohe Gagen, die er wie sich auch ergab, später nicht zahlen konnte, zu overdecken suchte. — Daß aber Engelken armen Leuten ihre 16 bis 20 Thlr. nicht verkürzte, ist, denke ich, sehr honett.

täglichen Miethspreises für das Schauspielhaus, zu dem sich aber der auswärtige Besitzer nicht verstehen wollte. Alles Mögliche wurde aufgeboten, das alte Haus, das freilich kein Prachtgebäude ist 4) zu einem Stalle herabzuwürdigen, bis endlich drei sachverständige erfahrene Männer, die Miethe dieses Stalles auf 1300 Thaler Gold, ohne Decorationen oder sonstige Utensilien festsetzten, und dadurch bekundeten, daß es immer noch ein recht gutes und brauchbares Haus sey 5). Herr Engelsen mußte selbst die Hälfte der Taxationsgebühren bezahlen, war aber dafür so grausam, von der Gründung eines stabilen Theaters in seiner Vaterstadt abzustehen, seine Concession die ihm bereits ertheilt war zurückzugeben, und den für einen Aventurier, oder der dortigen Verhältnisse Unkundigen zu erklären, der ohne gemäßigtere Bedingungen, die Führung des Bremer Theaters unternehme 6). Zu welcher dieser beiden Classen gehört nun Herr Engelsen selbst? Die Verhältnisse der hiesigen Bühne konnten ihm nicht unbekannt seyn, und dennoch übernahm er die Direction! 7) Wir glauben gern, daß Herr Engelsen trotz des gelungenen Kapitels von den Reducirungen, nichts Nahmhaftes habe erübrigen können, denn das Abonnement war unbedeutend 8), die baare Einnahme auch wohl nur so so 9). Daran war aber wohl der ungünstige Zeitpunkt schuld, in welchem seine Directionsführung begann. 10)

(Der Beschluß folgt.)

4) Das weiß Gott und das gesammte Bremer Theater-Publikum.

5) Ich frage nun, ist dieses nicht himmelschreiend. Bis zu dieser famösen Taxation, hat Herr Engelsen wie jeder frühere Direktor, für jede Vorstellung außer Abonnement 12 Thlr. 36 Grote, für jede im Abonnement 9 Thlr. bezahlt, das Buffet wird extra für 2 Thlr. 60 Grote vermiethet. Oeffentlich in Bremen ausgegebene gedruckte Berechnungen wiesen nach, daß vom 6ten Sept. 1832 bis zum 25sten Aug. 1833 also in nicht ganz einem Jahre die Summe von 2817 Thlr. 36 Grote an Hausmiethe bezahlt ist. — Unglaublich! aber wahr! —

6) Beim Drama, der Mann hat sehr wohl und weise gethan. Allerdings wäre es Grausamkeit gegen seinen Geldbeutel gewesen, bei Ueberzeugung der Unmöglichkeit die Entrepriße zu wagen. — Unkundig erklärt auch Schreiber dieser Randglossen den Mann, der es wagt, unter den bisherigen Umständen in Bremen ein Theater stabil erhalten zu wollen.

7) Ey, ey, Herr Berichterstatter, das ist mindestens eine sehr naive Frage! Vergessen Sie denn das Herr E. nur ein Provisorium von einigen Monaten geführt hat, um in dieser Zeit zu erproben, ob es ihm bei größter Sparsamkeit gelingt, die Ueberzeugung zu erhalten, daß das Bestehen eines stabilen Theaters möglich sey. Er überzeugte sich, daß dem nicht also wäre, daß unter den jetzt obwaltenden Umständen, die Idee der Grundung eines Theaters, ohne wie frühere Direktoren den Mitgliedern Gage zu versprechen statt zu geben, ein Unding sey, und gab seine Concession zurück. — Ey, ey — wo bleibt denn die Logik in Ihrer Frage.

8) Eh bien Monsieur.

9) Voyez vous! — De quoi payer les sujets??? —

10) C'est ce que je ne crois pas Monsieur! — Herr Engelsen begann sein Provisorium etwa im Februar oder März und schloß Ende April, also, und namentlich in diesem Jahr, eine sehr gute Jahreszeit.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

Philipp schwieg einen Augenblick, dann sprach er: „Amine ich fürchte — —"

„Ich befürchte nichts," unterbrach ihn Amine, „sobald unsere Absicht gut ist. Ich bediene mich gewißer Mittel, um meinen Zweck zu erreichen. Was für ein Zweck ist das? Es gilt wo möglich zu erfahren, was in einem verwirrten Falle der Wille des Himmels ist. Geschieht es durch den Beistand des Bösen, was hat das auf sich? Er dient mir dann, ist aber nicht mein Herr! Der Himmel hat es ihm alsdann gestattet, gegen sich selbst zu handeln." — Bei diesen kühnen Worten flammten Aminens Augen.

„Uebte Deine Mutter oft ihre Kunst aus?" fragte Philipp nach einer Pause.

„Nicht so viel ich weiß. Aber allgemein ward behauptet, daß sie darin sehr erfahren war. Sie starb jung, wie Du weißt, Philipp, sonst würde ich mehr von ihr gelernt haben. Glaubst Du etwa, Philipp, daß diese Welt nur von Wesen unserer Art bevölkert sey, von Staubeskindern, sterblich und vergänglich? Herren der Thiere und doch nicht viel besser als diese selbst? Zeigt Dir nicht die heilige Schrift Beispiele genug daß Wesen höherer Art mit den Menschen in Verbindung traten und hier auf Erden handelten? Was damals geschah, warum sollte das jetzt nicht geschehn? Und weshalb ist es jetzt größere Sünde ihren Beistand aufzufordern als damals? Sag' an Philipp, glaubst Du wirklich, daß alles was Dir offenbart wurde, nur ein Spiel der Phantasie gewesen?"

„Ich glaube das nicht, Amine, ich wollte, ich könnte es glauben."

„Wohlan, so ist meine Behauptung begründet. Konntest Du solche Mittheilungen empfangen, warum sollten Dir auch nicht andere gemacht werden können?"

„Du hast Recht, Amine," sprach Philipp. „Bist Du aber auch Deines Mittel gewiß?"

„Ganz gewiß. Gefällt es einem höheren Wesen sich mit Dir in Verbindung zu setzen, so kannst Du auf das was Dir verkündet worden, bauen. Entweder Du wirst gar nicht oder von dem fraglichen Gegenstande träumen."

„So bin ich entschlossen, Amine, ich will träumen, denn jetzt kämpfen Zweifel in meiner Seele. Ich möchte wissen ob ich recht oder unrecht handle. In der folgenden Nacht will ich Dein Mittel anwenden."

„Nicht in dieser Nacht, noch in der nächsten," sprach seine Gattin. „Bedenke, daß ich indem ich Dir diesen Vorschlag machte, vielleicht meinen eigenen Wünschen zuwider

handelte. Ein Vorgefühl sagt mir, daß der Traum gegen dieselben entscheiden, und Dich auffordern wird zu Deiner Pflicht zurückzukehren — denn, um Dir die Wahrheit zu gestehen, ich denke nicht so wie die Priester — aber ich bin Dein Weib, Philipp, ich darf Dich nicht täuschen. Da ich, wie ich glaube, die Mittel besitze, daß Du den rechten Pfad, den Du zu wandeln hast, kennen lernst, so ist es meine Pflicht, Dich damit bekannt zu machen. Versprich mir dagegen, daß Du mir eine Gunst bewilligen wirst, die ich als eine Belohnung betrachten werde."

„Ich gelobe es Dir im Voraus, Amine, ohne Deine Bitte zu kennen," sprach Philipp, indem er sich von der Rasenbank erhob, „jetzt aber laß uns nach Hause zurückkehren."

Wir haben früher bemerkt, daß Philipp Vanderdecken, bevor er sich auf den Batavia einschiffte, einen bedeutenden Theil seines Vermögens in Actien der Holländisch-Ostindischen Compagnie anlegte. Die Zinsen dieser Actien waren mehr als hinreichend Aminens Bedürfnisse zu bestreiten, und er fand demnach bei seiner Rückkehr, daß das ihr übergebene Capital sich vergrößert hatte. Nachdem Pater Seysen das Geld für die Seelenmessen und für die Unterstützung der Leidenden empfangen hatte, blieb noch eine nicht unbedeutende Summe übrig, wofür Vanderdecken gleichfalls Actien der Ostindischen Comagnie zu kaufen beschloß.

Der obenerwähnte Gegenstand ihrer Unterredung kam bei ihnen nicht wieder in Anregung. Philipp war fast abgeneigt, daß Amine jene mystischen Künste in Anwendung bringe, deren Ausübung ihr, falls die Priester davon Kenntniß erhielten, leichs das Anathema der Kirche zuziehen konnte. Er konnte nicht umhin die Kühnheit Aminens und ihren Scharfsinn zu bewundern, aber dennoch fühlte er einen Widerwillen ihrer Anweisung zu folgen. Schon war der dritte Tag vergangen, ohne daß dieser Gegenstand weiter besprochen worden war.

Philipp legte sich zur Ruhe und versank bald in einen tiefen Schlaf; Amine aber schlief nicht. Sobald sie sich überzeugt hatte, daß Philipp entschlummert war, schlüpfte sie aus dem Bett und kleidete sich an. Sie verließ das Gemach, kehrte aber nach einer Viertelstunde wieder zurück, ein kleines Feuerbecken mit glimmenden Kohlen und zwei kleine Pergamentrollen in der Hand haltend, die durch ein Fädchen mit einander verbunden waren. Eine derselben band sie sanft auf die Stirn ihres Gatten, die andere befestigte sie auf seinen linken Arm. Sie streuete Weihrauch auf die Kohlen und als der Raum im Zimmer sich so verdichtete, daß Philipps Gesichtszüge nicht mehr zu unterscheiden waren, murmelte sie einige Phrasen, bewegte über ihn hin einen kleinen Zweig, den sie in ihrer weißen Hand hielt, zog alsdann die Bettvorhänge zusammen, trug die Kohlenpfanne hinaus und setzte sich zu seinem Lager.

„Wenn es unrecht ist," dachte Amine, „so hat er es doch nicht gethan — ich, ich vollbrachte es — und niemand kann sagen, daß er eine Kunst ausübte, welche von seinen Priestern verboten ist. — Die Schuld falle dann auf mein Haupt!" — Der Morgen brach an; Philipp schlief noch immer während Amine an seinem Lager wachte.

„Jetzt ist es genug," sprach Amine, als sie den ersten Strahl der emporsteigenden Sonne gewahrte, sie fuhr neuerdings mit dem Zweige über ihren Gatten: „Philipp, Philipp, erwache!" rief sie.

Philipp fuhr zusammen, er schlug die Augen auf, schloß sie aber schnell wieder, denn die Helle des Tagesgestirns blendete ihn. „Wo bin ich, wo bin ich?" fragte er. „In meinem Bett? Ja, ja!" — Er fuhr mit der Hand auf die Stirn und erfaßte das Pergamentröllchen. „Großer Gott, welch ein Traum war das? Noch eine Pergamentrolle?" sprach er, indem er seinen Arm betrachtete. „Jetzt, jetzt wird mir alles klar. — Amine, das ist Dein Werk." Er sank zurück und barg sein Antlitz in das Kissen.

Amine war unterdessen in das Bett geschlüpft und hatte ihren Platz an Philipps Seite wieder eingenommen. „Schlafe, mein Philipp, schlafe," sprach sie, „wenn Du später wieder erwachst, wollen wir mit einander reden."

„Bist Du da, Amine?" fragte Philipp, wie betäubt, „ich glaubte allein zu seyn. Ach, ich habe geträumt — " und ohne seine Rede vollenden zu können, sank Philipp neuerdings in einen festen Schlaf. Auch Amine entschlummerte jetzt.

Pater Mathias mußte an diesem Morgen lange auf sein Frühstück warten. Erst zwei Stunden später als gewöhnlich kamen Philipp und Amine zum Vorschein.

„Guten Morgen, meine Kinder," sprach er, „Ihr kommt heut spät aus den Federn."

„Das ist wahr, frommer Vater, Philipp schlief, ich aber bin erst mit Tagesanbruch eingeschlafen."

„Hast Du Dich etwa unwohl gefühlt?"

„Ey bewahre, aber ich konnte nicht einschlafen."

„So hast Du hoffentlich die Stunden der Nacht im frommen Gebete verbracht, meine Tochter?"

Philipp schauderte zusammen. Er wußte, daß wäre die Ursache ihres Wachens laut geworden, Pater Mathias weit entfernt seyn würde sie zu billigen. — Amine dagegen erwiderte rasch entschlossen: „Ich habe mich allerdings mit höheren Mächten in Verbindung gesetzt, in so weit nehmlich mir dieß mein armer Verstand zu thun gestattet."

„Der Segen unserer heiligen Kirche sey mit Dir, mein Kind," sprach der Greis, indem er seine Hand auf ihr Haupt legte, „er sey auch mit Dir, Philipp!"

Vanderdecken setzte sich verwirrt zum Frühstück; Amine aber war gesammelt wie immer. Sie sprach nur wenig und schien mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt. Nach Beendigung des Frühstücks zog der Priester sein Brevier hervor; Philipp und Amine aber begaben sich hinaus ins Freie. Sie schritten schweigend neben einander dahin, bis sie jene Rasenbank erreichten, wo Amine ihrem Gatten zuerst den Vorschlag

gemacht hatte, die mystische Kunst auszuüben. Hier setzte sie sich und schweigend nahm Philipp Platz neben ihr.

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Notiz.

Die Zeit für Gedichte ist zwar vorüber, aber an wem liegt die Schuld? Einzig und allein an dem Schwall flauer, fader oder schwulstiger Versleien, womit seit fast vier Decenien die Lesewelt überschwemmt worden. In diesem, wir möchten fast sagen Abscheu vor Gedichten geht indeß auch manche Blüthe unter, welche es gar wohl verdient hätte, von der Gunst der Leser gepflegt zu werden, manches dichterische Talent geht verloren, weil es von der Sonne der Aufmunterung nicht erwärmt wird. Ein solches Talent vor dem Untersinken nach Möglichkeit zu bewahren ist die Pflicht der Kritik und wir üben sie mit wahrer Freude, indem wir auf eine so eben bei H. A. Pierer in Altenburg erschienene Gedichtsammlung betitelt: „Lyrische Anklänge von Lebrecht Drewes“ die Aufmerksamkeit der Lesewelt richten. Der mit einem reichen Dichtergemüthe begabte Verfasser hat unter dem Pseudo-Namen Treumund Lothar den Lesern dieser Blätter schon manche höchst anmuthige Gabe vorgelegt, er gehört nicht zu den Nachtretern berühmter Vorbilder, sein Versbau ist frei von albernem Klingklang der Mode, was er beut ist dem Geist und Herzen entsprungen und kann also zu beiden den Weg nicht verfehlen. Hier ein Pröbchen aus dieser werthvollen Sammlung:

„Steht der Winter vor der Thür,
Streuend Reif, und Schnee nicht minder,
Sehnen sich die frohen Kinder
Nach des Sommers Blumenzier.

Aber bringt die Frühlingszeit
Saatengrün und Finkenlieder,
Fragt ihr Flatterspn schon wieder:
„Ist der Winter wohl noch weit?“

Also geht des Menschen Sinn,
Unzufrieden mit dem Heute,
Unaufhaltsam in die Weite
Einer schwanken Zukunft hin.

Doch wer so, dem Kinde gleich,
Wünscht, daß nie Gewährung fehlet,
Weiß nicht wie die Täuschung quälet,
Stets erfüllter Hoffnung reich.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im September.

Stadt-Theater.

Montag, den 25sten Sept.: „König Enzio.“ Historisches Trauerspiel in 5 Akten von Raupach. — Herr C. Quandt vom Theater zu Pesth: Enzio als Gast.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß ein Schauspieler niemals nach einer Leistung beurtheilt werden darf, indem oft individuelle Verhältniße, das Gelingen oder Mißlingen der ersten Rolle zur Ursach haben, und es sich vielfach bewährt hat, daß ein Debutant, der in der ersten Rolle außerordentlich gefiel, später mit der größten Anstrengung sich keinen Beifall erwerben konnte, und umgekehrt daß Jemand der in der ersten Darstellung nicht gefiel, später ein Liebling des Publikums wurde. Nach diesem Grundsatz werden wir in der heutigen Beurtheilung des Gastes, nur Einiges kurz andeuten, ein Gesammt-Urtheil aber erst nach mehreren Leistungen feststellen. Herr Quandt verbindet mit einer angenehmen Theaterfigur, ein starkes, wenn gleich nicht in zarte Nüancen zu modulirendes Organ, und ist fest und sicher auf dem Theater. Wir glauben, daß er sich zur Darstellung anderer Charaktere als dem des Enzio, mehr eignet, da die ganze Auffassung dieser poetischschonen Rolle zu materiell war. Wir führen zur Bekräftigung dieses Ausspruchs, nur die Stelle an, wo Enzio der Luzia auf die an ihr gerichteten Verse antwortet, und die einst Emil Devrient so unbeschreiblich schön vortrug, daß das Publikum zum Enthusiasmus hingerissen wurde Herr Quandt sprach diese Stelle declamatorisch richtig, aber ohne das tiefe Gefühl, die hohere Weihe hinein zu legen. Eben so wurden die bedeutungsvollen Worte:

— Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen —

nicht mit dem im innersten Herzen, tödlich ergreifenden Schmerz wiedergegeben — den das Unglück seines Hauses, sein eigenes, in der Seele des gefangenen ritterlich-tapfern Königs erregen mußte. Ueberhaupt spielte Herr Quandt alle Scenen dieser herrlichen Rolle, wohl mit Kraft und Feuer nicht aber mit dem innigen Gefühl das sie bedingt. Demohngeachtet erwarb sich der Gast mehrmals Anerkennung, von dem nur sparsam versammelten Publikum, und wird unsere Meinung nach diesen Beifall in anderen Rollen noch zu erhöhen wissen.

Die Lucia spielte Dlle. Enghaus zum erstenmale, und wenn sie darin auch noch viel zu wünschen übrig ließ, so hatte die Vorstellung doch sehr durch diese neue Besetzung gewonnen, indem Dlle. E. ihre Vorgängerin weit hinter sich zurückließ. Auch sie wußte die Theilnahme des Publikums zu erwecken. Filipo, Herr Gloy gut wie immer in solchen Charakter-Rollen, doch gehörte unserer Ansicht nach diese Parthie dem Herrn Döring. — Alberti und Rainero, die Herren Zangl und Wentschel. Das ist alles gesagt.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 2ten October: Unbestimmt,

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 119 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

The better Land.

Aus dem Englischen von Fr. Hemans.

Ich höre Dich preisen ein besseres Land,
Holdselig hast Du seine Kinder genannt,
O Mutter, wo ist jene strahlende Flur?
Laß ferne uns suchen die schöne Natur!
Ist's da, wo süß duftend Orangen blühn,
Und goldene Bienchen die Myrten durchglühn?
Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Ist's da, wo die Wolken der Palmbaum streift,
Wo in sonniger Zone die Dattel reift?
Ist's eine der grünen Inseln im Meer,
Wo Balsam streuen die Wälder umher?
Wo seltsame Vögel auf Flügel und Brust
Entfalten der Farben bezaubernde Lust?
Dort nicht, dort nicht, mein Kind!

Ist's fern von hier in uraltem Land,
Wo die Flüße hinwandern über goldenen Sand,
Wo Rubinen funkeln in brennender Pracht,
Und der Demant erhellet den blitzenden Schacht,
Und die Perle strahlt vom Korallenstrand,
Sag', liebe Mutter, ist dort das Land?
Dort nicht, dort nicht, mein Kind! —

Mein Kind, kein Auge noch hat es geschaut,
Kein Ohr gehört seinen Jubellaut,
Kein Traum kann malen die herrliche Welt,
Wo dem Schmerz und dem Tode ein Ziel ist gestellt;
Wo die Zeit nicht durchrauscht den nie welkenden Strauß,
Weit, weit über Wolken und Gräber hinaus,
Dort ist es, dort ist es, mein Kind!

W. Pfeiffer.

Theatralischer Kriegs-Courier aus Bremen.

Mit einigen unterwegs hinzugekommenen

Randglossen.

(Beschluß.)

Sein Vorgänger hatte durch sein Speck- und Erbsen-Repertoir, und sehr beträchtliche Lücken im Opernpersonale,

das Publicum gerade zu, zum Hause hinausgetrieben, und demselben allen Appetit zu theatralischen Vorstellungen verleidet 11). Herr Engelken hatte nun die Aufgabe zu lösen, wieder Zuschauer ins Schauspielhaus zu locken, und man muß es ihm nachsagen, er hat sich wacker auf der Bühne herumgetummelt 12); aber alles Abmühens ungeachtet, vermochte er so wenig als Herrn Hammermeisters wahrhaftes Talent die erstorbene Theater-Lust zu erwecken 13). Als Grund aller früheren zu Grunde gegangenen Theaterunternehmungen führt Herr E. den enormen Miethzins an. — Dem ist aber nicht so. Bei Herrn Gerber wurde die Insolvenz-Erklärung, durch zu hohe Gagen, die Anwesenheit der Baptist-Loiffer'schen Reitergesellschaft, durch die Cholera, und dadurch herbeigeführt, daß Herr Gerber dem tüchtigen Bühnenkünstler auf Kosten des tüchtigen Direktors vorwalten ließ 14). Das übrigens sehr unbedeutende Deficit hätte auch gedeckt werden können. Wir sind überzeugt, Herr Engelken wäre, hätte er auch die Direktion übernommen, nicht glücklicher gewesen, denn für reducirte Gagen hätte er auch nur reducirte Schauspieler erhalten können, und damit wäre uns nicht gedient gewesen. 15). Herr E. hat Bremen verlassen und das Publicum tröstet sich über den Verlust, aber er hat sein Echo zurückgelassen sein anderes Ich, das fortwährend in die Lobtrompete stößt, und ihn als den Wohlthäter seiner Gesellschaft zu schildern sucht, dem ihr Segen nachfolgen müsse. Davon will nun die Gesellschaft nichts wissen 16), denn sie ist genöthigt bei dem Publicum um die Mittel zu ihrer Unterhaltung durch Vereins-Vorstellungen zu betteln 17). Hoffentlich wird sich durch das Gesalbadet zweier Herren, die Beide zu früh der Schule entlaufen sind, kein erfahrner direktionslustiger Mann abschrecken lassen, und verweisen wir solchen wenn ihm die Sophistereien des Herrn Engelken und seines nicht juridischen Anwaldes, den Appetit zur Uebernahme der Direktion verleidet haben sollten, an den Herrn Carl Theodor Oelrichs, der aus Erfahrung weiß, daß die Führung dieses Theater-Schiffes nicht so gar schwer ist und solches leicht durch Sturm und Wellen geleitet werden kann 18).

H. D. W.

---

11) Sonderbar mein Herr — denn grade in der Zeit der Anbold'schen Direktionsführung, das noch Aeltere aus Bremen in der Theater-Chronik, nach welchen nie früher, ein fleißigerer, umsichtigerer, gefälligerer (sparsamer mol daß ich immer den Comparativ gebrauche) talentvollerer Mann, das Ruder des Bremer Theaterschiffes gelenkt habe, und daß unter Andern, für die Vorstellung des Auberschen Maskenballs, eine glänzendere hätte man nie zuvor gesehen (da war ich schon wieder mit dem Comparativ) ihm ein silberner Ehrenbecher und was weiß ich, alles an Geschenken, als Anerkennung seiner Verdienste überreicht worden wäre. War dies nun Verehrter ein Irrthum oder Horrour!?!?

12) Point de badinage Monsieur. Herr Engelken ist in der That ein recht wacker Schauspieler, der auf den Bühnen zu Hannover, Weimar, Magdeburg, Schwerin ꝛc. ꝛc. den größten Beifall sich zu erwerben wußte.

13) Tant pis Monsieur. Also hilft selbst nicht das wahre Talent gegen Theater-Unlust.

14) Entschuldigen Sie mein werther Herr, da sind Sie wieder vom Irrthum befangen. Schaden hat allerdings Beiffe und die Cholera gethan, den Ruin führte aber der Mangel an Theilnahme für Theater im Allgemeinen herbei. Meiner Meinung nach haben die Theaterfreunde Bremens hier grade das größte Unrecht begangen, denn nie früher hatte ein Direktor für das doctige Theater das gethan was Gerber leistete. Das damalige Bremer Theater hatte keinen Vergleich mit irgend einem Theater zweiten Ranges, ja selbst nicht mit vielen sogenannten ersten Ranges zu suchten. Um das Ausgesprochene zu bewahrheiten, nenne ich hier blos die Namen der damals in Bremen verehrten Künstler und ihre jetzige Stellung, und Jeder mit Theaterverhältnissen auch nur oberflächlich Bekannte, wird mir Recht geben. Am Bremer Theater waren damals engagirt. a) Dlle. Marie Löw jetzt in Cassel. Dlle. Franchetti jetzt in Hannover. Dlle. Günther jetzt in Leipzig. Der Tenorist Knaus jetzt in Weimar. Der Bassist Krieger jetzt in Cassel. b) Schauspiel; Dlle. Engbaus jetzt in Hamburg. Herr Gerber jetzt in Oldenburg. Herr Ludw. Meyer jetzt in Hamburg und Herr Köster leider gestorben. Ich glaube diese Namen beweisen genug.

15) Nach dem leider herrschenden Grundsatz, daß man in Bremen die Ansprüche an das Theater machen konnte, die man in Berlin, Wien und München macht, ohne zu bedenken: woher nimmt der arme Impresario am 1sten und 15ten des Monats das Geld zur Gagezahlung.

16) Und das ist sehr undankbar — aber schon oster dagewesen.

17) Monsieur vous etes encore une fois en erreur! Eine eigentliche Gesellschaft existirt gar nicht mehr in Bremen. Es sind anbort nur die Herren Friedrich Meyer und G. Lemke nebst Frauen, welche bei einer andern Bühne kein Engagement annehmen wollen — — oder konnen — die sich permanent in Bremen aufhalten, und jedesmal wenn eine Direction zu Grunde gegangen ist, was leider oft genug geschieht — im Verein Comodie spielen. Zu den genannten Herren kommen noch einige Chorsiten und Chorsiltinnen — das ist die soit disant Gesellschaft! —

18) Gerade mit der angeführten Autorität will ich Sie schlagen. Herr Dr. C. T. Oelrichs übernahm nach der Insolvenz-Erklärung des Herrn Gerber auf einen Monat und zwar vom 1sten Nov. bis 1sten December 1834, im Interesse der Gesellschaft, die Führung des Bremer Theaters, und garantirte die Gage und sonstige Kosten. Obgleich nun aber schon mehrere sehr bedeutende gastirte Mitglieder abgegangen waren, obgleich wie aus der angeführten Zeit zu ersehen ist, die Epoche die günstigste für das Theater war, obgleich Herr Oelrichs zu einer der ausgebreitetsten und achtbarsten Familien Bremens gehört, die Alles anwendete um dem wackren Mann keinen Schaden machen zu lassen — so hatte Herr Dr. Oelrichs, nach seiner eignen öffentlichen Erklärung vom 19ten Dec., und nach der detaillirten Berechnung aller Ausgaben und Einnahmen, in diesem Monat einen Deficit von 22 Thlr. 13 Groschen Resultat das ohne die obengemachten Bemerkungen, ohne die sehr bedeutenden Einnahmen die der Attest Hr. Rappo, die ungarischen Nationalsänger, und das Gastspiel des Hrn. Nöstle, sehr viel stärker geworden wäre. Ich glaube die Anführung dieser einfachen Thatsache besagt mehr als alles Geschrei des Hrn. O. W. und beweis wie klug Herr E. rechnete, als er die Uebernahme des Bremer Theater, unter den obwaltenden Umständen als nicht ausführbar von sich wies.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

(Fortsetzung.)

„Philipp," sprach Amine, indem sie seine Hand erfaßte, Du hast in der vergangenen Nacht einen Traum gehabt."

„Den hatte ich, Amine," erwiderte ihr Gatte ernst.

„Erzähle mir Deinen Traum, damit ich Dir ihn auslege."

„Ich fürchte, er bedarf dessen kaum, Amine. Alles was ich wissen möchte ist, woher er mir gekommen?"

„Erzähle mir Deinen Traum, ich bitte," fuhr Amine ruhig fort.

„Ich träumte," erwiderte Philipp Vanderdecken traurig, „daß ich als Capitain eines Schiffes das Cap umsegele; das Meer war ruhig, der Wind still, ich befand mich auf dem hinteren Theile des Verdecks. Die Sonne sank hinab und die Sterne strahlten glanzvoller als gewöhnlich. Die Luft war warm und in meinen Mantel gehüllt legte ich mich nieder auf das Verdeck und schaute hinauf zu dem gestirnten Himmel. Da war es mir, als ob ich entschlummere, plötzlich aber mit dem Gefühle erwache, als ob ich hinabsänke. Ich blickte um mich: die Masten, das Tauwerk, der Rumpf des Schiffes alles, alles war verschwunden, ich war allein und schwamm in einer schön geformten Muschel auf der weiten Wasserfläche. Ich wagte es nicht, mich zu bewegen, denn ich fürchtete meine leichte Barke umzuwerfen und mir dadurch den Untergang zu bereiten. Endlich gewahrte ich, wie das Vordertheil der Muschel sich hinab in das Wasser neige, so als ob ein Gewicht daran hänge, und gleich darauf sah ich denselben von einer kleinen, weißen Hand erfaßt. Ich verhielt mich regungslos und wollte rufen, daß mein kleines Fahrzeug sinken würde, aber ich konnte keinen Laut über meine Lippen bringen. Nach und nach erhob sich eine Gestalt aus dem Wasser und lehnte sich mit geöffneten Armen über den Vordertheil der Barke, wo ich vorhin nur die kleine, weiße Hand geschaut hatte. Es war ein unbeschreibbar reizendes, weibliches Wesen, die Haut war weiß, wie gefallner Schnee, ihr langes aufgelöstes Haar, wallte von ihrem Haupte hinab bis in die Fluth, ihre Arme waren rund und glichen dem Elfenbein, sie sprach mit sanfter lieblicher Stimme: „Philipp Vanderdecken, weshalb fürchtest Du Dich? Ist Dein Leben nicht durch einen Zauber geschert?"

„Ich weiß es nicht," versetzte ich, das aber weiß ich, daß es in Gefahr ist."

„In Gefahr," entgegnete die Gestalt, „es schwebte in Gefahr, als Du Dich jenem gebrechlichen Machwerke der Menschen anvertrautest, welche ihr gute Schiffe nennt und die die Wellen leicht zertrümmern. Wie aber kann Dir Gefahr drohen hier in dem Fahrzeuge der Seejungfrau, vor dem sich selbst die riesigste Welle beugt, — vor dem selbst die schäumendste Brandung zurückweicht. — Philipp Vanderdecken, Du bist gekommen, Deinen Vater aufzusuchen?"

„So ist es," antwortete ich, „ist das nicht der Wille des Himmels?"

„Dein Schicksal will es so — das Schicksal regiert hienieden alles. Wollen wir ihn gemeinschaftlich aufsuchen? — Diese Muschel gehört mir an — Du verstehst nicht sie zu leiten — soll ich Deine Führerin seyn?"

„Wird sie auch uns beide tragen?"

„Das wirst Du sehen," entgegnete sie lachend, tauchte unter, erschien aber im nächsten Moment wieder dicht neben mir im Wasser, über welches die Muschel kaum zwei Zoll hervorragte. Zu meinem Schrecken hob sie sich sogar empor und setzte sich auf den Rand des kleinen Fahrzeugs, jedoch ohne daß ihr Gewicht dasselbe auch auch nur im geringsten niedergebeugt hätte. So wie sie auf diese Weise Platz genommen hatte, während ihre Füße sich noch immer im Wasser befanden, schwamm die Muschel weiter und mit jedem Augenblicke steigerte sich die Schnelligkeit ihrer Bewegung.

„Fürchtest Du Dich noch, Philipp Vanderdecken?"

„Nein," versetzte ich. —

Sie fuhr sich darauf mit der Hand über ihre Stirn, strich die Locken bei Seite, welche ihr Gesicht bisher verborgen gehalten hatten und rief: „Jetzt betrachte mich!"

„Ich blickte sie an, Amine, Du warst es."

„Ich?" fragte Amine, und ein Lächeln umzog ihre reizenden Lippen.

„Ja, Amine, Du warst es. Ich rief Dich bei Deinem Namen und schlang meine Arme um Dich. Ich fühlte, daß ich bei Dir bleiben und immerdar so mit Dir herumschiffen könne."

„Fahre nur fort, Philipp, fahre nur fort," sprach Amine ruhig.

„Mir war es, als schifften wir tausend und abermals tausend Meilen weit. Wir kamen bald an reizenden Inseln vorüber, bald schifften wir auf offenem Meere."

„Nicht auf dem stillen Gewässer ist Dein Vater zu finden," sprach endlich die Seejungfrau, „wir müssen ihn anderswo aufsuchen."

„Nach und nach hoben sich die Wellen, bis sie endlich wüthend zu schlagen begannen, und die Muschel bald himmelan hoben, bald hinab in die Tiefe schleuderten; aber kein Tropfen Wasser berührte uns, wir glitten sicher dahin, zwischen Wogen, die selbst das stolzeste Schiff verschlungen haben würden."

„Fürchtest Du Dich noch, Philipp?" sprachst Du zu mir,

„Nein," erwiderte ich, „mit Dir Amine, fürchte ich nichts."

„Wir sind jetzt wieder bei dem Cap," sprach die Seejungfrau, „hier wollen wir Deinen Vater suchen. Wir wollen uns hier recht umschauen, erblicken wir ein Schiff, so muß es das Deines Vaters seyn. Nur das Geisterschiff kann einem solchen Sturme trotzen."

„Fort und immer fort schwebten wir von den riesigen Wellen getragen. Wir wurden bald südlich, bald östlich, bald nördlich, bald westlich geworfen, wir machten mehrere hundert Meilen — endlich — endlich gewahrten wir ein Schiff von dem Orkane dahergepeitscht."

„Dort — dort Philipp — dort ist das Schiff Deines Vaters!" rief jetzt die Seejungfrau, indem sie auf das heranfliegende Fahrzeug deutete.

„Mit Blitzesschnelle kam das Schiff heran. Man gewahrte uns vom Bord desselben und legte bei. Wir befanden uns dicht neben demselben. Ich blickte hinauf. — Ich sah meinen Vater, Amine, sah ihn und hörte wie er seine Befehle gab. Ich nahm die Reliquie von meiner Brust und reichte sie ihm hin. Er lächelte mir entgegen. Ich wollte das Tau erfaßen, daß man mir von dem Schiffe zugeworfen hatte, da sprang plötzlich jemand mit einem lauten Schrei vom Verdeck hinab in die Muschel. — Du, Amine schriest laut auf, glittest von der Muschel hinab in die Fluth und warst verschwunden. — Mit der Schnelligkeit eines Gedankens aber glitt die Muschel von dem Schiffe fort, geleitet von dem Manne, der sich hineingeschwungen hatte. Ein Todesschauer durchzuckte meine Glieder — ich betrachtete jetzt meinen Führer genauer — es war der Pilot Schriften, der eindunge Bösewicht, welcher, als wir in der Tafel-Bay Schiffbruch litten, in den Wellen ertrank."

„Noch nicht — noch nicht!" — kreischte er mir zu.

„Von Angst und Verzweiflung erfaßt, stieß ich ihn von seinem Sitz in die Fluth.

„Philipp Wanderdecken!" rief er mir zu, indem er verschwand, „wir sehn uns wieder!"

Von Abscheu erfüllt, wandte ich mich ab, da war es mir, als ob eine Welle plötzlich mein kleines Fahrzeug füllte und es immer tiefer und tiefer hinabsänke. Ich kämpfte gegen die Wogen an — bis ich erwachte."

„Jetzt, Amine," sprach Philipp nach einer Pause, „jetzt sprich, was denkst Du von meinem Traum?"

„Geht aus demselben nicht hervor, Philipp, daß ich Deine Freundin bin, und daß jener Schriften Dein Feind ist?"

„Das gestehe ich Dir zu — aber er ist todt!"

„Bist Du dessen so ganz gewiß?"

„Wie hätte er ohne mein Wissen sich retten können?"

„Der Traum aber besagt es anders. Philipp höre jetzt, wie er nach meiner Meinung einzig und allein zu deuten ist. Seiner Anweisung zufolge mußt Du fur jetzt am Lande bleiben: das stimmt mit dem Ausspruch der Priester überein. — In dem Traume war ich Deine sichere Führerin — laß Dich von nun an von mir leiten."

„Dem sey also, Amine! Wenn auch Deine Kunst mit unserm heiligen Glauben im Widerspruche steht, so stimmt doch ihr Resultat mit dem Rathe der Diener der heiligen Kirche überein."

„Jetzt, Philipp," nahm Amine wieder das Wort," jetzt wollen wir uns die Sache aus dem Sinne schlagen. Sollte der Zeitpunkt kommen, so wird Deine Amine Dich nicht von Deiner Pflicht zurückhalten — aber denke daran, daß Du mir die Erfüllung einer Bitte zugesagt hast, sobald ich sie ausgesprochen."

„Ich weiß das, Amine, sprich Deinen Wunsch aus."

„Nicht jetzt. Ich habe jetzt auf Erden keinen Wunsch, der nicht erfüllt wäre. Habe ich Dich nicht, Philipp, Dich?" und bei diesen Worten schlang sie die Arme um den geliebten Gatten.

(Ende des siebenten Abschnitts.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Der Verstand ist der Vater, der am Weihnachtabend kommt und zur rechten Zeit die Lichter und Kerzen auslöscht, um welche die Kinder sprangen und tanzten.

Die Wahrheit, die nicht in's Volk gebracht werden kann, sondern nur von Gelehrten zu Gelehrten, von Lehrsaal zu Lehrsaal wandern, hat mir nie als Wahrheit erscheinen wollen, trotz ihres von allen hohen Behörden visirten Passes.

Literarische Notiz.

In der wackeren und thätigen Verlagshandlung Wigand zu Leipzig, hat in diesen Tagen ein Werk die Presse verlassen, welches in jeder Rücksicht die Aufmerksamkeit des Publikums verdient. Es ist dieß der erste Theil von

Quintius Horatius Flaccus Werken,

Deutsche Uebersetzung mit dem Urtexte zur Seite.

Um Horaz, diesen großen Dichter alter und aller Zeit auch denen zugänglich zu machen, die wegen des Mangels einer klassischen Erziehung sich an ihm nicht in der Ursprache erlaben können, ist diese kleine Ausgabe entstanden, welche mit dem fehlerfreien, von einem jungen Philologen kritisch rezensirten Urtexte eine deutsche Uebersetzung im Versmaße des Originals verbindet und im Aeußeren von dem verdienstvollen Verleger würdevoll ausgestattet ist.

Mittwoch, den 4ten October: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 120 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Nicht bloß in Deutschland flattern bereits, buntfarbigen Schmetterlingen gleich, Almanache und Taschenbücher auf das nächste Jahr heran, um wie frühzeitige Blüthen schon in diesem Jahre die Lesecabinette und Toilettentische zu schmücken. Auch in England entsteigen diese jährlichen literarischen Spenden schon der Presse, und wie im vergangenen Jahre tritt uns auch dießmal zuerst das forget me not entgegen, dessen Begründer Ackermann, zwar bereits im Grabe schlummert, das aber dennoch fortfährt, seinen wohlerworbenen literarischen Ruf zu behaupten. Wie seit einer Reihe von Jahren werde ich auch jetzt für meine freundlichen Leser von dieser brittischen geistigen Flur diejenigen Blumen auf deutschen Boden verpflanzen, die mir dazu geeignet scheinen. Ich beginne mit der folgenden interessanten Erzählung.

Georg Lotz.

Die verhängnißvolle Gabe.

Der Tag an welchem Ernst Hartmann zu Florenz anlangte, war eben so hell und klar, als das Innere seiner Brust nächtig und dunkel. Ernst war ein Deutscher von Geburt, ein Reisender aus Gewohnheit und ein Maler seinem Gewerbe nach. Als sein Meister ihn entließ, bemerkte ihm derselbe, daß er brav zeichne und noch besser colorire. Er selbst war davon vollkommen überzeugt, und hielt sich für einen Claude in der Landschaftsmahlerei, für einen Salvator Rosa in Gruppirungen und für einen Van Dyk im Portraitiren. Mit Gewißheit können wir übrigens berichten, daß er mit unendlicher Mühe ein Altarbild zu Wege brachte, welches er, da er es nicht verkaufen konnte, dem Pfarrer seines Geburtsdorfes übergab, der damit den Altar seiner alten, baufälligen Kirche schmückte. Dieß war bisher sein größtes Werk gewesen; aber mit der festen Ueberzeugung an dem Horizonte der Kunst bald als Stern erster Größe zu glänzen, Gold und Lorbeer in gleich reichlichem Maaße zu erndten, betrat er den klassischen Boden Italiens.

Bald sah unser Mahler aber ein, wie sehr er sich rücksichtlich seiner selbst getäuscht, wie unendlich er sein Talent überschätzt hatte; es ward ihm klar, daß seine in seiner Heimath hochgepriesenen Arbeiten weit werthloser waren, als die schlechtesten Werke derjenigen, über welche hervorzuragen er gewöhnt hatte; er begriff daß, wenn er in Italien bleiben wolle, er entweder seine Kunst ganz von Anfang an aufs Neue studiren, oder einen anderen Erwerbzweig wählen müsse. Nach

einer langen Berathung mit sich selbst beschloß er endlich vorläufig weder das eine, noch das andre zu thun. Mit seinem Reisebündel auf dem Rücken durchstrich er einen großen Theil des herrlichen Wein- und Orangenlandes, er besuchte Neapel, staunte den Vesuv an, überschauete die herrliche Bay und sehnte sich nach den Freuden der prachtvollen Stadt, die aber für ihn nicht vorhanden waren. Er pilgerte nach Mailand, nach Venedig, und endlich, wie wir gesehen haben, auch nach Florenz, wo er mit einem leeren Geldbeutel, matt, erschöpft und traurig anlangte.

Ernst suchte sich eine armseelige Wohnung in einem der armseeligsten Theile der Vorstadt, und hier vegetirte er einige Tage lang bis ihn endlich fast die Verzweiflung erfaßte. Eines Morgens saß er in düstres Hinbrüten versenkt auf einem ärmlichen Stuhle vor seiner Staffelei und betrachtete ein noch unvollendetes Gemählde, da öffnete sich plötzlich die Thür seines Zimmers und ein alter, anständiger Herr trat herein. Der Fremde war in Schwarz gekleidet, und trug ein Stöckchen von Ebenholz in der Hand; aber obgleich die Furchen auf seiner Stirn von Alter erzählten, verkündete sein lebhaftes durchdringendes Auge, daß wenn gleich sein Körper den ewigen Gesetzen der Natur nachgeben mußte, sein Geist noch frisch und kräftig sey. Ernst fuhr von seinem Sitze auf, verbeugte sich höflich und fragte den Unbekannten nach seinem Begehren.

„Signor Ernst," erwiderte derselbe, „ich habe lange schon beobachtet wie Ihr Euch abquält und müht um Ruhm und Reichthum zu erlangen, ich habe die Langsamkeit Eures Fortschreitens beklagt." — Ernst verbeugte sich dankend. „Ich komme jetzt," fuhr der Fremde fort, „Euch zu der baldigen Erreichung Eures Zieles Glück zu wünschen!" — Ernst verbeugte sich noch tiefer, dann aber blickte er traurig auf die Armseeligkeit seiner Umgebung. — „Ich habe mich lange damit beschäftigt," nahm der alte Herr wieder das Wort, eine Gabe zu fertigen, die würdig sey von Euch angenommen zu werden und endlich ist mir mein Werk gelungen. „Nehmt diesen Pinsel," — so sprechend zog der Unbekannte unter seinem Kleide einen aus Cedernholz gefertigten Stab hervor, dessen eines Ende einen Griffel zum Zeichnen, das andere aber einen Malerpinsel bildete. — „Mittelst dieses unschätzbaren Kleinods wird es Euch ein Leichtes seyn alle Maler zu übertreffen welche leben, oder je gelebt haben. Zeichnet mit dem einen, malt mit dem anderen Ende, Zeichnung, Ausführung Coloritung alles wird Eure Erwartung übertreffen. Ihr werdet Gold und Ehre erndten."

Ernst horchte staunend und ungläubig dieser seltsamen Rede, nach deren Beendigung er bitter auflachte; der alte Herr schien dadurch in etwas verletzt. „Wenn Ihr an meinen Worten zweifelt, so macht sogleich die Probe, auf Eurer Staffelei steht ja die Leinwand bereit."

„Ich danke Euch, Signor," erwiderte der junge Maler ächelnd, „haltet Ihr mich aber wirklich für albern genug, daß

ich glauben könnte, Ihr würdet ein Werkzeug, das so große Kraft besäße, so leicht weggeben?"

„Kümmert Euch nicht, um meine Beweggründe,' entgegnete der geheimnißvolle Fremde, „ich habe Euch schon gesagt, daß ich Euer Fortschreiten in der Kunst wünsche, — mit dieser Erklärung däucht mir, könntet Ihr Euch begnügen. Ich habe nur eine einzige Bedingung von Euch zu begehren, nehmlich daß Ihr meine Gabe weder verkauft noch verschenkt. Versprecht mir das und der Pinsel ist Euer."

„Wache ich oder träume ich?" fragte Ernst. — Nein, nein, es war kein Traum: dort saß der alte Herr mit dem wunderseltsamen Ausdruck in seinem von greisen Locken überschatteten Antlitz; dort lag das Mittel, welches den sehnlichsten Herzenswunsch des jungen Malers erfüllen sollte. — Die nackten Wände grinsten ihn an, es lag jetzt wie er hörte in seiner Gewalt, sie in einen Pallast umzuwandeln. „Es ist kein Traum," fuhr er fort, „aber eine räthselhafte Wirklichkeit." — Er blieb nicht lange unentschlossen. „Macht Ihr weiter keine Bedingung?" fragte er.

„Keine," entgegnete der Fremde, „strenge Erfüllung des von mir bereits ausgesprochenen Verlangens ist alles was ich begehre. Entschließt Euch also, Signor Ernst, wollt Ihr meine Gabe annehmen oder nicht. Ich habe andere Geschäfte welche meine Gegenwart erfordern. Bedenkt, diese Sache betrifft nur Euer Interesse."

„Wohlan ich nehme Eure Gabe, und Tausend Dank dafür," rief der junge Maler.

„So lebt wohl, Signor," sprach der räthselhafte Fremde, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Ich wünsche Euch viel Glück und denke wir werden uns schon einmal wieder treffen." — So sprechend begab er sich hinweg, Ernst aber trat sofort an sein unvollendetes Bild, begierig die Kraft des ihm gewordenen Geschenks zu prüfen. Und Himmel, wer hätte das gedacht, sie bewährte sich auf das Unbegreiflichste, Figuren, Vorgrund, Perspective alles, alles ging unter dem Zauberpinsel auf das Herlichste hervor. In geringerer Zeit als seine Phantasie gebrauchte um eine einzelne Figur zu schaffen, stand sie schon vollendet da, die Farben waren trocken, Zeichnung und Wirkung waren unübertrefflich.

Wir wollen unsere freundlichen Leser nicht mit einer Beschreibung der Gefühle langweilen, welche sich des jungen Malers bei dieser Entdeckung bemächtigten, es reiche hin zu berichten, daß sein Künstlerruf mit jedem Tage wuchs; der Zauberpinsel that Wunder, nicht bloß in Betreff der Leinwand, er wirkte auch wunderbar auf die Bewohner von Florenz ein. Der Großherzog besuchte das Atelier Ernst Hartmanns; er pries die unter den Händen des jungen Künstlers hervorgegangene Madonna, und dieser ersuchte den Fürsten diesen „Versuch" als eine Huldigung von ihm anzunehmen. Der Großherzog empfing huldreich als Geschenk das Kunstwerk, welches er zu kaufen sich zu arm gehalten hatte, sandte Ernst

aber dafür am folgenden Tage den Adelsbrief, durch den er ihn zum italienischen Grafen Aldini erhob.

(Die Fortsetzung folgt.)

Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes.

Der Kammerdiener.

Eine seltsame Begebenheit ereignete sich einige Jahre vor der July-Revolution, es war der Tod des Herzogs Decrés, Schwager des Herzogs von Albufera. Dieser Mann, dessen plumpes Betragen, grobe mürrische Laune und boshafter Character ihn der ganzen französischen Marine verhaßt gemacht hatten, hatte zum Erstaunen aller derer die ihn kannten eine Frau genommen, damit sie ihm selbst jenen mürrischen Sinn tragen helfe, der ihn für jederman unausstehlich machte. Da man aber an dem Herzog Decrés durchaus kein Interesse fand so begnügte man sich rücksichtlich seiner Verheirathung mit der Kunde, daß er der Herzogin von San Germano, Wittwe des Generals Saligny, welcher vormals zu dem Neapolitanischen Hofe Josephs gehörte, seine Hand gereicht habe.

Diese Verbindung aber war ein Gegenstand der größten Wichtigkeit für einen Kammerdiener, welcher seit langer Zeit im Dienste des Herzogs gestanden hatte. Er hatte ihn schon als Kind am Bord seines Schiffes gehabt, und später hatte sich der Diener im Hause seines Gebieters eine große Herrschaft angemaßt; man kann sich leicht denken, wie sehr diesen Menschen die Verheirathung seines Herrn verdroß, es fanden zwischen beiden mehrere heftige Scenen statt, welche indessen den Herzog Decrés in seinem Entschlusse keineswegs wanken machten. Eines Tags ward der Streit sogar so heftig, daß der Herzog in den größten Zorn gerieth und hoch und theuer schwur, er wolle den unverschämten Kammerdiener zum Hause hinaus werfen lassen. Der Letztere bat indessen um Verzeihung und so ward ihm gestattet zu bleiben. Er begriff indeß daß es hier mit seinem Regiment auf immer aus sey; da ersaßte ihn die Verzweiflung und er fiel auf ein furchtbares Mittel sich zu rächen. Vielleicht wollte er auch mit seinem Herrn sterben. Er bewerkstelligte mit großer Mühe ein Loch in dem Plafond des Schlafzimmers seines Gebieters, ließ durch dasselbe einen dünnen fast unsichtbaren Faden hinab, und legte unter das Bett Kanonenschläge, Raketen, Feuertöpfe kurz ein ganzes Arsenal ähnlicher Materialien, dem er eine Portion Pulver beifügte. Das Fädchen ward durch die Bettvorhänge verborgen gehalten, und war bestimmt durch das Hinwegziehen des Prorsens von einem Fläschchen Phosphorus das Ganze anzuzünden.

Einst, als der Herzog sich zu Bette gelegt, nachdem er neuerdings einen Streit mit seinem Kammerdiener gehabt, welcher jetzt für die Beleidigungen seines Herrn weit empfänglicher war, wie früher, eilte der nach Rache dürstende Mensch hinauf in das obere Zimmer, zog den verderbenbringenden Faden, und hinauf bis an die Decke ward der unglückliche Herzog geschleudert, stürzte aber wieder hinab auf seine Matratze. Zum Glück war die Dosis des Pulvers nicht genau genug berechnet, um den Mord sogleich zu vollbringen.

Die furchtbare Explosion machte das ganze Hotel erbeben, man eilte herbei und fand den Herzog bewußtlos zwischen dem zertrümmerten Geräth. Man rief den Kammerdiener, damit er seinem Herrn Beistand leiste, es erfolgte keine Antwort. Man suchte ihn auf, und fand ihn mit zerschmetterten Gebeinen, jedoch noch nicht todt im Hofe, in welchen er sich aus dem Fenster hinabgestürzt hatte. Der Herzog Decrés lebte noch acht oder zehn Tage.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Die kleinen Schriftsteller vereinigen sich gern zu Kränzchen, Zirkeln Musenalmanachen, und wie die Cameraderies sonst heißen mögen, die großen gehen ihren einsamen Alleinweg. Die Ameisen leben Haufenweise, der Adler sieht in seinem Revier nicht gern einen zweiten.

Kahlköpfe gibt's zweierlei Arten, und die Glatzen werden auf verschiedene Art bedeckt; die äußeren durch zierliche Locken und süße Pomade, die innern durch süßes Lächeln und zierliche Phrasen.

Eine fixe Idee muß jeder Mensch fassen und verfolgen, sonst stolpert er über diese Erde dahin wie ein Trunkener, der nach allem greift, aber nichts festhält.

Anecdoten-Gallerie.

Auf einem Balle zu Lausanne tanzte ein Engländer mit einer Leidenschaftlichkeit, welche sonst den ruhigeren Inselbewohnern nicht eigenthümlich zu sein pflegt. Zwischen einem der Tänze, als der Britte luftschöpfend und schweißtriefend dastand, näherte sich ihm die höfliche Hausherrin, welche grade die Runde bei ihren Gästen machte und bemerkte lächelnd zu ihm gewandt, wie sie erfreuet sey, daß er sich so amüsire. „O non Madame," erwiderte kurz weg der Britte, „je ne mamouse pas," — Aber wie, Sie tanzen ja mit solcher Leidenschaft?" —

„Mon Physicien," versetzte brummend der Engländer, „m' a ordonné de soner voila Madame pourqoie je tance!"

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Mainz, Ende September 1837.

Ich erlaube mir geehrter Herr Ihnen einige Worte über den Zustand unserer Bühne mit der Bitte zukommen zu lassen, ihnen ein Plätzchen in Ihren, weit verbreiteten «Originalien» zu gönnen. Finde ich sie abgedruckt so soll mir dies als Beweis dienen daß sie Ihnen nicht unwillkommen waren, und werde ich dann von Zeit zu Zeit, mir die Freiheit nehmen, Ihnen grössere Berichte zu senden. —

Herr Remie der seit Haafe's Abgang die Direktion des hiesigen Theaters übernommen hat, ist ein hochst rechtlicher Mann, der mit der grossten Solidität die regste Thätigkeit verbindet, und sich die Achtung des Publicums hier und in Wiesbaden, so wie die Anerkennung Sr. Durchlaucht des Herzogs von Nassau zu erwerben gewußt hat. Man sagt sogar daß Sr. Durchlaucht deabsichtigten ein Hoftheater zu errichten und dem Herrn Remie die Direktion zu übertragen. Das wäre für Mainz ein grosser Verlust.

Mit unserer Oper, kann man im Allgemeinen, wenn man nicht zu hohe Ansprüche macht recht sehr zufrieden seyn. Herr Meyer (den Sie ja auch kennen, Ihr Landsmann) ist ein ausgezeichneter Bassist, Herr Hoffmann ein ganz wackrer Bariton, und die Damen Meschlesi, Munch und Seeland sind sehr gut. Nur die Tenori, das ist die Parthie hontseute unserer Oper; doch Herr Remie hat versprochen diese Lucke baldmöglichst auszufüllen. Die Chore gehen vortrefflich, das Orchester ist unter der Leitung unseres Ganz vorzüglich zu nennen, und hinsichtlich der Pracht der Scenerie an Garderobe und Decorationen, darf sich unser Theater mit jeder Bühne gleichen Ranges messen.

Auch das Schauspiel zählt einige recht gute Mitglieder. Als ganz vortrefflich nenne ich zuerst Herr Cornelius dessen Ruf wohl durch ganz Deutschland geht. Auch Herr Vogel ist ein wenigstens recht fleißiger Schauspieler, nur soll er sich nicht mit Polemik abgeben. Sein Streit mit einem hiesigen Literaten, hat ihm eben nicht beim Publicum genutzt. Ein erster Held fehlt leider noch ganz, doch haben wir einen jugendlichen Liebhaber in der Person des Herrn von Lavallade aus Hamburg erhalten, der bei regem Fleiß und ernstem Studium gewiß einst recht Vorzügliches leisten wird. Er ist bis jetzt als Hinko und Ferdinand aufgetreten, und hatte sich grosser Theilnahme zu erfreuen. Am Schlusse gerufen dankte er hocht bescheiden, was mir an dem jungen Mann sehr wohl gefiel. Die sogenannten zweiten Fächer sind fast durchgehends recht gut besetzt, und die Stucke gehen rasch in einander. —

Leben Sie wohl. Grüßen Sie meine Bitte um Abdruck so folgt bald eine langere und ausführlichere Epistel.

H...

Tivoli- und Zweites Theater.

Hamburg, im October.

Am 25sten September fand die letzte theatralische Vorstellung im «Tivoli» statt, und am 1sten October wurde das Theater in der Steinstraße wieder eroffnet. Das Gesammt-Publicum Hamburgs muß den thätigen Unternehmern beider Anstalten, gewiß Dank für die treffliche Einrichtung des Sommer-Locals wissen, wie dafür daß die Theater-Vorstellungen durch sorgsame Auswahl des Repertoirs, und sehr gutes Einüben der Stucke jeder Anforderung zu genügen suchten, und daß die scenarischen Ausschmückungen der Art waren jedem nur einigermaßen Billigdenkenden vollkommen zufrieden zu stellen. — Die überaus grosse Theilnahme des Publikum bekundete das eben Gesagte hinlänglich, denn die weiten Räume im Tivoli waren immer stark besetzt, und sehr häufig war selbst der Andrang so gross, daß Viele zurückkehren mußten. Es ist aber auch ein reizender Anblick aus einer Loge, oder von der Terrasse auf die unteren Plätze herabzublicken, das Drängen der Herren an den Kassen, auf den Sitzplätzen aber das bunte Blumenbeet der seidenen Hüte, unter denen die lieblichsten Madchenaugen freundlich hervorglänzten, zu beobachten. Wahrlich ein solcher Anblick allein belohnt die Mühe, einen Besuch im Tivoli zu machen. Mit «Lüge und Wahrheit» und «Fanchon» schlossen die diesjährigen Vorstellungen. — Das erste Stück von der «Hohen Ungenannten» ist offenbar Lobaleich es mit Fleiß gegeben wurde) nicht für die Kräfte des hortigen Personals berechnet. — Vaudevills werden in der Regel auf dieser Bühne recht gut gegeben, wenn nehmlich der Gesang durch gutes Spiel ersetzt werden kann. In «Fanchon» wird zuviel Gesang erfordert, und mit Ausnahme des Herrn Börner der mit seiner recht hübschen Stimme, vollkommen genügte, und allenfalls der Demoiselle Fabrizius, war die Darstellung nicht befriedigend. — Am 1sten October wurde die Bühne in der Steinstraße mit einem recht gut gearbeiteten Prolog aus der Feder des talentvollen J Davib eröffnet. Hierauf folgten 2 neue Pieeen, «das Tagebuch» von Bauernfeld, und «die Entführung» von Ludwig Meyer. Wenngleich man bemerkte daß beide Stücke sehr schnell einstudirt waren, und mancher Gedachtnißfehler herbar wurde, so gefielen sie doch recht sehr. Namentlich war dies mit der Entführung der Fall. Der beliebte Komiker dieser Bühne, Herr Maier gab die Parthie des Don Mendoce, so originell «zwergfell»erschutternd, daß der lauteste Zubel, jede seiner Scenen begleitete. Das ganze Personale wurde am Schluß stürmisch gerufen, und H M. dankte höchst komisch. Warum der Herr Verfasser diese hochst gelungene Bearbeitung (denn uns scheint das die Entführung nach einer fram. Idee bearbeitet ist) eine Posse nennt, da sie doch alle Elemente eines Lustspiels, und zwar eines recht guten enthalt, ist uns eben so unbegreiflich, als der Grund warum er diese Piece nicht dem Stadt-Theater bei dem er doch angestellt ist, zur Aufführung eingereicht hat, welches sie bei dem Mangel an guten Neuigkeiten gewiß nicht refüsirt hätte.*)

*) Es ist überhaupt sellsam, daß die Direction des Stadttheaters nicht mehrere andere Bühnenarbeiten des Herrn Ludwig Meyer in Scene gesetzt hat, da viele derselben doch auf anderen Theatern mit grosem Beifall gegeben worden. Nahmentlich haben wir Gelegenheit gehabt, mit einem Schauspiel dieses wackeren und gewandten Schriftstellers bekannt zu werden, auf welches wir die Aufmerksamkeit aller resp. Bühnen-Directionen nahmentlich aber die der hiesigen richten. Das hochst interessante Stück ist betitelt: «Jacob Jabitsky oder: die Schweden in Olmütz, und beurkundet durch eine bis zum Schluße spannende Handlung, treffliche Charakterstikk und gute Diction die Bühnenkenntniß und den Beruf des Verfassers zum dramatischen Schriftsteller. Mogen die Vorsteher des Stadttheaters diesen Wink benutzen um dem Publikum diese anziehende Novitat vorzuführen.

D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 7ten October: „Der Verschwender."

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 121 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Heldenmädchen.

Novellette von Ludwig Meyer.

I.

Düster und in sich gekehrt saß der Capitain Bontems in seiner Baracke das Haupt nachdenkend in die Hand gestützt. Neben ihm stand ein junger Mensch kaum dem Knabenalter entwachsen, in der Uniform der reitenden Artillerie. Ein Ausdruck von Sehnsucht war auf dem rosig-blühenden Gesicht zu bemerken, und die hohe Wölbung der Brust, die zarte Taille des jungen Artilleristen gaben der Vermuthung Raum, daß es ein Mädchen sey, welches sich bemühte, durch Schmeicheleien und Liebkosungen, die Wolke von Kummer von der Stirn des düstern Kriegers zu verscheuchen. Diese Vermuthung ward bald zur Gewißheit! —

So kann denn nichts Dich erheitern mein Charles? — Selbst für mich hast Du keinen freundlichen Blick Geliebter. Was soll ich thun, um Dich wieder so froh und glücklich zu sehen, wie Du sonst warst, wenn die Aussicht auf eine bevorstehende Schlacht, Deinen Geist hob, und die schönsten Träume, von künftiger Größe, erkauft durch ehrenvolle, auf dem Schlachtfelde erkämpfte Narben Dich einwiegten? Soll ich mein Charles die Guitarre zur Hand nehmen, und eins jener Lieder Dir singen, die Du sonst so gern hörtest? O sprich, sprich — sitze nicht so starr und theilnahmlos da — sage mir was ängstet Dich, was quälet Dich??

Was mich quälet Louise?! Es ist der Gedanke an die morgende Schlacht, antwortete finster der Capitain. —

Spottest Du meiner Bontems? Wahrlich das ist nicht schön von Dir! Verhöhnt zu werden von Dir — das habe ich nicht erwartet.

Nicht Hohn sind meine Worte, Louise, ich sprach die reinste Wahrheit! Der Gedanke an die morgende Schlacht macht mich so unglücklich.

Du dem eine Schlacht ein Festtag sonst gewesen, bist am Vorabend derselben jetzt unglücklich. O gewiß Du bist krank, mein Freund, Fieberhitze muß aus Dir reden, denn den Capitain Bontems, der Tapferste Einer im Heere, der durch Muth allein die Epaulette sich erkämpft, mag kann ich der Feigheit nicht zeihen.

Feigheit? — fuhr der Capitain zornglühend auf — doch Du bist es Louise, die das Wort sprach! — Nein bei Gott, Feigheit ist es nicht, es ist die entsetzlichste Angst um Dich meine Geliebte, mein Leben, die ich anbete, die ich einem be-

quemen sorgenfreien Leben entrissen habe um sie elend zu machen, sie in die Schrecken, in die Gräuel des Kriegs zu führen! O Louise, Louise was hab ich gethan?!

Ich verstehe Dich nicht Charles! Welche Vorwürfe machst Du Dir, welche Angst quält Dich? Bin ich nicht Monate lang schon bei Dir, und fühle mich selig an Deiner Seite. Habe ich freiwillig nicht das Vaterhaus verlassen, um mit Dir in den Kampf zu ziehen. Habe ich mein Geschlecht nicht verläugnet, nicht allein der Kleidung nach, nein auch der Gesinnung, und bin mit Dir freudig, muthig wie ein Mann ins Gefecht gegangen? Hat die Vorsicht mich nicht immer geschützt, mitten im Sausen der feindlichen Kugeln; und als ich Dich pflegte nach Deiner Verwundung, und wachte an Deiner Seite fühlte ich da mich nicht glücklich und selig? Warum jetzt dies Verzagen?

Weil Dein Schicksal mir Entsetzen einflößt. — Eine innere Stimme sagt es mir — ich falle morgen vor dem Feinde; was wird dann aus Dir meine Louise? Der Gedanke Dich unbeschützt zurück zu lassen, Dich zu wissen in den Händen der durch fortwährendes Lagerleben verwilderten Kameraden, die Idee Du könntest den rohen Barbaren die uns gegenüberstehen, gefangen in die Hände fallen, das entsetzliche Geschick das Dir bevorsteht, wenn Dein Geschlecht erkannt wird, macht mich erbeben.

— Und nur das ist es was Dich ängstet mein Geliebter? o beruhige Dich. Der Gott der Schlachten der bis jetzt Dich geschützt, wird auch morgen Dich erhalten, und mit mir wirst Du am Abend des wahrscheinlich blutigen Tages, die Furcht belächeln die heut Dich quält.

Nein Louise — mein Stern ist geblichen — der morgende Tag ist mein Letzter. Ein Traum hat mir's verkündet. Höre mein Mädchen Ich lag auf den Tod verwundet am Boden. — Die Feinde flohen — die Unsern verfolgten sie — die Artillerie sprengte vor — und — die Räder der Kanonen gingen über meinen Körper fort. Im letzten Todesschmerz blickte ich nach Dir mich um Louise — die immer mir zur Seite — ich — sah Dich nicht! — Lächle nicht Louise darüber daß ein Mann an solche Träumereien glaubt — mein innerstes Herz sagt es mir: der Traum geht in Erfüllung.

Und doch lächle ich, denn Dein Traum kann nicht wahr werden. Möglich ist es daß Du fällst, möglich daß der grause Tod den Mann meiner Liebe von meiner Seite reißt unmöglich aber daß ich nicht mit Dir sterben sollte. Glaube nicht daß ich noch athmen könnte ohne Dich. Wenn ein tückisches Geschick mir den Tod nicht sendete durch die Kugeln der Russen und Oestreicher, und Du lebtest nicht mehr, so stürzte ich mich in ihre Reihen, und wie jener Schweizer Arnold Winkelried, von dem so oft Du mir erzähltest, drückte ich ihre Bajonette in meine Brust! Nein nein, mein Geliebter, ängstige Dich nicht um mein Leben, mein Tod wäre gewiß. Wärm, innig ruhe ich morgen Abend an Deiner Brust, oder kalt und starr mit Dir auf der blutigen Wahlstatt.

Engel — Du giebst meinen Muth mir zurück! — Jetzt gehe ich freudig an die heiße Arbeit — weiß ich Dich doch — wie es auch komme, mir erhalten.

Das Mädchen stürzte in seine Arme. Kräftig umfing er sie — sie heiß an sein Herz drückend.

(Der Beschluß folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die verhängnißvolle Gabe.

(Fortsetzung.)

Ein Jahr und einen Tag nach seinem ersten Besuche erschien der alte Herr im schwarzen Kleide, mit den greisen Locken um das ausdrucksvolle Antlitz, mit den scharfen durchdringenden Augen, zum erstenmal wieder bei dem jungen Künstler, bei dem indessen jetzt alles wunderbar verändert war. Graf Albini war ein Gegenstand des Neides und der Bewunderung von ganz Florenz. Alle Künstler beneideten ihn, denn seine Gemählde überragten die ihrigen bei weitem; die Adlichen und Reichen beneideten ihn, weil er es ihnen an Prunk und Verschwendung gleich that. Graf Ernst besaß einen des schönsten Palaste in dem sonnigen Florenz, er war der Liebling des Großherzogs; er stand in hoher Gunst bei den Frauen, er ward von Allem aufgesucht, was zur reichen vornehmen Welt gehörte.

Jedermann aber wundette sich, weshalb trotz diesem allen, Graf Albini stets eine dicht umwölkte Stirn zeigte, weshalb er nie an den Freuden der Jugend Theil nahm, die sich ihm in seiner glänzenden Lage doch so vielfach darboten. Ach! hätte man ihm ins Herz schauen, hätte man die düsteren Gefühle die ihn folterten, bemerken können, man würde ihn nicht beneidet, und wahrlich nur Wenige würden ihren Gram und ihren Kummer für seine Freuden hingegeben haben.

Es war also grade ein Jahr und ein Tag, nach dem Besuche des räthselhaften Fremden, als Ernst eine Stunde vor Mitternacht den glänzenden Zirkel verließ, als dessen Seele er betrachtet wurde, und sich in seinen prachtvollen Palast zurückzog, wo er sich in seinem Atelier verschloß und schwermüthig in seinem Zimmer auf und abschritt.

„Welch ein seltsamer Zustand ist der meine!“ sprach er vor sich hin, „so plötzlich zum Glanz und Reichthum, zu allen Freuden welche diese Welt darzubieten vermag emporgehoben durch die Zauberkraft einer übernatürlichen Gabe! Von wem? — Ach von einem Wesen, dessen Sclave ich, wie ich befürchte, werden muß!! Elender, Elender, der ich bin!“ — Er hemmte seine Schritte vor der Staffelei und betrachtete das darauf stehende Bild. — „Die Furcht vor dem was da folgen wird, tödtet mir jede Freude und erfüllt meine Seele mit Angst

und Entsetzen!“ — Das Bild stellte die Qualen der Verdammten dar, und unwillkürlich hatte der Maler einer der Figuren seine Züge gegeben. „Das wird auch dermaleinst mein Schicksal seyn,“ fuhr er in seiner düsteren Betrachtung fort, „und was ward mir dafür? Eine Gabe,“ — hier zog er den Zauberpinsel hervor — „die mich elend macht und von der ich mich dennoch nicht trennen darf!“

Die Glocke verkündete jetzt vom Thurme herab die Mitternachtsstunde. Der Künstler zählte ihre dumpfen Schläge. Da ward der Mond plötzlich von schwarzen Wolken umhüllt — die Lampe brannte düsterer — die Thür öffnete sich — der alte Herr im schwarzen Kleide trat herein. —

Ein grauenvolles Gefühl durchrieselte den jungen Künstler. Der alte Herr verbeugte sich tief, dann setzte er sich ungebeten auf die prachtvolle Ottomane. „Erlaubt mir Herr Graf,“ begann er mit einem sarkastischen Lächeln, „Euch zu Eurem wohlerworbenen Rufe Glück zu wünschen — Talente wie die Eurigen verdienen aufgemuntert zu werden. Aber Ihr seht ja so bleich aus? Seyd Ihr unglücklich oder nur von genossenen Freuden und Lustbarkeiten ermattet?“

„Ich bin elend — unbeschreiblich elend!“ erwiderte der Maler in einem dumpfen Tone. „Wirklich? Sprecht, kann ich Euch helfen? Hoffentlich thut doch der Pinsel seine Schuldigkeit!“

„Das ist es nicht was mich bedrückt — ich weiß es selbst nicht — kann es nicht aussprechen was eigentlich mein Herz belastet. Eine furchtbare Bürde drückt mein Gemüth nieder. — Die Zufriedenheit meidet meine Brust, seltsame Angst foltert mich, und ich fürchte — ich weiß nicht was.“

Der alte Herr lächelte.

„Wenn ich in eine Kirche trete und beten will,“ fuhr Ernst fort, „so verwirren sich plötzlich meine Gedanken, es wird mir zu Muth so als ob eine grauenvolle Schuld auf mir laste, und von Verzweiflung erfaßt fühle ich mich hinaus getrieben von der heiligen Stätte.“

„Und ist das Alles was Euch bedrückt?“ fragte der geheimnißvolle Unbekannte.

„Alles, Alles, aber es ist mehr als hinreichend mich elend zu machen!“

„Nicht doch,“ lächelte der Herr im schwarzen Kleide, „aber das ist doch nicht alles was Euch bedrückt.“ Ernst erröthete und schwieg.

„Ich will Euch sagen, was auf Euch lastet. Ihr liebt die reizende Tochter des Marchese Sando Giuliano und wißt nicht, wie Ihr in ihrer schönen Brust ein gleiches Gefühl für Euch rege machen sollt.“ — Ernst erglühte noch mehr— „Dieß verursacht Euch größere Qual als Alles Andere,“ fuhr der alte Herr fort, und er hatte theilweise die Wahrheit gesprochen. — Der junge Künstler schwieg noch immer. „Meine Gabe wird Euch auch bei dieser Gelegenheit helfen,“ sprach der Unbekannte nach einer Pause.

„Der Pinsel? Wie?“

„Wo habt Ihr ihn?“ — Ernst holte ihn hervor. Der alte Herr schrob den Pinsel in der Mitte auseinander und zog aus der Höhlung ein mit einer dunkelfarbigen Flüßigkeit gefülltes Fläschen hervor. „Ihr habt ohne Zweifel bemerkt,“ sprach er alsdann, „daß Signora Giulia einen Anderen liebt.“

„Ich glaube mich überzeugt zu haben,“ erwiderte Ernst mit düsterem Antlitz, „daß sie den Schützling ihres Vaters, den jungen Antonio liebt, nimmer aber wird ihr Vater in eine solche Verbindung willigen.“

„Seyd dessen nicht so ganz gewiß,“ warnte der Mann mit den grauen Locken, „ich weiß daß der Marchese jetzt schon überlegt, ob er nicht seine Zustimmung geben soll. Wir müssen unsere Operationen mit Antonio beginnen — er steht uns bei unseren Plane am meisten im Wege.“

„Ihr Vater,“ bemerkte Ernst, „wird nie darin willigen, daß sie einem Künstler ihre Hand reiche, so reich und berühmt er auch immer seyn mag.“

Der Fremde lächelte sarkastisch. „Der Marchese ist aber arm,“ sprach er, „sehr arm, und liebt das Spiel eben so leidenschaftlich als Ihr seine Tochter. Wolan, der Pinsel muß helfen!“

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Von der Liebe und der Hoffnung lebt sich's schlecht, das mag wahr sein, lieben Freunde, aber ohne Liebe und ohne Hoffnung lebt sich's doch noch schlechter.

Bei keiner Gelegenheit erzürnt man sich leichter als auf Reisen. Eine Reise kann der Probirstein der Freundschaft genannt werden.

Manche Menschen gleichen Feuer speienden Vulkanen und es ist schwer mit ihnen umzugehen, doch will ich sie lieber, als die mit den ausgebrannten Kraterherzen.

Knaben und Mädchen von acht bis vierzehn Jahren besuchen gern den Friedhof, lesen und lernen die Grabverse und malen sich das Leben der Seligen. Eine Neigung, die leicht verderblich werden und die Seele erschlaffen kann. Der Jüngling trabt über den Kirchhof muthwilligen Schrittes, und die Jungfrau antwortet wohl auf die Frage: Graut Liebchen auch vor Todten? mit Bürgers saufender Leonore: O weh! Laß ruhn die Todten! — Und der reife Mann und der Greis? — Du siehst sie wieder wandeln im Blumengarten der Todten, nicht um dort zu spielen, oder zu lustwandeln oder zu träumen, nein, dort zu lernen.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Prädicant, welcher sich gewaltig viel auf seinen Vortrag einbildete, obgleich er die unangenehme Gewohnheit hatte, die Worte nahmentlich aber die auseinander folgenden Vocale z. B. e.i und i.a höchst gedehnt auszusprechen, bemerkte eines Tages unter seinen Zuhörern eine alte Frau, welche bei seiner Rede bitterlich zu weinen begann. Zu seiner Eitelkeit überzeugt, daß dieß ein Resultat seiner Beredsamkeit sey, ließ er nach beendigtem Sermon die Frau zu sich rufen, bemerkte ihr, wie er sich freue, durch seinen Vortrag ihr Gewissen angeregt zu haben, und bat sie ihm zu sagen welche Stelle in seiner Rede sie ganz vorzüglich ergriffen habe?"

„Ach, ehrwürdiger Herr," versetzte die Frau noch immer unter Thränen, „ich will es Euch nur gestehen. Ich hatte einen alten Esel, ein gutes Thier, es ist mir diesen Winter verstorben" — da rief mir nun Euer heutiger Vortrag sein Geschrei so lebhaft ins Gedächtniß zurück, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte."

August Mahlmanns gesammelte Gedichte.

Einen neuen Beweis, daß der Widerwille gegen Gedichte in der Lesewelt noch nicht so allgemein geworden, wie wohl behauptet wird, und daß das wahrhaft Gute und Schöne sich trotz des verderbten Modegeschmacks zu behaupten weiß, liefert der Umstand, daß die wackere und fleißige Verlagshandlung Volkmann zu Leipzig sich genöthigt gesehen hat, von den einfachen, anspruchslosen und doch so gehaltvollen Gedichten Mahlmanns eine dritte Auflage zu veranstalten, und solche wie es der werthvolle Inhalt verdient, geschmackvoll und elegant dem Publikum zu übergeben. Wozu hier des vielen Guten und Schönen erwähnen, was in dieser Gedichtsammlung des edlen gemüthlichen Mahlmann enthalten, der Werth seiner Dichtungen ist längst allgemein anerkannt, und seine einfachen herzigen Gebilde werden Geist und Herz noch erfreuen, wenn der Mode Klingklang der falschen Muse längst in den Orkus hinabgesunken.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im October.

Stadt-Theater.

Raimunds Verschwender, der seitdem der unvergeßliche Künstler darin vor uns zuletzt sein Talent entfaltete, nicht wieder die Bühne betreten hatte, wurde am 11ten dieses bei gut besetztem Hause gegeben. Die Besetzung war grösstentheils noch die frühere, einzelne Aenderungen in Nebenrollen werden wir gelegentlich besprechen, die wichtigste war die Besetzung des Valentin durch Herrn Rader.

Ob es nicht überhaupt ein Mißgriff ist, Raimund nachahmen zu wollen, ja selbst nur in dessen Rollen aufzutreten? Bekanntlich schuf Raimund seine Charactere, seine Stücke nur für seine Individualität, die sich nicht in die Zwangsjacke einer vorgeschriebenen regelrechten Rolle vereinigen lassen wollte. Und immer sind es Komiker und oft niedrige Komiker, die ihr Glück in solchen Leistungen versuchen, offenbar nicht aus demselben innerem nothwendigen Drange, wie jener, sondern lediglich, weil sie das sicht humoristische Element in diesen Schosgungen für komisch ansehen, das gemüthliche, ohne welches kein Humor bestehen kann, auch nicht jenes mitzuempfinden, und — das poetische — ganz übersehen. Das Publikum, wie das nicht anders zu erwarten ist, führt im großen Ganzen nicht übel bei dem Tausch, und trefflicher Applaus wird dem Künstler — Raimund oft sicherer zu Theil, als dem armen ächten. — Ueber Herrn Rader insbesondere haben wir, nachdem wir den Gesichtspunkt gerechtfertigt, von dem aus wir diese Kategorie ansehen, wenig zu sagen. Die Nachahmung in den Einzelheiten gelang nicht selten, bewundernswürdig *) ein todtes Streben. Ein wahrer Uebelstand ist aber der gänzliche Mangel des Mienenspiels, oder vielmehr eine beständige komische Maske im antiken Sinne. — Nach Vollendung des Hobellliedes wurde von Herrn Rader ein Vers eingelegt, in dem er den genialen Dichter, der sein hölzern Haus so früh sich zugebaut, einige Worte der wehmüthigen Verehrung zurief. — Daß aber doch leider ein Schauspieler nie sein liebes Ich vergessen kann, der folgende Vers zerstörte jeden Eindruck wieder. —

Herrn Fehringer sahen wir selten so mangelhaft und ungenügend als an diesem Abend. Er kann die Rolle des Flothwell zu seinen mißlungensten zählen. — Was Herr Gloy als Bettler leistet ist schon früher anerkannt, wir glauben genug zu sagen, wenn wir bemerken, daß die Rolle ganz in der richtigen Sphäre lag. Dem. Enghaus (Cheristiane) ließ die Poesie vermissen, die man hier um so weniger entbehren kann, je nothwendiger sie dem prosaischeren Elemente des dritten Aktes die Waage halten soll. — Ueber Herrn Burmeister (Wolf) schweigen wir, Jost wollte uns nicht aus der Erinnerung. Mad. Doring (Rosa) malte keck und doch stets keblich und mäßig. Herr Döring creerlirt bekanntlich als Theaalter Dümont und ließ uns sein Meisterspiel aufs Neue beklagen, daß dieser ausgezeichnete Künstler so selten in guten Rollen beschäftigt wird. Mad. Christiany gab die Amalie; diese Sängerin tritt jetzt auch im redenden Drama auf, und verspricht darin nicht weniger zu leisten, als in der Oper. Der Volero im 2ten Act war gut arrangirt aber noch nicht hinreichend einstudirt; auch die merkte man ungern, daß Herrn Dornewaß nur Gastes-Tänzer ist.

*) Wie er raisonnirt und wie er spuckt,
Das hat er ihm glücklich abgeguckt.
Doch sein Genie, ich meine sein Geist
Sich nicht auf der Wachtparade weist.

Der gute ergänze
Gottlieb Koke,
Setzer der Originalien."

Montag, den 14ten October, zum Zweitenmale: „Schloß Carabec, oder der Blödsinnige."

Druckfehler.

In No. 117 im Gedicht der Nahme Luise Zeile 11 von oben lese man Leichtsinn statt Leinen. Zeile 12 und 13 statt uns. — Spalte 935 Zeile 16 von oben eben statt ehen.

In No. 118 im Theaterbericht: Zeile 24 von oben: die an ihn, statt an ihr.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 122 — Einundzwanzigster Jahrgang — 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die verhängnißvolle Gabe.

(Fortsetzung.)

Er nahm jetzt die andere Hälfte des Pinsels und schüttete aus demselben ein Paar Würfel hervor. „Begebt Euch morgen Abend in seinen Palast, Ihr werdet ihn allein finden. Trinkt ihm fleißig zu und schlagt ihm alsdann ein Spielchen vor. Vertauscht diese Würfel mit den seinigen. Ihr werdet alsdann gewinnen — viel gewinnen! und er kann nicht zahlen. Ihr nehmt dann die Tochter statt des Goldes, dessen Ihr nicht bedürft. — Was den Antonio betrifft so mischt bei erster Gelegenheit den Inhalt dieses Fläschchens unter seinen Wein und Giulia, glaubt mir, ist die Eurige noch bevor ein Monat vergangen."

„Also Mord! Einen Mord soll ich begehen."

„Thorheit," höhnte der alte Herr mit den durchdringenden Augen, „thut wie ich Euch sage und kümmert Euch nicht um das Uebrige — sorgt nur daß Ihr Euch den Pinsel bewahrt." — Er schrob den Pinsel wieder zusammen, reichte ihn dem Maler hin und erhob sich von der Ottomane.

„Giebt es kein andres Mittel?" fragte Ernst.

„Nein," entgegnete der alte Herr. „Wollt Ihr wissen wie Eure Geliebte in diesem Augenblick beschäftigt ist? Spannt Eure Leinwand aus und greift zu Eurem Pinsel."

Mechanisch that Ernst wie der Alte geboten. Ein schöner üppiger Garten wuchs unter seinem Pinsel hervor, ein sanftes Mondlicht beleuchtete die Gegend, in einer dichten Laube ruhte die reizende Giulia, Antonio kniete neben ihr die Laute im Arm, und schien sein liebeglühendes Gefühl in Melodieen auszuhauchen. „Solche wonnigen Augenblicke können Dir zu Theil werden," sprach den jungen Künstler scharf beobachtend, der Fremde.

„Sie sollen mir zu Theil werden," rief plötzlich Ernst.

Der alte Herr lächelte. „Auf Wiedersehn!" sprach er, „folgt meinem Rathe, dann werde ich, wenn wir uns wiedertreffen, die reizende Giulia als die glückliche Braut des Grafen Aldini begrüßen." — So sprechend begab er sich hinweg. — Ernst stand noch eine Weile da, das schöne Bild vor sich betrachtend, dann rief er entschlossen: „Es soll geschehen!"

Er blickte auf das Fläschchen und auf die Würfel und verbarg Beides in einem geheimen Behältniß. Er preßte seine Hand gegen die glühende Stirn und warf sich erschöpft auf das Lager, nicht aber um zu schlafen. Der Schlummer

senkte sich nicht auf ihn herab, und wenn sich auch dann und wann seine Augenlieder auf kurze Zeit schlossen, umschwebten ihn so schaudervolle Gebilde, daß er sich freuete wieder zu erwachen. Endlich begann der Morgen zu dämmern, Ernst erhob sich von seinem Lager und schickte sich an, den Tag wie gewöhnlich hinzubringen.

Nach schnell beendetem Frühmahl griff er neuerdings zu dem Zauberpinsel, warf ihn aber schnell wieder bei Seite. „Was bin ich im Begriff zu thun?“ sprach er düster vor sich hin, „Aller Hoffnung auf künftige Glückseeligkeit entsagen, und weshalb? Ein Wesen will ich dem Tode, ein andres dem Verbrechen, ein drittes dem Elende weihen! Furchtbar, schauervoll! ich thue es nicht!“ — Meine gute, mein liebe Elsbeth harrt im heimathlichen Dorfe meiner Rückkehr. — Ich will hin zu ihr. In den Tagen der Armuth schwuren wir einander Treue, ich bin reich, ich will meinen Eid erfüllen. — In der vergangenen Nacht schuf mir mein Pinsel das Bild der reizenden Giulia, jetzt soll er mir die Züge der reizenden Elsbeth hervorrufen. Vielleicht finde ich sie betend für den, der ihrer nicht mehr gedachte.“ Er nahm eine neue Leinwand und ergriff den Pinsel. Siehe da unter demselben zeigte sich alsbald das Innere einer ärmlichen Behausung, im Vorgrunde saß am Spinnrade ein wundersliebliches junges Mädchen so eben zur reizenden Jungfrau herangeblüht. Neben ihr saß ein junger Mann, dessen Mienen und Gebehrden verkündeten, daß er zu ihr von Liebe sprach, während sie ihm theilnehmend zuzuhören schien.

„O, Himmel was sehe ich!“ rief der Maler. „Elsbeth treulos! Sie horcht also den Bewerbungen dessen der ihr vormals, wie sie mich oft versicherte, von ganzer Seele verhaßt war. Das entscheidet, Giulia soll mein werden, in meinen Armen wird sie bald Antonio vergessen.“

Es war Abend, als Graf Aldini seine Schritte nach dem Palaste Sante Giuliano lenkte. Er ward, dort angelangt, in ein kostbares Gemach geführt, wo der Marchese, ein Mann von stolzer Haltung, sich aus seinem Sessel erhob, um seinen ausgezeichneten Gast zu empfangen. Das Talent ist in Italien ein Talismann welcher dem Besitzer die Thüren der Reichen und Vornehmen mit Leichtigkeit erschließt. Diener brachten Erfrischungen und der spiellustige Hausherr trug seinem Gaste ein Spiel an. Ernst nahm den Vorschlag mit Freuden an, und schnell waren die Würfel die er mitgebracht, mit denen des Marchese verwechselt. Sie thalen ihre Wirkung, der aufgeregte Hausherr verlor eine bedeutende Summe nach der anderen, bis sein Verlust endlich bis zu einer wahrhaft furchtbaren Höhe gestiegen war.

„Ihr habt viel Glück, Herr Graf,“ sprach er mit einem erzwungenen Lächeln, nachdem neuerdings der Wurf zu Gunsten des Malers ausgefallen war, „wir wollen den Einsatz verdoppeln.“

Ernst willigte ein. Sie warfen, der Maler gewann.

„Wollen Ew. Excellenz das Glück noch einmal versuchen?“ fragte Ernst.

„Nein, wir wollen unsere Rechnung machen.“ — Der Marchese ging einige Augenblicke lang mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, dann wandte er sich zu dem jungen Künstler. „Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß mir Fortuna heute so ganz und gar den Rücken wandte,“ sprach er, „jedoch zur Sache! Ich bin Ihnen eine Summe schuldig geworden, deren Zahlung mir für den Augenblick unmöglich ist.“

„Kein Wort mehr davon,“ entgegnete Ernst, „unter einer Bedingung bin ich sogar bereit die ganze Forderung auf immerdar schwinden zu lassen.“

„Eine Bedingung? Sprecht sie aus.“

„Gebt mir die Hand Eurer Tochter, gestattet daß die reizende Giulia Gräfin Aldini werde.“

„Wie was, Herr Maler? seyd Ihr bei Sinnen!

„Ich dächte ich wäre nicht der Erste, dem sein Talent“ — hier schauderte der junge Künstler zusammen,“ zu einer vornehmen Braut verholfen — jedoch Ihr habt die Wahl.“

Der Marchese maß wieder das Gemach mit großen Schritten, dann wandte er sich rasch zu Ernst, erfaßte dessen Hand, rief: „Sie ist die Eure!“ und verließ schnell das Zimmer.

„Sie wird einwilligen, sie wird die Meine,“ jubelte Ernst, „und ich bin der Mordthat überhoben!“

Da lachte es plötzlich schallend hinter ihm er wandte sich um, o Entsetzen! der alte Herr im schwarzen Kleide stand grinsend hinter ihm.

„Ihr seyd zu rasch,“ sprach er höhnisch, „die That sage ich Euch muß vollbracht werden. Giulia wird scheinbar in ihres Vaters Wunsch willigen, aber noch in dieser Nacht wird sie mit Antonio aus Florenz entfliehen. In wenigen Augenblicken wird Antonio hier seyn — bedenkt, Euer Glück beruht darauf daß er das Fläschchen leere.“ — Der grauenvolle Gast schritt hinaus, und Ernst fühlte sich durch seine Entfernung erleichtert.

„Es muß also geschehen,“ sprach Ernst entschlossen, ich kann nicht leben, und sie in den Armen eines Anderen wissen.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Heldenmädchen.

Novellette von Ludwig Meyer.

2.

(Beschluß.)

Mit dem ersten schwachen Schein des anbrechenden Tages ward Allarm im französischen Lager geschlagen. Jeder eilte an seinen Posten. Charles Bontems hielt vor seiner Batterie, Louise an seiner Seite. Die Russen und Oestreicher hatten

sich auch schon aufgestellt. Massena Feldherr der Franzosen, gab einen Wink, ein Kanonenschuß das Zeichen zum Angriff — die Schlacht bei Zürich begann! — Muthvoll stürzten die jungen republicanischen Soldaten ins Feuer; mit eiserner Festigkeit empfingen sie die russischen und österreichischen Veteranen. Tausende fielen und noch war kein Resultat erkämpft; der Angriff war furchtbar, der Widerstand heldenmüthig! — Wie die Löwen kämpften die Franzosen, wie eine ehrne Mauer standen die Verbündeten; hin und her wogte der blutige Kampf, doch keine Entscheidung ward erlangt, in Strömen floß das Blut, immer neue Kämpfer traten an die Stellen der Gefallenen. — Gegen Mittag des blutigen Tages finden wir die Batterie des Capitain Bontems auf einer durch Gebüsch verdeckten Anhöhe, die einen engen Hohlweg bestrich. Der Capitain hielt von Pulverdampf und Staub ganz schwarz gefärbt neben seine Louise, die ein kleiner Streifschuß unbedeutend verwundet hatte. — Freundlich reichte er ihr die Hand — herzlich drückte sie dieselbe an ihre Lippen. Nicht mehr verdüstert war das Auge des Kriegers, feurig blitzte es voll Muth und Kühnheit und lächelnd blickte er auf seine heldenmüthige Geliebte. Da zog ein Regiment Russen durch den Hohlweg um eine Flankenbewegung auf die Franzosen auszuführen. Der französische Commandant ließ sie ruhig hinein, — nun gab er das Zeichen zum Feuer — und die Kartätschen rissen die dichten Massen zu Boden. Sie wendeten um zur Flucht — doch nur Wenigen gelang sie. Ohne Widerstand leisten zu können wurden sie niedergemetzelt. Bontems mit seiner reitenden Batterie verfolgte die Fliehenden. Louise verließ keinen Augenblick ihren Geliebten.

Noch war das Schicksal des Tages unentschieden, da hörten die schon ermattet werdenden Franzosen, im Rücken der feindlichen Armee das Feuer der franz. Kanonen. Massena rief entzückt: A voilá Soult. General Soult war einige Tage vor der Schlacht über den Fluß Leith gesetzt, der von mehr als 40 östreichischen Schanzen gedeckt war, hatte den Feind besiegt, den östreichischen Feldmarschall Hotze gefangen genommen, und war jetzt im Rücken der vereinigten Armee. — Das Blutbad wurde entsetzlich! Das Glück war der dreifarbigen Fahne hold — in wilder Flucht lösten sich die Reihen der Feinde auf, wüthend verfolgten sie die Franzosen.

Massena hielt auf einer kleinen Anhöhe und leitete die Verfolgung, da sah er ganz vereinzelt am Rande eines Gehölzes, wie ein junger Artillerist, dessen Pferd von einem Lanzenstich getödtet neben ihm lag, sich wüthend gegen eine Schaar der Feinde vertheidigte. Er schickte sogleich einen Adjutanten mit einigen Husaren ab sie zu vertreiben, und den heldenmüthigen Jüngling zu retten; — es war zu spät. Noch vor Ankunft seiner Befreier fiel dieser von einem Pistolenschuß durch den Kopf getroffen todt auf den Körper eines hinter ihm liegenden Offiziers, dem eine Kugel die Brust zerschmettert hatte. Noch im Tode schien er die Leiche des Offiziers, den er im Leben so muthvoll vertheidigt, gegen die

Feinde schützen zu wollen. An seinem Körper fand man mehr als 30 Lanzenstiche, Säbelhiebe und Schußwunden und erkannte mit dem größten Erstaunen — — daß es — — ein Mädchen war.

Der Adjutant gab dem General Massena eine Brieftasche, die er auf der Brust des Heldenmädchens gefunden hatte, mit den Worten: „Bürger General, jener Tapfere zu dessen Befreiung Sie mich abschickten war — — eine Jungfrau — eine heldenmüthige Tochter Frankreichs; ihren Namen ihre Verhältnisse finden Sie vielleicht in diesem Taschenbuche. —

Massena öffnete dasselbe und fand darin einen Brief von Louise Bellet an ihren Vater den Pofamentier, Bürger Bellet in der Straße du petit-lion zu Paris. Sie nahm Abschied von ihm, und erflehte seinen Segen auf ihr Grab. — An der Seite ihres Geliebten, ward das Heldenmädchen auf Befehl des Feldherrn mit kriegerischen Ehren bestattet. —

3.

Am Tage nach der Schlacht schrieb Massena an das Direktorium: „Ich habe die Schlacht bei Zürich geschlagen. die dreifarbige Fahne hat den Sieg davon getragen. — 20000 Gefangene, 10,000 Todte und Verwundete, 100 Kanonen, 15 Fahnen, 9 Generäle der Feinde todt oder gefangen, der Niederrhein geöffnet, die Schweiz frei — dies sind die Ergebnisse des glorreichen Tages. — Nächst der Tapferkeit aller Offiziere und Soldaten verdanke ich dem General Soult diesen wichtigen Sieg. Mit Ruhm bedeckt haben sich, Oudinot, Large, Mortier, Gazan, Loison, Klein, Lecourbe, Molitor und der Escadronchef Foy, die ich als der höchsten Auszeichnung werth empfehle.“

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Die Jugend wird oft den Kopf schütteln, wo das Alter beifällig nickt. Welcher Jüngling wird nicht zürnen, wenn ihm des Bias Spruch angepriesen wird: „Liebe den Freund, als ob du ihn einst hassen müßtest.“ Mann und Greis werden in den Worten Weisheit finden, der Jüngling nur ein kaltes Herz.

Aus gerechtem Haß gegen Einzelne haßte Mancher die ganze Menschheit.

Gleiche nicht dem Schnee, rein und weiß kommt er zur Erde, aber schmutzig zieht er von dannen.

Kinder halten oft klug und gut für synonym, alte Leute klug und schlecht; beide irren.

Anecdoten-Gallerie.

Ein reisender Engländer miethete, um den Genfer See recht in Augenschein zu nehmen, einen Char-de côté, seinen Wagen, auf dem die Sitze so angebracht sind, daß der Fahrende nur nach einer Seite sieht,) um ihn von Genf nach Villeneuve zu bringen, wo der Weg zwischen dem Genfersee und einer hohen Bergkette hinläuft. Zu Villeneuve angelangt überhäufte der reisende Britte seinen Fuhrmann mit Vorwürfen, behauptend, er sei einen falschen Weg gefahren, denn er habe ja nichts von dem Genfersee geschauet. Der pflegmatische Sohn Albions hatte nämlich auf dem Wagen so gesessen, daß sein Gesicht der Bergkette, sein Rücken aber dem See zugekehrt war.

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Schwerin, im October 1837.

Ich sehe wie Sie zürnend die Augenbrauen zusammenziehen, wenn Sie Ihres alten *** gedenken und sagen: ich werde dem Wortbrüchigen einmal recht ordentlich den Text lesen. Theilweise haben Sie Recht Verehrter, und doch gibt es auch eine Entschuldigung für mich. Ich sah Ihnen im Monat Juny, als ich Sie besuchte und Ihnen erzählte, daß ich mich einige Wochen in Doberan aufhalten werde, die Versicherung, Ihnen von dorther Mittheilungen über das diesjährige Badeleben zu machen, und habe bis heut' mein Versprechen nicht gelöst. Was aber sollte ich Ihnen melden das Sie nicht schon Alles wüßten. — Die Wettrennen hatten Sie selbst bei sich, und gewiß so vollkommen als hier, Kunstgenüsse gab es mit Ausnahme der theatralischen Vorstellungen fast gar nicht, und eine Mittheilung hierüber, vermeinte ich, dürfte Ihnen auch noch nach der Saison von meinem heimischen Herde aus willkommen seyn. Habe ich nicht Recht gehabt mein alter Freund? Aber ich will mein Vergeben gut machen und Ihnen, im Laufe des Winters noch recht viel Neues für Ihre Originalien einsenden. — Daher: Verzeihung.

Das Großherzogl. Hoftheater, das sich des ganz besondern Schutzes Ihro KK. Hoheiten zu erfreuen hat, steht unter der Leitung des Herrn Geheimen Hofrath Zöllner, eines Mannes der vielseitige Kenntnisse mit vorzüglichem Geschmack vereinigt, und in seiner früheren Stellung Gelegenheit hatte, an einem der ersten Theater Deutschlands (Berlin) sehr schätzenswerthe Erfahrungen zu sammeln, die er zum Nutzen der hiesigen Kunstanstalt jetzt ins Leben treten läßt. Die eigentliche technische Leitung ist einem Ober-Regisseur, und 3 Regisseuren anvertraut. Hierüber ließe sich nun Manches sagen, denn wenn auch Herr Hofmann ein thätiger Mann ist, der vielfach Gelegenheit hatte, Regie und Scenerie-Wesen, bei seinem Schwiegeronkle, dem ehemaligen Direktor Krampe, kennen zu lernen, so sind die übrigen Herrn Regisseurs doch keineswegs ihren Posten gewachsen. Die Einrichtung einer guten Regie ist wohl ein frommer Wunsch.

Die Oper führt uns alles Neue vor, was im Gebiete der Lyrik erscheint, und können wir die Umsicht und Thätigkeit des Herrn Intendanten in diesem Punkt nicht genug loben. In der Person der Mad. Schmiedgen besitzen wir eine erste Sängerin die jeder, auch der bedeutendsten Bühne zur Ehre gereichen würde. Eine sehr liebenswürdige Erscheinung ist die jugendliche Sängerin Dem. Gneib, die zugleich, ausgezeichnet spielt. Herr Kiel erster Tenor, besitzt eine sehr schöne kräftige Stimme, doch muß er fleißig studiren; der zweite Tenor Herr Voigt geht mit; der Bassist Herr Gliemann genugt vollkommen, wenn man einen recht hübschen Mann und sehr gewandten Schauspieler sehen will, als ersten Bassist reicht seine Stimme nicht aus, lieber sehe ich ihn noch in Tarlton Parthien. Das Orchester steht unter der Leitung des Kapellmeisters Schmiedgen, eines trefflichen Musikers und leistet sehr Gutes. Die Chöre sind verhältnißmäßig stärker als Ihr Hamburger Chor, und die Tänze und Ausschmückungen die allerliebst sind und allen nur einigermaßen billigen Anforderungen genügen, werden von dem Balletmeister Herrn Adolph mit vielem Fleiß einstudirt. —

Ueber das Schauspiel kann ich nicht ganz so günstig urtheilen. Herr Lippardt erster Liebhaber leistet häufig recht Erfreuliches, doch wird er mitunter zu Heldenparthieen verwendet, die seiner Individualität nicht zusagen. Herr Hoffmann ist ein sehr gewandter routinirter Schauspieler, der im Lustspiel nicht ohne Verdienst ist. Für das höhere Drama ist er nicht geschaffen, sein Organ wirkt hier störend und glaube ich daß er Rollen dieser Art nur nothedrungen giebt, weil leider ein erster Held ganz fehlt. Einen sehr guten zweiten Liebhaber besitzen wir in der Person des Herrn Siemenreich. Ein sehr schöner junger Mann, mit treflichem Mitteln und ernstem Fleiß. Herr Schmale zerstudirt und zerkünstelt seine Rollen, doch steht man ihn zu Zeiten nicht ungern. Eine ängstliche Berechnung blickt bei ihm zu sehr durch. Herr Beckmann der Komiker ist das Idol des «hohen Olimps»!! Er übertreibt wie Ihr Raeder und hat noch das Unangenehme durch karrikirte Masken, und einen Aufwand von roth und schwarz wirksam werden zu wollen. Aber wie gesagt, in den «hoheren Regionen» ist dieser Darsteller ausserordentlich accreditiert. Herr Klarenbach spielt Väter. Im Conversations Stück mag ich ihn wohl sehen. Im hohern Drama aber mußte der Mann nicht wirken. Mad. Hoffmann die Gattin des Ober-Regisseurs ist eine treffliche Mutter und wirkt Vorzügliches in komischen Rollen. Eine achtbare Künstlerin Mad. Schmidt erste Heldin ist etwas kalt und lässt daher kalt. Fräulein von Zahlhas war sehr gut als erste tragische Liebhaberin. Sie hat uns verlassen und ist durch Mad. Clauer von Ihrem Stadt-Theater ersetzt. Ueber diese Künstlerin brauche ich Ihnen nichts zu schreiben, Sie kennen sie ja aus Hamburg. Nur so viel. Sie erregte in ihren Gastrollen das allerstärkste Interesse, und einen in einem Bade-Orte ziemlich unbekannten Enthusiasmus. Ihre Leistungen als Griseldis, Gamin de Paris, Maria Stuart werden mir unvergeßlich bleiben. Ich habe vielleicht noch Dieses und Jenes unsrer Künstler Ihnen anzuführen vergessen, doch spare ich dies lieber für einen künftigen Bericht auf, da mein heutiger schon unaebührlich lang ist. Das Hoftheater ist in diesem Augenblick in Ludwigslust und kommt erst Mitte dieses Monats hieher. Herr Seydelmann gastirte diesen Sommer in Doberan, und fand in seinen überall bekannten Rollen wieder Beifall ohne jedoch furore zu erregen. Ich gestehe, mir kommt eine Leistung Seimmer vor, wie die glückliche Auflösung eines schweren mathematischen Satzes. Ich staune, bewundre aber fühle mich nicht ergriffen, nicht hingerissen. Geht es Ihnen auch so?? Leben Sie wohl.

Stets der Ihrige

* * *

Mittwoch, den 11ten October: „Die Jüdin," Oper in 5 Aufzügen, Musik von Halevy.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 123 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Ein Besuch bei Mozarts Frau und Schwester *)

— — — Da wir in Erfahrung gebracht hatten, daß Mozarts Schwester erblindet sey, und sich in ärmlichen Umständen befinde, ward von mehreren musikalischen Freunden in London, eine nicht unbedeutende Summe zusammengebracht, welche man uns übergab um sie nach Salzburg zu bringen. Wir trafen zu Salzburg in der Nacht um zwölf Uhr ein; nur ein Gasthof war noch offen, wir übernachteten dort und suchten am anderen Morgen das Haus auf in welchem Mozarts Wittwe wohnte. Wir traten dort ein, nachdem man uns unterwegs auch das Haus gezeigt hatte, in welchem der unsterbliche Meister der Tonkunst zuerst das Licht der Welt erblickte. Mozarts Frau verheirathete sich nach seinem Tode mit einem Herrn Nyssen, ist aber jetzt zum zweitenmal verwittwet. Ach, welche Gefühle bemächtigten sich meiner, als ich nun zum Erstenmale die Frau des unsterblichen Mozarts erblickte; die Frau die ihm unendlich theuer gewesen war. Ich war bei meinem Eintritt so sehr von meinen Empfindungen überwältigt, daß ich keine Worte finden konnte, sondern der würdigen Frau nur schweigend die Hand drückte; auch sie schien tief bewegt und rief mehreremal in französischer Sprache: „Wie bin ich überglücklich, daß auch Fremdlinge meinen Mozart so enthusiastisch lieben!“ — Sie spricht das Französische geläufig, wenn gleich mit einem fremden Accent, sie zieht es vor Italienisch zu sprechen, da ich mich aber in dieser Sprache nicht mit Leichtigkeit auszudrücken vermag, war sie so freundlich das Französische beizubehalten. Sie ist eine Frau von der besten Erziehung und wenn gleich keine Spur von Schönheit bei ihr zu entdecken, außer in ihren Augen, hat sie sich dennoch für ihr Alter, sie muß gegen siebzig Jahre zählen, ungemein gut conservirt.

Sie zeigte uns Mozarts Album, da aber die meisten Aufsätze darin in deutscher Sprache abgefaßt waren, waren sie für uns versiegelte Schätze. Einige Zeilen seiner Handschrift, welche klein und kritzelig war, interessirten uns ungemein. Sie versicherte uns, daß ihr verewigter Gatte alle

*) Da alles was auf den unsterblichen Mozart Bezug hat, für jeden Freund des Edlen und Schönen werthvoll ist, so möge hier der Auszug aus einem Briefe Platz finden, den ein Britte über seinen Besuch bei Mozarts Frau und Schwester, einem Freunde in England sandte, welcher denselben in dem diesjährigen Augusthefte der Engl. musikalischen Zeitschrift the Musical World veröffentlichte. D. R.

Künste geliebt habe, er habe recht hübsch gezeichnet und ausgezeichnet gut getanzt. Sie erzählte uns, daß er im Allgemeinen heiter und froher Laune, nur selten schwermüthig, oft aber sinnend gewesen sey. „Mit einem Wort, er war ein Engel auf Erden," sprach sie, „und ist es jetzt im Himmel." — Sie brachte dieß ganz einfach, ohne alle Affectation hervor.

Die Originalbilder jener Porträits Mozarts, die sie mit seinen Memoiren und Briefen veröffentlicht hat, hängen in ihrem Zimmer, das von ihrem Schwager in Oel gemahlte täuschend ähnliche Bild ihres verewigten Gatten aber, wird von ihr sorgfältig in einem Behältniß aufbewahrt, auch weigert sie sich durchaus es vollenden zu lassen, (Lange ließ es unbeendigt zurück) weil sie befürchtet, daß irgend ein unseeliger Strich den herrlichen Ausdruck verderben könne. Es ist weit schöner als die von Mozart verhandenen Steindrücke; die erhabene Stirn verkündet das Genie, der Mund ist ungemein anmuthig, die Hand zart und klein.

Die Wittwe des unsterblichen Meisters meint, daß „Don Giovanni" seine Lieblingsoper gewesen sey, doch habe er oft zwischen dieser und „Figaro" geschwankt. Die Zeit, in welcher er den „Idomeneo" schrieb (es geschah zu München in seinem 21sten Jahre,) erklärte er für die sorgenfreieste seines Lebens. Wenn er componirte, überließ er sich ganz seiner Phantasie, er schritt im Zimmer auf und ab, ohne zu wissen, was rund um ihn her vorging, wenn aber dann der Entwurf in seinem Innern ganz im Reinen war, bedurfte er keines Pianofortes, er nahm Notenpapier, und hat während er schrieb, seine Frau, ihm recht viel Tagesneuigkeiten zu erzählen. Ihr Gespräch störte ihn alsdann nie, er schrieb, wie seine Wittwe versicherte, so ruhig fort, als ob er ein unbedeutendes Billet hingeworfen hätte.

Madame Sonnenburg, Mozarts Schwester, fanden wir in einem kleinen aber reinlichen Zimmer, sehr schwach und blind. Es war das gänzliche Erlöschen der Natur. Keine Schmerzen leidend, lag sie im Bette, ihre letzte Stunde erwartend, die sich ihr aller Wahrscheinlichkeit nach im Sommer nahen wird. Ihr Gesicht, obgleich sehr verändert, hat noch immer einige Aehnlichkeit mit dem Portrait, welches sich bei dem von der Wittwe Mozarts herausgegebenen Memoiren Mozarts befindet; das Original desselben hing neben dem Bett der Mad. Sonnenburg. Sie sah äußerst bleich aus und hatte sehr zarte Hände, welche, da sie gleich allen Blinden für das Vergnügen des Gefühls höchst empfänglich schien, stets unsere Hände, oder unsere Kleider berührten. Ihre Stimme war so schwach, daß man sie kaum verstehen konnte, und ich genöthigt war, mich über sie hinab zu neigen um den Sinn ihrer Worte aufzufassen. Gleich einem Kinde freuete sie sich über das Geschenk, welches wir ihr aus England überbrachten, denn um ihr Zartgefühl nicht zu verletzen, gaben wir vor, daß einige Freunde ihres verewigten Bruders ihr diese Spende zu ihrem bevorstehenden Nahmenstage übersandten.

Sie ließ ihren Neffen, den Sohn Mozarts rufen, und forderte ihn auf uns in ihrem Nahmen zu danken, daß wir eine so weite Reise unternommen hatten, ihr die Gabe selbst zu überbringen; auch schenkte sie uns zum Andenken ein kleines in Kupfer gestochenes Portrait Mozarts, welches in ihrem Zimmer hing.

Zu einem Nebenzimmer stand noch das alte Clavier, auf welchem Bruder und Schwester oft mit einander vierhändige Musikstücke spielten; auf dem Notenpulte lagen nach einige Pieçen von Mozarts Composition, die letzten, welche seine Schwester vor ihrer Erkrankung gespielt hatte.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die verhängnißvolle Gabe.

(Beschluß.)

Die Flügelthüren öffneten sich, der Marchese trat ein und führte seine schöne Tochter bei der Hand; sie war in der That unbeschreiblich reizend, aber eine Wolke der Schwermuth hatte sich auf ihr Antlitz gelagert. „Graf Aldini," nahm der Hausherr das Wort, „meine Tochter nimmt Euren Antrag an."

„Signora," rief der junge Maler feurig, „empfangt meinen Dank für eine so hohe Gunst."

„Haltet ein, Herr Graf," unterbrach ihn Giulia ernst, „vernehmt was ich zu sagen habe. Ich reiche Euch meine Hand, um meinen Vater von der Schande zu retten. Mein Herz aber — mein Herz gehört einem Anderen."

Ein theilnehmendes Gefühl regte sich in der Brust des jungen Malers, da aber war es ihm plötzlich als flüstere ihm sein alter Bekannter im schwarzen Kleide heimlich ins Ohr: „sie täuscht Dich, sie hat beschlossen diese Nacht mit ihrem Antonio zu entfliehen." — Er sammelte sich demnach schnell, erfaßte ihre Hand und sprach: „Schöne Signora," ich hoffe, daß meine heiße Liebe mir in der Folge die Eurige gewinnen werde." — Er setzte sich neben sie und suchte, während die Diener Wein und Erfrischungen auftrugen, sie durch den Aufwand seiner ganzen Beredsamkeit von der Innigkeit seiner Leidenschaft zu überzeugen. Giulia aber hörte nicht darauf, ihre Gedanken waren fern, ihre Blicke ruhten auf der in den Garten führenden Thür des Palastes. Plötzlich erglühte ihre Wange, ihr Auge flammte — Antonio trat in den Saal.

„Die Gelegenheit ist da, benutze sie ehe sie entschwindet," flüsterte ihm die Stimme des furchtbaren Unbekannten zu. — Der Marchese erhob sich von seinem Sitze und näherte sich dem Eingetretenen mit dem Wesen eines Mannes, der eine unangenehme Pflicht zu erfüllen hat. „Antonio," sprach

er, „Du weißt, daß ich Dir längst schon die Hand meiner Tochter bestimmte, — ich bin indessen gezwungen worden diesen meinen Entschluß zu ändern und sie dem Grafen Aldini zur Gemahlin zu geben. Ich sehe, daß Dich das schmerzlich bewegt aber — mir blieb keine Wahl."

Ernst erhob sich langsam von der Ottomane. „Laßt uns Freunde seyn, Signor Antonio," sprach er, aber seine Stimme zitterte, als er diese Worte hervorbrachte, „vergeßt was nicht zu ändern ist, und laßt uns auf gute Freundschaft einen Becher mit einander leeren." — So sprechend reichte er dem jungen Manne den gefüllten Pokal in den er schon früher den Inhalt des Fläschchens geschüttet hatte.

Thränen entströmten den Augen des Jünglings. Giulia stand todtenbleich da, war aber fest entschlossen sich für die Ehre ihres Vaters zum Opfer zu bringen. Ernst Hartmanns Blicke fielen auf Beide, der Gedanke, daß er es sey der das liebende Paar ins Elend stürze, daß er im Begriff sey um seiner Leidenschaft zu fröhnen einen Mord zu vollbringen, ergaße ihn plötzlich mit Allgewalt, und reste ihn so mächtig an, daß er seinen Kräften nicht länger zu gebieten vermochte, seine Augen umnebelten sich, der Becher entfiel seiner Hand — er selbst aber stürzte von dannen.

Daheim angelangt, eilte er in sein Atelier, und ergaße den furchtbaren Pinsel. „Du Ursache meines Elends," rief er, „Werkzeug meiner Verirrungen! ich wollte ich hätte Dich nimmer besessen! — Doch wie? Ist denn schon alles verloren?" Sollten Buße und Reue nicht im Stande seyn, den Ewigen zu versöhnen? Von Angst ergaßt sank er nieder auf seine Kniee, bedeckte sein Antlitz mit seinen Händen, und gab sich ganz seinen traurigen Gedanken hin. —

Wir aber überlassen jetzt den jungen Maler seinem trüben Gemüthszustande und führen unsere freundlichen Leser in das zwischen riesigen Bergen in einem anmuthigen Thale gelegene liebliche deutsche Dorf Braunfels.

Von dem steilen Gebirge führt ein schmaler Felspfad hinab in das Thal, und auf diesem gewahren wir jetzt kaum einige Wochen nachdem das früher Erzählte stattgefunden, in anspruchsloser Tracht, einen jungen bleichen Wandersmann; es ist unser junger Maler Ernst Hartmann, welcher von Reue gefoltert seine Heimath wieder aufsucht.

Die Sonne sank in ihrer ganzen Majestät hinab. „Was ich thun konnte, mein Vergehen zu sühnen, ist geschehen," sprach der junge Maler zu sich selbst. „Antonio" ruht statt im Grabe, in den Armen seiner Geliebten, in Florenz hält man mich für todt — Mein schlecht erworbener Reichthum ist jetzt ein Eigenthum der Kirche. — Welche Ruhe umfängt mich hier! Die Strahlen der Sonne vergolden die Gipfel der Berge — Nebel umhüllen das Thal — das Bellen des Hundes verkündet die Heimkehr der Heerden." — Er befand sich an einem Felsenrande, zu dessen Füßen sich ein tiefer Abgrund hindehnte; hier hemmte er seine Schritte, faßte in seinen Gürtel und zog den verhängnißvollen Pinsel hervor. „Ich versprach ihn weder zu verkaufen noch zu verschenken," rief er, „hier aber werfe ich ihn von mir, hinab in die Tiefe, der er angehört." So sprechend schleuderte er die Zaubergabe hinunter zu den unabsehbaren Abgrund. — So wie er von der drückenden Last befreiet war, fühlte er sich neu belebt, und raschen Schrittes eilte er jetzt hinab in das Dorf.

Das erste Haus in demselben war das Wirthhaus „zum schwarzen Bären," in einiger Entfernung davon erhob sich die Kirche auf deren Altar die Jugendarbeit unsers jungen Malers zu schauen war. Ernst eilte an dem Gasthofe vorüber und trat in das Gotteshaus. Er wollte vor dem Altar ein heißes Gebet verrichten, die Kirche war menschenleer, nur eine einzige weibliche Gestalt kniete inbrünstig betend vor dem von ihm vermaleinst gefertigten Bilde. Nur zu wohl bekannt war diese Gestalt unserm heimkehrenden Maler, es war die seiner Elsbeth; er barg sich hinter einem Pfeiler und hörte wie sie mit frommen, innigen Worten vom Himmel herab Heil und Segen für ihren Geliebten im fernen Lande erflehte. Da vermochte der Ueberglückliche dem es jetzt klar war, daß jenes dem Zauberpinsel entströmte Bild, welches ihm Elsbeth treulos zeigte, eine Täuschung des Bösen gewesen, sich nicht länger zu halten. Er stürzte hervor und sank mit dem Ausruf: „Elsbeth, meine Elsbeth!" in die Arme seines theuren Mädchens.

Schon einige Wochen nach dieser glücklichen Wiedervereinigung wurden Ernst und Elsbeth durch Priestersegen vor dem Altar vereinigt, den das Bild des jungen Malers schmückte, welcher fortan, durch den während seiner Abwesenheit erfolgten Tod eines Oheims zum reichen Mann geworden, in der friedlichen Beschäftigung des Landbaues Ruhe und Zufriedenheit suchte und fand; jener grauenvollen Periode seines Lebens aber, in welcher der Böse seine argen Schlingen um ihn warf, nur noch wie eines schaudervollen Traumes gedachte.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Einen ganz eigenen Eindruck macht es auf mich, wenn ich eine Mutter neben ihrem Kinde sitzen sehe wie sie dasselbe mit einförmiger Melodie in den Schlaf singt. Woher rührt das? Sind das Erinnerungen an die Zeit, wo wir selbst unter solchen Liedern einschlummerten, oder weckt schon der Begriff Mutter und Kind diese Gefühle?

Uebervölkerung ist der große Krebs, der an Europas Leibe frißt. So sagen die Historiker, so sagen die Politiker, so sagen die Philosophen, so sagen die Dichter; und Historiker, Politiker, Philosophen und Dichter tragen Alle nach Leibeskräften dazu bei, den Krebsschaden zu vergrößern.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Reisender welcher die Schweiz durchwandelte, kam auch nach dem Flecken Môtiers-Travers in der Grafschaft Neuchatel, wohin sich einst Jean Jacques Rousseau zuerst begab, als er aus Frankreich flüchtete. Der Reisende erkundigte sich dort angelegentlich, ob es in dem Flecken noch jemand gäbe, welcher den berühmten Schriftsteller persönlich gekannt habe. Man nannte ihm eine alte, hochbetagte Frau und er begab sich zu ihr. „Ihr habt also den berühmten Rousseau genau gekannt?“ fragte er.

„Das will ich meinen,“ versetzte das Mütterlein, „ich habe ihm seine Wäsche besorgt.“

„Nun so erzählt mir recht viel Merkwürdiges von ihm, gute Frau.“

„Da konnte Ihr Euch an niemand besser wenden, lieber Herr,“ lautete die Antwort, „ich will mich nur ein wenig besinnen.“ — Die Matrone legte ihre Hand an die Stirn. „Richtig, richtig,“ rief sie endlich, „nun hört es war ein braver ordentlicher Herr, alle seine Hemden waren mit J. R. gezeichnet und das obendrein mit blauem Garne.“

Das Leben der Königin von Preußen

Luise, Auguste, Wilhelmine, Amalie.

Ihr Daseyn war ein Himmelsmagnetisch —
Ein Engel kam und zog sich zurück.

Wenn die Lebensgeschichte eines Friedrich des Großen, eines Napoleons, die Seele mit Staunen erfüllt, wenn unser Geist verwundernd auf der Schilderung ihrer Heldenthat ruhen will, so fühlt sich unser Herz allgewaltig angezogen durch das Lebensbild einer Königlichen Frau, welche wie das obige Motto richtig andeutet, auf der ihr von der Vorsehung bestimmten Erdenlaufbahn, wie ein wohlthätiger Engel überall segenverbreitend erschien. Jedem Freunde des Edlen und Schönen wird das obengenannte Werk hiemit auf das Wärmste anempfohlen, denn er findet hier das Bild der schönsten Frau ihrer Zeit, der treuesten edelsten Gattin, der erhabensten Landesmutter und der ergebungsvollsten Dulderin, kurz ein leuchtendes Muster von Weibertugend für alle Zeiten.

Das Buch ist von dem thätigen Buch-Magazin für Preußen zu Mohrungen und Braunsberg geschmackvoll ausgestattet und mit dem Bildnisse der Verewigten geziert.

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im October.

Stadt-Theater.

Am 6ten dieses kam: das Schloß Caradec, oder der Blödsinnige Drama in vier Aufzügen, mit Benutzung eines französischen Stücks, von Dr. Carl Toepfer zum Erstenmale zur Aufführung. Der Beisatz: mit Benutzung eines französischen Stücks ist so zu erklären.

Herr Dr. Toepfer hat aus dem französischen zweiactigen Vaudeville: le c ien du château, sein Drama in vier Aufzügen gebildet, Andes kann man Herrn Dr Toepfer um so weniger einen Vorwurf hieraus machen, da die Sitte französische Stücke zu bearbeiten ganz die Stelle der deutschen Lustspieldichtung eingenommen. Wenn auch der deutschen Bühne eben kein Vortheil aus diesem Surrogat entsteht, so kann man doch die Hoffnung hegen, daß für sie einst ein um so helleres Morgenroth wieder anbrechen werde, je schwärzer die Nacht jetzt auf ihr ruht. — Was das zu beberechende Drama anlangt, so kennen wir zwar das Original nicht, indessen muß der Bearbeiter sehr selbstständig zu Werke gegangen sein, da von dem Vaudeville-Charakter fast jede Spur vermischt ist, und offenbar mit Recht, denn der Gegenstand ist ganz dem Drama angemessen. Neu ist zwar der Haupt-Gedanke nicht, und erinnert unter anderen auch stark an Melos, Caspar Hauser u. s. w. Ein Knabe übrigens, der durch das herbste Unglück in seiner frühen Kindheit, du ch Hunger und Elend den Gebrauch seiner Vernunft verloren hat, der durch Zusammenleben mit einem Kettenhunde in dessen Hundehause gewissermaßen zum Hund geworden ist, — ist ein Gegenstand, der nie ein reines dramatisches Interesse, sondern nur Schauder erregen kann: einige schöne Stellen indes die besonders sich gegen das Ende des Stücks durch das Spiel der Dem. Enghaus in's Licht traten, verwischten indes diesen Eindruck durchaus. Was die Ausführung dieses Plans, die äußere Bekleidung betrifft, so zeugt sie von vieler Gewandtheit und Bühnenkenntniß, Eigenschaften, die man stets an Toepfer'schen Lustspielen wahrnehmen konnte. Jene vermißten wir aber in etwas im ersten Akte der einige Längen, und namentlich eine Exposition enthält, die keinesweges einem so einfachen kurzen Subiet entsprecht. Ausgezeichnetes Lob verdient die Ausführung des Charakters der Gräfin von Caradec, der mit Consequenz und Feinheit gezeichnet ist. Der General Grandchamp leidet an etwas zu greller Färbung. Der Blödsinnige ist jedoch, streng beleuchtet, wohl nicht ganz psychologisch richtig gezeichnet, welches indeß bei der einmal gesetzten Wahl dieses Gegenstandes nicht zu vermeiden war.

Die Ausführung zeugte von ungewöhnlicher Anstrengung aller darin Mitwirkenden, unter denen ohne Zweifel Mad. Lebrün (Gräfin von Caradec) die Krone gebührt. Den steifen, intoleranten, sich selbst quälenden Stolz der Dame des ancien regime brachte diese Schauspielerin mit seltener Wahrheit zur Anschauung. Nächst ihr erhielt Dem. Enghaus unseren Beifall, d. h. in einer Hinsicht. Der sentimentale, wehmüthige Theil nämlich, da, wo die Rolle so nahe an das tragische hinanstreift, gelang ganz vorzüglich. Die Darstellung des Blödsinnigen aber war weniger gelungen. Dem. Enghaus scheint nie einen Blödsinnigen beobachtet zu haben, dies verrieth Maske, Geberde, Rede — Alles. Dem. Bammersdorf als Georgette überraschte uns durch die Freiheit, die sich ihr Spiel schon in so kurzer Zeit zu eigen gemacht hat; nur ihr Organ wirkte ungünstig auf ihre Leistung ein. Verdienter und aufmunternder Beifall ward ihr zu Theil. — Herr Lenz als General Grandchamp — sehr brav. Herr Brünnig hatte als Chevalier von Neuilhac wenig Gelegenheit sich hervorzuthun. Herr Raeder routrirte wie gewöhnlich gar sehr.

Die Aufnahme des Stücks war anfangs nicht lebhaft gegen das Ende jedoch, das wahrhaft schöne ergreifende Momente enthält, äußerte sich entschiedener ungetheilter Beifall. Dem. Enghaus ward gerufen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 14ten October: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 124 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat

von

Georg Lotz.

Achter Abschnitt. *)

Es war ungefähr drei Monate nach dem Gespräch, von welchem wir am Schlusse des vorigen Abschnitts Bericht abstatteten, als Philipp Wanderdecken und Amine wieder beisammen auf der Rasenbank saßen, die zu ihrem Lieblingsplätzchen geworden war. Pater Mathias war mit dem wackeren Ortsgeistlichen Seysen ungemein vertrauet geworden, und diese beiden frommen Männer waren jetzt fast unzertrennlich, wie Philipp und Amine. Da die Letzteren den Entschluß gefaßt hatten, ein neues Zeichen von höherer Hand abzuwarten, bevor Wanderdecken sein seltsames und furchtbares Geschäft wieder begänne, und da sie sich so glücklich beieinander fühlten, ward unter ihnen dieses Gegenstandes nur selten gedacht. Philipp welcher gleich nach seiner Rückkehr den Directoren der Ostindischen Compagnie seinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, bald wieder eine Anstellung und wo möglich das Commando eines Schiffes zu erhalten, hatte seitdem diesferwegen weiter keine Schritte gethan, noch irgend eine Verbindung mit Amsterdam unterhalten.

„Wie ist mir dieses Plätzchen doch so lieb und werth, Philipp," sprach Amine, „es ist mir hier so traulich, so heimisch. Hier war es, Du wirst es erinnern, wo wir uns darüber besprachen, ob es auch recht sey Träume herbeizurufen, hier, theurer Philipp, erzähltest Du mir Deinen Traum, hier legte ich Dir ihn aus."

„Das thatest Du, Amine, wenn Du aber darüber die Ansicht des Pater Seysen einholen wolltest, er würde unser Verfahren ketzerisch und verdammlich nennen."

„Mag er doch, ich habe nichts dagegen, daß er es erfähret."

*) Diese so eben aus England angelangte achte Abschnitt, dieser spannenden Novelle des geistreichen Marryat ist nur kurz, und ich war anfangs willens, ihn bis zum Empfange des neunten zurückzulegen und ihn demselben anzuschließen. Da er aber sehr interessant ist, und gewissermaßen den Schlus des siebenten Abschnitts bildet, welcher uns wegen des seeneen Entschlusses Philipp Wanderdeckens in Ungewißheit ließ, so habe ich mich dennoch entschlossen, ihn ohne Zögern meinen freundlichen Lesern vorzulegen.

G. L.

„Ich bitte Dich, Amine, laß das Geheimniß unter uns bleiben.“

„Glaubst Du, daß Pater Mathias mich ebenfalls tadeln würde?“

„Ohne Zweifel.“

„Ich bin nicht Deiner Meinung, Philipp, der alte Mann besitzt eine Freundlichkeit und Humanität, die ich bewundere. Ich möchte fast die Sache mit ihm besprechen.“

Während Amine noch so sprach fühlte Philipp Vanderdecken plötzlich seine Schulter berührt und ein eiskalter Schauder durchrieselte alle seine Gebeine. Er wandte sich rasch — und vor ihm stand — zu seinem unbeschreibbaren Entsetzen — der todtgeglaubte, einäugige Steuermann des Terschilling, Schriften, einen Brief in der Hand haltend. Die plötzliche Erscheinung dieses boshaften Burschen entpreßte dem erschrockenen Philipp den Ausruf: „barmherziger Gott, ist das möglich!“

Amine, welche bei diesen Worten Philipps ebenfalls ihr Köpfchen wandte, schauderte mächtig zusammen; bedeckte ihr Antlitz mit den Händen und brach in Thränen aus. Es war nicht Furcht, was diese Gemüthsbewegung bei ihr hervorrief wohl aber der Gedanke, daß ihr Gatte nimmer Ruhe finden werde, als im Grabe.

„Philipp Vanderdecken,“ kicherte der einäugige Bote, „hi, hi, hi, hier ist ein Brief an Euch!“

Philipp nahm das Schreiben, aber bevor er es eröffnete, blickte er den Schriften starr an, „ich glaubte Ihr hättet bei dem Untergange des Terschilling den Tod gefunden! Wie wurdet Ihr gerettet?“

„Wie ich davon kam?“ fragte der Einäugige, „hi, hi, hi sagt mir doch, wie Ihr gerettet wurdet?“

„Die Wellen warfen mich ans Land,“ erwiderte Vanderdecken. „Aber hi hi hi hi!“ unterbrach ihn der Boshafte, „mich hätten sie nicht ans Land werfen sollen, nicht wahr?“

„Und weshalb nicht? Das meinte ich nicht.“

„Wir wollen das dahingestellt seyn lassen,“ entgegnete der grauenvolle Steuermann höhnisch — „genug ich kam davon wie Ihr — ward von den Wellen ans Ufer geworfen hi hi hi! — Aber ich muß fort, mein Geschäft ist ausgerichtet.“

„Zuvor noch eine Frage,“ sprach Philipp Vanderdecken, „segeln wir dießmal wieder in einem und demselben Schiffe?“

„Ich möchte lieber nicht,“ erwiderte Schriften, „mich verlangt keineswegs nach dem Geisterschiffe, Monheer Vanderdecken!“ Und so sprechend wandte sich der einäugige Bote rasch ab und war im nächsten Augenblicke im Gebüsche verschwunden.

„Ist das nicht das Zeichen, Amine?“ fragte nach einer Pause Philipp, welcher noch immer den unerbrochenen Brief in der Hand hielt.

„Ich wage es nicht zu leugnen, theurer Philipp, gewiß ist dem also. Der verhaßte Bote scheint dem Grabe entstiegen um den Ruf zu überbringen. Verzeih mir meine Thränen Philipp, es überraschte mich allzusehr. Fürder will ich Dir nie wieder weibliche Schwäche zeigen.“

„Meine arme Amine!“ erwiderte ihr Gatte traurig, „ach warum habe ich meine dunkle Erdenwallfahrt nicht allein unternommen! Es war selbstsüchtig von mir Dich an mein Elend zu fesseln, Dich zu veranlassen mit mir meine fortwährende Bürde von Qual und Angst zu tragen!“

„Und wer sollte sie denn mit Dir tragen mein Philipp, wer anders als das treue Weib Deines Herzens? Du kennst mich schlecht, wenn Du wähnst, ich könnte vor einer solchen Pflicht zurückbeben. Nein, Philipp, selbst die schmerzlichste Erfüllung derselben gewährt mir Freude, denn indem ich an Deinen Leiden Theil nehme, denke ich Deine Last in etwas zu erleichtern und ich fühle mich stolz als Gattin eines Mannes, der erkohren ward, um auf so wunderbare Weise geprüft zu werden. Jetzt aber, Philipp, kein Wort mehr davon, Du mußt den Brief lesen.“

Philipp erwiderte nichts; er brach das Siegel, und fand in dem Schreiben daß er als erster Steuermann auf dem Schiffe: Vrouw Katarina angestellt sey, welches mit der nächsten Flotte unter Segel gehen sollte, weshalb er aufgefordert ward, sich so schnell als möglich an Bord zu begeben, da das Schiff unverzüglich die Ladung einnehmen werde. Der Brief, der vom Secretair der Compagnie unterzeichnet war, zeigte ihm ferner an daß er für die nächste Reise, unter gewissen ihm später mitzutheilenden Bedingungen, unfehlbar als Capitain das Commando eines Schiffes erhalten würde.

„Ich glaubte Philipp,“ bemerkte Amine, „Du hättest schon für diese Reise das Commando eines Schiffes begehrt?“

„So that ich, Amine, da ich aber mein Verlangen nicht wiederholte, scheint man nicht weiter darauf geachtet zu haben. Es ist meine eigene Schuld.“

„Und jetzt ist es zu spät?“

„Allerdings, meine liebe Amine, doch liegt nichts daran. Ich segele eben so gern dießmal noch als erster Steuermann.“

„Nun höre mich an, Philipp, ich will offen mit Dir reden. Ich gestehe Dir ein, daß mir dieser Umstand nicht gleichgültig ist, ich hoffte Du würdest das Commando eines Schiffs erhalten. Hier an dieser Stelle gelobtest Du mir, nachdem Du mir Deinen Traum erzähltest, mir eine Bitte zu erfüllen, höre jetzt warum ich Dich bitten wollte. Ich wollte mit Dir unter Segel gehn, mein theurer Philipp, mit Dir fürchte ich nichts — ertrage ich willig jede Gefahr, jede Entbehrung. Aber allein daheim zu bleiben von Angst verzehrt, den qualvollsten, marternsten Gedanken preisgegeben, — kein Wesen zu haben dem ich mein Herz erschließen kann — das Philipp, das ist das Uebermaaß des Elends. Erinnere Dich, daß ich Dein Versprechen habe. Als Capitain kannst Du Dein Weib mit an Bord nehmen, — ich bin daher jetzt tief betrübt und bitte Dich, mein theurer Gatte, mir zu meinem Troste zu versprechen, daß Du mich das Nächstemal nicht daheim lassen

willst, wenn der Himmel es Dir gestattet zu mir zurückzukehren."

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leichenzug.

Von W. Pfeifer.

Zwei kleine Mägdlein schritten
Dicht hinter einem Sarg,
Der hinter schwarzen Brettern
Die beste Mutter barg.

Die guten Nachbarn weinten,
Als sie die Kinder sahn,
Die Kindlein selber lachten,
Kein Leiden focht sie an.

Sie wußten nicht zu deuten,
Was Kirchhof sei und Tod,
Sie freuten sich des Festes
Und aßen Zuckerbrot.

Ihr armen kleinen Mädchen,
Bald seht ihr weinend ein,
Was es für Kinder heiße
So ohne Mutter sein.

Dramatische Dichtung.

In der jetzigen Zeit der dramatischen Dürre, in der die wenigen schönen Blüthen, die einst durch **wahren** deutschen Dichtergenius entfaltet wurden verwelkt sind, und nur selten Knospen sich zeigen die auf eine schöne Entwickelung hoffen lassen, welchem Uebelstande man vergeblich durch Uebertragung fast durchgängig gehaltloser ausländischer Machwerke abzuhelfen sucht, die trotz ihrer ganz auf augenblicklichen Effect berechneten Anlage, den größeren Theile des Publikums schon anzueckeln beginnen, ist eine Erscheinung wie die des Trauerspiels „Elisabeth" von Müller, Berlin 1837 auf dem verödeten Felde der dramatischen Poesie gewiß eine erfreuliche zu nennen. Der Verfasser hat den vorliegenden historischen Stoff geschickt benutzt, und ist nie so weit von der Gränze der Wahrheit abgewichen daß der Geschichte auf Kosten der Poesie bedeutender Eintrag geschehn wäre. Geht hieraus schon von selbst hervor daß alle Theatercoups vermieden sind, so ist dennoch das Drama von rein historischer Trockenheit frei. Die einzelnen Umstände sind mit Geschicklichkeit und Anmuth zu einem Ganzen verwebt, die Charactere sind durchgängig schön gezeichnet und durchgeführt, und die Handlung entbehrt bei aller Einfachheit dennoch keineswegs Momente von ergreifender Wirkung, zu denen wir namentlich das unvermuthete Erscheinen Essex's und das Geständniß der Lady Nottingham rechnen. Unter den Monologen davon das Stück viele und dazu gelungene zählt, sind besonders der in der 5ten Scene des 4ten, und der 7ten Scene des 5ten Actes als schön hervorzuheben, die beide von „Elisabeth" gehalten werden, deren Zeichnung überhaupt von dem Dichter mit besonderer Kunst ausführt ist. Den Schluß des Stückes hätten wir indessen etwas anders gewünscht, das durch die Rede Cecils in der letzten Scene gewiß passender beendigt wäre. Die Worte „Ist sie todt? auf welche Melville antwortet" „der Arzt hat es gesagt," machen einen unangenehmen Eindruck. Die kurz vorhergehenden Worte Raleighs „Ihr kommt zur Stunde ihres Todes" hätten das Ende Elisabeths genugsam angedeutet, und überdieß wäre durch Weglassung der obigen Schlußworte noch die historische Unrichtigkeit, daß der Tod der Königin unmittelbar nach der tragischen Begebenheit mit dem Ringe erfolgte vermieden worden, ohne daß dem Stücke dadurch Eintrag geschehn wäre. Wäre das Stück nicht schon an und für sich interessant, so möchte der Umstand daß der Verfasser wegen politischer Ursachen Festungsstrafe erleidet, geeignet sein, Interesse für ein in den Kerkermauern abgefaßtes Werk zu erregen. Anspielungen auf die traurige Lage des Verfassers wie auch auf dessen Ansichten, glauben wir in dem Werke viele gefunden zu haben. Wir begnügen uns nur zum Schlusse die Worte aus der 4ten Scene des ersten Actes pag. 25, die dem Verfasser gewiß aus der Seele geschrieben sind, anzuführen:

Ach! der Entfernte ist sobald ersetzt,
Sein Bild erbleicht auch in dem wärmsten Herzen.
Was er geleistet, und was er gewesen,
Das Bild wird durch ein Andres leicht verdrängt
Das seine Feinde klug aus seinen Fehlern,
Aus seinem Mißgeschick zusammen setzen.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Eine geistreiche Geschichte der Architectur würde zugleich eine Geschichte des menschlichen Geistes sein. In jedem Menschenwerk liegt ein Abdruck inneren Lebens. In den Bauwerken aller Völker finden wir ihren Geist und ihr Streben symbolisirt, wenn wir mehr zu sehen vermögen als Steine, Säulen, Bilder, Wände, Hallen. Des Geschichtforschers Auge sieht im Kölner Dom die ganze Hierarchie symbolisirt, während des neugierigen Besuchers Auge nur schlanke Säulen, Schwibbogen, Wölbungen, steinerne Blumen und Kristallisationen darin bewundert.

Die furchtbarste Spielerei, die die Geschichte kennt, möchte wohl Carls des Fürsten Leichenbegängniß bei lebendigem Leibe sein. Die Natur rächte bald diese Entweihung ihres tiefsten Geheimnisses.

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Aachen, Ende September 1837.

Seit dem Monat November 1836 wo Herr Mühling uns verließ, um in Cöln seine letzten Wintervorstellungen vor seinem Abgang nach Hamburg zu geben stand unser schöner Kunsttempel, gewiß eins der prachtvollsten Theatergebäude Deutschlands verodet bis zum 2ten July d. J. wo die Herren Kokert und Henkel, welche die Direktion für beide Städte (Cöln und Aachen) übernommen hatten, ihr Unternehmen mit dem «Barbier von Sevilla» eröfneten. Die neue Direktion hatte die schwierige Aufgabe zu lösen, den Herrn Mühling der sehr beliebt als Direktor war, und sehr vortheilhafte Geschäfte gemacht hatte zu ersetzen; eine Gesellschaft herzustellen, die der ihres Vorgängers gleich kam, die scenische Pracht auch fernerhin beizubehalten, die Herr Mühling bei uns heimisch gemacht hat, und dessen unbegränzter Thätigkeit, die in jedem Monat für neue Opern- und Schauspielvorstellungen Sorge getragen, nachzukommen. —

Wie dürfen behaupten, daß die neue Direktion, diese Aufgabe glücklich gelöst hat. Mit der Gesellschaft, deren Mitglieder ich Ihnen unten nahmhaft machen werde sind wir zufrieden, der scenische Pracht läßt Nichts zu wünschen übrig; sie erregte in einer neuen Oper «Die Macht des Liedes» die Bewunderung aller hier anwesenden Fremden, und die Thätigkeit geht so weit, daß außer, den neuen Vorstellungen in Oper und Schauspiel, in Zeit von 7 Tagen nehmlich vom 26ten bis 31ten August folgende 5 Opern gegeben werden konnten: die Schweizerfamilie, die weiße Dame, Wilhelm Tell, die Macht des Liedes, (Große Oper von Lindpaintner) die Hochzeit des Figaro. Ein Resultat das selten eine andre Bühne aufzuweisen haben wird, was aber auch dem Umstand zuzuschreiben seyn dürfte, daß fast alle Opern-Fächer mehrfach besetzt sind.

Unser Theater besitzt folgende erste Sangerinnen: Dlle. Gned, Dlle. Hannemann, Mad. Herwegh, Mad. Thieme, Tenoristen: Herr Wapens, Herr Kühler. Baß und Bacitono: Herr Kokert Herr Kalowsky, Herr Schlüter, Buffi, Heer Busch (Baßbuffon) Herr Mowis (Tenor).

Zum recitirenden Drama besitzen wir die Herren Henkel, Hoppe, Herwegh, Limbach, Wollrabe, Wagner ꝛc. und die Damen; Herwegh, Hoppe, Mügge, Henkel, Kokert Limbach, St. Georges ꝛc. ꝛc.

Mögen die thätige Direktion auch in Cöln die Anerkennung finden, die sie hier sich erworben hat, und mögen die Geschäfte dort für sie so ergiebig seyn, als für ihren Vorgänger, so steht nicht zu bezweifeln, daß wir recht lange, uns des Genusses eines sehr guten Theaters zu erfreuen haben werden. —

Zum Schluß noch die Neuigkeit daß in Cöln das Theater vom nächsten Winter an durch Gas erleuchtet werden soll, eine das dortige Publikum sehr angenehme überraschende Neuigkeit.

R.

Stadt-Theater.

Hamburg, im October.

Herr Carl Quandt aus Wien, dessen erste Gastrolle: «König Enzio,» in diesen Blättern ausführlich besprochen worden, ist seitdem noch als Adolph von Zinnburg in den «Bekenntnissen,» und Carl Moor in den «Räubern» aufgetreten. Der Gast wußte sich in beiden Partheien den Beifall des Publikums zu erwerben, namentlich gefiel er in der letztgenannten ganz besonders, und wurde am Schlusse des Stücks einstimmig hervorgerufen. Herr Quandt giebt noch einen zweiten Cyclus von drei Gastrollen, den Gaston, im «Mann mit der eisernen Maske,» den Linden in den Duällgeistern und Don Cäsar in «Donna Diana.» In erstgenannter Parthie welche er bereits an uns vorüberführte, ward ihm lauter wohlverdienter Beifall zu Theil. Nach Beendigung seines Gastspiels wird es sich entscheiden, ob er ein Mitglied der hiesigen Bühne werden wird, oder nicht, Engagements Anträge sollen ihm von Seiten der Direktion bereits gemacht worden seyn, jedoch scheint es uns, daß das hiesige Stadttheater hauptsächlich eines jugendlichen schwärmerischen Liebhabers bedurfte und für dieses Fach eignet sich Herr Quandt weniger als für Bonvivants und jugendliche Helden.

Am Montag den 9ten dieses ward endlich der sehnliche Wunsch aller Opernfreunde erfüllt, der namentlich: unsern trefflichen Burda wieder als Elcazar in der Jüdin bewundern zu können. Die Erfüllung dieses Verlangens ward durch verschiedenartige Unpäßlichkeiten bis jetzt verzögert; der wackere Künstler übertraute uns durch seinen herrlichen Gesang und durch sein Meisterspiel auch diesmal wie sehr er es verdient, der Liebling unsres Publikums zu seyn. Er ward nach dem zweiten und vierten Acte stürmisch hervorgerufen und mit lauten Zeichen der wärmsten Anerkennung überhäuft. Madame Walter und Herr Schäfer unterstützten den trefflichen Sänger auf das Wirksamste, und nahmen nach dem zweiten Acte an der Auszeichnung des Hervorrufs Theil Das Haus war nicht so gefüllt, wie man es wohl hätte erwarten sollen, woran der Umstand Schuld seyn mochte, daß die Bekenner des mosaischen Glaubens an diesem Tage ihren großen Feiertag begingen. Der Ertrag der heutigen Einnahme war zur Wortheile derjenigen Mitglieder des Chors bestimmt, welche im vergangenen halben Jahre auch im Tanze mitgewirkt hatten.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 16ten October: „der Verschwender," Zauberspiel mit Gesang in 3 Abtheilungen.

Druckfehler.

In No. 122 im Bericht aus Schwerin Spalte 976, Zeile 35. von oben gehört zur Verständlichkeit der Phrase hinter das Wort Künstlerin: ein Punkt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 125 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes.

Die Verbannten.

Endlich ward Ludwig Philipp auf dem Stadthause von Herrn La Fayette proklamirt. Diese Ernennung, denn so kann man es nennen, machte großen Eindruck. — Es ward zugleich beschlossen, daß Carl X. und seine Familie Frankreich verlassen sollten; sie begaben sich nach Rambouillet, wo die aus den Bädern zurückkehrte Herzogin von Angoulême sich mit ihnen vereinte. Trotz dem aber trat im Volke keine Ruhe ein. Die während der ersten Augenblicke dieser Revolution durch den Heroismus unterdrückte Volksbewegung begann drohend zu werden, so daß es schwer schien sie zu beherrschen.

Es war Montag; ich hegte wegen meines jüngsten Sohnes, der sich zu Saint Cyr befand, die größte Besorgniß. Ich wußte, daß der König alle Zöglinge der Schule nach Saint Cloud hatte kommen lassen, um ein Vertheidigungsmittel mehr zu besitzen, und ich schauderte bei dem Gedanken, daß mein armes Kind vielleicht dem Tode geweiht sey in einem Alter, wo der Mensch kaum zu leben beginnt. Die Angst, daß meine beiden Söhne mit den Waffen in der Hand einander gegenüberstehen konnten, raubte mir fast den Verstand; ich verließ Paris, Nachmittags vier Uhr, und warf mich in die Gondole, um nach Versailles zu gelangen; ich kam dort um sechs Uhr an. Auf der place d'armes gewahrte ich eine große Bewegung. Ich suchte sofort einen Wagen, um mich nach St. Cyr zu bringen — es war keiner zu finden: Ich bot einem Cabriolet für diese halbe Stunde Wegs 25 Fr. man schlug sie aus. Dieselbe Schwierigkeit war mir zu Paris entgegengetreten.

Aber alles was ich rund um mich her vernahm, beängstigte mich zu sehr, als daß ich hätte ruhig bleiben können. Einige behaupteten, die Zöglinge der Schule seyen nach Rambouillet geführt, Andere: sie wären auf den Höhen von Meudon aufgestellt worden. — Meine Angst trieb mich fort und ich begab mich also allein und zu Fuß nach St. Cyr.

Das Wetter war schön, die Sonne sank klar am Horizonte hinab, die Landschaft bot einen reizenden Anblick dar. Die Ruhe der Gehölze aber, welche die Landstraße begrenzten ward häufig durch Flintenschüsse unterbrochen. Ich erfuhr später, daß das Volk zu Versailles, begierig die Waffen

zu gebrauchen, welche man ihm übergeben hatte, alles Wild, welches es im Walde antraf, niederschoß.

Ich setzte indeß meinen Weg mit raschen Schritten fort, mich nicht um das kümmernd, was rund um mich her vorging, bis mir dicht bei dem Teiche ein Herr begegnete, dessen Nahme mir unbekannt war, den ich aber oft zu St. Cyr gesehen hatte, wo ich sonst meinen Sohn regelmäßig jeden Donnerstag zu besuchen pflegte.

„Wohin wollen Sie, Madame?“ fragte er. „Die Schule ist geschlossen; morgen früh um sieben Uhr aber können Sie Einlaß erhalten und Ihren Herrn Sohn herausnehmen. Seyn Sie unbesorgt, es ist ihm nichts geschehen.“

Dieser Mann zeigte mir dem Himmel offen. Er sey gesegnet für diese Kunde, die er einer Mutter gab; die für ihr Kind zitterte.

Ich kehrte nach Versailles zurück, gestützt auf den Arm dieses Herrn, den ich in meiner Aufregung nicht einmal nach seinem Nahmen fragte, der mich aber vor dem Mißgeschick bewahrte im Walde zu übernachten; dann von gestriger und körperlicher Anstrengung überwältigt, konnte ich mich kaum aufrecht erhalten.

Ich nahm die Gastfreundschaft meiner Freundin der Mad. Magnan in Anspruch, sie nahm mich wie eine Schwester auf. — Am folgenden Morgen begab ich mich um acht Uhr nach St. Cyr. Ich fand meinen Sohn und nahm ihn mit mir, sammt drei anderen Zöglingen, die in Paris nur Correspondenten hatten und uns baten sich uns anschließen zu dürfen. Um drei Uhr fuhren wir in der Gondole nach Paris. Kaum aber hatten wir La patte d'Oie erreicht, als ein lautes wildes Geschrei, ein Gebrüll der Marseillaise, kurz ein wahrhaft höllischer Lärm den Boden fast erbeben machte; wir erblickten jetzt eine unermeßliche Volksmenge, welche sich nach Rambouillet wälzte. Bei dem Anblick dieser Männer, mit entblößten Armen, blutbefleckten Hemden, rothen Mützen, mit Waffen aller Art, und wuthflammenden Gesichtern, ersteigen in meiner Erinnerung die Schreckenstage der Revolution, und ich bebte nicht für mich selbst, sondern für meinen Sohn. Er trug noch seine Cocarde und seine Uniform, die er nicht hatte ablegen wollen, und ich zitterte.

Wir wurden mehrmals angehalten; da aber die Gondole ein öffentliches Fuhrwerk war, ließ man uns passiren; so wie wir uns aber dem Ende des aus Männern, Weibern und Kindern bestehenden Schreckenszuges näherten, und die Zahl der Offiziere nunmehr noch geringer, ward, war es augenscheinlich, daß uns in der Mitte dieser blutgierigen, räuberischen Horde, große Gefahr bedrohe. — Und wirklich wurden wir auch bald aufs Neue angehalten, zu unter dem Vorwande, man wolle sehen ob wir auch keine Waffen bei uns führten, zwang man uns aus dem Wagen zu steigen. Kaum war dieß geschehen, als auch sofort eine Schaar der Wüthriche die jungen Zöglinge umringte, welche noch die Lilien auf der Uniform trugen. Ich bebte, daß diese Menschen die jungen Leute mit nach Rambouillet führen würden, und wirklich umschlossen sie uns immer dichter und dichter. Zu meinem Glück hatte ich zufällig einen großen Fächer mitgenommen, den mir drei Jahre früher mein Schwiegersohn an einem heißen Abend im Theater zu Versailles schenkte. Dieser Fächer war dreifarbig und ward au Trocadéro genannt. Diese drei Farben glichen den Nationalfarben, und plötzlich sah ich mich mit einem lauten Freudengeschrei und mit dem Ausruf vive la Charte! umdrängt. Ich lächelte krampfhaft indem ich angstvoll meinen Fächer bewegte, und mechanisch in den Ruf: vive la Charte! mit einstimmte. — Ich bewahre diesen Fächer sorgsam auf.

Nachdem wir endlich zu Fuß, denn man hatte unseren Wagen zurückbehalten, die Barriere erreicht hatten, gelangten wir, trotz der Menschenmasse glücklich hinein, denn die Zöglinge der Polytechnischen Schule hielten hier Ordnung. Wir beschlossen uns über die Brücke von Jena nach Hause zu begeben. Ich war so schwach, daß mich mein Sohn mehr trug als führte; um sieben Uhr erreichten wir l'Abbaye aux Bois, grade als mein ältester Sohn sich aufmachen wollte uns aufzusuchen, denn er schwebte unsertwegen in der größten Angst.

Die Herzogin von Angouleme lange, wie ich schon oben erzählte, bei der Königlichen Familie grade in dem Augenblicke an, als ein neuer Verbannungsbefehl über sie verhängt worden war. Heilige Märtyrerin, immer, immer Thränen! — Immer, immer Leiden!

Es war also ausgemacht, daß Carl X. sammt allen Mitgliedern der Königlichen Familie Frankreich verlassen solle. Es wurden Commissaire zu ihrer Begleitung ernannt. Die Reise der Verbannten war schmerzhaft und qualvoll. In Exreux machte der Anblick der dreifarbigen Fahne auf die Herzogin von Angouleme einen so gewaltigen Eindruck, daß sie in ihrem Wagen ohnmächtig zusammen sank. Der König ergab sich in sein Schicksal und betete. Im Hafen angelangt, betrachtete er die Gardes du Corps schmerzvoll und unter Thränen — es war hier nicht der muthige Schmerz Napoleons, sondern der Schmerz eines Greises am Fuße des Kreuzes. — Er hatte seine Orden abgenommen, der Herzog von Angouleme folgte seinem Beispiel.

Die Herzogin von Angouleme reichte den wenigen vorhandenen Individuen ihre Hand zum Kuße, und die edlen und unglücklichen Verbannten bestiegen das Schiff das ihrer harrte. Es war ein furchtbarer Augenblick, besonders für die Herzogin von Angouleme. „Lebe wohl, Frankreich,“ sprach sie, „lebe wohl! Ich segne Dich, obgleich Du mir viel Böses zugefügt hast. Mögen Deine Kinder einsehen lernen, daß wir unser Schicksal nicht verdienen und daß wir Deine Beleidigungen verzeihen.“

Sie begab sich darauf in das für sie bereitete Gemach warf sich vor dem Bilde des gekreuzigten Heilands nieder und betete für Frankreich.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

„Ich verspreche es Dir, Amine, weil Du so feierlich in mich dringst, entgegnete Philipp ich kann Dir nichts abschlagen. Eine furchtbare Ahnung aber raunt mir zu, daß Dein und mein Glück auf immer dahin seyn wird. Ich bin kein Träumer, kein Schwärmer, da ich aber gewissermaßen dieser und jener Welt zugleich angehöre, so glaube ich ein wenig in die dunkle Zukunft schauen zu können. Ich gab Dir jenes Versprechen zwar, aber ich wünschte es nicht gegeben zu haben."

„Und wenn uns dann Unglück trifft, Philipp, so ist es unsere Bestimmung. Wer kann sein Schicksal abwenden?"

„Wir haben unserm freien Willen, Amine, und können bis zu einem gewissen Grade unser Schicksal leiten."

„Das möchte Pater Seysen mich auch gern glauben machen; was er mir aber darüber sagte, blieb mir unverständlich. Und dennoch, sagte er, es mache einen Punkt der catholischen Religion aus. Dem mag so seyn — kann ich doch manche andere Punkte derselben ebenfalls nicht begreifen. Ich wollte Philipp, Dein Glaube wäre einfacher — bis jetzt hat mich der gute Mann, denn gut ist er, nur in Zweifel geführt."

„Durch die Nacht der Zweifel, wirst Du zum Lichte der Ueberzeugung gelangen, Amine."

„Möglich," entgegnete die Zweifelnde, „noch aber bin ich im Anfange der Wanderung, — aber komm, Philipp, laß uns nach Hause zurückkehren; Du mußt nach Amsterdam, ich will Dich dorthin begleiten. Nach des Tages Arbeit, wenigstens bis Du unter Segel gehst, soll Dich das Lächeln Deiner Amine aufrichten."

„Wie nur der Schriften so plötzlich hier erschienen seyn mag?" fragte Philipp Vanderdecken düster vor sich hin; „ich sah zwar seinen Leichnam nicht, seine Rettung aber bleibt mir räthselhaft. Was denkst Du davon, Amine?"

„Was ich immer davon gedacht habe, Philipp; er ist ein böser Geist, dem es aus irgend einem Grunde gestattet worden, in menschlicher Gestalt auf der Erde umherzuwandern, gewiß steht er auf irgend eine Weise mit Deinem seltsamen Geschick in Verbindung. Giebt es irgend etwas, was mich von der Wirklichkeit der ganzen Sache die Du erlebtest zu überzeugen vermag, so ist es die Erscheinung dieses schauderhaften Wesens. Ach, daß ich nicht die Kraft und die Macht meiner Mutter besitze! — Doch ich vergesse, Philipp, daß Du nicht gern von solchen Dingen sprechen hörst, und so will ich schweigen."

Philipp gab keine Antwort, und langsamen Schrittes kehrten beide in ihr Häuschen zurück. Obgleich Vanderdeckens Entschluß fest stand, ließ er dennoch sofort durch den portugiesischen Priester den Pater Seysen rufen, um ihm das Vorgefallene mitzutheilen und ihre Ansicht zu vernehmen. Er erzählte beiden was sich zugetragen, und begab sich alsdann zu Amine, indem er die beiden Geistlichen beisammen ließ, damit sie sich berathen könnten. Fast zwei Stunden vergingen, bevor Philipp Vanderdecken wieder hinab gerufen wurde, Pater Seysen schien seltsam bestürzt. „Mein Sohn," sprach er, „Du siehst uns gewissermaßen in Verwirrung. Ueberzeugt, daß alles was Deine Mutter und Du selbst erlebtest, ein Werk des Bösen war, hofften wir durch unser Gebet die fernern Versuche desselben abzuwenden, und riethen Dir, einen neuen Ruf abzuwarten, und diesen hast Du jetzt empfangen. Der Brief an sich selbst hat natürlich nichts zu bedeuten, aber das Wiedererscheinen des Ueberdrüssigers muß in Betracht gezogen werden. Sage mir Philipp, was denkst Du davon? Es ist möglich, daß er dem Wellentode entging, so gut wie Du."

„Ich räume die Möglichkeit ein, frommer Vater," versetzte Philipp, „vielleicht ward er uns auf Java geworfen und wanderte nach einer anderen Richtung hin. Wahrscheinlich ist dos indeß nicht. Da Ihr mich aber um meine Meinung befragt, so muß ich Euch aufrichtig gestehn, daß ich ihn für keinen irdischen Boten halte — ja ich bin dessen so gar gewiß. Daß er mit meinem Schicksal auf geheimnißvolle Weise in Verbindung steht, liegt außer Zweifel, aber wer und was er ist, weiß ich nicht."

„Dann, mein Sohn," nahm Pater Seysen wieder das Wort, „dann haben wir den Entschluß gefaßt, Dir fürder keinen Rath zu geben. Du mußt jetzt nach Deiner eigenen Ansicht, und auf Deine eigene Verantwortlichkeit handeln. Was Du auch thun magst, wir werden es nicht mißbilligen. Unsere Gebete werden stets den Schutz des Himmels für Dich erflehn."

„Mein Entschluß, frommer Vater, ist, dem Rufe zu folgen."

„Thue das, mein Sohn! Vielleicht ereignet sich etwas, das dazu dienen kann, das Geheimniß zu entschleiern, welches zu enträthseln außer meiner Macht liegt."

Philipp schwieg, denn er bemerkte gar wohl, daß der Geistliche sich über diesen Gegenstand nicht weiter auslassen mochte. Pater Mathias dankte bei dieser Gelegenheit Philipp Vanderdecken für seine Gastfreiheit und Freundlichkeit, und sprach seine Absicht aus, mit dem ersten Schiffe nach Lissabon zurückzukehren.

(Der Beschluß folgt.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Das Leben kann uns nicht das Höchste geben, nur Ihren verlangen das; wir aber können immer dem Leben das Höchste geben.

Die Alten hatten ihre heiligen National-Orakel zu Delphi, Dodona, Ammonium u. s. w., wir Neueren haben jeder unsere kleinen Privatorakel, um in dem Willen, den wir schon fassten, bestätigt zu werden. Der eine wirft mit einem Steine nach einem Baume, der andere würfelt mit Brodkügelchen, ein dritter zählt die Buchstaben einer Druckzeile, ein vierter wirft ein Stück Geld auf den Tisch und läßt sich danach bestimmen, ob der Kopf oder die Schrift oben liegt, u. s. w. Ach, die menschliche Natur mag sich gar zu gern leiten lassen, sei nun durch einen Dummen, oder durch etwas Dummes, oder durch Beides, durch eines Dummen Dummes!

Das ist wieder Dein vertrauter Zwittergesicht, wo Du mit seltsamer Physiognomie zugleich lachst und weinst! Was gibt's, Gustav? Sprich!

Ach Du nur, weil ich weine und lache! Da sitze ich und blättere in meinen alten Schulheften und freue mich, daß ich diesen oder jenen Sprachfehler nicht mehr begehen kann, und muß doch zugleich weinen, daß ich diesen oder jenen Gedankenfehler ebenfalls nicht mehr begehen kann. Sonderbarer Gustav!

Anecdoten-Gallerie.

Ein gewisser Schauspieler war bekannt wegen seiner Verachtung des Grundsatzes vom Mein und Dein; ja er trieb diese so weit, daß er selbst dann, wenn er bei Casse war, seine Schulden nur bezahlte, nachdem er gerichtlich dazu angehalten worden. Einer seiner Bekannten machte ihm eines Tages Vorwürfe über diese tadelnswerthe Handlungsweise. „Es entgegnete der Schauspieler mit großem Ernste, der Mensch ist ein schwaches Geschöpf, und mit sich selbst nie im Reinen; ob man etwas schuldig ist oder nicht, kommt auf die Ansicht an, man kann sich in der sonnigen Iren, und so ist's besser, jedesmal ein Urtheil von unpartheiischen Personen darüber einzuholen."

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im October.

Stadt-Theater.

Unter den wenigen zarten dramatischen Gebilden, deren Stoff der idealischen Kunstwelt entnommen, nimmt ohne Zweifel Friedrich Kind's Dichtung von Dyck's Landleben, einen hohen Platz ein. Wohlthuend und erquickend muß es auf das Gemüth einwirken, unter dem Wust der vielen dramatischen Erzeugnisse einmal wieder eines vor denen zu erblicken, welche die innersten Saiten eines für die Musen schlagenden Herzens berühren, und den Funken des Promethens, denn das ist der Sinn für das Schöne, in dem Menschen zur lodernden Flamme anzufachen verstehn. Je mehr Poesie aber in einem Stücke enthalten, desto größer sind die Anforderungen an die Darstellung, und gewiß mit großem Rechte. Ein glühendes bis zum Enthusiasmus gesteigertes Gefühl muß die Darstellung solcher Stücke wie das obengenannte durchwehen; der Schauspieler, selbst ein Jünger der Kunst, muß wenn er wirklich ist was er sein soll, seine Individualität, sein eigenes Kunstgefühl mit dem von dem Dichter gelieferten Gebilde verschmelzen, und so, selbst ein Künstler, den Künstler zeichnen. Wer aber das unendlich Hohe in der Kunst nicht begreift, der kann auch die Kunst nicht schildern, der kann die Begeisterung des Dichters nicht in sich aufnehmen, und durch Einachen in die idealische Welt, Dichtung und Darstellung in Einklang bringen. Unser Urtheil über die Darstellung am verflossenen Mittwoch läßt sich aus diesen Prämissen schon ziemlich im Voraus bestimmen. Waren auch grade keine groben Verstöße nachzuweisen, so griff das Einzelne nicht genug in einander um sich zu einem lebensvollen Ganzen zu vereinigen, wie es auch der ganzen Darstellung an Harmonie und Uebereinstimmung gebrach. Die Dichtung entreißt uns durch ihre Schönheit, aber die Freude gleich der die wir beim Anblick einer schönen Statue empfinden, denn es fand sich unter den Darstellern leider kein Pygmalion ihr das Leben und die Seele einzuhauchen, die sie in ihren schönen Zügen zu spiegeln scheint. Herr Reny gab den Rubens welche Rolle durchaus nicht in seiner Sphäre liegt und Herr Brünings den van Dyck. In Herrn Brünings Leistung läßt sich freilich ein Talent zur ähnliche Rollen nicht verkennen, wie denn überhaupt der Darsteller des van Dyck zu den Besseren an diesem Abende gehörte. Nichts desto weniger ist Herrn Brünings Darstellung der Weisen noch nicht vollendet zu nennen, und läßt noch Vieles zu wünschen übrig. Mad. Leps, Lynchen, laborirte zu sehr an ihrem gewöhnlichen Fehler, Zierrerei, namentlich in der ersten Hälfte des Stückes, als daß ihre Leistung hätte befriedigen können. Herr Schäfer als Ritter Nanni ließ ebenfalls kalt, denn wenn es in ihm auch nicht mehr lodert, so soll es doch noch mächtig glimmen, und das thut es nicht. Daselbe läßt sich über Mad. Lebrün als Paola sagen. Hat Paola schon den Kampf der Leidenschaften hinter sich, so bleibt doch die Kunst ihr Idol, und wo sie von diesem redet, muß das zurückgehaltne Feuer hervorbrechen, damit nicht ihre Worte, die Hülle des Gedichts, die sie so oft preist Lügen strafen. Der phlegmatischen ziemlich hypnisie Humprecht wird von Herrn Schmidt zufriedenstellend gegeben. Mad. Marschall führte die Rolle der Martha nach derselben Art aus, nach der sie alle diese Rollen, ohne irgend zu variiren, durchführt, und wenn sich eigentlich auch gegen diese Darstellungsweise, wenn man die schon als gerügten Uebertreibungen abrechnet, nichts einwenden läßt, so ermüdet es doch in so vielen Stücken ganz dieselbe Auffassung zu sehn. Mad. Fischer führte die Rolle der Helena Formann recht gut durch; Mad. Jüngl aber muß sich vor allzustarker Gesticulation hüten.

Das Stück wurde hat an Die Sophie, früher am zweiten Theater, eine gute Acquisition gemacht, wozu wir Glück wünschen. Diese junge Schauspielerin hat schon in ihrem früheren Wirkungskreise ihr vielseitiges Talent entfaltet und am 15ten dieses auf dem Stadttheater durch ihre Debut, als Cäcil, in den Wienern in Berlin ihren Beruf für die darstellende Kunst bewiesen. Das junge anmuthige Mädchen wußte dieser unbedeutenden Partie durch ihr gelungenes Spiel Farbe und Leben zu verleihen, und hatte sich eines lauten Beifalls zu erfreuen.

Mittwoch, den 17ten October: „Die Nachtwandlerin."

Berichtigung.

In No. 123 Spalte 984 Zeile 6. v. o. lese man Sureogal statt Surreogat. — Zeile 28 v. o. Sujet statt Subjet. — Letzter Accusativ letzte statt letzterin.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 126 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Historische Erinnerungen der Herzogin von Abrantes.

Napoleons Nichte.

Es war im Jahre 1826 oder 1827 als der Herzog von Montfort (Hyronimus Bonaparte vormaliger König von Westphalen) das Castino Azzolino, nahe beim Fiume Tronto, eine der Gränzen des Königreichs Neapel und der Staaten des heiligen Vaters, bewohnte. Er befand sich dort mit seiner Gemahlin und der Gräfin von Camerata, seiner Nichte, einer Tochter der Großherzogin von Toscana, einer jungen Dame von bizarrem männlichen Wesen.

Der König von Neapel, ganz dem Einfluße Frankreichs hingegeben, welches die unglücklichen Brüder Napoleons mit einer wahrhaft bewundrungswürdigen Consequenz verfolgte, hatte befohlen, daß der Herzog von Monfort nie das Neapolitanische Gebiet betreten solle, so wenig wie irgend ein andres Mitglied der Familie Bonaparte. Der Herzog und die Herzogin von Montfort unterwarfen sich dieser strengen Verordnung, sie begaben sich nie nach Neapel, ja betraten selbst nicht einmal die Brücke von Fiume Tronto.

Eine Person aber, welche keineswegs geneigt war, diese Fügsamkeit zu theilen, war die junge Gräfin von Camerata; sie betrachtete Fiume Tronto mit sehnsüchtigen Blicken und verwünschte aus der Tiefe ihres Herzens den König von Neapel und den Gesandten Frankreichs. Endlich beschloß sie ihren Bann selbst aufzuheben, und wie sie sagte dem König von Neapel zu zeigen daß die willkührlichen Gesetze der Monarchen von denen nicht respectirt würden, die der Himmel nicht geschaffen habe, um sich Gesetze vorschreiben zu lassen.

Sie bestieg demnach eines Tages ein Roß und schlug den Weg nach dem Fiume Tronto ein. Ueber diesen Fluß führt eine Brücke, welche zur Hälfte dem Könige von Neapel, zur Hälfte aber dem heiligen Vater angehört; die verschiedenartigen Pfeiler bezeichnen genau die Gränze; die Gräfin wußte dieß alles und ritt auf der Brücke langsam weiter. Hier knüpfte sie ein Gespräch mit der Schildwache an, berichtete derselben daß ihr Paß sich in dem ihr folgenden Wagen befinde und bat sie passiren zu lassen. Der Soldat dem sie ein Goldstück in die Hand drückte, machte keine Einwendungen, und so befand sich die Napoleonische Prinzessin auf dem Neapolitanischen Gebiet.

Das Herz der jungen Gräfin schlug vor Freude; sie setzte ihr Pferd in Galopp, sprengte weit umher, und kehrte dann

zu den Personen ihres Gefolges zurück, worauf sie den Muthwillen so weit trieb, an den König von Neapel ein Compliment bestellen zu lassen. Auf dem römischen Gebiete wieder angelangt, wollte sie sich vor Lachen fast ausschütten; denn daß sie den König von Neapel auf diese Weise mystifizirt hatte, erschien ihr so sehr belustigend, daß sie keinen Augenblick daran dachte, welche unangenehmen Folgen dieser leichtsinnige Schritt für ihren Oheim nach sich ziehen konnte. Die Herzogin von Monfort las ihr derb den Text, und Hyronimus stellte ihr vor, daß dieß keineswegs sich als Nichte eines Kaisers betragen heiße. Leider aber sah die junge Gräfin die Sache anders an, und gerieth in den heftigsten Zorn, als sie einige Tage nachher erfuhr, daß rücksichtlich ihrer neue noch strengere Befehle zu Fiume Tronto angelangt wären.

„Die Nichte Napoleons," rief sie lebhaft, „ist nicht geschaffen, um ihre Spazierritte beschränkt zu sehen, sie ist keinem Herrscher unterthan."

Ihre Tante versuchte sie zu besänftigen, die Napoleonische Prinzessin aber hörte nicht darauf, sondern entwarf einen neuen Plan ihren Willen durchzusetzen. — Es befand sich damals bei dem Herzog von Monfort die Nichte der römischen Marquise Ereigny, diese forderte die junge Gräfin Camerata auf ihren Plan befördern zu helfen, und die junge feurige Virginie, so nannte sich jene, nahm hocherfreuet diesen Antrag an. — Eines Abends als der Himmel ungemein schön und klar war, ließ die junge Gräfin ihre Calesche anspannen, und nahm mit Virginie Platz darin. Beide hatten sich in weite Mäntel gehüllt und ihre Leute trugen keine Livree; die Gräfin steckte eine gefüllte Geldbörse zu sich und so rollten sie von dannen, so als wollten sie in der Umgegend der Villa spazieren fahren; der Wagen aber fuhr ohne Weiteres nach Fiume Tronto.

Der König von Neapel hatte sich durch die Kühnheit der jungen Gräfin beleidigt gefühlt, und vor drei Tagen waren ihretwegen an der Grenze die strengsten Befehle angelangt. — Sie glich ein wenig jenen Kindern, welche sich das Gesicht bedecken, meinend sich dadurch ungesehen zu machen, sie ließ die Calesche bis an die Brücke fahren, und fragte alsdann, lächelnd ihre Begleiterin: „Nun, wollen wir weiter?"

Virginie nickte mit dem Kopfe, der Wagen rollte bis auf die Brücke, zwei Offiziere erschienen, und salutirten ehrerbietig ohne zu zeigen daß sie die Prinzessin erkannt hatten. — „Ich möchte gern auf jener schönen Wiese, jenseits der Brücke lustwandeln," sprach sie mit vieler Grazie.

„A Suoi commandi! (Wie sie befehlen) erwiderten die beiden Offiziere, indem sie sich zurückzogen um den ihnen gewordenen Auftrag auszurichten. Sie näherten sich einem Hause, welches unbewohnt schien aber mit Soldaten angefüllt war. Die Prinzessin stieg aus dem Wagen. Als sie sich indeß anschickte, über die Brücke zu gehen, flüsterte ihr einer ihrer Diener zu: „Entfernen Sie sich schnell, Ihrer Freiheit droht Gefahr!" Die junge Gräfin blickte hinauf nach dem Hause, und überzeugte sich daß es mit Soldaten gefüllt sey, welche sie beobachteten. — Sie rannte so schnell sie konnte zu ihrer Kalesche zurück, und warf sich hinein. „Zurück, zurück," rief sie, indem sie mit ihrer kleinen weißen Hand auf den breiten Rücken des Kutschers schlug um ihn anzutreiben. Es war die höchste Zeit, Offiziere und Soldaten verfolgten sie, hemmten aber ihre Schritte als sie das römische Gebiet wieder erreicht hatte.

Das Geisterschiff.

Novelle nach Capitain Marryat.

(Fortsetzung.)

Schon nach einigen Tagen sagten Philipp und Amine dem Priester Lebewohl um sich nach Amsterdam zu begeben; Pater Seyfen übernahm die Aufsicht über das Häuschen bis Amine zurückgekehrt seyn würde. In Amsterdam angelangt, begab sich Philipp sogleich zu den Directoren der Compagnie, die ihm nach seiner Heimkehr das Commando über ein Schiff zusagten, unter der Bedingung jedoch, daß er selbst Miteigenthümer des Schiffes würde. Philipp erklärte sich dazu bereit, und begab sich dann, am Bord des Schiffs Vrouw Katerina, dessen erster Steuermann er fortan seyn sollte. Das Fahrzeug war noch nicht vollständig aufgetakelt, auch sollte die Flotte erst nach zwei Monaten unter Segel gehn. Nur ein Theil der Mannschaft war schon am Bord, und der Capitain welcher zu Dort wohnte, war noch nicht angelangt.

Soweit Philipp Vanderdecken urtheilen konnte, war die Vrouw Katarina nur ein Schiff untergeordneten Ranges; es war größer als manches andere, aber alt und schlecht gebauet; da es aber schon mehrere Reisen nach Ostindien gemacht hatte, und stets glücklich wieder zurückgekehrt war, ward es noch für tüchtig genug gehalten. Nachdem er den Leuten am Bord einige Verhaltungsregeln ertheilt, begab sich Philipp wieder in das Wirthshaus, in welchem er für sich und Amine Zimmer gemiethet hatte.

Als am folgenden Tage Vanderdecken sich auf dem Schiffe befand um das Auftakeln desselben zu leiten, traf der Capitain ein; kaum aber war er über das Brett geschritten, welches das Ufer mit dem Fahrzeug in Verbindung setzte, als er auch sofort auf den Hauptmast zueilte und denselben innig mit seinen Armen umschloß, nicht achtend, daß seine Kleider dadurch sehr beschmutzt wurden. „Meine gute liebe Frau," rief er mit Innigkeit, so als ob er zu seinem Weibe spräche, „wie freuet es mich, Dich wieder in meine Arme schließen zu können, ich hoffe Du hast Dich unterdessen recht wohl befunden."

Der Mann, welcher auf diese Weise dem Fahrzeuge seine Liebe erklärte, nannte sich Wilhelm Barentz. Er war ein junger Mann von kaum dreißig Jahren, klein und zart gebaut, mit einem hübschen, aber weibischen Gesicht. Seine Bewegungen waren schnell und unruhig, auch schien sein

umherschweifendes Auge eine gewisse Flüchtigkeit zu verkünden.

Kaum hatte sich der erste Enthusiasmus des Capitains gelegt, als sich ihm Philipp Vanderdecken als sein zukünftiger erster Steuermann vorstellte. „Ihr also seyd der erste Steuermann der Frouw Katarina?“ rief lebhaft der Capitain, „da seyd Ihr ein glücklicher Mann. Nächst dem Capitain, ist der erste Steuermann dieses Schiffs der glücklichste Sterbliche.“

„Doch nicht etwa wegen seiner äußeren Schönheit,“ bemerkte Philipp, „vielleicht aber hat es andere gute Eigenschaften.“

„Wie, Herr, Frau Katerina nicht schön?“ fragte jener. „Ich behaupte, wie mein Vater schon gethan — sie war seine Frau, bevor ich sie bekam — daß es in der ganzen weiten Welt kein schöneres Fahrzeug giebt. Jetzt könnt Ihr noch nicht darüber urtheilen; außer ihrer Schönheit aber besitzt sie auch noch sonst jede erdenkliche gute Eigenschaft.“

„Das freuet mich zu hören, Herr,“ versetzte Philipp Vanderdecken, „ein neuer Beweiß, daß man nicht nach dem Scheine urtheilen soll. Ist sie nicht aber schon sehr alt?“

„Alt! nicht älter als acht und zwanzig Jahre! Grade in ihrer schönsten Blüthe! Wartet nur, bis Ihr sie auf dem Wasser tanzen gesehn, dann werdet Ihr den ganzen Tag nichts anderes thun, als mit mir von ihrer Trefflichkeit schwatzen. Ich hoffe wir werden recht frohe Tage mit einander verleben. Das aber sage ich Euch, Mynherr Vanderdecken, wer mir meine Frouw Katarina antastet der hat es mit mir zu thun. Ich bin ihr Ritter und habe mich ihretwegen schon dreimal geschlagen, ich hoffe es nicht zum Viertenmale nöthig zu haben.“

Philipp lächelte; er dachte sein Theil, vermied es aber von diesem Augenblicke an, die Schönheit der Frouw Katarina auf irgend eine Weise in Zweifel zu ziehn.

Die Mannschaft war bald vollzählig, das Schiff vollständig aufgetakelt, die Segel waren im völligen Stande, und so ging es auf dem Strom vor Anker zwischen den übrigen Schiffen welche die Flotte bilden sollten. Die Ladung ward nunmehr an Bord gebracht, und darauf langte zu Philipps großem Verdruß der Befehl an, daß das Fahrzeug auch noch 180 Soldaten und andere Passagiere mit ihren Frauen und Kindern einnehmen solle. Philipp arbeitete tüchtig, denn der Capitain that nichts als seine Frouw Katarina zu loben und zu preisen. Endlich war alles bereit und die Flotte segelfertig.

Jetzt mußte Philipp sich von seiner Amine trennen, welche unterdessen im Wirthshause geblieben war und der er jeden Augenblick, den er sich abmüßigen konnte, gewidmet hatte. Amine war ruhig und gefaßt, sie fühlte sich überzeugt, daß sie ihren Gatten wiedersehen würde, und mit diesem Gefühle entließ sie ihn, als er sich am Ufer ihren Armen entwand und sich in das Boot warf, das ihn an Bord bringen sollte.

„Ja, ja,“ sprach Amine zu sich selbst, während ihre Blicke noch auf der sich entfernenden Gestalt ihres theuren Gatten

verweilten, „ich weiß es, wir werden uns wiedersehn! Diese Reise ist es nicht, die Dir oder mir Unheil bringen soll. Aber eine finstere Ahnung verkündet mir, daß die nächste Fahrt, auf der ich Dich begleiten werde, uns auf immerdar trennen wird — wie das geschehen wird weiß ich nicht — aber es ist unsere Bestimmung. Die Priester sprechen vom freien Willen. Ist es denn freier Wille der ihn mir entreißt? Würde er nicht weil lieber bei mir am Lande bleiben? Ach gewiß, ganz gewiß! Aber es ist ihm nicht gestattet, er muß sein Schicksal erfüllen. Freier Wille! Ich weiß nicht wie es kommt, aber es ist mir immer, als ob jene Priester meine Feinde wären, es sind gute Menschen und der Glaube den sie lehren ist auch gut; und dennoch flüstert mir mein Herz zu — doch das Boot ist bei dem Schiffe angelangt, und Philipp schwingt sich die Leiter hinan. Lebewohl, lebewohl, mein theurer Gatte, lebe wohl! Ich wollte ich wäre ein Mann — doch nein, es ist so besser!“

Amine starrte hin bis Philipp ihren Blicken entschwand, dann schritt sie langsam nach dem Wirthshause zurück. Als sie am folgenden Morgen erwachte, überzeugte sie sich daß die Flotte bereits unter Segel gegangen sey.

„Er ist fort,“ seufzte sie schwermüthig vor sich hin, „jetzt werden viele Monde des Duldens und des Harrens, ich kann nicht sagen, des Lebens folgen — denn ich lebe nur in seiner Nähe.“

(Ende des achten Abschnitts.)

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Forsche hier und forsche da,
Suche fern und suche nah,
Frage Hütten, frag' Paläste:
Menschenherz und Menschenwort
Bleiben doch das Beste!

Die Blätter der Geschichte, die so mancher gern Löschpapieren hätte, bleiben doch Abestene. Die Geschichte läßt sich nicht vernichten. Das ist Trost und Fluch zugleich.

Anecdoten-Gallerie.

Ein stolzer Landedelmann ergrimmte gewaltig gegen seinen armen Pfarrer, weil derselbe, um sein geringes Einkommen ein wenig zu vermehren, seine Mußestunden dazu verwandte, gegen eine kleine Vergütigung Uhren auszubessern. Der Edelmann sandte darüber einen Bericht an den Bischof der Diöcese, und trug darauf an gegen den Gewerbe treibenden Pfarrer mit der größten Strenge zu verfahren. Der Prälat erwiderte dem Edelmann, daß er bei dieser Gelegen-

heit ein Beispiel aufstellen werde; er ließ den geistlichen Mechaniker zu sich rufen und fragte ihn: wie er es wagen könne sein heiliges Amt zu entweihen, indem er Uhren und ähnliche Dinge ausbessere. Der arme Pfarrer erwiderte demüthig: daß es geschehen sey, um seinem Weibe und seinen zehn Kindern die nöthigen Bedürfnisse zu verschaffen. „Die Entschuldigung kann ich nicht gelten lassen," versetzte der Prälat; „ich will einen Schritt thun, der Euch schon verhindern soll Euer elendes Gewerbe fortzusetzen." — Er rief seinen Secretair und beorderte ihn unverzüglich: darauf anzutragen, daß der arme Geistliche, dessen Stannen man sich denken kann, von jetzt an ein Einkommen von 600 Rthlr. erhalte.

Beiträge zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibungen Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs des Großen Könige von Preußen.

Herausgegeben von K. H. S. Rödenbeck.

Das öffentliche und Privatleben großer Regenten, welche allgewaltig auf ihr Zeitalter einwirkten, gehört der Weltgeschichte an, und alles was dazu beiträgt, solche Erinnerungen wach zu halten, verdient Anerkennung und Beachtung.

Wir empfehlen demnach der Aufmerksamkeit der Lesewelt, obengenanntes, aus vier Abtheilungen nebst Anhang bestehendes, im Verlag der verdienstvollen Plan'schen Buchhandlung zu Berlin erschienenes Werk, welches mit Fleiß und Sorgsamkeit zusammengetragen, manche Lücke in den bisherigen Biographieen der beiden besprochenen Monarchen füllt. Wenn gleich das Wirken Friedrich Wilhelms I. nur als der Keim des Baumes zu betrachten ist, der sich unter der Regierung Friedrichs des Großen und Einzigen so segenbringend entfaltete, so verdient jenes doch ebenfalls die sorgsamste Würdigung, weil wir so die Saat kennen lernen, welche da bestimmt war unter der Sonne des Genies Friedrichs des Großen zu reifen. Der Leser findet in diesen anziehenden Bänden 1) Beiträge zur Geschichte des Privatlebens beider Regenten, ihrer Civilverwaltung, ihrer Kriegsgeschichte und Militairverfassung. — 2) Sammlung theils ungedruckter, theils gedruckter, wenig bekannter Briefe, Cabinetsordres, kleiner Aufsätze u. s. w. 5) Anecdoten — 6) Miscellen, Gedichte u. s. w.

Bedarf es mehr als dieser einfachen Anzeige um dieß werthvolle Werk der Beachtung der Lesewelt zu empfehlen?

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im October.

Stadt-Theater.

Von den beiden am verflossenen Sonnabende zum erstenmale gegebenen Stücken ist das eine «Cabinetsintriguen» Lustspiel in 3 Aufz. vom Baron von Zedlitz gänzlich durchgefallen, weshalb es eine sehr undankbare Arbeit sein würde, auf eine Analyse der einzelnen Schwächen eines Stückes einzugehen, das sich höchst wahrscheinlich auf unserm Repertorium nicht wieder finden wird. Ein Stück dessen Stoff eine abgeschmackte Kammermädcheninrigue ist, welche sich durch drei Acte hindurchwindet, ohne irgend das Interesse des Zuschauers zu spannen, verdiente keine andre Aufnahme als die ihm zu Theil geworden. Herr Doring als Steenau war recht brav zu nennen, und ist es nur zu bedauern, daß dieser Künstler dessen Talent so selten in Anspruch genommen wird, seinen Fleiß auf ein solches Stück verwenden mußte. Mad. Lebrün, Louise, und Dem. Lammersdorf Hermine, thaten was in ihren Kräften stand; die Laurette der Mad. Lenz hingegen sprach uns nicht an, und Herrn Brüning gebrach es in der Parthie des Herrn von Buchen, an Lebhaftigkeit.

Eines günstigeren Erfolges hatte sich das von Carl Lebrün nach einer Anekdote aus A. Lafontaines Leben bearbeitetes einaktiges Schauspiel wie es genannt wird, obgleich es wohl richtiger Lustspiel hieße, zu erfreuen. Die Handlung ist freilich sehr einfach, aber dieses ward wohl durch den vorliegenden Stoff bedingt, und gereicht überhaupt dem Stücke nicht zum Nachtheil, da es die Aufmerksamkeit durch ihn in ihm herrschenden Humor und die richtige Zeichnung rege zu erhalten weiß. Die Aufführung des Stückes war fast durchgängig eine lobenswerthe. Herr Doring welcher den Lafontaine spielte, bewies sich auch in dieser Rolle als denkender Künstler, Herr Lenz der in Rollen wie die des Major Wuembrecht zu Hause ist, verdiente neben Herrn Döring unsern vollen Beifall, so auch Herr Gloy als Feldwebel. Der Regimentsquartiermeister Kamlah und der Kaufmann Werner wurden durch die Herrn Fehringer und Schäfer recht gut repräsentirt. Herr Brüning, der überhaupt an diesem Abende nicht recht aufgelegt schien, hatte etwas Gutes in Stimme und Gebreden angenommen, was uns nicht gefiel. Dem. Lammersdorf zeigte uns auch durch die Darstellung der Friederike, daß sie fortfährt sich immer mehr Festheit und Freiheit des Spieles anzueignen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 21sten October: „Der beste Ton," Lustspiel. Hierauf: „Der häusliche Zwist."

Herr Quandt im ersten Stück: Warren im zweiten: den Mann.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 127 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Pauline.

Novellette von Ludwig Meyer.

I.

An einem jener reizenden Tage die man nur unter einem südlichen Himmelsstriche genießen kann, wo die drückende Hitze, [illegible] Abend, durch den kühlenden Seewind gemildert wird, bewog der junge Obergeneral der französischen Armee in Egypten sein Pferd, um ein Volksfest, eine Art Jahrmarkt zu besuchen, das in einer kleinen Stadt, in der Nähe von Cairo gefeiert wurde. Ein glänzender Generalstaab, der Kern der Armee, begleitete den jungen siegekrönten Feldherrn. Es waren der ritterliche Murat, der heldenmüthige Kleber, der schöne Junot, Eugene Beauharnois, Berthier, Lanusse und viele Andre die Buonaparte umgaben.

Ein Trupp vom Jahrmarkt heimkehrender Franzosen, Offiziere, Angestellte mit ihren Frauen, Künstler u. s. w. kamen dem Obergeneral entgegen. Ehrerbietig wichen sie dem glänzenden Zuge aus, indem sie zur Seite sich aufstellten. Freundlich grüßend ritt Buonaparte vorüber — da bemerkte er an der Seite eines Jägeroffiziers eine schöne, junge Dame — deren Feuerblick auf dem Helden ruhete. Ueberrascht betrachtete er sie — und schon einige Schritt vorüber, wendete er noch einmal das Haupt. Die Schaar hielt noch auf demselben Platze — und die junge Schöne — senkte sichtbar von diesem Rückblick des Helden erfreut das Auge zur Erde.

Napoleon drückte seinem arabischen Hengst die Sporen in die Flanken, und flog im sausenden Galopp davon. —

Am folgenden Tage erhielt Madame Pauline Fourés eine Einladung der Mad. Dupuy, Gemahlin des Stadt-Commandanten zum Diner. — Ein hohes Glück ahnend, fragte sie ihren Gatten den Lieutenant Fourés, ob er ihr erlaube der Einladung Folge zu leisten. Mit etwas verlegner Miene gab er dieselbe, jedoch bemerkend wie es sonderbar sey, daß der Commandant nicht zugleich auch ihn zur Tafel gezogen habe. — Leise erröthend sagte Pauline — wie auch ihr dies ein Räthsel sey. Ob sie wohl den Grund nicht geahnet??

Das Diner war glänzend obgleich nur wenige Gäste zugegen waren. Man war heiter, scherzte und lachte; — nur Pauline befand sich in einer ängstlichen Stimmung. Schon war man beym Dessert, als plötzlich die Flügelthüren aufge-

rissen wurden, und der Kammerdiener in den Saal rief: „der Bürger Obergeneral!“ —

Napoleon trat ein; unterhielt sich freundlich mit dem Wirth und mehreren Anwesenden — nahm die Einladung des Commandanten an eine Tasse Caffee zu trinken, und entfernte sich nach kurzer Zeit. Nicht ein Wort hatte er an Mad. Fourés gerichtet — doch oft — wenn mit Andern er sprach — sah er aufmerksam forschend nach ihr hinüber, und jedesmal schlug sie, wie Purpur erglühend, die schönen Augen zu Boden.

Drei Tage nach jenem Diner wurde der Lieutnant Fourés zum General Berthier beschieden.

„Sie sind sehr glücklich mein junger Freund,“ so redete dieser ihn an, „beneidenswerther als Einer von uns, denn Sie sind erlesen unser schönes Vaterland wiederzusehen. Der Obergeneral hat sein das Verdienst schnell erkennendes Auge auf Sie geworfen, und Sie gewürdigt der Ueberbringer von Depeschen an das Direktorium zu seyn. In einer Stunde werden Sie seinem Befehl Folge leisten und mit einem kleinen Schiffe, welches durch seine Schnelligkeit den schwerfälligen englischen Fregatten leicht entgehen wird, nach Frankreich abgehen. Hier sind Ihre Depeschen! Entledigen Sie Ihres Auftrags sich mit Gewandheit — so ist Ihr Glück gemacht.“

Erstaunt nahm der junge Mann das Paquet aus den Händen des Chefs des Generalstaabes, und sagte verlegen über eine so ganz unerwartete Auszeichnung: „Sehr wohl Bürger General, doch muß ich bitten, daß Sie einige Stunden zugeben denn meine Frau muß doch nothwendig einige Anstalten zur Abreise treffen.“

„Ihre Frau,“ rief Berthier, „was fällt Ihnen ein? Ihre Frau mitnehmen auf einem kleinen gebrechlichen, kärglich verproviantirten Schiffe, auf welchem Sie Gefahr laufen von den Engländern gefangen zu werden? Und dann Aufschub fordern, wo der Obergeneral, die größte Eile befohlen hat! Wahrlich ich bin überzeugt, nur der Schmerz sich von einer so schönen jungen Gattin zu trennen, läßt Sie so ungereimtes Zeug reden, lieber Lieutnant! — Sie reisen in einer Stunde allein. Melden Sie Ihre Sendung beim Commandanten. Adieu Bürger Fourés.“

Erstaunt über eine Gunst die ihm die schönsten Aussichten für seine Zukunft darbot, betrübt seine schöne Pauline zu verlassen, eilte Fourés nach Hause, machte seine Gattin mit dem erhaltenen Befehl bekannt und war in einer Stunde eingeschifft, um nach Frankreich zu gelangen — oder — ein Gefangner der Engländer — in Mahon oder auf einem englischen Schiffe, mit Muße an die Gunst des Obergenerals, und seine arme zurückgelassene Frau zu denken.

2.

Napoleon liebte Pauline aufrichtig, er genoß in ihrem Umgange die schönsten Stunden, aber angebetet wurde er von ihr. In Toulon vor der Abreise der Armee nach Egypten hatte sie den Besieger Italiens gesehen — um tief sein Bild in ihr Herz aufzunehmen. Nicht aus Liebe, sondern nach dem Befehl ihrer Eltern hatte sie den jungen Fourés geheirathet, und durch alle die Mittel die einer schönen jungen Frau zu Gebote stehen, wußte sie von ihrem Gatten die Erlaubniß zu erhalten ihn nach Egypten begleiten zu dürfen. — Durch vielvermögende Bekanntschaften, wurde es ihr möglich, nachdem Fourés eingewilligt hatte, auch die Erlaubniß der Behörden zu erlangen, was gewiß nicht leicht war, sie die Frau eines Subaltern Offiziers, denn ihr Mann war nur Lieutenant im 22sten Jägerregiment zu Pferde. — Unter Egyptens glühendem Himmel wurde ihr Liebe zu dem Helden genährt — endlich — hatte sie ihr Ziel erreicht — sie ruhte an der Brust Napoleons.

Nicht lange nach Fourés Abreise, der wirklich Europa nicht erreichte sondern von den Engländern gefangen wurde, trug Pauline darauf an von ihrem Gatten getrennt zu werden. Der Obergeneral bewilligte dieß — und die Entscheidung wurde durch den Ober-Commissair der Armee öffentlich ausgerufen. — Diese Maßregel war gesetzlich, nur mußte sie bei einer künftigen Rückkehr nach Frankreich, von den dortigen Gerichten bestätigt werden.

Monden verginaen, und Buonaparte liebte Pauline noch wie am ersten Tage ihrer Bekanntschaft. Abgöttisch verehrte sie ihn. Mit Wonne mit Seligkeit hätte sie ihr Leben für ihn hingegeben. Ihr Herz liebte den Mann — ihr kühner, für alles Erhabene in hohem Grade empfänglicher Geist — staunte den Helden an. Sie sonnte sich in den glänzenden Strahlen seines Ruhms. Da erhielt er Nachrichten von dem Stande der Dinge in Frankreich, und sein Entschluß war gefaßt: so heimlich doch auch so schnell als möglich dahin zurückzukehren. Erblichend erfuhr Pauline diese Nachricht aus seinem Munde. Weinend umklammerte sie seine Füße ihn bittend ihr zu erlauben, mit ihm nach Europa gehen zu dürfen — doch entschieden schlug er es ihr ab. „Die Engländer können mich fangen,“ entgegnete er ihren erneuerten Bitten, und Thränen, „was würden sie sagen wenn ein Weib bei mir gefunden würde? Liebst Du so wenig meinen Ruhm? Doch beruhige Dich, mit der ersten Gelegenheit folgst Du mir nach, ich werde es Kleber dringend ans Herz legen.“ —

Die Vorbereitungen zur Abreise wurden so heimlich betrieben, daß Niemand in der Armee etwas eher davon erfuhr, als bis General Kleber sie durch einen Tagesbefehl bekannt machte, und das Oberkommando übernahm.

Begleitet von Murat und einigen Getreuen fuhr Napoleon ab, und glücklich entkam er den ihn auflauernden Engländern. Sein Stern erstrahlte damals noch im hellsten Lichte!!! Nach einer kurzen Ueberfahrt landete er im Hafen zu Fregus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Arzt in der Wildniß.

Ein Arzt Nahmens Dr. Goede, ließ sich an einem Orte in einer weit entlegenen Gegend Nordamerika's nieder. Es war ein erst vor Kurzem angebautes großes Dorf, welches an der Gränze einer ausgedehnten Prairie zu liegen war, einer herlichen mit lieblichen Baumgruppen geschmückten Ebene. Das bis jetzt nur wenig betretene Gras prangte dort in seiner ganzen ursprünglichen Fülle, und die Mannigfaltigkeit einer bunten Blumenpracht verschönerte noch die Scene. Die Hirsche weilten noch hier, gleichsam als könnten sie sich nicht entschließen von ihren vormaligen Weideplätzen zu scheiden und zur Nachtzeit vernahm man deutlich das Geheul der Wölfe welches sich mit dem Geschrei der Eulen mischte. Das Dorf bestand aus einer Anzahl niederer Hütten, und ward, sammt der Umgegend hauptsächlich von Menschen bewohnt, welche nur der Jagd oblagen und weil sie an ihren wilden, freien, unabhängigen Sitten hingen, sich von der übrigen menschlichen Gesellschaft fern hielten. Bei ihrer Lebhaftigkeit und Gastfreiheit findet sich der Fremde dort eben so angenehm überrascht durch den herzlichen Empfang, der ihm an ihrem Heerde zu Theil wird, als wunderbar berührt durch ihre schlichten Sitten, ihre Redeweise und ihre Art zu denken.

Gewohnt an weite Wanderungen, an häufigen Wechsel des Wohnorts, an gefahrvolle Jagdunternehmungen, Durchschwimmen der Flüße und Uebernachten in der Waldung, ertragen sie Beschwerden und Mühseligkeiten mit der Geduld der Indianer. Die Bilder in ihrer Sprache sind zahlreich und Naturgegenständen entnommen, wobei sie einen großen Fond jenes Scharfsinns besitzen, der eine Folge aus gedehnter Wanderungen und einer genauen Beobachtung der Natur ist.

Einige Monate verflossen dem Doctor Goede höchst angenehm. Er durchstrich die Waldungen und die Prairien mit dem Eifer eines Menschen dem sich eine neue Welt erschlossen, reizender und schöner als die, welche er bisher gekannt. Er wanderte und ritt, jagte und fischte, nicht bloß zu seinem Zeitvertreibe, sondern auch um neue Entdeckungen im Gebiete der Wissenschaft zu machen. Die Hütte welche er bewohnte, ward bald zu einem naturhistorischen Museum; jeder Tag führte seinem Forscherssinne neue interessante Gegenstände vor. Der Schatz von Kenntnißen den er bei der nächtlichen Lampe zusammengetragen hatte, schien jetzt ins Leben zu treten, sich zu entfalten, wie die volle, bisher in der Knospe verborgen gehaltene Blüthe. Kein Windhauch fächelte, kein Regen ergoß sich, keine Blume duftete, ohne daß es ihm nicht einen Genuß verschafft hätte. Alle die Phänomen, der Natur waren für ihn Beredsamkeit, Musik und Symetrie. Er hatte über alle diese Dinge im einsamen Studirzimmer nachgedacht, jetzt aber traten sie ihm entgegen als vorhandene Gegenstände, begabt mit dem Stempel der Wirklichkeit und dem Athem des Lebens. Ganz diesen Beschäftigungen hingegeben aber, vergaß der gute Doctor etwas für seine Praxis zu thun, er suchte keine Gelegenheit auf seine Geschicklichkeit zu zeigen, und bemühte sich nicht einmal um die Bekanntschaft seiner Nachbaren. Keine prunkvollen Anzeigen belehrten das Publikum, über die großen Verdienste des Dr. Goede, oder benachrichtigten es daß er ihme seine Dienste anbiete. Ein verschmitzter Nebenbuhler benutzte diesen Umstand in der Gegend umher das Gerücht zu verbreiten, daß der neue Ankömmling geisteskrank sey, und in seiner Sinnesverwirrung Wurzeln aufsuche und Insecten fange, weßhalb es denn auch natürlich keinem der Dorfbewohner einfiel einen vermeintlich wahnsinnigen Menschen zu Rathe zu ziehen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Anfang Octobers.

Unseren diesjährigen Sommer haben weitmehr, als seine Vorgänger, Veranlassungen mancherlei Art auszuzeichnet. Von regem, patriotischen Eifer — Sie wissen, der Patriotismus versteckt sich auch oft hinter Brod- und Butter-Neid — beseelt und aufgestachelt, gingen unsere Wirthe einen wahren Wettkampf ein, wer den Anderen aus dem Sattel der öffentlichen Gunst heben, und sich selbst recht gemächlich darin hinein setzen konne? An diesen komisch-tragischen Wettkampf schlossen sich denn nun auch Fremde, die der Glaube, daß hier eine reiche Erndte zu erwarten stehe, nach Lübeck gelockt hatte, mit leeren Taschen und vollen Hoffnungen an. So etablirte sich vor dem Muhlenthore ein Hunde- und Katzentheater, das aber auch nicht im Entferntesten mit dem langgeschwänzten Schreyerschen, was bei Ihnen so viel Glück gemacht hat, verglichen werden kann. Man durfte die Hunde, ohne ihrem Schauspielertalent zu nahe zu treten, dumme Hunde und die Katzen alberne Thiere nennen, die, dem Zwirn gleich, an das Rad, das der Prügel sie drehen gelehrt hatte, gefesselt waren. Ihre klägliches Gesichter konnten wohl Bedauern und Mitleid, aber kein kitzelnden Behagen einflößen. Gern sacht der gesunde und lebensfrohe Mensch, und selbst der gelehrte Forscher, der erst vor Kurzem seine Foliantem auf die Seite schob, läßt es sich gern einmal gefallen, froh mit den Fröhlichen und selbst ein Thor unter Thoren zu seyn; aber dieses Gefühl harmloser Ausgelassenheit muß keine trübe Beimischung klaglichen Mitleides mit dem Gegenstande haben, dem wir einen Augenblick vorübergehender, doch ungestörter Lustigkeit verdanken wollen. — Ferner war vor dem gegenüber liegenden, dem Burgthore, in dem Garten des Herrn Broekwoldt ein Theatrum mundi errichtet, das eine recht bunte Mannichfaltigkeit, dabei aber durch den Verbrauch reichlichen Blitzpulvers, sehr viel Dunst und Nebel darbot, welche die Erscheinungen in einem grausenerregenden Dunkel erblicken ließen. Dieß war besonders der Fall, als die Biederkeit der französischen Garden (Texles-Worte) zum zweiten Male die Position der Engländer zu nehmen versuchte, und das fürchterliche Feuer dieser rothen Unholde jene ganz zersprengte. Am wenigsten war für nervenschwache Personen die perspectivische Ansicht des Höllenpfuhls und im Vor-

dergrunde das Feuermeer eingerichtet, auf welchem Plato mit der geraubten Seele lustwandelt und mit Wohlbehagen die gequälten Geister betrachtet. — Dann sahen wir, in dramatischer Erscheinung, zwei den Luftregionen zueilende aerostatische Figuren, deren Thun und Lassen unser genialer Buchwaldt sehr sinnreich in einem ausgetheilten Progamm vorher erklärt hatte. Dieser Erklärung zufolge, war es des seligen Kotzebue häuslicher Zwist, der in der Luft gespielt, aber nicht so geendigt wurde, wie auf Erden: denn der Eigensinn der jungen Dame war so unbezwinglich, daß sie, trotz der Nähe des Himmels, der doch wohl zu Frieden und Versöhnung hatte einladen können, dem Geliebten den Rücken zukehrte! — Auch an Feuerwerken, die aber ein Paarmal durch Wasser-Opposition gestört wurden, war kein Mangel; sie kanonirten und bombardirten, ließen auch manchen ungeladenen Gast zwischen die unvorbereitete Versammlung fallen, und schlossen gewöhnlich mit einem brillanten Tempel, der uns, wohl nicht vor Rührung, aber doch vor Rauch, das Wasser in die Augen brachte. — Und weil wir denn einmal von Tempeln reden, so dürfen wir ja wohl auch der kleinen Musen-Capelle eine kurze und zwar recht ehrenvolle Erwähnung schenken, welche die Industrie unserer Zeit, in der Person des Herrn Hörnee, am Ende seines Gartens die, Schafferei genannt, unter schattigen Bäumen und Gesträuchen erbaute. Die gelitige, wie die leibliche Unterhaltung war gut; erstere boten einige in ihren Fächern genannte Schauspieler und Schauspielerinnen; letztere ward an dem wohlbesetzten Büffet des Herrn Hörner geboten in dessen Getränken, wie man zur Steuer der Wahrheit bekennen muß, sich keine Spur von dem nachbarlichen Wasser der Wackenitz schmecken ließ.

Altona, im October.

Herr Graf Hahn, der noch immer die Vorliebe für die Lenkung eines Direktorat-Schiffes auf dem ungestümen Meer des Kunstlebens nicht verloren, hat am 15ten October die hiesige Bühne mit «die Bekenntnisse» von Bauernfeld, eröffnet. Das sehr zahlreich versammelte Publicum war mit der Vorstellung zufrieden. Weniger war dies der Fall bei Aufführung von Mozarts «Belmonte und Constance.» — Herr Rath sang den Belmonte, Mad. Rath die Constance, und Herr Börner, der bekannte und beliebte Komiker, aus Livoli und der Steinstraße, den Osmin. Wir wollen annehmen, daß bei einer neu organisirten Gesellschaft die Opernvorstellungen noch nicht ganz kraft gehen können und die folgenden genauer eingeübt werden. — Auch das sehr hübsche Lustspiel Blume: «der Ball zu Ellerbrunn» wollte aus diesem Grunde hier das Glück nicht machen, das dieses allerliebste Stück auf fast allen Bühnen Deutschlands gemacht. In den Bekenntnissen sahen wir Dlle. Hyes vom Hamburger Stadt Theater als Julie. Das sehr hübsche junge Mädchen, verrieth Talent und wird bei fortwährendem Fleiß, gewiß recht gut werden. — Herr Graf Hahn beabsichtigt, in möglichst kurzer Zeit uns Adams «Postillon» von Lonjumeau und Auders «Gesandtin» vorzuführen. Möge Fortuna ihn begünstigen. —

p.

Zweites Theater.

Hamburg, im October.

Am verflossenen Sonntage sahen wir auf dieser freundlichen Bühne drei neue Stücke «die Heirath durch ein Vergißmeinnicht» von Achat, «Neffe und Onkel,» nach dem Französischen von Bosmar, und «Fröhlich» ein musikalisches Duodrama. Von diesen ist das erste eine höchst unbedeutende Kleinigkeit, das zweite hingegen ist ein niedliches Stück, welches manche ergötzliche Scenen darbietet. Ohne einige süßeandirte Zweideutigkeiten, geht es freilich nicht ab, und so lange sie nur noch süßeandirt und nicht ganz unverdeckt uns entgegen treten, fügen wir uns, da es nun einmal nicht anders sein soll, in die Nothwendigkeit. Die Aufführung war eine recht gute, namentlich war Herr Kronge als Dr. Wender an seinem Platze; auch Herr Land als Breitenstein verstand es bei den Zuschauern Lachen zu erregen. Mad. Boesmann hatte zu viel Ernst und Strenge angenommen. Sehr auch sonst die alten Schwiegermütter, wenigstens auf der Bühne, nicht im besten Credit, so spricht doch diese Schwiegermutter zu verständig, als daß sie nach der gewöhnlichen Auffassungsweise der Schwiegermütter vollen dargestellt werden mußte. Das Publikum welches nicht wußte was es den Preis zuerkennen sollte, rief nach beendigter Vorstellung Alle heraus. Großen Beifall fand auch das dritte Stück, wie denn überhaupt die musikalischen Quodlibets auf diesem Theater, in der Regel des Erfolges gewiß sind. Herr Gödemann exercitirte als Christ fröhlich, und wußte namentlich durch einige Anspielungen, und durch herzhafte Wiederholung eines da capo-verlangten Kusses, sich Beifall zu erwerben. Die Rolle der deutsch-französisch sprechenden Hermaphrodine war bei Mad. Boesmann gut aufgehoben und zum großeren Theile auch die des Herrn von Degen bei Herrn Kronge. Thusnelde von Degen und Anna mit dem Beinamen «aus dem Hamburger Butterkeller in der Steinstraße,» bei der aber die Spuren des Butterkellers gänzlich verlilgt sind, wurden durch die Damen Breydter und Fabrizius genügend dargestellt.

Musikalisches.

Schon vor einem Jahr haben wir den musikalischen Theil unserer Leser auf den ausgezeichneten Tonkünstler und Componisten Herrn Musikdirector Kloss aus Berlin aufmerksam gemacht, welcher damals beabsichtigte auch in unserm Hamburg mehrere von Vorlesungen begleitete Concerte zu geben, wie er solche bereits in Berlin mit dem größten Beifalle aufgeführt. Die Familienverhältnisse des wackeren Künstlers verhinderten damals die Ausführung dieses seines Planes, und riefen ihn nach Preußens Hauptstadt zurück. Jetzt aber ist er wieder bei uns eingetroffen, und zwar, wie wir mit Freuden vernehmen, um sich heimisch in Hamburg niederzulassen. Die Gediegenheit und die wissenschaftliche Bildung dieses trefflichen musikalischen Theoretikers und Practikers sind so allgemein anerkannt, daß es unnöthig ist, noch etwas darüber zu sagen, und so ist die Ansiedelung desselben in unserer Mitte für alle Freunde der Tonkunst als ein wahrhafter Gewinn zu betrachten. Herr Musikdirector Kloss wird dem Vernehmen nach sich schon am Anfange des nächsten Monats bei den Musikfreunden Hamburgs auf eine Weise einführen, welche zu gleicherzeit, seinem Kunsttalent wie seinem Herzen Ehre macht, er wird in der großen Michaeliskirche ein Orgelconcert veranstalten, dessen Ertrag, wie es heißt einem wohlthätigen Zwecke bestimmt werden soll, und in welchem er auch die schöne von ihm componirte Cantate aufführen wird, die sich kürzlich in Berlin und Dresden, wo der menschenfreundliche Tondichter dieselbe, für eine gleich edle Absicht zu Gehör brachte, des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen hatte. D. R.

Montag, den 23sten October zum Ersten male: „Der letzte Wille,“ Schauspiel in 3 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 128 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Pauline.

Novellette von Ludwig Meyer.

(Fortsetzung.)

3.

Der 18te Brumaire war vorüber, das Directorium gestürzt, die Consular-Regierung eingerichtet und die Macht eines Königs in Buonapartes Hände gegeben. Neben dem ersten Consul herrschten noch Cambacérès und Lebrun — doch war ihr Wirken nur untergeordnet — der Geist Buonapartes machte allein Frankreich glücklich — sein Ruhm tönte auf dem ganzen Erdball wieder. —

Die Verhältnisse Paulinens hatten eine für ihr Herz sehr traurige Wendung genommen. Lange — sehr lange Zeit konnte sie der Stimme ihres Herzens nicht folgen, mußte sie in Egypten, jetzt für sie nur eine große Wüste, zurückbleiben, da keine Gelegenheit sich fand, sie nach Frankreich überzuführen; — erst als der tapfere Kleber durch die Hand des fanatischen Mauren gefallen war, gelang es ihr, mit Desgenettes der brüderlich sich ihrer annahm, des Vaterlandes Boden wieder zu betreten. Sie eilte nach Paris — doch wie hatte sich Alles hier geändert! Napoleon herrschte mit fast königlicher Macht im Pallaste der Clodwigs; Josephine seine Gemahlin, neben ihm. — Sie bat um eine Zusammenkunft — er versagte sie ihr — doch befahl er Duroc ihr ein Haus zu kaufen und ihre Lage unabhängig und sicher zu stellen.

In dem kleinen Hause zu Belleville auf der Seite vor Près-Saint-Gerwais, flossen ihre Thränen um den Mann den sie so gränzenlos geliebt. Sein Bild hing in ihrem Zimmer, anbetend verehrte sie es. Sie sprach ihn nie wieder! Auch Buonaparte dachte noch oft der schönen Stunden Egyptens — doch der Herrscher in den Tuilerien — wußte diese Regung seines Herzens bald zu besiegen.

4.

Es war große Revue im Hofe der Tuilerien. — Die alten Bataillons von Marengo sollten Parade vor dem ersten Consul machen. Alle Fenstern des großen Schlosses waren von Damen und Herren gedrängt voll, die den Helden des Tages bewundern wollten. In einem den Blicken der Menge nicht sehr ausgesetzt gelegenen Fenster, bemerkte man eine sehr schöne blasse junge Dame, dunkelblonde Locken stahlen sich unter ihrem Kopfputz hervor, und die schönen Augen schienen durch Weinen gelitten zu haben. Mit dem weißen

Taschentuche verhüllte sie größtentheils das Gesicht. Duroc hatte sie in jenes abgelegene Fenster geführt.

Das Volk hatte sich durch die Gitter gedrängt, und stand im Hof des Schlosses. Der erste Consul kam herab, tausendstimmiges Lebehoch empfing ihn! Ein junger Mensch von etwa 15 bis 16 Jahren hatte sich in die vorderste Reihe der Zuschauer gedrängt. Sein Gesicht war bleich — sichtlich erzitterte er — und angstbeklemmt griff er oft in die Brusttasche seines abgetragenen schwarzen Rockes. — In dem Augenblicke nun da das Volk in begeistertes Freudengeschrei, bei der Ankunft Napoleons ausbrach, stürzte er auf ihn zu und reichte ihm ein Papier hin. Ein Schrei des Entsetzens hörte man aus dem entlegnen Fenster, doch im Augenblick war der junge Mensch zu Boden gerissen, und sollte abgeführt werden; „hören Sie mich Bürger erster Consul, schrie der Jüngling mit einer das Herz ergreifenden Stimme, „im Namen Gottes hören sie mich." —

Napoleon warf einen Blick auf das von Gram entstellte Gesicht des Jünglings, winkte ihn vorzuführen und fragte, dicht vor ihn hintretend, mit bezaubernder Milde: „Was willst Du von mir Knabe?" Bebend sank dieser in die Knie und stammelte zitternd eine Bittschrift überreichend: „Lesen Sie mein General."

Aufmerksam las Napoleon die Bittschrift durch, sah dann mit innigem Mitgefühl auf den noch immer vor ihm Knieenden und sagte: „Steh auf mein Sohn, nicht vor Menschen, vor Gott dem Herrn allein muß man knieen."

Der Jüngling erhob sich. „Deine Mutter lebt in Paris," fuhr Napoleon fort.

„Ja mein General," schluchzte der Gefragte.

„So sage ihr daß ich ihr eine Pension von 1200 Francs gebe. Man soll ihr das letzt verflossene halbe Jahr nachzahlen."

Abermals sank der Jüngling zu Boden, und umfaßte die Kniee des Helden. Er wollte sprechen doch vermochte er es nicht, die Brust schien ihm zu zerspringen — „Sie sind ein Engel," schluchzte er endlich unter heißen Thränen, Sie sind ein Gott für meine arme Mutter!! Mögen Sie ewig glücklich seyn."

Lächelnd legte der Sieger von Marengo dem jungen Menschen die Hand auf die Schulter und sagte: „Willst Du Dienste nehmen mein Sohn, so melde Dich bei Junot dem Commandanten von Paris, der wird Deinetwegen mit dem Kriegsminister reden. Grüße Deine Mutter von mir."

Und er ging zu seinen alten versuchten Kriegern die ihn mit freudigem Willkommen begrüßten.

Die blasse blonde Dame zerdrückte eine Thräne im Auge, und sagte: „Ja ja er ist ein Gott!! Glückliche Josephine! Arme unselige Pauline!"

Der unglückliche junge Mensch war der Sohn des Gouverneurs der Bastille, der am 14. Juli erschlagen worden war. — Er hing mit treuer Liebe an dem Consul, an dem Kaiser Napoleon — und starb als Oberst — unter dem Eise der Berezina.

Der Consul ritt durch die Reihen seiner Tapferen, mit vielen Einzelnen sich unterhaltend, nach ihren Bedürfnissen fragend und sich überzeugend, ob die Krieger die ihr Blut für das Wohl Frankreichs, für seinen Ruhm vergossen hatten auch zufrieden wären, ob seine strengen Befehle auch pünktlich vollzogen würden. Als er bei der Regiments Musik der Grenadiere vorüber ritt, blieb er plötzlich halten und sprach zu einem jungen Tambour: „bist Du nicht Camerad der Tambour, der bei Zürich mit durchschossenen Armen, noch zum Angriff schlug. Massena hat mir die wackere That berichtet."

„Ich bins General," entgegnete der Angeredete.

„Brav mein Sohn — fahre so fort und Du wirst ein wackerer Mann werden. Es ist meine Pflicht meinen Soldaten zu zeigen, wie ich Tapferkeit zu lohnen weiß. Du bist Unteroffizier in der Consulargarde, ich werde noch ferner an Dich denken."

Als der Consul sein Pferd wandte fiel zufällig sein Blick nach jenem Fenster. — Erschreckt zog die Dame sich zurück. Eine leichte Röthe überflog Napoleons Gesicht, heftig drückte er seinem Hengst Désire, die Sporen in die Flanken und flog hindurch zu den Cavallerie- und Artillerie-Regimentern.

Man hat die blonde Dame nicht wieder in den Tuilerien gesehen.

(Der Beschluß folgt.)

Der Arzt in der Wildniß.

(Beschluß.)

Seine eigene Lebensweise schien diese Verläumdung zu bestätigen. Seine Gesichtsfarbe war bleich und fahl; sein starker schwarzer Bart blieb oft acht Tage lang unberührt, und in seiner gelehrten Nachlässigkeit erschien er oft ohne Hut, ja mitunter trug er wohl gar an dem einen Fuß einen Stiefel und an dem anderen einen Schuh. Sein sorgfältiges Einsammeln von Kräutern und Insecten mußte natürlich für eine wahnsinnige Handlung von Menschen gehalten werden, welche keinen Begriff von dem Nutzen einer solchen Beschäftigung hatten. Ueberdem hatte er eine Krähe gezähmt, einen Vogel, gegen den die Dorfbewohner einen gewaltigen Abscheu hegten; auch hatte er eine schwarze Katze bei sich, welches nicht wenig dazu beitrug ihn verdächtig zu machen.

Er sah sich bald von jedermann gemieden. — Woche verging auf Woche und in der ganzen Gegend forderte kein Kranker den Doctor Gloede auf ihm Beistand zu leisten. Er wunderte sich gewaltig darüber und zerbrach sich vergeblich den Kopf über diese Vernachlässigung. Er sah, daß man sich sogar vor ihm scheuete; aber sowohl seine Bescheidenheit, als seine unabhängige Lage hielten ihn ab nach der Ursache zu forschen.

Endlich aber erschöpften sich seine Finanzen, und der Mangel mit allen seinen Unbequemlichkeiten trat ihm entgegen. — Es giebt eine Wahrheit welche nur selten Ausnahmen erleidet, die nehmlich: daß eine gute Handlung stets belohnt wird. Dies bewährte sich auch bei unserem guten Doctor. Eines Tages, als er in einiger Entfernung vom Dorfe umherstrich, drangen aus einer Hütte, an der sein Weg ihn vorüberführte, dumpfe Töne zu ihm her, so als ob darinnen jemand Schmerzen leide, und theilnehmend trat er ein. Ein armes Weib, eine Wittwe, welche mit der Arbeit ihrer Hände eine zahlreiche Familie ernährte, lag dort an einem schweren Fieber krank, neben ihr saß ein hübsches, 14 jähriges Mädchen, die Tochter eines wohlhabenden Mannes aus der Nachbarschaft; sie pflegte die Kranke und suchte ihre Qualen zu lindern. Ohne viel zu fragen, leistete unser guter Doctor der Kranken jede Hülfe die in seiner Macht stand, auch verließ er ihr Lager erst als die gefährlichen Symptome verschwunden waren. Das junge Mädchen, welches bei seinem Erscheinen anfangs zurückschauderte ward bald durch seine freundlichen Worte beruhigt, und staunte über seine Bemühungen und deren glücklichen Erfolg.

Doctor Goede besuchte von nun an die Kranke täglich, bis sie gänzlich wiederhergestellt war; dann aber wieß er bestimmt jede Vergütigung für seine freiwillige Dienstleistung zurück.

Die Genesene, eine verständige Frau, sah bald ein, daß sie es mit einem redlichen geschickten Manne zu thun habe und berichtete ihm, wie es sein Nebenbuhler angefangen um ihm in den Augen der Nachbaren zu schaden. — Dr. Goede that die etwas wie andere Menschen; er lächelte nur über die Arglist seines Nebenbuhlers, und um sie zu vereiteln, so wie um seinem sehr fühlbaren Geldbedarfe abzuhelfen, ersann er einen drolligen Plan. Obgleich seine zurückgezogene Lebensweise ihn bisher von seinen Nachbaren fern gehalten hatte, war er doch mit ihrer Denk- und Redeweise bekannt geworden, denn er hatte sie schweigend beobachtet. Sein Plan war demnach bald fertig. Er nahm eine weiße Karte, zeichnete mit rother Dinte einen Triangel und einen Cirkel darauf und mehrere griechische Buchstaben, und benachrichtigte das Publikum, daß Doctor Goede, der siebente Sohn eines berühmten Indianischen Arztes, alle Krankheiten durch die Wundertafel der Hygieia oder Kickakao Panacea, welche er allein besitze, heilen werde."

Es war ein glücklicher Gedanke! Die wunderbaren Eigenschaften eines siebenten Sohnes waren in der ganzen Gegend anerkannt, auch waren die Indischen Aerzte bei unsern Grenzbewohnern hoch berühmt. Der bisher für wahnsinnig gehaltene Fremdling ward plötzlich zu einem hochbegabten Medicus, die Krähe, die schwarze Katze, und die Naturaliensammlung wurden Gegenstände ehrfurchtsvoller Neugier. Vergebens nannte ihn der bisherige Arzt des Dorfs einen Betrüger; vergebens äußerten einige Ungläubige ihre Zweifel. Vor der Thür des siebenten Sohnes drängten sich bald Kranke und Leidende; unter dem Schwarm welcher heranfluthete, befand sich auch Herr Jones, der Vater des obenerwähnten 14jährigen Mädchens, ein wackerer, gastfreier Mann, den der Bericht seiner Tochter gar sehr für unsern Arzt eingenommen hatte. Sie wurden bald vertraute Freunde, und da Herr Jones ein sehr aufgeklärter Mann war, machte ihn Doctor Goede mit seinem Plane bekannt, den jener darauf nach möglichsten Kräften zu fördern suchte.

Der Erfolg der magischen Tafel übertraf alle Erwartung, und der Ruf des siebenten Sohnes verbreitete sich mit großer Schnelligkeit. Alle großen Arzneiflaschen wurden verbannt, ja man fing schon an sich zu wundern, wie es noch Menschen geben könne, welche sich entschließen könnten garstige Medizin zu verschlucken, da sie doch durch die bloße Betrachtung eines Kartenblatts ihre Gesundheit zu erkaufen vermöchten. Der Glaube allein war erforderlich um dem Zauber Kraft zu verleihen. Zwar blieb die Wirkung der magischen Tafel mitunter aus, das aber ward alsdann dem Unglauben der Kranken zugeschrieben; die Folge der glücklichen Curen war, daß der Ruf unseres Arztes sich nicht bloß über die ganze Umgegend ausbreitete, sondern daß ihm auch aus der Ferne viele Kranke zuströmten, so daß der bisherige Arzt sich genöthigt sah, sich einen anderen Wirkungskreis zu suchen.

So standen die Dinge als mich, den Erzähler dieser Skizze, meine Wanderung im westlichen Nordamerika nach jener Gegend führte. Doctor Goede, dessen Ruf auch bis zu mir gedrungen war, war früher mein Universitätsfreund gewesen, da aber seitdem wir uns zum Letztenmale sahen, mehrere Jahre vergangen waren, so hoffte ich daß er mich nicht so leicht wiedererkennen würde, und dicht in meinen Mantel gehüllt, trat ich zu ihm ein. Er bewohnte jetzt ein geräumiges Haus dessen Zimmer fast sämmtlich Kranke aus ferneren Gegenden inne hatten; er saß in seinem Studirzimmer in welchem weder die Naturaliensammlung, noch die schwarze Katze, und die Krähe fehlten. Er hatte seinen schwarzen Bart lang wachsen lassen, und das Haupt mit einer achteckigen, tief in das Antlitz gedrückten Mütze bedeckt, unter welcher seine klugen Augen schlau hervorblitzten.

Nachdem einige Kranke, welche ihm so eben ihr Leid beklagt hatten, von ihm entlassen worden waren, wandte er sich zu mir, mit der Frage: „An welchem Uebel ich leide?" Ich schützte Halsschmerzen vor, denn ich wollte mich nicht so gleich zu erkennen geben; sein scharfes Auge aber hatte mich längst erkannt und lächelnd schloß er mich in seine Arme.

Nachdem wir der Freude des Wiedersehens einige Zeit gewidmet hatten, fragte ich ihn, ob er rücksichtlich seines Treibens auch mit seinem Gewissen ganz und gar im Reinen sey. Er entgegnete mir: „Die Schäfte der Krankheiten, von welchen die Menschen gequält sind, haben

ihren Sitz in der Einbildung und müssen demgemäß behandelt werden. Nach diesem Grundsatze verfahre ich, und die Erfahrung hat mir bewiesen, daß der Glaube weit mehr bewirkt als jede Arzenei."

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Die, welche am meisten über Gott schwatzen und schreiben, haben meistens am wenigsten Gott erkannt und erfaßt. Das Mädchen, das von ihrer Unschuld spricht, hat meistens keine mehr. Es giebt viele Dinge, deren Nichtdasein eben durch Erwähnung ihres Daseins angedeutet wird.

Für die größte Seligkeit, die ich die stille nennen möchte, haben wir keine Worte, kaum deutliche Gedanken. Zu solchen Stimmungen vermögen wir bisweilen die Blumen zu verstehen. Eine stille Träumerei ruht auf den Blumen, und um Träume zu verstehen, bedarf es ja immer einer eigenen Seelenstimmung. Bei manchen tritt sie nie ein, und sie lachen über den Thoren, der in der stillschwimmenden Wasserlilie und dem Bienenumschwirrten Veilchen mehr sieht als Formen, Farben und Duft.

Schönwissenschaftliche Berichte.

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im October.

Stadt-Theater.

Freitag den 30sten October: „Die Nachtwandlerin," Oper von Bellini. Mad. Fischer, Maraffa vom italiänischen Theater zu Cadix: Amine als erste Gastrolle.

In Mad. Fischer Maraffa lernten wir eine Künstlerin mit vielen großen Vorzügen und einigen Mängeln kennen. Zu ersteren gehören: eine vorzügliche Schule nach trefflichen italiänischen Mustern gebildet, leichter gewandter Vortrag, sehr schöne Coloraturen, ausgezeichnet schöne Triller, sehr deutliche Aussprache des Textes, und die Kunst, bei gewissen difficilen Stellen ein mezza voce anzuwenden, welches vollkommen den von der Künstlerin beabsichtigten Zweck erreicht. — — — Zu den Mängeln rechnen wir: einen etwas spitzen Ton in den obern Regionen der Stimme, die viel zu häufige, wir möchten fast sagen stereotype Anwendung des Triller's, ein fühlbarer Mangel an Innigkeit und eine gewisse Fremdartigkeit des Dialekts, die sich auch häufig durch Zerreißen von Worten kund gab, als: Schmerz, für Schmerz, Herz, für Herz, und dergl. mehr.

Wir glauben nicht der Mad. F. zu nahe zu treten, wenn wir die Behauptung aufstellen, daß dieselbe eine vortreffliche Concert-Sängerin, aber, wenigstens nach der heutigen Leistung, wo übrigens noch die Individualität der Parthie störend entgegen wirkte, keine dramatische Sängerin ist. Man braucht nicht die süßflötende Sophie Löwe, die geniale Schröder-Devrient, Fanelli a Pixis, die Copie der unerreichbaren, dem Meister vorangeeilten Malibran als Amine gehört zu haben, sondern nur unsre heimische Künstlerin Mad. Walter in dieser Parthie zu kennen, um mit uns gleicher Meinung zu seyn. Mad. F. erhielt vielen Beifall, doch fand derselbe jedesmal ziemliche Opposition. A quoi bon?? Mad. F. verdient ihn gewiß eben so gut wie jede fremde Sängerin, die uns seit Abgang der Mad. Pixis vorgeführt worden ist.

Was unser Orpheus-Wurda als Elvin leistet, ist nicht allein hier, sondern in ganz Deutschland hinlänglich anerkannt. Gewiß singt ihm kein deutscher Sänger diese Parthie nach — ob selbst ein italiänischer — ist die Frage. Der Beifall den er sich errang war enthusiastisch und konnte auch nicht anders seyn. — Wurda singt nicht allein durch seine Kunstfertigkeit — nein auch die Seele — das unendlich tiefe Gemüth in seinem Gesang reißt unwiderstehlich hin. — Hamburg ist stolz auf seinen Wurda — möge es noch lange diesen Stolz sich erhalten sehen. — —

Das Haus war sehr gut besetzt — eine Bemerkung die der Berichterstatter in den letzten 6 Monden leider nicht oft machen konnte.

Musikalisches.

Wir machen unsere freundliche Leser aufmerksam auf den jungen talentvollen Pianisten, Herrn Taufig aus Wien, welcher am Sonnabend den 31sten dieses ein Concert im Apollosaale geben wird. Dieser ausgezeichnete siebzehnjährige junge Künstler, ein Schüler des berühmten Thalberg, hat bereits auf seiner Kunstreise in den vorzüglichsten Städten Deutschlands seine große Virtuosität auf so ruhmvolle Weise dargethan, daß alle Musikfreunde sich von dieser seiner musikalischen Abendunterhaltung einen ungewöhnlichen Genuß versprechen dürfen. Der junge Concertgeber wird darin folgende Piecen vortragen: Phantasien von Thalberg mit Motiven aus den Hugenotten und der Straniera, Variationen von Herz u. s. w. Das Sängertalent ausgezeichneter hiesiger Künstler wird den jugendlichen Virtuosen unterstützen, und dazu beitragen dem Concerte eine angenehme Mannigfaltigkeit zu verleihen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25sten October: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 129 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Der Grabstein ohne Inschrift.

Ich liebe eine Wanderung hinaus auf's Land; fern von dem lärmenden geschäftigen Getreibe der Stadt athmet mein Herz dort leichter und freier. — Es sind jetzt zwei Jahre, als mich meine Dienstpflicht nöthigte die Hauptstadt zu verlassen, und mich nach Dover, dem Schlüssel des Continents, zu begeben. Da mich aber keine große Eile trieb, beschloß ich, hin und wieder von der Landstraße abzuweichen, und freundliche Seitenpfade aufzusuchen; das Wetter begünstigte mein Vorhaben, und so schlenderte ich auf sehr angenehme Weise bis nach der Stadt Canterbury. Nachdem ich dort übernachtet hatte, wanderte ich am folgenden Morgen weiter, bis ich ein Dörfchen erreichte, wo ich beschloß zu rasten und mich zu erfrischen, und welches so friedlich, so ganz abgesondert von der übrigen Welt dalag, daß selbst die Einsamkeit sich keinen passenderen Wohnsitz hätte wählen können. Es gab dort keine Herberge, aber eine freundliche Frau reichte mir einen Trunk Milch für den sie durchaus keine Vergütigung annehmen wollte; dann betrat ich, wie ich es bei meinen ländlichen Streifereien stets zu machen pflege, die heilige Gränze des kleinen Gottesackers. Der Tod hatte auch hier fleißig sein Amt verwaltet, denn viele weiße Steine und grüne Hügel erzählten auch hier von der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Es giebt keine Betrachtung, mehr geeignet die Seele mit heiligen Gefühlen zu erfüllen, als diejenige welche sich uns zwischen den Behausungen der Todten aufdrängt; diese Stätte ist das Band, welches die Zeit mit der Ewigkeit verbindet. Hier fühlt der Mensch, indem er die Berichte der Sterblichkeit liest, seinen Stolz gedemüthigt; hier werden Haß, Neid und Bosheit machtlos; denn wer könnte diesegehäßigen Leidenschaften gegen seine Staubesbrüder nähren, bei der vor ihm liegenden Gewißheit, daß der Tod alle Menschen gleich macht? Hier lernt man die Zeit schätzen, denn manche Blüthe ward schon in frühster Zeit weggerafft; man lernt hier begreifen, wie schnell Jahre vergehn, denn hier gewahrt man Denkmahle verschiedener Generationen, welche in einem und demselben Grabe ruhn.

Als ich nun so zwischen den Grabsteinen umherschlenderte und ihre Inschriften las, fielen meine Blicke auf den Todtengräber, einen Greis mit Silberhaaren, welcher so eben beschäftigt war ein neues Grab aufzuschaufeln. Unfern der Stelle wo er arbeitete, gewahrte ich ganz in einem

Winkel einen Grabstein, der keine Inschrift trug, und von einer alten Ulme überschattet wurde. Auf dem Stein war weder eine Jahreszahl noch ein Buchstabe zu schaue, der Rasen aber, der die Staubeshüllen derjenigen bedeckte die darunter schlummerten, war keineswegs vernachlässigt, sondern sorgsam gepflegt.

„Wen deckt dieser nahmenlose Grabstein?“ fragte ich den Todtengräber, welcher sich so eben um auszuruhn, auf seinen Spaten stützte. „Der Grabsteinhauer hat die Inschrift vergessen.“

„Nicht so,“ versetzte der Greis, indem er schmerzlich sein Haupt schüttelte. „sie wollte es so, und unser Herr Pfarrer hat sich darin gefügt.“

„Ein seltsames Verlangen das, ein Grabstein ohne Inschrift,“ bemerkte ich. Der Greis lächelte, aber es war ein schwermüthiges Lächeln. Nach einer kurzen Pause erwiderte er: „Nennt es immerhin wie Ihr wollt,“ lieber Herr, das ist eine lange Geschichte und ich habe keine Zeit sie Euch zu erzählen, da ich dieses Grab fertig schaffen muß. Unser Herr Pfarrer weiß um Alles — seht da kommt er grade herangeschritten.“

Ein ehrwürdiger Mann näherte sich uns, dessen Antlitz den Ausdruck von Sanftmuth und Milde trug. Eine stumme Verbeugung machte den Anfang unserer Bekanntschaft, bald aber befanden wir uns in einem anziehenden Gespräch rücksichtlich des nahmenlosen Grabes; er sah daß mich die Sache sehr interessirte, lud mich ein, sein einfaches Mittagsmahl mit ihm zu theilen, und erzählte mir nach Beendigung desselben dasjenige, was ich hiemit meinen freundlichen Lesern vorlege.

In dem romantisch gelegenen Dorfe ** lebt eine Dame, eine Wittwe, mit ihrer einzigen Tochter. Sie befanden sich schon seit mehreren Jahren hier, ja Jenny Courtney hatte eigentlich keine andere Heimath gekannt, denn der frühzeitige Tod ihres Gatten und die dadurch verursachte Verminderung ihres Einkommens, hatte Mistreß Courtney genöthigt, sich aus der großen Welt in dieses einsame aber liebliche Dorf zurückzuziehen, in welchem Jenny wie eine anmuthige Blume in unschuldsvollem Frieden zur Jungfrau heranblühte. Das Häuschen welches sie bewohnten, war im Vergleich zu ihrer früheren Behausung nur klein, aber es war Raum genug darin um zufrieden zu seyn, und so empfanden sie jenes Glück, welches aus einem ruhigen Gemüth entspringt. Ein alter Diener, welcher schon viele Jahre im Dienste der Familie gestanden und eine jüngere Magd, machten ihre ganze Dienerschaft aus, als aber Jenny das sechzehnte Jahr erreicht hatte, ward die Zahl der Hausgenossen durch eine unverheirathete Tante vermehrt, welche ihren Wohnsitz bei ihnen aufschlug. Diese war von hoher Gestalt, ihr Antlitz hatte einen Ausdruck von Milde und Gutmüthigkeit, und nur bei gewissen Angelegenheiten wurden ihre Züge furchtbar und schreckenvoll; aus ihren Augen flammte alsdann ein wildes Feuer, und die plötzliche Veränderung ihres ganzen Wesens machte schaudern. Hier kürzlich ihre Geschichte.

Sie hatte in ihrer Jugend ihr Herz einem jungen Manne geschenkt, welcher für den geistlichen Stand erzogen worden war, von dem sie aber nicht wußte, daß er dem catholischen Glauben angehöre. Als sie dieß erfuhr, und ihr Geliebter sich nach Rom begab um dort in einen geistlichen Orden zu treten, folgte sie ihm nach Italien, wo sie zu der catholischen Religion übergieng und als Nonne in ein Kloster trat, dessen Beichtiger ihr Geliebter war. Nach dessen frühzeitigem Tode aber, faßte sie in ihrem erentrischen Sinne den Entschluß, wieder zu dem protestantischen Glauben zurückzukehren, und als ihr dieß auf das Strengste verweigert ward, entfloh sie insgeheim aus der klösterlichen Haft, und erschien plötzlich wieder bei ihren Verwandten, welche sie längst für todt gehalten hatten. Ihr ohnehin zum Abenteuerlichen und Romantischen geneigter Sinn, war durch die Schicksale welche sie erlebte, noch exentrischer geworden, ja es ward behauptet, daß sie eine Seherkraft besitze, welche sie in den Stand setze, zukünftige Dinge vorauszusagen. — Dieß war das Wesen, welches nach mehreren Jahren die Gesellschafterin und Lehrerin Jennys wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Pauline.

Novellette von Ludwig Meyer.

(Beschluß)

5.

Das Jahr 1804 erhob Napoleon zum Kaiser der Franzosen. Josephine saß neben ihm auf dem Throne — Pauline betete für ihn in dem kleinen Hause zu Belleville. Jahre auf Jahre vergingen — das Glück Napoleons hatte den höchsten Gipfel erreicht — er beherrschte die Welt. — Immer noch jene treue Liebe bewahrte Pauline in ihrem Busen für den Mann der einst sie beglückt — täglich noch betete sie vor seinem Bilde — täglich flehte sie den Herrn der Heerschaaren an, sein Leben zu erhalten, seinen Ruhm zu vergrößern. — Da kam das Jahr 1812 — der Stern Napoleon's fing an zu bleichen — allein, flüchtig kam er zurück aus den russischen Eissteppen. Neue Anstrengungen erhoben ihn wieder zu der alten Höhe — doch nicht treu blieb ihm Fortuna, und verlassen von seinen Marschällen — verlassen von den Männern die er groß gemacht hatte — wurde er genöthigt in Fontainbleau zu resigniren — und verbannt auf der Insel Elba zu leben. — Tiefer Schmerz durchzuckte Paulinens Seele. In seinem Glück hatte sie es ertragen ihn nicht zu sehen — im Unglück beschloß sie zu ihm zu

eilen. Noch mit dem Plane hierzu beschäftigt, hörte sie plötzlich, wie er in Frankreich wieder gelandet, wie Alles ihm zuströmte, wie die Bourbonen aufs Neue das Land verlassen mußten. Der Kaiser zog in Paris ein. Wer beschreibt das Gefühl Paulinens?? Doch nur kurze Zeit währte sein Triumpf, nur arme 100 Tage — da verlosch ganz der schon verblichne Stern. Geschlagen durch den Muth der Feinde — durch den Verrath der Freunde, floh Napoleon von Belle Alliance. Sein Geschick war erfüllt, die Engländer führten ihn nach St: Helena. — Paulinens Herz wollte brechen — doch ein Gedanke erhielt sie — ihn wollte sie wiedersehen, durch tausend Gefahren zu ihm dringen — und dann vor Wonne sterben.

6.

Im Monat Juny des Jahres 1821 finden wir Pauline in Rio-Janeiro. Jahrelang hatte sie vergebliche Mühe sich gegeben, zu dem Manne zu dringen, der einst eine Welt zu seinen Füßen gesehen, und der jetzt auf einem Felsen im Meere angekettet, seines Weibes, seines geliebten Sohnes, all der Seinigen beraubt, elender war als der gemeinste Missethäter; alle Bemühungen scheiterten an der Wachsamkeit der Engländer, an der schlauen Vorsicht jenes Mannes der den gefangenen Löwen zwar bewachen sollte, doch sicher nicht den Auftrag hatte, ihn langsam, schmählich zu Tode zu peinigen. Ach Niemand besser als Pauline die so genau ihn gekannt, wußte, daß er dies Leben nicht lange ertragen konnte, und daher setzte sie auch Alles daran, ihn noch einmal zu sehen. Ihre edle Seele überwand jede weibliche Furcht, und wirklich war sie jetzt dem Ziel näher als je. Von Rio-Janeiro aus, hoffte sie St. Helena zu erreichen.

Es war ein stürmischer Tag. Tosend heulte der Wind durch die Straßen die öde und menschenleer waren. Ein feiner durchdringender Regen durchnäßte sie bis auf die Haut. Pauline lief auf dem Quai des Hafens umher und wartete der Ankunft eines Schiffes, das signalisirt worden war, und bald in den Hafen einlaufen sollte. Mit glühender Ungeduld harrte die Arme auf Nachrichten von dem angeschmiedeten Prometheus. Gerüchte meldeten ihn gefährlich krank.

Endlich war das Schiff im Hafen beigelegt — die Chaloupe wurde ausgesetzt, der Capitain fuhr ans Land.

Es war eine englische Brigg die so eben vor Anker gegangen war. Kaum war der Capitain auf dem Hafendamm, als Pauline sich an ihn drängte, und um Neuigkeiten von St. Helena bat. Sie sagte ihm: sie sei eine Französin und die Ihrigen wären im Gefolge des Kaisers auf jener Insel.

„Nun denn Madame so freuen Sie sich," versetzte der Capitain, bald werden Sie mit den Ihrigen sich vereinigen können, denn am 5ten May ist der General Bonaparte auf Helena verstorben."

Starr wie eine Marmorstatue stand das unglückliche Weib und stierte mit erloschenen Augen den Engländer an. Dieser in dem Glauben sie setze Zweifel in seine Worte sagte ihr: „Auf Ehre Madame, es ist wie ich Ihnen meldete, ich bringe die desfallsigen Depeschen hierher."

„Nun denn, so sey Gott mir gnädig!" rief die Unglückliche. — „Napoleon — ich folge Dir," und ehe Jemand sie verhindern konnte, sprang sie vom Hafendamm ins Meer.

Die Wellen rauschten über ihr zusammen, und im nassen Grabe lag das treueste Weib. Ihr Leichnam wurde niemals gefunden.

Anecdoten-Gallerie.

Ein junger Engländer, ward während seines Aufenthalts zu Neapel, von einem Neapolitanischen Cavalier an den er empfohlen worden war, in eine vornehme Abendgesellschaft bei einer Dame von hohem Stande eingeführt. Während er sich dort befand, ward ihm seine goldene Tabatiere entwendet. Am folgenden Tage befand er sich in einem anderen geselligen Kreise und gewahrte zu seinem Erstaunen, wie ein Herr aus der Gesellschaft die ihm gestohlene Dose hervorzog und eine Prise daraus nahm. Er drängte sich rasch zu seinem Freunde. „Der Herr da im goldgestickten Kleide," flüsterte er ihm zu, „schnupft Taback aus der mir gestern entwendeten Tabatiere, kennen Sie ihn?"

„Leise, leise," warnte der Freund, „das ist ein vornehmer Herr!"

„Was kümmert mich das?" rief der Britte, „ich will meine Dose wiederhaben. Ich will ihn ohne Weiteres zur Rede stellen."

„Machen Sie keinen Lärm," bat der Neapolitanische Cavalier „überlassen Sie die Sache mir, ich werde Ihnen Ihre Tabatiere schon wiederschaffen." — Bei dieser Versicherung beruhigte sich der Engländer und begab sich nach Hause. Am folgenden Tage brachte ihm sein Freund wirklich die Dose. „Wie sind Sie dazu gekommen?" fragte der Britte, „haben Sie den Dieb arretiren lassen?"

„Nicht doch," lächelte der Neapolitanische Cavalier, „ich wollte das Aufsehn vermeiden, und habe sie ihm deshalb wieder aus der Tasche gestohlen."

Reinecke der Fuchs,

für die gebildete Jugend bearbeitet.

Nimmer ist wohl das Getreibe dieser Welt, nie noch sind die Menschen, mit ihren verschiedenartigen Temperamenten, und Leidenschaften so wahr und treffend hingestellt worden als in dem Fabelgewande des „Reinecke der Fuchs" von welcher Dichtung die Verlagshandlung Volkmar zu Leipzig die zweite Auflage einer Bearbeitung für die gebildete

Jugend, durch zwölf gelungene Kupfertafeln verschönt, hat erscheinen lassen. Bei der Schwierigkeit worin sich Aeltern und Erzieher befinden, welche Bücher sie unter den zahllosen literarischen Erscheinungen wählen sollen um sie ihren Kindern oder Pflegebefohlnen in die Hand zu geben, ist dieses Werk als höchst willkommen zu betrachten; denn nicht nur, daß der gebildeten Jugend hier eine recht unmuthige Erzählung vorgeführt wird, sie wird hier auch im Fabelkleide über die Verhältnisse einer Welt belehrt, in welcher auch sie künftig handelnd auftreten soll, und vor deren Bären- Wolfs- und Fuchsnaturen sie nicht frühzeitig genug gewarnt werden kann. Wir empfehlen daher dieses allerliebste Büchlein allen denen, welche für die Lectüre jugendlicher Leser zu sorgen haben. D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Gothenburg, im Anfang October 1837.

— — — — Daß unser vielgeliebter Monarch in unsern Mauern weilte, wird Ihnen wahrscheinlich nicht unbekannt geblieben sein. Die herzlichste Liebe seiner getreuen Schweden, gab sich auch bei uns im überfließenden Maaße kund. Ueberall wo Se. Majestät sich öffentlich sehen ließen, wurden Sie mit enthusiastischem Jubel empfangen. Bälle Conzerte, Festlichkeiten aller Art, Illuminationen verherrlichten und feierten die Anwesenheit des geliebten Landesvaters. Laut sprach der erfreuete Monarch sein Wohlgefallen über die an den Tag gelegten treuen Gesinnungen der Gothenburger aus. —

Wir haben auch, was Ihnen vielleicht noch nicht bekannt ist, seit Ende des vorigen Monats hier deutsches Theater. Director Heufer welcher schon seit einigen Jahren die Königl. Concession besitzt, in Schweden deutsche Vorstellungen zu geben hat die hiesige Bühne mit «Johann von Paris» unter allgemeinem Beifall eröffnet. — Zwei sehr schöne Stimmen zeichnen sich unter dem Personale aus: der Tenorist Forner und der Baß Mager. Man sagt Herr Heufer habe bei Sr. Majestät schriftlich um Vorstellungen auf dem Hoftheater mit der deutschen Oper zu geben, und die allerhöchste Bewilligung erhalten. Herr Ganz leitet das Orchester bei den Opern-Vorstellungen, und scheint ein recht gewandter Musik-Director zu sein. — Mit einer ähnlichen Gelegenheit als die heutige, sollen Sie Näheres über die deutschen Opernmitglieder erfahren.

Stadt-Theater.

Hamburg, im October.

Auf zwei verschiedne Weisen versucht es die Direction unseres Stadttheaters das gesunkene Interesse am redenden Drama neu zu beleben, durch häufiges Gastspiel, und durch häufige Darstellung neuer Stücke. Als der Gäste im Sommer so viele waren, waren der neuen Stücke nur wenige; jetzt ist es umgekehrt, und wir haben in kurzer Zeit sechs Novitäten gesehn von denen die letzte, ein von B. A. Herrmann nach dem Französischen bearbeitetes dreiactiges Schauspiel «der letzte Mille» am Montage zur Aufführung gebracht wurde. Wir sind es ja nun schon einmal gewohnt, vor fast jedem neuen Stücke die unangenehmen Worte «nach dem Französischen» zu finden, deßhalb können sie uns auch vor diesem Stücke nicht befremden, zumal da der Name Herrmann längst als der eines Uebersetzers bekannt ist. Die Aufnahme des neuen Stückes war übrigens eine sehr beifällige. Den Hauptmoment in demselben bildet die Eröffnung eines Testamentes; diese ist aber nicht am Ende des Stückes zur Herbeiführung der Catastrophe, noch am Anfange, um die Verwicklung des Stückes aus derselben von vorne herein anzuleiten, sondern ganz in der Mitte, indem der Verf. den ersten Act braucht, die Zuschauer an sait zu setzen, und in den dritten Act die eigentliche Verwicklung hinein legt. Nach den Regeln der Dramaturgie möchte dieses Verfahren vielleicht nicht ganz zu billigen sein, doch die Praxis spottet ja so oft der Theorie, und da das Stück sonst den Anforderungen die man an diese Art von Stücken machen kann völlig entspricht, so hat man alle Ursache zufrieden zu sein. Bei der Beurtheilung der Aufführung heben wir vor Allem die Leistung des Herrn Doring hervor, der auch diesesmal wie immer, seinen Fleiß und sein Talent bewährte.

Am Schlusse des Stückes erschallte der Name Döring am lautesten, Herr Döring der aber das Haus wohl schon verlassen haben mochte, erschien nicht mit den übrigen Gerufenen Der Mad. Fischer hatte etwas mehr Hoheit in Haltung und Geberden wie sie sich bei Personen wie die Gräfin von Keemolin ist findet, nicht fehlen dürfen, sonst war Mad. Fischer an ihrer Stelle. Mit Herrn Brunning konnten wir gleichfalls sehr zufrieden sein. Er bewegte sich mit seinem Anstande, und wußte der undankbaren Rolle des August soviel Interesse als möglich war, zu verleihen. Das Einzige was uns auffiel war, daß er seiner Dame den linken Arm bot, welches wohl englische, aber keine französische Sitte ist. Am wenigsten gefiel uns Mad. Lenz, die der Marquise von Melrose zu viel Albernheit gab, und nirgend Spuren eines geistreichen Wesens, wie es hätte sein müssen, durchblicken ließ. Den biedern Präsidenten von Delmares stellte Herr Schafer recht gut dar, doch hatten wir in den vor der Eroffnung des Testamentes gesprochenen Worten mehr Würde gewünscht. Mad. Lebrun als Mad. Dumont verrieth nicht immer wahres Gefühl, besser hingegen gelang es der Dem. Enghaus die Malvina darzustellen. Wenn Herr Fehringer in Momenten wo er unbeachtet war, durch theilnehmende Geberden die Zuschauer in ihrer sogleich gefaßten Vermuthung bestätigt hätte, daß etwas Besonderes unter dem Incognito des Reisenden Bertram verborgen sei, so könnten wir auch mit seiner Leistung zufrieden sein.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 28sten October, zum Erstenmale: „Der Postillon“ von Longjumeau, Oper.

Druckfehler.

In No. 127. Spalte 1012 Zeile 11 von oben lies für statt sie und Zeile 19 v. o. Edeschcidung statt Entscheidung. Spalte 1016 Zeile 17 v. o. Chorist Frohlich, statt Christ fröhlich.

In No. 128. befinden sich unter mehreren leicht beim Lesen zu corrigirenden Druckfehlern nahmentlich folgende: Spalte 1019 Zeile 12. v. o. Einen statt Ein. Zeile 1 v. u. an dem statt den Spalte 1023 Zeile 20 v. o. Farben statt Farten. Spalte 1024 Zeile 20 siegt statt singt. Zeile 13 von oben don statt boi.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 130 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Erinnerungen aus Nelsons Zeit.

Mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.

Landung der Brittischen Armee in Egypten.

Am 8ten März im Jahre 1801 um neun Uhr Morgens, mußten alle Böte der Brittischen Flotte unter dem Vice-Admiral Keith sich in drei Reihen ordnen, ungefähr eine Meile von der Stelle entfernt, wo die Landung stattfinden sollte: nehmlich von dem sandigen Ufer Egyptens in der Bay von Abukir. Diese Fahrzeuge mit den trefflichsten brittischen Kriegern gefüllt, bewegten sich jetzt dem Ufer zu, den tapferen Cochrane an ihrer Spitze, in dessen Boote sich stolz die Fahne des heiligen Georg entfaltete. Uns gegenüber zeigte sich das französische Heer, auf den sandigen stark befestigten Hügeln, zwischen welchen sich die reitende Artillerie zeigte, auch gewahrten wir eine zahlreiche Artillerie, welche im Verein mit dem Fußvolk mehr als hinreichend schien, unsere kleine, aber heldenmüthige Schaar zu vernichten. Von dem Feinde links lag Aboukir, durch grobes Geschütz stark befestigt. Der Anblick war schön und imposant; die Linie der Kriegsschiffe lag majestätisch in der Ferne da, die Sonne stand klar am Himmel und senkte ihre heißen Strahlen auf uns herab. Der leichte Windhauch, welcher kaum die Oberfläche des Wassers kräuselte, spielte mit den verschiedenen Flaggen unserer Divisionen.

Das Signal ward gegeben: langsam vorzurücken, sich aber in grader Linie zu halten, bis gefeuert werden würde, dann aber alles daran zu setzen, die Truppen ans Land zu bringen. — Alles was militairische Geschicklichkeit zu bewirken vermochte, um unsere Landung zu verhindern, war von dem französischen Gouverneur von Alexandrien bewerkstelligt worden, und seit acht Tagen war ihm durch unsere Anwesenheit in der Bay unsere Absicht kund geworden. Er schrieb dem Oberbefehlshaber General Menou: daß nichts Lebendiges als höchstens eine Katze ans Ufer kommen solle, und in der That er hatte das Ufer dergestalt befestigt daß es nur durch brittische Tapferkeit erstiegen werden konnte. Der furchtbare Kampf begann; das grobe Geschütz von den sandigen Hügeln her öffnete seine Feuerschlünde, die reitende Artillerie sprengte heran bis zum Ufer, und sandte uns den todtbringenden Inhalt ihrer Kanonen. In diesem entscheidenden Moment gebot der tapfere und ehrwürdige Sohn des Krieges, Abercrombie, Oberbefehlshaber der Brittischen Truppen, die Linie zu öffnen und seine Barke, welche sich bisher hinter derselben gehalten hatte, durchzulassen. „Ich will es so," sprach der Held,

„meine persönliche Sicherheit kommt nicht in Betracht, wenn von der Schmach die Rede ist, daß die Böte zurückgetrieben werden könnten. Ein Beispiel ist nothwendig bei diesem furchtbaren Feuern, welches alles übertrifft was ich je in dieser Art erlebte. Vorwärts! Ihr tapferen Britten, vorwärts!“

Seine Worte wirkten mit magischer Gewalt; trotz der feindlichen Kugeln, welche mörderisch in unseren Reihen wütheten, näherten sich unsere Böte dem Ufer, und als die erste Linie dasselbe fast erreicht hatte, warfen sich unsere tapferen Krieger kampfbegierig in die Fluth, und wateten der Küste zu um mit dem Bajonett in der Hand die feindliche Infanterie anzugreifen, welche ebenfalls herangerückt war. Die Franzosen zogen sich bis in ihre frühere Stellung zurück, von wo aus ihre mit arabischen Rossen berittene Reiterei einen wüthenden Angriff auf uns machte, der um so gefahrdrohender für uns war, da unsere Truppen noch nicht Zeit gehabt hatten sich in Reih und Glied zu ordnen. Heran sprengten die feindlichen Reuter. Da wandte sich Lord Keith zu dem Artillerieoffizier des Bombenschiffs, in welchem er sich befand und das sich dem Ufer so nahe gelegt hatte, als es der Wasserstand gestattete. „Sendet jenen eingefleischten Teufeln ein Paar Eurer tüchtigsten Bomben,“ gebot er. — Die Explosion erfolgte, der Anführer der Reuterei und eine Menge seiner Leute wurden hinweggerafft, so daß theilweise eine Verwirrung eintrat. — Diesen Augenblick benutzten wir, indem wir mit gefülltem Bajonett rasch vorwärts drangen. Die Franzosen wichen von Bestürzung erfaßt, mehrere ihrer Feldstücke fielen in unsere Hände, und wurden von uns benutzt, um den Rückzug der feindlichen Arriergarde zu beschleunigen. Unsere Truppen nahmen die frühere Stellung der Franzosen in Besitz und bivouakirten hier während der nächsten Nacht.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Der Grabstein ohne Inschrift.

(Fortsetzung.)

Ich muß jetzt die Phantasie meiner freundlichen Leser auf einen schönen Sommerabend lenken, an welchem wir die liebliche Heldin dieser unserer Geschichte in einer Laube des kleinen Gartens finden, der sich hinter ihrer Wohnung befand. Hier stand Jenny, die regelmäßig geformte weiße Hand auf die Schulter eines jungen schönen Mannes von einigen zwanzig Jahren gelegt, dessen kräftiger Arm sie umschlungen hielt, während aus ihren Augen das Feuer der Liebe glühte. Diese Zusammenkunft ward durch das Geheimnißvolle noch interessanter. Edmund Foster, der junge Mann, besaß eine edle Gestalt, sein Antlitz verkündete den kühnen Seemann, und obgleich aus seinen Zügen Herzensgüte und Offenheit sprachen, zeigten doch zu Zeiten seine Blicke eine gewisse wilde Entschlossenheit, welche eher geeignet war, Furcht als Liebe einzuflößen. Seine seemännische Tracht war fein, sauber und geschmackvoll, auch beurkundete sein ganzes Benehmen eine gute Erziehung.

Wer aber war dieser Edmund Foster? Mit seinen Lebensverhältnißen war Jenny durchaus unbekannt. Er hatte ihr einst einen wichtigen Dienst geleistet, indem er sie aus den Händen einer Schaar Schleichhändler befreite. Jenny hatte sich einst weiter als gewöhnlich von dem Dorfe entfernt und eine Anhöhe erstiegen, von wo aus sie das Meer überschauen konnte. Der Abend überraschte sie hier und als sie den Heimweg antreten wollte, verkündeten ferne Blitze den kommenden Sturm. Bald brach derselbe auch in seiner ganzen Heftigkeit aus, der Donner rollte, die Blitze zuckten, der Regen goß in Strömen herab, und Jenny war allein auf dem einsamen Pfade. Gedrängt eilte sie einer Art von Scheune zu, welche bisher von ihr unbeachtet geblieben, in der sie aber jetzt Schutz vor dem Unwetter zu finden hoffte. Die Thür schien sich indeß unter dem Druck ihrer Hand nicht öffnen zu wollen und von Angst überwältigt, war sie nahe daran umzusinken, als der Huschlag von Pferden ihre ganze Aufmerksamkeit rege machte. Sie faßte Muth, aber bald bemächtigte sich ihrer ein noch größerer Schrecken, als plötzlich eine Schaar bewaffneter Reuter heranjprengte, sie umringte, und einer der Reuter sich aus seinem Sattel schwang und sie beim Arm erfaßte.

„Was haben wir hier? Ein junges Dirnlein, das soll uns Gesellschaft leisten,“ jubelte die freche Schaar, und rasch faßen nunmehr auch die Uebrigen ab, öffneten die Thür der Scheune, und zogen ihre schwerbeladenen Roße hinein.

Jenny sah sich jetzt in der Mitte einer Schaar wilder Gesellen, deren braune Gesichter durch den düsteren Schein einigen Blendlaternen einen noch furchtbareren Ausdruck erhielten. Unsere Heldin begriff jetzt, daß sie sich unter Schleichhändlern befand, aber sie nahm ihre ganze Faßung zusammen und beantwortete die an sie gerichteten Fragen so klar und ruhig, daß jeder Argwohn gegen sie verschwand.

„Haben wir auch keinen Verrath durch sie zu fürchten,“ bemerkte der Frechste und Entschlossenste der Schaar, „so ist es doch besser, daß wir die Dirne mitnehmen, bis wir durchaus keine Gefahr mehr zu befürchten haben. Wir müssen hier bis Mitternacht bleiben — führt das Dirnlein dort in den Winkel, dort liegt frisches Stroh, sie mag sich ausruhn. Wir aber wollen des Sturmes lachen und jede Sorge verbannen.“

„Um des Himmels Barmherzigkeit willen, haltet mich hier nicht zurück,“ flehte Jenny, „ich fürchte den Sturm nicht. Laßt mich zu meiner Mutter heimkehren, sie schwebt gewiß meinetwegen in Todesangst.“

„Daran hättest Du früher denken und Dich nicht so weit von Deiner Wohnung versteigen sollen,“ entgegnete einer der wilden Gesellen. „Alle Deine Bitten sind jetzt fruchtlos. Ohne Zweifel erräthst Du unser Gewerbe. — Also fort mit Dir in jenen Winkel dort — und suche nicht Dich davon zu machen,

oder zittere für Dein Leben!“ Bei diesen Worten legte er die Hand an das in seinem Gürtel steckende Pistol.

Jenny schwankte dem Strohlager zu, sank trostlos darauf nieder und blickte verzweiflungsvoll auf die Gruppe der Schleichhändler, welche, wohl dreißig an der Zahl, und fast sämmtlich wie Landleute gekleidet, sich in einen Kreis niederließen, und der Brandweinflasche tapfer zusprachen. Sie schauderte bei dem Gedanken, daß die rohe Schaar sich berauschen würde, und sandte ein andachtsvolles Gebet hinauf zum Himmel, damit er sie in der ihr drohenden Gefahr beschütze. Aus den rohen Reden der zechenden Schleichhändler ging deutlich hervor, daß sie in der Ausübung ihres schmachvollen Gewerbes so eben einen Mord begangen hatten, und die arme Jenny bebte zusammen bei dem Gedanken, daß sie sich in solcher Umgebung befinde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schauspielerin und der Methodisten-Prediger.

Die berühmte englische Schauspielerin Mrs. Jordan, hatte eines Tages vor einem Regenschauer unter einem Thorwege Schutz gesucht. Hier näherte sich ihr eine arme Frau, die wegen Schulden gefangen gesessen hatte und von ihr aus dem Gefängniße befreiet worden war. Sie warf sich vor ihrer Wohlthäterin auf die Kniee nieder, erfaßte ihre Hand, bedeckte sie mit Küssen, und rief von heißer Dankbarkeit erfüllt: „Gott segne Sie Madame, Sie haben mich und meine armen Kinder vom Untergange gerettet!“ Die Thränen dieser Kinder welche die Künstlerin umringten, vermehrten das Rührende der Scene. Die Jordan neigte sich tiefbewegt zu der Gruppe nieder, küßte die Kleinen, sprach ihnen freundlich zu und ließ eine Banknote in die Hand der Mutter gleiten: „Schon gut, schon gut, liebe Frau,“ sprach sie beruhigend, „jetzt ist alles beseitigt, Gott sey mit Euch, geht mit den Kindern nach Hause.“

Nun traf es sich zufällig daß eine dritte Person, welche dort ebenfalls wegen des Regens untergetreten war, Zeuge dieser rührenden Scene wurde. Es war ein Mann dessen Aeußeres seinen Beruf verkündete, sein Gesicht war bleich und ein schwarzes abgetragnes Kleid bedeckte seine hagere Gestalt. Er näherte sich jetzt der edlen Geberin, reichte ihr die Hand hin und sprach: „Verzeihe der Freiheit eines Fremden, wollte Gott, alle Menschen wären gleich Dir.“

Mrs. Jordan erkannte auf den ersten Blick den Stand des Unbekannten.

„Nein, nein,“ entgegnete sie, „ich kann Euch meine Hand nicht geben.“

„Und warum nicht?“

„Weil Ihr Methodisten Prediger seid. Wüßtet Ihr wer ich bin, Ihr würdet mich zum Teufel schicken.“

„Der Himmel bewahre mich davor! Ich bin wie Du sprichst, ein Prediger des Evangeliums Jesu Christi, welcher uns lehrt die Hungrigen zu speisen, die Nackten zu kleiden und den Nothleidenden beizustehn. Glaubst Du ich könnte mit ansehen, wie eine Schwester dem Gebote unseres Herrn gehorcht, ohne daß ich jene geistige Zuneigung verspürte, welche mich antreibt, weltliche Rücksichten bei Seite zu setzen und Dir die Hand zu bieten.“

„Gut, gut denn, Ihr scheint eine ehrliche alte Seele,“ versetzte die Künstlerin, „ich aber kann die Fanatiker nicht leiden, und Ihr Euerseits werdet auch mich nicht leiden können, wenn Ihr erfahrt wer ich bin.“

„Das hoffe ich dennoch,“ entgegnete der Methodisten Prediger.

„Wolan,“ nahm Mrs. Jordan wieder das Wort, „ich bin eine Comödiantin.“ — Der Priester seufzte tief auf — „ja ja ich bin Comödiantin, Ihr müßt von mir gehört haben, mein Nahme ist Jordan!“ —

Der Geistliche schwieg einen Augenblick lang, dann reichte er mit einem freundlichen Gesicht der Künstlerin neuerdings seine Hand hin. „Der Herr segne Dich, wer Du auch immer seyn magst,“ sprach er, „seine Gnade ist gränzenlos. Er hat Dir einen großen Theil seines Geistes verliehen, und was Deinen Stand anbetrifft — so ist es nicht an mir, einen Stein auf Dich zu werfen.“

So ausgesöhnt verließen sie, da der Regen aufgehört hatte den Thorweg zusammen, das Anerbieten seines Arms ward angenommen, und die Jüngerin Thaliens und der strenge Methodistenprediger erreichten auf diese Weise die Wohnung der Mrs. Jordan. Beim Abschiede drückte der Geistliche herzlich die Hand der Künstlerin. „Lebe wohl, Schwester,“ sprach er, „ich weiß nicht, wasfür Grundsätze die Leute Deines Gewerbes haben,*) Du bist die Erste Deines Schlags, mit der ich je gesprochen; wenn aber ihre Wohlthätigkeit der Deinen gleicht, so hoffe ich, daß an dem großen Tage des Gerichts der Allmächtige zu einer jeden von ihnen sprechen wird: Deine Sünden sind Dir vergeben!“

*) Tugendhafte, wie jedermann weiß!

Der gute ehrliche
Gottlieb Koke,
Setzer der Originalien.

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Die Philosophie ist ein zierlicher Regenschirm, der im Ungewitter unbrauchbar ist. Vielen ist sie gar nur ein polirtes Spazierstöckchen, womit sie kaum ein belferndes Hündchen abzuwehren vermögen.

Unsichtbar und zaubermächtig zu sein wünschte ich oft als Kind, und auch jetzt noch möchte ich wohl, wie wirs im diable boiteux lesen, die Dächer besteigen und in stiller Nacht ins Innere der Gemächer schauen können. Hier sitzt vielleicht ein armer Schriftsteller und vergißt, während er in seiner Novelle Millionaires und Prinzessinnen auftreten läßt, des Elends, das seinen Tisch deckt; und wähnen? er ganze Paläste mit den kostbarsten Gobelins ausschmückt, der nackten weißen Wand, die ihm den Rücken deckt; hier schüttelt ein alter Kaufmann bedenklich seinen Kopf, denn seine Bücher wollen nicht stimmen, und zwei Treppen höher träumt sich ein alter Professor, den die jetzige Generation schon nicht mehr kennt, in den Tempel der Unsterblichkeit; hier legt eine alte ehrwürdige unverletzte Jungfrau in feierlicher Geisterstunde Karten, um das Orakel ihres Schicksals zu erkunden und hier lächelt ein liebendes Mädchen im Schlaf, weil ein neckischer Traumgott ihr den fernen Geliebten vorgaukelt. Wer wälzt sich dort schlaflos im Bette? Ein unglücklicher Privatdocent zerbricht sich den Kopf, durch welche Hofrathstochter er am schnellsten in den Himmel der ordentlichen Professoren steigen könne. Hier verläßt ein gravitätischer Kammerherr seine großnasige ebenbürtige schnarchende Gemahlin und erhebt die flüsternde Zofe zur Frau Kammerherrin; hier schwitzt ein Primaner bei seinem Exercitium und verwünscht das ganze klassische Alterthum. Gegenüber brennt auch noch ein Lichtchen. Ein junges Mädchen thut die letzten Stiche an einer Näherei, die morgen der Mutter Geburtstagstischchen zieren soll. Hier schwebt die Nacht über ein liebendes Paar hin, das Arm in Arm den Himmel auf die Erde zieht und hier schreibt und memorirt ein Advokat seine Rede, die er morgen aus dem Stegreife halten will. Hier freut sich ein stiller Privatmann der guten Thaten, die er im Lauf des Tages ausübte und hier schließt eine unglückliche Mutter den unbekannten Geber in ihr wortloses Gebet ein. Und hier? Hier arbeitet ein Verbrecher im Schutz der Nacht daran, seine Ketten zu zerfeilen, während dort ein Minister im Glanz heller Astrallampen daran arbeitet, neue zu schmieden — und über Alles breitet die gleichgültige Nacht theilnahmlos ihren Schleier.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Bremen, im October 1837.

Wir haben die Hoffnung nun auch recht bald wieder ein Theater zu besitzen und hoffentlich ein gutes. Wir lange es existiren wird ist eine Frage die sich durchaus nicht so leicht beantworten läßt; der Ersatz muß es lehren. —

Daß unser Theater ein gutes werden wird hoffen wir aus dem Grunde weil Herr F. Rottmayer die Leitung übernommen hat, und diesem Mann ein äußerst vortheilhafter Künstlerruf von Frankfurt am Main und Cassel, den beiden Bühnen bei welchen er bis jetzt gewirkt, vorausging. — Daß er nun diesen Künstlerruf auch hier erhalten und befestigen wird, ist wohl keinem Zweifel unterworfen; daß er seinen Direktions-Beruf bewähren und sich einen Direktions-Ruf erwerben möge, hoffen und wünschen wir von Herzen.

Recht vieles Aufsehen machen die in Ihrem geschätzten Blatt (118 und 119) erschienenen Randbemerkungen, zu dem theatralischen Kriegscourir aus Bremen. — Der verständige Mann hier Orts findet sehr viel Wahres darin. Ein mit den hiesigen Theaterverhältnissen sehr bekannter Mann und von strenger Unparteilichkeit, hat sie geschrieben halten. Herr Rottmayer kann auch manchen darin gegebenen Wink benutzen und wird gewiß keinen Schaden davon haben. —

Einen harten Verlust hatte das Theater-Unternehmen noch aar seiner Eröffnung. Mad. Berger eine hocht talentvolle Künstlerin, im Fache der tragischen und muntern Liebhaberinnen, die 10 Jahre lang die Zierde des Braunschweiger Hoftheaters gewesen, und nun von Hrn. Rottmayer für die hiesige Bühne gewonnen worden war, ist plötzlich am Nervenfieber verstorben. Am 16ten October ist sie beerdigt worden. Ihr Gatte der bekannte Lustspieldichter P. Berger, wird ihrem Andenken ein Denkmal setzen lassen.

Wir hatten die Hoffnung Herrn Baptiste Loisset mit seiner Gesellschaft zum Freimarkt hier zu sehen, doch hat sich dies wieder zerschlagen. Herr Rottmayer wird darüber eben so wenig grämen wie die Hamburger Theater-Direktion, denn von Bremen aus hatte Loisset die Absicht Hamburg zu besuchen. — Recht bald mehr Neues von Ihrem

Musikalisches.

In dem heute Montag den 30sten dieses im Apollosaal stattfindenden Concert des ausgezeichneten Virtuosen Herrn Taufig ist die Eintheilung folgende.

Erste Abtheilung.

1. Große Fantasie von Thalberg, über Motive aus der Oper die Hugenotten, vorgetragen von Herrn Alois Taufig.
2. Das Posthorn, Lied mit Begleitung des Pianoforte und Horn, componirt und vorgetragen von Herrn Schäfer.
3. Bravour Variationen von Herz, über Motive aus der Oper die Puritaner vorgetragen vom Concertgeber.

Zweite Abtheilung.

4. Deux airs Russes Variés von Thalberg, vorgetragen vom Concertgeber.
5. Fantasie von Kaliwoda aus Figaros Hochzeit, vorgetragen von Herrn Spars.
6. Fantasie von Thalberg, über Motive aus der Oper La Straniera, vorgetragen vom Concertgeber.

Montag, den 30sten October zum Erstenmale: „Coronno von Saluzzo," Schauspiel in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 131 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

An eine längst Verstorbene, als ich ihre Tochter erblickte.

Warst Du es selbst, o sprich! Dein Geist nur wär' es gewesen,
Wie wenn der fesselnden Form jauchzend die Psyche entschlüpft?
Selbst warst Du's nicht — und doch warst Du's selbst, eins — Mutter und Tochter,
Beides in einem Geschöpf, Schöpferin, Schöpfung zugleich!
Konnte die Irdische wohl ein himmlisches Wesen gestalten?
Hätte den Uranos wohl wieder die Erde erzeugt?
War's der Erinnerung Traum? — Hat Phantasus Lilienstengel
Mit narkotischer Kraft meine Stirne berührt,
Daß Sie mir lächelnd erschien wie Hebe, die Rosenbekränzte
Wenn sie mit schwebendem Fuß' Blumenthäler betritt;
Wenn von Elysiums Blüthen des Thaues Nektar sie sauget,
Und mit jungfräulichem Kuß sich dem Eros vermählt?
Gabst Du Dich selbst Ihr wohl hin? — Entströmte der üppigen Quelle
Deiner Anmuth Ihr Blick, zaub'risch durch Liebreiz und Huld?
Nun so nahe sich oft die elegisch tröstende Muse,
Zeigend mit Blüthe und Frucht, Knospen und Rosen zugleich!
Herber Erinnerung Schmerz, es linder' ihn Mnemosyne,
Wonne vergangener Zeit mal' die Gefährtin Tibulls!
Immortellen erblüh'n an Lethe's rauhem Gestade,
Auferstehungsgefühl läutn'den irdischen Sinn!
Neues Leben durchzuck' die Brust des einsamen Harfners!
Wo — und wer Du auch bist, himmlische Doppelgestalt,
Magisch vereinige Wesen und Schein die Gluth der Begeisterung,
Und das freundliche Bild lach'le mir Sterbendem zu!

Stierling.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Der Grabstein ohne Inschrift.

(Fortsetzung.)

Immer wilder ward das Zechgelag, immer frecher der wilde Jubel der rohen Gesellen, immer wüthender tobte der

Sturm draußen, da gewahrte Jenny plötzlich, wie es in dem entgegengesetzten Winkel der Scheune hellaufflackerte, die Flamme einer Blendlaterne hatte das dort liegende Stroh entzündet, und schon im nächsten Moment stand die ganze eine Seite des bretternen Gebäudes in hellen Flammen. Es ist unmöglich das Geschrei und den wilden Tumult der Scheleichhändler zu beschreiben; außer Stande das Feuer zu löschen, welches mit Blitesschnelle sich bald über die ganze Scheune verbreitete, rißen sie die Pferde hinaus, warfen sich hinauf und sprengten von dannen. — Die arme Jenny blieb allein zurück von der Feuergluth umfangen, die Angst überwältigte sie, ihre Glieder waren von dem vielfachen Schrecken gelähmt, und schon schien ihr Tod in der Flammengluth unvermeidlich, als sie sich plötzlich von zwei kräftigen Armen umschlungen und aus dem brennenden Gebäude hinausgetragen fühlte. Sie war gerettet — gerettet durch Edmund Foster.

War es ein Wunder, daß sie seit jenem Augenblick mit dem Retter ihres Lebens oft zusammentraf? War es ein Wunder daß sie ihr ganzes Herz dem schenkte, der ihr Daseyn erhalten hatte? Sie sah ihn oft und jedesmal insgeheim, weil er es so verlangte, warum er dieß begehrte, danach fragte das liebende Mädchen nicht, sie setzte ein schrankenloses Vertrauen in ihn, und so standen sie denn auch jetzt beisammen wie wir berichtet haben an jenem Sommerabend, in der schattigen Laube des Gartens.

„Nicht doch, Theure," sprach er, indem er ihr die wallenden Locken von der schönen Stirn strich, „gieb Dich keinen trüben Ahnungen hin. Sind wir nicht durch den feierlichsten Schwur mit einander verbunden? Kannst Du glauben, meine Jenny, daß ich Dir je Anlaß zur Beschwerde über mich geben werde?"

„Nein, Edmund, nein!" versetzte das liebende Mädchen, „ich kann nicht glauben, daß Du darauf sinnest mich zu verderben. Ein solcher Gedanke würde mich tödten — er würde es Edmund! Ich würde sterben, könnte ich auch nur einen Augenblick lang an Deiner Treue und Ehre zweifeln. Und doch, Edmund, giebt es Momente, in welchen mich furchtbare Ahnungen beschleichen."

„Vermehre nicht den Schmerz unserer Trennung, durch leere trübe Bilder Deiner Einbildungskraft," bat der junge Mann, „wer weiß — — " er hielt inne.

„Was, Edmund, was?" flehte das geängstigte Mädchen, „sprich es aus was Du sagen wolltest."

„Es war nichts, Du theures Mädchen," beruhigte Edmund, indem er sie zärtlich an sich drückte, „die Wolke, die Deinen Geist umdüsterte, umschattete auch einen Augenblick lang den meinen, jetzt aber ist es mir wieder hell und klar in der Brust. Noch einen Kuß, meine Jenny, dann ruft mich meine Pflicht. In wenigen Wochen sehn wir uns wieder, bis dahin sollst Du wie immer von mir hören."

„Edmund," sprach Jenny feierlich, „ein schweres Gewicht lastet auf meinem Herzen, eine Last, welche alle meine Hoffnungen niederdrückt. Ich zweifle nicht an Deiner Liebe — aber wo Liebe ist, muß auch Vertrauen seyn. Ich vertraue Dir fest, Du aber hältst mich nicht für würdig die Geheimnisse Deines Herzens zu theilen."

„Jenny," erwiderte der junge Mann, in einem schwermüthigen Tone, „Umstände können eintreten, oder sind schon eingetreten, daß ich in diesem Augenblick selbst Dir nicht in einem klaren Lichte erscheinen kann; Du sagst, daß Du mir vertrauest, und doch kannst Du einem Argwohne gegen mich Raum geben? Laß nur noch eine kurze Zeit vorübergehen und das Geheimniß soll sich Dir entschleiern. Dann, dann, Jenny, werde ich offen um Deine Hand werben. Wir wollen alsdann einer dem Andern alles seyn und dem Geschwätze der Welt trotzen. — „Ja, ja, trotzen," wiederholte er. „Jetzt Jenny, den letzten Kuß. Laß Dein Haupt an meiner Brust ruhn."

„Wie die Lilie auf einem Grabe," flüsterte es plötzlich, und Jenny erkannte die Stimme ihrer Tante Margaretha. „Edmund Foster, oder wie immer Euer Nahme seyn mag, haltet ein!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus Nelsons Zeit.

Mitgetheilt von einem alten Seeoffizier.

Abercrombies Tod.

Am 20ten März suchte ein Beduinen Araber den Sir Sidney Smith in dem Lager vor Alexandrien auf. Dieser Araber, welche die Räuber der Wüste sind, kamen täglich Tausende an der Zahl, um Hammelfleisch, Geflügel, anderes Fleisch und Vegetabilien feil zu bieten, welches alles zu billigen Preisen von ihnen zu kaufen war. Ihr ganzes Erscheinen war wild und interessant, oft führte der Sohn den Esel, auf welchem der blinde Vater saß, denn die Ophthalmia, diese Geissel der Egyptischen Ufer raubt hier Vielen das Augenlicht.

Die Kunde jenes Beduinen Arabers war höchst wichtig, er war von seinem Häuptling abgesandt, um uns zu benachrichtigen, daß eine bedeutende Verstärkung der Franzosen mit dem Oberbefehlshaber Menou von seiner Horde, auf dem Wege von Groß Cairo nach Alexandrien unablässig geneckt sey, und sich in der vergangenen Nacht in die letztgenannte Stadt geworfen habe. Auf diese Kunde erfolgte sogleich der Befehl, daß die Truppen sich zwei Stunden früher als gewöhnlich sammeln sollten, welches bisher mit Tagesanbruch geschehen war.

Am folgenden Morgen noch vor Aufgang der Sonne, als die Soldaten in den Trancheen und Batterien gemustert wurden, kehrten plötzlich die Bedetten im vollem Galopp auf schaumbedeckten Rossen zurück. Sie überbrachten die Nachricht, daß ein zahlreiches französisches Heer von der Dunkelheit begünstigt gegen uns heranziehe. Gleich darauf kehrten auch unsere Vorposten zurück, welche den Befehl hatten, sich auf das Hauptcorps zurückzuziehen, sobald sich eine Uebermacht zeigen würde. Dieß war jetzt der Fall, sie berichteten, daß der Feind in großer Anzahl nahe, und daß man den Truppen vor ihrem Auszuge aus Alexandrien vermuthlich reichliche Portionen von Brandtwein gereicht habe, denn sie wären ungemein lärmend und aufgeregt.

Bald unterbrachen auch schwere gleichmäßige Schritte das Schweigen der Nacht, wobei zugleich Pferdegewieher verkündete, daß die beiden Flanken des Feindes durch Reiterei geschützt würden. Todesstille herrschte in unserem Lager, welche nur durch das Hin- und Hersprengen der Adjudanten unterbrochen wurde, die vor unserer aufgestellten Linie dahinflogen, um den Batterien, die Ordre des Oberbefehlshabers zu überbringen, ihre Kugeln und Kartätschen zu sparen, bis der Feind ganz nahe gekommen seyn würde. Unsere Truppen standen da, schweigsam aber muthig den Gegner erwartend, bis endlich die feindlichen Trompeten den Angriff verkündeten, und alles in Bewegung gerieth.

Die brittischen Musketen krachten, die Kanonen der Batterien donnerten, aber die Franzosen rückten dennoch unaufhaltsam heran, trotz der ihnen von unseren Truppen entgegengestreckten Bajonette. So ward das Getümmel allgemein, und als der Tag anbrach, sah man Franzosen und Britten im furchtbaren Gemisch, bunt durch einander. Es war im wahren Sinne des Worts ein Handgemenge, in welchem sogar unser ehrwürdiger Oberbefehlshaber, der bereits über die Siebzig hinaus war, persönlich gegen einen jungen französischen Dragoner kämpfte, dessen rasch auf einanderfolgende Säbelhiebe den edlen Greis getödtet haben würden, wäre der feindliche Cavallerist nicht plötzlich durch ein brittisches Bajonett aus dem Sattel gehoben worden. Der tapfere Veteran ergriff die Waffe seines Gegners, welche sich in seine Kleider verwickelt hatte, ward aber schon im nächsten Moment durch eine feindliche Musketenkugel in der Hüfte verwundet. Man drang in ihn sich hinter die Fronte zu begeben, er aber weigerte sich durchaus.

In diesem Augenblick sprengte Capitain Lord Proby, Adjudant des Oberbefehlshabers heran, und rapportirte demselben, daß der Feind sich zurückziehe, von seiner Cavallerie aber gedeckt würde. „Aber, großer Gott! General," rief er, „Sie sind schwer verwundet! Ihr Sattel ist mit Blut bedeckt, um des Himmels willen, gestatten Sie mir, Sie hinter die Fronte zu geleiten, lassen Sie die Wundärzte rufen."

„Ich danke Ihnen, Mylord," erwiderte der Veteran mit schwacher Stimme. „In diesen bewegten Augenblicken darf

der General nur zuletzt an sich selbst denken, sorgen Sie daß man den fliehenden Feind auf den Fersen verfolge; Dompesch Dragoner sollen in seine Arriergarde dringen und nicht nachlassen, und ihr bis unter die Mauern von Alexandrien folgen."

Noch zögerte der edle junge Lord und theilnehmend ruhte sein schönes Auge auf dem blutenden Feldherrn. Dieser aber, es bemerkend, gebot in einem gehobenen, strengen Tone: „Sorgen Sie, Mylord, daß meine Befehle auf's Pünktlichste vollzogen werden."

Und der junge Adjudant bohrte nunmehr seinem flüchtigen arabischen Renner seine Sporen in die Seiten. „Vorwärts! Vorwärts!" rief er, zugleich aber sandte er den ersten Dragoner auf den er traf zu dem Obersten Abercrombie mit der traurigen Kunde, daß sein ehrwürdiger Vater auf dem Schlachtfelde verblute. — Der Obrist sprengte, so schnell ihn sein Roß nur zu tragen vermochte, zu dem Verwundeten: „Mein theurer Vater!" rief er aus, kaum aber waren diese Worte seinen Lippen entflogen, als der tapfere Greis ohnmächtig in seine Arme sank. Er ward sofort hinter die Fronte getragen, wo seine Wunde untersucht und als höchst gefährlich erkannt wurde. Zum Glück waren so eben die Böte des Foudroyant ans Ufer angelangt, um die Verwundeten aufzunehmen und sie auf die Schiffe zu bringen; und der 75jährige Greis ward nunmehr der Sorge seines edlen Sohnes übergeben.

Ich selbst war Augenzeuge, wie der ehrwürdige Feldherr auf einem hölzernen Gitter ruhend, bei dem Flaggenschiffe anlangte, sein Silberhaar flatterte im Winde — sein Heldenantlitz wurde durch Schmerz verzogen. Sein Sohn stand neben ihm und wischte den Schweiß von dem edlen Gesicht.

Mit der größten Sorgfalt ward der verwundete Veteran hinauf auf das Schiff gewunden und Thränen füllten die Augen des edlen Lord Keith während dieß bewerkstelligt wurde. „Ich verursache Ihnen viele Sorge und Unbequemlichkeit," sprach oben angelangt der verwundete Held zu dem Vice-Admiral, „ich fürchte Ihnen noch mehr Sorge zu machen." —

„Der größte Schmerz," versetzte Lord Keith, indem er die Hand des Verwundeten erfaßte, „ist, Sie so zu erblicken."

Bei diesen Worten perlten dem Vice-Admiral Thränen über die Wangen hinab und wahrlich kein Auge am Bord blieb thränenleer bei dem Leiden des ehrwürdigen betagten Kriegers. Er lebte noch drei Tage. Sein Leichnam ward nach Malta gebracht. Friede seiner Asche!

Aus meinem Taschenbuche.

Mitgetheilt von W. Pfeiffer.

Etwas niederschreiben bringt schon dadurch großen Gewinn, daß unsere Gedanken klar werden, und eine bestimmte Form erhalten.

Eine Thräne muß oft im Leben erst den Boden erweichen, damit die Freude Wurzel fassen kann. Das ist eine herliche Weisheit, das Unglück zu benutzen wissen.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Frankfurt am Mayn, im October.

Bei unserm Theater sind noch immer dieselben Verhältnisse die ich Ihnen vor längerer Zeit schilderte; es ist ein Intrigen-milieu, das nichts Erfreuliches bietet. — Weiland Franz Grunee, der berühmte Intendant, hatte durch seine fast beispiellose Art unser Kunstinstitut zu leiten, dasselbe sehr heruntergebracht — bis grade a Dien er sich selbst von Frankfurt fortbrachte. — Die technische Leitung des Theaters wurde nun wie früher wieder in die Hände der Herrn Guhr und Malss gelegt, ersterer als Dirigent der Oper, letzterer als Oberregisseur des Schauspiels angestellt. So besteht der Status quo nun seit einigen Jahren; aber wenn die Herrn Actionairs unter der Grunerschen Gemalt Verschaft «angehener schlechte Geschäfte machten, so spinnen sie wenn es gleich besser geht, doch auch unter dem Consulate Malss und Guhr keine Seide. Indessen ehrlich gesprochen, zum «Seidespinnen» sind die sehr reichen Herrn Actionisten auch eben nicht da. — Unser Schauspiel hat große Lücken. Es fehlt z. B. eine erste tragische Liebhaberin ganz. Dlle. Lindner spielte zwar noch mitunter deren Rollen, doch sie ist leider nicht zu unterscheiden von den Tagen der Dlle. Mars, und wir Deutsche haben nicht die Illusion unserer ueberkeinischen Nachbarn! — Dlle. L ist unbezweifelt noch immer eine der ersten Kunstlerinnen des Vaterlandes, nur muß sie eine andre Gattung von Rollen jetzt wahlen wie früher. Es ist nach Alten und Westen mogen einer jugendlichen tragischen Liebhaberin correspondirt worden — noch ist kein Resultat erschaltich. Wir hoffen auf Mad. Clauer aus Schwerin von der wir aus Hamburg so viel Gutes gehort — leider ist sie contractlich gebunden. — Ein jugendlicher Liebhaber der den uns durchgegangenen Herrn Hendrichs ersetzen soll, haben wir in Herrn Baumeister aus Nürnberg gefunden. Er gefällt dem Publicum — doch gefallt er sich weniger, da Herr Becker der Heldenspieler — ihm noch gar zu viele Rollen im Trauer- und Lustspiele wegspielt. Ich glaube dies wird ihn wie seinen Vorganger von hier fortspielen. Weidner der vien garçon spielt noch immer. — Er ist sehr haufig berauscht — von seinem früheren Ruhm — und dann insupportable. — Meck ist noch sehr beliebt; — schade, daß das Gedachtniß bei diesem trefflichen Mimen etwas alt wird. — Unsre Oper betreffend, so leitet Guhr das ausgezeichnete Orchester noch mit der Virtuosität wie fruher, aber das Sänger-Personale hat seine großen Mängel. — Unsre Tenori — passons là dessus — wir haben fast so gut wie krinen Tenor seit Schmetzer's Abgang, denn die Tenor-Eintagsfliegen — Irmer, Götze und wie sie alle heißen mogen, rechne ich nicht. — Den uns durch Gruner vertriebenen Doblee hat uns Herr Dettmer ersetzt — aber wie! Dettmers Stimme ist nicht schlecht — doch Dobler ist ohnstreitig einer der gebildetsten Bassisten Deutschlands. Von der empörenden Prügelgeschichte, werden Sie schon zum Ueberdruß gelesen haben, und mit mir sagen: eine solche Rohheit ist beispiellos; aber auch mit mir werden Sie sagen: aes ist auch beispiellos daß Herr Dettmer von der Direktion, von seinen Collegen, vom Publicum noch auf der Buhne geduldet wird. — Der Abgang des Herrn Marder führte das Engagement des Barsion Jaskewitz herbei. — Jaskewitz ist ausgezeichnet. Auch Herr Wiegand wird hier gern in Baspartieen gesehen. Die Berliner hatten nicht denselben Geschmack, aber Sie wissen: de gustibus non est disputandum. Unsre Prima-Donna Mad. Ernst ist der Apfel der Eris, um den sich die Russen (Riga) mit der freien Reichsstadt in Fehde eingelassen haben. Wer wird den Sieg davon tragen?? Mad. Baumeister (geb. Ringelhardt) singt jugendliche Partbieen und Soubretten, allein sie ist weder ganz eine jugendliche Sängerin, noch ganz eine Soubrette — entre chât et loup. — Von neuern musikalischen Werken haben Meyerbeers geniale Hugenotten das größte Aufsehen erregt, obgleich sie noch unter der Mittelmäßigkeit executirt wurden. — Mit Carl Moor möchte ich sprechen. Ich konnte Ihnen noch mehr Geschichten — von unserm Theater erzählen — wenn ich nicht fuechten müßte — Ihnen sehr langweilig zu werden. *)

*) Keineswegs! Fahren Sie nur gütigst fort uns Berichte einzusenden. D. R.

Stadt-Theater.

Hamburg, im October.

Nachdem dies talentvolle Sängerin Mad. Fischer Mirafka sich am Asten dieses als Rosine im «Barbier von Sevilla,» lauten und einstimmigen Beifall errang, trat sie am Bösten als Desdemona in Othello auf, welche herliche Oper noch immer ihre Anziehungskraft bewahrt und das Haus fullt, während die Tondichtungen jüngerer Componisten es leer lassen. Wenn der verdienstvolle Gast in der so eben genannten Parthie nicht so wirkte wie in den beiden früheren Parthieen, so liegt das an dem Umstande, das die Desdemona eine dramatische Sängerin erfordert, welches Prädicat wir der Mad. Fischer, wie wir schon früher bemerkten, nicht zugestehen können. Nichts destoweniger leistete die wackere Künstlerin recht viel Ausgezeichnetes, namentlich in den Ensembles, und freuen wir uns darauf sie in ihrer nächsten Gastrolle: Der Isabella im Robert, zu horen, welche Parthie wir ganz fur sie geeignet glauben. Die Herren Wucha und Schäfer als Othello und Rodrigo, waren wie immer in diesen Rollen sehr br o, jedoch war bei Ersterem heute einige Anstrengung bezeerkbar. Herr Uetz als Jago leistete Gutes. Dlle. Meister als Emilie befriedigte.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 1sten November: Kein Theater.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Elftes Heft

№ 132 — 144.

November **1837.**

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreima erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler der ausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

Seite

Georg Lotz. Charlotte von Montmorency. Novelle. 1106 ff.
— — Der Grabstein ohne Inschrift. (Beschluß). 1042 ff.
— — Untergang des Genies. Ein Blatt aus der Geschichte der Niederländischen Mahler. . . . . 1097 ff.
Ludwig Meyer. Treuer Liebe Lohn. Novellette. 1067 ff.
Der Handkuß. . . . . 1089 ff.
Erinnerungen aus Nelsons Zeit, mitgetheilt von einem alten Seeoffizier. . . . . 1044 ff.
Der letzte Ausbruch des Ätna. . . . . 1049 ff.
Erinnerungen aus dem Leben der berühmten Mahlerin Lebrün. . . . . 1075 ff.
Tomasine Spinola. 1087
W. Pfeifer. Aus meinem Taschenbuche. 1047
Anecdotengallerie. 1055. 1071. 1078. 1103. 1111.
Räthsel. 1071
Musikalisches. 1061
Almanachs Literatur. Penelope. 1070
Literarisches. 1079

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

Seite

Stierling. An eine längst Verstorbene, als ich ihre Tochter erblickte. 1041
— — Mein Ehrenplatz. 1057
— — Der Friedhof. 1065
— — An meine Gattin. 1087
— — Auf eine Blindgeborne. 1101
— — Das Blümchen der Bescheidenheit. 1113
— — Unsterblichkeit. 1121
Die Kelchblume. 1105

Auswärtige Notizen.

Frankfurt am Main, im October. 1047
Altona im November. 1072
Schwerin, im November. 1096
Berlin im November. 1096
Bremen im November. 1093

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 132 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der letzte Ausbruch des Aetna.

Einige Jahre vor dem letzten, furchtbaren Ausbruche des Aetna's, der ganz Catanea in ein Feuermeer verwandelte, hatten sich zwei junge Leute: Tomaso und Antonio so sehr durch ihre bescheidenen Sitten und durch ihre eifrigen Studien ausgezeichnet, daß sie ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung geworden waren. Diese beiden Jünglinge waren an Gestalt und Gesichtszügen einander so ähnlich, daß sie oft für Zwillinge gehalten wurden; die Natur aber hatte ihre Seelen nicht im gleichen Maße ähnlich geschaffen; in dieser Rücksicht herschte bei ihnen große Verschiedenheit, denn obgleich beide edel und tugenhaft waren, führten dennoch, was das Streben nach Glück betraf, Geschmack und Neigung sie so durchaus nach entgegengesetzten Richtungen hin, daß niemand seltener beisammen war als Tomaso und Antonio. Der erste besaß ein stilles, zurückhaltendes Wesen und suchte meistentheils die Einsamkeit auf. Er liebte es sich mit den Geistern längst Dahingeschiedner zu unterhalten, vermittelst jener mystischen Zeichen, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart verbinden; und da er sich so in wissenschaftlicher Rücksicht über seine Gefährten erhob, schien er gewissermaßen mit einer Art Verachtung auf sie hinab zu blicken.

Antonio dagegen fand Lust und Freude daran sich unter Personen seines Alters zu mischen, er schloß sich fröhlich dem Tanze und Gesange an, und hatte stets einen freundlichen Gruß für jeden, der ihm begegnete. Er war demnach der Liebling eines jeden und nur selten fand eine Lustpartie statt, wo Antonio gefehlt hätte. Bei diesem heiteren Treiben vernachläßigte er seine Studien nicht; auch war die Liebe mit ihren Freuden und Qualen noch nicht in sein junges Herz eingezogen, während Tomaso, kaum dem Knabenalter entwachsen, sich schon mit ganzer Seele zu der anmuthigen Maddalena Mattäi hinneigte, die nur ein Jahr weniger zählte als er selbst. Diese jugentliche Leidenschaft hielt er nicht vor seinen Aeltern verborgen, im Gegentheil, ersprach von Maddalena mit entzückender Bewunderung, die er aber mehr ihrem Geiste und Herzen, als den Reizen spendete, in denen sie alle anderen Mädchen Cataneas übertraf.

So schwanden die Tage den Liebenden still und ruhig dahin. Eines Tages aber hatte sich Tomaso trüber als sonst gefühlt, eine düstere Ahnung schien auf seiner Seele zu lasten, und als am Abend ihn seine Maddalena bis in den Garten begleitete, bemerkte er ihr, wie er sich von einem bangen Vorgefühl beschlichen fühle, dessen Ursache er sich nicht zu erklären vermöge. Das liebliche Mädchen suchte ihn zu beruhigen.

„Die schwule Luft ist's, die Dich so beängstigt, Geliebter," sprach sie.

„Mag seyn," versetzte Tomaso. „Sieh einmal, wie dort mit rothen Flammen untermischt, die Rauchsäule aus dem Krater des Aetna himmelan steigt; gewiß wird in dieser Nacht ein Ausbruch erfolgen, hat gleich weder ein Erdbeben noch das Rollen des Donners ein solches verkündigt."

„Ein furchtbar schöner Anblick das," bemerkte Maddalena, „nie noch sah ich den Rauch so dicht, die Flammen so gewaltig. Der Wind erhebt sich, er wälzt die Dampfsäule zu uns her! — Doch horch, Tomaso, man ruft mich drinnen! so geh' Geliebter!"

„Maddalena! Maddalena!" rief es aufs Neue, und die Gerufene entgegnete: „ich komme gleich, Francesco!"

„Mach' das Du fort kommst, mein Tomaso," flusterte sie dem Geliebten zu, „und laß Dich morgen ja wiedersehn."

Sie schieden, und Tomaso trat langsamen Schrittes den Rückweg an, denn die trübe Ahnung die ihn umfangen hielt, begann mit jedem Augenblick immer schwerer und schwerer auf ihm zu lasten. Ihre Wohnungen lagen grade an den beiden entgegengesetzten Enden der Stadt, und da Tomaso nur langsam und gedankenvoll des Weges dahinschlenderte, war eine Stunde vorgangen, bevor er bei seinem Hause anlangte.

Des Hauses alter Diener Matteo war auf geblieben um auf ihn zu warten, er hatte den Schlaf welcher sich zudringlich auf seine greisen Wimpern hinabsenken wollte, durch Betrachtungen des Berges verscheucht, und nunmehr bemerkte er seinem jungen Herrn, wie er überzeugt sey daß noch in dieser Nacht ein Ausbruch stattfinden und daß dieser furchtbar seyn werde.

Die Schreckenszeichen wurden indessen geringer, die Rauchsäule verkleinerte sich, kein donnerähnliches Geroll war vernehmbar, auch verkundete keine Erderschütterung die Nähe des Ausbruchs. Der alte Matteo selbst meinte, er könne sich doch wohl geirrt haben, er wünschte dem rauchenden Riesen eine ruhige Nacht, zog seine Schlafmütze über die Ohren, und rieth Tomaso dasselbe zu thun. Der liebende Jüngling aber hatte sich gelobt wach zu bleiben, und sich in einen Armsessel an dem offenstehenden Fenster seines Schlafzimmers gesetzt, von wo aus er eine freie Aussicht auf die an der Landseite befindlichen Befestigungen und auf den ganzen Abhang hatte, welcher sich vom Aetna bis zur Stadt hindehnte. Als er nun so gedankenvoll auf den himmelanstrebenden Giganten blickte, boten sich neue Besorgnisse erregende Zeichen dar. Dichte Wolken umhüllerten den Horizont, und rothe Flammen schossen dann und wann empor; dann folgte eine tiefe, ihm die ganze Scene verhüllend Nacht, und ein trübes Dunkel umfing alsdann auch seine Seele. Nach und nach verwirrten sich seine Betrachtungen bis er endlich in einen festen Schlaf versank.

Er mochte ungefähr einige Stunden geschlummert haben, da ward er plötzlich durch eine Erderschütterung aufgeschreckt, so gewaltig, daß es ihm war, als ob der Sessel auf dem er saß, hoch vom Boden emporgehoben wurde. Er blickte entsetzt um sich und wußte einen Augenblick lang nicht wo er war. Das Zimmer war mit Nacht angefüllt, und eine rothe Gluth, wie aus einem Ofen, drängte sich ihm durch das geöffnete Fenster entgegen. Als er seine Fassung einigermaßen wiedergewonnen hatte, schauete er um sich und ein Schauspiel des Schreckens und des Entsetzens bot sich seinen Blicken dar. Ein Feuerstrom ergoß sich aus einem der unteren Krater, stürzte sich die Höhe hinab und fluthete der Ebene zu auf welcher Catanea stand, von dessen Wällen er kaum noch einige hundert Schritte weit entfernt war. Jammergeschrei und Hülferuf erschollen im grauenvollen Gemisch untereinander. Auf der breiten zwischen Tomasos Wohnung und dem Walle gelegenen Esplanade, wälzten sich dunkle Menschenmassen hin, aus deren Mitte hie und da das De profundis der Priester hervortönte. Zahlreiche Gruppen füllten die Plattformen der Häuser, und da die rothe Gluth der Lava sie beleuchtete, konnte der Jüngling deutlich gewahren, wie einige der dort Vorhandenen, die Arme flehend zum Himmel emporstreckten, während andre von Verzweiflung erfaßt, der Berg anstarrten, und noch Andre im bittersten Schmerz, ihre Kinder in die Arme schlossen und sie an ihre Brust preßten. Unterdessen fluthete das Feuermeer näher heran, und schon nach wenigen Augenblicken hatte es den Graben gefüllt, worauf es gegen die Mauer anzuwogen begann. Ein Schrei des allgemeinen Entsetzens erfüllte die Luft und Alles ergriff jetzt die Flucht. Bäume, einzelne Häuser und kleine Dörfer geriethen in Brand, und ihr hellaufloderndes Feuer contrastirte schaudervoll zu der glühenden Lava, welche einem Strom von geschmolzenem Eisen glich. Noch immer vernahm man ein donnerähnliches Geroll — noch immer zitterte der Erdboden. Tomasos erster Gedanke, als er wieder zu denken vermochte, war Maddalena. Konnte er sie retten, um mit ihr dem Verderben zu entgehen? War er im Stande, noch vor dem gänzlichen Untergange Cataneas zu ihr zu gelangen und sie dem Elend zu entreißen? Während dieser Gedanken sein Gehirn durchflog, stürzte er über den Corridor der Hauptreppe zu, da aber hemmte ein aus dem Zimmer seiner Mutter dringender Lichtschimmer seine Schritte. Was wollte er thun? Die Urheberin seines Daseyns lag da, im ruhigen Schlummer, der aber, falls er seinen Vorsatz ausführte, ohne Zweifel bald zum Todesschlummer werden würde. Alle Erinnerungen seiner fröhlichen Kindheit wurden in ihm wach gerufen; er gedachte des ganzen Borns einer mütterlichen Liebe, und seine Brust ward von den reinsten edelsten Gefühle beseelt, dessen der Mensch nur fähig ist, jenes Gefühl welches Aeltern und Kinder an einander fesselt. Jede Spur von Selbstsucht verschwand aus seiner Seele, er begriff, was ihm die Pflicht gebot — und beschloß nur ihrer Stimme zu ge-

horchen — dieß aber geschah nicht ohne Kampf. Die Angst um seine Maddalena hielt ihn einige Augenblicke lang unthätig. Bald aber stand sein Entschluß fest: „Verzeiht liebe Mutter, theurer Vater, daß ich einen Augenblick lang schwankte," sprach er zu sich selbst, der Himmel nehme Maddalena in seinen Schutz — meine Pflicht hält mich hier zurück. — „Antonio! Antonio!" rief er so laut er konnte, „auf vom Lager! erwache! Wir müssen fliehen um unser Leben zu retten! Wenn der Tag anbricht, giebt es kein Cabinea mehr.

(Beschluß folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Der Grabstein ohne Inschrift.

(Fortsetzung.)

Der junge Mann stand einen Augenblick lang bestürzt da, schnell aber faßte er sich wieder; er schüttelte die abergläubische Furcht die ihn befangen hatte von sich ab. „Was soll diese Störung?" fragte er heftig; Jenny aber flüsterte ihm zu: „es ist meine Tante," und so fügte er in einem etwas mildren Tone hinzu: „Deine Verwandte haben Anspruch auf meine Achtung, wenn auch ihre Aeußerungen meine Gefühle verletzen."

„Ruhig, ruhig," hob die Stimme von vorhin wieder an, „Alles liegt klar vor meinem geistigen Auge. Ich sehe ein brennendes Gebäude, — bewaffnete Männer — das Feuer hat eine Flamme in einem menschlichen Herzen angefacht, die nur der Tod auszulöschen vermag." Die Stimme schwieg einige Augenblicke lang; dann begann sie aufs Neue: „Die Vision ist verschwunden, jetzt zeigt sich mir die Zukunft! — Ha was ist das? Was zeigt sich meinen Blicken! Es kann nicht seyn — es ist furchtbarer Spott! Und doch, doch! Ein schaudervoller Tod und ein gebrochnes Herz!" — Jenny Courtney, meiner geliebten Schwester theures Kind, sey auf Deiner Hut — und Du junger Mann, fort, fort! Hinweg, hinweg! so lange Du hier weilst, ist Gefahr für alle vorhanden! Wenn Du edel und großmüthig bist, so fliehe von hinnen und kehre nimmer hieher zurück! Beachte meine Warnung; Ein schaudervoller Tod und ein gebrochnes Herz!" — Die Stimme schwieg und man vernahm das Geräusch sich entfernender Schritte.

Edmund und Jenny standen einige Augenblicke lang schweigend da, die Blicke zu Boden gerichtet. Die Tageskönigin war bereits hinabgesunken, aber noch glühte in Westen der Saum des Horizonts, so daß ihre bleichen Gesichter wie magisch beleuchtet wurden. Endlich brach Jenny das Schweigen. „Edmund," sprach sie in einem flehenden Tone, „was hat das Alles zu bedeuten, sprich, sprich, ich kann auch das Schlimmste ertragen."

Der junge Mann zögerte und schien einen Moment lang zu zittern, schnell aber gewann er sein frühere Kühnheit wieder. „Willst Du," fragte er in einem Tone dessen Bitterkeit das Herz der armen Jenny durchschnitt, „willst Du mich für die wilden Ausbrüche einer Wahnsinnigen verantwortlich machen? „Hast Du Dich etwa mit einer Geisteskranken verbunden, um mir ein Geheimniß zu entreißen, das ich schwur in verschwiegener Brust zu bewahren?"

„Edmund, theurer Edmund, kränke mich nicht durch solche Worte," bat das liebende Mädchen. „Trenne Dich nicht im Zorne von mir, glaube mir, ich wußte nichts von der Anwesenheit meiner Base Margaretha. Ihre Worte aber klangen furchtbar, und furchtbar muß ihre Bedeutung seyn. Sprich, welche Gefahr droht Dir? Ich bin nur ein schwaches Mädchen Edmund, aber glaube mir, ich würde um Deiner Sicherheit willen allem, nur nicht der Schande trotzen."

„Gefahr, Jenny," wiederholte der junge Mann stolz, indem er die bebende Jungfrau fest an seine Brust drückte, „Gefahr? ich fürchte keine! Von meiner Kindheit an, bin ich mit ihr vertraut. Meine einzige Besorgniß ist, daß Du über die wahnsinnigen Reden Deiner Tante grübeln und Dich während meiner Abwesenheit elend fühlen wirst." — Schlage Dir ihre thörigten Worte aus dem Sinn, mein Mädchen, laß uns scheiden, ich muß jetzt fort! Noch einmal lächele mir freundlich zu, Jenny, meine Seele hält jedesmal die Erinnerung an Dein unschuldsvolles Lächeln beim Scheiden fest, im Gebeul des wilden Sturmes dringt es wie ein heller Stern durch jede Wolke — in der Stunde der Schlacht wird es mich zum Siege geleiten. Darum lächle, Jenny, lächle!"

Das liebende Mädchen blickte auf das beliebte Antlitz ihres Geliebten und versuchte zu lächeln, aber Thränen drängten sich ihr in die Augen; bis es seinen beschwichtigenden Worten endlich gelang sie zu beruhigen. Noch eine feurige Umarmung — noch einen Blick der innigsten Liebe — und sie schieden.

Die Reihenfolge nöthigt uns jetzt unsere geneigten Leser zu einem anderen Schauplatze und in ein anderes Land zu führen. Es war Morgen; die Sonne aber stieg unmöglich empor der Wind blies heftig. In dem Hafen von Messingen lag eines jener Fahrzeuge, auf welchen das geübte Auge des Seemanns gern verweilt, ganz besonders wenn sich dieser Seemann dem Schleichhandel gewidmet hat. Dieses Fahrzeug war augenscheinlich ein Schleichhändler, und alles auf demselben verkündete, daß es so eben unter Segel gehen wollte. Auf dem Verdeck fanden wir alle Bekannte; die wilden Gesellen aus der brennenden Scheune, welche als jetzt ein günstiger Wind die Segel schwellte, laut aufjubelten und sich einander die Brandweinflasche zureichten; während einer der Mannschaft ein junger schöner, kräftiger Mann, in einiger Entfernung von den übrigen mit übereinander geschlagenen Armen dastand, und mit düsterem Blick in die Fluth hinabschaute.

„Was er nun schon wieder haben mag," sprach nach einer Weile einer der wilden Gesellen, indem er mit seiner kurzen holländischen Pfeife auf den jungen Kapitain deutete,

„der Satan mag wissen was in ihn gefahren ist. Er hat erklärt dieß solle seine letzte Reise mit uns seyn. Zammerschade dann ists mit uns vorbei, wißt Ihr wohl!“

Unterdessen hatte das nach England bestimmte Fahrzeug die offene See erreicht; es führte sechzehn Kanonen und war mit sechzig Mann bemannt. Der Wind bließ beständig und wie ein Pfeil durchschnitt das Fahrzeug die Wogen.

(Der Beschluß folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Der bekannte Schauspieler J . . . , befand sich eines Abends in einer sehr zahlreichen Gesellschaft. Man sprach über Kunst, Literatur und endlich auch über Politik. — Der Streit wurde sehr lebhaft, indem Jedermann, mit Hitze seine Grundsätze vertheidigte. Unter den Anwesenden befand sich auch der am Hoftheater angestellte Heldenspieler P . . . . , ein Mann der eben so unbedeutend in der Kunst, als arrogant in seinem Benehmen ist, ein Mime, dem nicht nur alle höhere Kunstbildung fehlte, sondern der auch von sehr schwachen Geistesskräften war, und sich am Theater nur dadurch ein Engagement verschafft hatte, daß er der Gatte einer sehr geschätzten Gesangskünstlerin geworden, die über seine atheletische Heldenformen die schlechte Formirung seines Geistes übersehen hatte. — Dieser Mann schien es sich vorgesetzt zu haben J . . . . besonders zu widersprechen, und die unsinnigsten Behauptungen aufzustellen. — Nachdem J . . . einige Zeit diesen Unsinn angehört, sagte er plötzlich: „Mein lieber Herr P . . . , Ihnen widerspreche ich nicht mehr — von Ihnen kann man kein andres Urtheil erwarten.“ „Wie so mein Herr,“ versetzte sehr heftig Herr P . . . . „warum können Sie von mir kein andres Urtheil erwarten?“ „Weil Sie eine Sängerin sind,“ antwortete J . . . . , und da nimmt man es mit dem politischen Ansichten nicht so genau.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Am Montage den 30sten October zum Erstenmale »Corona von Saluzzo« Schauspiel in 5 Aufzügen von E. Raupach zum Benefiz des Herrn K. Quandt Raupach als Lust- wie auch als Schau- und Trauerspieldichter ist auf dem Forum der Oeffentlichkeit schon so oft und so ausführlich beurtheilt worden, daß in den wenigen Zügen, die uns hier verstattet sind, es nutzlos sein wurde, eine flüchtige Characteristik des genialen Dichters zu liefern. Selbst bei den mancherlei Mängeln, von denen Raupach nicht frei zu sprechen ist, steht er dennoch unbezweifelt groß da im Gebiete des Dramas, und wenn auch rings um ihn herum nach und nach aller Sang verstummte, so singt er uns doch noch immer im Herbste der Dichtkunst, die Lieder des Frühlings. Deshalb müssen wir, in einer an Poesie und Poeten armen Zeit um so mehr seines Besitzes uns freuen, da er unter den Deutschen, fast der einzige noch lebende dramatische Dichter ist, dem die Pforten des Heiligthums noch geöffnet sind, und der durch seine Begeisterung, auch in unserem Gemüthe Anklange einer schoneren Welt zu erwecken versteht. Auch in dem obengenannten Schauspiele bezaubert uns Raupach durch die Lebendigkeit und Kraft der Gedanken, wie durch die schone Sprache. Genau durchgeführte und naturgemäße Charakterzeichnung mangelt auch hier freilich bei einigen Personen. Herr Döring, der sei st characterlosen Partheien wenn die Misere nicht gar zu groß ist, Färbung zu verleihen weiß, stellte den Grafen von Saviglano mit einer Wahrheit dar, welche die allgemeinste Anerkennung erhielt und verdiente. Der Beneficiat Herr Quandt, hatte unserer Ansicht nach, in der Rolle des Guido eine schwere Aufgabe zu lösen. Ohne irgend denen beizustimmen die mit der Krämerelle des nüchternen prosaischen Philistertthums alles Große und Erhabene ausmessen wollen, ist es doch nicht möglich uns nicht zu sagen, daß Guido ein höchst unüberlegter Mensch und ohne Nachgedanken sei, welche Betrachtungen schon an und für sich, dem Eindrucke schädlich sind. Um diesem Uebelstande so viel als möglich abzuhelfen, und um uns das Wesen Guidos einigermaßen erklarbar zu machen, muß sich dessen Leidenschaft bis zum glühendsten Enthusiasmus steigern, und grade in diesem Punkte ließ Herr Quandt etwas fehlen, denn das rasche Reden konnte nicht für den Mangel an innigem Gefühle entschadigen. Auch die Gesticulationen blieben nicht immer innerhalb der Granzen der Schönheit

Die Rolle der Corona war in den Händen der Dem. Enghaus, Ueber dasjenige was diese Schauspielerin im höheren Drama leistet, oder nicht leistet, haben wir uns schon zu wiederholten Malen ausgesprochen, indessen war der Beifall den Dem. Enghaus an diesem Abend erhielt, sehr wohl verdient, indem es ihr trefflich gelang die verschiedenen hervorstechenden Gefühle im Charakter der Corona, durch die Darstellung zu versinnlichen. Herr Benz als Marchese von Saluzzo erwarb sich ebenfalls unsern Beifall, wenn auch nicht in dem Grade wie Herr Döring. Herrn Burmeister als Roberto hatte freilich seine guten Momente, gefiel uns aber im Ganzen nicht; namentlich brachte er uns im ersten Theile durch wildes Rollen der Augen und unstetes Umherblicken auf die Vermuthung, daß ein Verrather in der Person Roberto's versborgen sei, dem war aber nicht so. Mit dem Klausner Pedro hat es ebenfalls eine eigne Bewandtniß. Wenn bei seiner Darstellung nicht die innigste Frommigkeit sein ganzes Wesen erfüllt, und ihn, um uns so auszudrücken, mit einem gewissen Heiligenschein umgiebt, so kann er leicht als etwas lappisch erscheinen, wie er es auch wirklich that, indem es Herrn Schäfer nicht gelang, die Schwierigkeit die diese Rolle bietet, zu beseitigen. Mad Zangl hätte aus der Rolle der Blanca mehr machen können und müssen. Die Aufnahme des Stückes war eine sehr gunstige, und am Schlusse wurden Alle gerufen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 4ten November: „Corona von Saluzzo.“

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 133 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Mein Ehrenplatz. *)

Beatus ille qui procul &c.
Horat.

Weg, hinweg mit Diademen!
In des Purpur-Mantels Gluth,
Reich besetzt mit Thränenperlen,
Spiegelt sich des Sclaven Blut.
Während Cäsar Kronen erntet
Von dem großen Erdenrund,
Reißen die demant'nen Spitzen
Ihm die bleiche Stirne wund!

Länder möcht' ich nicht regieren!
Im Gebiet der Menschlichkeit,
Da nur, wo Natur herrscht, waltet
Ewige Gerechtigkeit.
Horch! es schallt, wo sie uns adelt
Durch des Lebens Götterkraft,
Das Trisagion der Schöpfung:
Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft!

Welten möcht' ich nicht beherrschen!
Taumelnd in den Ocean
Der Vergänglichkeit empört sich
Und zerstört sich selbst der Wahn.
Fluch trift eiserne Despoten,
Schwachen wird der Nachwelt Spott;
Allen nur gehört der Eine,
Und das Universum — Gott!

In des Busens Strahlen-Tempel
Darf in sinnigem Verein,
Allmacht Liebe, Liebe Wahrheit,
Und die Weisheit Liebe seyn.
Dort am heiligen Altare
Schmeckt der Mensch erst Himmelsluft,
Trägt den Thron er tief im Herzen
Und die Krone in der Brust!

*) Von einer dreijährigen Wanderung durch einen großen Theil Europas auf einige Zeit nach unserm Hamburg zurückgekehrt, wo er eine lange Reihe von Jahren segensreich wirkte, hat mein verehrter Freund, der geist- und gemüthreiche Hofrath Dr. Stierling mich durch die Mittheilung mehrerer seiner trefflichen Poesieen erfreuet, und mir erlaubt sie meinen geneigten Lesern in diesen Blättern vorzulegen. G. L.

Wenn auch nicht als Hoherpriester
Zünd ich doch das Rauchfaß an;
In der Menschheit freien Hallen
Darf ich mich der Gottheit nahn.
Eingeweiht von Blut und Thränen
Lockt mich nicht Golkonda's Schatz,
Und des Landmanns stille Wohnung
Sichert mir den Ehrenplatz.

Stierling.

Der letzte Ausbruch des Aetna.

(Beschluß.)

Tomaso's Bruder und der alte Diener Matteo waren schnell auf den Beinen, und während der Letztere hinabging um die übrige Dienerschaft zu wecken, eilten die Brüder in das Schlafgemach ihrer Aeltern. Beide schliefen noch sanft, beider Gesichter lagen ruhig und unbesorgt auf demselben Kissen auf dem sie nun schon vierzig Jahre beisammen geruht hatten. Die alte fromme Mutter war ohne Zweifel betend eingeschlafen denn ihre Hand hielt noch den Rosenkranz gefaßt, und vor ihr auf der Bettdecke lag ein kleines silbernes Crucifix. Die Söhne erweckten leise das theure Paar, berichteten was sich zugetragen und mahnten zur eiligen Flucht. Von Schrecken überwältigt baten die Alten die beiden Jünglinge augenblicklich zu fliehen und ihr eignes Leben zu retten, sie selbst aber, welche ja lange genug in dieser Welt gelebt hätten, dem Schicksale zu überlassen, welches über sie zu verhängen Gott für gut finden sollte. Sie predigten aber nur tauben Ohren, und als die beiden wackeren Brüder sich überzeugten, daß der Schrecken dem geliebten Paare jede Energie geraubt habe, luden sie die theuren Aeltern auf ihre Schultern, und eilten von der ganzen Dienerschaft gefolgt, hinab auf die Straße.

Hier herrschte eine Verwirrung, die keine Feder vollständig zu beschreiben vermag. An mehreren Stellen hatte die Lava bereits die Mauer über den Haufen geworfen, und glühend strömte sie hinein in die Gassen, die Häuser entzündend und alles bewältigend, was ihrem feuerigen Erguß im Wege stand. Menschenmassen wälzten sich durch die Straßen; aber während oben der Donner krachte, die Erde schwankte, gab es Elende, welche sich das allgemeine Elend zu Nutze machten, um zu rauben, zu plündern und zu morden.

Während die frommen Söhne, beladen mit der theuren Last, ihren Weg fortsetzten, stießen sie auf Gruppen, welche sich andere Dinge aufgebürdet hatten. Einige schleppten Gold und Silber und kostbares Geräth — Andere werthlosere Gegenstände — Alles aber drängte sich dem gegen Norden gelegenen Thore zu, wo allein die Söhen Rettung versprachen. Jeder dachte nur an sich. Mitleid, Freundschaft, Großmuth, kurz alle edlen Gefühle schienen verschwunden. Nur mit der größten Schwierigkeit konnten in diesem Gewirr Tomaso und Antonio mit ihrer ehrwürdigen Bürde weiter gelangen; das Steinpflaster wankte unter ihnen und endlich ward die Erderschütterung so furchtbar, daß der größte Theil der Stadt zusammenstürzte und man jeden Augenblick fürchten mußte unter Trümmern begraben zu werden.

Endlich — nach unseeligen Mühen — erreichten sie indeß das Thor, und spürten den kühlenden Landwind an der glühenden Wange. Der zur Höhe hinanführende Pfad aber, war viel zu schmal um allen Flüchtlingen Raum gewähren zu können. Viele wurden niedergetreten, andere den Abhang hinab gedrängt in den heranwogenden Feuerstrom. — Furchtbar war das Schicksal der beiden Brüder! — Die Heimath ihrer Kindheit mit Allem was ihre Vorfahren gesammelt hatten, war von den verzehrenden Flammen der allgemeinen Feuersbrunst ergriffen. Umringt von 60,000 fast nackten, armseeligen Flüchtlingen wie sie selbst, bot sich ihnen kein Obdach, keine Zufluchtsstätte dar. Gegen Norden, vor ihnen, dehnte sich bis zum Meere eine Bergschlucht hin; konnten sie über jenen Abgrund gelangen, bevor die vom Aetna heranfluthende Feuermasse sich genähert und die zerbrechliche Brücke fortgerissen haben würde, war vielleicht Rettung möglich — wo nicht, war ihr Verderben gewiß — denn schon begann die feurige Lava die Stelle zu umwogen auf der sie standen.

Alles drängte sich demnach unter Jammergeschrei der Brücke zu. Die Gefahr wuchs mit jedem Augenblick. Unter diesem Getümmel wurden Tomaso und Antonio von der weniger belasteten Menge an den etwas erhöheten Rand des Abgrunds gedrängt. „Ihr Lieben, Theuren, überlaßt uns unserm Schicksale," flehte die Mutter, „wir stehen ja schon am Raude des Grabes! — Einige Stunden früher oder später, was hat das auf sich! Für Euch Kinder aber hat der Himmel vielleicht noch glückliche Tage aufbewahrt! Flieht darum flieht, ich beschwöre Euch darum, bei der Liebe einer Mutter!! Rettet Euch, rettet die letzte Hoffnung unseres Hauses."

„Ja, ja, meine wackeren Söhne, Ihr müßt fliehen," nahm der Vater das Wort, „ich gebiete es Euch. Wir haben lange genug gelebt! Wir haben gesehen, wie unsere Kinder bereit waren ihr Leben für das unsrige hinzugeben. Mein heißester Dank dem Himmel dafür! Nehmt meinen letzten Segen und flieht. Noch eine Umarmung, meine lieben Kinder, kommt, kommt an das Herz Eures Vaters — dann fort, fort, Ihr werdet gerettet seyn — ich werde in Frieden sterben."

Die Söhne erwiderten nichts aber Thränen entströmten ihren Augen. „Wie — wie — fuhr der Greis fort, „wollt Ihr Eurem Vater nicht gehorchen?"

„Dieß eine Mal nicht, Vater," erwiderte Tomaso, „Ihr werdet uns unsern Ungehorsam verzeihen. — Laßt uns zusammen sterben, wenn wir sterben müssen. Denn obgleich das Leben mir werth und lieb ist, will ich nicht es auf Kosten derjenigen retten, die es mir gaben. Aber seht, die Lava wogt näher heran, wir haben keinen Augenblick zu verlieren."

Vorwärts drängten sie aufs Neue, aber noch bevor sie die Rettungsbrücke erreichen konnten, drängte sich schon der Feuerstrom heran. — Von sprachlosem Entsetzen erfaßt, stand jetzt die kleine unglückliche Familie da. Von der kleinen Anhöhe auf der sie sich befanden, gewahrten sie mit nahmenlosem Schrecken, daß ein Arm der Lava in die Vertiefung die sich zwischen ihnen und den übrigen Flüchtlingen befand, sich hineindehne. Viele der Letzteren hatten bereits glücklich die Brücke erreicht; aber die Meisten der Unglücklichen standen noch umgeben von dem sie jetzt umfluthenden Feuermeere, dessen glühende Wogen bereits diejenigen hinabrissen, welche am Rande der Erhöhung standen. Ein furchtbares Geschrei der Verzweiflung erfüllte die Luft.

Immer mehr und mehr Unglückliche wurden von dem Feuermeer verschlungen, immer höher und höher stieg die verderbenbringende Lava. Der letzte Augenblick der schauderhaften Catastrophe nahte. Noch ein Moment — und fast die ganze Bevölkerung Cataneas lag unter den feurigen Wellen begraben. — —

Die kleine Familiengruppe allein stand noch auf dem erhöhten Rande wie auf einer kleinen Insel da. — In diesem Augenblick hoffnungsloser Verzweiflung krachte es plötzlich unter ihnen; der Lavastrom hatte die Wurzel eines neben ihnen stehenden Baumes verbrannt, der Stamm stürzte und fiel quer über den unten fluthenden feurigen Strom. Hier, hier hatte der Himmel für sie die Rettungsbrücke gebauet! Die Hoffnung der flüchtigen Familie belebte sich aufs Neue. Mit Hülfe der beiden wackeren Söhne welche die hindernden Zweige bei Seite bogen, kletterten die Aeltern über den rettenden Baum — die Söhne folgten und schon wenige Augenblicke nachher war der riesige Stamm von der Gluth zur Kohle verbrandt. — Die Geretteten eilten jetzt die Anhöhe hinan und sanken unter heißen Freudenthränen dankend nieder auf ihre Knee. — Hier verharrten sie bis zum Tagesanbruch und gelobten feierlich, daß wenn sie der Himmel erhalten würde, sie ihr Leben an dieser Stätte beschließen wollten.

Sie wurden erhalten und da auch Maddalena mit den Ihrigen sich frühzeitig in ein benachbartes Dorf geflüchtet hatten, fanden sich die Liebenden bald wieder und wurden glücklich. In Folge des gethan'nen Gelübdes ward auf der Anhöhe ein Häuschen erbauet, wo die Aeltern ihre Tage beschlossen, Tomaso und Maddalena aber in Antonios Gesellschaft noch eine lange Reihe froher Jahre verlebten.

G. L.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Der Grabstein ohne Inschrift.

(Beschluß.)

Die Schiffsuhr hatte so eben die sechste Stunde Nachmittags verkündet, bis zu welcher Zeit man von dem Schmuggler aus durch das Fernglas ängstlich nach allen Seiten ausgeschauet hatte. Da zeigte sich plötzlich in der Ferne ein großer Kutter, in welchem die Schleichhändler einen dem Zollamte angehörenden Kreuzer erkannten. „Sie haben uns aufs Korn," sprach der Capitain, „thut nichts, nur so fortgesteuert Ihr Bursche! — Wir brauchen ihn nicht zu fürchten, unsere Kanonen sind schwerer als die seinen und unser Schiff ist besser bemannt. — Ein Gefecht mit ihm liegt zwar nicht in meiner Absicht — doch vor ihm stechen will ich nicht!"

Daß der Kutter des Zollamts den Schleichhändler erkannt hatte, lag am Tage. Plötzlich aber ward die Gefahr des Letzteren noch dadurch vermehrt, daß sich eine Fregatte in der Ferne zeigte. Was war jetzt zu beginnen? Nach dem Hafen zurückzukehren war gleichfalls gefährlich, denn zahllose Kreuzer machten die Fahrt unsicher. Nach kurzem Besinnen, rief der Capitain entschlossen: „Noch mehr Segel auf, wenn die Nacht hereinbricht, sind wir gerettet."

Die beiden Schiffe kamen unterdessen einander immer näher und näher, der Kutter zog die brittische, der Schmuggler die dreifarbige Holländische Flagge auf. Bald war der Erste nur noch einen Musketenschuß weit entfernt, da traf den Schleichhändler ein unvorhergesehener Unfall; der Wind, plötzlich zum Sturme herangewachsen, tobte, in die ausgespannten Leinwandmaßen, und mit einem furchtbaren Krach stürzte der Vordermast zusammen. Ein lautes Jubelgeschrei erschallte vom Verdeck des Kutters. Nunmehr folgte ein heftiges Musketenfeuer zwischen beiden Partheien, durch welches mehrere getödtet und verwundet wurden.

Der junge Capitain blickte verzweiflungsvoll auf seine fallenden Leute, aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nicht; er versuchte es, trotz des verloren gegangenen Vormastes, mit seinem Schnellsegler dem Feinde zu entrinnen, aber der Kutter folgte dicht hinter ihm und auch die Fregatte schwebte immer näher und näher heran. Endlich nachdem die Nacht herein gebrochen war, gelang es dem Kutter zu entern, und nunmehr entstand auf beiden Schiffen ein schauderhaftes Handgemenge, welches sich indessen zu Gunsten der Schleichhändler zu neigen schien, denn schon war der Kapitain des Kutters von der Hand des Anführers der Schmuggler gefallen, da aber verkündete das Krachen eines achtzehn Pfünders das Herannahen der Fregatte, so daß jede Hoffnung auf Rettung verschwunden war. — Nach einer Viertelstunde schon war das Schleichhändlerschiff eine Prise der brittischen Fregatte, welche dasselbe sogleich nach England führte. Die

mit den Waffen in der Hand ergriffenen Schmuggler wurden in gefängliche Haft gebracht, vor Gericht gestellt und verurtheilt, die Meisten zur Transportation, mehrere unter ihnen aber, unter welchen sich auch der junge Capitain befand, zum schmachvollen Tode. —

Wir müssen jetzt zu der lieblichen Jenny zurückkehren. Nach ihrer Trennung von Edmund Foster hatte sie oft Nachricht von ihm bekommen, auch athmeten seine Briefe stets heiße innige Liebe. Von Hoffnung belebt harrte sie seiner Rückkehr, denn in seinem letzten Schreiben hatte er den Zeitpunkt bezeichnet, in welchem er wieder bei ihr einzutreffen gedachte. Aber dieser Zeitpunkt ging vorüber, Tage und Wochen schwanden, er kam noch immer nicht, und mit jeder Stunde sank ihr Muth.

Es war ein kalter Morgen im Januar, als Geschäfte die Tante Margaretha nach Dover riefen, ihre Nichte begleitete sie. Eine Zeitlang ging die Fahrt ohne Hinderniß von statten; in der Nähe von Carlton-lane aber ward plötzlich die Landstraße von einer solchen Menschenmenge gefüllt, daß das einspännige Wägelchen, worauf sich die beiden Frauen befanden, weder vor- noch rückwärts konnte. Die Ursache dieses Getümmels ward ihnen bald klar, sie erblickten ein aufgerichtetes Schaffott, auf welchem der junge Anführer der Schleichhändler, sammt Mehreren seiner Bande, anderen zum warnenden Exempel den Tod erleiden sollte.

Base Margaretha saß, wie sie immer zu thun pflegte, in Gedanken versunken da neben Jenny, welche sich gleichfalls ihren schwermüthigen Träumereien hingab. Da nahte der Schreckenszug. Gern hätte Jenny ihre Augen geschlossen, aber eine unbegreifliche Angst verhinderte sie daran. Der junge Hauptverbrecher hatte ihr bisjetzt den Rücken zugekehrt, auf der Richtstätte angelangt, schien er aufmerksam den Worten des Geistlichen zu horchen, dann überreichte er diesem ein Päckchen — wandte sich und — O, Entsetzen, sie erkannte Edmund Foster! Jennys Sinne schwanden, sie sank ohnmächtig in dem Wagen zurück in die Arme ihrer Tante.

Man schaffte sie zurück in ihre Wohnung, aber sie lebte nur noch wenige Tage. Die letzte Bitte der Sterbenden war, daß der Leichnam ihres unglücklichen Geliebten auf dem Friedhofe ihres Dorfes beerdigt werden möchte. Durch die Vermittlung ihrer Freunde ward dieß bewerkstelligt. Sie ruht jetzt neben ihm, dort unter dem Grabsteine ohne Inschrift."

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Statt daß auf unserer Bühne zwischen neuen Opern stets viele Theaterabende zu liegen pflegen, an welchen uns alte Productionen vorgeführt werden, haben die Bühnenvorsteher dießmal Sorge getragen, den Hugenotten recht schnell: den Postillon von Lonjumeau, komische Oper in drei Aufzügen, Musik von Adam, folgen zu lassen. Diese liebliche, anmuthige Conditaney gehört zu jenen leichten, französischen Singspielen, welche um so zu gefallen wie sie es verdienen, durchaus auch von Franzosen dargestellt werden müssen. Auf den tanzenden Wellen ihrer leichten Melodieen muß sich die Aufführung wie eine leichte Barke schaukeln, nicht aber wie ein schwerfälliger Dreimaster darauf umherstemmen wollen. Mehr oder weniger wird dieß Letztere auffallen deutschen Bühnen der Fall seyn, denn der deutsche ernste Sinn kann sich nun einmal die Leichtigkeit mitunter auch Leichtfertigkeit der Franzosen nicht aneignen und so verdienen unsere Darsteller dieser komischen Oper keinen Tadel, daß sie dieselbe nicht ganz im Geiste des Componisten und Dichters darstellten, wie wir denn auch recht gern die viel zu langsamen Tempi mit dem ersten deutschen Sinne des Herrn Musikdirectors zu entschuldigen bereit sind. Bei der Wiederholung dieser lieblichen Oper wird hoffentlich manches besser hervortreten, als bei der ersten Vorstellung; aus dem oben angeführten Grunde aber sind wir überzeugt, daß noch immer manches zu wünschen übrig bleiben wird.

Was die Darsteller, zumal bei einer ersten Aufführung zu leisten vermochten, ist geschehen, und da wo z. B. wie bei Mad. Walcker (Mathilde und Frau von Latour) die Individualität in den Weg tritt, kann die Schuld des Verfehlten, der braven Sängerin nicht zugerechnet werden. Unser Warda, den wir jetzt wieder, leider vor der Hand nur auf ein Jahr, den Unsrigen nennen können, schuf aus dem Postillon und Sänger was er daraus zu schaffen vermochte. Höchst anmuthig trug er im ersten Acte die Romanze vor, die der wackere Sänger auf lautes Verlangen wiederholen mußte. Herr Uey als Marquis von Corcy leistete Verdienstliches und auch die übrigen weniger bedeutenden Parthieen wurden auf Fleiß durchgeführt. Das Haus war gefüllt.

Musikalisches.

Der talentvolle 17jährige Virtuose auf dem Pianoforte, Alois Taufig hat am 30sten dieses in dem von ihm im Apollosaal veranstalteten Concerte, den ihm vorangegangenen Ruf vollkommen bewährt, und durch den sauberen und correcten Vortrag der schwierigen Thalbergschen Compositionen dargethan, daß er in einer trefflichen Schule gebildet worden und bei fortgesetztem Eifer bald zu den vorzüglichsten Pianisten zu rechnen seyn wird. Die verdienstlichen Leistungen des jungen Künstlers, welcher jetzt einem ehrenvollen Rufe nach Bremen folgt, fanden eine laute und einstimmige Anerkennung.

Montag, den 6ten November: „Robert der Teufel." Mad. Fischer Maraffa: Isabelle.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 134 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Friedhof.

Wohl euch, ihr Pilger der Nacht! willkommen an heiliger Stätte;
Frei ward der bessere Theil, frei von den Banden des Staubs!
Hier ruhet aus! Hier öffnet sich euch die freundliche Halle,
Wo kein Seufzer erschallt, keine Thräne mehr fließt;
Wo die Stirne sie kühlt, die Palme göttlicher Liebe;
Und Versöhnung euch winkt an dem geweih'ten Altar;
Wo dem Phönix gleich, von lodernden Flammen umgeben,
Ueber Gränzen der Zeit jauchzend die Seele sich hebt!

Geist meiner Seele, Du Mutter der Ahnung, der Hoffnung Gefährtin!
Wohin — folgt' ich Dir nach — führest Du mich Phantasie?
Dahin, wo strahlend in ewigem Aether, den Nebel verscheuchend,
Ueber des Zenith's Punkt hoch der Orion sich zeigt;
Wo nie dunkelt das Licht am purpurglühenden Himmel;
Wo des Orients Geist leuchtend und siebend regiert!

Pilger der Nacht ruhet aus! — Der Sterblichkeit Kerker entronnen,
Wo des Lebens Bild tief in Schatten sich stellt;
Dem Labyrinthe der Welt, wo Schein die Sinne bezaubert,
Und dem Willen der Wahn alle Selbstständigkeit raubt;
Wo der Vampyr des Lasters den menschlichen Busen zerfleischet,
Und der Leidenschaft Gluth Tugend und Freiheit verzehrt!

Müde Wand'rer, ruht sanft! — Ihr Aermsten habt viel wohl gelitten!
Wund die Füße? — sagt an: blutete auch wohl das Herz?
Thränenschwanger der Blick? Die Stirne von Sorgen gefurchet?
Sagt mir: Wie hieß der Fluch, der euch den Frieden geraubt?
Habt hienieden ihr nie am Mutterbusen geschlummert?
Stieg keines Vaters Gebet an eu'rer Wiege empor?
Nun, so schlummert hier sanft! Ruht aus von der irdischen Reise;
Aus des Grabes Nacht steigt ihr zur Urquell' empor!
Wog der Kampf auch schwer, Glück zu! ihr habt ihn gestritten!
Und geheiliget blickt ihr auf mich nun herab.

Frieden eu'rem Gebein! — der Sphäre der Sinnen entwichen,
Ueber Raum und Zeit hoch erhaben, o sagt;

Was — und wie groß ist der Lohn? — Wie schwer wog das Opfer Entsagung?
Und — ach, flüstert mir's zu! — habt ihr es immer gebracht?
War die Stirne bekränzt mit Immortellen der Freude?
Fiel ein Cypressenzweig früh auf die Wiege herab?
Dufteten Rosen der Liebe dem leicht empfänglichen Herzen?
Hat der Wollust Rausch euch die Sinne betäubt?
Kühlte die runzlichte Stirn einst die Palme traulicher Freundschaft
War es Falschheit, Verrath, was euch die Menschheit gezollt?
Thronte ein himmlischer Geist des Friedens im menschlichen Busen?
Tobte der Leidenschaft Sturm in der entadelten Brust?
Brannte der Ehrsucht Flamme im Innern wie Feuer der Hölle?
Schlich des Lasters Gift in das entzündete Blut?
Schwand das geträumte Idol nach ewig vergeblichem Ringen?
Hätte Phantasus Spiel euch um ein Daseyn getäuscht?
Hat Ueberzeugung und Kraft und Gefühl eu'ren Glauben begründet?
War Vernunft euch verhaßt, freund euch die Religion?
Habt ihr, des höheren Rufs gewärtig, dem Tod' euch ergeben?
Oder ergab er sich euch, Sklave der frevelnden Hand?
Alles dies wissen wir nicht, und wüßten wir's, — Gott möge richten!
Nicht die unfreie That wägt Er, den Willen allein!
Stumm blieb das Grab, und ernst verhüllt ein magischer Schleier
Das Geheimniß der Welt, ruhend hier im Sarkophag!
Sey's! — Ist dies doch des Sterblichen Loos, das Räthsel des Lebens,
Blendwerk, was wir auch seh'n! — Nur das Erwachen ist schön!
Todte schweigen, doch Gräber verkünden's und Geister sie flüstern:
„Suchst Du ein Vaterland Dir, Bürger der Welt, es ist hier!"

Stierling.

Treuer Liebe Lohn.

Novellette von Ludwig Meyer.

1.

Es war eine finstere Nacht. Wildheulend tobte ein Decembersturm durch die Straßen, der Himmel glich einem schwarzen Trauermantel, auch nicht ein Stern blickte durch die düster dahinziehenden Wolken, und bildete einem schauerlichen Gegensatz zu den einem weißen Leichentuche gleichenden, mit tiefem Schnee bedeckten Straßen.

Das Fest der allgemeinsten Freude, das heilige Christfest, ward an diesem Abend gefeiert; es war der 24ste December des Jahres 18 . . . Die erste Etage des pallastähnlichen Hauses in der Königstraße No. 12, dem Commerzienrath von Goldhold gehörend, war glänzend erleuchtet. Der Musik Freudentöne drangen herab auf die Straße, wo eine große Wagenreihe die Masse der vornehmen Gäste bekundete, die sich bei dem reichen Banquier versammelt hatte; an den weißen Vorhängen sah man deutlich die Schatten der vorüberschwebenden Tänzer. —

Unter der Colonade eines Nachbarhauses, gehüllt in einen dunkeln Mantel, stand ein junger Mann, und starrte unverwandten Blickes hinauf nach dem erleuchteten Salon, wo die Freude immer lärmender, die Musik immer rauschender ward. Einer Bildsäule gleich ohne Leben stand er da, die Arme krampfhaft über die Brust gekreuzt, das Gesicht bleich, vom tiefsten Gram entstellt, und keine Bewegung war an der ganzen Gestalt zu bemerken. — Nur zuweilen wenn er auf den schattenwerfenden Vorhängen eine gewiße Gestalt zu erkennen glaubte, preßten sich die gekreuzten Arme heftiger gegen das klopfende Herz, dessen tobendes Schlagen fast hörbar war, rollten die schwarzen Augen, wildsprühende Blitze versendend, und dem sonst edlen Gesicht etwas Unheimliches verleihend in den Höhlen umher und es wand sich ein tiefer Seufzer schmerzlich, aus einer vom innersten Gram zerrissenen Brust herauf; doch gleich darauf wieder war dies Alles verschwunden, und wie früher einem Steinbilde ähnlich, lehnte die Gestalt sich an die Mauer der Colonade. — —

Ein Uhr nach Mitternacht hatte der nahe Marienthurm verkündet, und mancher der Gäste entfernte sich. Jedesmal, wenn einer der Bedienten herausſprang und den Kutscher anrief vorzufahren, beugte sich der Verhüllte halb hinter der schützenden Säule hervor, doch eben so schnell zog er sich theilnahmlos zurück wenn er nicht die Equipage vorfahren sah, die er erwartete, und unverwandten Blicks starrte er wieder hinauf, zu den Sälen der Freude. — Da tobte die Musik einen rasenden Galopp, von dem Walzer-König Strauß; öfter sah er jetzt die Gestalt vorüberfliegen, und glühender rollte sein Auge.

Endlich verstummte die Musik; mehr und mehr der Gäste entfernten sich, und auch die ihm wohlbekannte Equipage fuhr vor. Der betreßte Diener reißt den Schlag auf und ein junger blonder Mann hebt eine in kostbare Pelze gehüllte junge Dame hinein, ihr zärtich die Hand küssend. Eine andere Dame war vor ihr schon eingestiegen. — „Gute Nacht theure theure Adolphine," ruft der junge Mann ins Haus zurücktretend. „Träume süß mein Rudolph," antwortet eine sanfte Stimme, schmerzhaft bebt der junge Mann zusammen und im sausenden Galopp fliegen die ungeduldigen Rappen davon.

„Träume süß mein Rudolph," murmelte der Lauscher unter der Colonade. „Hast Du's gehört da oben, über den schwarzen Wolken? Rächer des Meineids, hast Du's vernom-

mon? „Träume süs mein Rudolph“ — spricht er noch einmal zähneknirschend, hüllt sich fester in seinen Mantel, und folgt der Richtung, die der eben abgefahrne Wagen eingeschlagen hatte. —

2.

Adolphine war die Tochter des Regierungs-Präsidenten von Wehrfeldt. — Dieser, ein Mann wie viele Andere, lebte nur in seinem Collegium, in seinem Club, in den glänzenden Cirkeln der Residenz oder in den Bädern, und hatte seiner Frau allein die Erziehung der Tochter überlassen. Er war sehr vergnügt wenn die kleine Adolphine, zu seinem Geburtstage, ihm ein auf Seidenpapier zierlich geschriebenes Gedichtchen überreichte, und die eingelernten Verse vordeclamirte, wenn die Gesellschaft das niedliche Kind bewunderte. — In seiner Ehe lebte er ganz glücklich und zufrieden; denn schon ziemlich begütert außer dem Königlichen Gehalt für seinen Posten, erheirathete er mit seiner Gattin, ein sehr bedeutendes Vermögen, so daß er ein glänzendes Haus machen, und außer seinen Berufsgeschäften, der Freude, dem Vergnügen leben konnte. Die Frau, aus einer altadeligen Familie entsprossen, war eine Dame deren Portrait vielfach gefunden wird. — Gutmüthig von Natur, treu ihrem Gatten aus Schicklichkeitsgefühl und Rechtlichkeit, doch ohne höhere geistige Bildung, lebte sie in der Welt, mit der Welt, ohne schlechter zu seyn als Viele, ohne besser zu seyn als Viele. Sie glaubte ihre strengsten Pflichten erfüllt zu haben, wenn sie ihren Gatten achtete, die Honneurs in seinem Hause machte, ihr Kind liebte, und dafür sorgte, daß Adolphine eine elegante, standesmäßige Erziehung erhielt, um einst in der Welt eine glänzende Rolle zu spielen. —

So hatte Adolphine ihr 11tes Jahr erreicht, als Oscar von Severus in das Haus des Präsidenten aufgenommen wurde. Oscar war der Sohn des Majors von Severus, dessen Gattin die Schwester des Herrn von Wehrfeldt gewesen. Auf dem Felde der Ehre hatte der wackere Krieger den Tod gefunden, und seiner Wittwe nichts als einen ehrenvollen Namen, einen zweijährigen Knaben und ein unbedeutendes Vermögen hinterlassen. Mit der zärtlichsten Mutterliebe, mit unbegränzter Hingebung und rührender Entsagung hatte die edle Frau allein der Erziehung dem Wohle ihres Kindes gelebt; aber auch mit unbegränzter kindlicher Liebe hatte der gefühlvolle lebhafte Knabe an seiner Mutter gehangen, ihr die zärtlichkeit vergeltend mit inniger Verehrung, als ihm der unbarmherzige Tod diese mütterliche Stütze in noch nicht vollendetem 13ten Jahre raubte. — Auf ihrem Sterbebette hatte der Präsident seiner Schwester versprochen des ganz verwaisten Knaben sich anzunehmen, ihn in seinem Hause mit seinem Kinde erziehen zu lassen. Mit dem Gebet um Segen für ihren Sohn, mit der Bitte um Glück für ihren Bruder, entschlief die edle Frau zu einem bessern Leben. — Wenn gleich noch in so zartem Alter fühlte Oscar doch ganz die unendliche Größe seines Verlustes, er fühlte was es hieß allein in der Welt zu stehen, dem Mitleid von Angehörigen seine Existenz zu danken, und an der Leiche seiner Mutter gelobte er alles zu thun, was in seinen Kräften stand, mit unermüdlicher Ausdauer, mit eisernem Fleiße zu arbeiten, um bald selbstständig zu seyn, um bald eigner Kraft, eignem Verdienst das abzugewinnen was ihm jetzt als Almosen gereicht wurde. —

(Die Fortsetzung folgt.)

Almanachsliteratur.

Penelope.

Taschenbuch für 1838.

Herausgegeben von Theodor Hell.

Die verdienstvolle Hinrichsche Verlagshandlung zu Leipzig, hat auch dießmal die Penelope auf 1838 dem inneren Gehalte und der äußeren geschmackvollen Ausstattung nach, so erscheinen lassen, daß dieselbe sich kühn ihren Vorgängerinnen an die Seite stellen kann, und im vollen Maaße den Ruf bewährt, den dieser treffliche Almanach sich seit einer Reihe von 27 Jahren zu erhalten gewußt hat. Vier höchst anziehende Erzählungen: Die Colonisten, von Wilhelm Blumenhagen, — Fragmente aus dem Tagebuch einer Fürstin, von Wilhelm von Lüdemann, — Die Blutbrücke, von F. W. Arnold, — Der Fluch des Mauren, von W. Alexis, von denen wir die Erste als die anziehendste, die Dritte aber als die am wenigsten bedeutende bezeichnen, bilden den Hauptinhalt dieses interessanten Büchleins, welches noch obendrein eine recht angenehme Mannigfaltigkeit erhält durch die ansprechenden Gedichte von J. G. Seidl, Agnes Franz, Braun von Braunthal, Johann Vogl, A. G. Eberhardt u. s. w. die dieses mit sieben ganz vortrefflichen Stahlstichen geschmückte Taschenbuch darbietet Von den Gedichten möge als Probe folgendes hier ein Plätzchen finden.

Die beiden Kirchlein.

Auf der einen Seit' im Thale
Steht ein Kirchlein, schmuck und fein;
Seines Glöckleins helles Klingen
Ladet Laut zur Andacht ein.

Von den Bergen, aus dem Walde
Wandeln Beter nach dem Thal,
Um im Kirchlein auszuschütten
Ihres Herzens Last und Qual. —

Auf der andern Seit' am Berge
Steht ein Kirchlein, schmuck und fein;
Seiner Glocke mächtig Klingen
Ladet ernst zur Andacht ein.

Aus dem Thale nach dem Berge
Steigen Beter rings hinan,
Um im Kirchlein auszuschütten,
Was ihr Herz erleichtern kann.

Und was jene drunten suchen
In der Dämmerung im Thal,
Suchen diese wieder oben
Auf dem Berg im Sonnenstrahl.

Und der Suchende wird finden:
Sey es Thal, sey's Bergesjoch;
Droben, denk' ich, über Wolken
Da begegnen sie sich doch.

Anecdoten-Gallerie.

Ein bekannter Minister legte seine Stelle als Schatzmeister nieder, um das Amt eines Directors der Schuldentilgungs-Commission zu übernehmen. „Seltsam," bemerkte ein Witzling, „nachdem R.. eine so große Rolle in der Geschichte gespielt hat, begnügt er sich jetzt mit einer so kleinen in der Fabel."

Räthsel.

Wenn ein Mensch zu allen Dingen in der Welt mich besäße, er wäre kluger als je ein Sterblicher gewesen — und doch bin ich nur das Werk eines armseeligen gewöhnlichen Handwerksmannes und auf der Erde in zahlloser Menge vorhanden. Ich spreche ein gebietendes Wort mit im Reiche der Tonkunst und knarre doch oft recht widerlich. Ich diene in manchen Ländern als Ehrenzeichen und befinde mich doch zur gleichen Zeit auch in den Händen des ärmsten Bürgers. Ein durch einen Vornahmen gestempeltes Ding kann meine Stelle vertreten, wirkt dann aber in der Regel nur insgeheim, öffentlich aber nur in der Hand des erfahrenen Meisters. Ich bin unsichtbar, besonders wenn man mich auf erhabene Gegenstände anwendet; aber auch sichtbar, von verschiedenem Werthe und in den mannigfachsten Formen vorhanden. Man hat sich oft vergebens bemüht mich zu finden, um das zu entdecken, was bisher kein Sterblicher erforscht hat, und dennoch wendet mir mancher Mensch den Rücken zu, indem er sich noch obendrein dadurch die Ehrerbietung der Menge zu erwerben gedenkt. Ich bin Dir nothwendig um mich zu finden, und doch hast Du mich gewiß schon oft, wenn auch nicht grade in der Noth stecken lassen.

G. L.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Altona, im November.

Bei den theatralischen Unternehmungen, welche während der letzten Jahre bei uns stattfanden, mußten wir uns, wollten wir ihre Leistungen nicht ganz und gar verdammen, darauf beschränken, ihre Erstlenz anzuzeigen, die Anlegung eines künstlerischen Maßstabes aber sorgfältig vermeiden. Anders aber ist es jetzt mit der Entrepriſe des Herrn Grafen Hahn, welche seit dem ersten October begonnen hat, bei uns allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat und zum Theil auch verdient. Der Herr Graf Hahn ist in der Bühnenwelt eine merkwürdige Erscheinung; trotz der zahllosen mißlungenen theatralischen Versuche ähnlicher Art die er unternommen, läßt er sich dennoch nicht abschrecken immer neue zu wagen, und ist er demnach jenem Seefahrer zu vergleichen, welcher, obgleich er häufig Schiffbruch gelitten, sich dennoch immer wieder und wieder dem treulosen Meere anvertraut; nicht etwa aus Sucht zum Gewinn, sondern weil ihm das Seefahren zur Gewohnheit geworden, weil er ohne dieß Gewerbe nicht leben kann.

Wenn aber auch Verhältniße und Umstände den Herrn Grafen Hahn meistens verhinderten, seine Bühnenunternehmungen einem Grade von Vollkommenheit nahe zu bringen, so ist doch nicht zu leugnen, daß über dieselben jedesmal, trotz ihrer bedeutenden Mängel ein gewisser künstlerischer Hauch weht, welcher den ächten Künstlersinn des Unternehmens beurkundet.

Dieses ist nun auch jetzt bei seiner dermaligen Entrepriſe bei uns unverkennbar, und wer am 2ten dieses der Darstellung der lieblichen Kreutzerschen Oper: „Das Nachtlager in Granada," beiwohnte, wird sich mit uns einverstanden erklären. Orchester, Decorationen und Garderode entsprachen nicht nur jeder, den Verhältnißen angemessenen Erwartung, sondern übertrafen dieselbe noch bei weitem und in künstlerischer Hinsicht gebührt den verdienstlichen Leistungen des Rathschen Ehepaars, als Gomez und Gabriele die lobendste Erwähnung. Herr Knüpfer als Erzherzog Maximilian konnte weder im Spiel noch im Gesang befriedigen; von den Uebrigen störte niemand, die Chöre gingen sehr gut. Die zahlreiche Versammlung klatschte lauten Beifall, und wenn der Unternehmer fortfährt wie bisher zu wirken, kann er gewiß auf einen häufigen Besuch seiner Darstellungen rechnen, welche auch wir alsdann specieller besprechen werden.

Stadt-Theater.

Hamburg, im November.

Allen hiesigen Theaterfreunden sind gewiß noch die herrlichen Genüße im Gedächtniß, welche ihnen der treffliche Komiker Beckmann im vergangenen Sommer gewährte. Die Erinnerung derselben wird bei uns jetzt neu geweckt, durch das Gastspiel der talentvollen Dlle. Muzzarelli, der künftigen Lebensgefährtin des genannten wackeren Künstlers welche in den nächsten Tagen einige Darstellungen auf dem Stadttheater geben wird. Ihr schönes Talent hat in Wien und Berlin gebührende Anerkennung gefunden und wird sich derselben auch ohne Zweifel bei uns zu erfreuen haben.

Mittwoch, den 8ten November: „Corona von Saluzzo."

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 135 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Erinnerungen aus dem Leben der berühmten Malerin Lebrun.

Madame Vigée Lebrun, die berümte Malerin, lebt noch, und giebt jetzt ihre interessanten Memoiren heraus. Sie ist eine der liebenswürdigsten alten Damen Frankreichs; sie hat bereits ihr achtzigstes Jahr zurückgelegt, aber sich in jeder Rücksicht auf staunenswürdige Weise conservirt; sie versammelt immer noch einen geselligen Kreis um sich. Ihre Unterhaltung ist um so anziehender, da sie viel gelesen und gesehen hat; sie ist ein schönes Bild aus jener guten Zeit, wo Grazie, Liebenswürdigkeit und feine Sitten in der Gesellschaft noch geschätzt wurden. Ihre Memoiren liefern ein interessantes Gemählde vergangener Tage und wir wollen daher unsern freundlichen Lesern Einiges daraus mittheilen. Diese Erinnerungen sind von der geistreichen Verfasserin zum Theil an die Fürstin Kuratin gerichtet, und nach dem Tode derselben in Erzählungsform fortgesetzt.

Der Styl ist lebhaft und elegant, und einen ganz besonderen Reiz erhalten die Memoiren noch dadurch, daß sie ganz und gar jenen Stempel anspruchsloser Weiblichkeit tragen, welcher bei Frauen das wahre Talent beurkundet. Die erste Portraitmalerin ihrer Zeit, mit großer Schönheit begabt, in Allem bewundert was auf ihre Kunst Bezug hatte, geschmeichelt, bewundert, geduldigt, hat diese bezaubernde Frau den trefflichsten Ruf, ihre ganze weibliche Einfalt bewahrt.

Der Familiennahme der Madame Lebrun war Vigée. In ihrem sechsten Jahre ward sie in ein Kloster gebracht, welches sie erst in ihrem eilften wieder verließ. Schon während dieser Zeit gab sie unwiderlegbare Proben ihres Talents, indem sie ihre Schreibebücher und die ihrer Gefährtinnen, mit Skizzen von Köpfen füllte, ja sie zeichnete solche sogar oft mit Kohlen an die Wand und ward mehrmals dafür bestraft. In ihrem achten Jahre zeichnete sie einen alten Kopf mit einem langen Barte, sie zeigte ihn ihrem Vater der selbst Maler war und dieser rief als er ihn erblickte mit großer Bestimmtheit: „Du wirst eine Malerin werden, mein Kind, wie es nur wenige gegeben hat.“ — Von ihrer Mutter empfing Mad. Lebrun eine treffliche Erziehung, und während jene ihr Herz veredelte, bildete sich ihr Geist unter der Leitung ihres Vaters und im Umgange mit allen damals lebenden Künstlern und Gelehrten aus.

Ein unglücklicher Zufall raubte ihr frühzeitig ihren trefflichen Vater, worauf sie als dreizehnjähriges Mädchen, nach-

dem sie eine Zeitlang, stets von ihrer Mutter begleitet im Palais Royal gemalt und jene Bilder gefertigt hatte die sich jetzt im Besitz des Herzogs von Clarenton befinden, sich entschloß für Geld zu arbeiten, um dadurch das kleine Einkommen ihrer Mutter zu vermehren und für die Erziehung ihrer Brüder mitzuwirken. Endlich verheirathete sich ihre Mutter wieder, indem sie dadurch das Glück ihrer Kinder zu begründen gedachte; diese ihre Absicht aber schlug fehl, denn ihr Gatte ein vormaliger Juwelier war sehr geizig und entzog ihr und seinen Stiefkindern jeden Genuß.

Unterdessen war die junge Malerin zur reizenden Jungfrau herangeblüht, allein von Tugend beseelt widerstand sie allen Verlockungen der glänzenden Höflinge, die sich zu ihr drängten; bei den Sitzungen war jedesmal ihre Mutter ihr zur Seite. Zu denen welche damals ihr Atelier besuchten, gehörten auch der bekannte Graf Orloff, und Graf Schouvaloff, der Günstling der Kaiserin Elisabeth.

Durch zwei von ihr nach Kupferstichen gefertigte Gemählde, welche den Cardinal Fleury und La Bruyère vorstellten, und die sie der französischen Akademie überreichte, erhielt sie freien Zutritt zu den Zusammenkünften derselben. Dieß verschaffte ihr auch den Besuch des berühmten d'Alembert, den sie als einen kleinen, trockenen, kalten, aber äußerst höflichen Mann schildert.

Der Gatte der Mad. Lebrun war ein Bilderhändler und machte der jungen Künstlerin den Hof, indem er ihr alle werthvollen Werke lieh die durch seine Hände gingen, damit sie Copieen danach fertige. Sie fühlte sich durch diese Aufmerksamkeit dankbar verbunden. Er ward für sehr reich gehalten, und obgleich fast alle ihre Freunde ihr diese Verbindung widerriethen, so willigte sie doch ein, aus Liebe zu ihrer Mutter, welche dieselbe begünstigte und weil sie wünschte der unangenehmen Herrschaft ihres Stiefvaters entzogen zu werden. Diese Ehe war keine glückliche, denn Beider Gefühle klangen nur selten zusammen. Madame Lebrun liebte ihre Kunst um der Kunst willen; ihr Gatte aber betrachtete sie nur als ein Mittel zum Gewinn, und da er dabei der Verschwendungssucht ergeben war, vergeudete er nicht nur seinen eigenen Erwerb, sondern auch den seiner Gattin.

Während dieser Zeit portraitirte die ausgezeichnete Künstlerin die ganze Königliche Familie, auch unternahm sie in Begleitung ihres Gatten eine Reise nach Holland, wo sie ihr eigenes Bild in der wohlbekannten Manier des „Chapeau de paille" fertigte, um dessentwillen, im Verein mit anderen ihrer Werke, Joseph Vernet sie der Königlichen Akademie zum Mitgliede vorschlug. Es war damals für jeden Künstler höchst wünschenswerth seine Werke in der großen Gallerie des Louvre aufstellen zu können. Dazu aber war zuvor eine Aufnahme nöthig in die von Ludwig XIV. gestiftete, Königliche Akademie der Malerei und Bildhauerkunst nothwendig. Frauen sollten anfangs nicht darin aufgenommen werden, dennoch haben sich zweie eingeschlichen, die Damen Vien und Valleyee, und hierauf fußend, verlangte Vernet die Aufnahme für Madame Lebrun. Das erste Bild welches sie aufstellte, war „der Friede der den Ueberfluß zurückführt" und der Ruf den sie sich im Fache der allegorischen Malerei erwarb, stellte sie bald neben die Historienmaler ersten Ranges.

Die großen Summen welche sie erwarb, und das höchst gewinnreiche Geschäft ihres Gatten, setzten sie in den Stand am Abend wenn sich ihr Salon eröffnete, die angesehensten und berühmtesten Personen jener Zeit bei sich zu sehen. Ihr Gesellschaftssaal war oft so sehr gefüllt, daß es an Stühlen gebrach, und mehrere Gäste genöthigt waren, sich auf den Fußboden zu setzen. Die berühmten Componisten Grétry, Sachini und Martini führten mehrere Pieçen ihrer neuen Opern im Salon der Mad. Lebrun auf, noch bevor sie öffentlich auf dem Theater erschienen. Die ersten Sänger und Sängerinnen widmeten ihre Talente ihrem Cirkel; Viotti, mit seiner trefflichen Geige, Maestrino, Prinz Heinrich von Preußen, Hulmandel und Cramer nahmen an diesen musikalischen Unterhaltungen Theil, und zu nichts drängte man sich mehr als zu diesen Soirées. Einige Auserkorene der Gäste blieben gemeinhin zum Abendessen, bei welchem der Abbee Delille, Frankreichs Virgil, und Andere ihre schönen Verse rezitirten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Treuer Liebe Lohn.

Novellette von Ludwig Meyer.

(Fortsetzung.)

3.

Sechs Jahre waren seit dem Todestage von Oskars Mutter verflossen und wir finden den Knaben, den wir in des Präsidenten Haus begleiteten, als einen blühenden kräftigen Jüngling wieder. Die alles besiegende Zeit, hatte auch seinen Grom um den Verlust der inniggeliebten Pflegerin seiner Kindheit gemildert, doch schwebte ihr theures Bild ihm stets noch vor, und mit zärtlicher Liebe, mit fast anbetender Verehrung gedachte er ihrer. —

Treu seinem Gelübde hatte er mit Fleiß und einem über seine Jahre hinausgehenden Ernst gearbeitet, und so war er jetzt im 19ten Jahre reif die Universität zu beziehen um sich dem Studium der Rechte zu widmen.

Bei seinem Eintritt in das Haus des Herrn von Wehrfeldt schloß er sich mit seinem offnen wohlwollenden Gemüth der kleinen Adolphine an, und täglich, stundlich, wuchs die Neigung zu seiner Gespielin. Glücklich für ihn hätte er sich nicht so an sie geschlossen. Diese jetzt noch kindische Neigung wurde bei ihm zur verzehrenden Leidenschaft, und wie der winzige Schneeball vom Berge herabrollend zur mächtigen Lavine wird, die verheerend Alles zermalmt, vernichtet, wurde

bei ihm diese jugendliche Neigung zur alles vergehrenden Leidenschaft, die ihn dem Verderben Preis gab. —

Von der gütigen Natur mit allen ihren schönsten Gaben reichlich ausgestattet, war Adolphine das liebkichste Kind, entfaltete sie sich zur reizendsten Jungfrau. Doch neben einem schönen, schnell alle Herzen erobernden Aeußern, war sie aber auch mit einem hohen Grade von Leichtsinn und Eigenwillen begabt, und die Erziehung der Mutter that nichts, um diese Schattenseiten ihres Charakters zu verbessern. Voll Eifer, ja mit Leidenschaft ergriff sie eine Sache — um sie eben so schnell wieder zu vergessen. Mit Feuer vertheidigte sie einen Gegenstand, doch schnell sprang sie zu einer andern Meinung um, wenn der Gegner, besiegt von ihren Worten, sich überwunden erklärte. — Anders war Oskar. — Von Natur ernst, fast düster, griff er Alles tiefer auf als andre Knaben — als andre Jünglinge; — die Sache aber für die er kämpfte, führte er nur aus Ueberzeugung, und so gab er nie sie auf. Dem Freunde, dem er sich anschloß gehörte er ganz an — er dachte er fühlte mit ihm; in ihm! — So lebte er denn auch allein nur für Adolphine! — Bei allen kindlichen Spielen war sie die Königin, ihr Wunsch sein Befehl, und nicht selten mußte er gegen alle Uebrigen als Vertheidiger, als Ritter Adolphinens in die Schranken treten, um ihrem Eigensinn — für den allein er blind war — den Triumpf des Sieges zu verschaffen. So vergingen die Jahre der Kindheit, und der Jüngling glühte mit dem ganzen Feuer der ersten Jugendliebe für die Jungfrau, wie der Knabe das kleine Mädchen geliebt hatte. Auch Adolphine fühlte für ihn; wenigstens nahm sie Gewohnheit, fortwährendes Zusammensein, Anhänglichkeit, Dankbarkeit, die an den Knaben früher, die jetzt an den Jüngling sie fesselte, für Liebe. Oskar hatte ihr seine gränzenlose glühende Neigung gestanden — sie ihm das Bekenntniß ihrer Gegenliebe gethan, und so schwärmte er voll Entzücken in dem Himmel seiner Seeligkeit. — Da schlug die Stunde der Trennung! Er ging auf die Akademie nach Heidelberg, — Am Abend vor seiner Abreise saß er mit Adolphinen in der blühenden Laube, die zuerst ihre Schwüre gehört. Stumm war sein sonst so beredter Mund — glühend blickte er auf das Mädchen seiner Seele, krampfhaft drückte er ihre Hand an sein pochendes Herz. —

„Liebst Du mich denn auch innig — ganz so wie ich Dich liebe, meine Adolphine?“ fragte er endlich mit gepreßter Stimme. „Weißt Du denn auch wie Du mir Alles, Alles auf dieser Erde bist, wie Dein Bild in meinem Herzen thronend, selbst das Bild der angebeteten Mutter zurückdrängt? Weißt Du, das mit Dir leben meine Seligkeit ausmacht, daß ohne Dich zu leben mir nicht denkbar ist? Weißt Du das, mein Mädchen?“

„Habe ich denn nicht oft schon mein Oskar auf solche Fragen Dir geantwortet? Dich liebe ich, nur Dich, und nie werde ich einem anderen Manne angehören als Dir!“ —

„Nein, nein!“ rief erglühend der Jüngling — keinem Andern darfst Du angehören — keinem Andern! — Und doch — darf ich denn von Dir fordern, daß Du mir, dem Unbegüterten, Verwaisten, dem allein auf dieser Erde Stehenden Dich weihen sollst? Was kann ich Dir bieten für jene glänzenden Aussichten, die Du opfern mußt? Was würden Deine stolzen Eltern sagen, wenn ich es wagte, Dich mir von ihnen zu erbitten?

Deine Liebe bietest Du mir mein Oskar — Deine Liebe ist mehr als alle Schätze die mir werden können. Meine Eltern lieben mich — sie werden mein Glück wollen und ohne Deine Liebe giebt es für mich auch kein Glück auf Erden. —

„Ja meine Liebe gehört Dir —und mein Leben! Hier schwöre ich es unter den funkelnden Sternen des Himmelszeltes, daß würdig Deiner ich Dich wiedersehen will, oder nie. Lebe wohl mein Mädchen, Du einziges Glück meines Lebens, Lebe wohl, bleib treu Deinem Oskar!! —

Ewig, ewig, schwur Adolphine und sank an die Brust des Jünglings.

(Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Ein alter pensionirter General, welcher den Feldzug gegen Frankreich mitgemacht hatte und die französische Sprache liebte, ließ sich von seinem Dorfschulmeister die französischen Zeitungen vorlesen. Letzterer las unter anderen: „La flotte est parti hier avec un bon vent de Son Excellence.“ — Es stand S. E. Sud-Est bedeutend, der ehrliche Pädagoge aber interpretirte die zwei Buchstaben wie oben bemerkt.

Im Journal eines französischen Seefahrers steht unter Anderm: „Nous avons passé a la distance de cinq. Lieues de l' ile de Teneriffe, dont les habitans nous ont paru fort affables.“

Das, wahrlich! heißt in die Ferne schauen!

Ein deutscher, berühmter Feldherr hatte einen wichtigen Prozeß der ihn sehr verdrießlich machte. Er begegnete auf der Straße dem Anwalde seines Gegners. „Mein Herr!“ rief er ihm in einem heftigen Tone zu, „ich rathe Ihnen, legen Sie mir keine Schwierigkeiten in den Weg, sonst haben Sie es mit mir zu thun!“

„Ew. Excellenz,“ erwiderte bescheiden aber mit Ernst der Sachwalter, „der Preuße hat längst von Ihnen gelernt, sich nicht vor dem Feinde zu fürchten.“

Literarisches.

In der thätigen Friedrich Volkmannschen Verlagshandlung zu Leipzig haben drei Werke die Presse verlassen, welche die besondere Beachtung des Publikums verdienen.

No. 1) Die Dampfmaschine, in ihren verschiedenen Anwendungen besonders auf Eisenbahnen und Dampfschifffahrt, faßlich erläutert von Dr. Dionysius Lardner.

No. 2) Die Eisenbahnen und deren Actionaire in ihrem Verhältniß zum Staat, von David Hansemann.

No. 3) Kraft und Geist der Englischen Sprache in Sprüchwörtern, Kernsprüchen u. s. w. von Sporchill.

Die beiden erstgenannten literarischen Erscheinungen welche die in Rede stehenden Gegenstände höchst klar und verständlich beleuchten, bedürfen keines empfehlenden Worts in einer Zeit, in welcher Dampfmaschinen und Eisenbahnen zum Thema des Tages geworden sind, und also alles was darauf Bezug hat, auf große Theilnahme rechnen kann.

Das dritte Werkchen aber können wir mit Fug und Recht allen denjenigen anempfehlen, welche sich mit dem Studium der Englischen Sprache beschäftigen und den Wunsch hegen tiefer in den Geist derselben einzudringen.

Das malerische und romantische

Deutschland.

In zehn Sectionen mit 200 Stahlstichen bei Georg Wigand

in Leipzig.

Bereits im verganhenen Jahre haben wir das Publikum auf die Erscheinung des obengenannten höchst interessanten Prachtwerks aufmerksam gemacht. Von demselben sind uns jetzt auch die beiden ersten Lieferungen der zweiten Section zugesandt worden, und wahrlich sie entsprechen in jeder Rücksicht den Erwartungen, welche man von diesem ächt vaterländischen Unternehmen zu hegen berechtigt ist.

Die vor uns liegenden Heftchen enthalten in sechs höchst gelungenen Stahlstichen schwäbische Gegenden, welche von einer trefflichen Beschreibung: „Wanderungen durch Schwaben," aus Gustav Schwabs rühmlichst bekannter Feder, begleitet sind.

Wenn die wackere Verlagshandlung, wie nicht zu bezweifeln ist, fortfährt auch die ferneren Hefte in dieser Vollkommenheit erscheinen zu lassen, so werden wir innerhalb drei Jahren ein Kunstwerk besitzen, wie es sich keine andere Nation Europas zu rühmen hat. D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Die am 4ten dieses stattgehabte zweite Aufführung des Raupachschen Dramas: «Corona von Saluzzo» gewährte neuerdings die traurige Ueberzeugung, daß unser Publikum jeden Geschmack am recitirenden Drama verloren hat, denn obgleich die erste Darstellung dieses Schauspiels mit dem größten Beifall aufgenommen wurde, obgleich sich alle Blätter lobend über dasselbe ausgesprochen haben, blieb dennoch das Haus leer. «Und zu jeder Zeit wo die Kunst darnieder liegt, ist sie durch die Künstler verfallen.» Dieser Ausspruch, welcher allerdings auf unser recitirendes Drama im Allgemeinen mit Fug und Recht angewandt werden kann, findet auch in Betreff der zweiten Aufführung dieses Raupachschen Schauspiels theilweise statt, denn dieselbe stand der ersten bei weitem nach. Mochte es seyn daß das leere Haus die junge Künstlerin in eine ungünstige Stimmung versetzte, genug Dlle. Engbaus führte heute die Titelrolle mit weniger Wärme und weit mehr Einförmigkeit an uns vorüber als das Erstemal; auch brachte ihre Besitzung durchaus keinen Eindruck hervor. Die Herren Lenz und Burmeister wetteiferten heute in Unverständlichkeit und wir wissen wahrlich nicht, wem von Beiden wir darin den Preis zuerkennen sollen. Herr Quandt dagegen sprach uns heute mehr an als das Erstemal, und verdient besonders sein Redevortrag lobende Erwähnung, wie wir denn auch mit Vergnügen wiederholen, daß unser Döring als Graf Saoisiano, durch seine meisterhafte Leistung nahmentlich im fünften Acte, dem einzigen, worin er eigentlich wirken kann, sich auch diesmal als die kräftigste Stütze unseres redenden Dramas bewährte.

Die Aufführung des Zauberspiels: «Bindane» am 6ten dieses verdient Erwähnung wegen der Beliebtheit, womit Dlle. Espahn die Titelrolle an uns vorüberführte. Im Duett im zweiten Acte mit Christoph (Herr Gloy) leistete die junge Darstellerin recht viel lobenswerthes und erhielt lauten Beifall. — Mad. Döring, Rosalie, zeigte heute aufs Neue wie sehr sie sich für Rollen dieser Art eignet. Das von der wackeren Künstlerin eingelegte, und recht gut arrangirte Duo-libet ward ausgezeichnet gut executirt und fand eine sehr lebhafte Aufnahme. Im übrigen griff die Darstellung nicht recht in einander; auch übertrieb Herr Raeder als Knecht wie gewöhnlich.

Die von Herrn Tescher geschmackvoll arrangirten Tyrol-Gruppirungen machten einen besonders guten Effect.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 11ten November: Unbestimmt.

Druckfehler.

In No. 134. Spalte 1067 Zeile 3 v. u. lese man einen statt einem Spalte 1070 Zeile 25 v. o. Alexis statt Aleris, Spalte 1072 Zeile 25 v. o. Unternehmers statt Unternehmens.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 136 Einundzwanzigster Jahrgang 1837.

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

An meine Gattin.

Das Leben war todt noch, die Wallfahrt so fern,
So reizlos auf hollp'rigem Pfade,
So dunkel die Reise bei glanzlosem Stern'
Zum schauerig öden Gestade;
Kein Strahl der Beist'rung erwärmte das Herz,
Nur dumpfer, einseitig erstarrender Schmerz
Wühlt' in dem verlassenen Busen.

Und rastlos gieng's vorwärts, mit Riesengewalt
Ein dürftiges Daseyn verkürzend;
Kein Engel erschien noch in Frühlingsgestalt,
Das zwecklose Lebensspiel würzend.
Beschien auch die Sonne ein Chaos nicht mehr,
Die Heimath des Pilgers, an Freuden so leer,
Blieb kalt wie der eisige Norden.

Da warf vor Jehovah's lichtstrahlendem Thron
Der Schutzgeist des Menschen sich nieder:
„Dein Ebenbild darbt noch, Dein sterblicher Sohn,
„Dein Gnadenlicht leuchte ihm wieder!

„Nur Liebe das Leben beseelen ihm kann,
„Vermitt'lend sich einend mit Engel und Mann!"
Gott winkt' — und das Weib ward erschaffen.

Nun lastet des Daseyns Bürde nicht mehr,
Denn Mitgefühl thront im Gemüthe;
Nun lacht uns ein Ziel erst und leuchtet so sehr,
Schon reicht uns die Gegenwart Blüthe,
Und streift der Orkan unser Lebenslaub ab,
Wir nehmen ein Myrtheureis mit in das Grab,
Von dunklen Cypressen umschattet.

Nun danken wir Dir, o Du Mutter Natur,
Erzeugerin irdischer Triebe,
Du führtest uns sanft auf der Menschlichkeit Spur
Zum Hochgenuß himmlischer Liebe!
Mein Opfer entstrahlt Dir aus wonnigem Blick:
Dein gütiges Fürwort erwarb mir das Glück,
Dem Weibe mein Opfer zu spenden!

Dir, theuerste Gattin! Dir sey es geweiht,
Dir flamm' es an jeglichem Tage!

Dir war es geweiht schon in frühester Zeit,
Gestatte mir, daß ich's noch wage!
Ein Gott Dir zu seyn — wär' dieses mein Loos,
Dir gäb' ich (mein himmlischer Reichthum, wär' groß!),
Der seeligsten Ahnungen Fülle.

Den ewig nie sterbenden kindlichen Sinn,
Der Gegenwart Rosen zu pflücken,
Zu samm'len die Knospen und mit dem Gewinn
Die Hore der Zukunft zu schmücken.
Ich zwänge für Dich dann des Schicksals Gewalt,
Und aus der Vergangenheit Blumengestalt
Entströmte Dir Duft der Erinn'rung!

Das zeitliche Glück und Verklärung hernach,
Es eint sich im ewigen Frieden.
Blick aufwärts, Geliebte, Dein Auge bleibt wach,
Der Lichtstrahl Dir leuchtet hienieden!
Mag's stürmen und dämmern und dunkeln, kein Noth!
Dir leuchtet ein Morgen im rosigen Roth
Des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe!

Stierling.

Treuer Liebe Lohn.

Novellette von Ludwig Meyer.

(Fortsetzung.)

4.

In dem romantisch gelegnen Heidelberg hatte Oskar das erste Jahr seiner akademischen Laufbahn recht glücklich und zufrieden gelebt. Mit Fleiß hatte er den Studien obgelegen, und als Erholung genügte ihm der Genuß der herlichen Naturschönheiten, die die nächste Umgebung der Universitätsstadt, und die nicht entfernte Bergstraße ihm darbot. — Am Arme eines ihm liebgewordenen Freundes, eines dort studirenden Polen Ladislaus Radschindski, erging er sich in den blühenden Auen, schwärmte mit dem Freunde von seiner Liebe, und war beseeligt wenn ein Brief von Adolphinen, ihm die Gewißheit brachte daß sie noch liebend seiner gedachte. Wie er an Ladislaus, hatte jener an ihn innig sich geschlossen. Beide Jünglinge liebten nicht die Gelage, die Bier-Commerce die Paukereien der Comilitonen; Beide hatten eine heilige Flamme im Busen die von den Verirrungen der Uebrigen sie abhielt; Oskar die Liebe zu seiner Adolphine, Ladislaus die heiße Flamme der Liebe für sein Vaterland, für das einst so mächtige Land Jagellos, das jetzt unter dem Druck der Knechtschaft schmachtete. — Mit der innigsten Begeistrung erzählte er seinem Freunde von den Großthaten seiner Landsleute, von der Rettung der gesammten Christenheit aus der Gewaltherrschaft der eingedrungenen Moslems, durch den Sieg vor Wien, von den Heldenthaten eines Kosziusko bei dem Aufstande der Polen am Ende des vorigen Jahrhunderts, von dem Muthe mit dem seine Landsleute unter den großen Kaisergefechten, von ihm die Herstellung ihrer Nationalität erwarten, und dergl. mehr. — Höher rötheten sich dann seine Wangen — glühender blickte sein Auge — stürmisch drückte er seinen mit ihm fühlenden Freund an die klopfende Brust — und eine Thräne — Schmerz — Stolz — Freude — zugleich ausdrückend, entrieselte dem heißen Auge. —

Es war zu Anfang eines neuen Semesters, als Oskar und Ladislaus von einer Rheinreise, die sie bis in die Mauern des altehrwürdigen Cölns, in die ehemalige Kaiserstadt Aachen, ja bis Brüssel ausgedehnt hatten, nach Heidelberg zurückkehrten. Die Collegien waren schon angefangen, und viele Neu-Immatriculirte fänden sie vor. Auch mehrere Landsleute Oskar's waren unter diesen, von denen Einer ein Herr von Werdenfels, mit ihm in der Vaterstadt näher bekannt gewesen. Bei einem Spaziergritt auf ein nicht fern gelegenes Dorf, den Ladislaus vorgeschlagen hatte um den Freund zu zerstreuen, der seit längerer Zeit trübe und verstimmt war, da die jüngsten Briefe die er von Adolphinen bekommen, ihm nicht so von Liebe überströmend geschienen als die früheren, und er in den letzten Monden gar keine Nachricht von ihr erhalten hatte, trafen die Jünglinge eine Menge Studenten an, die fröhlich und ausgelassen umhertobten. — Werdenfels war unter ihnen. Die Freunde wurden genöthigt sich der Gesellschaft anzuschließen, und folgten auch dieser Einladung, um nicht Anlaß zu Streitigkeiten zu geben, die eine Ablehnung zur Folge gehabt hätte. Im Jugendübermuthe wurde gescherzt und gelacht, Schwänke kamen an die Reihe, Liebesabentheuer wurden erzählt, und von den Mädchen im Allgemeinen nicht zum Besten gesprochen. — Ritterlich vertheidigte Oskar die Schwachen, von Ladislaus unterstützt. Da sagte aufgereizt vom Gespräch, mehr noch vom genossenen Wein Werdenfels: „Sie, Herr von Severus, sollten am Wenigsten eine Partheie ergreifen, die ganz zu verfechten Ihnen ohnedem nicht gelingen wird." — „Und warum' ich gerade am Wenigsten?" gegenredete Oskar. „Weil die Treulosigkeit des andern Geschlechts, Ihnen wohl klarer seyn muß als manchen Andern." — „Ich verstehe Sie nicht Herr von Werdenfels." — „Nun denn, zum Teufel, glauben Sie denn, daß Ihr Verhältniß mit dem Fräulein von Wehrfeldt so ganz unbekannt geblieben wäre? Trotz dieser romantischen Liebe verschmähte das Fräulein es doch nicht, nach Ihrem Abgang zur Universität auch die Huldigungen Andrer anzunehmen. — In diesem Augenblick ist der Sohn des Commerzienrathes von Goldhold, der ausgezeichnet Begünstigte. Das Verhältniß soll ziemlich intim seyn."

Zornbebend war Oskar aufgesprungen, sein Auge glühte — Purpurröthe überzog seine Wangen. Ladislaus ergriff seine-

Hand, drückte sie und flüsterte: „Ruhig mein Freund.“ — Sichtbar bemüht die Wuth die ihn ergriffen zu mäßigen, bedurfte Oskar einiger Zeit, wandte sich dann kalt zu Werdenfels und sagte: „Sie sind ein elender Verläumder, den Ruf einer ehrenwerthen Dame hier öffentlich so schaamlos anzugreifen, ich verachte Sie von ganzem Herzen. — Komm mein Freund.“ — Ruhig ging er mit Ladislaus hinaus, schwang sich aufs Pferd und sprengte zur Stadt. —

Die nothwendigen Folgen dieser Scene konnten nicht ausbleiben. — Am folgenden Morgen wurde Oskar zum Kampf auf scharfgeschliffene Säbel gefordert, und am dritten Tag schlug er sich, secundirt von seinem Freunde. Er verletzte seinen Gegner lebensgefährlich, erhielt jedoch auch einen Hieb übers Gesicht, dessen Narbe er mit ins Grab nahm. Die Verwundung des Herrn von Werdenfels war so gefährlich, daß außer dem Wundarzte der Professor *** zu Hülfe gerufen werden mußte: dieser hielt es für seine Pflicht dem academischen Senat die Anzeige zu machen, und obgleich Werdenfels mit dem Leben davon kam, erhielt Oskar das Consilium abeundi. — Die Relegation wurde nicht über ihn verhängt, weil er dem Senat als einer der ruhigsten, ordnungsliebendsten Jünglinge bekannt war. — Kaum von seiner Wunde hergestellt eilte er zurück zur Vaterstadt, um sich vor dem Präsidenten zu rechtfertigen — — — um seine Adolphine wiederzusehen. — —

(Die Fortsetzung folgt).

Erinnerungen

aus dem Leben der berühmten Malerin

Lebrun.

(Fortsetzung).

So schwanden der vortrefflichen Künstlerin mehrere Jahre des Glanzes und des Ruhmes dahin, da brach die Revolution mit allen ihren Schrecken aus, und von Entsetzen überwältigt denn sie wußte ihr Leben und das den Ihren bedroht, beschloß Mad. Lebrun nach Rom auszuwandern, und ihre Tochter und deren Gouvernante mit sich zu nehmen. Sie wären als Arbeiterinnen verkleidet und bestiegen die Diligence als das sicherste Mittel zur Flucht.

Madame Lebrun glaubte sich unerkannt, bis sie zu Fuß den Mont Cenis hinanstieg. Mehrere Reisende zogen dieselbe Straße, da näherte sich ihr ein Postillon derselben. „Sie hätten sich ein Maulthier nehmen sollen, Madame,“ sprach er, „für eine Dame wie Sie ist das Reisen zu Fuß zu beschwerlich.“ — „Ich bin nur eine Arbeiterin, und an das Gehen gewöhnt,“ versetzte die auswandernde Künstlerin.

„Nicht doch,“ lachte der Postillon, „Sie sind keine Arbeiterin, wir kennen Sie recht gut und wissen wer Sie sind.“

„Nun, und wer bin ich denn?“

„Sie sind die Madame Lebrun,“ versetzte der Postillon, „die Frau die so schöne Bilder malt und wir alle danken dem Himmel, daß Sie so weit von den Elenden entfernt sind, die zu Paris ihr Wesen treiben.“

Sie gelangte ungehindert bis Bologna, wo kein Franzose länger als eine Nacht verweilen durfte; wo unserer Künstlerin aber die specielle Erlaubniß des Pabstes ward, so lange zu bleiben als sie es für gut finden würde. Sie benutzte ihren Aufenthalt daselbst um sich dem Studium der Kunstschätze zu widmen; auch ward sie zum Mitglied der dortigen Akademie ernannt. Endlich begab sie sich nach Rom, wo sie mit Angelika Kauffmann bekannt wurde, von der sie bemerkt, daß sie dieselbe liebenswürdig, unterrichtet und talentvoll gefunden, daß sie aber nicht jenen Enthusiasmus besessen von dem sie selbst erfüllt gewesen sey. Kaum hatte sie hier ihr Atelier eröffnet, als sie Bestellungen von allen Seiten erhielt. Unterdessen wurden die Nachrichten von Paris immer trauriger, die von Frankreich Ausgewanderten strömten nach Rom, und jeder neue Ankömmling brachte ihr eine neue schmerzliche Kunde.

Nach einem achtmonatlichen Aufenthalt in Rom begab sich Mad. Lebrun nach Neapel, wo sich ihr ebenfalls die besten Cirkel eröffneten, sie ging dann wieder nach Rom, und wollte nach Frankreich zurückkehren, da von dort her etwas günstigere Berichte eingegangen waren und sie das sehrliche Verlangen fühlte, diejenigen Theuren wiederzusehen, welche die Schrecken überlebt hatten. Zu Turin angelangt aber ward sie auf ihrem Wege von der großen Anzahl französischer Flüchtlinge aufgehalten, alle Landstraßen waren mit ihnen gefüllt, es gebrach ihnen an Geld, an Kleidungsstücken, sie hatten nichts als das nackte Leben gerettet. Der König von Sardinien erließ Befehle zu ihrer Unterstützung, die Stadt aber hatte fast nicht Raum für alle. Die Nachrichten welche sie mitbrachten, überzeugten unsere Künstlerin, daß Frankreich ihr noch keineswegs Sicherheit böte, und sie begab sich demnach nach Wien wohin sie schon längst eingeladen war. Sie fand dort die glänzendste Aufnahme, blieb zwei und ein halbes Jahr dort und malte dort in Allem 65 Portraits in Oehl und Pastell. Im Jahre 1795 begab sie sich nach St. Petersburg.

Sie blieb sechs Jahre lang in Rußland, und empfing von den drei Herrschern welche während dieser Zeit auf dem Russischen Throne saßen, jene enthusiastischen Aufmunterungen, die sie so gern der wahren Kunst angedeihen ließen.

Auszeichnung, Reichthum und Genüsse strömten hier unserer Künstlerin zu, dieß alles aber ward durch die Verheirathung der Tochter getrübt, die sie so zärtlich geliebt hatte. Eine Zeitlang versuchte sie es, diese Verbindung zu verhindern, als sie aber einsah, daß ihr Bemühen durchaus fruchtlos blieb, gab sie gezwungen ihre Einwilligung und ihre Tochter reichte nunmehr ihre Hand einem Manne, der in Rücksicht seines Characters, des Talents, und Vermögens weit unter ihr stand.

Der Saame der Zwietracht, zwischen Mutter und Tochter einmal gestreuet, rief eine Entfremdung hervor, welche mehrere Jahre währte. Im Jahre 1801 kehrte sie nach Frankreich zurück, wo ihr Nahme von der Emigrantenliste getilgt worden war, und nach zwölfjähriger Abwesenheit drängte es sie, ihre Geburtsstadt Paris wiederzusehen. In Paris fand sie aber den Stand der Dinge so ganz verändert, so ganz im Widerspruche mit ihren Gefühlen, daß sie beschloß aufs Neue zu reisen.

(Der Beschluß folgt.)

Thomasine Spinola.

König Ludwig XII. von Frankreich war sehr schön, und das seine Schönheit den Richterblick der Weiber ausblieb, daß sie ihren Zauber über Herzen übte, bewährt folgende Anekdote.

Der König wohnte einem Balle bei, welchen ihm der Adel von Genua gab. Dort sah ihn Thomasine Spinola, eine edle Genueserin, sah ihn, um in der glühendsten Leidenschaft aufzulodern. Bei aller Steifheit des Ceremoniels des Mittelalters (Ludwig lebte im Anfange des 16ten Jahrhunderts) hatte dennoch die Romantik, des südlichen Himmels phantastisch-schöne Tochter, die Fessel der Konvenienz für Weiherzen hier und da gelöst, und das poetische Gewand schützte die Zartheit der Gefühle selbst da, wo ihr ohne dasselbe Verletzung drohte. — Thomasine sprach den König öfter, und durfte ihm, ungeachtet sie Gattin war, das nunmwundene Geständniß ihrer Zärtlichkeit ablegen. Sey es, daß der Königs-Purpur der Erröthenden zu Hülfe kam — denn über dies Erröthen sind wir, trotz aller Romantik und Zeitmode, so gewiß, als hätten wir es selbst mit angesehen — genug, sie bat ihn ohne weiters, ob er wol ihr Intendio — der Ritter ihrer Gedanken seyn wolle. Ihrer Gedanken nur; denn die Chronik sagt rund und fest, daß nur zu geistiger Minne die schöne Genueserin entbrannt sey, und läßt errathen, ob der königliche Ritter ein Gleiches gethan. Genug, die reizende Thomasine gab ihm ihre Schwüre, und von dem Augenblicke verschmähte sie die Huldigungen jedes andern Sterblichen; selbst die Rechte ihres zärtlichen Gemahls wurden ein Opfer — des Intendio.

Verloren in das Andenken des Geliebten, ergoß sie ihre Liebe in unzähligen Briefen an ihn. — Aber lächelt nicht, ihr klugen, kühlen Leute! Es war ein hoher Geist, welchen der Zittig solcher Leidenschaft trug. Die Bürgerkrone wand er sich in den Myrthenkranz. Genua verdankte seiner liebenden Tochter Vergünstigungen und Vortheile, die nicht Frankreichs Politik, sondern Ludwigs Rittergalanterie zur Quelle hatten, und den Vätern der Republik wurde vielleicht zum Erstenmale eine Herzensache wichtig und ehrwürdig.

So hoch gespannte Saiten der Empfindung mußten leicht von jeder unsanften Berührung springen. — Es durchlief Welschland das Gerücht, König Ludwig sey todt. Daß er an schwerem Siechthume darniederlag war vorher bekannt, und jenes Gerücht brachte Thomasinen der Treuen den Tod! Versunken in unendlichen Schmerz, schloß sie sich in ein dunkles Zimmer, betete um Auflösung, und binnen kaum acht Tagen verzehrte sie ein hitziges Fieber.

Der undankbare Ludwig weihte ihr mit königlicher Fassung einige Thränen, und ließ — eine Inschrift auf das prächtige Grabmal graben, welches Genua seiner Edeln setzte!

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Der böse Novembermonat welcher den Gesang der Vögel verstummen macht, hat auch auf Dlle. Muzzarelli seinen bösen Einfluß geäußert. Eine Heiserkeit, woran sie leidet, hat bis jetzt ihr schon angekündigtes Auftreten verhindert. Hoffentlich aber wird der Nebel der ihre Stimme umschleiert hält, bald schwinden, und sie durch ihre Darstellungen das Publikum ergötzen. Auch Mad. Walcker war krank, und so mußte der »Pächter von Lonjumeau« bis Weiteres in Frieden ruhn, Dagegen hatten die Musikfreunde das Vergnügen Madame Fischer-Marassa als Norma und als Pamyra in der »Belagerung von Corinth« zu hören. In beiden Partien gahmentlich in Ersterer hatte die kunstgeübte Sängerin reiche Gelegenheit den ganzen Umfang ihrer ausgezeichneten Kunstfertigkeit so wie die Gediegenheit ihrer Schule zu entfalten. Sie erhielt laute Zeichen der Anerkennung und ward in der Norma schon nach dem ersten Akte hervorgerufen. Die nächste Rolle dieser verdienstvollen Sängerin wird dem Vernehmen nach die Gräfin in »Figaro's Hochzeit« seyn. Da Mad. Walcker seit April, dieses Jahres die einzige erste Sängerin unserer Oper war, und jetzt wieder mehr als früher zu kränkeln scheint, so wäre es für unsere Bühne sehr wünschenswerth, wenn es der Direction gelänge Madame Fischer Marassa, falls sie dieselbe nicht ganz und gar an ihre Bühne fesseln kann, wenigstens zu bewegen, ihren Aufenthalt bei uns zu verlängern. Unser Opernrepertoir dürfte sonst im Winter manche Lücken bekommen, die nicht durch unser reizendes Drama auszufüllen sind.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag den 13ten November: „Lindane."

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wärmer, sen. (Jacobi-Kirchhof, No. 27.)

No. 137 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Handkuß.

Jederman kennt den Nahmen Johanna von Montfort. Jederman weiß mit welchem Muthe diese Heldin des 14ten Jahrhunderts, die Rechte ihres Gatten und ihres Kindes in dem berühmten Kampfe zwischen den Grafen von Montfort und Blois fortfand. Was aber nicht jederman bekannt ist, ist der Umstand: daß die kriegerische Gräfin indem sie die männlichen Eigenschaften entfaltete, welche ihre Zeitgenossen in Staunen setzten, nichts von der Grazie und Anmuth ihres Geschlecht s einbüßte. Wenn die Ritter Englands und der Bretagne sie erschauten, wie sie von ihrem Pagen begleitet, ihren Sohn auf den Armen an den Reihen ihrer Krieger vorüberkam, oder in der Halle ihres Schlosses saß, das Haupt mit der goldenen Krone geschmückt, dann schien sie ihnen eben so herlich und reizend, als sie ihren Feinden furchtbar war, wenn sie auf ihrem Schlachtrosse mitten in sie hineinsprengte, das Haupt mit dem Helm bedeckt, die Streitaxt in der Hand. Begreiflicherweise hatte daher die schöne Gräfin so viele Bewundrer als Anhänger: auch verwundete sie daheim mit ihrem wunderherlichen Flammenauge fast eben so viel Herzen, als ihr Schwerdt in den feindlichen Reihen Männer erschlug. Zur Ehre unserer Heldin müssen wir indeß bemerken, daß ihre Liebhaber sich weiter keiner Gunst von ihr zu erfreuen hatten als der Erlaubniß, für sie zu seufzen oder im Kampfspiel für sie eine Lanze zu brechen. Von allen ihren Verehrern war ihr keiner inniger zugethan, und ganz und gar ergeben als Walter von Mauny, die Blume der englischen Ritterschaft.

Sein Ruhm und seine Dienstleistungen stellten ihn in die erste Reihe ihrer Anhänger. Gleich am ersten Tage seiner Ankunft zu Hennebond, trug er ihre Farbe, — am zweiten erklärte er sie für die Dame seiner Gedanken — am dritten gestand er seine Leidenschaft in Gegenwart der versammelten Ritter — und kein Tag verging, an welchem er nicht für sie eine Lanze gebrochen, oder ihr zu Ehren einen Feind erschlagen hätte. Aber ihm ward dafür auch sein Lohn zu Theil. Wenn sie in die Schlacht zog, reichte er ihr ihre Waffen; wenn sie des Beistandes bedürfte, war er es der zu ihrer Hülfe herbeieilte; und wenn sie sich nach beendigtem Kampfe aus dem Sattel schwang, war er es der ihr die Hand bot, um sie über die Zugbrücke ihres Schlosses zu geleiten. Eines Tages als die reizende Kriegerin von einem Streiche verwundet worden, den der edle Mauny nicht hatte

abwenden können, war er es der sie in seinen Armen auffing und sie in die Feste trug.

Wenn aber der Ritter, durch solche Gunstbezeugungen aufgemuntert, nach größerer Huld verlangte, so ward er durch den Nahmen des Grafen von Montfort, und nach dessen Tode, durch den Trauerflor der von dem Helme der edlen Wittwe wehte, daran gemahnt, daß gleichwie die Gattin nur für den Gatten gelebt hatte, die Wittwe nur für ihren Sohn leben würde. — Endlich aber ward dem Ritter Walter de Mauny eine köstlichere Belohnung zu Theil — mußte er sie gleich theuer erkaufen! — Um aber den Werth derselben gebührend zu würdigen, müssen wir bemerken, daß wir nicht von dem Hofe Ludwigs XIV, sondern von jener Zeit sprechen, in welcher die Sitten der Ritterschaft am glänzendsten und reinsten strahlten.

Es war früh am Morgen. Die Gräfin war im Begriff mit ihren Rittern in den Kampf zu ziehen, und nahm mit denselben in der Halle ihres Schlosses Hennebond ein kurzes Frühmahl ein. Die Blüthe des Heeres war hier versammelt. Man erhob sich so eben von der Tafel, die Ritter hatten ihre Becher gefüllt und leerten sie grade auf das Wohl der tapferen Gräfin und ihres Sohnes, als sich plötzlich die Thür der Halle öffnete und ein Waffenträger in heftiger Gemüthsbewegung hereintrat.

„Was giebts, was giebts?“ fragten die Ritter, wie aus einem Munde.

Der Waffenträger erwiderte, daß die Kriegsschaar, welche man von Auray erwartete, von Don Louis von Spanien überfallen worden sey, daß die drei Ritter, welche sie befehligten zu Gefangenen gemacht worden, und daß man geschworen habe sie zu tödten, falls die Feste Hennebond sich nicht innerhalb einer Stunde ergeben würde.

„Meine drei wackeren Ritter dem Tode geweiht!“ rief die Gräfin Johanna von Montfort, indem sie sich aus ihrem Sessel erhob und einen fragenden Blick über die Schaar ihrer Ritter gleiten ließ: „Sollen wir das geschehen lassen?“

„Nein, nein! nimmermehr!“ rief eine Stimme, welche der edlen Frau gar wohl bekannt war, und deren Besitzer auch unsere freundlichen Leser leicht errathen werden. „Nein, nein! sie sollen nicht getödet werden, ich schwöre es bei meinem Schwerdte und bei Euch selbst, hohe Frau!“

So sprechend neigte sich Walter von Mauny ehrerbietig vor der Schloßherrin, und entblößte sein breites Schwerdt. Die anderen Ritter folgten seinem Beispiele, und ein huldvolles Lächeln Johannas dankte ihnen. „Edle Frau,“ sprach darauf Mauny begeistert zu der Herrin gewandt, „welchen Preis bewilligt Ihr dem, der Euch Eure drei gefangenen Ritter vor Ablauf einer Stunde gesund und wohl zur Stelle schafft?“

Eine leichte Röthe überflog das Antlitz Johannas, dann wandte sie sich zu Walter von Mauny und erwiderte, jedoch mit niedergesenktem Blick: „ich werde ihm meine Hand zum Kuße reichen.“

„Ihr Ritter!“ rief voll freudigem Enthusiasmus Mauny indem er sein breites Schwerdt schwang, „Ihr kennt den Preis, mög' ihn der Tapferste von uns erringen.“

„Zu den Waffen! zu den Waffen!“ riefen alle, und eilten von dannen.

Johanna trat in ein Erkerfenster, von wo aus sie die Ebene überschauen konnte. Nach wenigen Augenblicken gewahrte sie die Ritterschaar, wie sie über die Zugbrücke, dem feindlichen Lager zusprengte; auch sah sie deutlich, wie der Ritter welcher allen voranzog, ihre Farbe trug.

Eine halbe Stunde lang zeigte sich nunmehr das feindliche Lager in eine dichte Staubwolke gehüllt, aus der nur dann und wann Schwerdter oder Streitärte hervorblitzten. Bald concentrirte sich der Staub und die Verwirrung auf einem einzigen Punkt, da nehmlich wo die Zelte Don Louis und seiner Spanier standen. Endlich folgte dem Gewirr ein lautes Siegesgeschrei und heransprengte dieselbe Ritter, schaar, aber ihre Reihen waren gelichtet und in schmerzvoller Spannung schaute die Gräfin hinab auf die Heimkehrenden.

„Wie viel Ritter wurden getödtet?“ fragte der Schloßwächter die Einreitenden.

„Zehn,“ lautete die Antwort.

„Und wie viel Spanier fielen?“

„Alle! — Es lebe die Gräfin von Montfort.“

Und vollends heran sprengte die Schaar, der die Gräfin in gespannter Erwartung im Schloßhofe entgegentrat.

Der erste Ritter, den sie erblickte, war Walter de Mauny welcher blutend und mit Staub bedeckt aus seinem Sattel schwankte; die Reihen hinter sich öffnen ließ, schweigend auf die drei Ritter deutete, welche sein tapferer Arm aus der ihnen drohenden Todesgefahr gerettet hatte und dann zu den Füßen der Gräfin niedersank.“ Johanna reichte ihm mit einem seelenvollen Blicke ihre Hand hin — er erfaßte sie, drückte einen brennenden Kuß darauf und sank dann kraftlos zusammen, um das geschlossene Auge hienieden nicht wieder zu eröffnen. Er hatte sein Heldenleben ausgehaucht.

Treuer Liebe Lohn.

Novellette von Ludwig Meyer.

(Fortsetzung.)

5.

Die Familie des Präsidenten nahm unsern Helden freundlich auf. Oskar nannte dem Herrn von Wehrfeldt keinen andern

Grund als die Ursache seines Conflis, wie den: daß seine Ehre im höchsten Grade beleidigt worden, und ein Duell die unausbleibliche Folge davon gewesen wäre. — Ernst ermahnte ihn der Präsident, sich künftig davor zu hüten. — Adolphine kam ihm aufs herzlichste entgegen, und verbannte so jeden etwaigen Zweifel den Werdenfels in ihm erregt haben mochte. Es war ein Ball im Hause des Präsidenten auch Rudolph von Goldhold war anwesend, und es ist nicht zu läugnen, daß er fortwährend sich an Adolphine drängte — die ihn artig und freundlich, wie alle übrigen Gäste, doch ohne Auszeichnung behandelte. Es ward beschlossen daß Oskar in Breslau seine Studien beenden sollte. — Bevor er abreiste bat er seine Geliebte ihm wie an jenem ihm unvergeßlichen Abend vor seinem Abgang nach Heidelberg, eine Zusammenkunft in einer süßduftenden Gartenlaube zu bewilligen. Sie gab seinen Bitten nach. — Hier war es wo er ihr die wahre Ursache seines Duells mit Werdenfels ausführlich erzählte, wo er ihr gestand, daß fortwährend ein Zweifel an ihrer Treue ihn gequält, daß er aber jetzt fest von ihrer Liebe überzeugt sey. — Das Mädchen warf sich an seine Brust — heiße Thränen vergoß es. Waren dies Thränen der Freude — — — oder Thränen der Reue?? — Sie sagte ihrem Geliebten, daß allerdings Rudolph, sich um ihr Herz bewürbe, daß selbst die Eltern seine Neigung begünstigten, und eine Verbindung mit dem jungen, schönen, reichen Mann, gern sehen würden, daß sie jedoch allen Aufforderungen der Eltern ausgewichen — und treu ihm ihr Herz bewahrt habe. — Leidenschaftlich rief der Jüngling: „also war das Unglück meinem Haurte so nahe — also konnte so leicht ich Dich verlieren meine Adolphine. O Gott und abermals muß jetzt ich fort, muß auf Jahre scheiden von dem Glücke meines Lebens! — Wirst Du auch jetzt mir treu bleiben — wirst Du dem Wunsch — dem Befehl Deiner Eltern standhaft entgegen treten können? Mein Mädchen, das Opfer kann ich nicht von dir fordern. Ich gebe den Schwur der Treue, der an mich Dich fesselt, Dir zurück — sei frei — sei glücklich wenn Du kannst! — „Ich werde ewig elend seyn“ — setzte er leise hinzu. — „Nein, nein mein Geliebter — ich gehöre Dir — allein Dir — keinem andern Manne auf Erden. Hier wiederhole ich vor Gott den Schwur der an Dich ewig mich bindet. Mag der Vergelter dort oben, über den Wolken den Meineid strafen.“ Da schlang der Jüngling seine Arme um das geliebte Mädchen und rief im Uebermaß des Entzückens: „Herr der Welt wie soll ich für die Gnade Dir danken, daß Du ein solches Herz in Liebe zu mir gewendet. Hier schwöre auch ich Dir Treue — und mein Blut mein Leben will ich einsetzen — um bald Dich mein nennen zu können.“ — In inniger Umarmung verschlungen, blieben die Liebenden. — Gott der Rächer des Meineides über den Wolken, den beide angerufen, hatte ihren Schwur gehört. —

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen

aus dem Leben der berühmten Malerin

Lebrun.

(Beschluß.)

Im Jahr 1802 traf sie in England ein, ohne auch nur ein Wort von der Sprache dieses Landes zu kennen. Sie gefiel sich indeß in London nicht, obgleich sie auch hier die allervorzüglichste Aufnahme fand, und der Prinz von Wales, nachmaliger Georg IV., in einer ihrer Soireen schmeichelnd zu ihr gewandt, bemerkte: «Je voltige dans toutes les Soirées, inci je reste.»

Nach dem Bruche des Friedens von Amiens mußten alle Franzosen England verlassen; der Prinz von Wales aber ersuchte seinen Königlichen Vater der Madame Lebrun den ferneren Aufenthalt zu gestatten, und er selbst war es der ihr die Bewilligung überbrachte. Nach einem dreijährigen Aufenthalte in England kehrte unsere Künstlerin nach Paris über Holland zurück, wohin ihre Tochter von Rußland gekommen war, und wo sie bis zu deren Tode blieb. Zu Paris nahm sie alle ihre alten Gewohnheiten wieder auf, in ihren glänzenden Soirées sang die Catalani, und die berühmte tragische Schauspielerin Olle. Duchesnois ward dort zuerst der öffentlichen Aufmerksamkeit empfohlen. Ihr Gatte starb im Jahre 1818, und seitdem lebte sie bald auf ihrem Landhause, bald in Paris. Eine sie zärtlich liebende Nichte befindet sich bei ihr und ein auserwählter Kreis umgiebt sie. Sie hat, nachdem sie schon das achtzigste Jahr zurückgelegt, noch das Portrait des Herrn Paujoulat gemahlt.

Zum Schluße dieser unserer Notizen möge hier noch die anziehende Schilderung Platz finden, welche diese merkwürdige Frau in ihrem interessanten Werke von dem lieblichen Dichter Jacques Delille, entwirft.

„Delille,“ so berichtet sie, „war während seines ganzen Lebens ein Kind; aber das beste, lieblichste, geistreichste Kind. Man hatte ihm den Beinahmen chose legére gegeben und nie noch hat ein Mensch auf dem Lebensmeere leichter hingeschifft, ohne sich an irgend etwas in dieser Welt allzu fest zu ketten. Er genoß die Gegenwart ohne der Zukunft zu gedenken, und versenkte sich nur selten in tiefe Gedanken. Nichts war leichter als einen vollkommenen Einfluß über ihn zu erlangen, ihn zu leiten, zu beherrschen; und seine Heirath liefert davon einen unwidersprechlichen Beweis. Er hatte sich gegen jedermann über die schwere Kette beklagt, welche ihn fesselte, während es noch Zeit war sie zu sprengen; endlich überredete ihn sein Freund sich frei zu machen, und bot ihm seine Zufluchtsstätte in seinem Hause an. Delille nahm den Antrag mit Freuden an, und bat nur um eine Stunde Zeit um seine Habseligkeiten zusammen zu packen. Da er am Abend noch nicht

bei seinem Freunde eingetroffen war, begab sich dieser zu ihm. „Sie kommen zur rechten Zeit, mein lieber Freund," rief ihm Delille entgegen, „ich will mich doch mit ihr verheirathen, da können Sie mir als Trauzeuge dienen."

„Der Graf von Choiseul-Gouffier, mit dem Delille sehr vertraut war, und der sich nach Griechenland begeben wollte, drang wiederholt in ihn, ihn dorthin zu begleiten. Es war indessen in dieser Rücksicht nichts Bestimmtes verabredet worden. Am Tage der Abreise begab sich der Graf zu Delille, „ich reise jetzt ab," sprach er, „kommen Sie der Wagen steht bereit!" Der Abbee willigte ein, obgleich er gar keine Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte — auch hatte der Graf für alles gesorgt.

In Marseille angelangt, wanderte Delille am Ufer auf und ab, blickte hinaus auf das Mittelländische Meer und eine tiefe Schwermuth befiel ihn. „Nein, nein!" rief er, „ich kann dieß unermeßliche Element nicht zwischen mich und meine Freunde legen! Ich will zurück!" Unverzüglich verließ er insgeheim den Grafen Choiseul, und verbarg sich in einem unbedeutenden Gasthofe, wo er hoffte nicht aufgefunden zu werden. Choiseul aber fand ihn dennoch auf, führte ihn zurück und schiffte sich mit ihm ein.

Der Abbee Delille lebte in der besten Gesellschaft deren Zierde er war; jedermann liebte ihn und er liebte jedermann. Er haßte niemand und konnte niemand etwas abschlagen. Hatte er einem Freunde versprochen mit ihm zu Mittag zu essen, und es kam ein Anderer der ihn einlud, so ging er mit dem. Trotz dieser Characterschwäche aber zeigte Delille während der Revolution eine große Energie. Seine muthige Weigerung: eine Ode auf die Göttin der Vernunft zu dichten, als Chaumette eine solche von ihm verlangte, ist weltbekannt. Er wußte daß diese Weigerung ein Todesurtheil über ihn herbeiführen mußte, und er schrieb nun seine herliche Dithyrambe auf die Unsterblichkeit der Seele. Er las dieß Gedicht dem Chaumette vor, als er aber zu dem Verse kam: „Zittre, denn Du bist unsterblich!" hielt er inne, ließ seinen Blick ernst auf den Richtern ruhn, und rief alsdann mit gehobner Stimme: „Zittert, denn Ihr seyd unsterblich!" Chaumette ward verwirrt und murmelte einige Drohungen vor sich hin. „Ich bin bereit," sprach Delille, „ich habe Euch so eben mein Testament vorgelesen." — Dieß wirkte, Chaumette verschob die Sache und nahm von diesem Augenblick an den Dichter in seinen Schutz. Delille aber hielt es dennoch für gerathen auszuwandern und begab sich nach England, wo er bei allen ausgezeichneten Personen die ehrenvollste Aufnahme fand.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Schwerin, im November.

Der talentvolle Schauspieler, Herr L. Meyer, früheres Mitglied Ihrer Bühne, giebt jetzt Gastrollen auf unserer Bühne und zwar mit dem größten Beifall. Er ist bis jetzt zweimal aufgetreten, als Ossip und leichtsinniger Lügner und hat in beiden Parthieen eine laute und einstimmige Anerkennung gefunden. In letzterer Parthie ist er, was bei uns eine große Auszeichnung ist, stürmisch herausgerufen worden; es heißt daß von Seiten unserer kunstsinnigen Intendanz bereits Schritte gethan sind, diesen wackeren Künstler an unsere Bühne zu fesseln.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Wir sind mit Vergnügen der Mad. Fischer Maraffa in ihren Gastdarstellungen gefolgt, und haben dieselbe in verschiedner Weise ihr Talent entfalten gesehen. Nach wiederholtem Hören sind wir jetzt im Stande unser Urtheil über diese Künstlerin, ganz allgemein und nicht mit Rücksicht auf jede Parthie für sich festzustellen. Mit einer schönen Stimme begabt, die nur in den oberen Kopftönen die und da ein wenig schneidend wird, und in einer trefflichen Schule gebildet, läßt diese Dame in sich eine Künstlerin erkennen, die es in Hinsicht des Gesanges bis zu einer hohen Stufe der Ausbildung gebracht hat. Vor Allen zeichnet sich Mad. F. durch ihren herlichen unvergleichlichen Triller aus, einen Vorzug den unser Gast vor vielen großen Meisterinnen ihres Faches voraus hat. Was das Spiel anlangt, so wiederholten wir nachdem wir am 10ten d. Mad. Fischer als Namyra in der »Belagerung von Corinth« sahen, daß in dieser Hinsicht noch Vieles zu wünschen übrig bleibt, welches gewiß viel dazu beitrug, daß der ihr gezollte Beifall sich nicht bis zum Enthusiasmus steigern wollte. Unser Wurda als Neokles entfaltete heute den ganzen Zauber seiner klangreichen Stimme, und erndtete namentlich durch den seelenvollen Vortrag der großen Arie zu Anfang des dritten Acts »O Gott soll denn ein Volk das dich verehrt« den allgemeinsten Beifall. Ihm würdig zur Seite stand Herr Schäfer als Kleomenes, obgleich gegen das Ende seine Stimme etwas bedeckt schien. Herr Wolterek that was den Gesang anbelangt ebenfalls das Seinige, sonst war an ihm aber auch »kein Zoll ein Sultan;» die Parthie des Hieros ward von Herrn Gloy recht brav behandelt. Die Chöre schienen natürlich nur schwach, wie es bei einer so rauschenden Musik nicht anders möglich ist. Zu tadeln sind noch die vielen Abweichungen vom Texte, die sich unsere Sänger erlaubten, was doch in mannigfacher Beziehung der Vollendung der ganzen Aufführung offenbar so hinderlich ist, daß es der nähern Auseinandersetzung nicht bedarf.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 15ten November: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 138 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Untergang des Genies.*)

Ein Blatt aus der Geschichte der Niederländischen Maler.

Diejenigen unserer freundlichen Leser welche Holland besuchten, werden mit einem Anfluge von Neugier das sonderbare Aeußere der Stadt Harlem betrachtet haben. Die Häuser von theilweis colorirten Mauersteinen, die langen, schmalen, während des Tages sorgfältig verschloßen gehaltenen Fenster, die hinter den Wohnungen sich befindenden, mit farbigen Blumen reich geschmückten Gärten, geben dem Ganzen einen Anstrich von Wohlhabenheit und Bequemlichkeit. Es war in dieser Stadt, an einem schönen kühlen Sommerabend, als ein kaum zwölfjährigen Knabe vor der Thür eines niederen aber reinlichen Häuschens saß. Sein Antlitz trug jenes bleiche Colorit, welches stets die Folge einer langen Eingeschlossenheit zu seyn pflegt. Malergeräth und ein unvollendetes Blumenstück lagen vor ihm; er aber ruhte von der Arbeit aus um sich an der wohlthätigen Abendfrische zu laben. Seine Träumereien wurden plötzlich durch eine scheltende Stimme unterbrochen.

„Willst Du etwa Deine Blumen auf die Wolken malen, Adrian," rief zu ihm tretend in einem rauhen Tone eine Frau, die ein verbrauchtes Trauerkleid trug, „wir wollen doch einmal sehen was Du gethan hast, seitdem Du Dich hieher setztest." Sie blickte auf die Zeichnung, wobei der arme Knabe sichtbar erschrocken war.

„Wie!" fuhr die Scheltende fort, „nur zwei Blumen und drei Knospen! Dacht ichs doch, als ich Dich die Treppe hinabgehen sah. Warum bist Du nicht drinnen bei mir geblieben?"

„Der Abend war gar zu schön," versetzte der Knabe schüchtern.

„Schön!" wiederholte die Keifende, „was geht das Dich an? Was kann uns das schöne Wetter kümmern? Dürfen

*) Die in den letzten Blättern mitgetheilten Erinnerungen aus dem Leben der berühmten Malerin Lebrun haben gezeigt, auf welchen glänzenden Standpunkt das Talent zu gelangen vermag, wenn die Sonne eines günstigen Schicksals auf dasselbe herabblickt. Seltsam genug, giebt mir in diesem Augenblick der Zufall mit dem neuesten Hefte des Court Magazine die Geschichte der Niederländischen Maler in die Hand, aus welcher ich hier ein Blatt für meine freundlichen Leser übertrage, das als Gegenstück zu dem Leben der französischen Malerin betrachtet werden kann, indem daraus hervorgeht, wie selbst das herrlichste Genie unterliegen muß, wenn frühe unglückliche Lebensverhältniße allzu nachtheilig auf dasselbe einwirken. G. L.

wir uns an Licht und Luft erquicken? Ich will Dir etwas sagen, Adrian, Du fängst an träge und lässig zu werden, wie Dein Vater, aber nimm Dich in Acht Knabe, und hüte Dich vor der Ruthe."

Der arme Kleine schauderte, er raffte schnell sein Malergeräth zusammen und schickte sich an in das Haus zu gehen.

„Siehst Du denn nicht, daß es schon ganz dunkel zu werden beginnt?" fragte die Mutter; „woher glaubst Du wohl daß ich das Geld zu dem Lampenöel nehmen soll? Bleib jetzt nur wo Du bist und benutze noch das Tageslicht so gut Du kannst, ich werde Dich antreiben und mich neben Dich setzen."

Während die Mutter ihre Stickerei holte, nahm Adrian seine Zeichnung wieder vor und blickte nicht von derselben wieder auf. Er malte Muster zu Stoffen worin sich die Landmädchen in der Umgegend von Harlem zu kleiden pflegten. Anfangs hatte er nur Modelle für die Stickereien seiner Mutter gezeichnet, da sich aber sein Geschmack bald entwickelte, so waren seine Entwürfe Bilder voll Frische und Leben geworden, und von den Käufern bald mehr gesucht als die Arbeiten seiner Mutter. Als diese Letztere gewahrte, welchen Gewinn sie aus Adrians frühzeitigem Talente ziehen könne, gönnte sie dem armen Knaben weder Ruhe noch Rast. Er mußte auf alle frohen Spiele der Kindheit verzichten, auf seine Abendspaziergänge, auf seine Sonntagswallfahrten hinaus auf das Land; für ihn gab es keine Vogelnester auszunehmen, keine Blumen zu pflücken, keine Schmetterlinge zu haschen; seine Zeit war zu kostbar, um dem Glücke, ja selbst der Gesundheit geopfert zu werden. Er mußte später zu Bett gehn und früher wieder aufstehn; alles was seine Aufmerksamkeit von seiner Arbeit abziehn konnte, ward ihm entzogen, selbst die Sonne und die frische Luft. Schon zahlte der arme Knabe den Zoll des Genies; der wilde Vogel war in den gezähmten verwandelt der da goldene Eier legt.

Diese Veränderung in Adrians Lebensweise wirkte nachtheilig auf seine Gesundheit ein; aber seine Mutter achtete nicht auf die Umwandlung seines Aeußeren. Das arme Weib war hart geprüft, ihre Gefühle waren durch stete Leiden abgestumpft worden. Da sie immerdar gelitten hatte, glaubte sie der einzige Zweck des Lebens sey leiden, und da sie kein Mitleid mit sich selbst hatte, glaubte sie sich berechtigt, auch kein Mitleid mit Anderen zu empfinden. Die Gewinnsucht, welche sie so hart gegen ihr armes Kind machte, entsprang nicht aus Geiz, sondern aus einem Ehrgefühl. Ihr Gatte hatte ihr nichts als Schulden hinterlassen, und sie übernahm es freiwillig, seine Gläubiger zu befriedigen, und dieserwegen, und nur dieserwegen allein trieb sie sich und den kleinen Adrian unablässig zur Arbeit. Catharina Brouwer aber, so nannte sie sich, vernichtete diese Handlung des Ehrgefühls durch die Art und Weise, wie sie dieselbe in Ausführung brachte.

Zu einer qualvollen Pflicht verdammt, deren Wichtigkeit er nicht zu begreifen vermochte, gestört in allen seinen kindlichen Wünschen und Freuden, bekam Adrian nach und nach unmerklich einen Widerwillen gegen seine Mutter; als diese daher in Folge ihrer unablässigen Arbeit erkrankte, empfand er nicht die theilnehmende Besorgniß eines Sohnes, sondern er freuete sich wohl gar ihres Unwohlseyns, da ihm dadurch ein Feiertag bereitet wurde. Sie hatte den großen Irthum begangen, den Knaben nur durch Furcht beherschen zu wollen; sobald er also sah, daß sie an ihr Lager gefesselt war und ihn nicht schlagen konnte, ward er ungehorsam und rannte zum Hause hinaus. Ein solcher freier Tag war ihm etwas Seltenes und er gab sich demnach ganz der Wonne desselben hin. Er eilte durch die Vorstädte hinaus aufs Land, und es war ihm als ob er zu einem neuen Leben erwacht sey. Er sog die frische reine Himmelsluft mit durstigen Zügen ein, die gefüllten Aehren neigten sich ihm freundlich entgegen, die Vögel jubelten in den Lüften, mild lächelte der blaue Himmel auf ihn herab. Adrian warf sich auf den Rasen hin, und genoß der Freiheit mit unbeschreibbarem Entzücken.

So verbrachte er den Tag mit Herumspringen, Jubeln und Singen; endlich aber erinnerte ihn der Hunger daran, daß es Zeit sey heimzukehren, und nun machte seine Freude der Furcht Platz; er schlug langsam und mit niedergesenktem Blick den Weg zur Stadt ein. Als er das Häuschen erblickte in dem er wohnte, hemmte er schaudernd seine Schritte — er fürchtete daß seine Mutter genesen sey und ihm bangte vor den Folgen. Nach einigem Zögern setzte er indeß seinen Weg fort, strich aber dabei mit seinen Händen an den Mauern der Häuser, gleichsam als wolle er sich durch dieses Geräusch erheitern. Mehrere Nachbaren schienen vor der Thür seiner Wohnung versammelt; ein Weib aus der Menge erkannte ihn, sie rannte ihm entgegen: „da kommt er endlich!" rief sie; „Du abscheulicher Bube, wo hast Du gesteckt? Weißt Du auch was während Deiner Abwesenheit geschehen ist?"

„Nein!" erwiderte Adrian furchtsam.

„Deine Mutter ist unterdessen gestorben."

Der Knabe fuhr zusammen. Auf diese Kunde war er nicht vorbereitet, er taumelte, so als habe ihn plötzlich ein Schlag getroffen. Die Weiber sammelten sich mitleidig um ihn und führten ihn in das Haus. Adrians erstes Gefühl war fast nur Bestürzung, als er aber den Leichnam seiner Mutter erblickte, stieß er einen lauten Schrei aus und sank neben ihrem Lager nieder auf die Kniee. Die Nachbarinnen wurden gerührt und entzogen ihn der Schreckensscene.

Er brachte zwei Tage in dem Hause eines Nachbars zu, wo man alles Mögliche that ihn zu trösten, auch war sein Schmerz nicht von langer Dauer. Seine Mutter hatte nichts gethan, was ihm die Erinnerung an sie werth und theuer machen konnte; indem er sie verlor, verlor er weder Sorge, noch Pflege, noch Liebkosungen. Er fühlte daß er nicht länger verurtheilt seyn würde unablässig zu arbeiten um ein

Ehrgefühl zu befriedigen, welches er nicht begriff. Der Tod hatte die Schulden seines Autors quittirt — daß er verwaist sey, daran dachte er nicht, er fühlte nur daß er frei sey.

(Die Fortsetzung folgt.)

Auf einen Blindgeborenen.

(Nach dem Holländischen, von Bilderdyk.)

Nein, holder Knabe! klage nicht
Daß Du entbehrst Aurora's Licht,
Latonen's Sohn mag Dir's vergüten:
Schuf Dich Natur wie Amor blind,
Sie wollt', o wunderschönes Kind!
Dich vor Narcissus Loos behüten.

Stierling.

Treuer Liebe Lohn.

Novellette von Ludwig Meyer.

(Beschluß.)

6.

Ein Jahr schon studirte mit emsigem Fleiß unser Oskar auf der Hochschule zu Breslau. Alle Genüsse der glänzenden Stadt waren für ihn nicht da — er hatte nur einen Zweck — durch unermüdliche Thätigkeit sich bald ein unabhängiges Loos zu begründen — er hatte nur eine Freude — die Briefe Adolphinens zu lesen. — Da kamen die Nachrichten der Pariser Ereignisse des Juli nach Breslau und erfüllten auch Oskar mit Staunen und Bewunderung. Er erhielt einen Brief aus Wilna von Radschinsky, welcher dort seine Studien fortsetzte, da Heidelberg, nach des Freundes Abgang seinen Reiz mehr für ihn hatte. Der Brief frohlockte über die Revolution in Frankreich, und ließ einige nicht unbedeutende Winke, über baldige ähnliche Auftritte in seinem Vaterlande mit einfließen. — Wenige Monde vergingen — und auch die polnische Revolution brach aus. — Da ergriff ein unendliches Sehnen nach dem Freunde die Brust unsers Helden, und der Gedanke dort könne er bald mit dem Säbel in der Faust das Glück der Selbstständigkeit erringen, das auch bei dem unermüdlichsten Fleiß noch jahrelang im Vaterlande ihm vorenthalten würde, brachte, vereint mit der Liebe die er von jeher dem heldenmüthigen Polenvolk geweiht, bald den Entschluß bei ihm zur Reife — auch seinen Arm den Unterdrückten zu leihen — und auf Polens Feldern Ehre, Sieg und seine Adolphine zu erkämpfen, oder sein Leben hinzugeben. — Mit den glühendsten Worten meldete er seiner Geliebten seinen Entschluß und beschwur sie ihm treu zu bleiben. Auf gefahrvollen Wegen schlich er über die polnische Gränze. — Jubelnd empfing ihn der Freund. In demselben Lanzier-Regiment in welchem Ladislaus diente trat auch Oskar ein. — Der Gang jener unglücklichen Revolution ist hinlänglich bekannt, nur was speciell unsern Oskar betrifft soll hier gemeldet werden. — Muthvoll kämpfte dieser, sein Ziel zu erreichen — Unabhängigkeit oder Tod. Im Walde vor Grodno erwarb er sich die Epaulette, bei Ostrolenka wurde er Rittmeister. Hier hatte eine feindliche Kugel auch seinen treuen Freund an seiner Seite getödtet! — Alle Anstrengungen gegen den russischen Coloß waren vergebens. Die Uebermacht siegte — Warschau capitulirte, mit den Resten der Armee ging Oskar den Tod im Herzen tragend über die preußische Gränze. — Was er an Pferden, Kostbarkeiten, Uniformstücken besaß verkaufte er — schaffte sich mit Hülfe eines treuen Dieners Civil-Kleider und suchte auf den verborgensten Pfaden die Vaterstadt zu erreichen. Im Monat December traf er dort ein. —

7.

Der Brief Oskars, in welchem derselbe Adolphinen seinen Entschluß mittheilte nach Polen zu gehen — war dem leichtsinnigen Mädchen nicht ganz unangenehm gewesen. Die Entfernung hatte ihre Liebe zu Oskar erkaltet — und sie nahm — wie dies schon, trotz ihren Versicherungen, nach der ersten Abreise desselben der Fall war, die Bewerbungen des reichen schönen Rudolph, mit Wohlgefallen auf. Sie theilte dem Vater aus dem Briefe Oskars die Nachricht mit, daß derselbe der Sache der Polen sich geweiht habe. Im höchsten Zorn darüber, schwur der streng royalistisch gesinnte Präsident daß der elende Ueberläufer, wie er Oskar nannte, nie sein Haus wieder betreten sollte. Adolphine sah jetzt die Unmöglichkeit ein, jemals Oskars Weib zu werden — fürchtete — oder hoffte vielleicht, daß eine russische Kugel ihn tödten könnte — und erwiderte das Geständniß von Rudolphs Liebe, der zugleich sie bat ihm ihre Hand zu schenken, damit — daß sie ihn an die Eltern verwies. — Mit Freuden gaben diese die Einwilligung. —

So standen die Sachen als der unglückliche Oskar in Mangel und Elend die Vaterstadt wieder betrat. Er meldete sich im Hause des Präsidenten und erhielt die Antwort, daß er es nie wagen sollte dessen Haus zu betreten. Nur wegen seiner nahen Verwandtschaft überliefre er ihn nicht den Händen der Polizei. Doch möge er schnell sich aus der Residenz entfernen. Er bat um eine Zusammenkunft mit Adolphinen — sie schlug sie ab — und nichts blieb dem Unglücklichen als Verzweiflung. Es war am 25sten December als er, eingehüllt in seinen Mantel, unter der Facade des Hauses der Wohnung des Banquier Goldhold gegenüber, ohne Glauben an Gott und Menschen elend dastand, und hinaufstarrte in die glänzend erhellten Säle. Er wußte daß der Vorabend

von Adolphinens Hochzeit gefeiert wurde. Morgen am ersten Festtag war der Tag der Vermählung, wurde Adolphine Rudolphs Weib. — Er folgte dem Wagen der die Braut nach Hause führte — sah noch einmal hinauf nach dem wohlbekannten trauten Zimmer, in dem er so oft glücklich bei seinem Mädchen gewesen, eine Thräne des ungeheuersten Schmerzes rann über seine benarbten Wangen — und den Tod im Herzen tragend schlich er seiner Wohnung zu. —

8.

Um 12 Uhr am ersten Christfeiertage war die Marien-Kirche noch gedrängt voll, obgleich der Gottesdienst beendet war. — Die Trauung des Fräulein von Wehrfeldt mit dem Herrn von Goldhold sollte eben vor sich gehen. — Hinter einem Pfeiler des Altars stand ein junger blaßer Mann, in einen dunkeln Mantel gehüllt und starrte auf das Brautpaar welches eben vor den Priester getreten war. Adolphine war schön, wie nie früher; heiter lächelnd blickte sie auf den beglückten Bräutigam. — Der junge blaße Mann ward weder von dem Brautpaar noch von deren Angehörigen bemerkt, da der Pfeiler fast ganz ihn verdeckte. Die Trauungsrede nahte dem Ende, der Priester fragte Rudolph: ob er gesonnen sey die gegenwärtige Adolphine von Wehrfeldt als sein Weib anzuerkennen. „Ja" rief laut und freudig der glückliche Bräutigam. Mit der ähnlichen Frage wendete der Priester sich an die Braut — doch sie hatte nicht Zeit das Jawort auszusprechen — denn hinter dem Pfeiler hervor war der junge blaße Mann getreten und rief mit hohler Grabesstimme: „Gott der Vergelter über den Wolken straft den Meineid." — Ein Pistolenschuß durchbebte die Kirche — und das Blut des erschossenen blaßen Jünglings, bespritzte das weiße Atlaskleid der schönen Braut. Mit entsetzlichem Wehgeschrei stürzte diese zu Boden. Man brachte sie in den Wagen und schnell nach Hause; dort verfiel sie in ein hitziges Nervenfieber. Die Kunst der geschicktesten Aerzte erhielt ihr zwar das Leben, doch zu ihrem Unglück — sie blieb wahnsinnig. —

Im Irrenhause zu Berlin sah ich noch vor wenigen Jahren die Unglückliche. —

Anecdoten-Gallerie.

Ein Pachter, dem seit mehreren Jahren vielfach die Rüben vom Felde gestohlen worden waren, säete diese Frucht auf einer Gemeinwiese in der Nähe seiner Wohnung, und stellte dabei einen Pfahl mit folgender Inschrift auf: „Es wird gebeten hier zu stehlen!"

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Zweites Theater.

Es ist wohl nicht in Abrede zu stellen, daß durch den Abgang der Dem. Spahn, eine große Lücke in der Besetzung der Damenrollen auf dieser Bühne entstanden ist. Von den beiden Primadonnen, bewegt sich Dem. Breyther nur in einer sehr engen Sphäre mit Glück, und behandelt ihre Parthieen viel zu sehr auf eine und dieselbe Art, um durchgängig gefallen zu können. Vielseitiger als Dem. Breyther ist Dem. Fabrikius, welche wohl die beste Schauspielerin auf jener Bühne ist; nichts desto weniger leistet sie bei Weitem nicht das, was Dem. Spahn leistete. Da durch das auf diesem Theater einheimische Genre von Stücken eine größere Anzahl von Parthieen erforderlich wird, so hat die Direction durch Engagement der Damen Schulz und Gerke, welche wir am Montag in dem einige Male mit Beifall gegebenen Lustspiele «Bräutigam ohne Braut,» zu sehen Gelegenheit hatten, allen Uebelständen abzuhelfen gesucht. Dem. Schulz hat unstreitig einiges Talent; das sie ist aber auch Alles was wir ihr zugestehen können, denn ihr Spiel ist viel zu nachlässig und an einigen Stellen zu gezwungen um gefallen zu können. Das erste dewies sie in der ganz verfehlten Scene wo sie die Berlinerin darstellte, und die wenigen Eigenthümlichkeiten der Aussprache, die sie als solche charakterisiren sollten, durchaus nicht durchgängig beibehielt; das zweite aber als sie sich als von Frau von Halden zeigte. Dem. Gerke nimmt schon durch ihre gefällige äußere Erscheinung zu ihren Gunsten ein, und auch ihr Spiel fanden wir besser, als wir nachdem was wir darüber gehört hatten, erwarteten. Wir empfehlen ihr, sich besonders vor übertriebenen Bewegungen des Körpers zu hüten. Gegen Dem. Borsmann sind wir sehr nachsichtig, wenn wir berichten, daß sie ihre Rolle mittelmäßig behandelt habe. Rühmend müssen wir noch des Herrn Meyer als Nicodemus Schmeer erwähnen, der uns durch seine treffliche Komik in dieser Parthie, wahrhaft überrascht hat.

Der in unserm vorigen Blatte ausgesprochene Wunsch, daß die Direction des Stadttheaters die verdienstvolle Sängerin Mad. Fischer Marakka für diesen Winter an ihre Bühne fesseln möge, ist wenigstens zum Theil in Erfüllung gegangen, denn diese kunstgeübte Sängerin hat mit den Bühnenvorstehern über einen neuen Cyclus von sechs Gastrollen contrahirt.

Der talentvolle Schauspieler Herr Quandt hat Hamburg vor der Hand verlassen, wird aber dem Vernehmen nach im nächsten Frühjahre wieder zu uns zurückkehren.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 18ten November: „Die Belagerung von Corinth." Oper in drei Aufzügen.

Druckfehler.

In No. 136 im Gedicht in der ersten Strophe 6te Zeile lese man: Begeisterung.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 139 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Kelchblume. *)

Ceylons Fluren tragen eine Blume,
Wie kein Auge sie bis jetzt noch sah,
Gott erschuf auch sie, und ihm zum Ruhme
Steht sie in der Farben Schönheit da.

Abends wenn die andren Blumen sinken,
Wenn ermattet alle Pflanzen stehn,
Wenn die Bäume Thau zur Labung trinken,
Dann hebt sie das Haupt zu Himmels Höhn!

Und allmählich sammelt sich, und leise,
Thau wie Perlen, in den Kelch hinein;
Sanft ihn schließend harrt nach ihrer Weise
Sie, bis nächsten Morgen's goldnem Schein.

Und das Thier der Steppen kommt gegangen
Lechzend, da die Sonne sehr gebrannt,
Sieht den Kelch der Blume niederhangen
Grün und purpurn auf den heißen Sand.

Und erquickend dehnt es seine Glieder
Wenn's den süßen Saft getrunken hat,
Geht, und findet jeden Morgen wieder
Zu der Blume den gewohnten Pfad.

Gott vergaß von seinen Wesen Allen
Keines in der Kette der Natur,
Aus des Himmels Domes blauen Hallen
Schirmt er liebend jede Creatur. —

*) Ein Exemplar dieser seltenen Blume, deren Eigenschaften in diesen Versen von einer geistreichen Dichterin lieblich geschildert sind, befand sich in der letzten hiesigen Blumenausstellung. D. R.

Charlotte von Montmorency. *)

Novelle.

Zwei Tage waren bereits vergangen, seitdem die reizende Charlotte von Montmorency zum Erstenmal in ihrem Leben einen Ball besucht hatte; der Zauber aber den

*) Aus dem Friendships, Offering for 1838.

dieser merkwürdige Abend über sie ausgeübt hatte, hielt noch ihre ganze jugendliche Phantasie umfangen. Ihr einziger Gedanke am Tage war der Louvre mit seiner Pracht und Herlichkeit; und wenn sie Nachts ihr Lager suchte, umgaukelten sie Träume von dem Monarchen, Heinrich IV., und seinen glänzenden Höflingen, welche mit einander gewetteifert hatten, ihren Reizen zu huldigen.

Charlotte von Montmorency war das schönste Mädchen in ganz Frankreich, und der Eindruck den ihr erstes Erscheinen bei Hofe hervorgebracht hatte, war mehr als hinreichend, die ganze Seele einer Jungfrau zu erfüllen, welche jetzt zum Erstenmale, aus dem Zwange einer klösterlichen Erziehung, hervor in die große Welt getreten war. Sie hatte den Pavon, einen Menuett aus jener Zeit, mit Heinrich selbst getanzt, welcher ganz von jener verführerischen Schmeichelei Gebrauch machte, die er dem weiblichen Ohre so geschickt zuzuflüstern verstand. Charlotte hatte diesen Weihrauch nur zu wohlgefällig aufgenommen, das Vergnügungen aber welches ihr die Königliche Huldigung gewährte, ward unangenehm gestört, durch zwei scharf auf sie gerichtete, schöne schwarze Augen, denen sie jedesmal begegnete, so wie sie ihren Blick erhob, und die mehr den Ausdruck des Vorwurfs als der Bewunderung trugen.

Wie durften zwei Augen es wagen, an die herschende Schönheit dieses glänzenden Abends eine solche Sprache zu richten, zumal da ihr erklärter Bräutigam, der ritterliche Bassompiere, über den günstigen Erfolg ihrer Vorstellung bei Hofe wahrhaft entzückt schien? Bassompiere war der Schönste und Bewunderste aller Pairs von Frankreich, er stand hoch in der Gunst seines Monarchen; und für so unwiderstehlich hielten ihn die Frauen, daß seine Wahl des Fräuleins von Montmorency den Neid fast aller Damen des Hofes rege machte, welche sich vergebens bemüht hatten, ihn zu fesseln.

Charlotte dagegen hatte, indem sie seine Bewerbung annahm, zahllose Männerherzen zur Verzweiflung gebracht, denn die wunderbar schöne und reiche Tochter des vornehmsten höchsten Pairs von Frankreich, war von dem Augenblicke an, in dem sie das Kloster verließ, von Freiern umringt gewesen. Die herausfordernden zwei schwarzen Augen aber, welche die hehre Erbin von Montmorency in dem Königlichen Tanzsaal belästigten, gehörten keinem der zurückgesetzten Bewerber an. Es wäre vielleicht für jedes Weiberherz schwer gewesen, den Ausdruck dieser beiden Augen zu widerstehn, wenn nehmlich aus ihnen Liebe statt Vorwurf geflammt hätte; diese unberufenen Mahner gehörten nicht dem ernsten Sully, oder sonst einem stattlichen älteren Herrn des Hofes an, dem etwa Weisheit, Tugend und ein reiferes Alter die Erlaubniß verleihen konnten Moral zu predigen, sie waren das Eigenthum eines bleichen, schwermüthigen jungen Mannes, welcher in dem ganzen glänzenden Kreise Niemands Aufmerksamkeit auf sich zog als die der vernachläßigten Königin. Mit dieser schien er auf dem Fuße des freundlichsten Vertrauens zu stehen, und es war hinter ihrem Sessel von wo aus er jene Blicke sandte, die das Mißvergnügen der gefeierten Charlotte von Montmorency rege machten.

Der wunderbare Ausdruck dieser schönen Augen schwebte auch dann noch unserer Heldin vor, als sie sich wieder in dem väterlichen Palaste befand, und sie beklagte jetzt, daß sie Bassompiere nicht befragt habe wer derjenige sey, der sich auf so auffallende Weise gegen sie betragen. Sie hatte während des Balls diese Frage mehrmals thun wollen, hatte sie aber unterdrückt, weil sie befürchtete, die Aufmerksamkeit ihres Verlobten auf ein Benehmen zu lenken, das ihre Eigenliebe verletzte. Sie entschlummerte mit dem Entschluße, ihren Bräutigam, wenn er ihr am folgenden Morgen seine Aufwartung machen würde, durch eine komische Schilderung des bleichen Jünglings mit den dunklen Augen zu belustigen, und hoffte auf diese Weise dessen Nahmen herauszubringen.

Am folgenden Morgen, füllte sich so frühzeitig als es die höfische Etiquette nur gestatten wollte, der Gesellschaftssaal der Herzogin von Montmorency, mit Besuchern vom höchsten Range, sämmtlich von dem Verlangen beseelt, der reizenden Tochter derselben ihre Huldigungen darzubringen. Der junge Mann mit den geheimnißvollen dunkeln Augen und Bassompiere hatten sich nicht eingefunden. Charlotte fühlte sich von dieser Vernachläßigung ihres Verlobten verletzt, und beschloß ihn, wenn er später erscheinen würde, durch einen kalten Empfang zu bestrafen; — aber er ließ sich an diesem Tage weder blicken, noch sich nach ihrem Befinden erkundigen. —

Am darauf folgenden Tage sprach der Herzog von Montmorency, nachdem er dem Levee des Monarchen beigewohnt hatte, zu seiner Tochter gewandt: „Charlotte, der König hat Deine Vermählung mit dem jungen Bassompiere untersagt."

„Und welche Gründe hat er für diesen tyrannischen Schritt?" fragte das Fräulein erschrocken.

„Er sagt, Du seyst einer höheren Verbindung würdig."

„König Heinrich würde wohlthun sich um seine eigenen Angelegenheiten zu bekümmern, statt sich in die meinigen zu mischen," zürnte lebhaft Charlotte.

„Du bist undankbar gegen unsern huldreichen Monarchen, mein Kind, er hegt die Absicht Dich mit seinem eigenen hohen Anverwandten, einem Prinzen von Geblüt zu vermählen."

„Und wer wäre das?"

„Der junge Prinz von Condé, der erlauchte Sprößling eines berühmten Heldengeschlechts, und nächst Heinrichs unmündigen Kindern, der muthmaßliche Erbe des Thrones. Bedenke das, meine Tochter!"

„Ich will an keinen Gemahl denken, als an Bassompiere," erwiderte Charlotte, „ich nenne es grausam und

tyrannisch von dem Könige, diejenigen trennen zu wollen, welche die Liebe vereint hat."

„Die Liebe," wiederholte der Herzog. „Du wirst nicht behaupten wollen, daß Du Bassompiere leidenschaftlich liebst."

„Ich finde ihn äußerst angenehm und liebenswürdig und bin entschlossen nur ihm und keinem Andern meine Hand zu reichen," rief das Fräulein, „jetzt begreife ich sein Ausbleiben, der grausame Heinrich hat ihm untersagt mich zu sehen."

„Du hast recht Charlotte, es geschah in Folge des Befehls seines Monarchen, daß Bassompiere seine Besuche bei Dir einstellte. — Du wirst ihn nimmer wiedersehn — meine Tochter, er hat Dir e n t s a g t!"

(Die Fortsetzung folgt.)

Untergang des Genies.

Ein Blatt aus der Geschichte der Niederländischen Maler.

(F o r t s e t z u n g.)

Als der Knabe indessen in sein Häuschen zurückkehrte, fielen seine Blicke auf den Stickrahmen seiner Mutter, und ihm war es seltsam, sie nicht bei der Arbeit zu finden; — er horchte ob er ihre Stimme nicht vernähme, aber rund um ihn war alles öde und stille. Der Schrecken, welchen ihn seine Mutter während ihrer Lebenszeit eingeflößt hatte, schien ihm noch in dem Hause zu walten, wo ihn alles an seine Sclaverei erinnerte. Es war ihm als ob seine Mutter noch immer unsichtbar zugegen sey, als ob sie alle seine Bewegungen und Schritte bewache; und überwältigt von diesen Empfindungen nahm er sein Zeichenbrett, seinen Pinsel und seine Farben zur Hand, und setzte sich in der Thür zur Arbeit, so als ob noch immer die Mutter sein Thun bewache.

Er mochte ungefähr eine Stunde gearbeitet haben, als er plötzlich durch einen Schatten gestört wurde der auf seine Skizze fiel; er erhob sein Auge und erblickte einen alten Herrn welcher seine Zeichnung mit großer Aufmerksamkeit betrachtete. „Wer hat Dir Unterricht gegeben?" fragte der Fremde.

„Niemand, Herr!"

„Wie alt bist Du?"

„Dreizehn Jahr, Herr."

„Welches Geschäft treiben Deine Aeltern?"

„Ich habe keine Aeltern, Herr."

Der Fremde prüfte Adrians Zeichnungen noch sorgsamer dann sprach er: „Ich bin H a l s der Maler, komm mit mir nach Hause, ich will Dir ferner Unterricht geben und für Dich sorgen." —

In der Mitte seiner bisherigen traurigen Lage war der Gedanke ein Maler zu werden, oftmals in Adrians Seele erstiegen, aber mehr wie ein Traumbild, als ein wirklicher Wunsch, war er stets wieder vorüber gegangen. Der Vorschlag des Malers Hals entzückte ihn deßhalb unbeschreibbar; er nahm den Antrag freudig an, und der nächste Morgen fand ihn schon unter den anderen Schülern in der Werkstatt des berühmten Meisters.

Das nunmehr folgende Jahr war für Adrian ein Zeitraum des feurigsten Enthusiasmus, indem die Malerkunst vor ihm, nach und nach alle ihre herlichen Hülfsmittel entfaltete. Adrian lebte nur seiner Kunst, unabläßig war seine Aufmerksamkeit mit der Welt rund um sich her beschäftigt, er suchte deren Formen, deren Bewegungen aufzufassen. Sein Skizzenbuch trug er immer bei sich und oft sah man ihn in den Straßen Harlems, wie er die Mägde am Wasserbrunnen, oder trunkene Soldaten, oder zankende Weiber beobachtete und skizzirte. — Seine Studien hatten aber auch den glänzendsten Erfolg, und schon nach Verlauf von zwei Jahren wurden seine Gemälde von den Kennern gesucht. Hals, welcher dieß vorausgesehen hatte und dessen Wohlthätigkeit nur ein Resultat seiner Gewinnsucht gewesen war, zog jetzt durch den Jüngling großen Vortheil; er verlangte von dem Letzteren die größten Anstrengungen und verkaufte die Skizzen desselben um hohen Preis. Als aber Adrians Mitschüler sein überwiegendes Talent zu begreifen begannen, fürchtete Hals daß der Jüngling selbst Kenntniß davon erlangen könnte, weßhalb er ihn in einer Dachkammer einsperrte wo er ihm täglich die mühsamste Arbeit auflud. So ward Adrian Brouwers Genius neuerdings in das Joch gespannt, so ward der arme Jüngling aufs Neue, seines einzigen Erbtheils, seiner Freiheit, beraubt. Je bekannter seine Gemälde wurden, je mehr wurden sie gesucht, je höher stieg der Gewinn seines Peinigers, dessen Habsucht bald keine Gränzen mehr kannte. Er nahm seine Zuflucht zu den grausamsten Strafen, um den armen Adrian zu unabläßiger Arbeit zu zwingen, er entzog ihm Ruhe, Kleidungsstücke und Nahrung, so daß der unglückliche Jüngling sich fast wieder zurück unter das Joch seiner verstorbenen Mutter sehnte.

Adrians Verschwinden hatte indeß die Neugier seiner Mitschüler rege gemacht, und der Ort wo er gefangen gehalten wurde, ward von ihnen bald entdeckt. Einer unter ihnen, V a n O s t a d e genannt, welcher sich späterhin einen so hohen Ruf errang, schwur, daß er zu seinem Cameraden gelangen wolle. Er benutzte eines Tages die Abwesenheit des Meisters, drang in Adrians Kammer und staunte, als er das Bild gewahrte mit dem er diesen beschäftigt fand. Er wechselte nur wenige Worte mit dem Gefangenen, dann eilte er hinab zu seinen Gefährten, erzählte ihnen was er geschauet habe, und führte sie hinauf zu dem Eingesperrten. Die meisten der Zöglinge gaben sich nur der Bewunderung hin, einige von ihnen aber, welche der Malerkunst nur aus Liebe zum Gewinn oblagen, beschlossen aus dieser Entdeckung für sich Nutzen zu ziehen. Sie machten dem jungen Adrian den Vorschlag für s i e d i e f ü n f S i n n e und die z w ö l f

Monate zu vier Pfennigen das Stück zu malen, und der junge Künstler nahm diesen Antrag begierig an, hocherfreuet zu erfahren, daß seine Arbeiten doch nicht ganz werthlos wären.

Van Ostade besuchte unterdessen den Gefangenen oft, und drang in ihn aus seiner Gefangenschaft zu entfliehen, ihn versichernd, daß er vermittelst seines Pinsels seinen Weg schon machen würde. Der Gefangene zögerte noch immer, aber der Winter erschien und die Kälte in dem Dachstübchen, worin ihm Hals eingesperrt hatte, ward unerträglich. Nachdem er acht oder zehn Bilder für seine Mitschüler gefertigt und dafür einige Schillinge erhalten hatte, entfloh er aus seiner Gefangenschaft.

Einmal auf freien Füßen war sein erster Gang zu einem Kuchenbäcker, wo er mit der ihm eigenthümlichen Unvorsichtigkeit, seinen ganzen Geldvorrath in Kuchen verzehrte. Darauf durchstrich er die Stadt, ohne zu wissen, wohin er seine Schritte lenken sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Anecdoten-Gallerie.

Folgendes ist der Kalender eines Sibirischen oder Lappländischen Jahres: Den 23sten Juny, der Schnee schmilzt — der 1 July, der Schnee ist verschwunden — den 9ten July, die Felder sind grün — den 17ten July, alle Pflanzen wachsen — den 25sten July, die Pflanzen stehn in voller Blüthe — den 2ten August, die Früchte sind reif — den 10ten August, die Pflanzen schießen in Saamen — den 18ten August, der Schnee fällt, und fällt fortwährend bis zum 23sten Juny des nächsten Jahres.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Berlin, im November.

Warum ich Ihnen so lange nichts für Ihr Blatt eingesandt habe? Das fragen Sie noch? Ich hatte zu viel zu thun, Sie wissen ja, daß ich von dem armseligen Honorar der Redactionen nicht leben kann, sondern um mich und meine 21 Kinder zu ernähren, nebenbei Noten abschreiben muß. Da hat nun Spontini seine «Bijoux von Hohenstaufen,» eingedenk des Sprüchleins: Alle guten Dinge müssen drei seyn, zum drittenmal umgeändert und da derselbe nach jeder Probe in den Stimmen Abänderungen trifft, so ist es jetzt für uns Notenschreiber eine goldene Zeit. Ueberhaupt wenn durch die neue Aufführung auch Vieles verlieren sollten, z. B. 1) Das Königliche Theater an Einnahme, 2) das Publikum an eine anziehende Opernvorstellung. 3) Das Orchester an Kräften, da der zweite Act allein 7 Viertelstunden, schreibe: sieben Viertelstunden währt, und die Mitwirkenden sich fast zu Tode probiren müssen — so gewinnen doch wir Noten-Copisten dabei, und in unserer aufgeklärten Zeit ist es ja in der Ordnung, das man nur an sich denkt. Deshalb wird es mich auch keinesweges schmerzen wenn eine unserer ersten Sängerinnen dabei ganz caput geht, das ist leicht möglich, da sie z. B. unter anderen Kraftanstrengungen hinter einander 126 Tacte zu singen hat, ohne das ihr auch nur eine Pause von einem viertel Tact, Erholung gewährte. — Die Ausstattung dieser Oper wird an Pracht Alles übertreffen, was wir bisher auf der Königlichen Bühne sahen, dieselben Frangen dazu, 800 Ellen, schreibe achthundert Ellen, sollen aus Nürnberg verschrieben seyn, ein Witzling, sein Nahme ist schwer zu errathen, bemerkte: «es wäre besser man hätte die Frangen in Berlin fabriziren lassen und die Oper aus Nürnberg verschrieben.» — Das sind aber boshafte Redensarten, die man nicht wiedererzählen muß, und da ich besorge, das meiner Feder noch mehr solche Aeußerungen entfallen könnten, so will ich lieber hiemit für heute meine Notiz schließen. S.

Hamburg, im November.

Apollo-Theater.

Die Vorstellungen aus dem Gebiete der natürlichen Magie des Herrn Professor Döbler, deren Beginn bis jetzt vielfache Hindernisse in den Weg traten, sind endlich am 16ten dieses in dem freundlichen Apollotheater eröffnet worden, und haben im Ganzen vollkommen den Erwartungen entsprochen, welche man in Betreff der Leistungen eines Künstlers zu hegen berechtigt war, dessen frühere Vorstellungen bei uns sich eines so lauten und einstimmigen Beifalls zu erfreuen hatten. Wenn auch in der ersten Abtheilung, der der Magischen Experimente, nicht alles ganz nach Wunsch gelang, und wir allerdings manchem Bekannten begegneten, so hat doch die Art und Weise, womit dieser Künstler seine überraschenden Produktionen giebt, so viel Anmuthiges und Gefälliges das man seine Leistungen immer gern wiedersieht.

Die zweite Abtheilung enthielt mehrere höchst interessante physikalische Experimente, und in der Dritten erschienen Optische Bilder mit Anwendung des Hydro-Oxygen-Gas-Lichts, welches alles von der Gründlichkeit und Geschicklichkeit des Herrn Professor Döbler die unwiderlegbarsten Beweise gab. Ein Pistolenschuß verbreitete auch dießmal vollständiges Licht auf der bis dahin dunklen Bühne — das bedeutende hier noch nicht gesehene Kunststück, auch den Kronleuchter auf diese Weise anzuzünden, soll der nächsten Vorstellung vorbehalten bleiben, worüber wir uns alsdann speieller aussprechen werden.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 20sten Novemb.r.: „Julerl, die Putzmacherin." Posse in 2 Aufzügen. Hierauf: „Die Wiener in Berlin." Liederspiel.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 140 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Blümchen der Bescheidenheit.

Stolz hebt, bey hellem Sonnenschein,
Im glanzumstrahlten Flor,
Als wenn sie spräch' „die Welt ist mein!"
Die Tulp' ihr Haupt empor;
Ach! spürt' doch in dem Blumen-Hain
Sie selbst was ihr gebricht:
Bewund'rung mag ihr Erbtheil seyn,
Doch Liebe ist es nicht!

Die zollt man nur mit Seelen-Lust,
Von seinem Duft entzückt,
Dem Veilchen, das die freie Brust
Des Anspruchlosen schmückt.
Das Blümchen der Bescheidenheit,
Zart wie des Zephir's Hauch,
Kehrt sich an keine Jahreszeit,
Und blüht im Winter auch.

Kein königliches Treibhaus hegt's
Zur Sättigung der Lust;
Ein höh'rer Menschen-Adel pflegt's
Und pflanzt es in die Brust;
Dort, nur von Gottes Aug' erspäht,
Darf's still verborgen blühn;
Da — wenn auch Alles sonst vergeht —
Bleibt's ewig jung und grün!

Stierling.

Untergang des Genies.

Ein Blatt aus der Geschichte der Niederländischen Maler.

(Fortsetzung.)

Ein Sclave von seiner frühsten Kindheit an, wußte er nicht, was er mit seiner Freiheit anfangen solle; überdem war er an das Geräusch, das Licht und das Getumme, in den Straßen nicht gewohnt, er schämte sich seiner armseeligen Kleidung, es war ihm als ob Aller Blicke nur auf ihn gerichtet wären. Um sich der allgemeinen Aufmerksamkeit zu entziehen, flüchtete er in eine Kirche, wo er sich in einem

dunkelen Winkel unter der Orgel verbarg. Hier fühlte er sich von einer unbeschreiblichen Wehmuth befallen, er hielt sich überzeugt daß die Sclaverei ihm zur anderen Natur geworden und daß er unfähig sey, die Freiheit zu ertragen; diese Idee ergriff ihn so gewaltig, daß er heftig zu weinen begann. Ein Mann, welcher grade in der Kirche seine Andacht verrichtete, vernahm sein Schluchzen, näherte sich ihm und fragte ihn was ihm fehle. Brouwer erzählte ihm Alles. Der Fremde erbot sich, ihn zu seinem Meister zurückzuführen, und ihm dort eine bessere Behandlung zu verschaffen. Der Jüngling gab nach, und Hals sich schämend daß seine Habsucht entschleiert worden, versprach sich milder gegen ihn zu betragen.

Und wirklich bekam Adrian nunmehr bessere Kleider, durfte in dem warmen Studio mit den übrigen Zöglingen seyn und hatte sich nicht über Mangel an Lebensmitteln zu beklagen. Diese Verbesserung seiner Lage gab ihm einigen Muth, einige Selbstständigkeit. Als er älter ward, und er sich immer mehr und mehr überzeugte, wie viel der Meister durch seine Arbeiten gewann, begann er, hatte er gleich noch immer keinen rechten Begriff von dem hohen Werthe seiner Bilder, zu begreifen, daß es klüger sey, für seine eigene Rechnung zu malen. Er lief zum zweiten Male fort und schlug den Weg nach Amsterdam ein.

Um diese Zeit hatte die Niederländische Schule ihren höchsten Glanzpunkt erreicht, und ein Maler ward damals überall mit derselben Verehrung aufgenommen, mit der man in früheren Zeiten einen Meistersänger aufnahm. Zu Amsterdam angelangt, begab sich Brouwer in den ersten besten Gasthof, wo er etwas Brod und Käse verlangte. Während er darauf wartete, zog er seinen Griffel hervor und begann einen Marktschreier, sammt dessen Lachendem Auditorium zu skizziren, welches Beides er auf der Landstraße angetroffen hatte. Als der Gastwirth wieder eintrat staunte er die groteske Gruppe bewundernd an. „Wie, mein lieber Herr, Ihr seyd ein Maler?“ rief er überrascht. „Beim Himmel das ist ein herliches Bild.“

„Seyd Ihr ein Kenner?“ fragte Brouwer lächelnd?

„So ein Stück davon. Ich habe selbst den Pinsel geführt, bevor ich zur Schenkkanne griff. Mein Sohn aber der macht sich noch mit den Farben zu schaffen.“

„Und wie nennt er sich?“

„Van Someeren.“

„Wie, der große Meister! Ich sah bei Hals mehrere seiner trefflichen Gemälde. Er ist gleich glücklich in der Historischen wie in der Landschaftsmalerei, und in Blumen.“

„Und meine Meinung ist,“ fuhr der Gastwirth fort, indem er Adrians Arbeit betrachtete, daß Ihr ihm nichts nachgebt. Wer, zum Teufel seyd Ihr? Ihr der Ihr etwas so Köstliches hervorzubringen vermögt?

„Ich bin nur ein Schüler.“

„Und Euer Nahme?“

„Adrian Brouwer!“

Der alte Van Someeren trat zurück und machte eine tiefe Verbeugung. „Jetzt,“ sprach er ehrerbietig, „jetzt begreife ich Eure Geschicklichkeit. Herr Adrian Brouwer, Ihr habt mir eine große Ehre erzeigt, daß Ihr in meinem schlechten Hause abgetreten seyd. Alles was es enthält ist zu Euren Diensten.“

Adrian glaubte anfangs der Gastwirth scherze, er wollte seinen Ohren nicht trauen, bis jener ihn versicherte, wie sein Nahme schon durch die ganzen Niederlanden weit und breit berühmt sey und seine Bilder überall aufgesucht würden. Entschlossen sich in dieser Rücksicht Gewißheit zu verschaffen, malte er in wenigen Tagen auf Kupfer eine Balgerei zwischen Bauern und trunkenen Soldaten. Der Gastwirth übernahm den Verkauf des Bildes, und trug es zu de Vermandor, einem reichen Gemäldeliebhaber seiner Bekanntschaft.

Brouwer harrte seiner Rückkehr in der gespanntesten Erwartung, weit mehr angst- als hoffnungsvoll. Nach einer Stunde gewahrte er den heimkehrenden Gastwirth, der zwar das Bild nicht mit zurückbrachte, dessen Gesicht aber nichts Freudiges verkündete.

„Nun wie erging es Euch?“ fragte Adrian lebhaft.

„Schlecht geht es,“ lautete die Antwort, „es ist kein Geld in Amsterdam. Es giebt hier acht bis zehn Maler, welche schneller malen, als man Geld münzen kann. Die Käufer haben so viel eingehandelt, daß sie fast zu Grunde gerichtet sind.

„Und dennoch ist es Euch gelungen, das meine anzubringen?“

„Allerdings! Ihr sagtet mir ja ich sollte es um jeden Preis hingeben, und so habe ich es denn gewissermaßen verschleudert.“

„Wie viel bekamt Ihr denn dafür?“

„Es ist nicht der Rede werth, sage ich Euch.“

„Aber wie viel? wie viel?“

„Nur hundert Dukaten, nicht einen Deut mehr!“

Brouwer sprang mit einem Jubelgeschrei empor. „Hundert Dukaten,“ wiederholte er, „das ist unmöglich!“

„Seht her, da ist das Geld,“ versetzte Van Someeren, indem er eine gefüllte Börse in die Hand des Jünglings legte. — Brouwers Freude kannte keine Gränzen. Er sprang, tanzte, sang, schloß den Gastwirth in seine Arme, und trug ihm auf, alle Nachbaren zu einem fröhlichen Feste einzuladen, welches drei Tage lang währte, und dessen Kosten kaum durch die hundert Dukaten gedeckt werden konnten.

Von diesem Augenblick an, war Adrian Brouwers Geschick festgestellt; er hatte plötzlich die Armuth gegen den Reichthum vertauscht, ohne die Eigenschaften zu besitzen, denselben mit Anstand aufrecht zu erhalten. Die Entbehrungen seiner Jugend führten jetzt bei ihm Ausschweifungen herbei; kaum hatte er das Vergnügen gekostet, als er sich demselben auch mit ganzer Seele hingab. Wie groß auch die Summen waren, die er

für seine Bilder erhielt, sie reichten doch für seine Verschwendungssucht nicht hin.

(Die Fortsetzung folgt.)

Charlotte von Montmorency.

Novelle.

(Fortsetzung).

„Mir entsagt! mir, mir entsagt!“ wiederholte das Fräulein von Montmorency, mit dem Ausdruck des unwilligsten Erstaunens. „Das ist unmöglich, ganz unmöglich, oder Ihr müßtet ihm denn gesagt haben, daß ich treulos wäre, daß ich ein solches Opfer von ihm begehrte um eine glänzendere Verbindung zu schließen.“

„Auf das Wort eines Montmorency! es ist ihm nichts gesagt worden, als daß der Monarch verlange, er solle Dir entsagen und der Tochter des Herzogs von Aumale seine Hand reichen.“

„Wie, sich mit einer Anderen verbinden! Ich kenne Bassompiere zu gut und weiß er wird nicht so niedrig handeln!“

„Mein gutes Kind, Du kennst die Welt und die Höflinge nicht, wenn Du glaubst, es sey ihnen ein Opfer zu schwer sobald es der Gunst eines Königs gilt. Statt wie ein romanhafter Jüngling zu toben und zu wüthen, hat Bassompiere sich in den Willen des Monarchen gefügt, den Ehecontract mit Charlotte Margarethe von Montmorency aufgehoben und sich mit dem Fräulein von Aumale verlobt.“

„Der herzlose Bösewicht!“ rief Charlotte, mit vor Zorn flammenden Augen, „wollte Gott, ich könnte recht empfindliche Rache an ihm nehmen!“

„Der sicherste Weg, meine Tochter, wäre wohl die Hand des erlauchten Fürsten anzunehmen den Dir der Monarch in seiner Gnade zum Gatten bestimmt.“

„Wolan, ich bin entschlossen“ — sprach Charlotte nach einer kurzen Pause. „Was für ein Mann aber ist der Prinz von Condé?“

„Er soll große und edle Eigenschaften besitzen,“ erwiderte der Herzog, „aber er ist noch minderjährig und soll sehr zurückhaltend seyn. Ohne Zweifel wird indeß eine Gemahlin von Deinem Geiste und Deiner Bildung die schönen Anlagen zu Tage fördern, womit dieser edle Prinz begabt ist.“

„Ich muß gestehn,“ versetzte die Tochter, „daß ich mir einen Gatten gewünscht habe dessen Bildung schon vollendet wäre — gern wäre ich das Weib eines Helden geworden.“

„Das wirst Du werden, wenn Du Heinrich von Condé Deine Hand reichst, er ist der letzte Sprößling eines Heldenstammes, selbst ein Montmorency kann stolz darauf seyn, sich mit demselben zu verbinden.“

Der Herzog beeilte sich darauf dem Könige die angenehme Nachricht zu bringen, daß seine Tochter eingewilligt habe, seinem, unter seiner Vormundschaft stehenden Anverwandten ihre Hand zu reichen.“

„Gut so,“ sprach der Monarch, „ich selbst will den Prinzen von Condé seiner schönen Braut vorstellen — der Ehecontract soll noch diesen Abend in meiner Gegenwart unterzeichnet werden.“

Der Herzog und die Herzogin von Montmorency waren entzückt über eine Verbindung, die ihrer einzigen Tochter eine eben nicht ferne Aussicht auf den Thron von Frankreich eröffnete. Was die reizende Charlotte betraf, deren Stolz sich durch Bassompieres Entsagung schwer verletzt fühlte, so ergriff sie das sicherste Mittel sich augenblicklich zu zerstreuen, indem sie sich ganz den Beschäftigungen einer glänzenden Toilette hingab, um den neuen Bewerber um ihre Hand, im vollsten Glanze ihrer Schönheit, empfangen zu können. Schwer wurde ihr die Wahl unter ihren prachtvollen Juweelen, und noch hatte sie ihren Anzug nicht vollendet als schon der Schall der Trompeten die Ankunft des Königs und seines Gefolges im Palaste der Montmorency's verkündete.

Ihr Erscheinen in dem Gesellschaftssaal ward von einem allgemeinen Gemurmel der Versammlung begleitet; die Grazie und Anmuth, womit sie dem Monarchen ihre Huldigung darbrachte, steigerte die Bewunderung noch zu einem höheren Grade.

„Wahrlich, Vetter,“ rief der von dem Zauber ihrer Schönheit hingerissene Herscher, indem er sich zu dem Prinzen von Condé wandte, „wir stehn im Begriff Euch zu dem beneidenswerthesten Sterblichen zu machen, indem wir Euch einer so reizenden Braut zuführen. Bei der heiligen Messe! wären wir noch unvermählt, wir würden sie für uns selbst behalten und ihr unsere Krone zu Füßen legen. Nicht ohne Schmerz, wahrlich! sehn wir uns genöthigt sie einem Andern zu überlassen.“

Heinrich der Vierte fühlte, während er diese schmeichelhaften Worte sprach, wie die Hand der schönen jungen Braut in der seinigen zitterte; Charlotte bemerkte gar wohl daß der Monarch ihre zarten Finger mit weit größerer Innigkeit drückte, als es sein väterliches Geschäft in diesem Augenblick erforderte. Eine hohe Gluth überflog ihr Antlitz als sich ihr jetzt plötzlich der Gedanke aufdrängte, warum er wohl so eifrig bemüht gewesen sey ihre Verbindung mit Bassompiere zu trennen; jetzt erst richtete sie einen flüchtigen Blick auf den dessen Schicksal von dieser Stunde an so eng mit dem ihrigen verbunden werden sollte, und wer, wer vermöchte ihr Staunen zu schildern, als sie den beiden dunklen, durchdringenden Augen begegnete, welche auf dem Ball im Louvre unablässig auf ihr geruht hatten. Auch jetzt waren sie mit demselben ernsten feierlichen Ausdruck fest auf sie gerichtet, so als wollten sie das Innerste ihrer Seele erspähen. Diese schönen forschenden Augen gehörten dem Prinzen Heinrich von Condé an. Kaum aber hatte sie diese Entdeckung gemacht, als der König mit jener majestätischen Würde, welche ihm bei seinem schon vorgerückten Alter weit besser stand als der Ton der leichteren

Galanterie ihr in aller Form den Prinzen als ihren zukünftigen Gemahl vorstellte. Er legte darauf ihre Hand in die seines bleichen gedankenvollen Verwandten, und sprach dann den patriarchalischen Segen des Herschers über ihre Verbindung aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Bremen, im November.

Immer mehr und mehr befestigt es sich das Melpomene und Thalia bei uns nicht heimisch werden sollen, denn auch die jetzige Entrepriße des Herrn Rottmayer wird sich dem Ansscheine nach keines günstigen Erfolges zu erfreuen haben, da das Haus fast bei jeder Darstellung leer ist. Allerdings wird dem Publikum auch nur wenig geboten, besonders im redenden Drama, aber woher in der Wüste? Selbst die großeren Bühnen — Sie in Hamburg wißen das ia am besten — sind arm an wahren Künstlern, wie sollten wir Bremer denn zu guten Schauspielern kommen! Wenn aber das Theater bei uns keinen Anklang findet, so finden denselben unsere musikalischen Unterhaltungen um so mehr, und vielleicht ist darin grade die Ursache der Vernachläßigung des Ersteren zu suchen.

Unsere diesjährigen Abonnementsconcerte in dem schönen geräumigen Saale der Union sind eröffnet worden und zwar auf eine sehr würdige Weise und vor einem Auditorium von fast 900 Personen. Der wackere Musikdirector Rhien hat unterstützt von dem talentvollen Concertmeister Mühlenbruch durch die Anordnung und Leitung des Ganzen neuerdings seine wahrhafte Liebe für die Kunst dargethan. Wer da weiß was es mit Dilettanten-Leistungen eigentlich auf sich hat, und bedenkt, daß die Hälfte der in diesem Abonnements-Concert Mitwirkenden aus Dilettanten bestand, der muß über das was wirklich geleistet wurde, erstaunen, und wird nicht über das hier und da Verfehlte rechten wollen. Mad. Mühlenbruch, die Gattin unseres Concertmeisters sang in dieser musikalischen Abendunterhaltung zwei Pieces: Arie aus Idomeneo von Mozart und Lied aus den Hugenotten. Beide Gesangstücke wurden von der wackeren Sängerin correct und brav vorgetragen; rügen aber müssen wir, ihre übele Angewohnheit, ihr Gesicht beim Gesange zu verziehen; wir rathen diesem Uebelstande abzuhelfen, er könnte auf die Concerte des nächsten Jahres nachtheilig einwirken.

Einen ganz besondren Glanz erhielt dieses Concert noch durch die Leistungen des jungen ausgezeichneten Clavier-Virtuosen Tausig aus Wien. Dieser seltene junge Künstler der gewiß recht bald in den Reihen der ersten Clavierspieler glänzen wird, trug drei Pieces mit einer Kunstfertigkeit und Virtuosität vor, welche wahrhaft in Erstaunen setzte, und den lauten und stürmischen Beifallsruf das Klatschen wenigstens mit den Händen, fast in diesen Abonnementsconcerten untersagt) der Versammlung veranlaßte

Auf vielfaches Verlangen hat dieser junge Künstler am 14ten dieses eine »Musikalische Soiree,« für seine eigene Rechnung veranstaltet, die ebenfalls einen sehr zahlreichen Besuch fand und worin dem jungen bescheidenen und doch so Ausgezeichneten seltenden 17jährigen Jüngling aufs Neue die lauteste Anerkennung zu Theil ward.

Stadt-Theater.

Der vergangene Donnerstag brachte uns nach längerer Pause einmal wieder den komischen Weise eine komische Oper genannten, »Fra Diavolo,« und mit ihm das Gastspiel der Dem. Muzzarelli als Zerline, und das des Herrn Rusch vom deutschen Theater in Copenhagen als Lorenzo. In Dem. Muzzarelli lernten wir eine junge liebenswürdige Künstlerin kennen welche bei einer höchst anmuthigen reizenden Erscheinung eine sehr angenehme klare Stimme besitzt. Eine gewiße Aengstlichkeit ließ sich noch im Gesange sowohl als im Spiele, welches sonst ganz allerliebst war, nicht verkennen, und zeigte von der Anspruchlosigkeit der anmuthigen jungen Künstlerin. Diese Befangenheit wollte trotz des ihr wiederholt gezollten lauten Beifalls nicht weichen, wird sich aber gewiß bei den ferneren Vorstellungen des lieben Gastes verlieren. Die Parthie des Lorenzo sagte der Persönlichkeit des Herrn Rusch durchaus nicht zu, der überdieß im Spiele an großer Steifheit leidet. Was seine Stimme anbelangt, so ist sie klangreich. Eines nähern Urtheiles über diesen Sänger enthalten wir uns noch, da die heutige Rolle ihm wenig Gelegenheit bot sich hervorzuthun, und wollen wir ein wiederholtes Auftreten desselben abwarten. Die Romanze im dritten Akte »Ewig will ich Dir gehören« in welcher Herr Rusch noch am meisten zeigen konnte was er zu leisten vermag, ward gut vorgetragen, und erwarb dem Sänger ehrenden Beifall. Herr Schäfer als Fra Diavolo war sehr brav. Die Schwierigkeit welche der Vortrag der unmittelbar auf einander folgenden Recitative, Arie, Cavatine und Rondo's darbietet, ward glücklich überwunden, und ist es nur unbegreiflich wie man dem Künstler nach einer solchen Anstrengung ein da capo zurufen konnte Unser verdienstvoller Herr Utz war in der Rolle des Lord Koolburn ganz an seinem Platze, so auch Mad. Fischer in der des Malmella.

Hamburg, im November.

Töpfer hat das Bühnenrepertoir um ein treffliches Drama bereichert: »Zurücksetzung.« Lustspiel, richtiger Schauspiel in vier Akten. Die erste Darstellung desselben am 13ten dieses hatte den glänzendsten Erfolg, sämmtliche Darsteller und der Verfasser wurden gerufen. Dieses Drama, über welches unser nächstes Blatt einen ausführlichen Bericht enthalten wird, gehört zu den wenigen neuen Bühnenerscheinungen, welche Geist und Herz zugleich erfreuen. Es wird deshalb schnell die Runde über alle deutschen Bühnen machen, und wir geben allen Directoren, denen ihre Kasse lieb ist, den Rath, sich unverzüglich in den Besitz desselben zu setzen, weil sie sich dadurch große Einnahmen und ihrem Publikum großen Genuß verschaffen können. Eine Aufforderung an die hiesigen Theaterfreunde zur Anschauung dieses interessanten Schauspiels ist überflüßig, das brillante Resultat der ersten Aufführung wird sie ohnehin dazu veranlassen.

D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 25sten November: »Figaros Hochzeit.« Mad. Fischer Maraffa die Gräfin.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 141 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Unsterblichkeit.

Minna lebt!
Wo sie athmet, wo sie schwebt,
Träumt man sich in Eos Hallen,
Wo die Charitinnen wallen;
Nicht, gehüllt ins Schneegewand,
Duldern sie die Lilienhand;
Strahlt ihr Blick voll Engels-Milde
Auf des Lebens Dorngefilde:
Ruhig, Herz! das zagt und bebt,
Minna lebt!

Minna lebt!
Doch sich ein Orkan erhebt,
Rauh an's zarte Blümchen rüttelnd,
Brausend Blatt und Stengel schüttelnd.
Bald, ach! auf der öden Flur
Opfer der Zerstörung nur!
Und des Blüthen-Lebens Wonne
Mit dem Purpur-Blick der Sonne
Hinter Wolken sich verkriecht:
Minna siecht!

Minna siecht!
Weh! dem Sturm die Rose erliegt,
Kaum entfaltet — schon entblättert,
Blühend in den Staub geschmettert,
Welkend noch mit Himmels-Duft
Würzend die Gewitter-Luft!
Dunk'ler wird die Nacht und rauher,
Und die Schöpfung athmet Trauer,
Denn der Blumen-Kelch verdirbt:
Minna stirbt!

Minna stirbt!
Sterbend sich die Palm' erwirbt!
Nein! zerreißt den Thränen-Schleyer!
Fühlt! — schon klopft das Herz ihr freyer.
Nein! verschließt die Todten-Gruft,
So lang' Leben ist und Luft! —
Doch die Luft wird immer schwüler,
Und — da unten schläft sich's kühler;
Hier ist Angst und Fieber-Gluth:
Minna ruht!

Minna ruht!
Hell umstrahlt von Morgen-Gluth!

Leise wie auf Zephir-Schwingen
Geister in die Heimath dringen.
Wenn verklärt und engelrein
Psyche jauchzt im Seraphs-Schein,
Keimt die Paradiefes-Blume
In des Vaters Heiligthume;
Wenn empor die Seele schwebt,
Minna lebt!

Stierling.

Charlotte von Montmorency.

Novelle.

(Fortsetzung).

Charlotte bebte zusammen, und entzog ihre Finger unwillkürlich der kalten eisigen Hand womit sie sich schwach berührt fühlte. Aus den strengen ruhigen Zügen Condés sprach keine Zärtlichkeit, keine Ermuthigung, kein Zug jener schweigenden aber doch beredeten Huldigung, welche dem weiblichen Herzen so wohlthut, kurz nichts was bei einem noch so jungen Manne für den Mangel an männlicher Schönheit und anmuthsvoller Grazie hätte entschädigen können. Obgleich die Gewohnheit der Höflichkeit und der Selbstbeherrschung die reizende Braut verhinderte die unangenehmen Empfindungen die sich ihrer bemächtigt hatten, zu erkennen zu geben, wagte sie es dennoch einen flehenden Blick nach ihren Aeltern zu senden, so als erbitte sie ihr Daschwischentreten; ihre Mutter aber wandte sich ab und der Ausdruck im Antlitz ihres Vaters erwiderte ihr, daß es für einen Rückschritt zu spät sey.

Der Ehecontract ward vorgelesen und von dem Monarchen in seinem dreifachen Character, als Souverain, Lehnsherr der contrahirenden Partheien, und Vormund und nächster Anverwandter des erlauchten Bräutigams, unterzeichnet. Darauf unterschrieben ihn die Aeltern der Braut, und nunmehr ward die Feder dem Prinzen von Condé überreicht. Er zögerte und schien unentschlossen, warf einen forschenden argwöhnischen Blick auf den König, und dann einen zweiten auf die, mit der er sich auf immerdar verbinden sollte. Charlotte von Montmorency bemerkte diese seine Unentschlossenheit nicht, von der ergreifenden Scene überwältigt stand sie da mit niedergesenktem Auge, gestützt auf die Schulter ihres einzigen Bruders, des später in der Geschichte Frankreichs so berühmt gewordenen, unglücklichen Heinrichs von Montmorency. Nie noch war sie so reizend erschienen als in diesem Augenblick, wo die weiblichen Gefühle von Furcht und Schaam den mildernden Schatten ihrer fast zu blendenden Schönheit geliehen hatten, welche im Grunde mehr geeignet war, Bewunderung als Zärtlichkeit einzuflößen. Der ernste Ausdruck in Condés Zügen wich in etwas als er seine schöne Braut betrachtete, er ergriff schnell die Feder und unterzeichnete den Ehecontract rasch und entschlossen.

„Charlotte Margaretha von Montmorency, jetzt wird Deine Unterschrift verlangt," sprach nunmehr der Herzog zu seiner augenscheinlich zögernden Tochter.

„Ich fühle mich sehr geneigt nicht zu unterzeichnen," flüsterte sie ihrem Bruder zu, welcher zwei Jahre jünger war als sie.

„Willst Du einen erlauchten Bewerber beleidigen, und dem der Dir entsagte einen Triumph bereiten?" erwiderte leise der Erbe der Montmorency.

Diese Erinnerung wirkte. Charlotte näherte sich dem Tische und unterzeichnete das Dokument. Sie empfing darauf etwas kalt die Gratulationen, womit alle Anwesenden sie überhäuften; und als nunmehr die hohen Flügelthüren sich öffneten, und der König der Herzogin von Montmorency die Hand reichte, um sie in den Banquettsaal zu führen, nahm sie den ihr dargebotenen Arm ihres Verlobten nur mit einem abgewandten Antlitz, und mit einem hörbaren Seufzer an.

„Ich fürchte," sprach der Prinz von Condé zu ihr mit leiser Stimme, „daß Ihr zur Unterzeichnung dieses Contracts gezwungen worden."

Dieß waren die ersten Worte welche der Prinz zu seiner schönen Braut gesprochen hatte; in dem weichen, schwermüthigen Tone seiner Stimme aber, lag eine sanfte zärtliche Melodie, die ihr eben so tief in das Herz drang, als es früher der Ausdruck seiner dunkeln forschenden Augen gethan.

„Ich glaube fast, ich werde ihn nicht so sehr haßen, als ich anfangs fürchtete," dachte Charlotte; statt aber dem Prinzen mit Freundlichkeit zu antworten, entgegnete sie mit etwas Stolz: „ich bin nicht gewohnt mich zu irgend etwas zwingen zu lassen, mein Prinz!"

Jetzt kam die Reihe zu seufzen an den Prinzen von Condé, er seufzte aus tiefster Seele, und Charlotte zürnte mit sich selbst, daß sie den ersten Schritt, den er zu einer vertraulichen Annäherung gethan, auf so kalte Weise zurückgewiesen habe.

Dem glänzenden Banquett folgte ein Ball. Der Prinz von Condé tanzte nicht, obgleich die Etiquette des Hofes von ihm wenigstens einen Tanz mit seiner Braut verlangte. Die Letzte war daher genöthigt, der Aufforderung des Monarchen zu folgen, mit dem sie sich leicht, anmuthig und feurig durch die Reihen dahin bewegte, nicht achtend, wie die mißbilligenden Blicke ihres Bräutigams unabläßig auf ihr ruhten.

Die Verbindung Bassompieres mit dem Fräulein von Aumale war von dem Könige bereits für einen nahen Tag festgestellt. Charlotte äußerte den Wunsch, daß ihre Vermählung jener vorangehen möge, und bis dahin verlebte der Prinz von Condé seine meiste Zeit in dem Schlosse Montmorency; dort aber schien er mehr mit den Aeltern und dem Bruder seiner Verlobten, als mit ihr selbst beschäftigt. In

dem Gespräch mit ihnen, konnte der „blöde, zurückhaltende Knabe Condé," wie ihn der König nannte, beredet, anmuthig, ja selbst witzig seyn. Er besaß ausgezeichnete Talente; sein Geist war gebildet und alles was er vorbrachte zeugte von einem gesunden Verstande und schönem Sittlichkeitsgefühl. Charlotte horchte an ihrem Stickrahmen seinen Reden anfangs mit jungfräulicher Neugier; nach und nach aber steigerte sich diese zur größten Aufmerksamkeit; und wenn sie seine bleiche Wange von einem tugendhaften edelmüthigen Gefühle erglühen sah, wenn dann sein dunkles schönes Auge vom geistigen Feuer aufflammte, dann erröthete sie bei dem Gedanken, daß diese Augen bei ihr früher so viel Eitelkeit und Frivolität erblickt hatten.

Mitunter fühlte sie sich gekränkt, daß er seine Worte so selten an sie richtete; uneingedenk, daß sie ihn gleich anfangs kalt von sich zurückgestoßen hatte, zeigte sie, wenn sie sich mit ihm allein befand nur Kälte und Zurückhaltung; im Kreise ihrer zahlreichen Bewunderer dagegen suchte sie durch Coquetterie ihn aus seiner Gleichgültigkeit herauszureißen. Sie war übrigens überzeugt daß er sie keineswegs mit Indifferenz betrachte, denn sie hatte mehr als einmal bemerkt, wie sich seine Augen mit dem Ausdruck jenes leidenschaftlichen Gefühls auf sie richteten, das von dem Gegenstande dem es gilt, nie mißverstanden wird. Er schien indessen fest entschlossen diesem Gefühle keine Worte zu geben, und es war für das schönste Mädchen von ganz Frankreich unendlich hart, daß ihr derjenige, von dem sie eine solche Erklärung am meisten verlangte, seine Huldigung nicht darbrachte.

„Wenn ich diesen jungen stolzen Stoiker nur einmal zu meinen Füßen sehen könnte, ich würde stolzer auf diesen Triumpf seyn, als auf alle Huldigungen, die mir an diesem Abend von ihm mit der weißen Feder, und allen seinen hohen Pairs dargebracht wurden," seufzte Charlotte, als sie von einem Balle im Louvre heimkehrte, auf dem sie zum Letztenmale als Fräulein von Montmorency erscheinen sollte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Untergang des Genies.

Ein Blatt aus der Geschichte der Niederländischen Maler.

(Fortsetzung.)

Eines Abends als Brouwer trunken nach Hause taumelte, ward er von Räubern überfallen, welche ihn ganz und gar entkleideten. Er schleppte sich in seine Wohnung, und sandte am folgenden Tage in alle Läden nach Kleidungsstücken; sein Credit aber war schon so sehr gesunken daß ihm niemand etwas borgen wollte; er verlor ind ssen den Muth nicht, nähte einige Stücke Leinwand zusammen, machte sich einen Anzug daraus und bemalte ihn mit den herlichsten Darstellungen von Blumen und Vögeln in Wasserfarben. So wanderte er hinaus auf den öffentlichen Markt; eine Menge Volks umdrängte ihn, und nunmehr nahm er einen Schwamm und wusch die ganze Herlichkeit wieder von der Leinwand ab.

Bald darauf zwangen ihn seine Gläubiger Amsterdam zu verlassen; er machte sich ohne Paß nach Antwerpen auf den Weg. Spanien führte damals Krieg mit den Generalstaaten; Brouwer ward als Spion angehalten und nach der Citadelle gebracht. Der Herzog von Aremberg ward dort ebenfalls auf Befehl des Königs von Spanien festgehalten. Brouwer welcher ihn in der Festung saß, hielt ihn für den Gouverneur, erzälte ihm sein Mißgeschick, und bat ihn, ihm seine Freiheit zu verschaffen. „Ich möchte wissen, ob Ihr auch wirklich ein Maler seyd," sprach der Herzog. Er ließ insgeheim von Rubens Farben und Leinwand holen, und übergab beides dem Gefangenen. Am zweiten Tage darauf brachte Brouwer sein Gemählde.

„Bei allen Heiligen!" rief der Herzog, „was sehe ich? Das ist der alte Alonzo und zwei seiner Soldaten, welche Karten spielen." — Und wirklich hatte Brouwer, als man ihn ins Gefängniß führte diese Gruppe beobachtet und jetzt gemahlt. — Aremberg sandte sofort zu Rubens um demselben den Gegenstand seiner Bewunderung zu zeigen. Rubens war hoch entzückt. „Ich zahle Euch sechshundert Gulden für dieses Bild, gnädigster Herr," sprach er.

„Schönen Dank, Peter, es bleibt mein Eigenthum. Von wem glaubt Ihr daß dieses Bild sey."

„Ich kenne nur einen der es gemahlt haben kann und das ist Brouwer."

„So hat er mich also nicht getäuscht," sprach der Herzog. — Rubens eilte nun sofort zu dem Gouverneur, erklärte ihm den Zusammenhang der Sache, verbürgte sich für Brouwer und erhielt einen Befehl zu dessen Freilassung. Darauf eilte er zu Adrian in den Kerker, umarmte ihn herzlich und sprach: „Ich bin Rubens, Euer Kunstgenoße, kommt lieber Herr, Ihr seyd frei." — Er führte hierauf Adrian zu dem Palast den er zu Antwerpen bewohnte, gab ihm reiche Kleidung, räumte ihm ein schönes Zimmer zum Studio ein, versorgte ihn mit Geld und erklärte, daß sie immer bei einander bleiben wollten.

Von dieser glänzenden und herzlichen Aufnahme ward Adrian anfangs geröthet, bald aber begann seine Lage ihn zu langweilen. Der reiche Palast Rubens, mit seinem prachtvollen kostbaren Geräth, sagte einem Manne nicht zu, welcher gewohnt war, sich in den schlechtesten Wirthshäusern herumzutreiben. Die ernsten, spanischen Edelleute, mit denen er stets dort zusammentraf, setzten ihn in Verlegenheit, er wußte sich nicht in ihrer Gegenwart zu benehmen; seine reiche Tracht und sein Federhut belästigten ihn. Er fühlte sich oft versucht, seinem goldenen Kerker zu entelen, wie er früher seinem Dachstübchen entfloh; und wirklich machte er sich eines Tages, als Rubens wieder große Gesellschaft gab

aus dem Staube, und verbarg sich in einem gemeinen Bierhause am anderen Ende der Stadt.

(Der Beschluß folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Topfers neuestes piraccigtes Drama «Zurücksetzung.» welches unstreitig zu den vorzüglichsten Buhnenerscheinungen der neueren Zeit gerechnet werden kann, besitzt den Vorzug, daß es nicht nur einem der Darsteller Gelegenheit bietet zu glänzen, während die Uebrigen gleichsam nur den Rahmen des Bildes ausmachen, es giebt, indem alle Rollen darin höchst dankbar sind, allen Mitwirkenden Anlaß ihr verschiedenartiges Talent zu entfalten. Das hauptsächlichste Verdienst dieses Dramas aber besteht in dem allgemein ansprechenden Grundgedanken; denn wessen Blick wird nicht mit Theilnahme auf einem rührenden Familiengemählde verweilen, auf welchem man eine Mutter schauet, die gegen eines ihrer Kinder eine ihr selbst unerklärbare Abneigung hegt, deren nachtheilige Folgen sie sammt ihren Angehörigen in den Abgrund eines unabsehbaren Elends gestürzt haben würden, wenn nicht die kräftige Hand eines wackeren Anverwandten entschlossen in die verwirrten Gemüthsfäden gegriffen, und das zerstörte Familiengewebe wieder in Ordnung gebracht hätte. Ich bin der Meinung, daß dieses Bild noch an Wirksamkeit gewonnen haben würde, wenn der Dichter die Andeigung der Mutter motivirt hätte, welches ja leicht zu bewerkstelligen gewesen wäre, wenn er z. B. jene darauf begründet hätte, daß der Vater Claras indem er diese aus irgend einer Lebensgefahr rettete, den Tod gefunden; der Character der Mutter hätte dadurch eine mildere Färbung erhalten. Dieses Drama hat übrigens so viele Schönheiten und ergreifende Momente, wozu wir auch nahmentlich die psychologisch richtige Umwandelung der Mutter im 4ten Acte rechnen, daß man diesen etwaigen Mangel leicht überschen kann.

Die Darsteller wirkten mit schätzbarer Lust und Liebe. Den Preis des Abends verdient unstreitig Herr Lenz (Herr von Lobeck) der in solchen gutmuthigen polternden Alten ganz an seinem Platze ist. Er hatte vollkommen gut memorirt, war durchaus verständlich, und belebte alles durch sein treffliches naturgetreues Spiel. Nächst ihm reiche ich der Dlle. Engshaus (Clara) den Kranz, welche wegen des schönen elegischen Tons, worin sie ihre Leistung hielt, um so mehr Lob verdient, da ihre Individualität demselben entgegensteht. Um des vielen Gelungenen willen was sie heute bot, will ich einiger Sprachverirrungen nicht gedenken, sondern es der wackeren Künstlerin überlassen, solche bei der Wiederholung zu vermeiden. Mad. Lenz als Mathilde, colorirte ihrer Gewohnheit gemäß wieder viel zu stark, und legte nahmentlich in der Scene, in welcher der Oheim ihr den Husarenoffizier als Ersatz anbietet, ihre Freude über den Schnurrbart, viel zu grell an den Tag. Dieser Moment ist von dem Verfasser ein wenig auf die Spitze gestellt und die Darstellerin muß hier mildern, nicht verstärken. Ueberhaupt ist die Körperhaltung dieser Schauspielerin von so seltsamer Art, daß dadurch der Naivetät ihrer Darstellung meistens Eintrag geschieht.

Mad. Fischer gab die Rolle der Mutter mit dem Fleiß und Ernst der stets ihre Leistungen bezeichnet, sie war vollkommen in den Charakter ihrer Aufgabe eingedrungen; nur hätte sie ihre Abneigung gegen Clara in Gebehrde und Haltung etwas weniger merklich an den Tag legen sollen.

Herr Döring (Edler von Göze) war in Maske und Spiel sehr brav, that indeß hinsichtlich des Letzteren wohl etwas zu viel. Der Vortrag des Herrn Brüning als Baron von Heeren war gut, nur hätte ich in den Scenen mit Clara mehr Wärme gewünscht. Herr Burmeister und Mad. Marschall als Ulrich und Frau waren zu loben. Das Haus war sehr gut besetzt; nach dem 3ten Acte schon wurden Herr Lenz und Dlle. Engshaus gerufen, eine Auszeichnung welche am Schluße allen Mitwirkenden und auch dem Dichter zu Theil wurde.

Zweites Theater.

Die Wahrheit, daß auf kleineren Bühnen wenn diese versuchen das ernstere Drama auf ihre Bretter zu verpflanzen, höchst selten oder nie etwas Verfaßtwerthes geleistet werde, bestätigt sich auch an unserem zweiten Theater. Lustspiele, Vaudevilles u. deral ja selbst Parodieen wenn sie dem Kreise des gemüthlichen Volkslebens entlehnt sind, und nicht ans Gemeinestreifen, lassen wir uns dort gern gefallen, und erwarten sie sogar; nun und nimmermehr wird sich aber selbst der billigste Beurtheiler, mit der Aufführung von Stücken tragischen Inhalts, daselbst einverstanden erklären können. Das eben Gesagte erleidet volle Anwendung auf das einige Male schon aufgeführte Drama von D. Richard «Menschliche Gerechtigkeit oder der Briefträger.» Wir wollen uns heute auf eine Beurtheilung des ganz im Geschmacke der neueren französischen Romantik und den Verzerrungen derselben bearbeiteten Stücks nicht näher einlassen, sondern uns auf die Darstellung allein beschränken. Zuerst wenden wir uns zu Dem. Schulz welche heute wohl die war, welche von Allen das Mißlungenste leistete, und deren Declamation, besonders durch eine höchst seltsame Hedung der Stimme in den einzelnen Warten, fast unerträglich wurde. Nach ihr sind wir am unzufriedensten mit Herrn Rotsmayer, durch den die Rolle des Lord Darnley höchst unangenehm besetzt war. Für die Hauptperson des Briefträger Duram, der von Herrn Landt gegeben ward, thut die Rolle Alles, er aber für diese Nichts. Herr Godemann machte aus dem Bäckergesellen eine seiner stereotypen Carrikaturen, was hier gar nicht am Platz war. Dem. Breythea, Emma, fiel ganz kalt; besonders merkwürdig war bei ihr der stoische Gleichmuth, den sie bei den erschütternden Nachrichten die ihr Bruder ihr mittheilte, an den Tag legte. Herr Kläger, als Baron Detaillis hatte nur einige gute Momente. Herr Meyer und Mad. Borsmann, deren Rollen nicht außer ihrer Sphäre liegen, erwarben sich unsern Beifall; besonders der Erstere als Bäcker Dadvincourt. Der Advocat, von Herrn L'Arronge dargestellt, suchte die Schwärze seines Charakters mehr durch einen mächtigen rechtschwarzen Bart zu symbolisiren, als durch seine sonstige Darstellung dieselbe auszudrücken. Die andern Rollen sind unbedeutend, die der Dem. Gerke etwa noch ausgenommen, welche die Henriette Durand auch nur mittelmäßig hinstellte.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 25sten November: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 142 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der glückliche Wittwer.

„Mein Cousin, Watty Scott," erzählt Walter Scott *) war vor vierzig Jahren, als Midshipman auf einem zu Portsmouth liegenden Schiffe angestellt. Er und zwei seiner Gefährten waren, über ihren Urlaub hinaus am Lande geblieben, hatten dort lustig gelebt, ihr Geld verthan, und waren in ihrer Herberge obendrein eine große Summe schuldig. Endlich gab ihr Schiff das Signal, daß es unter Segel gehen werde; ihre Wirthin aber sprach: „daraus wird nichts, Ihr Herren, ich lasse Euch nicht fort, bis Ihr Eure Rechnung bezahlt habt," auch traf sie sofort die nöthigen Anstalten ihre Schuldner unter gehörige Aufsicht zu stellen. Die jungen Leute baten und flehten; Mrs. Quikly aber wollte von nichts hören. „Ich muß auf eine oder die andre Weise befriedigt werden," sprach sie, „bedenkt kommt Ihr nicht zur rechten Zeit an Bord, ist es aus mit Euch." Die saugen Gesichter ihrer Schuldner verkündeten, daß sie Recht habe. „Hört nun meinen Vorschlag," fuhr die Wirthin fort, „es ist mir beschwerlich mein Geschäft hier als eine unverheirathete Frau fortzusetzen — ich muß mir um jeden Preis einen Trauschein verschaffen; die einzige Bedingung also, unter welcher ich Euch alle drei freilassen will, ist die, daß einer von Euch sich mit mir trauen läßt. Wer von Euch gilt mir gleich, einen aber von Euch will ich zum Mann — oder bei allen Teufeln, ich lasse Euch alle drei einstecken und das Schiff segelt ohne Euch ab." — Das Weib war nicht zu beschwichtigen und so entschlossen sich die drei jungen Leute endlich zu loosen, wer sich für ihre Freiheit opfern solle. — Das Loos entschied zum Nachtheil meines armen Vetters. Kein Augenblick war zu verlieren, man zog in die Kirche, und mein junger Anverwandter ward mit der Schenkwirthin getrauet. Nach ihrem Hause zurückgekehrt, setzte die junge Ehefrau den Seeleuten eine tüchtige Mahlzeit vor, worauf sie sich an Bord begaben. Das Schiff lichtete ab, und die drei Gefährten schwuren sich einander, die Sache nicht zu verrathen; auch hatte die Wirthin der es nur um den Trauschein zu thun war, in eine ewige Trennung gewilligt. Einige Monate darauf, als das Schiff zu Jamaika lag, fielen den Midshipman einige englische Zeitungen in die Hände; die jungen Burschen saßen grade beim Frühstück. Plötzlich warf mein Cousin Watty das Blatt, in welchem er gelesen hatte auf den Tisch, sprang frei-

*) In dem so eben in England erschienenen 5ten Bande seiner Biographie.

dig empor und rief, das abgelegte Gelübde der Verschwiegenheit völlig vergessend, jubelnd aus: „Gott sey gelobt, mein Weib ist gehängt.“ Und so war es wirklich, die ehrbare Mrs. Quickly, die schon geraume Zeit den Schleichhandel getrieben, war auf einen Diebstahl ertappt und zum Galgen verurtheilt worden.

Charlotte von Montmorency.

Novelle.

(Fortsetzung).

Es war das glänzendste Fest dem sie je beigewohnt hatte, und obgleich es der Vorabend ihres Vermählungstages war, hatte dennoch Charlotte das gefährliche Spiel gewagt, die Eifersucht ihres Verlobten rege zu machen. Es war ihr nur zu gut gelungen, denn unfähig seine Gemüthsbewegung zu verbergen, hatte Condé schon frühzeitig den glänzenden Königlichen Zirkel verlassen. Alles Interesse daß das gefeierte und bewunderte Fräulein von Montmorency an der prachtvollen Scene, rund um sich her genommen hatte, verschwand mit dem bleichen, tiefbewegten jungen Manne, von dem jedermann glaubte, daß sie nur mit Widerwillen ihn betrachte; sie schützte Kopfschmerz vor, um nicht gezwungen zu seyn, noch einmal mit dem Könige zu tanzen, und zog sich fast augenblicklich nach Condés Entfernung gleichfalls zurück.

Als sie in ihr Zimmer trat, überreichte ihr ihre Kammerfrau ein Billet. Es war von dem Prinzen von Condé — das erste welches er ihr je gesandt hatte.

Für jedes gefühlvolle weibliche Wesen gewährt es Entzücken, zum erstenmal seinen Nahmen von dem Gegenstande geschrieben zu lesen, dem seine geheime Neigung gewidmet ist. Wer vermöchte die süße Spannung jenes Moments zu beschreiben, der alsdann zwischen dem Erbrechen des Siegels und der Lesung des lieben Geheimnisses liegt? Mit Charlotte von Montmorency aber war es anders. Ihr bisheriges Betragen erregte in ihr keine solche süße Empfindungen. Ihre Wange erblich, ihre Kniee schwankten und kaum besaß ihre zitternde Hand Kraft genug das Siegel zu brechen. Das Schreiben enthielt nur folgende Worte:

„Charlotte von Montmorency!

„So spät es auch ist, ich muß Euch sprechen, noch bevor „Ihr Euch zur Ruhe legt. Ihr findet mich in dem Saal „des östlichen Flügels!“

Heinrich von Condé.

„Selbst nicht einmal die gewöhnlichen Formen conventioneller Höflichkeit beobachtet er in diesen seinen ersten Zeilen die er an mich richtet,“ seufzte Charlotte, indem sie das Billet in ihrer schönen Hand zerknitterte. Sie blickte auf die Uhr vor ihrem Spiegel, es fehlten noch fünf Minuten bis Mitternacht. Diese fünf Minuten sollten über ihr Schicksal entscheiden. Sie entließ ihre Kammerfrau, nahm die silberne Ampel von ihrem Toilettentische, und begab sich nach dem bemerkten Saale. Sie eröffnete die Thür mit bebender Hand und stand jetzt vor dem Prinzen von Condé, mit einer Wange so bleich, daß er erschrack. Er trat einen Schritt auf sie zu — nur einen Schritt — dann hielt er inne und erwartete schweigend ihr Näherkommen. Der Blick den Charlotte flüchtig auf ihn warf, indem sie ihre Lampe auf einen Marmortisch stellte, ließ sie in seinen Gesichtszügen den Ausdruck fester Entschlossenheit erkennen; nur um seine Augen zeigte sich eine leichte Röthe, wie eine Spur von Thränen.

„Charlotte von Montmorency,“ sprach er zu ihr in einem tiefen gedämpften Tone, „ich halte hier in meiner Hand den Contract unserer Verbindung. Dieser Contract ward von Euch mit sichtbarem Widerwillen unterzeichnet, und es wird Euch daher keine Mühe kosten, ihn wieder aufzuheben.“ Er schwieg und richtete sein scharfes, durchdringes Auge auf sie, so als erwarte er ihre Antwort.

Charlotte wollte sprechen, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen. Es schwindelte ihr vor den Augen, sie schwankte und wäre zu Boden gesunken, hätte Condé sie nicht aufgefangen. — Jetzt hielt er zum erstenmal die reizende Gestalt in seinen Armen, zum erstenmal ruhte ihr wunderschönes Antlitz an seiner Brust, und überwältigt von dem Zauber ihrer Anmuth vergaß er alle gefaßten Entschlüsse, sich auf ewig von ihr zu trennen; seine Eifersucht, sein Stolz zu selbst sein Vernunft schwand, er bedeckte ihre kalte Wange mit seinen heißen Küssen, und beschwor sie in den zärtlichsten Ausdrücken zum Leben zurückzukehren. Diese feurigen Worte, diese Liebkosungen, riefen Charlotte zu einem süßen Bewußtseyn zurück; und als sie gewahrte an wessen Brust sie ruhte, brach sie in einen Thränenstrom aus, dem Kinde gleich, welches nicht aufhören kann zu weinen, wenn auch die Ursache seiner Zähren gehoben ist.

„Nur ein einziges Wort,“ flehte Condé, „habe ich diese Thränen, diese Gemüthsbewegung veranlaßt?“

Charlotte konnte nicht sprechen, aber ihr Schweigen war beredter als Worte.

„Ihr müßt sprechen Charlotte, müßt mir mit klaren Worten sagen ob Ihr mich liebt,“ fuhr der Prinz fort, „ich darf mich hierin keiner Täuschung aussetzen.“

„Seltsam in der That!“ lächelte die reizende Montmorency durch Thränen. „Ihr wollt also die Ordnung der Dinge umkehren und von mir das Geständniß meiner Liebe hören, nachdem Ihr Euch so eben in Eurem Stolze zur Aufhebung des Ehecontracts bereit erklärt habt.“

„Oh Charlotte, wenn Ihr wüßtet wie viel ich gelitten habe, bevor ich mich entschließen konnte, der Glückseeligkeit, Euch mein zu nennen, zu entsagen!“

„Wolan denn, wenn Ihr entschlossen seyd, so habe ich Euch nichts mehr zu sagen," versetzte da Fräulein stolz indem sie sich rasch seinen Armen entwand.

Condé erfaßte ihre beiden Hände, zog die Wiederstrebende an sich und sprach mit tiefbewegter Stimme, „keine Mißverständnisse fürder, Charlotte, wir haben einander schon zu viel Schmerz verursacht, weil wir es an Aufrichtigkeit fehlen ließen."

Eine große Thräne drängte sich unter Charlottens niedergesenkter Wimper hervor. „Weßhalb saget Ihr mir nie, daß Ihr mich liebtet," flüsterte sie.

„Weil ich mein Herz Euch nicht übergeben durfte, bevor ich wußte, ob ich Euch auch meine Ehre anvertrauen könne," lautete die Antwort.

„O Himmel!" rief Charlotte, und ihre Wange erblaßte aufs Neue, „ist es möglich daß Ihr zweifeln konntet!"

„Ich kenne," sprach Condé, „den König zu gut, um auf die Huldigungen die er meiner Braut darbrachte, mit Gleichgültigkeit blicken zu können. Die Aufmerksamkeiten des Monarchen schmeichelten wie ich zu bemerken glaubte, Eurer jugendlichen Eitelkeit. Die Freundlichkeit womit sie zu Zeiten von Euch aufgenommen wurden und der Umstand, daß ich wußte weßhalb der König Eure Verbindung mit Bassompiere getrennt hatte, waren mehr als hinreichend die Besorgniße eines Mannes von Ehre zu erregen."

(Der Beschluß folgt.)

Untergang des Genies.

Ein Blatt aus der Geschichte der Niederländischen Maler.

(Beschluß)

So wie Adrian die Schwelle der Schenke überschritten hatte, fühlte er sich wieder in seinem Elemente, er verlangte zu trinken, und nahm Platz an einem Tische neben einem Becker. Die beiden Trunkenbolde wurden bald näher mit einander bekannt und nach beendigtem Zechgelage waren sie dahin übereingekommen, daß Adrian bei seinem neuen Bekannten, welcher sich Joseph Gräsbeck nannte, wohnen und ihn das Malen lehren solle. Am folgenden Morgen schon nahm Brouwer von Rubens, trotz dessen Vorstellungen, Abschied und schlug seine Wohnung bei Graesbeck auf.

Jeder Abend ward von nun an in der Kneipe zugebracht, dabei ward aber am Tage das Malen nicht verabsäumt, so daß Gräsbeck, welcher in der That große Kunstanlagen besaß, bedeutende Fortschritte machte, und endlich seinen Bäckerladen aufgab und Maler ward. Diese Geschäftsveränderung knüpfte die beiden Freunde nur noch fester an einander.

Der vormalige Bäcker aber hatte einen geheimen Kummer: er besaß ein junges Weib und glaubte dessen Liebe verloren zu haben. „Was schadet das," lachte Brouwer, als ihm sein Freund endlich seinen Kummer mittheilte. „Weiber und Wein findet man überall, trinkt einmal ein Nachbar aus meinem Glase, trink ich wieder aus dem seinen."

Gräsbeck aber fand diese Philosophie nicht nach seinem Geschmacke: Eines Tages zog er sich noch düsterer als gewöhnlich in sein Studio zurück, während Adrian noch mit seinem Weibe schwatzte. Bald vernahmen sie ein dumpfes Stöhnen. „Barmherziger Gott," rief Brouwer, „dem Joseph ist gewiß ein Unglück begegnet." — Sie eilten die Stiege hinan und fanden Gräsbeck in seinem Blute schwimmend auf dem Boden liegend, in seiner Hand hielt er ein Messer, in der Brust hatte er eine tiefe Wunde. Bei diesem furchtbaren Anblick stieß das arme Weib einen Schrei des Entsetzens aus, sie schloß ihren Gatten in ihre Arme und badete ihn mit ihren Thränen.

„Ich glaubte, Du liebtest mich nicht mehr, deshalb suchte ich den Tod," sprach Gräsbeck mit schwacher Stimme.

„Was hast Du gethan, Joseph, was hast Du gethan!" jammerte die unglückliche Frau. „Ich Dich nicht lieben! Ich will Dich nicht überleben!"

„So liebst Du mich also?"

„Zweifelst Du daran? Gieb mir das Messer, ich will an Deiner Seite sterben."

„Das ist nun unnöthig," rief plötzlich Gräsbeck indem er rasch und munter aufsprang, und mit einem Schwamm die vermeintliche Wunde hinwegwusch. „Du bist ein braves Weib — mein Argwohn ist verschwunden."

Nach diesem Vorfalle schlossen sich Brouwer und Gräsbeck noch fester einander an, aber sie begingen solche Schwelgereien und Unordnungen, daß der Magistrat sich endlich ins Mittel legen mußte. Brouwer ward gefänglich eingezogen und aus der Stadt gebracht, unter Androhung einer schweren Strafe, falls er zurückkehren würde.

Anfangs wußte Brouwer nicht, was er beginnen sollte; gegen Abend traf er auf einen Käufmann der nach Frankreich reiste und der ihm einen Platz in seinem Wagen anbot. „Ich fahre mit," rief Brouwer, „es geht nach einem Lande, wo es Wein und hübsche Weiber giebt, es lebe Frankreich!"

Zu Paris angelangt, hoffte er, daß die bloße Nennung seines Nahmens dort wie in den Niederlanden hinreichen würde, ihm eine glänzende Aufnahme zu verschaffen, hierin aber hatte er sich gewaltig getäuscht. Niemand kannte ihn — niemand wollte seine Bilder kaufen. Die französischen Cavaliere waren zu fein um Geschmack an Brouwers Styl zu finden. Da er also zu Paris nichts als Demüthigungen und Elend fand, beschloß Brouwer nach Antwerpen zurückzukehren; es war aber weit bis dahin, und da er durchaus von Geld entblößt war, sah er sich gezwungen die Reise zu Fuß zu machen. Während der Mühseligkeiten der beschwerlichen Wanderung bereuete Brouwer wohl seinen früheren wüsten Lebenswandel. Für Menschen seines Schlages aber kommt die Erfahrung zu spät, dennoch erscheint gewiß auch bei ihnen ein Tag, eine Stunde in welcher ihnen die Wahr-

heit entgegen tritt. Leider aber giebt es für diesen Tag oft kein Morgen, leider ist diese Stunde oft die letzte des Lebens. —

Nach zwei Monaten der furchtbarsten Mühseeligkeiten und Leiden gewahrte Brouwer endlich die Thürme von Antwerpen; kaum aber hatte er die Thore der Stadt erreicht, als er auch Kraft- und bewußtlos zu Boden sank.

Zwei Tage darauf empfing Rubens einen mit zitternder Hand geschriebenen Brief aus dem Hospital von Antwerpen; er eilte dorthin von Wohlthätigkeit getrieben. Brouwer war so eben erblichen und man hatte ihn, da man glaubte daß er an einer ansteckenden Krankheit gestorben sey, sogleich eingescharrt. Rubens betrachtete lange das kaum aufgeworfene Grab, dann wandte er sich zu seinem Zögling Vandyke, welcher ihn begleitet hatte. „Das war ein großer Maler," sprach er, „was wäre aus ihm geworden, hätte er eine andre Erziehung gehabt!"

Rubens ließ bald darauf den Leichnam seines beklagenswerthen Kunstgenossen nach der Kirche der Carmeliter schaffen, wo er ihm ein Denkmahl errichten lassen wollte, zu dem er auch schon die Zeichnung entworfen hatte, als er selbst im Jahre 1648 vom Tode hinweggerafft wurde.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Kerl ward wegen eines Diebstahls zum Galgen verurtheilt. „Ich habe eine Gnade noch zu erbitten," sprach er. „Welche?" fragte der Richter. „Nicht an einem Freitage gehenkt zu werden, der war stets ein Unglückstag für mich."

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Schwerin, im November.

Herr L. Meyer setzt sein Gastspiel auf unserer Bühne mit dem glanzendsten Erfolge fort; seit unserer letzten Notiz gab er den Guttenberg, Flüsterleis in der Benefizvorstellung und Ben David. In allen diesen Rollen erwarb er sich lauten stürmischen Beifall und hatte er sich in jeder dieser Partheien der Auszeichnung des Hervorrufs zu erfreuen. Er wird jetzt noch den Percival in Griseldis geben, und alsdann leider vor der Hand von uns scheiden, indem sich seine Engagementsunterhandlungen mit unserer Intendanz, weil er auch eine Anstellung seiner Gattin bei unserer Bühne wünschte, und das Fach der Letzteren hier besetzt ist, für jetzt zerschlagen haben.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Der 30ste dieses brachte uns einen sehr heiteren Theaterabend, einen Abend wie er bei dem Ernst des Lebens recht oft zu wünschen ist, weil in einem solchen Humor und Scherz wenigstens auf einige Stunden die Grillen verscheuchen, welche uns im Geschäftsleben nur zu oft umfangen. Die anmuthige Dlle. Mazzarelli erfreuete uns an diesem Abend durch zwei höchst gelungene Leistungen, als Frau von Schlingen in „den Wienern in Berlin," und „Julerl" in der bekannten Parodie der Vestalin. Mit einem sehr einnehmenden Aeußeren verband die talentbegabte junge Künstlerin ein so reizendes gewandtes Spiel, daß es uns schwer fällt ob wir mehr ihre feine Nuancirung in der erstgenannten Rolle, oder die richtige Art und Weise loben sollen, in welcher sie den Ton der Parodie in letztgenannter aufgefaßt hatte, und zur Anschauung brachte. Alle Scenen des lieben Gastes wurden von dem lautesten Beifall der zahlreichen Versammlung begleitet, auch ward Dlle. Mazzarelli am Schlusse der Darstellung stürmisch und einstimmig hervorgerufen. Die von der jungen Künstlerin eingelegten lieblichen Wiener Lieder fanden sämmtlich die lauteste Anerkennung und wurden mit einer Schalkhaftigkeit vorgetragen, welche den lebhaftesten Eindruck hervorbrachte. In den „Wienern in Berlin" ward die verdienstvolle Darstellerin durch Herrn Utz als Franz, trefflich unterstützt, selbst ein geborner Wiener war dieser wackere Sänger mit seiner schönen, klangvollen Stimme ganz an seinem Platze; auch mit Herrn Raeder als Joseph Hubert konnte man zufrieden seyn, zumal wenn man bedenkt daß er diese Parthie in der Eile, wegen Krankheit des, Herrn Gloy übernehmen mußte. Herr Burmeister als Eugen dagegen entsprach selbst den mäßigsten Erwartungen nicht, sowol in dieser Rolle, wie in der des Zimmerl im zweiten Stück, schien er sich das Studium der Unverständlichkeit so durchaus zur Aufgabe gemacht zu haben, daß es, da man ihn doch nicht verstand, fast eben so gut gewesen wäre, wenn er ganz und gar geschwiegen hätte. Dlle. Spahn führte die kleine Parthie der Kathi im Spiel und Gesang mit Liebenswürdigkeit und Anmuth an uns vorüber.

Eine Wiederholung dieser Parodie ist von vielen Theaterfreunden verlangt worden, und wir halten uns überzeugt, daß die Direction, diesen Wunsch berücksichtigen werde.

Auf vielfaches Begehren fand am 19ten dieses eine Wiederholung der „Belagerung von Corinth," vor einem fast überfüllten Hause statt. Mad. Fischer Maraska leistete wieder ganz Vorzügliches auch war ihr Spiel lebendiger, als das Erstemal. Ueberhaupt verdiente die ganze Darstellung durchweg Lob. Ein Gleiches aber konnen wir leider nicht über die Vorstellung der Mozartschen trefflichen Oper: „Figaros Hochzeit" berichten, die am 21ten dieses stattfand, und worin Mad. Fischer Maraska in ihrer letzten Gastrolle als Gräfin die große Arie aus C-mar vortrefflich vortrug, deren Aufführung aber sonst nur als eine fast in allen Theilen stümlungene bezeichnet werden kann. Schon die Ausführung der Ouverture war höchst mangelhaft und stimmte das Publikum keineswegs zur Rachsicht für das Folgende, oder zur Anerkennung des Gelungenen, was an diesem Abend zu Gehör gebracht wurde. Wir wollen die einzelnen Mängel nicht herausheben, sondern über diese ganze Leistung den Schleier der Vergessenheit breiten, hoffend daß ähnliche Verstandlungen an dem herrlichen Meister der Töne in der Folge nicht wieder stattfinden werden.

Montag, den 2sten November: „Othello, der Mohr von Venedig," Oper in 3 Aufzügen; Musik von Rossini.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 143 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Lumpensammler.

Wie hoch und erhaben, lieber Leser, auch immer die Sphäre seyn mag, in welche die Vorsehung Dich gestellt hat, erschrick nicht über die armseelige Benennung welche der folgenden Erzählung als Ueberschrift dient, sondern erinnere Dich, daß der Lumpensammler zu einer zahlreichen Klasse der Bewohner des großen Paris gehört, so daß Du dort, wohin Du auch die Blicke senden magst, fast immer einen dieser Leute erschauest, der da emsig bemüht ist, dasjenige aufzusammeln was die Unbedachtsamkeit oder die Absicht seiner Mitmenschen weggeworfen hat. Der Lumpensammler aber, von dem hier die Rede seyn soll, gehört zu jenen industriosen Personen, welche von Sonnenaufgang an, oft bis Mitternacht, die Straßen mit einer Aufmerksamkeit durchstreifen, die durch die Uebung bei ihnen fast instinctmäßig geworden ist. Der Nahme dieses Mannes war Jacques Dubois; er hatte die besten Jahre seines Lebens in der Armee verbracht, indem er schon frühzeitig unter die Fahnen gerufen, und gezwungen wurde, seinen Plan sich mit einem jungen Mädchen mit dem er sich verlobt hatte, zu verheirathen, aufzugeben. Die Braut aber hatte ihm ihre Treue aufbewahrt und ihm nach seiner Rückkehr — wenn gleich etwas spät im Leben — ihre Hand gereicht.

„Aus Zufall, oder Nothwendigkeit, oder auch aus einem anderen Grunde, den wir dahingestellt seyn lassen wollen, hatte sich der Veteran dem Geschäfte des Lumpensammlens gewidmet. Eines Morgens im July 1808, als er sich früh am Tage, gegen drei Uhr, in der Vorstadt St. Germain, seiner gewohnten Beschäftigung hingab, noch bevor die Dämmerung völlig verschwunden war, und die Straßen noch öde und einsam waren, schlüpfte in der Straße de l'Université ein junges Weib aus einer Hausthür, winkte unserm Jacques auf geheimnißvolle Weise, und gab ihm zu verstehen, daß sie ihm etwas mitzutheilen habe. Der Lumpensammler schritt rasch über die Straße zu ihr und folgte ihr auf die Hausflur, auf der, nachdem die Unbekannte die Thür eilig wieder verschlossen hatte, die tiefste Finsterniß herschte. „Wollt Ihr mir einen Dienst erweisen, Lumpensammler?“ fragte sie flüsternd.

„Das kommt darauf an, was Sie von mir verlangen,“ entgegnete Jacques.

„Kommt hinauf auf mein Zimmer, dort sollt Ihr Alles erfahren.“ — Sie schritt voran durch einen dunklen Gang eine Stiege hinan, Jacques folgte so geräuschlos wie mög-

lich, bis sie im vierten Stockwerk ein, im Hintertheile des Hauses gelegenes, Zimmer erreichten. Dort stand ein Bett, in welchem ein ungefähr zwanzigjähriges Frauenzimmer aufrecht saß und einem Kinde die Brust reichte. Die Erscheinung des Lumpensammlers schien die junge Mutter anfangs sehr zu erschüttern, denn sie starrte ihn traurig und verzweiflungsvoll an. Die beiden Frauen besprachen sich darauf mit einander, aber so leise, daß Jacques kein Wort davon verstehen konnte; die tiefen schmerzlichen Seufzer aber welche ihre Worte begleiteten, verriethen ihm, daß von einer wichtigen Angelegenheit die Rede sey. Endlich näherte sich ihm rasch das junge Frauenzimmer das ihn gerufen hatte, sie trug jetzt das Kind auf ihrem Arm, und überreichte es ihm mit einem Blick, der zugleich bittend war und Entschlossenheit aussprach, indem sie ihm sagte: „Ins Findelhaus.“

Jacques stand einige Augenblicke lang bestürzt und schweigend da; er blickte bald auf das ihm dargebotene Kind, bald auf die junge Mutter, welche ihr Antlitz in ihr Kissen verborgen hatte, so als wolle sie sich dem Anblicke dessen was vorging entziehen. Die Sache war ziemlich klar und unser Lumpensammler spürte eben kein Verlangen, sich dem ihm gewordenen Auftrage zu unterziehen; da aber trat plötzlich die emporsteigende Sonne über die Dächer der gegenüberstehenden Häuser empor, und ihre ersten goldenen Strahlen fielen auf das Antlitz des lieblichen Kindes; diese stumme Beredsamkeit der Natur erweckte in dem Herzen des Mannes das Gefühl des Mitleids für das arme, hülflose, kleine Wesen, welches von seiner Mutter verstoßen wurde.

„Ich bin bereit zu thun, was Ihr begehrt,“ sprach er, indem er seinen schon halb gefüllten Lumpenkorb von der Schulter nahm und ihn auf den Fußboden stellte. Die ferneren Anstalten waren bald getroffen.

In einer jener engen Straßen, oder vielmehr Gäßchen, welche von der Straße St. Denis auslaufen, in dem Dachstübchen eines armseeligen Hauses, befand sich die Wohnung des Lumpensammlers. Jacques hatte, als er die Straße de l' Université verließ, sofort den nächsten Weg nach Hause eingeschlagen, wo er seinem Weibe die näheren Umstände mittheilte. Die gute Frau betrachtete das Kind mit mütterlicher Zärtlichkeit, und da sie selbst keine Kinder hatte, willigte sie sogleich in den Vorschlag ihres Gatten, sich der armen unglücklichen Kleinen anzunehmen.

Die ersten Jahre verwanden nunmehr der kleinen Josephine, diesen Nahmen hatte das wackere Ehepaar ihr beigelegt, ungestört dahin; sie wuchs lieblich heran, und ward als es ihr Alter gestattete, in eine Schule gesandt, wo sie sich das was sie dort lernen konnte, mit großer Schnelligkeit zu eigen machte; auch sah Jacques nicht ohne einen geheimen Triumph, wie sich ihre geistigen und körplichen Vorzüge entwickelten.

Von ihrer Kindheit an hatte die kleine Josephine den Erzählungen ihres Pflegevaters aus seinem Soldatenleben gehorcht, und so war ihr schon frühzeitig der Ruhm ihres Vaterlandes, und der Stand des Kriegers lieb geworden; dagegen wurden ihr täglich sanfte und mildere Grundsätze durch die Lehren und das Beispiel derjenigen eingeflößt, die für ihre Mutter galt, und nicht unterließ, ihre Pflegetochter zur Erfüllung der Pflichten anzuhalten, welche von der catholischen Religion geboten wurden. Nun ereignete es sich eines Tages, als Josephine sich frühe, noch vor der Tag gänzlich angebrochen war, mit ihrer Mutter in die Kirche St. Marie begab, daß ein junger, ungefähr zwanzigjähriger Mann, grade als sie sich am Eingange mit dem Weihwasser besprengte, ihre lieblichen Züge gewahrte. Er richtete indeß nur einen einzigen Blick auf sie, dann verließ er schnell die Kirche und eilte von dannen.

Während mehrerer Jahre, die den Sturz des Kaiserreichs und den Beginn der Restauration umschlossen, bewohnte der Graf von B . . ., welcher sich wegen seines Gesundheitszustandes von der Armee zurückgezogen hatte, den zweiten Stock eines Hauses auf dem Bulevard du Temple. Dieser Herr, obgleich noch nicht alt, unverheirathet und einer der angesehensten Familien Frankreichs angehörend, schien auffallend die Gesellschaft zu meiden, und nur mit der Erziehung eines Jünglings beschäftigt, den man für seinen angenommenen, oder wirklichen Sohn hielt, auch war der junge Albert in jeder Rücksicht jener merkwürdigen Periode Frankreichs würdig, einer Periode in welcher die ganze Energie der Nation sowohl in Rücksicht auf die Kunst, wie auf das Waffenhandwerk sich auf einen einzigen Punkt concentrirt hatte. Der Jüngling von dem hier die Rede ist, hatte frühzeitig ein großes Talent für die Malerei gezeigt, und dasselbe mit solchem Eifer gepflegt, daß recht bald von ihm etwas Ausgezeichnetes zu erwarten stand. Unter dem wachsamen Auge seines Beschützers aufgewachsen, war seine Sittenreinheit noch nicht von der in Paris herschenden bösen Luft angesteckt worden, und dieser junge Maler war es welcher an dem oben erwähnten Morgen die liebliche Josephine am Eingange der Kirche erblickte. Ihr frommes, schönes Antlitz, mit den zum Himmel emporgeschlagenen Augen, machten auf ihn einen wunderseltsamen Eindruck, er glaubte das Bild einer Heiligen zu schauen, und sand sich, hoffend dem herlichen Modell wieder zu begegnen, schon am folgenden Morgen zu derselben Stunde in der Kirche ein. Er hatte dort nicht lange gewartet, als auch schon Josephine erschien. Er trug Sorge, sich so zu stellen, daß er unbemerkt ihr Antlitz beobachten konnte, er betrachtete sie mit immer steigender Bewunderung, ihre Züge drangen immer tiefer und tiefer in seine Seele ein, sie erschien ihm bald als das Ideal der Schönheit und er beschloß sie zu zeichnen.

Josephinens bedürftige Lage machte es Albert leicht, seinen Wunsch sie zu portraitiren in Erfüllung zu bringen; er malte ihr Bild mit der größten Sorgfalt und in wenigen

Wochen war es vollendet. Diese Begebenheit aber gab der Phantasie des jungen Malers einen neuen Schwung; bisher hatte er mehr den Regeln seiner Kunst gehuldigt, als sich dem Studium der Natur gewidmet. Uebrigens hielt Albert diese seine Arbeit vollkommen geheim, ja selbst sein Beschützer hatte nicht das Mindeste davon erfahren; erst als es gänzlich vollendet war, ward Josephinen und ihren Pflegeältern gestattet, das Bild in Augenschein zu nehmen. An dem Morgen aber, an dem die kleine anspruchslose Familie sich zu diesem Entzwecke in der Wohnung des Malers einfand, war der Letztere von dem Grafen länger als gewöhnlich im Gespräch aufgehalten worden, und da der Bediente den Befehl erhalten hatte sie einzulassen, hielt derselbe es nicht für nöthig sie anzumelden so daß Albert von ihrer Ankunft in seinem Arbeitszimmer nichts wußte. Er hatte sich mit seinem Beschützer in ein Gespräch über Malerei vertieft und führte denselben jetzt in sein Studio um ihm sein neues Werk zu zeigen. Das Bild Josephinens war der offenstehenden Thür gerade gegenüber aufgestellt, und kaum hatte der Graf noch von dem Corridor aus einen Blick hineingeworfen in das Gemach und das Gemählde erschauet, als er wie von einem electrischen Schlage getroffen regungslos dastand, wie Jemand der seinen Augen nicht zu trauen wagt. — Eine kurze Pause erfolgte, dann raffte sich der Graf zusammen, fuhr sich mit der Hand auf die Brust, zog ein Miniaturbild hervor, welches die größte Aehnlichkeit mit Josephinens Portrait hatte, hielt es Albert hin und fragte in sichtbarer Bewegung: „Großer Gott, was ist das?"

(Der Beschluß folgt.)

Vergißmeinnicht.

(An Henriette.)

Und reicht' auch Amor selbst den schönsten Strauß Dir dar
Aus Floren's Paradies, — die Blumen würden sterben!
Vergänglichkeit bedroht die Rose mit Verderben;
Und was im Sommer blüht, erliegt der Herbst Gefahr.
Auch das Vergißmeinnicht vergeht im Sinnen-Reich';
Es welkt dies Kind des Staubs, wie himmlisch auserlesen;
Doch heilig ist sein Sinn und deutungsvoll sein Wesen:
Dir sag' es was ich fühl' und was ich wünsch' zugleich!

Stierling.

Charlotte von Montmorency.

Novelle.

(Beschluß.)

„Ihr sprecht in Räthseln, Heinrich von Condé," entgegnete das Fräulein von Montmorency.

„Solltet Ihr wirklich nicht wissen," fuhr der Prinz fort, „daß der König Eure Verbindung mit seinem Günstling nur trennte, weil er in ihm einen mächtigen Nebenbuhler fürchtete? Hat doch Bassompiere sein Gespräch mit dem Monarchen in dieser Rücksicht laut genug bekannt gemacht. Ihr scheint noch immer ungläubig Charlotte! Vernehmt Heinrichs eigene Worte, womit er jene unwürdige Erklärung aussprach. „Bassompiere," sprach er, „ich selbst bin bis zum Rasendwerden in Deine schöne Montmorency verliebt! Wenn sie Dich liebt, muß ich Dich haßen — Du mußt entweder ihr oder mir entsagen. Du wirst hoffentlich nicht meine Gunst aufs Spiel setzen — ich will sie mit meinem Vetter Condé verheirathen — —"

„Ja Charlotte, dem blöden zurückhaltenden Knaben Condé, wie Sr. Majestät mich zu nennen belieben, war die Ehre zugedacht, dieser Gatte der Convenienz zu werden. Hätte ich sein schmachvolles Project gekannt, damals als er mich aufforderte den Contract zu unterzeichnen, keine Macht Frankreichs — ja selbst nicht die Eurer Reize — hätte mich vermocht, meinen Nahmen unter jenes Document zu stellen.

„Es ist noch jetzt Zeit es wieder zu vernichten," sprach Charlotte stolz.

„Nicht mehr," versetzte Condé, „wenn Ihr anders in die Bedingung willigt die ich Euch vorzuschlagen habe."

„Nennt sie."

„Nach unserer Vermählung dürft Ihr den König nicht mehr sehn!"

„Das wird kein Opfer seyn. Nach Eurer Mittheilung könnte ich nur mit Unwillen auf ihn blicken. Wie konnte ich auch ahnen, daß er durch solche Niedrigkeit seinen weithinleuchtenden Ruhm beflecken würde!"

„In seinem Reiche giebt es keine Sicherheit für uns," fuhr der Prinz fort. „Kann ich aber auch von Euch begehren. Charlotte, Verwandte, Freunde, Vaterland um meinetwillen zu verlassen?"

„Werde ich nicht dieß alles, und noch weit mehr in dem Gatten meines Herzens wiederfinden?" fragte Charlotte zärtlich.

„Charlotte, meine Charlotte, kannst Du mir meine ungegründeten Zweifel vergeben?" rief Heinrich von Condé, indem er sich der Geliebten entzückt zu Füßen warf.

„Ich vergebe sie Dir," versetzte Charlotte, sich innig zu ihm hinabneigend „es waren Beweise von der Aufrichtigkeit Deiner Liebe. Von diesem Augenblick an, überlasse ich mich ganz Deiner Leitung."

„So lege Dich jetzt zur Ruhe, Du Theure," bat Heinrich von Condé, „Du bedarfst derselben." Sie umarmten sich schweigend und schieden.

Am folgenden Tage um Mittag fand die Vermählungsfeier mit Königlicher Pracht in der Kirche Notre Dame statt. Condé empfing seine liebliche Braut von der Hand seines Königlichen Nebenbuhlers. Die Freude des Monarchen aber,

über das Gelingen seines Planes, war von kurzer Dauer. Die Hochzeitsfestlichkeiten wurden am folgenden Tage auf ganz unerwartete Weise durch das plötzliche Verschwinden des jungen Ehepars gestört. Der verliebte König, empört sich von dem, den er einen scheuen blöden Knaben geheißen hatte, überlistet zu sehen, ertheilte unverzüglich den Befehl zur Verfolgung der Flüchtlinge, diese befanden sich indeß schon außer dem Bereiche seiner Macht; sie erreichten die spanische Gränze noch bevor man ihre Spur entdeckte und Philipp der Dritte gewährte ihnen in seinem Reiche eine Zufluchtsstätte.

Die Weigerung dieses Monarchen das flüchtige Paar auszuliefern, veranlaßte eine Kriegserklärung von Seiten Heinrichs. Er verfolgte seine Absicht auf den Gegenstand seiner gesetzlosen Leidenschaft so hartnäckig, daß der Prinz von Condé es erst nach Heinrichs Tode wagte, mit seiner schönen geliebten Gattin aus der freiwilligen Verbannung zurückzukehren, in die ihn das Gebot der Ehre geführt hatte.

Anecdoten-Gallerie.

Ein Landedelmann von ziemlich beschränkten Begriffen hatte sich von einem herumziehenden Juden ein Lotterieloos aufschwatzen lassen. Es fiel darauf ein Gewinn von zehn Thalern. Als der Landedelmann sich aber überzeugte, daß der Einsatz bedeutender als der Gewinn gewesen, rief er freudig: „Wie bin ich so froh nicht 10,000 Rthlr. gewonnen zu haben, da wäre ich ja ein ruinirter Mann gewesen.“

Rücksichtlich des bekannten eitlen Schauspielers R.. den man nie genug loben konnte und der alle Mittel in Bewegung setzte um sich in den Blättern preisen zu lassen, bemerkte ein Witzling: „Wahrhaftig, ich glaube er gäbe gern den Geist auf, könnte er um diesen Preis eine recht lobende Inschrift auf seinen Grabstein lesen.“

Ein Landjunker kaufte sich in der Residenz mehrere Dutzend Nachtmützen von verschiedenen Formen und Farben. „Wozu ein so großer Vorrath?“ fragte ihn ein Freund. „Ey,“ versetzte jener, ich will sehen welche Form mir am besten steht. „Nachts, im Dunklen?“ — „Ey, ich schlafe bei Licht,“ entgegnete der Nachtmützenkäufer.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Das treffliche alte Mustertrauerspiel »die Macht der Verhältnisse« von Robert war dazu bestimmt, am Donnerstag die wenigen Zuschauer, die sich durch das an diesem Abend stattfindende Kirchenconcert nicht hatten abhalten lassen Thaliens Tempel zu besuchen, durch seine vielen Vorzüge und Schönheiten zu erfreuen. Auch die Darstellung brachte uns manches Gelungene; wir sagen absichtlich nur: manches, denn auch gar arge Mißgriffe wurden leider bemerkbar. Die Rolle des Augustl Weiß war in den Händen des Herrn Döring, dessen Virtuosität in der Behandlung so deutlich ausgeprägter Charactere, ja allgemein anerkannt ist, und sich auch heute nicht verläugnete. Ganz einverstanden können wir indeß mit der Leistung dieses braven Künstlers uns nicht erklären. Nach des Verfassers eigener Angabe ist Weiß ein Mensch in dem die grellsten Gegensätze seiner Zeit, übereiltes Hindrängen zum Neueren und starres Beharren am Hergebrachten sich begegnen; er vermag nicht, sie in sich zur harmonischen Einheit zu bringen, weil er tief befangen Nichts als ein Geschopf der Zeit ist. Dieser Umstände, scheint Herr Döring um ersten Acte sich nicht ganz klar bewußt gewesen zu sein, indem er sonst die Gegensätze wohl etwas schärfer hervorgehoben, und in demselben die und da, statt einen leisen Anflug bittern Humors gezeigt haben würde. Im übrigen, und ganz besonders im dritten Acte war Herr Döring vorzüglich. Die eigentlich für Ifland geschriebene Parthie des Minister von der Gallenau, ward von Herrn Lenz gegeben. Bei Berücksichtigung der äußeren Würde, und der Attvie er sich in Haltung und Manieren zu zeigen habe, ließ Herr Lenz es an Nichts fehlen, aber die fast unerschütterliche Consequenz im Handeln und Thun, ward von diesem Darsteller heute weniger anschaulich gemacht als früher. Mad. Lenz war nicht das etwas phantastische schwärmerische Mädchen, welches der Dichter uns in der Sophie dargestellt hat; am mißlungensten waren die Scenen des ersten Actes. Mad Lebrun, Gräfin Eleonore war zu kalt, weßhalb auch die Erzählung ihrer uneigennützigen entsagenden Liebe, ohne Eindruck blieb. Der Rolle der Emilia Weiß, sind die Kräfte der jungen Dem. Spahn noch nicht ganz gewachsen. Den ruhigen besonnenen immer von einem bestimmt festgehaltenen Standpunkte aus handelnden Major von Wall, gab Herr Zängl. Eine so total unrichtige Auffassung eines deutlich gezeichneten Characters, als die heute von diesem Schauspieler an den Tag gelegte, ist uns lange nicht vorgekommen. Der Major ward in seinen Handen zu einem gewöhnlichen Alltagsweltsfreunde, und wo er entschieden auftreten mußte, war grande misère ouverte. Dem Grafen Gustav des Herrn Brüning hatten wir etwas mehr Würde gewünscht, und dem Präsidenten des Herrn Schäfer eine entschiedenere Färbung. Herr Burmeister führte die kleine Parthie des Wilhelm Weiß zufriedenstellend durch. Eine Wiederholung des trefflichen Stückes wäre zu wünschen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 29sten November: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 144 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Genuß.

Bescheiden naht ein Pilger sich
Dem fröhlichen Verein;
Der holden Wirthin reicht er dar
Ein Wunder-Blümelein.
Mitbracht' er's aus dem Feenreich
Wo Alles grünt und blüht;
Wo an der Ideale Pracht
Das kalte Herz erglüht.

Die Holde birgt in ihrem Kelch,
Der Immortelle gleich,
Die Rosen der Vergangenheit,
Der Zukunft Himmelreich;
Und was die Gegenwart erzeugt,
Was herrlich ist und groß,
Davon enthält mein Blüthenkind
Den Kern in seinem Schooß.

Du fragst wohl, Liebe! wer mir's gab?
Wie's aussieht? Wie es heißt,
Das Blümchen, welches was nur lebt
Und athmet seelig preist?
Sie selbst, die Schöpferin Natur,
Sie weiht Dir ihren Gruß,
Und widmet Dir auf ew'ge Zeit
Den Talismann: „Genuß!"

Genieße, wenn Aurora's Strahl
Die Dämmerung zertheilt!
Genieße, wenn Dein Lebenstag
Dem Horizont enteilt!
Genieße, wenn der Abend fällt,
Am Ziel' noch winkt Genuß;
Denn lächelnd reicht ein Engel Dir
Den sanften Todeskuß!

Stierling.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die Gräfin und ihre Freier.

Welcher Zauber war es, der am ersten Juni 1789 ganz Mailand in Bewegung setzte? Wer am Abend dieses Tages

in der Nähe des Palastes des Statthatters lustwandelte, konnte die Ursache der allgemeinen Aufregung zum Theil errathen. Eine große Volksmenge hatte sich vor dem wohlbekannten prachtvollen Portal dieses herlichen Gebäudes aufgestellt; eine wahrhaft italienische Fröhlichkeit hatte sich Aller bemächtigt.

Als die Strahlen der niedersinkenden Sonne die Thürme und Kuppeln zu vergolden begannen, wurden in dem Vicekönigl ichen Palaste die Anzeichen einer großen Festlichkeit noch sichtbarer. Die hohen Fenster glänzten hellerleuchtet, reiche Transparente, den vereinigten Ruhm Oestreichs und Italiens bildlich darstellend, bedeckten die Facade, und bunte mit Gold und Silber gestickte Fahnen flatterten leicht bewegt im sanften Abendwinde. Kostbar vergoldete Equipagen rollten nach einander hinein in den Hof, und das von dem Musikchore innerhalb angestimmte Volkslied: „Hoch lebe der Kaiser!“ verkündete das Eintreten des Vicekönigs in den Gesellschaftssaal und das Beginnen des Balles.

Noch immer schien man indeß jemand zu erwarten. Das Volkslied war beendigt, eine kurze Pause folgte, es ward wiederholt. Endlich verkündete ein lautes Getümmel daß die sehnlich erwartete Person nahe. Ein reich vergoldeter, mit vier Andalusischen Rossen bespannter Wagen, dem königliche Couriere voranritten, rollte hinein in den Hof, und ein Blick in das Innere des Wagens gewährte die Ueberzeugung, daß diejenige welche darin saß, gar wohl des Harrens werth sey. Es war die Equipage des Spanischen Gesandten und trug, wie im Triumphe, dessen reizende Tochter, die Gräfin Caroline von Medina Sidonia, die Perle der Schönheit welche, sogar über das Herz des ergraueten Erzherzogs, des Vicekönigs, den Sieg davon getragen hatte. Ein lautes Schmettern der Trompeten folgte, als die junge schöne Gräfin die breite Marmortreppe des Palastes hinanstieg, dem Jubelruf des Volks. Ein allgemeines Gemurmel der Bewunderung empfing sie bei ihrem Eintreten in den Tanzsaal, ja selbst das eiskalte Gesicht des Vicekönigs verzog sich zu einem freundlichen Lächeln.

Es war der ein und zwanzigste Geburtstag der jungen Gräfin, welche die ihr dargebrachten Huldigungen mit unbeschreibbarer Anmuth aufnahm; dennoch gab es während dieser Festlichkeit Augenblicke, in welchen ihr feuriges Auge den gewohnten Glanz zu verlieren schien, ihre Wange ward alsdann etwas bleicher und es war als ob sie ganz vergäße, daß sie sich mit dem Bruder des Kaisers im Tanze bewege.

Alles aber endet endlich in dieser sublunarischen Welt. Die ersten Strahlen der Morgensonne leuchteten hinein in die Fenster des Palastes, in ihre Mäntel und Shawls gehüllt, warfen sich die erlauchten Gäste in ihre bereitstehenden Equipagen, und bald war die Halle verödet und menschenleer. Die Letzte welche sich entfernte war die gefeierte Gräfin von Medina Sidonia; der Vicekönig selbst führte sie die Stiege hinab, gefolgt von vielen Cavalieren und edlen Herren. Ein lautes Jubelgeschrei des Volks, das während der ganzen Nacht nicht von der Stelle gewichen war um sie fortfahren zu sehen erscholl,

und von den vier stolzen Rennern fortgezogen rasselte der Wagen dahin mit der reizenden Erscheinung. —

Es war am darauf folgenden Tage, als ihr edler Vater, der Herzog von Medina Sidonia in ihr Zimmer trat, und ihr mit einer Lebhaftigkeit, die zu seiner sonstigen diplomatischen Ruhe einen seltsamen Contrast bildete, die Triumphe der vergangenen Nacht vorlegte: nehmlich vier ihm zugesandte Briefe. Der Herzog war stolz aus Gewohnheit, prachtliebend, weil es seine Stellung erforderte, aber er besaß ursprünglich ein sanftes wohlwollendes Gemüth, und konnte zumal dem Lächeln seiner Tochter nie widerstehn. Die Briefe trugen das Siegel der vier angesehensten Familien, ja einer derselben zeigte sogar das Wappen des Erzherzogs.

„Mein theurer Vater,“ fragte die junge Gräfin „was soll ich mit diesen furchtbaren, ohne Zweifel nur für Sie bestimmten Depeschen?“

„Sie kommen von einem Hofe mit dem ein Gesandter in der Regel nichts zu schaffen hat, meine Tochter,“ versetzte der Herzog, „sie wurden gradezu vom Gott Cupido expedirt, und besiegelt mit den Herzen des Vicekönigs und der drei Grafen Calderone, Castelli, und Varante.“

Die reizende Spanierin nahm zuerst den Brief des Vicekönigs, der ihr darin feierlich seine Hand antrug. „Der Herr Erzherzog erzeigt mir große Ehre,“ lächelte sie indem sie ihrem Vater das Schreiben hinreichte, „aber er tanzt gar zu schlecht, als daß ich ihn heirathen könnte.“

„Ernsthaft, meine Tochter,“ bat der Herzog.

„Wolan denn,“ fuhr schalkhaft Caroline fort, „erstens, hat er schon zwei Frauen gehabt, da kann ich schwerlich das Regiment über ihn bekommen, zweitens: ist er noch etwas älter als mein lieber Vatter und Drittens: mag ihn nicht.“

Der Herzog machte Vorstellungen, aber alles vergebens; und so kamen die anderen drei Briefe an die Reihe. Der Graf Calderone war ein Spanischer Grande und über alle Beschreibung reich; Castelli war Neapolitaner und stammte von den Normannischen Eroberern Siziliens ab. Varante war ein Römer von der edelsten höchsten Abkunft.

Die schöne Gräfin legte die drei Briefe auf den Tisch und schüttelte schweigend das reizende Köpfchen. „Und weshalb willst Du auch diese ehrenden Anträge zurückweisen?“ fragte ihr Vater, „die drei Bewerber sind jung, reich, und von edler Abkunft.“

„Und weshalb soll ich überhaupt mich vermählen, mein theurer Vater,“ fragte Caroline, „bin ich nicht jetzt so glücklich wie man nur sein kann? Lassen Sie mich bleiben wie ich bin, mein lieber Vater, und mein innigster Wunsch ist erfüllt.

„Die Tochter und Erbin des Herzogs von Medina Sidonia darf nicht unvermeirathet bleiben,“ entgegnete der Spanische Grande. „Ich muß mein Kind an der Spitze eines edlen Hauses schauen — mein Eidam soll den Nahmen unserer Familie annehmen, mein altes Geschlecht soll nicht erlöschen um der romanhaften Grille eines Mädchens willen.“

„Aber theurer Vater“ wandte endlich Carolina ein, „wenn nun alle drei Bewerber Ihres Nahmens unwürdig wären, wenn sie sich nun jener Thorheiten, jener Laster schuldig machen sollten, die Ihre Ehre beflecken würden, wenn alsdann Reue die einzige Folge einer solchen übereilten Verbindung wäre?“

„Wolan,“ versetzte der Herzog, „wir wollen uns darüber verständigen, meine Tochter. Wenn es unter den drei Bewerbern einen giebt, bei dem Du weder Laster noch Thorheit zu entdecken vermagst, dann gestattest Du, daß derselbe Dein Gatte werde.“

Die junge Gräfin erklärte sich mit dieser Bedingung zufrieden, und begab sich zu ihrer Toilette, während ihr Vater sich in sein Cabinett zurückzog.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Lumpensammler.

(Beschluß.)

Der junge Maler betrachtete staunend das Bild, während Josephine und ihre Pflegeältern bestürzt dastanden und nicht wußten, was sie von dieser Scene denken sollten.

So vergingen einige Momente, da wandte sich der Graf schnell ab und begab sich in sein Kabinett. Einige Augenblicke darauf ward der ehrliche Jacques Dubois durch den Bedienten zu ihm beschieden und nunmehr fand zwischen Beiden folgendes Gespräch statt.

„Sagt mir, wackerer Mann,“ begann der Graf, „wer ist das junge Mädchen, das Euch hieher begleitet hat?“

„Es ist meine Pflegetochter gnädiger Herr,“ erwiderte der Lumpensammler..

„Wie kommt Ihr dazu, sie an Kindesstatt anzunehmen?“

„Sie ward mir von ihrer Mutter übergeben.“

„Wurdet Ihr nicht beauftragt, das Kind ins Findelhaus zu bringen?“

„Allerdings, gnädiger Herr,“ versetzte Jacques mit Erstaunen.

„Genug,“ sprach der Graf. „Hier ist eine Anweisung auf meinen Banquier für eine kleine Summe, ich bitte Euch Eurer Pflegetochter zu gestatten, sich morgen um dieselbe Zeit hier wieder einzufinden.“

Jacques nahm die Anweisung mit scheinbarem Widerwillen, verbeugte sich gegen den Grafen und verließ das Zimmer.

Sobald der Lumpensammler und seine Familie sich aus dem Hause entfernt hatten, ward Albert zu seinem Beschützer gerufen, den er so tief in Gedanken versunken fand, daß sein Eintreten nicht bemerkt wurde. Alberts Ungeduld aber, über die seltsame Scene einigen Aufschluß zu erhalten, trieb ihn an, den Grafen aus seiner Träumerei zu wecken. „Sie sandten nach mir,“ begann er.

Der Graf bemerkte ihn „setz' Dich,“ sprach er, „und erzähle mir, wie Du mit dem Lumpensammler und seiner Familie bekannt wurdest.“

Der junge Mann berichtete ihm was sich zugetragen, der Graf horchte seiner Mittheilung mit sichtlicher Theilnahme. Nachdem Albert alle Fragen seines Beschützers beantwortet hatte, überließ sich der Letztere wieder seiner Gedankenreihe. Der Rest des Tages verging ohne daß dem Grafen auch nur das geringste Wort entschlüpfte, das als Schlüssel zu dem dienen konnte, was in seiner Seele vorging; bei Tische sprach er nur wenig, und von den gleichgültigsten Gegenständen. Vergebens suchte der Jüngling seinen Beschützer zu einer vertraulichen Mittheilung zu veranlassen; daß rücksichtlich Josephinen ein Geheimniß obwalte davon war er überzeugt. Zuweilen schwebte ihm die Bitte auf den Lippen, das obenerwähnte Miniaturbild noch einmal betrachten zu dürfen; der Ernst des Grafen aber ließ ihn jedesmal diese Aeußerung wieder unterdrücken, und so beschloß er endlich ruhig zu warten, bis die Zeit ihm die gewünschte Aufklärung bringen würde.

Die Stunde sich zur Ruhe zu legen erschien, und der Graf und Albert zogen sich auf ihre Zimmer zurück; den Letzteren brachte der Schlaf bald Vergeßenheit des Geschehenen — der Erstere verbrachte die Nacht in ernsten Gedanken.

Am folgenden Morgen erschienen Jacques, sein Weib und Josephine wieder in der Wohnung des Grafen; Alberts Auge glänzte und sein Herz pochte heftiger, weshalb wußte er eigentlich nicht. Er ward in das Zimmer des Grafen gerufen, wo sich die Familie des Lumpensammlers bereits befand, und wo der Erstere ein Päckchen Briefe vor sich hatte, in welchen er blätterte. Einige Augenblicke lang herschte in dem Gemache tiefes Schweigen, welches endlich der Graf mit folgenden Worten unterbrach: „Räthselhaft sind die Wege des Schicksals, wie das was ich jetzt mittheilen will zur Genüge beweißt.“ — Er richtete seine Blicke fest auf Albert, und fuhr fort: „In der Schlacht bei Wagram ward mein Vorgesetzter, der Capitain ** an dessen Seite ich focht, tödtlich verwundet. Als er seinen letzten Athemzug in meinen Armen aushauchte, erklärte er mir, daß er nur deßhalb ungern aus dem Leben scheide, weil er einen Sohn hinterlasse, der seiner Unterstützung bedürfe. Ich versprach ihm feierlich bei demselben Vaterstelle zu vertreten und ihn wie mein eigenes Kind zu erziehen. Albert, Du bist der Sohn des wackeren Kriegers, dem ich jenes Versprechen gab.

Albert dessen gepreßtes Herz sich durch einen Thränenstrom Luft machte, eilte zu dem Grafen hin, erfaßte dessen Hand, drückte sie innig an seine Lippen und rief: „Ja, Sie haben redlich Ihr Wort erfüllt! Wie soll — wie kann ich mich Ihnen dafür dankbar beweisen!“

„Albert,“ nahm der Graf wieder das Wort, „Du hast meine Sorge reichlich vergolten; ich bin stolz auf den Besitz eines Sohnes, der mir Ehre macht und der Stolz seines

Vaterlandes zu werden verspricht. Daß ich Dir bisjetzt dies Geheimniß Deiner Geburt vorenthielt, geschah aus Gründen die Du zu würdigen wissen wirst. — Wie aber soll ich Dir meine Schuld abtragen, Albert?“ hier zitterte die Stimme des Sprechers, „Dir den das Schicksal zum Werkzeug erkor, mein einziges Kind wiederzufinden, die Tochter eines Wesens, dem wie diese Briefe darthun, ein schweres Erdenloos bestimmt war. Ja Albert, Josephine, das vermeintliche Kind jener armen Leute, sie deren Züge Du so treu wiedergegeben hast ist — meine Tochter!“ Bei diesen Worten ward der Graf von seiner Gemüthsbewegung so sehr überwältigt, daß ihm die Rede auf den Lippen erstarb, er streckte die geöffneten Arme gegen Josephine aus, und drückte sie krampfhaft an seine Brust.

Wir wollen nicht versuchen eine Scene zu beschreiben, welche nur das Herz zu fühlen vermag — wir wollen es der Phantasie unserer Leser überlassen, sie sich auszumalen, und uns begnügen zu berichten, was uns zur Aufklärung des Ganzen nothwendig scheint. Einige Wochen vor dem Abgange zur Armee, hatte sich Graf V.. durchaus gegen den Willen seiner Familie, insgeheim mit der einzigen Tochter der Frau von L.. verheirathet, der Wittwe eines Offiziers von hohem Range. Frau von L.. starb bald nach seiner Entfernung von Paris, wodurch der Kummer der jungen Gattin des Grafen aufs Höchste gezeigert ward. Brief auf Brief ward abgesandt um den fernen Gatten von dem Stattgehabten zu unterrichten; so schnell aber waren die kriegerischen Bewegungen des Kaisers, daß diese Briefe den Grafen erst erreichten, als sein Weib bereits ein Opfer ihres beklagenswerthen Geschicks geworden war. Sechs Tage nachdem ihre Hülflosigkeit sie zwang, sich von ihrem Kinde zu trennen, schloß sich ihre irdische Laufbahn. Alle Nachforschungen des Grafen seine Tochter wieder aufzufinden, blieben fruchtlos — bis das Schicksal sie ihm durch Albert zuführte.

Schließlich jetzt noch der kurze Bericht, daß der überglückliche Graf V.. dem wackeren Jacques und seiner Frau einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 1500 Francs aussetzte, und daß schon wenige Wochen nach dem Obenerzählten vor dem Altar derselben Kirche in welcher Albert Josephine zuerst erblickte, beide durch Priesterssegen vereinigt wurden.

Aphorisme.

Dem Thoren gebricht es an Vernunft, er handelt nach sinnlichen Eindrücken. Der Narr folgt eitlen Grillen, und sündigt gegen die Regel. Dem Blödsinne fehlt es an Geist, er wandelt ohne Licht. Der Dummkopf hat kein Unterscheidungs-Vermögen, er läßt sich führen oder treiben.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Wo nicht ein unerschöpflicher Fond von Genialität vorhanden ist, der sich nach den verschiedenartigsten Richtungen Bahn brechen kann, da ist es nothwendig, daß bei fast ununterbrochenem Schreiben, nachdem der Strom der Lebensfrische in den ersten Gebilden dahingeflossen, in den spateren, an dessen Stelle Gewohnlichkeit und Mattigkeit tritt. So verhält es sich auch mit den Schriften der Verfasserin des Lustspiels «Lüge und Wahrheit» deren am Sonnabend auf unserer Bühne zum Erstenmale aufgeführtes Lustspiel «der Zögling» wahrlich kein Zögling ist, der eine sorgfältige Pflege beurkundet. Bei einem nicht sehr ansprechenden Sujet mit einem schwachen Schluße, werden wir dafür auch nicht, wenigstens durch eine Fülle trefflicher Gedanken entschädigt, und der gefällige leicht dahin fließende Dialog, der uns aber auch noch durch manche Breiten verleidet wird, ist nicht im Stande die sonstigen Mängel des Stückes wieder gut zu machen. Herr Lenz war wegen seiner gelungenen Darstellung des alten gemüthlichen Herrn von Grunau sehr zu loben, und Mad. Lebrun führte die Rolle der Emilie von Werdenbach auf eine consequente Art bis zum Ende durch, wofür ihr ehrende Anerkennung gebührt. Mad. Fischer bewies in der Parthie der Salome ihren Fleiß und ihre Vielseitigkeit, denn so verdient es genannt zu werden, wenn sie heute etwa eine rachesinnende Königin und morgen eine gesinnungsze alte Wärterin, beide mit gutem Erfolg hinstellt. Auf einen kleinen Fehler wollen wir indessen diese Künstlerin aufmerksam machen, den sie an diesem Abende beging, und der auf den Sinn nachtheilig einwirkte. Mad. Fischer betonte in der Scene mit dem alten Grunau im ersten Akte die folgenden Worte so: «Weil sie die Gräfin von Werdenbach ihn zum Manne haben will,» während es doch offenbar heißen muß: «weil sie ihn zum Manne haben will.» Dem. Lammersdorf spielte die Ida von Grünau im Ganzen recht artig, bewegte sich aber nicht immer ganz mit Freiheit. Ueberhaupt erfordert diese Parthie eine geübtere Schauspielerin. Dem. Lammersdorf ist noch zu sehr Anfängerin um einer solchen Aufgabe zu genügen. Auch ist zu beklagen, daß ihr Organ noch immer nicht klangvoller werden will. In der Parthie des Robert von Hallerfeldt war Herr Brüning recht brav. Die Rolle des Grafen von Biebereck, durch Herrn Fehringer gespielt, ist nur unbedeutend. Zu tadeln war an diesem Darsteller der Mangel an Geberdenspiel, bei der Anhörung des Briefes im vierten Akte.

Wegen des an diesem Abende Statt findenden philharmonischen Concertes, war nur ein wenig zahlreiches Publikum versammelt, welcher der Darstellung zu wiederholten Malen seinen Beifall, dem Stücke selbst aber, am Schluße, sein Mißfallen zu erkennen gab.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 2ten December: Unbestimmt.

Druckfehler.

In vorigem Blatte im Theaterbericht Zeile 23 von oben nr das Wort eßatt nicht gelesen werden.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Herausgegeben

von

Georg Lotz.

Einundzwanzigster Jahrgang, Zwölftes Heft

№ 145 — 156.

December 1837.

Hamburg,

bei dem Herausgeber,

Dammthorstraße, *No.* 22 Parterre,

und in Commission in der **Herold**'schen Buchhandlung.

Die Herausgabe dieser wöchentlich dreima erscheinenden, und durchaus nur bisher ungedruckte Aufsätze liefernden Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, gewährt dem Unterzeichneten, den das Unglück traf, im dreißigsten Jahre seines Lebens unheilbar zu erblinden, eine tröstende erheiternde Beschäftigung; derselbe erfreut sich bei diesem Unternehmen der allgemeinen Theilnahme des deutschen Publikums und der Mitwirkung vieler der ausgezeichnetsten Dichter und Schriftsteller des Vaterlandes wovon alle bis jetzt erschienenen Jahrgänge den Beweis liefern. Der durch alle Blätter fortlaufende Artikel Hamburgische Theater-Zeitung, ist einsichtsvollen Dramaturgen übertragen, und es werden überhaupt weder Mühe noch Kosten gespart, dem Unternehmen ein immer mannichfacheres Interesse zu verschaffen. Der Preis des Jahrgangs ist funfzehn Mark Hamburger Courant (circa 6 Rthlr Sächs.). Doch hat auch halb- und vierteljähriges Abonnement bei dem Herausgeber statt Auswärtige wollen gütigst sich an die resp. Postämter oder Buchhandlungen wenden, welche letztere diese Zeitschrift durch die Herold'sche Buchhandlung hier beziehen. Angemessene Beiträge werden auf Verlangen anständig honorirt.

Georg Lotz,

Dammthorstraße No. 22, Parterre.

Inhalt.

1. Prosaische Originalaufsätze.

		Seite
Georg Lotz.	Vergißmeinnichtblätter.	
— —	Die Gräfin und ihre Freier.	1145 ff.
— —	Der himmelblaue Domino, Novelle nach Cap. Marryat.	1212 ff.
Das Opfer der Convenienz. Novelle.		1179 ff.
Reisebilder auf einer Reise in Ober-Italien.		1225 ff.
Das Gränzhaus in Nordamerika.		1155 ff.
Beitrag zur Characteristik Newtons.		1198
Der Lumpensammler (Beschluß)		1149
Ole Bull. Lebensskizze.		1209
Der lahme Soldat.		1220
Eine Nachtscene.		1201
Das gewandelte Herz. Eine wahre Begebenheit.		1185
Beiträge zur Kunstgeschichte Spaniens unter König Karl III.		1169
Anecdotengallerie. 1216.		
David Russa. Zur Nachricht		1168
Gedanken. 1183. 1190.		
Sinnsprüche.		1207
Aphorismen. 1151. 1167.		
Literarisches. 1166. 1191. 1199.		

Schönwissenschaftliche Berichte aus der Heimath.

Aus Hamburg durch alle Stücke fortgesetzt.

2. Poesien.

		Seite
Stierling.	Genuß	1144
— —	Des Lebens Eilfahrt.	1153
— —	Hoffnung	1164
— —	Seelencultur	1179
— —	Die Lebensweihe	1193
— —	An eine Mutter bei der Leiche ihres Säuglings	1204
— —	Die eine und Höchste	
Winfried Romanze		1233
Räthsel		1174
Silbenräthsel.		1182

Auswärtige Notizen.

Wien im November.	1159
Lübeck Anfangs December	1175
Schwerin im December.	1207

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen., (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 145 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Des Lebens Eilfahrt. *)

Immer ohne Ruh und Rast —
Extrapost hat große Hast!
Ach! verzögre eine Weile!
Wozu nützt so große Eile?
Holla, Kutscher, halt' doch still,
Wenn der Passagier es will!

Zeig' mir! hat der Wagen Werth,
Worin meine Seele fährt?
Blank Geschirr und schlaffe Zügel,
Und die Rosse haben Flügel;
Doch — die Bahn voll Ungemach,
Und das Fuhrwerk ist so schwach!

Forsch' doch erst nach Zweck und Ziel!
Reisen ist kein Kinderspiel!

Wer die Fahrt wagt zum Vergnügen,
Würde nur sich selbst betrügen.
Was auch sein Verlangen weckt:
Selbstveredelung ist der Zweck!

Fordre nicht zu hohen Lohn,
Denn ich gab Dir Vieles schon!
Soll ich Dir mein ganzes Leben,
Alles für die Reise geben?
Opfer forderst Du von mir?
Nun denn! — Thränen zahl' ich Dir!

Thränen aus zermalmter Brust;
Unterdrückte Lebenslust;
Grabesruh' nach Angst und Bangen,
Und der Seele Gluthverlangen,
Und ein streng bekämpfter Sinn!
Schwager! — nimm den Fuhrlohn hin!

Nimm ihn hin im Voraus! — doch
Fuhrmann, wart' ein wenig noch!
Soll, enthlößt von allen Sachen,
Ich mich auf die Reise machen?

*) Ich halte dies herliche Gedicht für die Allervorzüglichste der schönen ansprechenden Poesien welche ich bisher aus der Feder des geist- und gefühlvollen Verfassers in diesen Blättern mitgetheilt habe. G. L.

Wohl mir, daß ich's noch entdeck' —
Bald vergäß ich mein Gepäck!

Das soll mit! — 's ist Deine Pflicht!
Schwere Koffer hab' ich nicht!
Nur ein winzig kleines Päckchen;
Leg's in ein verlornes Eckchen!
Ist doch nur ein frommer Sinn
Und ein Bischen Hoffnung d'rin!

Doch auf sicher'n Stab' sich stützt,
Wer sich klug vor Mangel schützt!
Kannst Du Wüsten, dürre Haiden,
Steppen auf der Fahrt vermeiden?
Ist Dir Recht und Pflicht bekannt?
Nimm die mit als Proviant!

Aber, Schwager! antwort' mir:
Denkst Du wohl an's Nacht-Quartier?
Fährst Du mich, wie's Dir geboten,
Nach dem Gasthof „zu den Todten"?
Abends bin ich müd' und matt,
Und das Reisen hab' ich satt!

Darum, Kutscher, fahr' nur zu!
Denn ich sehne mich nach Ruh'.
Recht so! jag' mit Blitzes-Schnelle!
Ueber dieses Lebens Schwelle!
Ha! ich seh' den Hafen schon;
Vorwärts! Vorwärts Postillon!

Angelangt bei Nacht und Grauß —
Länger hält's der Kram nicht aus!
Um die Achse wirbeln Flammen,
Und das Fuhrwerk bricht zusammen,
Hemmend meiner Reise Lauf;
Holla! Gastwirth, nimm mich auf!

Stierling.

Das Gränzhaus in Nord-Amerika.

„Ich werde vor Abend noch zurückkehren," sprach Eduard Abbot, zu seinem jungen Weibe, indem er seinen Knaben küßte und ihn in ihre Arme legte, „es ist keine Gefahr vorhanden, Rebecka."

„Aber mein Traum von jenen furchtbaren Wilden, Eduard," sprach sie.

„Der sollte Dich nicht beunruhigen," versetzte er, „bedenke nur, Du hattest den ganzen Abend im Dorfe von nichts als von solchen Indianischen Geschichten gehört, das hatte Deine Einbildungskraft aufgeregt. In dieser ganzen Zeit hat sich keine Spur eines Wilden in dieser Gegend gezeigt."

„Wenn auch," entgegnete die Gattin, indem sie ihre Augen, denen Thränen entperlen wollten, mit dem Ausdruck der Besorgniß zu ihm erhob, „Du weißt, es sind eben so gefährliche Feinde."

„So will ich heute nicht nach den befestigten Häusern," sprach er indem er seinen Hut bei Seite legte.

„Du hast es aber Deinem Vater fest versprochen, er erwartet Dich wegen wichtiger Geschäfte, Du mußt gehn; ich weiß es meine Besorgniße sind kindisch, aber sie sollen mich nicht schwach machen. Ich bin nur zu sehr daran gewohnt zu glauben, daß meine Sicherheit von Deiner Gegenwart abhängt, Du mußt gehn."

„Nicht ohne Dich," versetzte Eduard, welcher jetzt die Furcht zu fühlen begann, die sie von sich abzuschütteln sich bemühte. „Komm, komm, mache den Knaben bereit, wir wollen zusammen gehn."

Rebecca schwieg einige Augenblicke lang, so als überlege sie den Vorschlag ihres Gatten; sie bedachte die Lage der Dinge. Eduard war zu einer Berathung über die öffentlichen Angelegenheiten nach einem benachbarten Orte gerufen worden; ihr Erscheinen mit ihm würde, sie war es überzeugt, von allen Seiten als Furcht ausgelegt werden; es mußte lächerlich erscheinen, daß sie nicht einen Nachmittag ohne ihren Gatten zubringen konnte, und so erwiderte sie nach kurzem Bedenken mit einem erzwungenen Lächeln: „Ich will mich muthig zeigen, Eduard, ich will hier bleiben, es ist fast eine Meile weit, Du mußt Dich beeilen und hast keine Zeit das Kind zu tragen — geh also geh, und säume nicht um meinetwillen."

Vergebens drang Eduard in sie ihn zu begleiten. Jemehr sie seine Besorgniß gewahrte, jemehr suchte sie die eigene Angst zu bekämpfen. Endlich gelang es ihr auch wirklich ihn zu beruhigen und sich selbst glauben zu machen, daß sie ohne Furcht drei Stunden ohne ihn hinbringen würde; — hierauf schieden sie.

Eduards Haus stand am linken Ufer des Merrimack, ungefähr eine Meile weit von dem Dorfe Concort entfernt. Er war der erste welcher es gewagt hatte, sich so weit von den befestigten Häusern anzusiedelu, und er hatte sich dadurch den Ruf eines sehr muthigen Mannes erworben, worauf er sich viel zu Gute that. Sein Weib theilte diesen Triumph, und der Wunsch die Meinung die man von ihm hegte nicht zu schmälern war wie wir oben bemerkt haben, der Hauptbeweggrund ihres Daheimbleibens. Trotz ihres bangen Vorgefühls nahm sie ihre ganze Seelenkraft zusammen und sah ihn ohne Thränen scheiden; sie blickte ihm durch das kleine Fenster nach bis er in den Wald trat, dann gab sie sich den Beschäftigungen ihres kleinen Haushalts hin. Dennoch aber gelang es ihr nicht, ihre innere Angst zu beschwichtigen, unwillkürlich trat sie oft hinaus vor die Thür, ließ ihre Blicke

über ihre kleine Besitzung schweifen, und beobachtete das Sinken der Sonne mit einem Ausdruck im Antlitz, der jedem Beobachter ihre Gemüthsbewegung verrathen haben würde.

Rings um sie her herschte die größte Ruhe; kaum ein Lüftzug war bemerkbar und einer Spiegelfläche glich das Wasser des Merrimack. Es war im Julymonat, die riesigen Bäume waren dicht belaubt, so daß die Waldung fast undurchdringlich schien. Rund um das Haus waren Korn und Vegetabilien gepflanzt; und ein Weizenfeld dehnte sich von der Vorderseite des Hauses bis zum Flusse hin. Kein Geräusch ward gehört, als das Zwitschern eines Rothkelchens, welches sein Nest, auf einem Aste eines Kastanienbaumes gebaut hatte, der dicht an der südöstlichen Seite des Hauses stand, und der einzige Baum war der sich innerhalb der kleinen Besitzung Eduards befand. Die jungen Vögel welche eben flügge geworden waren, prüften ihre Schwingen unter der Aufsicht der Alten, und Rebecca beobachtete ihr Thun und Treiben, bis Jung und Alt dem Walde zuflatterten und dort verschwanden. So unbedeutend dieser Umstand war, trug er dennoch dazu bei, bei Rebecca das Gefühl ihrer Einsamkeit zu steigern. „Selbst die Vögel haben mich verlassen," sprach sie zu sich selbst, indem sie ihr Kind noch fester an ihre Brust drückte und in Thränen ausbrach.

Die kaum achtzehnjährige Rebecca beobachtete den Untergang der Sonne, bis sie hinter den westlichen Bergen hindurchgesunken war, wobei sie ihr Kind auf dem Arm, von der Schwelle ihrer Thür aus, oft nach der Gegend des Waldes blickte von woher ihr Gatte kommen mußte; — noch immer aber erschien er nicht. Ihr Wohnzimmer schien ihr so düster und öde, daß sie nicht wagte es zu betreten. Als es aber immer dunkler ward, stieg ihre Besorgniß und sie glaubte dann und wann seltsame Gestalten mit feurigen Augen, wie sie dieselben im Traume gesehen, zu schauen, welche sich rund um die einsame Wohnung bewegten. Beschämt ob ihrer kindischen Furcht, und besorgend ihr Gatte möchte ihr nach seiner Heimkehr Vorwürfe machen, daß sie sich und das Kind so spät der Abendluft ausgesetzt habe, sandte sie ein inbrünstiges Gebet hinauf zu dem, der selbst dem Sturme zu gebieten vermag, und kehrte zurück in das Haus. Sie legte das Kind in die Wiege, zündete ein Licht an, nahm die Bibel vom Gesims, und fühlte sich ermuthigter. Die Bibel war der Talismann unserer Vorfahren, sie bewahrte sie vor dem Bösen und führte sie zum Guten. Ihre Blätter dienten zur Richtschnur in jeder Schwierigkeit, zum Troste in jeder Prüfung. Rebecca las und betete abwechselnd, Eduard und seine Heimkehr mischten sich in jeden ihrer Gedanken — aber noch immer erschien er nicht.

(Die Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die Gräfin und ihre Freier.

(Fortsetzung.)

Den drei Bewerbern ward geantwortet, daß sie drei Monate nach dem Tage ihres Antrags von dem Herzoge von Medina Sidonia eine bestimmte Erklärung empfangen sollten; so ungern sie es thaten, sie mußten sich diesem Ausspruche unterwerfen. Der Inhalt des obigen Gesprächs zwischen Vater und Tochter war übrigens nicht ganz geheim geblieben, wie es bei solchen Gelegenheiten an Höfen zu gehen pflegt. Die Sache ward bald zum Tagesgespräch, und die drei Freier wurden dadurch so sehr zum Gegenstande der Spötteleien, daß sie eiligst Postpferde bestellten und Mailand verließen.

Der Graf Calderone besaß einen leidenschaftlichen Hang für das Vergnügen, aber er wußte denselben sehr geschickt unter der Maske des Ernstes zu verbergen. Nach Andalusien zurückgekehrt, ließ er seinen Beichtiger rufen, um in dessen Händen feierlich zu geloben, sich während der nächsten drei Monate, aller seiner gewöhnlichen Leidenschaften enthalten zu wollen. Der Beichtiger erschien und es ward abgemacht, daß er später durch seine Bescheinigung jede etwaigen Skrupel beseitigen solle.

Der Graf war ein leidenschaftlicher Spieler. Die erste Forderung des geistlichen Herrn war, daß ihm alle im Schlosse vorhandenen Karten und Würfel ausgeliefert werden sollten; sie wurden unter Siegel gelegt und die Tugend des Grafen schien unumwohr gesichert. Kaum aber waren acht Tage vergangen, als der Beichtiger zufällig von seinem Maulthiere abgeworfen und so verletzt wurde, daß er genöthigt war das Bett zu hüten. Diese Kunde ward dem Grafen durch einen jungen Mönch überbracht, den der kranke Priester gesandt hatte, um statt seiner die Beichte zu hören. Der junge Mönch war ein schwermüthiges Bild von klösterlicher Strenge, sein Antlitz trug die Farbe der Asche, womit sich die fromme Brüderschaft täglich bewarf, um des Staubes zu gedenken, aus dem der Mensch entstanden, und zu dem zurück zu sinken er bestimmt ward. Seine Gestalt schien von Wachen erschöpft, seine Augen schlossen sich matt und ermüdet, seine Stimme war kaum vernehmbar. Wenn Peinigung des Fleisches ein Verdienst ist, so war dieser junge Mann schon auf Erden ein Heiliger. — Graf Calderone blickte mit Mitleid auf ihn. Als die Beichte und die Andachtsübung vorüber war, drang er in den jungen Mann einige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Der Mönch erhob feierlich seine Hand, abwehrend; Wasser war seine einzige Erfrischung, Brod sein einziger Leckerbissen. Er genoß ein wenig von Beiden und begab sich hinweg. Der Graf folgte ihm mit den Blicken, als er langsam durch den Park dahin-

schritt, dann setzte er sich zu seiner reich besetzten Tafel. Der Mönch wiederholte seine Besuche jede Woche, während eines ganzen Monats und empfing jedesmal die Beichte des Grafen. Da sprach der Letztere eines Tages: „ich werde des Dinges überdrüßig, frommer Vater," diese Zurückgezogenheit ist mir zuwider — ich habe nichts zu beichten — ja, wäre ich in Mailand, das wäre etwas Anders.

„Mein Sohn," entgegnete der Mönch, „trotz meiner Jugend kann ich Euch kraft meines Amtes Sohn nennen, ich stimme mit Euch überein, daß die Einsamkeit sich für Euch nicht gezieme; Euer Rang, Eure Talente bestimmen Euch für die Oeffentlichkeit — und Eure Tugend steht jetzt so fest, daß Ihr kühn jeder Verlockung trotzen dürft."

(Die Fortsetzung folgt.)

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Wien, im November.

Das Lustspiel der Landwirth hat hier ein seltsames Schicksal erlebt. Die Titelrolle war zur ersten Gastdarstellung des talentvollen Herrn Baison, früher bei Ihrem Theater, bestimmt, und alles war voll der freudigsten Erwartungen, da ward plötzlich die erste Aufführung dieses Stücks auf den Tag vor Baisons Auftreten angesetzt, und siehe da, seltsam genug! Herr Nettich spielte den Landwirth. Diese freundliche Zuvorkommenheit gegen einen Gast, diese Selbstaufopferung von Seiten des Herrn Nettich, welcher dafür eine ganz besondere Auszeichnung verdient hätte, fand wie fast alles Große und Edle in der Welt, bei unserm undankbaren Publikum keine Anerkennung. Schon vom zweiten Acte an, bis zum Ende sprach sich dasselbe äußerst mißfällig aus, so daß dieses ansprechende Lustspiel für unser Wien ganz verloren gewesen wäre wenn nicht die treffliche Darstellung des Herrn Baison am folgenden Tage dem Stücke wieder auf die Beine geholfen, und ihm eine höchst glänzende Reparation d' Honneur verschafft hätte. Der verdienstliche Gast, welcher wahrhaft Ausgezeichnetes leistete, erregte den größten Enthusiasmus und ward schon nach dem zweiten, dritten und vierten Acte stürmisch herausgerufen. Alle Theaterfreunde Wiens sind begierig auf die ferneren Gastrollen dieses geschätzten Künstlers.

Mad. Pirscher welche auch früher bei Ihnen gastirte, sang im Theater am Karnthnerthor, die Iphigenie, sprach aber nicht besonders an. Besser als sie gefiel Herr Gmeßer aus Braunschweig.

Die Tochter unseres trefflichen Lowe wird nächstens im Burgtheater zuerst als Griseldis auftreten. Wenn sich der Spruch: «der Apfel fällt nicht weit vom Stamm» bewährt, ist von dieser Kunstjüngerin viel zu hoffen.

Herr Doring von Ihrem Theater wird im Januar hier zu Gastrollen erwartet, wir freuen uns herzlich auf die Genüße, welche wir von diesem seltenen Künstler zu erwarten haben.

Hamburg, im November.

Stadt-Theater.

Am 27sten dieses trat Dem. Haldreiter vom Stadttheater zu Frankfurt am Main, als Desdemona in ihrer ersten Gastrolle auf. Grade in dieser Parthie haben wir in nicht langer Zeit, ausgezeichnete Sängerinnen gesehen, und es war daher keine kleine Aufgabe, da Vergleiche doch nie unterbleiben, sich in dem Maaße den Beifall des Publicums zu erwerben, wie ihn Dem. Haldreiter sich erwarb. Diese Sängerin ist im Besitz einer schönen, trefflich gebildeten Stimme, voll jugendlicher Schmelzes, die mächtig das Gemüth des Zuhorenden ergreift, und selbst in den rauschendsten Ensembles deutlich und klar hervortritt. Mit ihrem ausgezeichnetem Gesange, verbindet Dem. Haldreiter ein vortreffliches Spiel, was ein unumgänglich nothwendiges Requisit für eine Desdemona ist, und hätte die Künstlerin im dritten Acte die tiefergreifende Scene mit der Harfe, nicht ein wenig fallen lassen, so wäre ihr Spiel ihrem Gesange ganz entsprechend gewesen. Rechnen wir hiezu noch ein vortheilhaftes Aeußeres, eine hohe schlanke Gestalt, so konnte es nicht fehlen, daß der jungen Dame stürmischer Applaus zu Theil ward, und sie nach dem zweiten und dritten Acte gerufen wurde. Was Herr Wurda als Othello leistet, ist bekannt, er reißt die Zuhörer hin, durch die Macht seines Gesanges, und wenn seine volltonende Stimme erschallt, vermogen diese kaum den Strom des Beifalls zurückzuhalten bis zur ersten schicklichen Pause. Wie er es verdiente ward auch Herr Wurda am Schluße stürmisch gerufen. Ungerecht würden wir sein, wenn wir nicht auch rühmend erwähnen wollten, was von den Herren Schäfer, Utz und Wolterek geleistet ward, welche mit allen Kräften dazu beitragen, der herlichen Oper ihr Recht anzuthun. Auch Dem. Meister als Emilia genügte heute im Gesang, von ihrem Spiel kann nicht die Rede seyn.

Benefiz des Herrn Döring.

Die am Dienstag den 5ten dieses stattfindende Darstellung des Lustspiels: „die Ausgewanderten" verdient zweifach die Aufmerksamkeit des Publikums, denn es wird an diesem Abend demselben nicht nur ein neues Stück geboten, von dem mehrere hiesige Blätter bereits viel Gutes im Voraus gesagt haben, sondern es ist auch die Einnahme dieser Darstellung zum Benefiz unseres verdienstvollen Döring bestimmt. Wer da bedenkt, daß dieser ausgezeichnete Künstler die Stütze unseres redenden Dramas ist, wer sich erinnert, welche genußreichen Stunden ihm Dörings Meisterspiel gewährte, der wird sich gewiß beeilen, durch seinen Theaterbesuch an dem obengenannten Abend, dem talentvollen Mimen seine Anerkennung und Dankbarkeit dafür zu zollen. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 4ten December: „Don Juan oder der steinerne Gast." Oper in 4 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 146 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das Gränzhaus in Nord-Amerika.

(Fortsetzung.)

Rebecca wußte nicht, wie viel es an der Zeit sey, nachdem aber was sie an Licht verbrannt hatte, und nach den aufgegangenen Sternen zu urtheilen — es stand kein Mond am Himmel — mußte es Mitternacht vorüber seyn. Immer wieder und wieder trat sie hinaus vor das Haus, konnte aber nichts erschauen als den schwarzen Wald in dunkler Ferne, und die abgehauenen Stämme in der Nähe ihrer Wohnung, die wie regungslose Schildwachen dastanden; auch war durchaus kein Geräusch vernehmbar, außer dem Rascheln der dann und wann von dem Nachtwinde leicht bewegten Blätter des Kastanienbaums. Endlich, endlich glaubte sie aus dem Dickigt des Waldes etwas hervortreten zu sehen, gleich darauf war der Gegenstand aber wieder verschwunden. Sie hielt ihren Blick fest dorthin gerichtet. Nach einigen Augenblicken gewahrte sie bei dem hellen Sternenlichte neuerdings eine menschliche Gestalt, die sich vom Boden erhob, auf ihre Wohnung deutete und gleich darauf wieder verschwand. Sie besann sich jetzt daß wahrscheinlich das Licht im Zimmer die Aufmerksamkeit der Wilden rege gemacht habe; denn daß Wilde in der Nähe waren, daran zweifelte sie jetzt nicht länger. Sie hatten — wie sie sich in ihrer Angst überzeugt hielt — ihren Gatten unterwegs überfallen und ermordet und kamen jetzt um auch sie und ihr Kind zu opfern. Was sollte sie beginnen? Wohin sollte sie mit ihrem Kinde flüchten, wenn die Wilden das Haus umzingeln würden? — Sie suchte indeß ihre ganze Seelenkraft zu sammeln, sandte ein kurzes Gebet zu dem Ewigen und faßte alsdann ihren Entschluß. So geräuschlos als möglich schlich sie in ihre Wohnung zurück, verlöschte das Licht, schloß ihr Kind in ihre Arme, stahl sich wieder zum Hause hinaus und schlich im Schatten der Mauer zu der Stelle hin, von wo aus sie vorhin die furchtbare Erscheinung bemerkt hatte. Hier hemmte sie ihre Schritte. Ihr Knabe ruhte im festen Schlafe an ihrer Brust, so ruhig und still als ob der Geist bereits die kleine Hülle verlassen hätte. Sie hatte hier noch nicht lange geweilt, als die Gestalt von vorhin sich wieder vom Boden erhob, rasch umherblickte und wieder verschwand. In diesem Augenblick schlich sie, so leise es es vermochte, zu dem Kastanienbaume. Dieser Baum war von ungewöhnlicher Größe und der Stamm desselben theilte sich ungefähr drei Fuß vom Boden in zwei Hälften; hier hoffte Rebecca sich mit dem Kinde verbergen zu können. Sie

gelangte dorthin, preßte sich in die Spalte und nahm ihre Stellung so, daß sie die Hausthür im Auge behielt.

Fast eine Stunde verging ohne daß sich etwas regte; schon begann die geängstigte Rebecca zu glauben daß sie sich getäuscht habe, und eben war sie im Begriff ihre höchst unbequeme Stellung wieder zu verlassen, als sie plötzlich ein leises Geräusch vernahm und einen Wilden gewahrte, der über den Raum, welcher sich zwischen dem Hause und dem Baume befand, hinkroch. Mehrere andere Indianer folgten auf gleiche Weise und in ihrer Todesangst hätte sie bald laut aufgeschrieen, aber sie bekämpfte ihre Gemüthsbewegung und begnügte sich damit, das Kind nur noch fester an ihre Brust zu drücken. Als die Indianer die Hausthür erreichten und dieselbe geöffnet fanden, entflog ihnen ein Ausruf des Erstaunens; nach kurzer Berathung aber stürzten sie hinein, und Rebecca gewahrte jetzt wie gleich darauf ein Licht angezündet wurde und man wahrscheinlich nach ihr suche. Ihr Herz pochte ungestüm, aber sie verzweifelte nicht, sie hoffte man werde sie nicht in dem Baume vermuthen, sondern weit eher glauben daß sie entflohen sey. Gleich darauf begann es im Hause zu knistern, aus Thür und Fenstern schlugen die Flammen, die Wilden stürzten heraus und umtanzten mit furchtbarem Jubelgeschrei das brennende Gebäude.

Rebecca schlug ihr Halstuch über das Gesicht ihres Knaben, damit der helle Schein ihn nicht erwecke und drückte ihn immer fester und fester an sich. Die Flammen schlugen bald auch aus dem Dache heraus, und brennbare Stoffe wurden von dem [illegible] dem Kastanienbaume zugetragen. Die Hitze ward unerträglich, und der scharfe Rauch machte Rebecca das Athemholen schwer. In diesem entsetzlichen Moment kam einer der Wilden, in seinem grauenvollen Kriegstanze dem Baume ganz nahe — ein plötzlicher Windstoß vertrieb den Rauch — und der helle Schein des Feuers fiel auf das todtenbleiche Antlitz Rebeccas. Ihr Blick war starr auf den Indianer gerichtet — er hob das Haupt — und beider Blicke begegneten sich. Der Wilde fuhr sichtbar zusammen — starrte noch einmal sein Opfer an, — und stürzte von dannen. Rebecca stammelte ein kurzes Gebet und bereitete sich zum Tode vor, als sie vernahm wie gleich darauf die Indianer in ein entsetzliches Geheul ausbrachen.

Aber seltsam, die Wilden näherten sich ihr nicht! Sie horchte hin, blickte um sich, der Schein des brennenden Gebäudes beleuchtete die ganze Gegend. O Himmel, sie sah die Indianer mit der Schnelligkeit des Wildes dem Walde zueilen. Sie überlegte nicht lange was diese Flucht veranlaßt haben könne, sondern sprang rasch vom Baume und eilte hinab zu dem Flusse; wo sie sich unter dem vorspringenden Ufer verbarg, damit sie nicht gefunden würde, falls die Wilden zurückkehren sollten. Sie stand mit den Füßen im Wasser, aber ihr Kind schlummerte ruhig fort. Keine Ahnung von Gefahr störte seinen Schlaf und als endlich die ersten Strahlen der Morgensonne sein kleines Antlitz beleuchteten, perlten Thränen der Freude aus Rebeccas Augen auf ihn hinab, während sie ein Dankgebet zum Vater im Himmel sandte, daß er es ihr gnadenvoll gestattet habe, das theure Kind vor der Wuth der Wilden und der Flamme zu bewahren.

Bald vernahm sie den Schall sich nahender Stimmen, und nach wenigen Augenblicken schon überzeugte sie sich, daß es ihre Freunde aus dem Dorfe waren.

(Der Beschluß folgt.)

Hoffnung.

Wolken von Nebel und Wahn durchboret ein Lichtstrahl aus Osten,
Und in hellerem Schein dreht sich der dunkle Planet;
Der Vergangenheit Tochter und fruchtbare Mutter der Zukunft,
Senkt sich die wärmende Gluth tief in die starrende Brust;
Und das Eis da zerschmilzt; die Hoffnung verwandelt's in Thränen,
Und es sprießen daraus Immortellen hervor!

S.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die Gräfin und ihre Freier.

(Fortsetzung.)

Der Graf zögerte, er blickte auf das aschfarbene Gesicht des jungen Mannes. „Ehrwürdiger Vater," versetzte er nach einer Pause, „ich fürchte Neuerung." — Ich habe nur noch zwei Monate lang diese Zurückgezogenheit zu ertragen. Nein, ich will nicht nach Mailand gehen!"

„Das ist weise gedacht," entgegnete der Geistliche, „der Mann aber welcher in dem einsamen Schloße nur der Tugend lebt, gleicht dem Gefangenen, der hinter seinen Kerkerwänden die Freiheit nicht mißbraucht. Wer aber im lärmenden Getreibe der Welt seinen Sinn bewahrt, dem allein gebührt die Palme des Ruhmes, die er alsdann zu den Füßen der stolzesten Schönheit der Welt niederlegen kann." — —

Am folgenden Tage erhielt der Mönch von dem Grafen Calderone die Botschaft, daß er wichtige Briefe empfangen habe, welche seine augenblickliche Anwesenheit zu Mailand durchaus nothwendig machten, weßhalb er auf einige Zeit seines heiligen Amtes entbehren müsse.

Der Graf Castelli hatte unterdessen die Zeit auf andre Weise verbracht. Von Natur träge, war er unfähig eines Entschlusses, wie ihn sein Nebenbuhler gefaßt; er sandte nach keinem Beichtiger, versammelte aber auf seiner Villa, unfern Portici, eine Gesellschaft von Schauspielern und Sängern

mit welchen er kleine dramatische Vorstellungen gab und durch deren Anwesenheit er die Zeit zu tödten versuchte. Von einem Laster hatte er indessen seiner Meinung nach nichts zu befürchten, das Laster des Trunks ist dem Neapolitaner fremd, aber in der Mitte aller ihn umgebenden Freuden bot er den Versuchungen des Bachus nur Anfangs Trotz. Dem Vergnügen des Schauspiels war er leidenschaftlich ergeben, und seine ganze Aufmerksamkeit ward demnach augenblicklich rege als er eines Abends, als er nach seiner Villa zurückkehrte, eine Menge von Bauern gewahrte welche freudig und jubelnd eine Art von Bühne umringten, die in der Eile aufgeschlagen worden war, und auf der ein Kerl eine Pantomime aufführte. Seine Gestalt war seltsam. Er schien von Alter niedergebeugt, aber er sprang dabei wie ein Jüngling und bewegte sich schnell und gewandt wie eine Schlange, sprach dabei mit großer Lebhaftigkeit und würzte seine Declamation mit Anspielungen auf Nationalitäten und auf die Scheinheiligkeit der Mönche, so daß seine Zuschauer fortwährend im Lachen erhalten wurden. Graf Castelli ließ seinen Wagen halten, bis es ganz dunkel ward, und der Schleier der Nacht, Bühne und Zuschauer verhüllte. Er gab an diesem Abend ein Soupé, nahm den darstellenden Künstler in seinen Wagen, und beschloß durch denselben sich und seinen Gästen Unterhaltung zu verschaffen. Hatte jener aber schon das Volk ergötzt, so belustigte er die Gesellschaft des Grafen noch mehr, sprach in zwölf verschiedenen Dialecten, spielte ein halbdutzend Instrumente, erzählte zahllose pikante Anecdoten, und wußte trotz seiner Häßlichkeit die anwesenden Damen für sich zu gewinnen.

Der Abend verging zu angenehm, als daß man die Unterhaltung nicht hätte wiederholen sollen und bald ward der darstellende Künstler dem Grafen unentbehrlich, dem indessen nach einiger Zeit das Ding langweilig zu werden schien. Graf Castelli bemerkte dieß, ließ den Künstler rufen und fragte ihn, was ihm fehle. „Ich liebe die Abwechselung im Leben, Herr Graf,“ erwiderte der Darsteller, alles hier ist herrlich und entzückend, aber ich bin jetzt schon über acht Tage hier!“

„Per dio!“ versetzte der Graf, „ich bin hier schon seit zwei Monaten und muß noch einen Monat hierbleiben.“

„Und welche Macht in der Welt konnte Ew. Excellenz in eine so furchtbare Nothwendigkeit versetzen?“ fragte Signor Allegranti.

„Eine Macht, welche über den Bettler wie über den König ihre Gewalt ausübt, ein Weib,“ lautete die Antwort. „Ich muß hier drei Monate lang zurückgezogen leben, will ich nicht in der großen Welt jenen Thorheiten anheimfallen, zu welchen Jugend, Rang und Reichthum so leicht verlocken.“ —

Allegranti lachte laut auf. „Da beklage ich Sie, Herr Graf,“ sprach er, „da ich aber nicht unter einem gleichen Zauber schmachte, so werden Sie es mir nicht verargen, wenn ich, der ich den Wechsel liebe, mich unverzüglich wieder auf und davon mache. Morgen ziehe ich nach Mailand wohin ich zur Eröffnung des Theaters de la Scala berufen bin.“

Während der nächsten Tage flatterten die Gäste des Grafen, wie die Tauben von einem Taubenschlage, von dannen, denn sie glaubten wie er sterben zu müssen, würden sie verhindert, der ersten Darstellung in dem prachtvollen Opernhause beizuwohnen.

Graf Barante war ein Diplomatiker, und er hatte demnach seine Maßregeln mit großer Ueberlegung getroffen. Indem er die Lieblingszofe der Gräfin Medina Sidonia in sein Interesse gezogen, war es ihm gelungen von allen ihren Schritten Kunde zu erhalten. Er ward benachrichtigt daß die junge Schöne einen lebhaften Briefwechsel unterhalte, und dieses und manches Andere, das er erfuhr, ließ ihn den Entschluß fassen, obgleich noch ein Monat von der Probezeit übrig war unverzüglich nach Mailand zurückzukehren. Als erfahrener Diplomatiker hatte er natürlich auch seine Nebenbuhler beobachten lassen, er wußte daß Graf Calderone insgeheim aus Spanien zurückgekehrt war, und daß er seine Zeit incognito in einem geheimen Spielhause verbrachte. Er hatte persönlich auf einem maskirten Ball den Grafen Castelli berauscht, wie derselbe von Liebe und Wein berauscht, sich jeder Lust hingab.

Endlich waren die drei Monate vorüber. Eine Woche bevor der Beendigung der Probezeit, begab sich Graf Barante zu dem Herzoge, dem er nach gehöriger diplomatische Einleitung erklärte, daß die junge Gräfin ihm ihre Hand reichen müsse, wenn sie nicht einen Spieler oder einen Wüstling zum Gatten wählen wolle.

Der Herzog zweifelte an Barantes Bericht. „Ew. Excellenz sollen die Beweise haben,“ entgegnete der Graf, „erzeigen Sie mir die Ehre sich heute über acht Tage zu einem Feste im Palaste der römischen Legation einzufinden, dort sollen Ew. Excellenz sich überzeugen, daß ich die Wahrheit gesprochen. Sollte die Gräfin Caroline die Huld haben wollen, Sie zu begleiten, so würde ihr ebenfalls die Ueberzeugung werden.“

(Fortsetzung folgt.)

Literarisches.

Die von Georg Harrys in Hannover mit vieler Umsicht redigirte Zeitschrift: „Die Posaune“ beginnt mit nächstem Jahre ihren siebenten Jahrgang und beurkundet schon dadurch, daß sie sich ihr Publikum geschaffen hat. Ausgezeichnete Kunstbeilagen erhöhen den Werth dieses Journals. Das meisterhaft ausgeführte Portrait der Frau von Holbein, ist dem Probeblatte beigelegt und läßt auch für die Folge sehr Verdienstliches erwarten.

Aphorismen.

Das organische und geistige Leben steht mit der Mechanik in geradem Widerspruche. Maschinen bringen das Nichtlebende weit vollkommner hervor, als Menschenhände, dagegen z. B. auch die trefflichste Musikmaschine nicht ein gutes Orchester zu ersetzen vermag; selbst die zu große Präcision benimmt einer Mozartschen Ouvertüre das Leben.

Viele Menschen gleichen den Büchern, worin man beym Durchblättern in der Freude des ersten Empfanges auf herrliche Stellen trifft, voll Wahrheit und Kraft, die auf das Ganze lüstern machen; fängt man sie aber von vorne an zu lesen und im Zusammenhange, so trifft man auf loses Gewäsche ohne Haltung und ohne ein Ganzes.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Herr Professor Döbler hat die durch anderweitige frühere Versuche ganz in Misscredit gerathene natürliche Zauberei, mit einem Male, durch sein Talent und seine Geschicklichkeit wieder zu Ehren gebracht. Eines Schusses von ihm nur bedarf es, und hundert Lichter flackern auf mit blendendem Glanze; grüne Bäumchen entprießen auf sein Geheiß dem gehorchenden Erdreich, und die liebliche Flora spendet ihm reichlich mit unsichtbarer Hand ihre köstlichen Schätze, damit er durch diese die staunenden Zuschauer erfreuen könne. «Aber,» so hört man wohl von diesem oder jenem sagen «es sind doch immer nur Taschenspielereien, und verlohnt es sich wohl der Mühe, seine Zeit daran zu wenden, diese zu sehn?» Ein solcher Tadel beweist aber offenbar gänzliche Unbekanntschaft mit dem was Döbler leistet, der kein gewöhnlicher Taschenspieler, sondern ein wissenschaftlich gebildeter Mann ist, und dessen Experimente einem großen Theile nach, dem Gebiete der Wissenschaft entlehnt sind. Wen sollte es nicht interessiren, wenn er z. B. sieht, wie in wenig Augenblicken durch elektrische Strömung, einem gewöhnlichen Eisen ein solcher Grad von Magnetismus mitgetheilt wird, daß es durch bloße Anziehungskraft mehrere hunderte Pfund zu tragen im Stande ist? Döblers Unterhaltung ist zugleich belehrend, und seine Belehrung unterhaltend, und eben deßwegen rathen wir einem Jeden, Döbler nicht aus unserer Vaterstadt scheiden zu lassen, ohne zuvor dessen eben so interessante als lehrreiche Abendunterhaltungen besucht zu haben.

Die kunstgeübte Sängerin Mad. Fischer Maraffa, ist einem ehrenvollen Rufe nach Schwerin gefolgt, wo sie einen Cyclus von Gastrollen geben wird; nach Beendigung desselben wird dem Vernehmen nach diese Künstlerin wieder zu uns zurückkehren um den an sie ergangenen Wunsch der hiesigen Musikfreunde zu erfüllen und ein Concert zu veranstalten. Die große Vollendung mit welcher Mad. Fischer Maraffa am 25sten dieses in dem ersten Philharmonischen Concert, eine Arie von Paccini aus der Oper Riode vortrug, hat die zahlreiche Versammlung zu einem wahrhaften Enthusiasmus hingerissen.

Die Muzzarelli hat am 28sten dieses durch die anmuthsvolle Darstellung der Julert das volle Haus neuerdings erzögt, der Ruf «Hierbleiben,» ertönte von allen Seiten.

Das gediegene Trauerspiel: «Die Macht der Verhältnisse,» ist ebenfalls wiederholt worden. Unser trefflicher Döring war heute unstreitig noch vorzüglicher als bei der ersten Darstellung; er scheint die ihm gegebenen Winke benutzt, und die Briefe des geistreichen Verfassers, auf die er aufmerksam gemacht worden, studirt zu haben. Bei einem so unverkennbaren Streben nach geistiger Ausbildung, wird dieser talentvolle Mime gewiß dermaleinst das höchste Ziel erreichen.

Concert-Academie

des Herrn Musikdirektor C. Kloss.

Die musikalische Abendunterhaltung welche der gediegene Musiker, Herr Kloss am 9ten December im Logensaale auf der großen Drehbahn veranstalten wird, wird mannigfaltige Genüße darbieten, und wir empfehlen sie daher der Aufmerksamkeit aller Kunstfreunde. Sie wird drei Abtheilungen enthalten. In der ersten wird die Cantate des verdienstvollen Concertgebers, die in Berlin und Dresden mit so großem Beifall aufgenommen wurde, executirt werden. Die vorzüglichsten Sänger unsers Theaters; die Herren Wurda, Schäfer, Uetz Wolterek haben darin freundlich die Solopartheien übernommen, die Chöre werden von vorzüglichen Dilettanten ausgeführt werden. — Die zweite Abtheilung wird eine Vorlesung des Herr Kloss über die Musik der älteren Völker enthalten, und in der dritten sollen treffliche Instrumental- und Gesangpieeen von den Tonmeistern Haydn, Mozart und Beethoven vorgetragen werden; auch wird darin der wackere Concertgeber durch den Vortrag eines Concerts von Beethoven seine Virtuosität auf dem Pianoforte entfalten.

Zur Nachricht.

Die verehrliche Redaction wird mir der Wahrheit gemäß bezeugen können, daß ich nicht der Verfasser des in No. 122 der diesjährigen Originalien enthaltenen Theaterberichts aus Schwerin bin. *)

David Russa (D. Assur.)

Schwerin, im Novbr. 1837.

*) Wir bezeugen dies der Wahrheit gemäß. D. R.

Repertorium.

Mittwoch, den 6ten December: „Der Wirrwarr.“ Lustspiel in 5 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 147 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Beiträge zur Kunst-Geschichte

Spaniens unter König Karl II.

Unter der Regierung Königs Karl II. wurde die Oper Alzine aufgeführt.

Eine französische Dame, die der Vorstellung beiwohnte, machte davon folgende Beschreibung.

Die Götter stiegen vom Olymp auf einem Brette herab, das von einem Ende der Bühne zum andern reichte. Die Sonne bestand aus 12 Laternen von oelgetränktem Papier, und die unterirdischen Geister stiegen bei Alzinens Beschwörung aus der Hölle ganz bequem auf Leitern auf die Bühne.

Der Aristarch des Theater-Publikums war ein Schuster. Ihm lasen die Schauspieler vorher ihre Stücke vor. Gähnte er; so gähnte das Parterre. Ließ er seine Pfeife erschallen, so folgten ihm hundert Pfeifen. Lachte er, so lachte der ganze Saal. —

Fiat applicatio!

Im Opernhause hatten die Frauenzimmer von zweideutigem Rufe einen eignen Platz, la Gasuela genannt. Alle Große sammelten sich hier, und Damen und Herrn machten so viel Lärm und Geräusch, daß man den Donner nicht gehört hätte, geschweige das Stück. Nur der Gracioso (spanische Harlekin) konnte dies bisweilen mit seinen Zoten unterbrechen.

Fiat iterum etc.

Am Frohnleichnamstage wurden geistliche Tragödien in den Höfen der Paläste der verschiedenen Präsidenten gegeben, welchen der König und die Vornehmsten des Hofes regelmäßig beiwohnten.

Folgendes war das von jener Dame aufbewahrte Sujet einer jener Tragödien. Die Ritter des St. Jacobs-Ordens waren versammelt. Jesus meldet sich um die Aufnahme in den Orden. Die jüngern Ritter stimmen dafür; die ältern aber stellen den Nachtheil der Aufnahme eines Mannes von bürgerlicher Herkunft vor. St. Joseph, sagten sie, war nur ein gemeiner Zimmermann und die heilige Jungfrau eine Näherin. Indeß erwartet Jesus ungeduldig die Entscheidung. Nach vielen Debatten fällt diese dahin aus: daß seine Aufnahme in den St. Jacobs-Orden abgeschlagen, aber ein neuer, der Christus-Orden (bekanntlich ein Portugiesischer) eigens für ihn gestiftet wird. Und damit endete dann die geistliche Farce! — N.

Das Gränzhaus in Nord-Amerika.

(Beschluß.)

Rebecca und ihr Kind wurden nach dem Dorfe gebracht, welches ihr Gatte, wie sie erfuhr, am vergangenen Abend verlassen hatte. Was mit ihm vorgegangen wußte man nicht; die Bewohner des Dorfs waren durch die Gluth der Feuersbrunst aufmerksam geworden und so schnell wie möglich herbeigeeilt.

Der Gram über den Verlust ihres theuren Gatten und der erlebte Schrecken, zogen über die arme Rebecca ein heftiges Fieber herbei, so daß man an ihrer Erhaltung verzweifelte; aber grade in dem gefahrvollsten Augenblick erschien Eduard wieder in dem Dorfe. Er war auf seinem Heimwege von vier Indianern überfallen worden, einer derselben entriß ihm seine Büchse, während ein zweiter ihm mit seinem Tomahawk einen so furchtbaren Schlag versetzte, daß er bewußtlos zu Boden stürzte. — Als er wieder zum Leben erwachte, lag er mit gebundenen Händen unter einem Baume; ein Indianer stand Wache haltend neben ihm. Er sah ein daß Flucht unmöglich sey und ergab sich in sein Schicksal. Mit Tagesanbruch kehrten die übrigen drei Indianer zurück, besprachen sich mit dem bei Eduard gebliebenen, und machten sich dann mit ihrem Gefangenen eilig auf den Weg. Eduard bemerkte daß ihn einer der Indianer aufmerksam beobachte; endlich am vierten Tage als sich dieser Wilde allein mit dem Gefangenen befand, befragte er denselben durch Zeichen über die Lage und das Nähere seiner Wohnung. Eduard zeichnete mit einer Kohle die Umrisse seiner kleinen Anpflanzung und seines Hauses, wobei er auch den Kastanienbaum nicht vergaß. Der Indianer blickte schweigend auf die Skizze seines Gefangenen und dieser dachte nicht mehr daran. Früh am andern Morgen aber ward er durch den Wilden geweckt, welcher ihm ein Zeichen gab ihm zu folgen. Eduard gehorchte und wanderte mit ihm zwei Tage lang, bis er sich plötzlich an den Ufern des Merrimacks befand. Der Wilde deutete nunmehr nach der Richtung hin wo das Dorf lag — und war im nächsten Augenblick verschwunden.

Es ist wohl kaum nöthig zu berichten, daß die Wiedererscheinung des geliebten Gatten, auf Rebeccas Gesundheitszustand vortheilhafter einwirkte, als sämmtliche Arzeneien des ehrlichen Dorfmedicus; sie war nach kurzer Zeit völlig wieder hergestellt. Das Betragen der Indianer erregte die Neugier aller Dorfbewohner, während einer langen Zeit aber blieb die Sache räthselhaft; erst nach vielen Monaten klärte ein Indianer, welcher englisch sprechen konnte, das Geheimniß auf.

Einige Jahre vor Rebeccas Verheirathung war ein Indianer mit seinem Weibe und seinem Kinde in das Haus ihres Vaters gekommen, und hatte dort um Speise und Trank gebeten. Rebeccas Aeltern waren abwesend und sein Knecht wollte den Indianer mit rauhen Worten abweisen, Rebecca aber schlug sich ins Mittel und bestand darauf daß die Fremdlinge gastfrei behandelt werden sollten. Sie setzte diesen Speise und Trank vor, nahm das Kind der Wilden auf den Arm und reichte ihm selbst zu essen. Dieser Ausübung der Pflicht der Menschlichkeit verdankte Rebecca ihre Rettung, so wie die ihres Kindes und ihres Gatten.

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die Gräfin und ihre Freier.

(Fortsetzung.)

Der erwählte Abend erschien; das Fest war prachtvoll und glänzend. Alles Vornehme und Schöne in Mailand strömte dort zusammen. Die Probezeit war jetzt vorüber, und die Grafen Calderone und Castelli zeigten sich im vollsten Glanze, von Juweelen strahlend. Aus dem Antlitz des Grafen Barante aber leuchtete die Gewißheit des Sieges. — Der Herzog von Medina Sidonia erschien geschmückt mit allen Spanischen und Italienischen Ordenszeichen, ihm zur Seite aber strahlte ein Juweel, köstlicher und herlicher als je ein Kleinod seine Brust geschmückt — Gräfin Caroline schien an diesem Abend noch schöner, noch anmuthiger als je, und die Ruhe in ihren bezaubernden Gesichtszügen contrastirte seltsam mit der schwankenden Ungewißheit ihrer Bewerber. An diesem entscheidenden Abend, der ihr Schicksal feststellen sollte, verdüsterte keine Wolke ihre edle Stirn, kein Zug des Unmuths umzuckte ihre reizenden Lippen; fröhlich und leicht bewegte sie sich in dem Tanze dahin, jede Sorge schien aus ihrem Gemüthe verbannt.

Endlich ward gemeldet, daß die Abendtafel servirt sey, und der Erzherzog selbst führte die schöne Gräfin von Medina Sidonia zu dem Ehrenplatze. Nach Beendigung des prachtvollen Mahles erhob sich alles; da näherte sich Graf Barante dem Vater seiner Angebeteten, „jetzt die Beweise,“ flüsterte er ihm zu, indem er ihn und die reizende Caroline in ein kleines Cabinett führte wo mehrere Anzüge auf dem Sopha lagen. Der Graf bat seine erlauchten Gäste diese Verkleidungen auf kurze Zeit anzulegen und ihm zu folgen. Er führte sie darauf durch eine Reihe von Gemächern in ein niedriges Cabinet, wo er eine Wandthür öffnete, die auf einen Gang hinausführte, durch den sie in einen an den Palast gränzenden Spielsaal gelangten. Den Spanischen Gesandten und seine Tochter machten die weiten Dominos und die Larven durchaus unkenntlich, und so schritten sie ruhig durch den Saal zwischen die Gruppen der Spieler hindurch, bis sie in einem entfernten Winkel den Grafen Calderone erblickten, der mit einem von Leidenschaft krampfhaft verzogenen Antlitz dastand, den Becher mit den verhängnißvollen Würfeln

in der Hand, mit der Todesangst eines Menschen, dessen ganzes Wohl und Weh von einem einzigen Würfe abhängt. Die Würfel fielen, Calderone starrte hin, und schlug sich dann mit dem Ausruf: „ich bin verloren,“ mit der geballten Faust vor die Stirn. In diesem Augenblick trat der Herzog von Medina Sidonia auf ihn zu — und zog die Maske von dem Antlitz; niedergedonnert stand Calderone da, sein Mitspieler hatte sich schnell zurückgezogen. Noch bevor sich der Graf zu fassen vermochte, hatte sich die Gruppe entfernt, war sie dem Grafen Barante in ein anderes Zimmer des Cassino gefolgt.

Hier bot sich den Eingetretenen eine Scene anderer Art dar; es war ein schwelgerisches Gelag. An dem oberen Ende eines Tisches, rund um den sich trunkene Zecher gereiht hatten, war Graf Castelli so eben im Begriff schon halb berauscht, einen bis zum Rande gefüllten Pokal auf das Wohl der jungen Gräfin von Medina Sidonia hinunter zu stürzen. Er führte mit schwankender Hand das Trinkgefäß an den Mund, lallte ihren Nahmen, und sank von der Macht des geistigen Getränks überwältigt, von dem Sessel hinab zu Boden.

Der Herzog und seine Tochter wandten sich mit Abscheu von dieser Scene hinweg, und ließen sich von dem Grafen Barante schnell wieder zurück in den Palast führen. In dem Cabinette des Letzteren angelangt, wandte sich der Graf an den Herzog mit folgenden Worten: „Erlauben mir Ew. Exellenz, Sie jetzt an die Erfüllung Ihres Versprechens zu mahnen, ich bitte um die Hand Ihrer reizenden Tochter.“

Der Herzog deutete schweigend auf einen jungen Mann, welcher in einer Ecke des Cabinetts an einem Tische saß.

„Das ist mein Secretair,“ fuhr Barante fort, „ich habe ihn absichtlich hieher beschieden, damit er die Punkte des Ehecontracts aufsetze.“

Der Secretair erhob sich rasch von seinem Sitze, und bat den Herzog seine Unart zu entschuldigen, versichernd, er habe sich grade in ein wichtiges Geschäft vertieft gehabt und seine Ankunft nicht bemerkt. „Ich war,“ sprach er, „grade beschäftigt, einige Verse abzuschreiben, welche Ew. Exellenz vielleicht zu sehen wünschen, da sie zu Ehren Ihrer erlauchten Tochter abgefaßt wurden.“

„Sie dichten also?“ fragte der Herzog.

„Sie sind nicht von mir,“ versetzte der Secretair, „der Gegenstand ist zu erhaben für mich — Sie sind von dem Grafen Barante.“

„Wie der Graf ein Dichter?“ fragte erstaunt der Spanische Gesandte.

„Allerdings,“ lautete die Anwort, „der Herr Graf hat sich während der letzten Monate der Dichtkunst hingegeben, und mehrere treffliche Sonnette zur Ehre der jungen Gräfin von Medina Sidonia verfaßt.“

Barante näherte sich jetzt der jungen Gräfin und während er ihr seine Leidenschaft für sie mit dringenden Worten zuflüsterte, nahm der Herzog die Verse überflog sie, und legte sie dann wieder auf den Tisch mit einem Lächeln, welches zu verkünden schien, daß er den Verfasser eben nicht dem Patrarca gleichstelle.

„Vielleicht finden Ew. Exellenz an den kritischen Bemerkungen des Herrn Grafen mehr Gefallen,“ sprach der Secretair, indem er dem Herzog ein anderes Blatt überreichte, „derselbe hat sich auch in diesem Fache ausgezeichnet.“

Der Spanische Gesandte nahm das Papier und las es. O Himmel es war eine sehr scharfe, beißende Kritik einer politischen Broschüre, welche er selbst vor Kurzem verfaßt und anonym herausgegeben hatte. Der Verfasser war in dieser Beleuchtung derb mitgenommen, und als ein geschmackloser lächerlicher Scribler hingestellt. Ein Spanischer Grande kann verzeihen, ein Diplomatiker kann vergeßen, ein Autor verzeiht nie, wenn seine Eitelkeit verletzt worden. Der ganze Zorn des Herzogs brach hervor, und mit heftigen Worten machte er demselben gegen den gräflichen Kritiker Luft, während der Secretair klüglicher Weise unbemerkt das Zimmer verließ.

Graf Barante war nicht der Mann Schmähungen geduldig zu ertragen, die Degen entflogen der Scheide, und der Schreckensruf der jungen Gräfin brachte alle Bewohner des Palastes auf die Beine. Die Grafen Calderone und Castelli eilten ebenfalls herzu. Der Kampf hielt natürlich inne, es kam zu gegenseitigen Erklärungen, und die gräflichen Freier sahen jetzt zu spät ein, daß sie, wahrscheinlich durch Verrath zu allerhand Thorheiten verleitet worden waren.

(Beschluß folgt.)

Räthsel.

Ich komme schmerzenlos, doch langsam in die Welt;
Mein Vater läßt mich gern entführen.
Werd' ich gehängt, sollt' ihn mein Schicksal rühren.
Wißt aber, daß ihm's wohlgefällt;
Doch leb' ich, ohne zu veralten,
Jahrhunderte, zeig' Unmuth ohne Pein,
Und Frohsinn, ohne froh zu seyn.
Wer mich besucht, kann weder Ja noch Nein,
Nicht einen Blick von mir erhalten.
Reich oder einfach sey mein Kleid,
Nie fröhn' ich neuern Moden künftig.
Oft werden Küsse mir geweiht;
Allein, gefühllos, unvernünftig,
Erwieder' ich's nie. Bin gut ich, oder schlecht,
Trifft meinen Vater nur Lob oder Schimpf mit Recht.
Ich bin allein bei Reichen zünftig.
Oft räumt man mir die schönste Wohnung ein;
Oft birgt mich nur ein dunkles Kämmerlein.

Auflösung des Räthsel in No. 134.

Schlüssel.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Lübeck, Anfangs December.

Daß in unserer alten Hansestadt trotz der vielfachen entgegengesetzten Behauptungen, die Kunst noch immer Anklang findet, wenn sie nur vom ächten Klange ist, hat sich neuerdings bewährt; der brave siebzehnjährige Pianist, Aloys Taufig, kam über hier um einem ehrenvollen Rufe nach Schwerin zu folgen. Der junge talentvolle Künstler spielte in einigen Privatzirkeln, und der Ruf von seiner wahrhaft seltenen Virtuosität verbreitete sich so schnell durch die ganze Stadt, daß er von vielen Seiten aufgefordert wurde ein Concert zu veranstalten, welches er denn auch am 28sten November vor einem so überfüllten Saale gab, daß die Einnahme des Concerts, in Lübeck etwas Unerhörtes, gegen 600 Mk. betrug. Ueber die treffliche Leistung des bescheidenen Jünglings sage ich Ihnen nichts. Sie haben ihn dort gehört, und wissen welch' ein großes Talent in ihm wohnt. Der junge Concertgeber ward von zwei Mitgliedern unseres Theaters, den Herren Stürmer und Herdort, von Ersterem sehr gut, von Letzterem aber sehr mangelhaft, unterstützt. Stürmische und einstimmige Beifallszeichen belohnten das Meisterspiel des jungen Virtuosen, welcher jetzt bereits nach Schwerin abgegangen ist, hier aber recht freundliche Erinnerungen zurückgelassen hat. Er hat hier auch noch in der trefflichen Hellanstalt des Herrn Dr. Leithof gespielt, wo seine Zuhörerschaft aus lauter jungen Damen bestand, welche der Leistung des jungen Tonkünstlers die lebhafteste Aufmerksamkeit schenkten.

Rücksichtlich unseres Theaters will ich schweigen, das heißt Nachsicht üben. Wie tief Thalens Kunst hier gesunken, davon konnen Sie sich keinen Begriff machen. Ein Fremder, welcher neulich der Darstellung der Jungfrau von Orleans beiwohnte, war der Meinung daß eine Parodie dieser Tragodie vor ihm aufgeführt wurde. Dazu sprechen unsere Schauspieler noch höchst ungrammatikalisch *) kurz alles ist so unterirdisch, daß man sich nicht wundern kann, wenn das Schauspielhaus verödet steht. Einiges Leben hat indeß jetzt in den Bühnenbesuch die Anwesenheit der berühmten Athleten Laurnee und Tedissa gebracht, deren Leistungen Beifall finden und ihn auch verdienen.

Adio für heute!

*) Das thun sie anderswo auch!

Der gute ehrliche
Gottlieb Koke,
Setzer der Originalien.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Das am 5ten dieses hier zum Ersten- und zum Letztenmal gegebene fünfaktige Lustspiel «die Auswanderer am Ohio» von Clemens Gerke, haben wir vor der Aufführung gelesen; da wir aber leider der Wahrheit gemäß bekennen müssen, daß wir nach Durchsicht desselben den ungünstigen Erfolg voraussahen, so hielten wir es dem Interesse des Verfassers nicht angemessen, im Voraus durch einige Worte die Erwartung des Publikums noch höher zu steigern. Es ist diesem Lustspiele eine recht hübsche Charakteristik nicht abzusprechen; auch ist es weder arm an Witz, noch sonst an guten Einfällen; die Dürftigkeit der Handlung aber, die darin herrschenden Längen und Breiten, mußten diesem Drama den Stab brechen. Ob übrigens dieser erste dramatische Versuch eines Schriftstellers, der durch mehrere andre Arbeiten seine Originalität unwiderlegbar dargethan hat, nicht mehr Nachsicht verdient hätte, ist eine Frage die wir gern bejahen: wie wir es denn auch keineswegs billigen daß die Direction am Schlusse über die Insecensetzung dieses Dramas gewissermaßen zur Rechenschaft gezogen worden; es sind weit werthlosere Erzeugnisse als das wovon hier die Rede ist, über die hiesige Bühne gegangen, ohne daß sich das Publikum eine solche Rüge erlaubte. Ob ein Stück gefallen wird oder nicht, darüber kann selbst der Bühnenkundigste nicht mit Gewißheit entscheiden, und der Umstand, daß dies Lustspiel von mehreren bedeutenden deutschen Bühnen, nahmentlich von dem K. Hoftheater zu Hannover ebenfalls zur Darstellung angenommen, rechtfertigt vollkommen, daß die hiesige thätige Direction es zur Aufführung brachte.

Die Darstellung war größtentheils ausgezeichnet, und den Mitwirkenden kann das unglückliche Resultat keineswegs zur Last gelegt werden. Unser Döring führte den ästhetischen Schneebesen im Braunschweigischen Dialekt ganz vortrefflich und mit der größten Consequenz durch, so daß auch in seiner heutigen Leistung der bedeutende, wahrhafte Künstler unverkennbar war. Warum er uns aber an diesem seinen Benefiztage, nicht lieber eines jener klassischen Gebilde vorführte, über welche sein herlicher Genius zu gebieten vermag, und worin er den Schatz seines reichen Talents noch besser entfalten konnte, ist uns unbegreiflich. Nächst ihm müssen wir rühmend unserer verdienstvollen Mad. Fischer gedenken, welche den Charakter der Mad. Kregel durchaus richtig aufgefaßt hatte, und ganz vorzüglich gut zur Anschauung brachte. Ein Gerücht verlautet, daß diese wackere Künstlerin sich wegen Verlangerung ihres Contracts mit der Direction noch nicht verglichen habe, wir wollen herzlich die Beseitigung dieser Differenzen wünschen damit uns eine Darstellerin erhalten bleibe, welche bereits seit einer Reihe von Jahren zu den besten und nützlichsten Mitgliedern unserer Bühne gehört.

Mad. Döring gab die heirathslustige Erispine ganz allerliebst und hatte sich mehrmals einer beifälligen Anerkennung zu erfreuen. — Herr Burmeister (Fasel) war heute sehr brav, und zu der niedlichen Dlle. Lammersdorf als Henriette, würden sich gewiß viele Käufer gefunden haben, wäre aus dem Handel Ernst geworden. Herr Lenz als Plantagenaufseher Wolf, war heute wieder sehr unverständlich und Herr Raeder schuf aus dem Gottlieb Kregel eine wahrhafte Karrikatur. Herr Fehringer (Major Neumann) brachte seine Worte viel zu polternd heraus, Madame Lenz als Madame Ivar zu lobn.

Dlle. Muzzarelli setzt ihr Gastspiel mit dem glücklichsten Erfolg fort und gewinnt mit jeder Darstellung immer mehr Terrain auf unserer Bühne, ihre Wiederholung der Zerline im Don Giovanni am 4ten dieses, fand lauten wohlverdienten Beifall; auch ward sie am Schlusse einstimmig hervorgerufen. Am 5ten dieses gab sie die Zerline im Don Juan, in welcher Parthie sie ebenfalls nicht nur eine wunderliebliche Erscheinung war, sondern sich auch durch ihr graciöses, anmuthiges Spiel und ihren ansprechenden Gesang laute ungetheilte Anerkennung erwarb. Dlle. Muzzarelli ist vor der Hand für einen zweiten Cyclus von Gastrollen gewonnen worden.

Sonnabend, den 9ten December: Unbestimmt.

Druckfehler.

In No 145 in dem Gedicht: «des Lebens Eilfahrt» Strophe 3 Zeile 6 lese man Selbstvereinigung statt Selbstvereinigung. — Und Strophe 5, Zeile 5, «Und den strengdekämpften Sinn, statt: Und ein u. s. w.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 148 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Seelen-Cultur.

Willst Du, edlerer Natur,
Fromm bestellen Deine Flur,
Hohen Lohn und reiche Gaben
Von der schweren Arbeit haben;
Landmann! scheu' dann keine Noth,
Und — im Schweiße iß Dein Brodt!

Treib' es nie mit Uebermuth,
Geht das auch bisweilen gut!
Führ' die höh're Wirthschaft wacker!
Sich'ren Lohn verspricht der Acker.
Folge stets Vernunft und Pflicht;
Reiche Erndte fehlt dann nicht!

Ist Dein Grundstück groß? Ist's klein?
Welchen Standpunkt nimmst Du ein?
Sorge nur Dich selbst zu kennen,
Und genau wirst Du mir nennen,
Wie viel' Morgen, wie viel' Last
Du auf Deinem Antheil hast!

Anders hat der Herr sein Feld,
Anders hat's der Knecht bestellt.
Bettler-Stab und Scepter werden
Kett' und Maaßstab hier auf Erden;
Glücklich, wer den Antheil ehrt,
Den der Himmel ihm bescheert!

Seelen-Adel lohnt gar sehr!
Ist Dein Boden fett und schwer?
Bohrt der Pflug durch steinicht Lager?
Ist der Boden dürr und mager?
Ach! verzweifle nur nicht gleich!
Gott macht Felsen-Herzen weich.

Pflüg' beharrlich, egg' nur zu,
Landmann, laß' Dir keine Ruh!
Wär' der Grund auch noch so trocken,
Wächst noch wohl ein Bischen Roggen!
Roher Leidenschaften Thon
Mildert die Erfahrung schon!

Eingetheilt nach Sitt' und Brauch,
Sey Dein Seelen-Acker auch!

Sorg' nur für gebahnte Wege,
Legst Du so Dein Feld in Schläge!
Klug bestimme Dein Gespann:
Ordne Deinen Lebensplan!

Nur nach fleißiger Cultur
Aeußert dankbar sich Natur.
Hacke tief, kehr' um den Schollen,
Bilde Dich durch ernsthaft Wollen;
Wende den verdorb'nen Sinn,
Und das Unkraut welkt dahin!

Furchen zieh', wär' dürr die Au'!
Wehmuth spendet Himmels-Thau.
Darbt die Flur, o! still' ihr Sehnen,
Und beriesle sie mit Thränen!
Furchen in der Seele nur
Zeigen bitt'rer Reue Spur.

Doch, vor Allem, frisch und rein,
Edel soll die Aussaat seyn!
Wissen mag Dir Glück erwerben;
Hoffnung läßt Dich ruhig sterben;
Seelig wirst Du in der That,
Keimt die schöne Glaubens-Saat!

Doch — was seh' ich? — Grün das Feld?
Ha! der Grund ward gut bestellt!
Landmann, das that Gottes Segen,
Er gab Sonnenschein und Regen.
Bald in königlichem Staat
Wogt die goldgereifte Saat!

Schwere Halme! — Reicher Lohn!
Sieh' — der Schnitter naht't sich schon!
Hurtig! öffnet weit die Scheune!
Her, den Kranz, den Schmuck der Zäune!
Denn das Erndte-Fest ist nah':
Todtengräber, ich bin dä!

Stierling.

Das Opfer der Convenienz.

Novelle.

I.

„O Mutter wie war sie so schön!"

„Ja, ja, Kind," erwiderte die betagte Matrone, indem sie den Faden fahren ließ, so daß das Ohr das Geräusch des Spinnrads nicht mehr vernahm, das sie von frühem Morgen an unter den grünen Eichen bewegt hatte. „Ja, ja, schöne Federn machen schöne Vögel. Wie war sie denn gekleidet?"

„Das weiß ich nicht," entgegnete das Kind, „ich habe ihr nur ins Gesicht geschauet. Ich wäre glücklich wie eine Königin, könnt' ich immer in ihrer Nähe seyn."

„Es wäre wahrlich Sünde, Dir nicht dieses Glück zu verschaffen," sprach plötzlich eine süße weiche Stimme; die Büsche von wilden Rosen wurden zurückgebogen und eine reizende Jungfrauengestalt erschien. „Du würdest Dich also glücklich wie eine Königin fühlen, wenn Du stets bei mir wärst?" fragte die Fremde; „ich selber werde dermaleinst eine Königin werden — wenigstens verkünden mir alle Wahrsager ein solches Loos. Was sagt Ihr dazu, gute Mutter, wollt Ihr das kleine Mädchen mir anvertrauen?"

Mimis Gesicht strahlte vor Entzücken; sie blickte bald auf die schöne Unbekannte, bald auf die betagte Großmutter, und eine immer höhere Gluth färbte ihre kindliche Wange.

„Ich will die größte Sorge für sie tragen," fuhr die junge Prinzessin fort, „sie soll meine kleine Kammerzofe werden, ich weiß nicht wie es kommt, aber ich fühle mich zu der Kleinen hingezogen." So sprechend fuhr sie mit der Schwanenhand über die blonden Locken, welche dem Kinde über den von der Sonne gebräunten Nacken hinabwallten.

„Leute Eures Schlages haben so ihre Launen," versetzte die Alte, „aber dem sey wie ihm wolle, Ihr könnt sie haben, wenn Ihr wollt. Ich freue mich, von der Last befreit zu werden, — ich bin zu alt um noch für Andere, als für mich selbst zu arbeiten; auch hoffe ich, Ihr werdet mir etwas dafür zahlen, daß sie Euch dient; denn ich bin alt und arm."

„Mit tausend Freuden!" rief die Prinzessin, löste die reichgestickte Börse von ihrem Gürtel, nahm einige Goldstücke heraus und reichte sie der Matrone, welche sie ohne zu danken empfing, sie einen Augenblick lang in der Sonne flimmern ließ und sie dann zu sich steckte. „Das Kind möge für sich selbst reden," sprach sie alsdann. „Sag' an Mimi, willst Du mit der Prinzessin ziehn?"

Die einzige Antwort des Kindes war, daß es freudig sein Händchen in die Hand der Unbekannten legte und ihr ins Antlitz schauete.

„Schweigen heißt einwilligen," sprach Sophie; denn es war die Prinzessin von Celle, die Verlobte des Kurfürsten von Hannover, welche wir unseren freundlichen Lesern vorgeführt haben. „Ich werde sie also mit mir nehmen, und da wir hier noch einige Stunden verweilen, so kann ich sie noch vor unserer Abreise zierlich herausputzen lassen." Sie neigte sich und küßte die Kleine auf die Stirn.

„Sie geht also von mir — wie mich ihre Mutter vormals auch verlassen hat," nahm jetzt die Alte wieder das Wort. „Ihr aber, die Ihr reich und anmaßend seyd, wähnt daß ein Paar schöne Worte und ein Paar elende Goldstücke hinreichen, mir das Kind meines Alters zu rauben. Nicht denkt Ihr daran, wie traurig es für mich seyn wird, allein

unter diesem alten Baume zu sitzen. Aber es gilt gleichviel — undankbar sind sie Alle! Ich weiß nicht, ob die Flüche Gewalt haben; in den nächsten langen einsamen Winterabenden aber werde ich Zeit haben sie auszusprechen." —

Sophie erschrack über die Heftigkeit der Matrone, und die kleine Mimi schmiegte sich zitternd an sie. Einen Augenblick lang zögerte die Prinzessin, aber die Angst in den Zügen des Kindes bestimmte sie. „Ich wollte Euch nicht kränken, gute Mutter," erwiderte sie mit ihrer lieblichen Stimme, „ich handelte unbedacht, indem ich verlangte, Ihr solltet Euer Kind einer Fremden anvertrauen, aber ich werde die Kleine recht freundlich, recht liebevoll behandeln, und auch schon von ihr erfahren, wie ich Euch helfen kann."

Diese Worte und der sanfte Blick der sie begleitete, machten Eindruck auf die Matrone, und ihre bisher strengen Züge nahmen den Ausdruck des tiefsten Trübsinns an. „Ich war es die unrecht hatte," sprach sie, „ich sollte Gott danken, daß die Waise eine Beschützerin fand, bitter wenig konnt' ich für sie thun — und wenn ich sterbe sie müßte verhungern. So nehmt sie also hin — ich kann allein sterben." Nach diesen Worten wandte die Alte sich ab und begann ihr Spinnrad zu drehen. Die Prinzessin aber gewahrte, daß in den Augen der Matrone große Thränen glänzten, welche sie zu stolz war, fließen zu lassen.

„Soll ich Euch das Kind lassen?" fragte die Prinzessin.

„Nein, nein," rief heftig die Alte. „Seht Ihr nicht, wie sie sich ängstlich an Euch schmiegt, nehmt sie mit Euch, gebt Ihr Leckerbissen und schöne Kleider, bei mir hat sie nicht viel mehr als harte Worte und Schläge bekommen." — Sie wandte sich wieder zu ihrem Spinnrade, aber der Kampf war zu schwer für sie — sie brach in Thränen aus.

(Fortsetzung folgt.)

Vergißmeinnichtblätter auf 1838.

Die Gräfin und ihre Freier.

(Beschluß.)

Da öffnete sich plötzlich die Thür, ein Mönch schritt näher bis in die Mitte des Kreises, und sichtbar war Calderonens Bestürzung. „Wird Graf Calderone leugnen, daß er noch in dieser Nacht dem Laster des Spieles fröhnte?" fragte der Geistliche.

„Elender, Du hast mich dazu verlockt," tobte der gräfliche Spieler.

„Gebt Eure Ansprüche auf die junge Gräfin Medina Sidonia auf," fuhr der Mönch fort, „und ich vernichte diesen Schuldschein den Ihr mir für die von Euch gewonnene Summe ausgefertigt." — Calderone erfaßte krampfhaft das Document und stürzte zum Zimmer hinaus.

Der Mönch richtete alsdann sein großes schwarzes Auge auf Castelli. Der Graf war jetzt nüchtern geworden und erwiderte den Blick mit stolzer Verachtung. „Mönch," drohte er, „Du magst Dein Spiel mit Thoren treiben, hüte Dich aber es bei mir zu versuchen. Ich gebe mein Wort, den Burschen nie gesehn zu haben.

Ein Lächeln überflog das Antlitz des Mönches, als er jetzt seine Capuze zurückschlug und der Graf den gewandten Schauspieler erkannte der ihn auf seiner Villa beluſtigt hatte. „Wie, was!" tobte der Graf, „was führt Dich hieher, Schurke?"

„Das Verlangen, mich zu überzeugen, ob Ihr auch in Mailand das wilde Leben fortsetzen würdet, dem Ihr Euch auf Eurer Villa hingegeben," versetzte Allegranti. — Der Graf fuhr wild auf und wollte auf den Versucher eindringen, die Anwesenden aber traten dazwischen, und überzeugt daß die schöne Caroline doch auf immer für ihn verloren sey, schlich er beschämt von dannen.

„Und wie denkt Ihr denn jetzt mit mir abzurechnen?" fragte Graf Brabante stolz, nachdem er sich von seinem Erstaunen einigermaßen erholt hatte. „Ihr habt ein Paar Thoren vertrieben, aber gebt Antwort, mit welchem Rechte betratet Ihr meinen Palast?"

„Ich erschien hier auf das Verlangen des Grafen Barante?" sprach der vermeintliche Mönch, er warf die Kutte von sich, fuhr einigemal mit der Hand über sein Antlitz, und der Secretair von vorhin stand vor dem Staunenden da.

„Was Teufel ist das?" wüthete Brabante, „welch ein Betrug? Und die Hand an den Griff seines Degens legend fragte er im höchsten Zorne: „Wer bist Du, sprich?"

Diese Frage ward auch von dem Herzoge wiederholt; die Augen der reizenden jungen Gräfin von Medina Sidonia aber strahlten jetzt im schönsten Glanze.

„Hierauf bin ich Ew. Excellenz allerdings die Antwort schuldig," versetzte der junge Mann mit erglühendem Antlitz, zum Herzog gewandt. Ich bin Graf Oracio de Gusmann, Ihr Anverwandter, und gleich Ihnen ein Abkömmling des edlen Geschlechts Sidonia. Ich liebte Ihre Tochter, um mich aber zu überzeugen, ob ihr Herz sich auch zu mir neige, folgte ich ihr nach Mailand. Ich erfuhr dort daß sie von drei Freiern, sämmtlich reicher als ich, einen wählen solle; ich suchte diese unter verschiedenartiger Verkleidung auf, und bemühte mich ihre Bewerbung um die Hand meiner angebeteten Caroline, welche um mein Vorhaben wußte und es billigte, zu vereiteln indem ich sie zu neuen Thorheiten verleitete. Ob mein Plan gelungen, mögen Ew. Excellenz entscheiden."

Der Herzog stand nach diesen Worten unentschlossen da, er blickte bald auf den jungen schönen Verwandten, bald auf die liebliche Tochter, bald auf den Grafen Brabante. Als nun aber die reizende Caroline, welche bei der Rede des Geliebten mit niedergesenktem Blick dagestanden hatte, sich jetzt mit hochglühendem Antlitz an die Brust ihres Vaters warf,

und ihn mit flehendem Blick beschwor, sie und den theuren Geliebten durch seine Einwilligung zu beglücken, da konnte er dem Verlangen seines angebeteten Kindes nicht länger widerstehn. Er vereinte die beiden Liebenden, deren Vermählung schon nach wenigen Wochen in dem Palaste des Grafen Brabante gefeiert wurde, denn hierauf bestand derselbe ausdrücklich, indem er, da in Betreff Carolinens nichts mehr für ihn zu hoffen war, es als kluger Diplomat für das Rathsamste hielt, zum bösen Spiele gute Miene zu machen.

Gedanken.

Wenn die Linie, welche das Laster von der Tugend trennt, sichtbar gezogen wäre, sie würde bald verwischt werden, so viele Menschen tummeln sich auf derselben herum.

Wie viel Nebel, Dunst und Lärm umgiebt die Religionen welche die Menschen für Gott machen! Wie klar, gesegnet und schön ist die Religion die Gott für die Menschen machte.

Verläumdung ist eine Zusammensetzung von Wahrheit und Lüge, von der Bosheit gemischt.

Sylbenräthsel.

Erholung bringt nach arbeitsvollem Tage
Dem Geist oft meiner Sylben erste Paar;
Doch Vielen wird's die Quelle bitt'rer Klage,
Und bringet Glück und Leben in Gefahr.
Es führet Könige im Waffenkleide,
Und Damen, unser flücht'ges Glück zu baun;
Von reinem Gold und Silber ein Geschmeide
Erhalten sie durch thöriges Vertrau'n.
Dem Auge zeigt's im festbestimmtem Saume
Oft Städte, Länder, Berge, Thäler, Meer,
Umschließt das Größte in dem engsten Raume,
Die Erd', den Himmel und das Sternenheer.
Zur dritten Sylbe eilet man mit Freuden,
Steht gastlich sie uns da im Heimathland;
Sie schützt vor Regen, Sturm, Gefahr und Leiden,
Sie ist's, wo jeder stille Freuden fand.
Dem glänzt's auf Säulenreihen zum Vergnügen,
Der hat es in die Erde sich erbaut,
Der führt es mit auf allen seinen Zügen,
Der hat mit ihm dem Meere sich vertraut.
Im Ganzen hat noch keiner Schutz gefunden;
Ein sprechend Abbild der Vergänglichkeit,

Das du in früher Jugend goldnen Stunden
Aus Lust gebaut, zerstöret und erneut.
Doch wandelst weislich du das erste Zeichen,
Gibt's Obdach dir auf heitrer Blumenflur,
Wo Zwang und Wintergrillen bald entweichen;
Es bietet reine Freuden der Natur. R.

Auflösung des Räthsels in No. 147.
Das Portrait.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Nach dem gewaltigen Wirrwar am Dienstag Abend, in unserm Stadttheater, war daselbst am Mittwoch schon wieder ein Wirrwar, aber diesesmal ein freundlich willkommner, der nicht von einem wild bewegten Publikum, sondern von dem alten, längst schon dahingeschiedenen Kotzebue erregt worden ist. Wenn ein Lustspiel wie das eben genannte, den Zuschauer ganz befriedigen soll, so sind, außer den Erfordernissen eines jeden Stückes, zwei Dinge besonders nothwendig, ein fröhliches lachendes Publikum, und ein gefülltes Haus. Wo diese beiden Requisiten fehlen, wie es leider am Mittwoch der Fall war, wird ein gewissermaßen unheimlicher Eindruck verursacht, wenn auf der Bühne Alles berechnet ist, das Lachen zu erregen, und nun in dem weiten leeren Hause, die Zuschauer nur vereinzelt dasitzen mit ernstem Gesichte das hinnehmend, was ihnen die heitre Thalia darbietet. Herr Döring spielte den Herrn von Langsalm. Er war brav in Geberde, Maske und Spiel, nur schien es uns, als ob er entweder im Anfange etwas zu schlaftrunken, oder am Schlusse etwas zu munter war. Herr Brüning dewies als Fritz Hurlebusch sein Talent für die Darstellung leichter windiger Characteren, doch hätten wir ein bischen mehr Schattirung in seiner Leistung gewunscht. Daß Maupertuis zu einem Maupertius umgeschaffen wurde, rührte wohl nur aus einem augenblicklichen Irrthume her. Für die Rolle des Selicour ist Herr Burmeister keineswegs geeignet, und es gelang ihm nicht den feinen Lebemann aus der Residenz darzustellen. Herr Schäfer der den Major von Langsalm spielte, hätte eine mehr militairische Stimme annehmen, und eine gewisse Weichlichkeit, denn anders wird man es nicht wohl nennen können, verbannen sollen. Mad. Lenz wußte sich mit der Parthie der Doris, die ganz in ihrer Sphäre liegt, gut abzufinden, und auch Dem. Spahn zeigte durch ihre gelungene Darstellung der anspruchslosen Babet, daß bei fortgesetztem Eifer, recht viel Schönes von ihr erwartet werden dürfe. Mad. Marschall, welche die Frau von Langsalm gab, schien heute nicht mit rechtem Eifer zu spielen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 11ten December: „Faust," Tragödie in 6 Abtheilungen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 149 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Das gewandelte Herz.

Eine wahre Begebenheit.

Ein junger Mann, den wir Wendler nennen wollen, und dessen begüterter Vater noch jetzt zu ** lebt, hatte sich dem Studium der Arzeneikunst hingegeben, und in demselben bereits bedeutende Fortschritte gemacht. Neben dem Hospital, in welchem er ein Clinisches Collegium hörte, und wo er einen großen Theil seiner Zeit zubrachte, befand sich eine Irrenanstalt, eine Privatunternehmung, in welcher geisteskranke Personen verpflegt wurden, und deren Garten von dem des Hospitals nur durch eine nicht gar hohe Mauer getrennt war. Eines Tages als Wendler sinnend in dem Garten umherschlenderte, vernahm er plötzlich von jenseits der Mauer herüber, ein schwermüthiges Lied, welches von einer weiblichen sanften, fast zitternden Stimme gesungen wurde. Neugier trieb ihn an, die Sängerin zu betrachten, er schwang sich hinan bis zu einer Oeffnung in der Mauer, und erblickte nunmehr unten eine reizende Jungfrau, welche dem Trübsinn hingegeben, unter einem Baume saß, und während ihres melancholischen Gesangs eine Rose zerpflückte.

Als sie ihr liebliches Antlitz hob und den Fremden erblickte, lächelte sie freundlich und winkte ihm von der Mauer herab zu ihr zu kommen. Wendler sann nur einen Augenblick nach über die Folgen eines solchen Schritts, dann schwang er sich rasch über die Mauer und saß im nächsten Moment ihr zur Seite. Ihre Seele schien sich in dem Zustande vollkommner Einfalt zu befinden, es war als ob ihre Geist.sverwirrung ihr die ganze Lieblichkeit eines Kindes wiedergegeben hätte; und als sie ihr dunkles, ausdrucksvolles Auge auf ihn richtete, schmeichelte und liebkos'te sie ihm, während sie ihr schwermüthiges Lied sang. — Ueberrascht von der Neuheit dieser Lage, und angezogen von der Schönheit des hülflosen unschuldigen Geschöpfs neben ihm, verweilte Wendler so lange, bis er befürchten mußte, daß sein längeres Bleiben seine Anwesenheit hier verrathen könne. Auch versprach er der armen Geisteskranken auf ihre Bitte recht bald wieder zu kommen.

Schon am folgenden Tage fand er sich an derselben Stelle ein, das reizende Mädchen harrte dort bereits seiner, und versicherte daß sie schon recht lange ihr Lied gesungen habe, um ihn von ihrer Anwesenheit zu benachrichtigen. Wendler suchte jetzt etwas über sie und über die Ursache ihrer Geistes.verwirrung in Erfahrung zu bringen, seine Bemühungen in

dieser Rücksicht aber blieben fruchtlos, oder ihre Aeußerungen waren wenigstens so unverständlich, daß kein Sinn daraus zu ziehen war. Sie lachte und seufzte, und sang und weinte untereinander, bis es Zeit war, daß Wendler sich entfernen mußte. Bis auf diesen rastlos wechselnden Gemüthszustand verrieth nichts ihre Geistesverwirrung.

Wendler empfand, wenn er sich bei dieser Leidenden befand, ein Gefühl, welches er bisher nicht gekannt hatte; sie schien ihm ein Kind der Natur, begabt mit allen Reizen der Lieblichkeit, welche jene nur zu spenden vermag. Sie schien kein von der Vernunft verlassenes Wesen, sondern ein Geschöpf welches nie mit der Welt gelebt hatte; das in seiner ursprünglichen Unschuld und Liebe nichts von ihren Lastern kannte.

Seine Besuche wurden fast täglich wiederholt, und eben so sehnsuchtsvoll erwartet von seiner interessanten Unbekannten, für die er jedesmal eine innigere Neigung zu fühlen begann; wahrscheinlich ein Resultat der romantischen Umstände welche diese seine Bekanntschaft begleiteten, und des Geheimnißvollen, womit sie unterhalten werden mußte.

Endlich brachten indeß diese Besuche bei der schönen Geisteskranken eine wunderbare Veränderung hervor, sie ward immer ruhiger und ruhiger, und die neue Leidenschaft, welche sich mit jedem Tage bei ihr steigerte, schien der Ursache ihrer Geistesverwirrung entgegen zu wirken. Dieser Gemüthswechsel ward von ihren Hausgenossen bald bemerkt, und ihre Besserung machte so schnelle Fortschritte, daß man sich entschloß der Ursache derselben nachzuspüren und ihre häufigen und langen Besuche im Garten zu beobachten; die Folge davon war, daß die Zusammenkunft der beiden jungen Leute von einem Lauscher entdeckt wurde, welcher sofort den Vorsteher der Irrenanstalt davon in Kenntniß setzte. Der Sache ward nunmehr augenblicklich Einhalt gethan und die Geisteskranke mußte sich von nun an in einem anderen Theile des Gartens ergehen. Diese Maßregel hatte indeß bald nachtheilige Folgen; die Geistesverwirrung der Leidenden nahm wieder zu, und in dem Paroxismus ihres Wahnsinns verlangte sie fortwährend den jungen Mann wiederzusehen.

Man theilte nunmehr ihren Aeltern das Vorgefallene mit, und nach reiflicher Berathung ward beschlossen, daß Wendler ersucht werden solle, seine Besuche zu erneuern.

Er traf sie demnach wieder im Garten an der früheren Stelle und ward von ihr mit der innigsten Freude und mit zärtlichen Vorwürfen über sein langes Ausbleiben empfangen. Er wiederholte jetzt seine Besuche täglich, und diese äußerten eine so schnelle und so günstige Wirkung auf die Kranke, daß dieselbe binnen kurzer Zeit fast gänzlich wiederhergestellt war, und ihre Aeltern den Entschluß faßten, sie aus der Anstalt wieder zu sich zu nehmen.

Eine Familienangelegenheit hatte unterdessen Wendler genöthigt eine kleine Reise zu unternehmen, und während seiner Abwesenheit schien die Besserung des jungen Mädchens rastlos vorwärts zu schreiten; aber seltsam genug, dabei schien ihr Gedächtniß schwächer zu werden, so daß sie den jungen Mann gänzlich vergessen hatte, ja alles was sich während ihrer Krankheit mit ihr zugetragen; so wie alle näheren Umstände ihres Aufenthalts in der Irrenanstalt schienen ganz und gar ihrer Erinnerung entfallen; auch hüteten sich ihre Angehörigen wohl dieselben in ihr Gedächtniß zurückzurufen.

Endlich kehrte Wendler zurück. Er eilte freudig diejenige zu umarmen, deren Andenken nicht aus seiner Seele gewichen war. Die Familie des jungen Mädchens fühlte für ihn die wärmste Erkenntlichkeit, weil sie ihm ihre Wiederherstellung verdankte, und sah demnach dem Resultate ihrer ersten Zusammenkunft mit Wendler mit Besorgniß entgegen. Sie hatte längst aufgehört seinen Nahmen zu nennen, und gab durch nichts zu erkennen, daß sie sich seiner auch nur im geringsten entsinne.

Von der Zusammenkunft, welche jetzt zwischen den beiden jungen Leuten stattfand, erholte sich Wendler niemals wieder. Sie empfing ihn, wie man es erwartet hatte, gleich einem durchaus Fremden, den sie zuvor niemals gesehen, zwar höflich aber mit der größten Gleichgültigkeit; auch verbarg sie ihr Erstaunen nicht, über den Schmerz und die Verzweiflung die er an den Tag legte, als er gewahrte, daß sie sich seiner durchaus nicht erinnerte. Er überzeugte sich bald, daß seine einzige Hoffnung nur noch darauf beruhe, neuerdings zu versuchen, ihr Herz zu gewinnen, dieser Versuch aber schlug fehl; ja, jemehr Aufmerksamkeit er ihr bewies, je kälter ward sie gegen ihn, bis sie ihn endlich sogar mit Widerwillen zu betrachten schien. Ihre Aeltern drangen jetzt in ihn, seine fernere Bewerbung um die Liebe ihrer Tochter aufzugeben, und nach langem Widerstreben willigte Wendler endlich ein, und sagte ihr Lebewohl — auf immer.

Der Würfel seines Schicksals aber war geworfen. Er fühlte daß das Leben ihm keine Glückseligkeit mehr darzubieten vermochte. Endlich verschwand ihm auch der letzte Hoffnungsstrahl durch die Verheirathung seiner Geliebten. Er beschloß nunmehr sein Vaterland zu verlassen, und um sich zu zerstreuen, Europa zu durchstreifen. Wem aber ein wahrhaftes Seelenleiden das Herz bedrückt, dem folgt es überall hin; vergebens stürzte er sich in einen Strudel von Vergnügungen, vergebens warf er sich von einer Gesellschaft in die andere, nirgends nirgends fand er Trost für seinen Schmerz.

Endlich schloß er sich den um ihre Freiheit kämpfenden Griechen an, sein Nahme ist in jener Zeit oft ehrenvoll genannt worden. — Nachdem er sich vielfach durch Tapferkeit ausgezeichnet hatte, ward er im Sommer 1825 auf Morea schwer verwundet; er ward nach Navarino gebracht um dort gepflegt zu werden — aber die Vorsehung hatte hier seinen Erdenleiden ein Ziel gesteckt — nach wenigen Tagen schied aus einer Welt die ihm keinen Frieden mehr darzubieten

vermochte — er starb mit dem Nahmen seiner Geliebten auf den Lippen. L..

Das Opfer der Convenienz.

Novelle.

1.

(Fortsetzung.)

Sophie kannte nicht das menschliche Elend, aber in ihrer Brust schlug ein gefühlvolles Herz. Sie erfaßte die Hand der Alten, aber sie sprach nicht, denn das Geschäft des Tröstens war ihr etwas Neues. „Ach!“ entgegnete die Matrone, indem sie ihre Bewegung niederkämpfte, „Ihr kennt nicht das größte Unglück im Leben — die Armuth! Es giebt viel Elend im Leben, keines aber das diesem gleicht! Die Armuth raubte meinem Gatten das Leben — meiner Tochter die Ehre. Die Armuth machte mir das liebe Kind da zum Fluche, nicht zum Segen. Nehmt es also hin — und der Himmel beschütze Euch Beide.“

Die Prinzessin schwieg einige Augenblicke lang, denn eine bisher ungekannte Gemüthsbewegung hatte sich ihrer bemächtigt. „Mimi,“ sprach sie endlich, „Du darfst Deine Großmutter nicht verlassen, denn sie ist alt und Du mußt ihr Beistand leisten; aber ihr sollt Beide zu mir kommen. Siehst Du die Knospen an diesem Rosenbusch? bevor sie aufblühen bin ich wieder hier um Euch zu holen.“

Sophie küßte das Kind, brach eine der Rosen und entfernte sich.

Jeden Morgen ging Mimi nach dem wilden Rosenstrauche; aber Knospe entfaltete sich auf Knospe und nur drei waren noch nicht aufgeblüht, da wurden eines Tages plötzlich die Zweige zurückgebogen, und die Prinzessin stand wieder vor dem entzückten Kinde. Ein genauer Beobachter würde bemerkt haben, daß das reizende Antlitz der Fürstentochter sich jetzt ein wenig umwölkt hatte. Wirklich hatten vierzehn Tage hingereicht einen Schatten über dasselbe zu breiten.

„Meine Großmutter liegt daheim krank danieder,“ sprach das kleine Mädchen.

„Wir wollen uns nach ihr umsehen,“ versetzte die Prinzessin, und ihrer kleinen Führerin folgend gelangte sie zu einer Scene des Elends, von welcher sie bisher keinen Begriff gehabt hatte. Die niedrige feuchte Hütte hatte nur einen einzigen Raum, durch dessen verfallene Wände der Regen hereingedrungen war. Ein alter Tisch, ein einziger gebrechlicher Stuhl machten das ganze Geräth aus, — ein Bett war nicht vorhanden, und das arme sterbende Weib lag auf Stroh. Sophie schauderte zusammen, so furchtbar bleich war das Antlitz auf welches ihre Blicke fielen.

„Mimi sagte mir, daß Ihr kommen würdet,“ sprach eine hohle dumpfe Stimme, „jetzt kann ich in Frieden sterben.“

Die junge Kurfürstin, denn Sophie war jetzt schon die Gemahlin Georgs von Hannover, kniete neben dem Strohlager nieder. „Der Fußboden ist feucht — Ihr werdet Eure reichen Kleider beschmutzen,“ stammelte die Alte — Ihr junge Dame seht heute bleicher aus, als neulich, ich kenne den Blick der Sorge zu genau, als daß ich mich täuschen sollte. — Ja ja, es ist ein trauriges Leben! Krankheit der Seele — Krankheit des Körpers! Ich sterbe jetzt — und den Sterbenden öffnet sich die Zukunft. Ich sehe kein Glück in Euren trüben blauen Augen, keinen Frieden in der stets wechselnden Farbe Eurer Wangen. Aber es lebt ein Gott dort oben in dem Himmel — ist die Prüfung schwer, ist auch der Lohn herrlicher — in diesem Glauben will ich sterben. Tritt näher zu mir heran, Mimi; folge der theuren Unbekannten, der ich Dich hiemit übergebe, — sie wird Deiner Liebe bedürfen.“

Die Stimme der Sterbenden ward zum leisen unverständlichen Gemurmel. Ein Windstoß stieß die Thür der Hütte auf. — Die Sonnenstrahlen drangen hell herein — die Kurfürstin blickte auf die starren Züge einer Leiche.

2.

Singe mir diesen Abend keine solchen Lieder mehr Mimi,“ sprach die Kurfürstin zu einer lieblichen Sängerin, welche auf einem Kissen zu ihren Füßen saß, und ein altes deutsches Volkslied vortrug.

Einige Jahre hatten sowohl bei Sophien, wie bei ihrer Gefährtin eine große Veränderung hervorgebracht; Mimi, die kleine Waise, war zur lieblichen Jungfrau herangeblüht; aber sie war nicht so fröhlich wie es ihre Gebieterin in ihrem Alter gewesen war. Sinnend und schweigsam, ward ihre sanfte Stimme selten anders vernommen, als wenn sie sang, oder alte Volkssagen dem jungen Prinzen erzählte, welcher trotz ihrer Jugend ihrer ganz besonderen Sorgfalt anvertraut worden war. Mimi hatte denken gelernt, denn das Leiden ist die Mutter der Gedanken. Ihre Liebe für ihre junge Herrin nahm ihr ganzes Wesen in Anspruch. Sie gewahrte bald, daß ihre Gebieterin nicht glücklich sey, daß das sammtene Gewand das ängstliche Klopfen ihres Herzens nicht zu beschwichtigen vermochte, daß die diamantene Krone die Wolken von ihrer Stirn nicht verscheuchen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gedanken.

Man zeige mir ein Land das Berge ohne Thäler hat, und ich will glauben daß es Menschen giebt die Freuden ohne Leiden haben.

Das Vorurtheil gleicht dem dichten Nebel durch welchen das Licht grauenvoll dämmert, so daß es mehr dazu dient irre zu führen, als den rechten Weg zu zeigen.

Literarisches.

Wir machen das Publikum aufmerksam auf folgende Zeitschrift, welche bei Gerhard in Danzig erscheint und vom Januar 1838 an durch jede gute Buchhandlung in wöchentlichen Lieferungen zu beziehen ist.

Das Dampfboot;
Blätter für Scherz und Ernst.
Eine Zeitschrift für das Jahr 1838
redigirt von Julius Sincerus.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich 3 Nummern in groß 4. — Ausführliche Anzeigen und Probenummern sind in allen Buchhandlungen vorräthig. D. R.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Das Gastspiel des Herrn Baumeister vom Stadttheater zu Frankfurt am Main, brachte uns am 3ten dieses, die Aufführung des Schillerschen Trauerspiels: «Kabale und Liebe.» Der Wunsch die classischen Meisterwerke unserer Literatur, deren hohen Werth man nach den flachen Produkten der Gegenwart, doppelt empfindet, auf unserer Bühne von Neuem eingebürgert zu sehn, hat lange Zeit nur unter die pia desideria gehört, und Mancher hat schon fast wider seinen Willen, dem Drange der Umstände nachgebend, aufgehört, ein Prediger in der Wüste zu sein, indem er alle Hoffnung aufgab, seine Wünsche realisirt zu sehn. Das am Sonnabend gut besetzte Haus, war aber ein Beweis, daß der gute Geschmack noch nicht gänzlich untergegangen sei, oder vielmehr, daß er beginne sich empor zu heben, aus dem Wust, der ihn vernichtet zu haben schien. Wünschenswerth muß es jedenfalls sein, daß einmal der Versuch gewagt wurde, die classischen Stücke, der Reihe nach dem Publikum wieder vorzuführen, der, wenn er glückte, von unberechenbaren Folgen für die Bühne, begleitet sein müßte. Doch zur Sache. Herr Baumeister zeigte in seiner Darstellung des Ferdinand, daß er ein schätzenswerther Künstler sei, der über seine Rolle nachgedacht habe, und sie mit Talent durchzuführen verstehe. Seine Declamation war ganz frei von übertriebenem Pathos, und nur das allzu schnelle Folgen der einzelnen Sätze auf einander, that an einigen Stellen dem so günstigen Eindrucke Abbruch. Herrn Baumeister's äußere Erscheinung wirkt sehr vortheilhaft, und sein Organ ist, wenn auch nicht vorzüglich, doch recht angenehm, nur schien es nicht ganz auszureichen, welche Bemerkung sich uns namentlich in der dritten Scene des vierten Acts aufdrangte. An einstimmigem Beifall und Hervorruf fehlte es nicht. Die Rolle des Secretair Wurm, durch Herrn Döring besetzt, liefert einen neuen Beweis, welcher Wirkung eine Rolle fähig sei, wenn sie in die Hände wahrer Künstler gelangt. Herr Döring lieferte uns ein scharf markirtes Characterbild, aus welchem in jedem Zuge die Hölle leuchtete. In der letzten Scene des 5ten Actes, wo das Dämonische gleichsam über sich selbst den gräßlichsten Triumph feiert, war Döring so furchtbar wahr, daß ein Schauder die Anwesenden durchzuckte. Herr Lenz wäre ein guter Präsident gewesen, wenn er weniger mit seiner Stimme gepoltert, und in seinen Bewegungen abgemessener gewesen wäre. Die Parthie des Miller ist bekanntlich eine der besten des Herrn Schäfer. Den Hofmarschall von Kalb gab Herr Schmidt, dem das Publicum bei dessen Auftreten, durch lebhaften Beifall zu erkennen gab, wie sehr es die neulichen Vorfälle bedaure. Unwillkürlich drängt sich uns die Bemerkung auf, wie schade es sei, daß der Dichter, durch die Verwickelung des Stückes gezwungen, den Hofmarschall als einen alten Mann erscheinen läßt; ob es nicht gut gewesen wäre, durch die Darstellung, so viel als nur irgend thunlich, hier zu mildern, wollen wir nicht geradezu entscheiden, wenn gleich unsere Ansicht dafür spricht. Herr Baumeister gab den alten Kammerdiener des Fürsten, zufrieden stellend. Die Louise Miller ward von Dem. Enghaus nicht genügend gegeben. Louise ist ein ganz einfaches unschuldiges Mädchen. Dem. Enghaus machte eine Heldenjungfrau daraus, und wendet declamatorischen Pathos da an, wo er ganz unpassend war. In den letzten Acten, wo Louise, schon durch die Leidenschaft im höchsten Grade aufgeregt ist, machte sich dieser Mißgriff freilich nicht so sehr bemerkbar desto mehr aber im ersten Act. Die Lady Milford (nicht Milfort) ward von Mad. Lebrün mit dem feinsten edelsten Anstande gegeben; der Ausdruck der großen gigantischen Gefühle, die ihr den Busen bewegen, gelang aber nicht immer, und ein etwas affectirtes Wesen schimmerte durch. Unbegreiflich war es uns, wie Mad. Lebrün über die Stelle in der sie erzählt daß sie eine Britische Fürstin sei, so hinwegschlüpfen konnte. Mad. Marschall als Frau Miller, und Mad. Zängl als Sophie, hatten Besseres leisten können.

Aufforderung an Herrn H. Schäfer.

Wir erfüllen durch diese kleine Anzeige mit Vergnügen den von vielen Seiten und von zahlreichen Musikfreunden an uns ergangenen Wunsch, den verdienstvollen Herrn Schäfer aufzufordern, seine, zum „Maurerischen Säcularfeste componirte herrliche Cantate, öffentlich in einem Lokale wiederholen zu lassen, zu dem der Zutritt auch den in jenen geschätzten Bund Uneingeweihten gestattet ist. Dieser talentvolle Componist hat schon früher durch seine höchst gelungenen vierstimmigen Lieder seinen wahrhaften Beruf zum Tondichter bewkundet; die Großartigkeit und der Melodieenreichthum dieser seiner neuesten Schöpfung aber haben auf alle Hörer, auf Kenner und Laien, einen so gewaltigen und ergreifenden Eindruck hervorgebracht, daß man von den ferneren Leistungen dieses Componisten die höchsten Erwartungen zu hegen berechtigt ist. D. R.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 13ten December; „Don Carlos.“ Trauerspiel in 5 Aufzügen.
Herr Bauermeister: Don Carlos.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 150 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Lebens-Weihe.

Hold von ihrem Strahlen-Throne
Lächelte Natur herab
Auf die Welt, der sie die Krone
Eines heiter'n Daseyns gab;
Und im Mitgefühl der Wonne,
Die die Götterbrust durchbebt,
Labte sich an ihrer Sonne
Alles was auf Erden lebt.

Friede leuchtete am Himmel,
Wie ein Sternbild in Aur;
Friede herrscht' im Erdgetümmel,
Friede athmete Natur.
Milder flossen Leidens-Zähren
In Astrea's Heiligthum;
Feyer gab's in allen Sphären,
Fest-Tag in Elysium.

Da erhob mit Engelsmilde
Sich der Menschheit Genius:
„Meinem Liebling', meinem Bilde
„Widme ich den Friedens-Kuß.

„Wenn die dürre Zunge schmachtet,
„Reich' ich ihm den Nektarsaft;
„Wenn ihn Todes-Angst umnachtet,
„Meine Schaale geb' ihm Kraft!"

Und auf einem Frühlings-Strahle
Sendet er den Schlangenstab
Und die reinste Perlenschaale
Auf die Erdenflur herab.
Vielen — dazu auserlesen
Im Gebiet' der Sterblichkeit —
Allen hochbeglückten Wesen
Ward Hygea's Gunst geweiht.

So faßt an die volle Schaale
Aus der Gottheit milden Hand;
Sonn't euch an dem Purpur-Strahle
In dem dunk'len Vaterland;
Trauernde! euch spend' Aurore
Lebenskraft und Seelenruh'
Und des grauen Alters Hore
Lächle jugendlich euch zu!

Stierling.

Das Opfer der Convenienz.

Novelle.

2.

(Fortsetzung.)

Sophie war an eine andere Sphäre als an die des Hofes von Hannover gewöhnt. Ihre frühere fürstliche Heimath war durch einfache, ächte Liebe erwärmt worden, sie war der Liebling ihrer Mutter gewesen. Plötzlich aber war sie in eine kalte unfreundliche Atmosphäre versetzt worden, wo das Leben nur ein Ding voll Förmlichkeiten und Ceremonieen war, — wo Gedanken und Gefühle gewissermaßen verboten waren — ein fürstliches Opfer, das aus Vorurtheil und falschem Stolze dargebracht wurde, hatte sie ihre Hand vergeben aber ihr Herz zurückbehalten. An einen Mann verheirathet, den sie nicht lieben konnte, hatte sie sich darauf beschränkt ihn zu achten, allein auch dieses konnte sie nicht. Seine Vernachlässigung und seine Unbeständigkeit hätte sie verschmerzen können; dass er aber den niedrigsten Vergnügungen nachhing und der plumpesten Schmeichelei sein Ohr lieh, machte ihn ihr durchaus zuwider.

Sophie hatte sich demnach ungemein verändert, aber sie war noch lieblicher als früher; sie war zwar sehr bleich, aber es war die sanfte, weiche Blässe einer weißen Rose, ihr großes Auge glich dem Lichte des Mondes, ihr Ausdruck war sinnvoll und schwermüthig.

„Verlasse mich, Mimi," sprach jetzt die Kurfürstin. Das junge Mädchen blickte traurig auf sie, aber gehorchte; noch hatte sie die Thür indeß nicht erreicht, als sie von ihrer Gebieterin zurückgerufen wurde, weil sie fühlte, daß sie ihre schweigende Theilnahme nicht entbehren konnte. In ihrem vergoldeten, gothischen Armsessel zurückgelehnt, versank sie wieder in Betrachtungen und ihre Phantasie führte ihr neuerdings jenes Bild vor mit dem sie sich nur zu oft beschäftigte. Dieß waren die Züge des jungen schönen Grafen von Königsmark, dessen vor Kurzem erfolgte Ankunft zu Hannover fast allen Damen des Hofes die Köpfe verdreht hatte. Der Instinkt der Liebe aber ist scharfsinnig, die Fürstin wußte nur zu gut, daß sie ein Gegenstand der Anbetung des bewunderten Fremden sey — ein einziger Blick — einige wenige Worte nur waren zwischen ihnen gewechselt worden, — dennoch wußte sie daß sie geliebt sey.

Die letzten Strahlen der Sonne verschwanden am Horizont, die Lampe brannte hell in dem Gemache, noch immer aber verharrte die junge Kurfürstin in ihrer sinnenden Stellung. Ihr schönes Haar umwallte in reichen Locken ihr bleiches aber reizendes Antlitz, an ihren Augenwimpern perlten Thränen. „Warum ward ich in einem Range geboren, der meinem Herzen Zwang auferlegt," seufzte sie vor sich hin, „warum sind mir diese Gefühle gegeben worden, darf ich mich ihnen nur mit dem Bewußtseyn der Sünde überlassen? Ich fühle — ja ich fühle es tief, daß es hienieden kein Glück als das der Liebe giebt." Ein leichtes Geräusch weckte sie aus dieser ihrer Träumerei, sie schreckte zusammen, und gewahrte — den Grafen von Königsmark, der unbemerkt eingetreten war und jetzt vor ihr niederkniete. Einen Augenblick lang überwog bei der jungen Fürstin die Freude ihn zu sehen, jedes andere Gefühl, sie ließ ihm ihre Hand, während sie mit der anderen ihr Antlitz bedeckte. Ihr Traum schien plötzlich in Erfüllung gegangen, sie fragte nicht wie er hiehergekommen sey, sie fühlte daß er zugegen, daß sie unaussprechlich glücklich war.

„Sophie, theure Sophie!" sprach kaum vernehmbar der Graf. Der Ton seiner Stimme schreckte sie aus ihrer Täuschung auf. „Graf Königsmark," entgegnete sie, indem sie sich aus ihrem Sessel erhob und ihre ganze Seelenkraft zusammennahm, „Sie sind ein Fremdling in diesem Palaste und kennen vielleicht die hier herrschenden Gebräuche nicht. Ich darf Ihre Anwesenheit hier nicht gestatten, und gebiete Ihnen sich unverzüglich zu entfernen."

Die dem jungen Grafen eigenthümliche Kühnheit und Leidenschaftlichkeit ließ ihn in seiner knieenden Stellung verbleiben. „Rufen Sie Ihre Wachen herein, hohe Frau! Mag mein Kopf für meine Frechheit büßen. Ich verlange nichts als Sie zu sehen — mein Leben ist nur ein geringer Preis für eine solche Wonne."

Die Kurfürstin stand noch unentschlossen da. Da sprang Königsmark von seiner knieenden Stellung empor und näherte sich ihr. „Sie sagen, ich kenne die Gebräuche Ihres Hofes nicht," fuhr er mit feuriger Beredsamkeit fort, „glauben Sie, ich kennte die Gefahr nicht, der ich mich preisgebe? Eine einzige Bewegung Ihrer Hand — ein einziger Ton Ihrer Stimme — und mein Tod ist besiegelt. Aber was ist das Schaffott im Vergleich zu der Qual, seine Gefühle in verschlossener Brust bewahren zu müssen! Wenn ich sterben muß — so erfahren Sie zuvor, daß ich Sie liebe."

Bleich und zitternd war Sophie, um nicht umzusinken, genöthigt sich auf ihren Sessel zu stützen. „Weshalb," stammelte sie, „weshalb setzten Sie sich einer solchen Gefahr aus?"

„So ist Ihnen mein Leben theuer!" fuhr der Graf fort, indem er wieder vor ihr auf die Kniee sank. — „Unbesorgt, das Gold welches mir den Einlaß verschaffte, sichert auch meinen Rückzug. Sagen Sie mir nur daß Sie mich nicht hassen — daß Sie mir gestatten wollen, dann und wann in ein Antlitz zu schauen, dessen Anblick mir theurer ist als der des Himmels."

Thränen entströmten den Augen der jungen Kurfürstin.

„Nur ein einziges Wort," flehte Königsmark, „gleichviel welches, wenn ich nur den Ton Ihrer Stimme vernehme."

Sophiens Lippen bewegten sich, ihre Bewegung aber war so groß, daß ihre Worte nicht vernehmbar waren. „Nur das

einzige Wort, darf ich wiederkehren?“ flehte der Graf. „Wann? Wann?“

„Nie, nie!“ entgegnete die Kurfürstin, aber ein kalter Schauer überrieselte sie, als sie dieses Wort aussprach. Sie nahm indeß ihre Kraft zusammen und fuhr fort: „Ich habe schon zu lange Ihnen mein Ohr geliehen, Graf Königsmark; als Gattin und Mutter habe ich meinen Gefühlen nicht zu gebieten. Ich habe mein Loos nicht selbst erwählt — aber ich muß mich der Fügung des Himmels unterwerfen. Entfernen Sie sich also unverzüglich, Herr Graf.“

„Und wollen Sie mich einem solchen Phantome der Pflicht opfern?“ fragte Königsmark leidenschaftlich. „Ich kann — ich kann Sie nicht verlassen?“

Verzweiflung malte sich in den bleichen Zügen der Kurfürstin. Sie hatte nicht die Kraft dem Grafen ihre Hand zu entziehen, die er gefaßt hatte. Erst nach einigen Augenblicken gewann sie einige Faßung wieder. „Graf Königsmark,“ stammelte sie, „erfahren Sie, daß ich eben so elend bin — wie Sie. — Der aber der dieß Geständniß von meinen Lippen vernommen darf nichts weiter hören. Ich rechne darauf, daß Sie Morgen Hannover verlassen werden.“ Sie hatte, während sie diese Worte sprach, den Grafen bis zum Eingange des Gemachs geführt und die Thür selbst geöffnet. Königsmark in der größten Bewegung neigte sich nieder auf ihre Hand und wollte ihrem Gebote gehorchen, da vernahm er plötzlich ein leichtes Geräusch, er blickte hin und gewahrte am Ende des langen, aber hellerleuchteten Corridors, eine Gestalt, welche sich zwar schnell wieder zurückzog, in der er aber dennoch einen Günstling des Kurfürsten erkannte. Jetzt überzeugt, daß die schnellste Entfernung nothwendig sey, folgte er dem Wink der Kurfürstin und eilte fort, während Sophie bleich wie eine Leiche auf der Schwelle zurückblieb.

„Leben Sie wohl, Graf Königsmark, leben Sie wohl auf immer,“ flüsterte sie ihm nach.

Diese Worte aber waren kaum ihren Lippen entflogen als sie plötzlich, wer beschreibt ihr Entsetzen, gewahrte, wie sich unter den Füßen des sorteilenden Grafen eine Fallthür öffnete, deren Stützen aller Wahrscheinlichkeit nach absichtlich weggezogen worden waren und Königsmark mit einem lauten Schrei der in der gothischen Gallerie widerhallte in die Tiefe hinabsank. Sophie stürzte hinzu, schauderte aber vor dem tiefen Abgrund zurück, der sich zu ihren Füßen öffnete. Tief unten war ein lautes Stöhnen vernehmbar, dann ward alles stille. Verzweiflungsvoll wollte sich Sophie gleichfalls hinabstürzen, da aber fühlte sie sich plötzlich zurückgehalten — es war die jugendliche Mimi, welche sich zwischen sie und den Abgrund warf — sie hatte ihre Gebieterin gerettet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Beytrag zur Karakteristik Newton's.

Allamand, Professor der Physik und Naturgeschichte zu Leiden, hatte mehrere Jahre mit Newton, ohne ihn zu kennen, correspondirt. Er kam nach London. Er besuchte zuerst sein Haus, bevor er seiner vor einem Jahre entseelten Hülle in Westmünster das Opfer seiner stillen Andacht darbringen wollte. Er zog den Ort seines Lebens dem Orte seiner Ruhe im hohen Tempel vor. Wie an einer andern Stelle geschrieben steht: laßt die Todten ihre Todten begraben; du folge mir! so dachte hier Allamand: laßt die Todten ihre Todten besuchen; ich folge Newton in seine niedere Hütte, worin er unsere Sonnenwelt mit allen um sie herumwälzenden Erdkugeln in ihren regelmäßigen auf Jahrhunderte von ihm berechneten Bahnen in Bewegung gesetzt hat.

Allamand fand die materiellen Umgebungen in seinem stillen Wohnzimmes bis auf die unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse reduzirt. Die für die Geistesnahrung waren freilich bedeutender, aber für den gegenwärtigen Augenblick ein todter Buchstabe für ihn. Allamand, ganz Aktion, Kraft und Leben, frei von allen verfeinerten Empfindungen, von verfeinerten Träumereien von Menschengröße, die der Wurm anstaunt, fern von aller Ruhmsucht, fand Newton so wie in seinem Körperlichen, in seinem Geiste das einfachste, leicht athmendste, leicht denkendste aller Wesen. Wäre er dies nicht gewesen, wie würde er vom fallenden Apfel vom Baume auf sein Gravitationsprincip und von diesem zur regelmäßigen Bewegung aller Himmelskörper haben übergehen können mit eben der Leichtigkeit, wie diese mit beflügelter Schnelligkeit, so specifisch-schwer sie auch seyn möchten, seit Jahrtausenden über unserm Scheitel nur zu schweben scheinen?

Was Allamand in der Art bei sich gedacht hatte, wurde sich durch die Unterhaltung mit einem alten Mütterchen, das ihn auf die Stube begleitete und das keinen Laut bis dahin von sich gegeben hatte, wozu sie wohl von Newton gewöhnt war, bestätigt. Allamand fing die Unterredung an:

Haben Sie Newton gut gekannt?

Länger als 30 Jahre habe ich ihn gekannt, und bin so lange bei ihm gewesen.

So war er wohl ein guter Mann?

So gut wie ein Kind, wenn es nur seine Milch bekommt. Und denn war es auch so stille in seiner Stube, daß man hätte können eine Nadel auf die Erde fallen hören.

Was gaben Sie ihm zu essen?

So lange er da am Tische für sich stille saß, das währte oft drei bis vier Wochen, so aß er nichts als Zugemüße in Wasser und frischer Butter gekocht.

War das Alles?

Alles. Fleischbrühen, noch weniger Fleisch, nahm er alsdann nicht in seinen Mund.

Das ist von einem Engländer viel!

Wohl viel. Die Leute sagten mir oft: Ihr Herr ist nicht klug. Ein Engländer muß Fleisch essen. Wer kein Fleisch ißt, ist kein Engländer, und wer kein Engländer ist, ist nie klug. Ich wußte zuletzt nicht mehr, was ich glauben sollte. Der eine nennt unklug was der andere klug nennt.

War er immer so?

Nicht ganz immer. — Hätte er da längere Zeit für sich stille gesessen, so fing es mit einemmale so an zu poltern, daß ich schreckenvoll zu ihm lief. Da sahe ich ihn auf dem Boden sitzen und mit seinen großen Büchern um sich werfen wie ein Poltergeist. Ich wurde aber bald an diese Anwandlungen gewöhnt, und erschrack nicht mehr.

Warum that er das?

Das weiß ich nicht. Aber gleich darauf bemerkte ich an ihm ein heiteres aufgeräumtes Wesen. Dann durfte ich ihm auch wohl Fisch, Rostbeef und Beefstaks vorsetzen. Alsdann ging er auch in's Freie auf einen grünen Platz spatzieren, und hielt sich oft drei bis vier Stunden auf.

Was machte er da so lange?

Er unterhielt sich da oft mit gemeinen Leuten, und noch mehr mit Kindern. Sahen dies Leute, die ihn kannten und ihm ihre Verwunderung darüber zu erkennen gaben, so sagte er ihnen: habe ich vom Apfel lernen können, wie viel mehr von Kindern? Und wenn ich auch nichts Neues von ihnen lernen könnte, so bringen sie mich auf neue Gedanken, auf die ich ohne sie nicht gefallen wäre.

Literarisches.

Alle solide Buchhandlungen Deutschlands und sämmtliche wohllöbliche Postämter nehmen Bestellungen an auf den am 1sten Januar 1838 seinen 7ten Jahrgang beginnenden

Berliner Modenspiegel,

welcher für einen beispiellos billigen Preis, 80 Bogen Text mit unterhaltenden Aufsätzen und Modenberichten, und auf 108 Kupfertafeln circa 400 verschiedene Abbildungen der neuesten Pariser, Wiener, Berliner und Londoner Moden liefert. Die Kupfer, von denen alle Sonnabend zwei fein gestochene und sauber illuminirte Blätter ausgegeben werden, erscheinen in geschmackvoller Auswahl und Gruppirung, so schnell und elegant, wie sie keine deutsche Modezeitung für den billigen Preis zu liefern im Stande ist.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Dem. Muzzarelli welche sich, während der kurzen Zeit ihres Hierseins, schon in die volle Gunst des Publikums zu setzen gewußt hat, trat am 10ten dieses als Henriette im Maurer auf. Die leichte gefällige Auberische Musik, mit ihren einschmeichelnden Melodieen hatte auch an diesem Abende ihre Anziehungskraft bewährt, und ein zahlreiches Publicum im Theater versammelt. Dem. Muzzarelli trug ihre Gesangspartie rein und correct vor; und verband hiermit das anmuthigste Spiel welches wir von ihr gewohnt sind. Besonders zeichnete sie sich in dem höchst komischen Zankduette im dritten Acte aus, worin sie durch Mad. Fischer (Frau Bertram) aufs Beste unterstützt ward. Das Duett wurde da capo verlangt. Auch die übrigen Mitspielenden, die Herren Wurda, (Merivville) Schäfer (der Maurer) und Narder (der Schlosser) thaten das Ihrige den günstigen Erfolg zu bewirken, dessen sich die Oper diesesmal zu erfreuen hatte. Mit Herrn Raeder wollen wir heute nicht rechten, daß er auf jede Weise das Publicum zum Lachen zu bringen suchte, denn an einem Sonntage, wird es in diesem Puncte nie so genau genommen. Dem. Meister als Zema, sang recht gut; ihr Spiel war aber sehr mangelhaft.

Auf den Maurer folgte «Eist und Phlegma,» in welchem Dem. Muzzarelli die Adolphine gab. Diese Künstlerin hat bekanntlich in dieser Rolle in der Mad. Döring eine ganz vorzügliche Vorgangerin, und es sollte daher gewiß einige Anstrengung, hinter dieser nicht zurück zu bleiben. Das Talent der Dem. Muzzarelli bestand aber die Probe, und die Darstellerin erndtete wir ihre Vorgängerin den reichlichsten Beifall. Herr Raeder war ein sehr guter Baron Palm, Herr Burmeister als Herr von Rubleben hätte in dieser Rolle etwas Gemüthliches beibehalten, und keineswegs eine so wunderliche Caricatur liefern müssen.

Die Aufführung des Faust am 11ten dieses verdient Erwähnung, wegen des wackeren Spiels unseres Döring, der als Mephistopheles ganz Ausgezeichnetes leistete, und diese Rolle heute weit vorzüglicher gab, als früher. Im übrigen hatte diese Darstellung nichts Bemerkenswerthes. Herr Fehringer als Faust war im Anfange recht brav, später aber laborirte seine Leistung an den oft gerügten Mängeln. Dlle. Enghaus ist für das Gretchen viel zu materiell, und wird in dieser Rolle nie genügen. Das Haus war nur ziemlich besetzt.

Zur Nachricht.

Allen Musikfreunden Hamburgs bringen wir die angenehme Kunde, daß der berühmte Violinist, Herr Ole Bull in diesen Tagen bei uns eintreffen und uns Gelegenheit geben wird, sein großes Talent zu bewundern. Unsere nächsten Blätter werden Näheres über diesen ausgezeichneten Künstler enthalten.

D. R.

Sonnabend, den 16ten December: „Zurücksetzung." Hierauf: „Der Diener zweier Herren."

Herr Koch: Truffaldino als Gastrolle.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 151 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Eine Nachtscene.

„ — — Es schlug zwei Uhr in der Nacht; die Lampe, welche den Hof erleuchtete, war dem Verlöschen nahe, als ich eben mich in mein Zimmer begeben wollte. Ich vernahm ein Geräusch an der Treppe; auf mein Anrufen erwiderte leise eine sanfte rührende Stimme — „ich bin's; siehst Du denn nicht, daß ich Ihn erwarte?“ — Da ich überzeugt war, nicht der Erwartete zu sein, wollte ich meinen Weg fortsetzen, als dieselbe Stimme in schwärmerischen Accenten fortfuhr — „Horch auf! Stille! Stille!“ — Jetzt näherte ich mich leise, und erblickte an der letzten Treppenstufe hinter dem Pfeiler halb versteckt ein junges Mädchen, schwarz gekleidet mit weißem Gürtel und fliegendem Haare. Sie faßte mich bei der Hand — „Höre!“ — flüsterte sie — „ich that Dir nichts, thue Du mir auch nichts; ich habe nichts an der Treppe beschädigt; ich bin stille, stille in meinem Winkelchen; das kann niemand betrüben, nicht wahr? Aber daß Du ja Ihm es nicht wiedersagst! Er muß es nie wissen! Bald wird Er kommen, ich werde Ihn sehen, ich — — “

Meine Verwunderung stieg mit jedem ihrer Worte; ich betrachtete die Unglückliche genauer. Stimme und Züge waren mir durchaus unbekannt. Sie fuhr fort zu reden, aber bald verwirrten sich ihre Gedanken, und mir ward nichts klar als die Zerrüttung ihres Geistes und der tiefe Schmerz in ihrer Brust. Ich unterbrach sie und versuchte ihre Ideen wieder auf die Verhältniße des Augenblickes zu lenken. — „Wenn Sie jemand gewahr würde hier an diesem Orte!“ — sagte ich ihr. — „Ach!“ — erwiderte sie — „ich merke wohl Du weißt es nicht! Nur Er allein ist Jemand! Alles übrige ist nichts! Wenn Er aber kommt, macht er es nicht wie Du; Er merkt nicht auf alles, was Er hört; Er hört nur die dort oben! Doch bald wird es anders sein.“ — Bei diesen Worten zog sie ein Medaillon aus dem Busen hervor und küßte es mit schwärmerischem Entzücken. Aber in demselben Augenblicke knarrte oben eine Thür, und ich unterschied beim Scheine der verleuchtenden Kerze, eine wohlgebildete männliche Figur. Leichtfüßig und trällernd hüpfte er die Treppe hinab. Meine Unbekannte schien eine fieberhafte Bewegung zu durchzucken. Sobald er vorüber war, schwanden ihre letzten Kräfte; sie sank, wie entseelt, auf der untersten Treppenstufe hinter dem uns verbergenden Pfeiler nieder. Die Furcht, sie zu compromittiren, hielt mich ab nach Hülfe zu rufen; ich faßte sie in meine Arme, etwas Riechsalz brachte sie allmählig wieder zu sich, aber

noch zuckten alle ihre Glieder krampfhaft! Zweimal war es, als wollte sie seufzen, aber der Schmerz erstickte den sich bildenden Laut in der beklommenen Brust.

Es war eine heilige furchtbare Stille; auch ich wagte kaum zu athmen. Endlich sprach sie: „Mein Zustand hat Dich betrübt, guter Mensch, nicht wahr? Du hast Dich gefürchtet? Es ging mir sonst eben so, ich dachte immer, ich würde sterben, wenn es mich so faßte; und das wäre sehr traurig gewesen, denn da hätte ich Ihn nicht mehr gesehen, und Er ist ja mein Alles! Aber jetzt bin ich ruhig, ich weiß nun, daß ich nicht sterben kann, aber, wenn Er so vorüber wandelt, weicht meine Seele von mir, um zu Ihm zu fliegen. Wenn er stürbe, ja dann stürbe ich freilich auch! aber anders ist's nicht möglich; man stirbt nur da, wo man ist, und ich bin nicht mehr bei mir! — Ich war einst wahnsinnig! Wundere Dich nicht darüber, es war um die Zeit, als er zuerst anfing, diese Treppen zu steigen. Da that ich alles, was die Verzweiflung eingab, es war alles vergeblich; und sterben konnte ich ja nicht! Jetzt habe ich meine Vernunft wieder, sie ging und kam, wie Alles. Hier in diesem Medaillon ist sie, Du siehst, es ist ein Portrait; nicht seines, wozu wäre das? An Ihm ist nichts zu bessern, Er ist vollkommen. Ja, wüßtest Du, wessen das Bild ist! Es ist von der dort oben! Die Grausame! Wie hat sie mich gemartert, seit sie an dieses Herz getreten ist. Ach! Er war zufrieden an diesem Herzen, Er war glücklich! Sie hat alles verwirrt, alles zerrissen, alles zerstört. Trostlos irre ich umher, gejagt von meinen unendlichen Schmerzen. Einmal — ja einmal kam ich bis in sein Zimmer. Er war nicht da; aber auf seinem Tische lag dies Bild, ich ergriff es, ich entfloh. — —

Hier unterbrach sich die Arme mit einem gräßlichen Lachen, mir sträubte das Haar empor. Dann sprach sie von Promenaden und Wagen und Pferden — ihre Gedankenfolge war aufs Neue zerrissen. Plötzlich schwieg sie, starr vor sich hinblickend. Sanft faßte ich ihre Hand. „Aber warum," sprach ich — „warum bewahren Sie das Bild der Hasenswürdigen dort oben?" — „Warum?" erwiderte sie hastig — Du weißt es nicht? es ist ja meine einzige Hoffnung! Täglich steht es neben meinem Spiegel; ich regle meine Züge nach ihm. Schon bin ich ihr etwas ähnlich geworden, bald — ich scheue keine Mühe — werde ich es ganz sein. Dann werde ich zu Ihm fliegen, und Er wird dann mich lieben und es wird Ihn nicht mehr treiben zu der dort oben! Siehe, an welche schwache Fäden die Seeligkeit sich knüpft. Ein Paar Züge des Angesichts so oder so von der Laune gewollt! Hätte er es doch gesagt. Ich hätte früher gethan, was ich jetzt thue! es war so leicht, und viele Schmerzen hätte er uns erspart, aber gewiß er dachte nicht daran. Jeden Abend komme ich zu dieser Treppe; wenn es zwei schlägt, steigt er sie herab. Dann zähle ich die Pulse meines warmen Herzens, es sind schon einige weniger, seit ich angefangen, Ihr zu gleichen. Aber es ist spät; ich muß fort. Lebe wohl, guter Mensch!"

Ich begleitete sie aus der Pforte; ihre Augen hefteten sich starr auf die leuchtende Scheibe der Straßenlampe vor uns. — „Du siehst diese Lichterreihe" — sprach sie — „so reihen sich an einander die Geschlechter der Menschen, bewegt vom Winde, vom Feuer belebt, nur existirend während sie sich verzehren, mechanisch zindet ein Kind sie an, der Zufall verlöscht sie — und wir wundern uns, wenn das Glück uns wandelbar ist und unstät und flüchtig!" — Noch immer folgte ich ihr, aber sie mahnte mich freundlich zur Heimkehr. — „Ich störe Deinen Schlaf" — sagte sie — „und das ist nicht gut, ach, dem Glücklichen ist der Schlaf so süß!" — Ich wagte nicht ihr zu widerstreben; ich verließ sie zum Scheine, nur von weitem ihr folgend, sie zu schirmen vor möglichem Unfall.

Bald stand sie vor einer niedrigen Hausthür, öffnete und verschwand meinem Blicke. Nun ging ich zu Hause. Schlafen? Wie hätte ich es vermocht! Das Bild der Unglücklichen wich nicht von meiner Seele. Ich setzte die Geschichte ihrer Schmerzen mir aus den Winken zusammen, die ich von ihr vernahm. — Die Morgenröthe erwartend, schrieb ich nieder was mir begegnet war: ich weihe es den schönen Seelen und den Augen, denen des Mitgefühls sanfte menschliche Thräne nicht fremd ist.

An eine Mutter bei der Leiche ihres Säuglings.

Was weinst Du Dir die Augen roth, o Frau! die Wangen bleich?
Ein Heiliger auf Erden sprach in hocherhabnem Sinn:
„Ihr Kindlein Alle kommt zu mir, Euch ist das Himmelreich!"
Dein Engel hat das auch gehört, und lächelnd ging er hin.

Stierling.

Das Opfer der Convenienz.

Novelle.

3.

(Fortsetzung.)

Jahre, lange traurige Jahre waren in dem alten Schlosse dahin geschlichen, in welches die Eifersucht des Kurfürsten seine Gemahlin verbannt hatte. Jahrelang hatten Sophiens Augen nicht über die alten Mauern hinausgeblickt, sondern nur die finsteren Gesichter ihrer Gefangenwärter geschauet. Sie hatte durchaus keine Verbindung außerhalb des Schlosses unterhalten, und der Gang der Zeit ward ihr nur durch die Veränderung bemerkbar, die ihr Spiegel bezeichnete. Sie

hatte ihren Kerker jung, sehr jung betreten — jetzt war ihr Haar dünn geworden und die vormals glänzenden Locken waren bereits mit Grau gemischt. An dem Morgen aber von dem wir hier erzählen wollen, war sie glücklich. Sie war mit Anbruch des Tages aufgestanden, um über den Schlaf eines Wesens zu wachen, das ihr allein die Erde noch werth machte — um dessetwillen sie allein noch beten und hoffen konnte; ein schöner vierzehnjähriger Knabe schlummerte in dem kleinen Gemache, das neben dem ihrigen lag. Es war ihr Sohn, Prinz Georg, welcher in der vergangenen Nacht seinem Aufseher entflohen war, um mit Gefahr seines Lebens den Graben zu durchschwimmen, und seine gemißhandelte Mutter zu sehen.

„Wie sanft er schläft," sprach sie vor sich hin, „es ist Sünde ihn zu wecken! Er aber kann noch viel schlafen, — wer weiß ob er seine Mutter je wieder sieht." — Sie ward indessen der Nothwendigkeit ihn zu wecken, überhoben, denn ohne Zweifel durch den Instinct von der Anwesenheit seiner Mutter belehrt, schlug der Knabe das schöne Auge auf und flüsterte: „Mutter!" Der Kummer über ein verlornes Leben — die Bitterkeit über einen falschen Verdacht — die Qualen einer jahrelangen Einkerkerung, dieß alles ward durch diesen einzigen glücklichen Moment aufgewogen. Sie bestürmte den theuren Sohn mit tausend und tausend Fragen, sie brannte vor Begierde, von seiner Lebensweise, seinem Unterrichte und seinen Vergnügungen etwas zu erfahren — und dennoch zitterte sie bei jedem Geräusch, denn sie fürchtete, daß man ihr das liebe Kind wieder rauben würde.

„Du frühstückst ja nicht, Mutter," sprach der Prinz, indem er bei dem Mahle innehielt, dem er, seinem Alter gemäß, volle Gerechtigkeit widerfahren ließ.

„Noch nicht, Georg," versetzte die Kurfürstin, „es ist heute Festtag, und seit ich hier eine Gefangene bin, genieße ich nichts, bevor ich meine Andacht in der Kapelle verrichtet habe."

„Das ist hier ein trauriger Ort," fuhr der junge Prinz fort, indem er auf die feuchten Wände blickte, an denen die Tapeten hier und da vermodert herabhingen, „aber sie sagen, ich werde dereinst einmal König von England werden, dann Mutter, sollst Du einen herlichen Palast bewohnen."

Sophie lächelte schwermüthig und küßte die Stirn des Knaben, dessen blonde Locken die Farbe der ihrigen trugen.

Die Stunden schwanden, und noch immer zeigte sich keine Nachforschung wegen des jungen Prinzen, welcher seine Mutter in die Capelle begleitete. Dieß war eine düstere Ruine, an vielen Stellen blickte das Tageslicht durch das verfallene Dach hinein, die Pfeiler waren zum Theil gesunken und die Gräber hatten sich hier und da aufgethan, gleichsam, als wollten sie die Todten wieder herausgeben. Der junge Prinz schauderte als er auf den kalten Boden niederkniete wo seine arme Mutter schon so manches Jahr in frommer Andacht gekniet hatte. Der Gottesdienst endete, die Kurfürstin näherte sich jetzt dem Altar und empfing aus der Hand des belagten Priesters das heilige Abendmahl, aber bevor sie aus dem geweiheten Kelche trank, rief sie den Erlöser zum Zeugen ihrer Unschuld an. Ein Sonnenstrahl senkte sich indem sie sprach durch das gespaltene Dach auf sie herab, ihr großes blaues Auge war zu dem Himmel empor gerichtet zu dem sich ihre Stimme erhob, sie glich einer von einer Glorie umgebenen Heiligen. — In diesem Augenblick wurden nahende Schritte vernehmbar, und im nächsten Moment war die Kapelle mit Fremden angefüllt.

„Ich wußte daß ich ihn hier finden würde," sprach ein alter stattlicher Herr, der Erzieher des jungen Prinzen. „Es schmerzt mich, gnädigste Frau," sprach er zu der Kurfürstin gewandt, eine so unangenehme Pflicht erfüllen zu müssen, Sr. Hoheit aber dürfen hier nicht länger verweilen.

„Ich habe das auch nicht erwartet," erwiderte Sophie, „ich bin schon glücklich genug ihn einmal wieder in meine Arme geschlossen zu haben, zumal da mein Herz mir sagt, daß ich ihn hienieden nicht wiedersehen werde. Georg, mein theures Kind, lebe wohl, sage Deinem Vater, daß ich heute zum erstenmal für ihn gebetet habe."

„Gnädigste Frau," nahm der Erzieher das Wort, „ich bringe nicht bloß unangenehme Kunde. Mit einiger Nachgiebigkeit von Eurer Seite, bin ich beauftragt Euch die Verzeihung Eures erlauchten Gemahls, ja selbst die Hoffnung zu überbringen, zur Rückkehr an den Hof die Erlaubniß erhalten zu können."

„Nimmermehr," entgegnete die Fürstin. „Ich nehme keine Verzeihung an — ich will von keiner Verzeihung etwas wissen — ich verlange, daß meine Unschuld ganz anerkannt werde — ich kehre an den Hof als eine ungerechterweise gekränkte, völlig gerechtfertigte Gebieterin zurück — oder man sieht mich dort nie wieder!"

Der Erzieher zog sich schweigend zurück. Der junge Prinz hielt seine Mutter noch immer fest umschlungen, sie aber wandte sich selbst von ihm ab. „Der Himmel sey mit Dir, mein theures Kind," sprach sie, indem sie ihn bis an die Eingangspforte führte. Er bestieg langsam sein Pferd — und bald schlossen sich die schweren Eisenpforten hinter ihm.

„Jetzt bin ich wieder ganz allein!" sprach die Kurfürstin mit einem tiefen Seufzer.

„Nicht doch, theure Gebieterin," tröstete eine liebliche Stimme, und eine weibliche Gestalt kniete zu ihren Füßen. „Jahrelang habe ich vor diesen Pforten geharrt — heute erst ward mir der Eingang gestattet."

Kaum vermochte Sophie in den trüben, vor der Zeit verwelkten Zügen, ihre liebliche Mimi wiederzuerkennen.

(Der Beschluß folgt.)

Sinnsprüche.

Auch die Ameise hat ihren Zorn — Wer auf die Schuhe eines Todten wartet, geht lange barfuß. — Beleidigungen graben sich in Erz; Wohlthaten schreiben sich in Sand. — Die Lüge hat nur ein Beinz die Wahrheit zwei. — Der Trost der Unglücklichen ist, nicht allein ihr Elend zu tragen.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Schwerin, im December 1837.

Bei unserer Hofbühne herrscht gegenwärtig ein sehr reges Leben. Kaum hatte Herr Ludwig Meyer sein Gastspiel unter dem allgemeinsten Beifall beendet, als Mad. Fischer-Marasa das ihrige begann. Die kreftsche Künstlerin enthusiasmirte das Publicum in ihrer ersten Rolle, als Amine in der Nachtwandlerin, lauter einstimmiger Beifall folgte jeder Piece, die Arie im 2ten Act, wurde da capo verlangt, und Mad. Fischer nebst Herr Kiel als Elvin gerufen. Die nächste Rolle der Mad. F. ist die Rosine im Barbier. Auch Dlle. Kunth ist zum Gastspiel eingetroffen und wird als Prinzeß in «Johann von Paris,» auftreten. —

Einen sehr hohen Genuß gewährte uns der ausgezeichnete Pianist Herr Alois Taufig aus Wien. Er ließ sich auf dem Grossherzl. Hoftheater hören und errang nicht nur den allgemeinsten Beifall, sondern auch die Ehre des Hervorrufs! Am 15ten wird sich der talentvolle Jüngling im Cassino, und dann noch einmal auf dem Hoftheater hören lassen.

Im Schauspiel hatten wir den «Stern von Sevilla» neu. — Madame Clauer als Leonore war sehr brav — — im Uebrigen — ist dies keine Aufgabe für unser Schauspiel. — —

Gestern Abend (den 11ten) ging Auber's «Gesandtin» glänzend ausgestattet, in Scene, doch machte die Oper trotz allem Glanz der Costüme und dem Fleiß der Sänger, kein Glück.

L. Meyers Posse: «der Wattenfabricant» wird eine der ersten Neuigkeiten des Schauspiels seyn.

r.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

In einem unserer letzten Blätter, sprachen wir den Wunsch aus, classische Stücke auf unserer Bühne häufiger aufgeführt zu sehn; das Gastspiel des Herrn Baumeister, der zu seiner zweiten Darstellung den Don Carlos wählte, kam uns in diesem Verlangen entgegen. Wir ergreifen heute, ehe wir uns zum Speciellen wenden, die Gelegenheit einen Gegenstand zu besprechen, den wir schon längst gern einmal öffentlich angeregt gesehn hätten, und von dem unstreitig das Wohl der Bühne abhängt. Wir meinen nämlich die Stellung derselben zu dem Publicum, die jetzt, wie ein jeder der Antheil an unserm Theater nimmt gewiß mit uns verschrien wird, höchst traurig ist. Die thätige Direction scheut weder Mühe noch Kosten, dem Publicum fast wöchentlich neue Stücke vorzuführen, tüchtige Künstler werden entweder für eine längere Zeit oder für Gastrollen gewonnen, und so dürfte man doch zum Mindesten erwarten, daß im Winter das Haus, wenigstens erträglich besetzt sein mußte. Dem ist aber leider nicht so. Man möge hier nicht den Unwerth mancher neueren Producte anführen, denn selbst anerkannt gute Stücke, in denen bis alle Journale übereinstimmen, sind nicht im Stande, wenn man die erste Aufführung abrechnet, auch nur ein mäßig zahlreiches Publikum ins Theater zu locken. Was ist dabei anzufangen? Das einzige Zufluchtmittel scheint uns die gelegenen Stücke einer vergangenen Zeit, aber auch diese lasen das Haus leer, und doch glauben wir nicht daß wir uns täuschen, wenn wir kürzlich meinten, daß das größere Publikum anfange wieder Geschmack an diesen zu finden, sondern suchen den Grund des wenigen Besuchs in Folgendem. Die meisten unserer Schauspieler können sich nicht in eine Sphare hinein versetzen, die außer der bürgerlichen Alltagswelt liegt, es fehlt die poetische Anschauung, und deßhalb haben auch die meisten neueren Schriftsteller ihre Werke, aus dem zauberischen Garten der Poesie, in die öde Steppen der Prosawelt versetzt, zum Theil nur aus dem Grunde weil hier allein die Darsteller mehr leisten konnen. Was hieraus entsteht liegt am Tage. Wird einmal ein Stück wie Don Carlos gegeben, welches nur bei der Anwesenheit eines Gastes Statt findet, so überlässt man es auch diesem allein, das Ganze aufrecht zu halten. Auf dem einzigen Pfade auf dem für unsere Bühne noch Gewinn zu holen ist, tritt der alte Schlendrian mit seinem Rollenmonopol verderblich auf, und Künstler wie Doring können an einem solchen Abend müssig sein, während die Rollen eines Philipp oder eines Alba in den Händen von Schauspielern sind, welche allerdings ihre Zeit gehabt haben, jetzt aber für diese Aufgaben nicht mehr taugen. Der Darstellung des Herrn Fröhringer fehlt das Großartige welches den Marquis Posa charakterisirt, und der Zuschauer bleibt kalt, wo er hingerissen sein sollte. In der Unterredung Philipps mit Posa im dritten Acte, war Herr Fehringer anfänglich recht brav, aber das Ende entsprach dem Anfange nicht. Herr Burmeister als Domingo, entledigte sich seiner Aufgabe zufriedenstellend. Herr Baumeister als Don Carlos bewährte auch heute sein Künstlertalent; besonders an ihm zu loben ist sein fürstlicher Anstand, seine edle Haltung und Bewegung. In diesem Punkte sollten unsere Schauspieler an ihm sich ein Muster nehmen, denn fast durchgängig wird Hoheit und Würde an ihnen vermißt; Herr Linden (Medina Sidonia) Herr Hollmann (Feria) Herr Rebenstein (Raimund von Taxis) und die gesammte übrige Grandezza, ebenso wie Mad. Marschall (Olivarez) und Mad. Klengel (Monderar) sollten bedenken, daß das Stück an einem Königshofe, und noch dazu an dem Spanischen Hofe spielt. Was die Prinzessin Eboli der Mad. Lenz anbetrifft, so hätte Carlos blind sein mussen, wenn er nicht beim ersten Blicke ihren wahren Charakter erkannt hatte. Mad. Lobrün gab wie immer die Königin mit königlichem Anstande, aber es fehlte ihrer Declamation etwas an Wahrheit und Innigkeit. Herr Baumeister ward gerufen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag, den 18ten December zum Benefiz-Antheil des Herrn Raeder: „Der Weltumsegler wider Willen,“ abenteuerliche Posse in 5 Reisebildern.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 152 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Ole Bull.

Der Obengenannte gehört zu den wenigen Auserkorenen welche von dem Schicksale bestimmt wurden, um an dem Horizonte ihres Zeitalters wie Kunstsonnen erster Größe zu strahlen, und indem sie den erborgten Glanz der Mittelmäßigkeit verdunkeln, die Seele des wahren Kunstfreundes zu erwärmen. Nachdem der berühmte Musiker von dem hier die Rede ist, sich in Italien, Frankreich und England einen großen seltenen Ruf erworben, hat er jetzt seine Schritte nach Deutschland und unserem Hamburg gelenkt. Wir werden die Freude haben ihn nächstens zu bewundern, und ich beeile mich daher meinen freundlichen Lesern aus der englischen Zeitschrift the Flutonigon folgende interessante Notizen aus dem Leben dieses hochbegabten Künstlers mitzutheilen:

Ole Bull ward zu Bergen in Norwegen am 5ten Februar 1810 geboren, und schon in seinem dritten Jahre zeigte sich sein großes musikalisches Talent. Sein Oheim, ein ausgezeichneter Violoncellist, gab ihm eine kleine Geige, und auf dieser spielte der merkwürdige Knabe bald alle Melodieen die er auf der Straße singen und leiern hörte, wobei es indeß zu bemerken ist, daß er sorgfältig die gehörten falschen Töne verbesserte, welche seine Lehrer, wenn man anders die Straßenmusikanten so nennen will, ihm vorspielten. In seinem sechsten Jahre schon ward er für fähig gehalten in einem Quartett von Pleyel mitzuwirken. Bald darauf mußte er indeß, dem Willen seines Vaters zufolge, das Studium der Musik aufgeben, und sich zu dem des geistlichen Standes vorbereiten, nämlich sich mit der lateinischen, griechischen und italienischen Sprache beschäftigen. Seine Lehrer bemerkten bald daß die Musik den Hauptbestandtheil seines geistigen Seyns ausmache, und nahmen ihm daher seine Geige. Er war genöthigt bis zum Jahr 1828 seine Studien auf der Universität zu Christiania fortzusetzen. Da ergab es sich daß der Musikdirector des Theaters plötzlich erkrankte, und da die Fertigkeit unseres jungen Studenten auf der Geige allgemein bekannt war, ward er ersucht, für einen Abend dessen Stelle zu ersetzen. So groß war sein Triumph an diesem Abend, daß ihm als der Musikdirector wenige Tage darauf starb, dessen Amt auf immer übertragen wurde. Nach Beendigung seiner Universitätsstudien trieb ihn das Verlangen den berühmten Spohr kennen zu lernen, nach Cassel, und er stellte sich ihm, ohne weitere Empfehlung vor. Dieser Componist empfing ihn indeß sehr kalt — und Beide blieben sich einander fremd; ja Spohrs Benehmen machte ihm auf kurze Zeit die Musik

fast zuwider, so daß er den Entschluß faßte sich dem Studium der Jurisprudenz zu widmen, zu welchem Ende er sich nach Göttingen begab. — Hier gab er sich ganz der Rechtswissenschaft hin, bis er erfuhr, daß von Dilettanten ein Concert zum Besten der Armen gegeben werden solle. Seine Leidenschaft für die Musik erwachte aufs Neue, er mußte dabei seyn. Das Concert fand zu Minden statt, und Ole Bull leistete darin Ausgezeichnetes; ein Wortwesel indeß in welchen er mit einem der Mitwirkenden gerieth, führte ein Duell herbei, in dem der junge Norweger seinen Gegner schwer verwundete und das seine Flucht veranlaßte.

Er kehrte nach Christiania zurück und begab sich gleich am Abend seiner Ankunft ins Theater. Seine Anwesenheit ward sogleich bekannt, und alsobald erscholl laut der allgemeine Ruf, daß er die Leitung des Orchesters wieder übernehmen möge. Geschmeichelt von dieser Aufforderung gab der junge Künstler nach, und unter lautem Jubelruf nahm er seinen frühern Sitz wieder ein.

Nachdem er eine Zeitlang zu Christiania geweilt, besuchte Ole Bull alle vorzüglichen Städte Norwegens, und schiffte sich endlich von Drontheim nach seiner Vaterstadt Bergen ein.

Nach einer beschwerlichen Reise langte er dort an, und übernahm während seiner Anwesenheit, die ein Jahr währte, die Leitung des Orchesters im dortigen Theater. Darauf begab er sich nach Paris, wo er im Jahre 1832 anlangt, grade als die Cholera dort am heftigsten wüthete. Er bezog ein Privatlogis; als er aber eines Tages von einem Gange den er unternommen um wegen eines zu gebenden Concerts die nöthigen Erkundigungen einzuziehen, nach Hause zurückkehrte, überzeugte er sich daß man ihn ganz und gar ausgeplündert habe, und daß er nichts besitze als was er auf dem Leibe trug. Seine Geige war fort, wie seine ganze Baarschaft, und als er seinem Hauswirthe darüber Vorwürfe machte, bemerkte dieser ohne Weiteres: daß seine Wohnung bereits an jemand anders vermiethet sey, und daß er nicht mehr hinein könne. Es muß bemerkt werden, daß der Künstler damals der französischen Sprache nicht mächtig war, und in ganz Paris keinen Menschen kannte, den er in seiner unglücklichen Lage zu Rath ziehen konnte. Verzweiflungsvoll durchstrich er drei Tage und drei Nächte das große Paris, und aller Mittel beraubt sich Nahrung zu verschaffen, war er nahe daran sein Leben in der Seine zu beenden.

Endlich fand er indeß Aufnahme in dem Hause einer ältlichen Frau, welche ihn wie ihren eigenen Sohn behandelte. Der Zufall führte ihm einige Bekanntschaften zu, er ward in den Stand gesetzt ein Concert zu geben, und errang sich in demselben den stürmischsten Beifall. Bald darauf hörte er Paganini in einem der Concerte welche dieser Meister in Paris gab. Er fühlte sich von sprachloser Bewunderung hingerissen, und von Paganinis Zauberspiel so angeregt, daß er von jetzt an Tag und Nacht darüber nachsann, ob es nicht möglich sey, der Geige, noch mehr zu entlocken.

Aus diesem unausgesetzten Streben, bei welchem er sich fast keine Zeit ließ, Nahrung zu sich zu nehmen, entstand seine gegenwärtige Spielweise. Jetzt schien das Schicksal ihm günstiger zu lächeln, er begab sich nach der Schweiz, ließ sich dort in den vorzüglichsten Städten hören, und reiste dann nach Venedig, Mailand und Triest, wo er ebenfalls Concerte gab.

Erst nach einigem Aufenthalte in der letztgenannten Stadt aber, gelang es ihm seiner Geige jenen Ton zu entlocken, den selbst Paganini nicht hervorzubringen vermochte. Dieser Ton gleicht vollkommen dem eines ausgebildeten Sängers, und brachte in einem Concerte in Triest eine wahrhaft electrische Wirkung hervor.

Dieser Triumph begeisterte sein Streben und bald war er im Stande, auf seinem Instrumente allein ein Quartett vortragen zu können. Von da begab er sich nach Bologna, wo sein Zauberspiel alles zur staunendsten Bewunderung hinriß, und wo er am Tage nach seinem Concert zum Mitglied der Philharmonischen Gesellschaft ernannt wurde. Von jetzt an begleiteten den herrlichen Meister Triumphe auf Triumphe, er durchzog ganz Italien, Frankreich und England, und überall wo sich sein Wunderbogen regte, fühlten sich die Zuhörer von einem sprachlosen Entzücken hingerissen. Er wird jetzt unser Hamburg durch seine Gegenwart erfreuen und sich von hier nach Kopenhagen, Stockholm und Petersburg begeben, um auch jene Gegenden zum Schauplatze seiner Siege zu machen.

G. L.

Der himmelblaue Domino. *)

Novellette nach Capt. Marryat von Georg Lotz.

Es war ein schöner Herbst-Abend; ich war bis es dunkel ward, mit einem Freunde auf der Piazza Grande, oder dem großen Platze der Stadt Lucca auf und ab geschlendert. Wir hatten viel von England geschwatzt, unserm Vaterlande, aus dem ich mich selbst damals auf fast vier Jahre verbannt

*) Die Reise welche der geistreiche Marryat nach Nord-Amerika unternommen, wo er sich einige Zeit aufhalten wird, hat seinen Verleger in London zu dem Entschlusse veranlaßt, seinen trefflichen Roman: «das Geisterschiff» nicht wie bisher in kleinen Abtheilungen erscheinen zu lassen, sondern im nächsten Jahre dem Publikum das ganze Werk auf einmal vorzulegen. Ich, als Uebersetzer, bin daher genöthigt, seinem Beispiele zu folgen, und werde also im nächsten Jahrgang dieser meiner Zeitschrift, meinen geneigten Lesern den Schluß jener interessanten Novelle ohne Unterbrechung übergeben. Bis dahin aber soll durch andere, kurze, abgeschlossene Erzählungen des beliebten Autors, das Interesse meiner Leser für ihn wach erhalten werden. Die anziehende Novellette: «der himmelblaue Domino» ist seine neueste Production dieser Art.

G. L.

hatte, um unter dem Himmel Italiens, meinen geschwächten Gesundheitszustand wieder herzustellen. Ich war dort länger geblieben als es nöthig war, denn das herrliche Clima und das so behagliche Dolce far niente übten auch auf mich ihre magische Gewalt aus. Wir hatten uns gegenseitig den Inhalt unserer, mit der letzten Post erhaltenen Briefe mitgetheilt, hatten über Politik, große Männer, Bekannte, Freunde und Anderwan dtegeschwatzt, und betrachteten, müde des Schwatzens, in eine süße Träumerei versenkt, die hellglänzenden Sterne hoch über uns an dem dunkelblauen klaren Firmamente, als mein Freund sich plötzlich aufraffte und mir gute Nacht wünschte.

„Wohin gehst Du, Alfred?“ fragte ich.

„Hätte ich doch fast vergessen daß ich für diesen Abend ein Engagement habe. Ich versprach auf dem maskirten Ball der Marchesa di Cesto mit jemand zusammen zu treffen.“

„Bist Du denn dieser Dinge noch nicht überdrüßig?“ fragte ich; „dieses ewigen Einerleis von schwarzen Masken und buntfarbigen Dominos; schwerfälligen Harlekins und Narren, die nur dort ihre wahre Kleidung tragen, und nur außer der Maskerade maskirt erscheinen; von Nonnen und Dianen ohne Keuschheit, Mönchen ohne Frömmigkeit, häßlichen Grazien und Heben so alt wie Deine Großmutter?

„Das ist alles wahr, Herbert,“ erwiderte Alfred, „ist doch das ganze Leben nichts als eine Maskerade! Ich habe aber mein Wort gegeben und darf nicht ausbleiben.“

„Gut denn! Ich wünsche Dir mehr Vergnügen als mir diese burlesken Zusammenkünfte jemals gewährt haben. Auf Wiedersehn!“ Und Alfred eilte von dannen.

Ich blieb noch eine halbe Stunde lang und zog mich dann in meine Wohnung zurück. Mein Bedienter Antonio zündete das Licht an und entfernte sich. Auf meinem Tische lag eine Karte, eine Einladung der Marchesa. Ich warf das Blättchen bei Seite und nahm ein Buch zur Hand, ein Werk dessen Lesung Nachdenken und einen gesammelten Geist erforderte. Das Gerassel der an meinen Fenstern vorüberrollenden Equipagen aber, verhinderte mich, meine Aufmerkfamkeit auf das zu richten, was ich las. Ich warf das Buch hin, setzte mich ans Fenster und betrachtete die mit Masken gefüllten Wagen, welche dem glänzenden Balle zueilten. Ich befand mich in einer cynischen Stimmung. „Welche Narren,“ dachte ich, „welch' ein Zusammenfluß von Thoren! Was für ein Rendezvous Alfred nur dort haben mag?“ — Unter solchen Betrachtungen vergingen zehn Minuten, während welcher Zeit gewiß an funfzig Wagen vorübergerasselt waren. Ich dachte dann an das fürstliche Vermögen der Marchesa, an den prachtvollen Palast in dem der Ball stattfinden sollte, und an den Glanz der sich dort entfalten würde.

„Der Großherzog selbst wird dort seyn und alles was es Ausgezeichnetes in Lucca giebt,“ sprach ich zu mir selbst. „Ich spüre große Lust auch hinzugehen.“

— Es vergingen wieder einige Minuten. Meine Einsamkeit lastete auf mir, und mein Entschluß stand fest. Ich zog mich vom Fenster zurück und klingelte.

„Antonio,“ rief ich meinem Bedienten entgegen, „besorge mir einen Domino, einen so dunkelfarbigen wie möglich — sag' dem Carlo er soll vorfahren!“ — Antonio eilte fort, blieb aber so lange, daß der Wagen schon vor der Thür hielt, als er wieder erschien.

„Signor,“ sprach er, „es thut mir leid, aber ich bin in ganz Lucca in allen Läden herum gelaufen, ohne einen anderen Domino auftreiben zu können, als hier diesen himmelblauen, den ich, mitgebracht habe.“

„Himmelblau! Es wird kaum einen zweiten himmelblauen Domino auf der ganzen Maskerade geben!“

„Sie werden darunter eben so unerkannt bleiben wie unter jedem Anderen, wenn Sie sich nur selbst nicht verrathen.“

„Du hast recht,“ entgegnete ich, „gieb mir meine Maske.“

Ich barg mich unter den himmelblauen Domino, ging die Treppe hinab, warf mich in den Wagen und gebot Carlo, nach dem Palaste der Marchesa zu fahren.

Nach einer halben Stunde befand ich mich vor dem Portale der herrlichen prachtvollen Villa der Marchesa. Von dieser Eingangspforte bis zu dem Palaste, eine Entfernung von mehrerrn hundert Schritten, waren die Bäume an beiden Seiten, mit hellglänzenden, buntfarbigen Lampen geschmückt, während aus der geräumigen Vorhalle des glanzvollen Gebäudes rauschende Musik zu mir her erschallte. Angelangt vor den breiten Marmorstufen, welche den Eingang zu dem Palaste bildeten, setzte mich die Pracht, der gute Geschmack und die Verschwendung die hier gewaltet hatten, in Erstaunen. Der Palast selbst schien von Diamanten und Edelsteinen gebaut, so durchaus war dessen marmorne Facade mit buntfarbigen Lampen bedeckt, die rund um das Gebäude eine wahrhafte Tageshelle verbreiteten. Charactermasken und Dominos bewegten sich nach allen Richtungen aus und ein, lenkten ihre Schritte nach dem Palaste zurück, sobald sie die Gränze des Lichtscheines erreicht hatten, und nur einige Paare suchten das ferne Dunkel wo keine Horcher zu befürchten standen.

„Ein buntscheckiges Gewühl,“ dachte ich als der Wagen anhielt, „ich beklage es nicht, hiehergekommen zu seyn.“ Ich stieg die breiten Marmorstufen hinan, die zu der geräumigen Halle führten, in der die größere Anzahl der Gäste versammelt war. Die Musik machte grade eine Pause, und da der den erotischen Pflanzen entströmende Duft im Saale meine Nerven zu mächtig berührte, stieg ich so eben wieder die Treppe hinab, als ich plötzlich meine Hand von einem veilchenfarbigen Domino erfaßt und feurig gedrückt fühlte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Opfer der Convenienz.

3.

(Beschluß.)

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne beleuchteten an einem Sommerabend das düstere gothische Gemach. Die grünsammetenen Vorhänge des Bettes waren verblichen, und die Federbüschen, welche dasselbe einst geziert hatten. Es war ein Sterbelager. — Sophiens Haupt ruhte auf dem letzten Kissen von dem es sich nicht wieder emporrichten sollte. Der Besuch ihres Sohnes hatte das Eis der Bitterkeit geschmolzen, welches die erduldete Ungerechtigkeit um ihr Herz gelegt hatte; sie fühlte daß sie noch geliebt sey, und um ihres lieben Kindes willen verzieh sie der Welt die ihr aufgebürdeten Leiden. Mit Mimis Erscheinen wurden bei ihr alle Erinnerungen der früheren Zeit geweckt; das düstere Zimmer der Kurfürstin war von jetzt an Mimis einzige Welt.

Aber die Gefangenschaft der unglücklichen Fürstin nahte sich ihrem Ende. Die Sterbende wandte das Haupt auf dem Kissen, so als ob sie sich noch jemand umschaue. In Rücksicht auf den gefährlichen Zustand der erlauchten Kranken war es Mimi gestattet worden, das Schloß zu verlassen; sie war die Ueberbringerin eines Schreibens Sophiens an ihren Gemahl, welcher jetzt König von England war. Er besuchte so eben seine Kurfürstlichen Staaten, und mußte an dem Kerker Sophiens vorüber. Vor einem unfernen Gasthofe sollte er anhalten und dort erwartete ihn Mimi. Es begann bereits zu dämmern als er dort anlangte. Der Monarch verlangte Licht, welches zu bringen die Tochter der Gastwirthin für ein Goldstück Mimi überließ; sie brachte das Licht und zugleich den Brief. Die Pfeife entfiel der Hand des Königs — er erkannte die Handschrift.

„Ich sterbe," rief er indem er in dem Wagen zurücksank. Die allgemeine Verwirrung welche das plötzliche Erkranken des Königs veranlaßte, machte, daß Mimi sich unbemerkt entfernen konnte; aber sie sah, daß das Antlitz des Monarchen seinen Tod verkündigte.

Der Mond stand jetzt klar am Himmel und senkte sein Silberlicht hinab in das Gemach der sterbenden Kurfürstin, als Mimi zu dieser eintrat. Sie wollte das Haupt erheben um ihre treue Gefährtin zu begrüßen, vermochte es aber nicht, ihre Worte erstarben auf ihren Lippen.

„Ich übergab Euren Brief dem Könige, gnädige Frau," sprach leise Mimi.

Eine dunkle Gluth überflog zum Letztenmal Sophiens Wange, sie nahm alle ihre übrigen Kräfte zusammen. „Ich fordere ihn — vor ein höheres Gericht — als das seine," sprach sie. Sie zuckte krampfhaft zusammen, und war nicht mehr. —

Der König, ihr Gemahl, starb in derselben Stunde, und nach wenigen Wochen ward Mimi an der Seite ihrer Gebieterin gebettet, so hatte es die unglückliche Kurfürstin ausdrücklich verlangt.

Anecdoten-Gallerie.

Jean Paul fuhr einst auf einer Reise in das Thor einer kleinen Stadt. Der Corporal der Thorwache trat heraus eine Schreibtafel in der Hand. „Ihren Namen mein Herr?"

„Ich heiße Richter."

„Ihr Stand?"

„Ich bin Autor."

„Autor — Autor?" fragte der Corporal verblüfft, „was heißt das? Was verstehe ich darunter?"

„Nun das heißt, ich mache Bücher."

„Ja so," schmunzelte der Corporal, „das ist mir verständlich. Heut zu Tage giebt man sich allerlei fremde unbekannte Titel. Hier zu Lande nennt man einen Mann der Bücher macht, einen — Buchbinder.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Die anmuthvolle Sängerin: Dlle. Haldreiter setzt ihr Gastspiel mit dem glänzendsten Erfolge fort. Ihre zweite und dritte Rolle waren die Julie in «Romeo und Julie,» und die Pamyra in «der Belagerung von Corinth.» In beiden Partheien errang sich die junge talentvolle Künstlerin durch die Lieblichkeit und Correctheit ihres Vortrags eine laute einstimmige Anerkennung. Diese treffliche Sängerin ist dem Vernehmen nach für unsere Bühne auf längere Zeit gewonnen und alle Kunstfreunde können sich zu diesem Engagement Glück wünschen. Ihre nächsten Rollen werden dem Vernehmen nach die Julie in der Vestalin, und die Constanze in «der Entführung aus dem Serail» seyn.

Der 16te dieses brachte nach langer Ruhe einmal wieder die liebliche alte Operette: «Fanchon das Leiermädchen» auf unsere Bühne. Die Darstellung derselben aber ließ fast in allen Theilen viel zu wünschen übrig. Unsere Bemerkungen in dieser Hinsicht, können wegen Mangel an Raum erst im nächsten Blatte folgen.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Mittwoch, den 20sten December: „der Zögling."

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Werner, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 153 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Die Eine und Höchste.

Längst war Dir gewidmet mein Leben,
Dir opfert' ich Wohlfahrt und Ruh'!
Dir hab' ich die Seele gegeben;
Mein einziger Leitstern warst Du!

Doch blieb unbeachtet mein Sehnen,
So glühend mit Liebe vereint;
Und ach! meine bittersten Thränen,
Sie wurden vergebens geweint!

O! wolle den Zweifel mir rauben,
Und heb' Deinen Schleier zugleich!
Vorlor ich doch Hoffnung und Glauben;
D'rum sterb' ich Dich liebend und schweig.

Zu hoch hat ein Gott Dich erhoben!
D'rum nehm' ich das Wort mit in's Grab.
Und weilt meine Seele ort Oben,
Sie flüstert „Dich liebt ich" herab.

Nein! Oben in himmlischer Klarheit,
Hoch oben, da thronst Du im Licht!
Dort eile zu Dir ich, o Wahrheit!
Hier suchte — doch fand ich Dich nicht.

Stierling.

Der himmelblaue Domino.

Novellette nach Capt. Marryat von Georg Lotz.

(Fortsetzung.)

„Wie bin ich froh daß Du gekommen bist, fürchteten wir doch, daß Du ausbleiben würdest — ich werde gleich wieder bei Dir seyn!" — Und sich schnell entfernend verschwand der veilchenfarbene Domino wieder unter der Menge.

Es fiel mir gleich ein, daß mein Freund Alfred es seyn müsse, der mich wahrscheinlich erkannt habe. Ich schritt langsam die Marmorstufen hinab, da fühlte ich plötzlich meine Schulter berührt, ich wandte mich, es war eine Dame, und obgleich sie eine halbe Maske trug, sah ich doch deutlich daß sie jung war, auch war ich überzeugt, daß sie schön seyn mußte.

„Kein Wort,“ flüsterte sie mir zu, indem sie ihren Finger auf die Lippen legte; „folgen Sie mir.“ Und ich folgte, wer hätte sich einer solchen Aufforderung nicht fügen sollen!

„Sie kommen spät,“ flüsterte die Maske, als wir uns von dem Palaste weit genug entfernt hatten, um nicht gehört zu werden.

„Ich entschloß mich erst vor einer Stunde,“ versetzte ich.

„Ich war so besorgt, daß Sie ausbleiben würden. Alfred wußte es, er hatte recht. Er sagte mir so eben daß er Sie gesprochen habe.“

„Der veilchenblaue Domino war also wirklich Alfred?“ fragte ich.

„Allerdings! Aber ich darf jetzt nicht länger bleiben. Mein Vater wird sich nach mir umschauen. Alfred hält ihn im Gespräche auf. In einer halben Stunde wird er Sie aufsuchen. „Hat er Ihnen erzählt was sich zugetragen?“

„Nicht ein Wort.“

„Fehlt es ihm an Zeit — und ich fürchte das wird der Fall seyn, da er die nöthigen Vorbereitungen treffen muß — so will ich suchen Ihnen einige Zeilen zukommen zu lassen, damit Sie wissen, was zu thun ist. — Ach, wie mein Herz klopft, wie ich mich ängstige! Wahrlich, wir bedürfen Ihres Beistandes. Auf Wiedersehn!“ Mit diesen Worten trippelte die schöne Unbekannte von dannen.

„Was der Teufel hat das Alles zu bedeuten?“ fragte ich mich selbst, als ich ihrer fort schwebenden Gestalt nachblickte; „Alfred sagte mir zwar daß er hier ein Rendezvous habe, aber er machte mich nicht zu seinem Vertrauten. Es scheint, daß in dieser Nacht etwas vorgefallen, das ihn meines Beistandes bedürftig macht. Nun er kann auf mich zählen.“

Ungefähr eine halbe Stunde lang schlenderte ich jetzt auf und ab zwischen den Orangenbäumen, an denen buntfarbige Lampen strahlten, während ihr lieblicher Blüthenduft die Luft würzte. Ich grübelte über das nach, was Alfred im Schilde führen konnte, und war besorgt über das Resultat, welches bei einer Intrigue in einem Lande zu befürchten stand, in dem ein Dolchstoß nur zu oft der Liebe folgt; da ward ich neuerdings plötzlich von dem veilchenfarbenen Domino angeredet.

„Still, still,“ flüsterte er mir zu, indem er mir ein Blättchen in die Hand drückte. „Lies dieß wenn ich wieder fort bin. In einer Stunde finde Dich an dieser Stelle wieder ein. Hast Du Waffen?“

„Nein,“ erwiderte ich; „aber Alfred?“ — —

„Vielleicht bedarfst Du ihrer nicht — auf jedenfall aber nimm dieß. Jetzt aber muß ich wieder fort. „So sprechend drückte mir der Domino ein Stiletto in die Hand und im nächsten Moment war er meinen Augen entschwunden.

Es war meine Absicht gewesen Alfred zu fragen, was er eigentlich vor habe, und weshalb er mit mir italienisch und nicht englisch spräche da wir doch auf diese Weise weniger belauscht werden konnten; ein kurzes Nachdenken aber überzeugte mich, daß er wahrscheinlich besorge grade durch das fremde Idiom erkannt zu werden.

„Eine geheimnißvolle Geschichte das,“ dachte ich; „vielleicht werden mir indeß diese Zeilen Auskunft geben! Daß Gefahr obwaltet, liegt klar am Tage, sonst würde er mich nicht mit dieser Waffe versehen haben.“ Ich hielt das Stilett empor und prüfte den Stahl bei dem nächsten Lampenscheine, da fielen meine Blicke plötzlich auf einen vor mir stehenden schwarzen Domino. „Er ist scharf genug, ich stehe Euch dafür,“ sprach diese Maske, „stoßt nur zu! Ich habe schon in jenem Laubengange auf Euch geharrt — dort glaubte ich sollten wir uns treffen. Hier dieses Papier befestigt an seine Kleidung. Ich will dafür sorgen, daß er in einer Stunde hier ist. — Ist er todt, dann legt dieses Päckchen auf seine Brust — versteht Ihr? fehlt nicht! Bedenkt tausend Zechinen! hier ist mein Ring, nach vollbrachtem Werke werde ich ihn einlösen — die Anderen werden bald hier seyn. Die Parole ist Mailand! Man darf mich hier nicht erblicken! Doch weshalb wählte Ihr einen himmelblauen Domino? Er ist zu auffallend zur Flucht!“ Er drückte mir ein Päckchen und einen Ring in die Hand und war unter den Orangenbäumen verschwunden.

Mein Erstaunen war grenzenlos. Da stand ich, alle Hände voll — zwei Papiere, ein Päckchen, einen Dolch und einen Ring! „Diesmal hält man mich gewiß für einem Anderen — ohne Zweifel für einen Bravo. Man führt eine Missethat im Schilde, der ich vielleicht vordengen kann. Weshalb einen himmelblauen Domino?“ fragte der Unbekannte. Ich möchte dieselbe Frage an mich richten! Weshalb, zum Henker kam ich hieher in einem blauen Domino? Warum kam ich überhaupt hieher? „Ich steckte den Ring an meinen Finger, barg das Stilett und das Päckchen auf meiner Brust und eilte in den an der anderen Seite des Palastes gelegenen Garten, um die geheimnißvolle Mittheilung lesen zu können, die mir Alfred in die Hand drückte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der lahme Soldat.

Es war im Monat August als wir mit der Diligence von Dieppe nach Rouen abfuhren. Noch waren wir nicht weit gekommen und eben ging es langsam einen Berg hinan, als wir am Wege stehend eine Gestalt gewahrten, die unsere Aufmerksamkeit rege machte. Es war ein kleiner Mann, in einer alten so abgetragenen und geflickten Uniform, daß man nicht mehr unterscheiden konnte, zu welcher Truppengattung er gehört hatte; auf dem Kopfe trug er eine alte Fouragiermütze. Er hatte ein hölzernes Bein; ein kleines Reisebündel lag neben ihm. Als wir näher gekommen waren, stand er auf, nahm sein Mützchen ab und begrüßte uns. „Wohin geht Eure Reise, guter Freund?“ fragte ich, denn das Aeußere

des lahmen Kriegsmannes nahm meine Theilnahme in Anspruch. „Nach Rouen, mein lieber Herr!“, lautete die Antwort. Ich sprach einige Worte mit unserm Conducteur, die ich mit einem gewichtigen Beweggrunde begleitete und erhielt auf diese Weise für den armen Mann einen Platz auf der Impériale. Die Leiter ward alsobald angelegt und mit Hülfe seiner beiden Arme und des gesunden Beines klimmte der neue Reisegefährte ziemlich geschickt hinan, nahm oben Platz und ergoß sich darauf gegen uns in den lebhaftesten Dankesäußerungen. Wir hatten jetzt Gelegenheit den Invaliden näher zu betrachten, er besaß ein einnehmendes Wesen. Seine Gesichtszüge waren hübsch, wenn gleich sehr von der Sonne gebräunt, sein dunkeles Auge flammte feurig, er trug keinen Schnurrbart, aber unter seiner alten Fouragirmütze hervor quollen seine schwarzen Locken in fast weiblicher Fülle. Seine Hände waren klein, aber es war deutlich daran zu sehen, daß sie sich nicht müßig verhalten hatten, und eine tiefe Narbe auf seiner Stirn beurkundete, daß er gewohnt gewesen sey dem Feinde ins Antlitz zu schauen. Er mochte ungefähr sechs und zwanzig Jahre alt seyn.

„Sie haben mir in der That einen recht großen Dienst erwiesen, meine Herren,“ nahm er zu uns gewandt das Wort, „ich bin fast die letzte ganze Nacht hindurch gewandert, und da Rouen von Dieppe fast 36 Stunden entfernt liegt, hatte ich, ermüdet wie ich bin, und mit einem hölzernen Beine, nur wenig Aussicht früher als in drei Tagen dorthin zu gelangen.“

„Ihr habt also schon eine weite Reise gemacht?“ fragte ich.

„Das nicht, mein Herr,“ entgegnete er, „ich komme bloß von Abbeville, aber bei meinem krüppelhaften Zustande ist das für mich schon weit genug!“

„Wollt Ihr uns nicht etwas aus Eurem Leben erzählen?“ fuhr ich fort. Da ich aber aus seinen Gesichtszügen zu bemerken glaubte, daß ihn diese Frage etwas in Verlegenheit setzte, fügte ich schnell hinzu: „verzeiht mir, wenn Euch meine Neugier belästigt.“

„Sie haben mich, meine lieben Herrn,“ versetzte er nach einer kurzen Pause, „mit so vieler Güte behandelt, daß ich Ihnen nichts abzuschlagen vermag. Ich bin in der Stadt geboren, nach der wir jetzt reisen und in der mein Vater zwar nur ein untergeordneter, aber keineswegs armer Bürger war. Manches Mißgeschick in Liebesangelegenheiten verbitterte mir meine jungen Jahre. Mein Vater war gestorben, ich aber kümmerte mich wenig um das von ihm ererbte Geld und Gut, sondern folgte der Conscription. Ich hing mit ganzer Seele an Napoleon und an dem Ruhme Frankreichs. Als Husar folgte ich dem Glücksstern Beider über manches blutgetränkte Schlachtfeld. Ich sage: dem Glücksstern Beider, denn Napoleons Sonne war der Ruhm Frankreichs und als jene bei Waterloo unterging, verschwand der Ruhm Frankreichs mit ihr. Es war auf jenem Schlachtfelde wo mein armseliges Bein von derselben Kugel weggerissen wurde die meinen Gaul unter mir tödtete. Wollte Gott, daß die Vernichtung dieses

ganzen elenden Körpers an jenem Tage die Sache des Kaisers hätte retten können! Ich hatte kurz vorher hier diesen Säbelhieb bekommen, und lag die ganze Nacht von Schmerz und Durst verzehrt; ich wurde immer schwächer und schwächer! Die ersten Strahlen der Morgensonne begannen das blutige Schlachtfeld zu beleuchten, da traf es sich, daß die alte Margaretha Roque, eine Marketenderin, die dem Heere folgte, mit ihrem kleinen Wagen da wo ich lag vorüber kam. Ich hatte der guten Alten wohl manchen Dienst erzeigt, und kaum erblickte ich sie, als ich ihren Nahmen rief, so laut ich es vermochte. Sie erkannte mich augenblicklich, hob mich empor und lud mich auf ihren kleinen Wagen. Der Beistand eines Wundarztes war bald gefunden, mein Bein ward amputirt und alsdann fuhr sie mich in kleinen Tagereisen nach Abbeville, in dessen Nähe ihr Häuschen stand. Ich lag mehrere Monate lang in einem Zustande der für mein Leben fürchten ließ, und während dieser ganzen Zeit spendete mir meine wackere Retterin die sorgsamste Pflege, sorgte sie unablässig für alle meine Bedürfnisse in so weit ihre eigene armseelige Lage dieß nur irgend gestattete. Endlich war es Gottes Wille, mich wieder herzustellen, und kaum konnte ich mich wieder regen und bewegen als ich auch sofort alles that was in meinen Kräften stand, um durch meine Arbeit meiner Wohlthäterin ihre Aufopferung zu vergelten. Aber ach! sie begann jetzt ihrerseits meiner Pflege zu bedürfen. Die Schwäche ihres Alters traf mit jedem Tage immer sichtlicher und sichtlicher hervor, der Sand in ihrer Lebensuhr schien als sich ihr Ende nahte, immer schneller und schneller zu verrinnen. Sie hatte alle ihre Verwandte und Freunde überlebt — ich aber that für sie, was Verwandte und Freunde für sie nur hätten thun können. Es war eine wahrhafte Freude für mich, daß das arme sterbende Weib meine Pflege anerkannte. Der letzte schwache Druck ihrer kalten Hand — der letzte dankbare Blick ihrer erlöschenden Augen waren mir ein reicher Lohn für die Stunden die ich an ihrem Krankenlager verbrachte. Ich hörte wie sie ihren letzten Athemzug aushauchte, drückte ihr die Augen zu, sah wie ihre Gläubiger, nachdem sie eingeschart worden, über ihre wenigen Habseeligkeiten herfielen — wischte die Thränen fort aus meinen Augen und ergriff den Stab um meiner Heimath zuzuwandern. Der Himmel weiß, was fürder mein Schicksal seyn wird.“ —

Wir thaten was in unsern Kräften stand den gelähmten Krieger über seine Erinnerungen und seine Aussichten für die Zukunft zu trösten. Ich lenkte das Gespräch auf seine Feldzüge und bald flammte sein bisher trübes Auge feurig auf, seine Wange glühte und in seinem militairischen Enthusiasmus gab er uns lebendige Bilder der Schlachten, in denen er mitgefochten, so daß es uns schien als ob die Zeit, ja selbst unsere schwerfällige Diligence sich rascher als früher bewege.

Grabschrift.

Auf einem Kirchhofe in Devonshire befindet sich auf einem Grabsteine folgende Inschrift eines Kleidermachers. „Unter diesem Steine, drei Ellen tief, liegt der abgetragene Oberrock des Schneidermeisters, Robert Miller. Es war sein letzter Wille, daß die Ueberbleibsel von acht anderen Schneidern ebenfalls in dieser seiner Hölle niedergelegt werden mögten, damit er am jüngsten Tage als ein ganzer Mann aufersteh'n könne. Er erreichte ein zufriedenes Alter bis der grimmige Tod, der Almeister der Schneider mit seiner Scheere den Faden seines Lebens abschnitt.

Gedanke.

Die meisten Contrahenten gleichen vor der Abschließung des Contracts den Tauben, nach der Abschließung den Geiern.

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Ich gestehe daß ich mich auf die Darstellung, der Fanchon, welche bekanntlich ihren Ursprung dem Himmel verdankt, wahrhaft gefreuet hatte: ich wollte mich früheren Erinnerungen hingeben und mich in jene Zeit zurückträumen, wo diese liebliche Operette mit ihren gefühlvollen Melodieen zuerst die deutsche Bühne schmückte, wo eine Bethmann und Eunike, ein Unzelmann, Eunike, Beschort und Gerno Vater das bezaubernde kleine Gemählde in einer Vollkommenheit hinstellten, die ihm spätershin wohl nie wieder zu Theil geworden. Ich wollte aber ich wäre zu Hause geblieben, und hätte das liebe Bild aus früherer Zeit ungetrübt in meiner Brust bewahrt; denn was am 15ten dieses auf unserer Bühne zur Anschauung gebracht wurde, war nicht geeignet das Gemüth angenehm zu berühren. Wir haben der talentvollen Dlle. Muzzarelli in ihren früheren Leistungen und namentlich als Zuleri gebührende Anerkennung gezollt, wollen wir uns aber nicht der Parteilichkeit schuldig machen, müssen wir eben so offen erklären, daß ihre Darstellung der Fanchon nicht befriedigen konnte: Die talentvolle junge Künstlerin hat übrigens dem Vernehmen nach diese schwere Parthie nach einem kurzen Studium von einigen Tagen geben müssen und würde sie, hätte sie Zeit gehabt in den Character einzudringen, unfehlbar mehr befriedigt haben. Das im 3ten Acte von ihr eingelegte französische Lied von Meyerdeer von Herrn Canthal instrumentirt, ward ganz allerliebst vorgetragen und mußte auf vieles Verlangen wiederholt werden.

Eben so verschlt war der Abbee Latagnant des Herrn Wolter eck. Hier war keine Spur des jovialen galanten französischen Lebemannes, es war ein Sarastro im Abbemäntelchen. — Der Tapezier des Herrn Raeder deurkundete neuerdings viel zu sehr das Bewerben dieses Künstlers um den Beifall der höheren Region; und dem Saint Val des Herrn Brüning fehlte ein wenig die französische Leichtigkeit, welche diese Rolle bedingt, kurz die ganze Darstellung dieser Oper muß als eine mißlungene bezeichnet werden, und nur Herr Schäfer als Obrist von Francarolle und Dlle. Spatz als Florine verdienen in dieser Rücksicht eine Ausnahme. Ersterer sang und spielte seine Parthie mit Wahrheit und Gefühl, und Letztere verdient um so mehr eine lobende Anerkennung, da sie wegen Krankheit der Mad. Christiani diese Rolle schnell übernehmen mußte. Die kleine Rolle der Adele ist nur unbedeutend, unsere niedliche Dlle. Lammersdorf aber war in derselben eine ganz allerliebste Erscheinung und deurkundete selbst durch Lösung dieser kleinen Aufgabe, das ein wahrhaftes Darstellungstalent, besonders für das Naive, in ihr wohne.

Die neue Decoration des Herrn Coecht gewährte einen schönen Anblick, ob aber die Einrichtung derselben mit den verschlossenen Coulissen der lobenswerthen Absicht, ein besseres Verstehen im Theater zu bewirken forderlich seyn dürfte, ist eine Frage, die wir nach dieser ersten Probe fast verneinen möchten.

Literarisches.

Allen Theaterdirectionen und Bühnenmitgliedern ist zu empfehlen

Der Theaterfreund.

Blätter für Mitglieder und Freunde des Theaters.

Herausgegeben von L. v. Alvensleben.

Diese Zeitschrift erscheint auch im nächsten Jahre, und ist durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen. Es erscheinen wöchentlich vier Nummern von einem halben Bogen, und man kann monatlich abonniren, ebenso aber auch viertel-, halb- und ganzjährige Bestellungen machen.

Zur Nachricht.

Des zweiten Festtags wegen kann der Umtausch der Mappen meines Journal-Cirkels erst am Freitag den 29sten dieses wieder stattfinden. Das Montagsblatt der Originalien wird mit dem gegenwärtigen ausgegeben.

Georg Lotz.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 23sten December: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 154 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Reisebilder aus Ober Italien *)

Triest, im July 1835.

I.

Hier wohne ich nun seit einigen Tagen im Albergo grande mit meinem Reisegefährten, einem jungen Franzosen, auf zwei großen Zimmern, wovon das eine im Nothfall als Ballsaal dienen könnte. — Ich machte von Wien aus noch einen Ausflug nach Ungarn, wovon ich später reden werde. —

In den letzten 14 Tagen habe ich fast 200 Meilen zurückgelegt bin beinahe ohne Aufenthalt auf Triest geeilt, doch ist mir die Schönheit der steyrischen Gefilde, die ich durchzogen, nicht entgangen und ist namentlich das Märzthal ein wahres Paradies, In Grätz, der Hauptstadt von Steyermark, verweilte ich 2 Tage und wem sollte es dort nicht gefallen? Die Stadt ist recht hübsch, sie umkränzt einen Hügel der früher befestigt war und der das Terrain ringsum dominirt, jetzt befinden sich nur Schenken und Feuerwachen auf demselben und man kann da oben, bei einem Glase Wein, sich an der schönsten Aussicht laben, da man ein weites, von hohen Bergen umfastes, Thal übersieht, das in seiner Ueppigkeit nicht des romantischen Charakters entbehrt. Grätz besitzt auch ein Theater und zwar ein ziemlich gutes, hier werden Local-Possen verarbeitet wie in der Leopoldstadt zu Wien. Ich hatte Gelegenheit der Aufführung eines lustigen Possenspiels beizuwohnen worin man den längst verschollenen Till Eulenspiegel aus dem Grabe geholt, und nachdem man ihm ein wiener Kleid angezogen, auf die Bretter gebracht hatte. Ein singender Eulenspiegel in Wiener Dialect! und das für einen Zwanziger! versteht sich im Parterre; aber das Ding hat mich köstlich amüsirt. In Grätz ist ein lustiges und ein billiges Leben, man kann dort für einen Zwanziger zu Mittag essen, inclusive einer halben Flasche Wein; und der steyrische Wein ist dem würzburger oder Moselwein zu vergleichen. Die Speisekarten sind eben so lang und so breit als die Wiener, da findet man; Jungfernbraten, Ochsenschlopp mit Kröderl, Naturschnitzeln, Fisdöck mit Kräu (Beafsteack mit Meerrettig) Gollasch mit Schiberl, Kramawetter, ja sogar Kreishauptmännische Schmitzerei und noch 50 andere Gerichte deren Benennungen geeignet sind, statt den Magen zu beschwichtigen, auch den prosaischen Menschen in humoristisch-philosophische Betrachtungen zu ver-

*) Probe aus einem im nächsten Jahre im Druck erscheinenden interessanten Werke. D. R.

tiefen. Das Studium der östreichischen Speisekarten ist für den Norddeutschen ein saures Stück Arbeit; ich meinestheils fand es weit bequemer mich der allerliebsten Kellnerinnen, die man in allen Gast- und Speisehäusern antrifft, als lebende Conversations-Lexicons zu bedienen. Die Grätzer Wirthe sind gescheut, sie wissen recht gut daß ein Gericht von schöner Hand gereicht, weit besser mundet, als wenn der zierlichste Kellner es bringt; sie wissen recht gut daß der Gast sich oft veranlaßt findet eines über den Hunger und Durst zu genießen und das bloß um noch einige Worte mit der schönen Kellnerin zu wechseln. Gelt, die Gastgeber in Grätz sind eben so pfiffig wie ihre rheinländischen Collegen! sie sind eben so pfiffig wie die Bremer Bierzapfer, sie suchen nicht gerade die garstigsten Mädel aus zur Bedienung ihrer Gäste.

Um von Grätz schnell auf Triest zu reisen wollte ich einen Platz im wiener Courier belegen, der die 72 Meilen von Wien nach Triest in 3 Tagen und 3 Nächten zurücklegt, aber man sagte mir auf der Post, daß dieser Wagen der täglich geht, aber nur 3 Sitze enthält, von Wien aus fast immer besetzt wäre; zugleich erfuhr ich dort daß ein junger Franzose schon seit mehreren Tagen auf einen offenen Platz nach Triest warte. Man machte mir die Offerte einen Separat-Wagen mit Jenem zu nehmen. Es besteht nämlich im östreichischen die Einrichtung, daß wenn die Eil- oder Postwagen keinen Platz mehr darbieten, indem keine Beiwagen gegeben werden, die Reisenden durch eine Separatfahrt und mit Beigebung eigener Stundenpäße in leichten und bequemen Wagen und in dem festgesetzten Zeitmaße weiter befördert werden. Außerdem ist es den Reisenden überlassen, nicht allein den Tag und die Stunde der Abfahrt zu bestimmen, sondern auch unterwegs auf Poststationen zu verweilen und zu übernachten, doch ist der Preis eines solchen Wagens derselbe ob 4 Personen oder nur eine oder 2 ihn benutzen. Wir sollten über 100 Gulden bis Triest für den Wagen zahlen. Ich hatte einstweilen Herrn M. den Franzosen aufgesucht, wir ließen den Gedanken an einen Separatwagen fahren und engagirten für das halbe Geld einen Lohnkutscher; als Reisegefährte fand sich noch der Sohn eines Triester Kaufmanns, der in Grätz studirte, bei uns ein und wir fuhren am andern Tage früh vom Gasthause: zum Florian ab. Leid war es mir von dem Wirthe zu hören, daß ein in Grätz ansässiger Landsmann mit seiner Familie am Abend zuvor mehrere Stunden auf mich gewartet, um Nachricht zu erhalten aus der fernen theuren Heimath; Ich fragte nach dem Namen des Mannes aber der Wirth kannte ihn nicht und sagte daß sie erklärt hätten, sie würden am andern Morgen wieder kommen. Ich konnte die guten Leute nicht mehr erfreuen und sagte Grätz Lebewohl. —

Unser Weg führte durch das reizende Murthal und wir erreichten Abends die Stadt Marburg wo wir übernachteten. Dies Marburg ist bedeutend größer und schöner gebaut wie jene Universitätsstadt gleiches Namens. Früh ging es am andern Morgen wieder fort. Fast schien uns die Gegend öde und unineressant im Vergleich zu dem durchelten Terrain, doch möchte sie in Norddeutschland für schön gelten. Aber als wir in das Thal von Cilly einfuhren, ward uns der Anblick einer unbeschreiblich schönen Landschaft. Eine weite Ebene in der üppigsten Vegetation prangend entfaltete sich vor unsern Blicken. Rechts erheben die grauen Felsenwände der steirischen Alpen ihre riesigen schneebedeckten Häupter in die Wolken, starrend und in kahler Nacktheit contrastiren sie mit den freundlichen Höhen die den Hintergrund dieses Gemäldes bilden, das dunkele Grün ihrer bewaldeten Gipfel wechselt malerisch mit den tiefer liegenden helleren Weinpflanzungen ab. Links läuft eine waldige Hügelreihe und bildet mit jenen einen Winkel durch den sich der Savefluß eine Bahn gebrochen um in die Gefilde Kroatiens zu gelangen; hart an demselben liegt das freundliche Städchen Cilly umgeben von grünen Matten; links über demselben prangt eine wunderschöne Burgruine, gleich einer Krone, auf dem Gipfel eines waldbewachsenen Berges — doch vergebens mühe ich mich ab auch nur eine schwache Idee von diesem Paradiese zu geben. O Deutschland wie reich bist du an schönen Gefilden! —

Die Straße nach Kroatien läuft hier längs der Save oder Sau in das schmale, von den beiden zusammentreffenden Bergreihen gebildete, Thal fort. Wir befanden uns nur wenige Stunden von der Grenze.

Da wir noch eine Post weiter bis zum Nachtquartier hatten so ließen wir vor der Stadt unseren Wagen, zur Abfütterung der Pferde, in einem Wirthshause zurück und wanderten zu Fuß ein in das niedliche Städchen Cilly, nicht ohne Aufsehen zu erregen, da wir von den guten Cillensern dem Anscheine nach für reisende Comödianten gehalten wurden, welches um so eher zu entschuldigen war wenn wir einen Blick auf unsere Anzüge warfen: Der Student eröffnete den Zug, angethan mit einem schwarzen Sammtrock, weißen Beinkleidern und einer schwarzseidenen Schlafmütze auf dem ansehnlichen Haupte, eine mehr denn zwei Ellen lange Pfeife in der Hand tragend; Der Franzose und meine Wenigkeit folgten in geringer Entfernung. Ersterer, in einem schottisch quarrirten Reisekittel und einen italienischen Strohhut auf dem Kopfe, imponirte bedeutend mehr als ich, der ich mit einem aschgrauen Prager Staubhemde daher schritt. Um etwas Liquer zu kaufen kehrten wir in die Apotheke des Städchens ein, als wir heraustraten mußten wir uns einen Weg bahnen durch ein Rudel Gassenbuben, die uns freudig anglotzten, wie man in der Jugend Kunstreiter und Luftspringer, im Vorgefühl der zuerwartenden Amusements, zu betrachten pflegt. Aber auch mancher hübsche Lockenkopf schaute uns neugierig nach aus halbgeöffnetem Fenster, und wir bedauerten es wirklich daß wir nicht im Stande waren den Erwartungen die man von uns zu hegen schien zu entsprechen, denn ach! die Täuschung schwand alsbald da unser

Wagen im raschen Trabe uns einholte, wir hineinsprangen und fort zum Thore hinausrollten. —

Nachdem wir auf einem Dorfe ein recht erträgliches Nachtquartier gefunden, erreichten wir den folgenden Abend Laybach. Diese nicht unbedeutende freundliche Stadt liegt schon in Krain, doch sind deutsche Sitten und Sprache hier noch vorherrschend, wenn sich auch die Nähe Italiens in mancher Hinsicht kund giebt. Auf dem Markte bot man schon (Mitte Juli) reife Trauben, Pfirsiche und frische Feigen feil. Man spricht in Laybach noch gern von dem dort stattgehabten Congreß, denn viele Bürger haben ihren Wohlstand diesem Zeitpunkte zu verdanken.

(Fortsetzung folgt.)

Der himmelblaue Domino.

Novellette nach Capt. Marryat von Georg Lotz.

(Fortsetzung.)

Das Geheimniß begann mich zu interessiren, und jetzt da ich bewaffnet war, war ich entschlossen jeder Gefahr zu trotzen um es zu entschleiern. — Ich eilte zu der letzten Lampe des Gartens und jog dort das Blatt hervor; es war in italienischer Sprache abgefaßt, die Handschrift war eine weibliche, der Inhalt folgender:

„Wir haben beschlossen zu fliehen, da wir hier auf keine Sicherheit rechnen können, hier umgeben von Dolchen auf allen Seiten. Wir sind der Verzeihung gewiß, sobald die Papiere, die Alfred heute mit der Post empfing, und die er Ihnen bei Ihrem nächsten Zusammentreffen einhändigen wird, meinem Vater übergeben seyn werden. Wir bedürfen Ihres Beistandes um unseren Schatz fortzuschaffen. Unsere Pferde stehen bereit und einige wenige Stunden werden uns in Sicherheit bringen. Sie aber müssen uns in Ihrem Wagen folgen, und mir das mitbringen, was uns auf unserer eiligen Flucht ein Hinderniß seyn würde. Alfred wird Ihnen sagen, wo es sich befindet. Folgen Sie uns mit möglichster Schnelligkeit und ewig wird Ihnen dankbar seyn Viola.

Nachschrift. Ich schreibe in größter Eile, da ich meinen Vater nicht auf einen Augenblick verlassen kann, ohne daß er sogleich nach mir fragt. —

„Was soll Alles das bedeuten? Alfred sprach mir von keinen Papieren die er empfangen. Viola! Ich hörte ihn nie diesen Namen nennen. „Lies das," sprach er zu mir, „und Dir wird Alles klar werden!" — Mich soll der Teufel holen, wenn ich nicht nöch eben so sehr im Dunklen tappe als zuvor! — Ihnen folgen — in meinem Wagen — mit einem Schatze! Mit welchem Schatze? — Ich glaube wahrhaftig, er will mit irgend einer reichen Erbin davonlaufen. — Verwünscht sey nochmals der himmelblaue Domino! Da stehe ich nun mit zwei Papieren, einem Päckchen, einem Stilett und

einem Ring. Man will mir noch mehr aufladen — einen Schatz. Wohlan das Räthsel muß sich lösen — ich will zurück auf meinen Posten! Zuvor aber muß ich doch sehen was auf diesem Papier steht, das ich dem Anderen aufs Kleid heften soll, nachdem ich ihn niedergestoßen habe." — Ich hielt es an das Lampenlicht, da stand mit großen Buchstaben: „Lohn des Verräthers!" „Kurz aber bündig," murmelte ich vor mich hin, indem ich das Blatt zu mir steckte. „Jetzt will ich zurück auf meinen Posten, die Stunde wird fast vorüber seyn." Unterwegs gedachte ich der Mittheilung Violas. „Auf allen Seiten von Dolchen umgeben." — Hoffentlich ist doch nicht Alfred derjenige den ich auf Befehl des schwarzen Dominos niederstoßen soll! — Und dennoch könnte das seyn! Andere sollen hier mit mir zusammentreffen? — Ein Gedanke durchzuckte mich, wer immer auch zum Tode bestimmt seyn mochte, Alfred oder ein Anderer, es stand in meiner Macht ihn zu retten. — Ich ward neuerdings durch einen leisen Schlag auf die Schulter aus meiner Träumerei geweckt.

„Bin ich recht? Wie heißt die Parole?"

„Mailand," entgegnete ich flüsternd.

„Ganz recht! Giacomo und Tomaso sind ganz in der Nähe — ich gehe sie zu holen."

Der Unbekannte entfernte sich, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken mit zwei Anderen zurück.

„Hier sind wir alle, Filippo," nahm der Erste wieder das Wort. „Er wird in einigen Minuten hier seyn."

„Still!" gebot ich, indem ich meine Hand emporhob und ihnen den kostbaren Ring an meinem Finger zeigte.

„Ha Signor, da bitt ich um Vergebung," rief der Unbekannte, „ich glaubte es sey Filippo."

„Leise," gebot ich, „leise, in des Teufels Namen. Alles ist entdeckt — Filippo ist gefangen — Ihr müßt fort, fort auf der Stelle! Morgen sollt Ihr von mir hören!"

„Corpo di Bacco! Wo Signor? An der alten Stelle?"

„Ja, ja! nur jetzt fort und rettet Euch!"

Die Bravos verschwanden unter den Bäumen und ich war wieder allein.

Du hast wenigstens dießmal Deine Schuldigkeit gethan, Zauberring," sprach ich zu mir selbst, indem ich das Kleinod näher betrachtete; es war ein kostbarer Solitair, mehrere hundert Zechinen werth. — „Wirst Du je wieder in die Hände Deines rechtmäßigen Eigenthümers gelangen?" In diesem Augenblick erschien Alfred in seinem veilchenfarbigen Domino.

„Es war unvorsichtig von Dir, mir das Papier, zu senden," sprach er hastig, „sagt ich Dir nicht, daß ich in einer Stunde hier seyn würde? Wir haben keinen Augenblick zu verlieren. Folge mir und verhalte Dich ruhig!"

Ich folgte ihm mehrere hundert Schritte durch das Gebüsch. Hier blieb er stehen. „Dort in jenem schmalen Lau-

benganze wirft Du den treuen Neger mit dem Bewußten finden. Er wird es Dir nur übergeben, wenn Du ihm dieses Kleinod zeigst.“ — So sprechend steckte er einen Ring an meinen Finger.

Ich bedachte daß Alfred nie einen Neger gehabt habe — und der Gedanke die Maske müsse jemand anders seyn, und auch rücksichtlich meiner ein Irthum obwalten, durchzuckte mich.

(Fortsetzung folgt.)

Walter Scott bei der Krönung Georgs IV.

Bei der in der Ueberschrift genannten Feierlichkeit empfing der berühmte Verfasser des Waverley u. s. w. eine Huldigung, die ihm große Freude verursachte. Er konnte seinen Wagen nicht finden, und war, nach Beendigung des Banquets genöthigt von Westminster Morgens um zwei Uhr zu Fuße nach Hause zurückzukehren. Plötzlich aber sah er und sein junger Begleiter sich von einem solchen Menschengewühl umgeben, daß der Letztere für seinen Gefährten zu fürchten begann, dem sein lahmes Bein beim Fortschreiten sehr hinderlich war. Ein schottisches Dragoner Regiment hatte für die Großwürdenträger ein Spalier gezogen, und an einen Sergeanten desselben wandte sich jetzt Walter Scott mit der freundlichen Bitte ihn durchzulassen. Der Sergeant erwiderte kurzweg: seine Ordre wäre bestimmt, das sey unmöglich. Während der Dichter sich noch bemühte den Sergeanten zu überreden, wälzte sich eine neue Menschenmaße heran, und erschrocken rief sein junger Begleiter: „Nehmen Sie sich in Acht, Sir Walter Scott, nehmen Sie sich in Acht!“ — „Wie, was?“ rief erstaunt der Sergeant, „Sir Walter Scott? der muß durch, das ist etwas anders. Platz gemacht Cameraden, Platz für Sir Walter Scott, unsern berühmten Landsmann!“

Schönwissenschaftliche Berichte,

aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Die am 18ten dieses, zum Benefiz-Antheil des Herrn Rader zum erstenmal gegebene sogenannte abentheuerliche Posse: „Der Weltumsegler wider Willen“ gehört nicht vor das Forum der Kunstkritik, und im Grunde auch nicht auf Hamburgs erste Bühne. Es ist ein tolles Zeug, ein wildes Durcheinander von Unwahrscheinlichkeiten, ja Unmöglichkeiten. Ein Berliner Gerichtsdiener wird mit seinem Neffen und drei Gehülfen im ersten Akte in der Verfolgung eines Schuldners, von dessen Bruder auf ein Schiff geschleppt und zum Matrosen gepreßt. Im zweiten Akte empfängt er auf demselben Schiffe unter der Linie die tropische Taufe und wird von Piraten gekapert und nach Marocko geschleppt. Im dritten wird er als Sclave dem König von Marocko verkauft, das Quiproquo wird erkannt. Im 4ten Akte geräth er auf eine wüste Insel und wird dann zum Kaiser von Japan ernannt, und im 5ten kehrt er in die Heimath zurück.

Dieser Wirrwarr ist mit Seegefechten, Gewittern, Bajaderen Tänzen und dergleichen Dingen überreichlich gemischt, und wer also Vergnügen an einem solchen Spektakel findet, der mag immer einmal hineingehen und sich das Ding betrachten; bringt er bloße Schaulust mit, wird er das Haus nicht unbefriedigt verlassen. Der Direktion ist es übrigens keineswegs zu verargen, daß sie ein solches Produkt zur Aufführung gebracht hat, denn wenn gleich, wie oben gesagt, dergleichen dramatische Unholde der ersten Bühne Hamburgs fremd bleiben sollten, so ist es doch natürlich daß die Unternehmer bei dem geringen Besuche werthvoller Dramen, auch einmal den Versuch machen, ob solche spanische Fliegen auch nicht ziehen wollen.

Ebenso wenig wie dieser Weltumsegler selbst verdient die Darstellung desselben kritische Beachtung. Herr Rader als Gerichtsdiener Knoepel that zwar alles was in seinen Kräften stand um die Lachmuskeln seines Publikums anzuregen, er wird es uns aber gewiß Dank wissen, wenn wir an seine heutige Leistung keinen kunstlerischen Maßstab legen. Mad. Zangl als Ludwig ließ es ebenfalls an Eifer und Fleiß nicht fehlen; ihr Gesang aber ist doch gar zu unbedeutend. Die Rollen der übrigen Mitwirkenden sind zu geringfügig um auch nur genannt zu werden — die Tänze waren von unserm Herrn Telcher geschmackvoll arrangirt, und das Beste was an diesem Abend geboten wurde.

Das Haus war gefüllt und Herr Rader wurde verschiedenemale gerufen.

Literarische Notiz.

Unter den seit einer Reihe von Jahren bestehenden belletristischen Journalen verdient besondere Beachtung die

Mitternachtzeitung

für gebildete Leser

redigirt von Dr. Ed. Brinkmeier.

In jeder Buchhandlung Deutschlands und in den vorzüglichsten Städten des Auslandes liegen Probenummern derselben zur Ansicht bereit. Die gediegene Haltung dieser Zeitschrift, besonders in den beiden letzten Jahrgängen, hat dem Blatte eine höchst ehrenvolle Stellung in der Literatur und die allgemeinste Anerkennung verschafft.

Wöchentlich erscheinen 4 Nummern (halbe Bogen) in gr. 8., monatlich ein sauberer Umschlag; zu dem Vierteljahrgange, der einen abgeschlossenen Band ausmacht, ein Titel und Register.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Montag den 23sten December: „Die Hugenotten,“ Oper in 3 Aufzügen.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Vormer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 155 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

Der Troubadour. *)

Auf dem Söller saß die Herrin,
Sah herab auf Thal und Flur, —
Und aus dunkler Waldeshalle
Trat hervor der Troubadour.

Stimmte seiner Zither Saiten,
Sang der schönen Herrin Lob: —
„Wie die Rosen ihrer Wangen
Abendsonnenglanz erhob;“

„Wie die Fackeln ihrer Augen
Seine Sehnsucht angefacht; —
Ihm des Busens Nacht gelichtet,
Wie der Blitz die Sturmesnacht!“ —

Und die Herrin hieß ihn nahen,
Bot ihm freundlich Obst und Wein;
Wie sie den Pokal ihm reichte,
Fiel der Wehmuth Thau hinein.

Und den Nektar schlürft der Sänger
Bis zum letzten Tropfen aus: —
„Herrin, Dank der Thräne!“ — und wandert
Selig in die Nacht hinaus.

Winfried.

*) Aus einer zu Neujahr bei Aue in Altona erscheinenden kleinen Sammlung des geschätzten Verfassers. D. R.

Der himmelblaue Domino.

Novellette nach Capt. Marryat von Georg Lotz.

(Fortsetzung.)

„Ich fürchte in der That“ — — stammelte ich.

„Fürchten — fürchten,“ unterbrach mich die Maske. „Laß mich das Wort nicht hören! Hast Du doch bis jetzt nie die Furcht gekannt! Was hast Du von hier bis Pisa zu fürchten? Deine eigenen Pferde werden Dich in drei Stunden dorthin bringen. Aber hier ist das Päckchen welches Du selbst übergeben mußt. Jetzt da Du weißt, wo der Neger zu finden ist, kehre in den Palast zurück, überreiche ihm selbst das Päckchen, verlange daß er es augenblicklich lieset. Dann aber verliere keinen Moment, eile hieher zu

Deinem Geschäft zurück. Während der Großherzog liest, entfliehe ich mit Viola."

„Das kann ich alles nicht recht begreifen," murmelte ich indem ich das Päckchen nahm.

„Wenn wir uns in Pisa treffen, soll Dir alles klar werden. — Jetzt nun fort zum Großherzog! — Ich eile zu dem Neger und bereite ihn auf Deine Ankunft vor.

„So höre doch nur — nur eine Frage!" — —

„Keine Sylbe, wenn Du mich liebst," unterbrach mich der veilchenfarbene Domino, der wie ich jetzt ganz gut wußte, nicht Alfred war; es war nicht seine Stimme. Hier waltete also ein Geheimniß und ein Irthum ob; ich war indeß zu tief hineingerathen, um mich zurückziehen zu können, ohne die verschiedenen Partheien, wer sie immer auch seyn mochten, zu opfern.

„Wolan, ich muß jetzt mit dem Strome schwimmen," sprach ich, während ich nach dem Palaste zurückkehrte; „als Ehrenmann kann ich nicht anders handeln. Ich will das Päckchen dem Großherzog überreichen und dann den oftерwähnten Schatz nach Pisa bringen. Der Teufel hole den himmelblauen Domino!!"

Auf meinem Wege nach dem Palaste ward ich von dem schwarzen Domino angeredet.

„Mailand," entgegnete ich.

„Ist alles besorgt Filippo?" fragte er flüsternd.

„Alles Signor," gab ich zur Antwort.

„Wo ist er?"

Ich zeigte nach einer Gruppe von Orangenbäumen.

„Und das Papier, und das Päckchen?"

Ich nickte mit dem Kopfe.

„Dann fort mit Dir — Morgen sehn wir uns!"

„An der alten Stelle, Signor?"

„Ja!" entgegnete der schwarze Domino, und schnell verschwand er in einem Seitengange.

Ich langte in dem Palaste an, schritt die Marmorstufen hinauf, machte mir Platz durch die Menge, und fand den Großherzog in einem der Säle; die Dame, die mich angeredet hatte, lehnte sich auf seinen Arm. Jetzt erinnerte ich mich, daß der Großherzog eine einzige Tochter habe, die sich Viola nenne. Ich näherte mich entschlossen dem Fürsten, überreichte ihm das Päckchen und bat dringend, daß er den Inhalt untersuchen möge. Dann verbeugte ich mich tief, zog mich zurück und eilte die Marmorstiege wieder hinab.

„Hast Du es übergeben?" fragte es leise hinter mir.

„Allerdings, Signor, aber — — "

„Dann schnell zu dem Neger, wenn Du mich liebst." Und der veilchenfarbene Domino war aufs Neue verschwunden.

„Jetzt also nach Pisa," sprach ich zu mir selbst. „Hier bin ich Theilnehmer an einem Hochverrathe geworden, bloß um des verwünschten himmelblauen Dominos willen! Wer kanns helfen!"

Nach wenigen Augenblicken befand ich mich in dem schmalen Laubengange, wo mir die flammenden Augen des niedergekauerten Negers entgegentraten. Bei dem Sternenlichte sah ich daß ein Korb, oder etwas dergleichen, vor ihm stand.

„Was sucht Ihr hier, Signor?" fragte der Schwarze, indem er rasch emporsprang.

„Hier ist der Ring Deines Herrn," entgegnete ich, indem ich ihm das Kleinod zeigte. Der Neger befühlte den Ring um sich zu überzeugen, ob es auch der rechte sey.

„Da, hier, Signor," sprach er alsdann, indem er den Korb sanft vom Boden erhob und ihn in meine Arme legte. Derselbe war grade nicht schwer, aber wegen seines Umfangs lästig fortzuschaffen.

„Horcht, Signor," rief plötzlich der Neger, „im Palaste scheint Tumult zu entstehen. Ihr müßt Euch beeilen, man darf mich nicht bei Euch erblicken." Und mit Blitzesschnelle war der Schwarze verschwunden.

Ich eilte mit dem Korbe, dessen Inhalt mir unbekannt war, so schnell fort, wie ich konnte, denn die Sache schien mir der Entwickelung nahe. Ich hörte wie man nach allen Seiten rannte und vernahm Stimmen die sich mir näherten. Ueberzeugt daß ich verfolgt würde, von Schrecken erfaßt beflügelte ich meine Schritte; in der Dunkelheit aber stolperte ich über einen Stein und fiel mit meinem Korbe zu Boden, worauf ein plötzlich aus demselben ertönendes Gewimmer mir verkündete, daß der mir aufgeladene Schatz ein Kind sey. Von der Besorgniß erfaßt, daß es verletzt seyn könne, und über dieß menschliche Gefühl in diesem Augenblick jede andere Gefahr vergessend, hockte ich mit meinem himmelblauen Domino nieder, öffnete den Korb, untersuchte die kleinen Glieder meines Pfleglings und bemühte mich ihn zu beruhigen. Da aber fühlte ich mich plötzlich bei beiden Schultern gefaßt und zum Gefangenen gemacht.

„Was soll das heißen?" fragte ich, kaum wissend was ich vorbrachte.

„Ihr seyd ein Gefangner, auf Befehl des Großherzogs," lautete die Antwort.

Ich, ein Gefangner? Und weshalb? Ich bin ein Engländer!"

„Gilt gleich. Der Befehl lautet: jeden himmelblauen Domino, den wir hier im Garten finden, zu arretiren.

„Der Teufel hole den himmelblauen Domino," dachte ich heute wenigstens zum zwanzigsten Male. „Wolan ich werde folgen, wenn es nicht anders seyn kann," sprach ich, „zuvor aber laßt mich dieß arme kleine Kind beschwichtigen."

„Seltsam, daß er sich mit dem Kinde davon machen wollte, grade als Signora Viola verschwand," bemerkte einer meiner Häscher.

„Da habt Ihr Recht, meine Herren," versetzte ich, „das alles ist sehr seltsam. Aber was noch seltsamer ist, ist, daß ich von der Sache so wenig weiß, als Ihr selbst. Ich bin bereit

Euch zu folgen, nehme einer von Euch den Korb, während ich das Kind trage.“

Nach wenigen Augenblicken hatten wir den Palast erreicht. Ich hatte meine Maske vorbehalten und ward in den Saal geführt, wo ich das Päckchen dem Großherzog übergeben hatte.

„Da ist er! da bringen sie ihn!“ riefen zahllose Stimmen rund um mich her. „Heilige Jungfrau, er hat ein Kind auf dem Arme, welch' ein liebliches Kind!“ — Ich stand bald vor dem Großherzog, der gewaltig aufgeregt schien.

„Seyd Ihr nicht derjenige der mir vor einer Viertelstunde diesen Brief überbrachte?“ fragte er.

„Ja Ew. Hoheit ich war es,“ versetzte ich, unablässig bemüht das Kind zu beschwichtigen.

„Wer übergab es Euch?“

„Ew. Hoheit zu dienen, das weiß ich nicht.“

„Wessen Kind ist das?“

„Ich weiß es nicht Eure Hoheit.“

„Woher bekamt Ihr es?“

„Aus diesem Korbe, Ew. Hoheit.“

„Wer übergab Euch den Korb?“

„Ich weiß auch das nicht, Ew. Hoheit.“

„Wollt Ihr Euren Scherz mit mir treiben? Man durchsuche ihn!“

„Ich will Eure Leute dieser Mühe überheben, Ew. Hoheit, wenn anders eine der Damen so lange das Kind nehmen will,“ entgegnete ich; „ich habe in dieser Nacht vielerlei Geschenke erhalten, die werde ich die Ehre haben, Ew. Hoheit vorzulegen.

(Beschluß folgt.)

Reisebilder aus Ober Italien

Triest, im July 1835.

I.

(Beschluß.)

Wir entließen hier unsern bisherigen Kutscher und nahmen bis nach Triest unsers Wirths Equipage, eine leichte Calesche mit zwei raschen Pferden bespannt. Da wir die 12 Meilen bis Triest nicht füglich in einem Tag zurücklegen konnten, so beschlossen wir nur bis Adelsberg zu fahren und reiseten deßhalb erst gegen Mittag von Laybach fort. Die zwei Meilen bis zum Dorfe Oberlaibach führen durch eine Ebene, doch jenseits desselben läuft die Straße mehrere Stunden im Zickzack bergan; als wir endlich den Gipfel des Gebirges erreicht hatten glaubten wir, wie dieß in der Regel der Fall ist, wieder bergab fahren zu müssen, aber wir irrten, denn eine Hochebene, mit Dörfern und fruchtbaren Feldern, zieht sich zu beiden Seiten der Straße mehrere Stunden des Wegs hin. In dem Dorfe Cassе hielten wir vor einem Wirthshause an um einige Erfrischungen zu nehmen. Aus einem dem Gastzimmer gegenüber befindlichen Gemach erschallte uns ein lautes Gemurmel entgegen, wir schauten hinein und staunten nicht wenig, ein Dutzend auf den Knieen liegender Weiber zu erblicken, die betend einen Halbkreis um eine Leiche bildeten, an deren Seite ein alter Mann saß der einen Fliegenwedel fleißig schwenkte, um diese, wohl nur dem Lebenslästigen Insekten, von dem Leichnam des Todten zu verscheuchen. Auf unsere Nachfrage erfuhren wir daß dieser Mann, ein Ziegelermeister aus Italien, Tags zuvor auf der Landstraße ermordet worden sei; den Weibern des Dorfs lag es ob für das Heil seiner Seele den Rosenkranz zu beten. Ueberhaupt scheint in diesem Lande das Todtschlagen an der Tagesordnung zu sein, denn ich erfuhr später, von einem glaubwürdigen Mann, daß seit acht Tagen in einem Umkreis von 12 Meilen vier Ermordungen stattgefunden hätten. Die östreichische Polizey scheint trotz ihrer Strenge dieses nicht verhindern zu können. Eine Stunde vor Adelsberg trafen wir in einer waldigen Gebirgsgegend ein starkes Piquet Infanterie aufgestellt, um die Heerstraße zu sichern gegen das räuberische Gesindel der Gegend.

In Adelsberg angekommen erkundigten wir uns nach der berühmten in der Nähe befindlichen Höhle; da selbige nur eine viertel Stunde vom Städtchen entfernt ist, so beschlossen wir sie noch vor dem Abendessen in Augenschein zu nehmen. Schon verdrießlich über die kleinlichen Förmlichkeiten, denen man im Oestreichischen bei keiner Gelegenheit entgeht, denn wir mußten uns zuvor selbst bei dem sogenannten Höhlen-Inspector melden, erfuhren wir, daß man uns für baare 3 ßl Cour. Mze. nur drei Lichter mitgeben wolle. Man denke sich eine 3 Stunden lange Höhle, die man uns hier als die größte auf Erden schilderte, durch das winzige Licht von 3 Kerzen erleuchtet. Scheint man denn im Oestreichischen sogar das Licht in einer unterirdischen Welt?! — Wir verlangten für den Eintrittspreis von 3 ßl wenigstens 12 Lichter, und da man uns diese nicht bewilligen wollte so ließen wir die Adelsberger Höhle ungesehen. Ich meinestheils konnte mich deßhalb um so eher trösten, da mir die Ansicht einer Tropfstein-Höhle nichts Neues ist indem ich am Harz die Bielsund die Baumanns Höhle, wie auch in der Schweiz und bei Streitberg in Bayern verschiedene gesehen hatte; sie gleichen sich in der Regel sehr und es gehört eine mehr als kranke Phantasie dazu, um die Steingebilde für das zu erkennen wofür sie die Führer insgemein auszugeben pflegen. —

Am andern Morgen fuhren wir über Prewald und Obsčina (Opotschina) nach Triest. So wie man sich der letzteren Stadt nähert wird die Gegend immer öder; die Straße läuft fortwährend über hohes Gebirge fort, man sieht nur noch einzelne verkrüppelte Bäume hie und da am Wege stehen, sonst, wohin sich das Auge auch wenden mag, erblickt man nur graue Felswände und ödes Gestein; der vulkanische

Charakter dieser Gegend ist leicht erkennbar, man scheint über lauter ausgebrannte Krater hinzufahren. Dennoch trafen wir in Cesana, einem Dorfe wo wir zu Mittag speiseten, einige Triester Familien, die in diesen traurigen Gefilden sich des Landlebens erfreuten; sie bemerkten uns daß die große Hitze sie aus der Stadt vertrieben habe und die kühle Bergluft ihnen hier auf der Höhe ganz vortrefflich zusage. Das waren köstliche Aussichten für uns, da wir die Wärme schon hier unerträglich fanden, der Thermometer zeigte 24 Gr. R. —

In dieser Gegend hat man wirklich seine Noth sich mit den Leuten verständlich zu machen, sie reden weder deutsch noch italienisch, sondern ein barbarisches Kauderwelsch, Krainerisch genannt, das selbst die Triestiner nicht verstehen. Schon seit einigen Tagen merkten wir daß wir uns einer Handelsstadt näherten; unzählige Wagen mit Kaufmannsgütern beladen bedeckten fortwährend die Straße. Unbegreiflich war mir die Nachlässigkeit mit der man die Versendung der Güter betreibt. Man giebt nämlich den Bauern, die Holz und dergl. zur Stadt bringen, einzelne Fässer, Kisten und Collys als Retouren mit, die sich dann für ein Billiges anheischig machen die Waaren, das Gebirge hinauf, bis zum nächsten Speditions-Ort zu liefern. Wie sorglos diese Leute mit dem anvertrauten Gute umgehen ergiebt sich daraus, daß man vor jeder Kneipe sowohl als auch selbst am Wege abgeworfene Fässer und Kisten liegen sieht, wo sie der Sonne und dem Regen preisgegeben sind. Diese Erscheinung war mir um so auffallender da der größere Theil der Waaren aus rohem Zucker bestand, den man in Triest des Tranports wegen in Fässer verpackt. Wir begegneten mehr denn 100 Wagen mit Ochsen bespannt, deren jeder nur ein Faß geladen hatte.

Wir fuhren um 3 Uhr von Cesana (Sessana) fort, welches noch zwei Meilen von Triest entfernt ist. Nachdem wir an der Donauen Linie unsere Pässe vorgezeigt, betraten wir das Gebiet des Freihafens. Eine Berghöhe die uns zur Rechten die Aussicht benahm endete, und wir erblickten plötzlich das Meer. Welche Ueberraschung! Welch' köstliches Panorama! Der Anblick begeisterte mich dermaßen, daß ich in ein lautes Hurrah ausbrach, worin meine Reisegefährten tapfer mit einstimmten. Das Auge das bisher an erschrecklich öden rohten Steinmassen sich müde sah, erblickt hier mit einem Male die endlose Spiegelfläche des Meeres; zunächst von hohen kahlen weißgrauen Felsthürmen umkränzt erscheint der Meerbusen von Triest, ihn beleben unzählige Segel die zum Theil in der Entfernung, von der Höhe des Standpunktes, nur als kleine weiße Punkte erscheinen. Hart am Fuße des Gebirges liegt ausgebreitet das schöne Triest; bespült von den Wellen des Meeres zieht sich ein Wald von Masten längs seinen Palästen dahin. Links läuft die wunderschöne Kunststraße im Zickzack hinab zu der gekrönten Beherrscherin des Adriatischen Meeres, die Venedig vernichtete. Terrassenförmig gleich einem Amphitheater umziehen Wein- und Obstgärten mit prächtigen Landhäusern die von Reichthum strotzende Stadt. Rechts schweift der Blick bis zu den mit ewigem Schnee bedeckten Häuptern der Tyroler Alpen und den Hintergrund bildet das offene Meer; in tiefste Ruhe versunken küssen die Strahlen der Sonne seinen unendlichen Spiegel. Welch' ein unbeschreiblich schönes Bild! wie durch Zauber entstanden zeigt es sich plötzlich unsern Blicken. O! wie frei, wie leicht fühle ich mich jedesmal beim Anblick der offenen See, dem Asyl wo der Sterbliche einzig gesichert ist gegen die sich ewig wiederholenden Plackereien der Zöllner und Polizeymänner; wo der Reisende keine Barriere mehr zu fürchten hat, an der ein Douane mit frecher Faust seine Koffer durchwühlt, und ein grober Thorschreiber, mit argwöhnischem Zweifel, an seinem Paße irgend einen Makel zu erspähen sich bemüht. Ja wahrlich, nur auf dem Meere ist der Mensch frei! —

Nachdem wir uns satt gesehen hatten an dieser prachtvollen Aussicht, rollten wir die herrliche Kunststraße hinab.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Auf die erste Wiederholung des in diesen Blättern bereits besprochenen Stückes «der Zögling» am vergangnen Mittwoch, folgte das alte nach Goldoni bearbeitete Lustspiel «der Diener zweier Herrn» in welchem Herr Koch vom Stadttheater zu Königsberg, als Truffaldino auftrat. Dem in der Kritik allgemein geltenden Grundsatze einen Künstler nicht nach seinem ersten Auftreten zu beurtheilen, wollen wir auch heute getreu bleiben, und bemerken deßhalb nur, daß wie es scheint, es Herrn Koch weder an Talent, noch an den erforderlichen Mitteln fehlt, daß aber die aus dem Ganzen hervorsprudelnde, mit dem ganzen Wesen innig verschmolzene Laune, so zu sagen, das belebende Princip sich nicht recht Bahn brechen wollte. Die nächsten Rollen werden zeigen was die Bühne von Herrn Koch zu erwarten habe. Mad. Lebrün war als Federico Rasponi eine höchst angenehme Erscheinung, und erhöhte den günstigen Eindruck, durch ein sehr angemessenes Spiel. Ueber Herrn Zängl als Florindo wiederholen wir, was wir schon so oft gesagt haben, und vielleicht noch eben so oft werden sagen müssen, daß dieser Darsteller seine Beredsamkeit in keiner Rolle verläugnen kann, sondern immer Herr Zängl bleibt. Herr Burmeister (Pandolfo) war zu loben. Ueber die andern Mitwirkenden ist nicht viel zu berichten. Dem. Spahn (Smeraldina) hatte nur eine sehr unbedeutende Rolle, Herr Elliar muß sich in dieser Hinsicht verbessern, wenn er wünscht, den Silvio gut zu spielen. Mad. Zängl (Clarina) spielte recht artig, Herr Richard als Dr. Lombardi, und Herr Hollmann d. ä. als Gastwirth Lebaldo, stehen wenigstens nicht.

Mittwoch, den 27sten December: Unbestimmt.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)

No. 156 Einundzwanzigster Jahrgang **1837.**

Originalien

aus dem Gebiete

der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Redigirt und verlegt von Georg Lotz.

An Ole Bull.

Als ich sein Zauberspiel gehört.

Mächtig erschallt' das: Es werde! und unter dem Bogen des Himmels,
Wölbt' sich im farbigen Glanz, schön und harmonisch das All;
Also gebietet Dein Geist, es regt sich Dein magischer Bogen,
Reich an Tönen entsteht unter ihm neu eine Welt!

Georg Lotz.

Die Schildwache am Niagara.

In unserer Compagnie, „so erzählt ein Corporal, der am Ufer des Niagara stationirten brittischen Truppen," befand sich ein Soldat, Namens James Corney, ein ehrlicher, einfacher, ruhiger Mann, auch ein guter Soldat, das heißt mäßig und nüchtern, dabei aber keineswegs von jenem Geiste beseelt, welcher plötzlichen Gefahren mit entschlossenem Sinn zu begegnen vermag. Corney war verheirathet, hatte sein Weib und seine zwei Kinder in England zurückgelassen, und beklagte seit seiner Ankunft im Hauptquartiere, unablässig sein hartes Schicksal, welches ihn von den Seinen trenne. Er hing an ihnen mit ganzer Seele, und sein tägliches Lied war, daß er sie nimmermehr wiedersehen werde. Alle Gründe, Scherze und Vorstellungen, welche wir anwandten, ihn dieser schwermüthigen Stimmung zu entreißen, blieben fruchtlos. „Sagt was Ihr wollt," erwiderte er jedesmal, „als ich mein gutes Weib und meine beiden lieben Kinder am Strande zu Portsmouth zum Letztenmal in meine Arme schloß, flüsterte mir eine innere Stimme zu, daß ich sie hienieden nicht wiedersehen würde. Ihr werdet sehen, daß das in Erfüllung gehen wird."

James Corney war in einer Nacht mit mir bei demselben Piket. Um Mitternacht kam die Reihe an ihn am Ufer des Flußes Schildwache zu stehen, und traurig wie immer bezog er seinen Posten. Ich kehrte zu dem Wachtfeuer zurück; kaum aber hatten wir dort ein halbes Stündchen verschwatzt, als wir plötzlich von der Schildwachenlinie einen Musketenschuß fallen hörten, der alles in Verwirrung brachte; wir griffen sämmtlich nach den Waffen, aber es blieb alles ruhig. Der commandirende Offizier beauftragte mich nun die Sache näher zu untersuchen, und ich brach demnach mit einigen Leuten auf, um diesem Befehle Folge zu leisten. Ich fand die nächsten beiden Schildwachen auf ihrem Posten, sie hatten den Schluß ebenfalls

gehört, dennoch aber war jetzt alles ruhig. Als ich aber weiter hin kam, erfuhr ich, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach Corney gewesen sey, der gefeuert habe, weshalb aber, konnte Niemand errathen, da diesseits und jenseits des Ufers alles ruhig geblieben war. Ich eilte jetzt nach Corneys Posten. Es stand kein Mond am Himmel, aber die Sterne funkelten so klar, daß man, selbst in ziemlicher Entfernung alles genau unterscheiden konnte. Noch aber hatte ich den Posten nicht ganz erreicht, als ich plötzlich gewahrte, wie Corney dem Ufer zueilte, sein Gewehr von sich warf und sich hinab in die Fluth stürzte. „Ist der Kerl toll geworden!“ rief ich, indem wir zu seiner Rettung hineilten. Wir zogen ihn nicht ohne Schwierigkeit aus dem Wasser. Es war jetzt nicht an der Zeit den armen Kerl zu schelten, der triefend und mit verwildertem Blick vor mir dastand, ich begnügte mich daher ihn auf dem Rückwege zum Wachtfeuer zu befragen was sich ereignet habe. Anfangs wollte er mir gar nicht Rede stehen, endlich aber entgegnete er: „es ist nun alles aus mit mir, Corporal. Ihr habt mich oft verspottet wenn ich Euch sagte, daß ich Weib und Kinder nimmermehr wiedersehen würde — aber schon nach wenigen Stunden werdet Ihr anders reden. Morgen schon bin ich todt.“

„Narrenspossen, James,“ entgegnete ich, „das ist Dein altes Lied! Die Kugel kann Dich treffen, wie einen jeden von uns; schlage Dir solche Gedanken aus dem Kopfe und sage mir warum Du Feuer gabst?“

„Ich war es ja nicht, der mein Gewehr abdrückte, es ging von selbst los bei dem Ringen.“

„In welchem Ringen? James, sprich klar und vernünftig und nicht in Räthseln, es war ja niemand dort — mit wem konntest Du denn ringen?“

„Mit meinem Weibe, Corporal,“ erwiderte er in einem dumpfen Tone. „Lächelt nur ungläubig, wenn Ihr Lust habt, verspottet mich immerhin! Was ich Euch sage, ist die Wahrheit, und noch bevor morgen die Sonne sinkt, werdet Ihr auch davon überzeugt seyn. Hört also, ich will Euch alles erzählen: Ihr waret kaum zehn Minuten fort, als ich plötzlich indem ich mich zufällig wandte, meine Margarethe vor mir stehen sah. Was ich empfand, könnt Ihr Euch denken. Sie war bleich, mager, und in ein weißes Tuch gehüllt, ihr Haar hing aufgelöst herab, und der Ausdruck ihres Gesichts war so traurig, daß es mir das Herz durchschnitt. Einen Augenblick lang blickte sie mich schweigend an, dann bewegten sich ihre dünnen, blaßen Lippen, „James“ sprach sie in einem hohlen Tone, „fort von hier, oder es wird zu spät! — So wahr ich hoffe seelig zuwer den, es war keine Täuschung, ich hörte die Worte ganz deutlich, wie jetzt meine eigenen, und ich antwortete, daß ich nimmermehr meinen Posten verlassen würde. Sie wiederholte indessen ihr Verlangen und als sie sah, daß ich mich nicht darin fügen wollte, faßte sie nach meinem Gewehre und versuchte es mir zu entreißen. In diesem Ringen ging dasselbe los, Margaretha verschwand — gleich darauf aber gewahrte ich sie wieder mit meinen Kindern in einem Canoe auf dem Flusse, sie winkte mir mit der Hand und rief mir zu: „Morgen sehn wir uns wieder!“ — Ich sah wie der Strom sie mit sich fortriß — ich hörte das Rauschen des Wasserfalls — was sollte ich thun? Ich warf mein Gewehr fort und stürzte mich hinab, um sie zu retten.“

Corney erzählte das Alles so ruhig und gesammelt, daß es unmöglich war an seiner Ueberzeugung von der Vision zu zweifeln. Er beharrete fest in seiner Behauptung, daß er den folgenden Tag nicht überleben würde, und schien so betrübt, daß man es für rathsam hielt, ihn nicht wieder als Schildwach auszustellen.

Unterdessen brach der Tag an, und jetzt gewahrten wir daß James Haar plötzlich die Farbe verändert habe; noch vor fünf Stunden war es dunkelbraun, jetzt war es aschgrau geworden. Bald rückte der Feind in großer Anzahl heran, unser Picket ward zurückgetrieben, wir leisteten tapfere Gegenwehr — unter den Todten befand sich unser Camerad Corney. Sechs Wochen später langten Briefe aus England an, welche unter anderen auch die Kunde mitbrachten, daß Corneys Weib und Kinder an einer ansteckenden Krankheit in derselben Nacht gestorben waren, in welcher ihr unglücklicher Gatte am Niagara die furchtbare Vision hatte.

Der himmelblaue Domino.

Novellette nach Capt. Marryat von Georg Lotz.

(Beschluß)

Eine der Damen nahm das Kind und ich fuhr fort. „Durchdrerst Ew. Hoheit, empfing ich diesen Ring,“ ich überreichte den, welchen ich von dem veilchenfarbenen Domino erhalten hatte. —

„Von wem erhieltet Ihr ihn?“ fragte der Großherzog, welcher das Kleinod sogleich zu erkennen schien.

„Ew. Hoheit zu dienen, das weiß ich nicht. Ich habe auch noch einen zweiten Ring empfangen, hier ist er.“ — Jetzt zeigte ich den, den mir der schwarze Domino übergab.

„Und wer gab Euch den?“ forschte der Großherzog, welcher augenscheinlich auch diesen Ring erkannte.

„Das weiß ich auch nicht, Ew. Hoheit. Und eben so wenig kann ich Auskunft geben, über diesen Dolch und dieses Päckchen, welches ich einem Todten auf die Brust legen sollte. Dieß Blättchen sollte ich an das Kleid dessen heften, den ich ermorden sollte. Wer mir aber diesen furchtbaren Auftrag gegeben, weiß ich ebenfalls nicht.“

„Vielleicht wißt Ihr auch nicht Euren eigenen Namen und Euer Gewerbe?“ fragte höhnisch der Großherzog.

„Das weiß ich,“ versetzte ich, indem ich meine Maske vom Gesicht nahm. Ich bin ein Engländer und ein Mann von

Ehre. Ich nenne mich Herbert und hatte mehrmals die Ehre, bei den Festen Ew. Hoheit zugegen zu seyn.“

„Ja, ja, ich erkenne Sie,“ rief der Großherzog. „Man verlasse den Saal, ich muß mit diesem Herrn allein reden.“

Als die Uebrigen sich hinweg begeben hatten, erzählte ich dem Großherzog umständlich alles, was sich in dieser Nacht mit mir zugetragen. Der Fürst hörte mir mit der größten Aufmerksamkeit zu, und als ich geendet hatte, erklärte er mir das Geheimniß, dessen Schlüssel ich jetzt meinen freundlichen Lesern geben will.

Der Großherzog hatte eine Tochter, Nahmens Viola, die er mit dem Grafen Rudolph von Istrien zu vermählen wünschte. Viola aber hatte Alfred, Marchese von Salerno, kennen und lieben gelernt; der Großherzog wollte in diese Verbindung nicht einwilligen. Graf Rudolph hatte schon mehr als einen vergeblichen Versuch gemacht, sich durch Meuchelmord von seinem Nebenbuhler zu befreien. Viola hatte dem Marquis insgeheim ihre Hand gereicht und ein Jahr darauf, zurückgezogen auf dem Lande, ohne daß ihr Vater auch nur die geringste Ahnung davon hatte, ein Pfand ihrer gegenseitigen Liebe geboren.

Um diese Zeit war man auf die geheimen Gesellschaften, besonders auf die der Carbonari in Italien aufmerksam geworden, und man that alles Mögliche sie zu unterdrücken. Graf Rudolph stand an der Spitze der Carbonari, er hatte sich ihnen angeschlossen um dadurch zur Vertilgung seines Nebenbuhlers mehr Einfluß zu gewinnen. Der Marchese hatte hievon Kunde erhalten und suchte sich die erforderlichen Beweise zu verschaffen, um die Verbannung des Grafen aus dem Gebiete von Lucca bewirken zu können. Der Letztere dagegen hatte beschlossen, die Ermordung des verhaßten Rivals auf dem bevorstehenden Maskenballe bewerkstelligen zu lassen.

Der Marchese wußte dieß, hatte aber grade am Vormittage desselben Tages den unwiderlegbaren Beweis von der Schuld des Grafen erhalten, und war entschlossen solchen dem Großherzog zukommen zu lassen; überzeugt aber, daß die Carbonari seine Ermordung beabsichtigten, und daß der Zorn des Großherzogs heftig ausbrechen werde sobald er von seiner geheimen Vermählung mit seiner Tochter Kunde erhalten würde, wollte er mit seiner Gattin nach Pisa entfliehen, und dort verweilen bis sich der Unwille des Großherzogs gelegt haben würde. Diese Flucht sollte in der Nacht des Maskenballs bewerkstelligt und zu Pferde vollbracht werden; das Kind wollten sie unterdessen nicht zurücklassen, und um ihnen bei dem Ganzen behülflich zu seyn hatten sie ihrem vertrauten Freunde, dem Grafen d'Ossore geschrieben, und ihn ersucht, sich auf dem Maskenballe in einem himmelblauen Domino einzufinden. Der Graf d'Ossore aber hatte durch einen Zufall dieses Schreiben nicht empfangen, und so ereignete es sich, daß ich für ihn gehalten wurde. — Mein Zusammentreffen mit dem Grafen Rudolph im schwarzen Domino war zufällig, er hatte den Bravo Filippo nach der Stelle beschieden an welcher er mich

fand. Das Päckchen was er mir übergab enthielt Papiere die Verbindung der Carbonari betreffend, ich sollte sie in die Kleider des ermordeten Marchese stecken um glauben zu machen, er gehöre zu jenem gefürchteten Bunde. Die Papiere dagegen, welche ich der Aufforderung des Marchese zufolge dem Großherzog einhändigte, enthielten die Beweise, daß sein Gegner ein Mitglied jenes Vereines sey. —

Was jetzt geschah, ist leicht zu errathen. Der Großherzog, empört ob des Verrathes des Grafen Rudolph, schritt sinnend in seinem Gemache auf und ab, dann fügte er sich als ein kluger Mann in das was er doch nicht zu ändern vermochte — er verzieh dem Marchese und seiner Tochter und gestattete mir, ihnen diese seine Verzeihung nach Pisa zu überbringen. Seinen kleinen Enkel aber behielt er zurück, als Geissel, wie er lächelnd bemerkte, daß seine Kinder recht bald in seine geöffneten Arme wiederkehren möchten.

Daß ich mich dieses Auftrags mit Freuden entledigte, bedarf keiner Versicherung. Den himmelblauen Domino aber der mich in so wunderbare Verhältniße gebracht, und mich zum Retter und Beschützer des liebenden Paares gemacht hatte, gab ich nicht wieder zurück, sondern brachte ihn käuflich an mich, und noch jetzt gehört er zu jenen lieben Denkmälern, auf welchen mein Auge gern verweilt, wenn es aus der trüben Wüste der Gegenwart in die blumigen Gefilde der Jugend zurückschweift.

Rüge.

Die Nummer 223 des Tübinger Morgenblattes vom 18. September hat ein mit Hölty bezeichnetes Motto, so lautend:

„Röther färbt sich der Himmel
Aus der goldenen Wolke
Thau'n der Mai und der Friede
Segen auf die beglänzte Flur.“

Die Stelle lautet aber bei Hölty so:

„Röther färbt sich der Himmel,
Aus der goldenen Wolke
Thau'n der Mai und die Liebe
Segen auf die enteif'te Flur.“

Der Friede ist ein ganz ander Ding, als die Liebe und eine glänzende Flur etwas ganz anders als eine enteif'te.

Der verantwortliche Redacteur möge es beim Apollo verantworten, daß, wenn er sich gedrungen fühlte, Stellen aus Dichtern für seine Motto's zuzustutzen, er sich wenigstens nicht enthielt, einen so gefeierten Namen, wie der Hölty's allen ächten Kennern deutscher Poesie ist und bleiben wird, seiner verballhornten Lesart unterzusetzen. Wohin wird dies führen, wenn sich Redactionen öffentlicher Blätter dergleichen unpoetische Fälschungen erlauben dürfen?

F.

Schönwissenschaftliche Berichte,
aus der Fremde und der Heimath.

Auswärtige Notizen.

Schwerin, im December 1837.

Nach meinem letzten kleinen Theaterbericht habe ich Ihnen in Eile nur jetzt noch nachträglich anzuzeigen, daß Mad. Fischer-Maraffa die Rosine im Barbier mit großer Auszeichnung gesungen, und namentlich mit einer im 2ten Act eingelegter Arie von Paccini, den größten Enthusiasmus erregt hat. Mad. F. wird noch als Desdemona und Gräfin in Figaros Hochzeit auftreten, und uns dann zum Bedauern aller Kunstfreunde wieder verlassen.

Dlle. Kunth eine junge talentvolle Sängerin hat als Prinzessin von Navarra allgemein angesprochen. Unser Kiel unterstützte die Gastin aufs Beste.

Das seit dem Tode der Dlle. Clara Hirschmann hier nicht mehr gegebene Drama, «Christine von Schweden,» ist neuerdings wieder über die Bretter gegangen. Mad. Clauer möchte Furore als Christine und wurde nach dem 2ten und 3ten Act, stürmisch gerufen.

Alois Taufig hat auch auf dem Casino ausnehmend gefallen und ist nach Stettin abgereist. r.

Hamburg, im December.

Stadt-Theater.

Die Gattin des geschätzten Künstlers Herrn Baumeister, trat am Sonnabend den 25ten dieses, als Emmeline in der Schweizerfamilie auf. Emmeline ist keineswegs eine der gewöhnlichen Opernfiguren, sondern ein durchaus poetisches Wesen. Anmuth, Zartheit, tiefes aber überspanntes Gefühl und eine sanfte melancholische Schwärmerei vereinigen sich in ihr, und machen sie zu einem jener liebenswürdigen Gebilde, welches freilich untergehn muß, wenn kein Rettungsstrahl leuchtet, an einem leise schleichenden, niemals aber zur lodernden Flamme aufwirbelnden Feuer, zu dem aber jedes schwermüthige Herz mit magischer Kraft sich angezogen fühlt. Von diesem Gesichtspuncte aus, betrachten wenigstens wir dieses einfache Kind der Natur, und verlangen deshalb von der Darstellerin, daß sie uns ein Ganzes vorführe, in welchem besonders durch leise Schwingung der Saiten die endliche vollstimmige Harmonie erreicht wird. Die wackere junge Künstlerin schien aber in dieser Auffassung nicht ganz mit uns über einzustimmen, besonders im Anfange nicht, da sie statt der mehr zarten sinnvollen Melancholie, zu viel Leidenschaftlichkeit vorwalten ließ. Vielleicht war übrigens ihre sichtbare Befangenheit Ursache, daß sie nicht ganz den richtigen Ton traf. Was den Gesang anbelangt, so läßt sich eine kunstgemäße Ausbildung desselben nicht verkennen, auch ist ihre Stimme, wenn gleich nicht sehr stark, doch recht angenehm. Ein Mehreres darüber nach ihren ferneren Gastrollen. Herr Koch hatte die Rolle des Paul zu seiner zweiten Gastrolle gewählt. Wenn dieser Darsteller in der eben genannten Parthie sich heute keinen Beifall errang, so ist die Ursache davon nicht so wohl in dem Umstande zu suchen, daß es mit dem Gesange desselben nicht viel auf sich hat, sondern vielmehr in einigen Mißgriffen, zu denen Herr Koch sich wohl durch Unkunde der hiesigen Verhältnisse hatte verleiten lassen; ungeilige Späße, selbst wenn sie geistvoll wären, sind unerlaubt, und finden hier gewohnlich nur geringen Anklang, wenn aber vollends der Geist fehlt, so werden sie hocht unangenehm und finden allgemein eine ungünstige Aufnahme. Wozu sollten die unaufhörlichen Wortverdrehungen z. B. Schweizer statt Schweitzer, Emmoline statt Emmeline, lächelte statt lächelte u. s. w. dienen? Von dieser Beschaffenheit sind die Mittel nicht, um auf der Hamburger Bühne sein Glück zu machen, und wir rathen Herr Koch dem es gewiß nicht an Talent mangelt, sich ja nicht dem Streben hinzugeben, um jeden Preis Lachen zu erregen. Wahrhafte Komik macht sich durch sich selbst geltend. Herr Schäfer (Jacob Friburg) war im Spiel und im Gesange ausgezeichnet; auch Herr Räder als Verwalter Durrmann, Mad. Fischer (Gertrude) und Herr Ueg als Graf Walstein waren recht brav. Herr Woltereck als Richard Bull, machte mehr den Gesangskünstler als den Schauspieler geltend.

Voran ging der Schwank «die weiße Pikesche» in welchem Herr Brüning den sorglosen Guitter sehr brav zur Anschauung brachte.

Der Zauberer auf der Geige Ole Bull ist am 25sten dieses in Hamburg eingetroffen; unser nächstes Blatt wird einen Bericht über seine herrliche Leistung am 29sten dieses, liefern. D. R.

Originalien
aus dem Gebiete
der Wahrheit, Kunst, Laune und Phantasie.

Diese meine Zeitschrift, deren Tendenz der Titel ausspricht, beginnt mit 1838 ihren zweiundzwanzigsten Jahrgang, und hat sich während dieses langen Zeitraums die allgemeine Theilnahme des deutschen Publikums und einen so ausgedehnten Lesekreis erworben, wie dessen sich nur wenige belletristische Blätter zu erfreuen haben. Meinen Originalien diese Gunst zu erhalten, wird auch ferner mein eifrigstes Bestreben seyn, und werde ich wie bisher, von ausgezeichneten Schriftstellern unterstützt, weder Fleiß noch Kosten scheuen, um durch Mittheilung interessanter Erzählungen und Novellen, ansprechender Poesieen, Schilderungen aus dem Gebiete der Poesie und des Lebens, so wie durch partheilose Kunstberichte meinem Blatte Mannigfaltigkeit zu verleihen, wobei ich das Zeitgemäße nie aus den Augen verlieren werde. Für die mir bisher bewiesene freundliche Theilnahme des geschätzten Publikums, welche mir so oft meine dunkle Lebensbahn erhellte, meinen herzlichen Dank, dem ich die Bitte hinzufüge, mir dieselbe auch für die Folge zu bewahren.

Die Originalien erscheinen wie bisher wöchentlich dreimal in groß 4. Das vierteljährliche Abonnement beträgt 3 ℳ 12 ß (1 ℳ = 12 gr. Sächs.) Auswärtige wenden sich gefälligst an die löblichen Postämter und Buchhandlungen, und Letztere an die Herolsche Buchhandlung hieselbst.

Georg Lotz,
Dammthorstraße No. 22. Parterre.

Repertorium.

Stadt-Theater.

Sonnabend, den 30sten December Concert von Herrn Ole Bull.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Wörmer, sen. (Jacobi-Kirchhof No. 27.)